

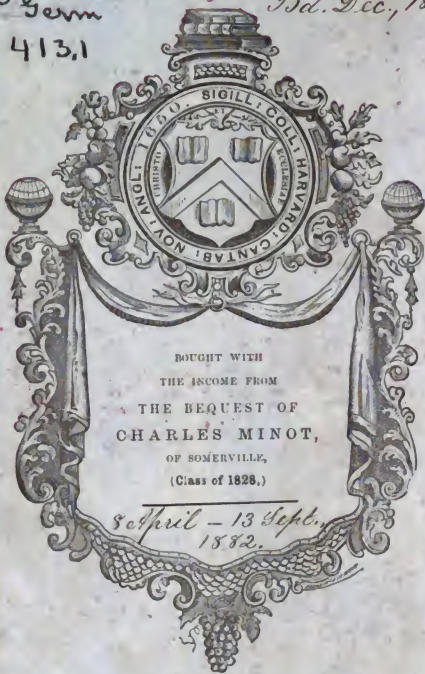


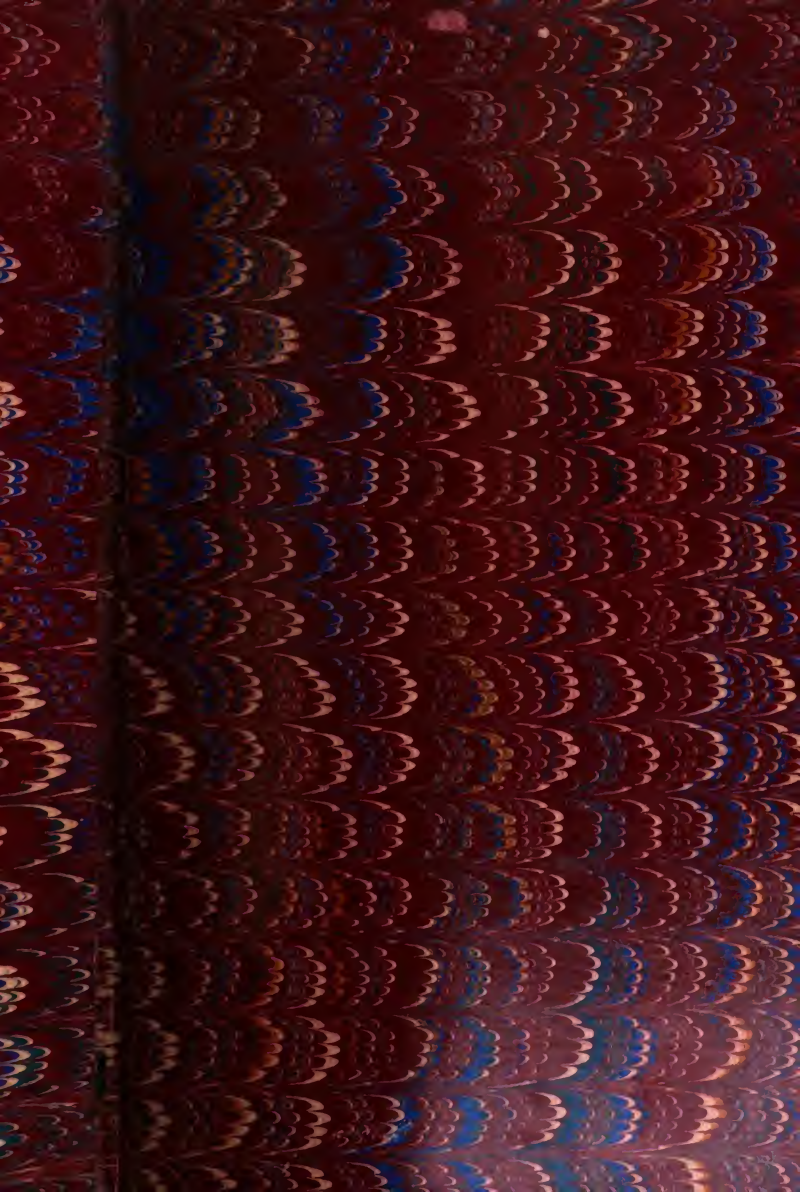
Westermanns Monatshefte

Georg Westermann Verlag, George Westermann,
Adolf Glaser, Friedrich Spielhagen, Gustav ...

P Germ
413.1

Bd. Dec., 1882.





Westermann's
Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Herausgegeben von Friedrich Spielhagen.

Ein Familienbuch
für das
gesamnte geistige Leben der Gegenwart.

Zweiundfünfzigster Band.

April 1882 bis September 1882.

Braunschweig.
Druck und Verlag von George Westermann.
1882.

Weyermann's
illustrirte deutsche
Moral's-Hefte
herausgegeben von
Friedrich Spielhagen

Sechszwanzigster Jahrgang. Zweiundfünfzigster Band.



~~X. 242~~

P. 413.1

1852, at 1000 - 1000. 13.
The 1000 found.

Verzeichniß der Mitarbeiter

am

zweihundfünfzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Ardenne, Armand v., in Düsseldorf, 784. — Baisch, Otto, in Berlin, 769. — Bastian, A., in Berlin, 627. — Bender, Auguste, in Heidelberg, 178. — Biedermann, Karl, in Leipzig, 453. — Curtius, Ernst, in Berlin, 389. — Dinklage, Emmy v., in Lingen, 413. — Draheim, H., in Berlin, 479. — Förster, Ernst, in München, 192. — Genée, Rudolf, in Berlin, 399. — Göring, Hugo, in Basel, 702. — Groß, Ferdinand, in Wien, 463. — Gumprecht, Otto, in Berlin, 592. — Hiller, Ferdinand v., in Köln a. Rh., 57, 210, 348. — Hoffmann, Hans, in Berlin, 682. — Jensen, Wilhelm, in Freiburg, 28, 145, 277. — Jhering, Rudolf v., in Göttingen, 83. — Kaden, Woldegar, in Neapel, 671. — Kinkel, Gottfried, in Untersträß bei Zürich, 1. — Lessing, Julius, in Berlin, 65. — Lewald, Fauny, in Berlin, 401. — Meyer, Ludwig, in Berlin, 505, 637. — Milchöfer, Arthur, in Berlin, 250, 472. — Möbius, Karl, in Kiel, 226. — Nordenstiöld, Adolf Erik v., in Stockholm, 486. — Pecht, Friedrich, in München, 115. — Pntliß, Gustav zu, in Karlsruhe, 244. — Rollmann, Wilhelm, in Stralsund, 614. — Rudolf, H., in Berlin, 368. — Sacher-Masoch, Leopold v., in Leipzig, 327. — Scheinik, E. v., in Kassel, 713. — Schmidt, Julian, in Berlin, 655. — Schneegans, A., in Messina, 539. — Schütte, Wilhelm, in Stralsund, 729. — Speyer, Otto, in Kassel, 101. — Spielhagen, Friedrich, in Berlin, 122, 255. — Stern, Alfred, in Bern, 237. — Stromer, Theodor, in Leipzig, 666. — Telmann, Konrad, in Rom, 757. — Vinde, Gisbert v., in Freiburg, 526. — Vogel, August, in München, 651. — Voges, Ernst, in Heide, 492. — Wagener, Bernhard, in Kiel, 549. — Weissbrodt, Gustav, in Wien, 751. — Zabel, Eugen, in Berlin, 332. — Zacharias, Otto, in Pirchberg, 381. — Zimmern, Helen, in London, 395.

Inhalt

des zweihundfünfzigsten Bandes.

- Zanagra. Eine Erzählung aus Griechenland in Versen von Gottfried Kinkel, 1.
- Der Teufel in Schilf. Ein absonderer historischer Beitrag von Wilhelm Jensen, 28, 145, 277.
- Goethe's musikalisches Leben. Von Ferdinand Hiller, 57, 210, 348.
- Das Kunstgewerbe-Museum zu Berlin. Von Julius Lessing, 66.
- Das Trümpfel. Von Kubols v. Jhering, 83.
- Die Dolomiten und ihre Bewohner. Von Otto Spreyer, 101.
- Karl von Piloty. Eine Skizze von Fr. Vecht, 115.
- Der Jch-Roman. Ein Beitrag zur Theorie und Technik des Romans von Friedrich Spielhagen, 122.
- Neue Novellen, 139, 405.
- Deutsche Liebe in Amerika. Novelle von Auguste Reuber, 178.
- Sancta Cäcilia. Von Ernst Hörster, 192.
- Die Kuster, ihre natürlichen Lebensverhältnisse und ihre künstliche Zucht. Von Karl Möbius, 226.
- Eine preussische Verfassungsdebatte aus dem Jahre 1815. Von Alfred Stern, 237.
- Die schriftstellerische Production für die Bühne. Von Gustav zu Putlik, 244.
- Die Ikonfiguren aus Zanagra. Von Arthur Wilschhöfer, 250.
- Gebächtnisrede auf Berthold Auerbach. Von Friedrich Spielhagen, 255.
- Skizzen aus St. Petersburg, 269, 804.
- Militärische Literatur, 272.
- Neue Ausgaben von Hans Sachs, 273.
- Vollständliche historische Schriften, 274.
- Artaban und Paphomia. Eine Skizze aus Kleinasien von Leopold v. Sacher-Masoch, 327.
- Wilhelm Jordan. Ein literarisches Porträt von Eugen Jabel, 332.
- Aus Artabien. Von Arthur Wilschhöfer, 361, 472.
- Auf der Berliner Stadtbahn. Von H. Kuboff, 368.
- Schöne Formen und Farben in der Tierwelt. Von Otto Zacharias, 381.
- Die antike Kunst in ihrer-Beziehung zur modernen Bildung. Von Ernst Curtius, 389.
- Aus London. Von Felix Zimmern, 395.
- Vou den Berliner Theater. Von H. Genée, 399.
- Römische Briefe. Von Fanny Lewald, 401.
- Ein „Lebensroman“, 407.
- Lebensbilder, 410.
- Unsere Patriarchen. Erzählung aus dem Departement Tschams von Emmy v. Dinklage, 413.
- Von und aus noch ungedruckten Leibniz'schen Handschriften. Von Karl Biedermann, 453.
- Alphonse Daubet. Eine literarische Skizze von Ferdinand Groß, 463.
- Goethe's Gebirgsreisen. Von H. Draheim, 479.
- Die Schifffahrt zwischen Ost und Jenisei und dem Atlantischen Ocean. Von Adolf Eric Freiherrn v. Nordenstjöld, 486.
- Die Erdwürmer. Von Ernst Voges, 492.
- Der palatinische Berg. Eine römische Studie von Ludwig Meyer, 505, 637.
- Zwei spanische Romadben, ihre Wandlungen und Wanderungen. Von Egidbert Freiherr Binde, 526.
- Aus Messina. Von A. Schuregans, 539.
- Neuere philosophische Werke, 543.
- Heimliches Gewerbe. Novelle von Bernhard Wagner, 549.
- Georg Friedrich Händel. Von Otto Gumprecht, 592.
- Ueber Telephonie. Von Wilhelm Kollmann, 614.
- Alte Erinnerungen und alte Monumente. Von Adolf Bastian, 627.
- Chemische Industrie und Wald. Von August Vogel, 651.
- Johann Joachim Winckelmann. Von Julian Schmidt, 655.
- Donna Dolores. Novellette von Theodor Stromer, 666.
- Aus Neapel. Von Holbemar Raden, 671.
- Neuere Gedichte, 674.
- Petres, der Sohn des Xanthippos. Novelle von Hans Hoffmann, 681.
- Eophie Germain. Von Hugo Göring, 702.
- Gustav Adolf, Ballenstein und Lilip. Von Emil Freiherrn v. Scheinik, 713.
- Die Kohlenäure in dem Haussalze der Natur. Von Wilhelm Schütte, 729.
- Die Mattern und die Impfung. Von Gustav Weisbrodt, 751.
- Auf der Soirée. Novelle von Konrad Zelman, 757.
- Percy Bysshe Shelley. Ein Dichterbild von Otto Reich, 769.
- Hoff und Turnier in Deutschland. Von Armand Freiherrn v. Ardenne, 784.
- Neue Romane, 807.
- Lebensbilder, 809.
- Geschichte Englands, 810.
- Aus der alten Geschichte, 811.
- Ueber das Christenthum und die Cultur, 811.

Literarische Notizen: Altes und Neues. Von Friedr. Theob. Wisler, 143.
 Der jüdische Stamm in nichtjüdischen Sprachwörtern. Von Adolf Jelinek. — Aus dem Literarischen Frankreich. Von Paul Lindau. — Schattentanz. Von Alfred Reifner, 144.
 Kupferstiche nach Werken neuerer Meister. Von H. Hofmann, 274.
 Thiere der Heimat. Von A. u. R. Müller. — Reisfragen und Abenteuer. Von J. H. v. Kirchmann, 275.
 Berliner Märchen. Von Daltzer Gottheil. — Reise um die Pariser Welt. Von Theophil Zolling. — Meyer's Jahres-Supplement 1881 bis 1882. — Frühlingsblumen. Von Aglaja v. Enderes u. R. Willkomm, 276.
 Wilhelm v. Humboldt's Aesthetische Versuche über

Goethe's „Hermann und Dorothea“. Mit einem Vorwort von Hermann Fetterer, 411.
 Athenais. Von Ferd. Gregorius. — Der Verstand. Von H. Laine. — Geschichte der französischen Revolution. Von H. Laine, 546.
 Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Von Friedr. Alb. Lange. — Die Religion. Von Paul v. Lilienfeld, 547.
 Friedrich Ludwig Jahn. Von Karl Guler, 548.
 Heimerinnerungen an Franz Dingeldey und Friedrich Oetler. Von J. Robenberg, 678.
 Vrech's Thierleben. Mit 170 Farbendrucktafeln von O. Winkler, 679.
 Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zum Ausgange des Mittelalters. Von Dr. G. Erler. — Der Orden der Ordensbrüder. Von Dr. Andriäs, 680.

Namen- und Sachregister

zum zweiundfünfzigsten Bande.

Alte Erinnerungen und alte Monumente von Adolf Bastian, 627.
 Arabien, Aus. Von Arthur Milchhöfer, 361, 472.
 Arabien und Paphosia. Von Sacher-Masoch, 327.
 Auster, Die. Von Karl Ribius, 226.
 Berliner Theater-Correspondenz. Von R. Gendé, 399.
 Platten und Impfung. Von Gustav Weisbrodt, 751.
 Bühnen-Production, Die schriftstellerische. Von G. zu Puttlig, 244.
 Cäcilia, Sancta. Von Ernst Förster, 192.
 Chemische Industrie und Salz. Von A. Vogel, 651.
 Daubet, Alphonse. Von Ferd. Groß, 463.
 Deutsche Liebe in Amerika. Novelle von Auguste Fender, 178.
 Dolomiten und ihre Bewohner. Von D. Epeyer, 101.
 Donna Dolores. Von Th. Stromer, 666.
 Erdwürmer, Die. Von Ernst Boges, 492.
 Gedächtnisrede auf Verthold Kuerbach. Von Friedrich Spielhagen, 255.
 Germain, Sophie. Von Hugo Göring, 702.
 Goethe's Gebirgskreisen. Von H. Draheim, 479.
 Goethe's musikalisches Leben. Von F. Hiller, 57, 210, 348.
 Gustav Adolf, Ballenstein und Illig. Von Emil v. Schleich, 713.
 Händel, Georg Friedrich. Von Otto Gumprecht, 592.
 Heimliches Gernerbe. Von B. Wagener, 549.
 Ich-Roman, Der. Von Friedrich Spielhagen, 122.
 Jordan, Wilhelm. Von Eugen Zabel, 332.
 Kunst, Die antike, in ihrer Beziehung zur modernen Bildung. Von E. Curtius, 389.
 Kunstgalerie: Museum, Das, zu Berlin. Von Julius Telling, 65.
 Leibniz'schen Handschriften, Von und aus. Von Karl Niedermann, 453.
 Literarische Mittheilungen und Notizen: Adler: Beim Ruden, 677.
 Andriäs: Der Orden der Ordensbrüder, 679.
 Anhäuser, B.: Gedichte, 676.

Arany, J.: König Duda's Tod, 676.
 Bach, D.: Gesichte, 808.
 Baumbach, R.: Frau Holde, 674.
 Baumbach, R.: Englan, 674.
 Bayard Taylor: Gedichte, 676.
 Beau lieu: Marconnay: Aus beiden Hemisphären, 676.
 Beloch, J.: Der italienische Bund unter Rom's Hegemonie, 811.
 Bencke, R.: Erinnerungen an Fröbel, 410.
 Bequer: Gedichte, 676.
 Bernard: Zwei Herzen und ein Schlag, 676.
 Berger, B.: Von den Inseln und auf See, 677.
 Bilharz, A.: Der heliocentrische Standpunkt, 545.
 Bilharz und Danneberg: Metaphysische Ansangsgründe, 545.
 Büchling, Arthur: Napoleon Bonaparte, 410.
 Polz, A.: Lieber, 576.
 Bogen, F.: Queen Titania, 139.
 Braich, Moriz: Wendelsohn's Schriften, 410.
 Bübinger, W.: Vortellungen über englische Verfassungsgeschichte, 810.
 Burdhardt, J.: Die Zeit Constantins d. Gr., 811.
 Caro, G.: In der Sommernacht, 677.
 Colomb, G. v.: Beiträge zur Geschichte der preussischen Cavallerie, 273.
 Consentius: Dichtungen, 677.
 Daniel: Fels- und Balddolmenstrauß, 676.
 Dierks, G.: Entwicklungsgeschichte des Geistes der Menschheit, 812.
 Dinter, G. F.: Leben, 410.
 Dom, A.: Der Erde von Portella, 808.
 Drogien, J. G.: Geschichte Alexander's d. Gr., 811.
 Dull, A.: Stimme der Menschheit, 812.
 Dpherrn: Auf hoher Flut, 676.
 Eder, A.: Lorenz Aker, 809.
 Eckardt, G.: Gedichte, 677.
 Enderes und Willkomm: Frühlingsblumen, 277.
 Engelhardt, F. v.: Wein-Adum, 677.
 Erich: Frühlinge, 677.
 Erler, G.: Deutsche Geschichte, 679.
 Guler, Karl: Friedrich Ludwig Jahn, 546.

- Fastenrath: Stimmen der Weihnacht, 576.
 Fechner, G.: Die Tagesansicht, 545.
 Forstenheim, A.: Die schöne Melusine, 676.
 Franz, Konst.: Schelling's positive Philosophie, 410.
 Freisinn, B.: Menata, 677.
 Goldschmidt, J. u. P.: Das Leben des Staats-
 rath Knut, 809.
 Göpke, Gm.: Faustschpieler des Haus Sads, 273.
 Gottlieb, Walth: Berliner Märchen, 274.
 Gregorius, Ferd.: Athenais, 546.
 Palm, Marg.: Aus der Dornenhecke, 677.
 Harmening, G.: Kirjam, 677.
 Harms, J.: Die Philosophie in ihrer Geschichte, 545.
 Hart, J.: Sanjara, 676.
 Hausboier, W.: Unhold, 676.
 Heiberg, H.: Acht Novellen, 808.
 Heinz von der Donau: Funken, 677.
 Hellenbach: Die Vorurtheile der Menschheit, 812.
 Henle: Ueber den Willen, 545.
 Herbst, W.: Encyclopädie der neueren Geschichte,
 274.
 Heple, Paul: Traubour: Novellen, 139.
 Holm, Mia: Gedichte, 677.
 Hoppe: Die persönliche Deuthätigkeit, 544.
 Humboldt, W. v.: Rechtliche Verinche über
 Hermann und Dorothea, 411.
 Jekinet, Adolj: Der jüdische Stamm, 143.
 Jgar, G. Schad v.: Conficte, 807.
 Kamz, O.: La France lyrique, 676.
 Kautsch, M.: Herrichen über Dienen, 809.
 Keller, Gottfried: Das Einn-Gedicht, 405.
 Kingsley, G.: Briefe und Gedulblätter, 809.
 Kirchmann, J. P. v.: Zeitfragen und Aen-
 teur, 274.
 Kirckmann, J. H. v.: Philosophische Bibliothek, 543.
 Kramer, G.: August Hermann Brände, 809.
 Kreyer, Mar: Die Betrogenen, 808.
 Lange, Fr. Alb.: Geschichte des Materialismus, 546.
 Leck, W. G. H.: Geschichte Englands im acht-
 zehnten Jahrhundert, 810.
 Lilienfeld, Paul v.: Die Religion, 546.
 Lillen, G.: Der Zuseher, 807.
 Lindau, Paul: Aus dem literarischen Frankreich,
 143.
 Linbau, Paul: Herr und Frau Neyer, 807.
 Mariano, N.: Christenthum, Katholicismus und
 Cultur, 812.
 Marquard, Angelika v.: Die Königswalder, 808.
 Marterstein, M.: Jelta und Ruben, 677.
 Manrer, Chr. Fr.: Marfsteine, 274.
 Mauthner, Frig: Ahasver, 407.
 De Cartha, Justin: Geschichte Englands (1837
 bis 1878), 810.
 Meißner, Afr.: Schattentanz, 143.
 Meyer, Gotthar: Die modernen Theorien, 545.
 Meyer's Jahres-Supplement 1881 bis 1882, 274.
 Militärische Clajster, 272.
 Nilow, Stephan: Gedichte, 677.
 Nöfer, Albert: Schauen und Schaffen, 674.
 Müller, Adolj u. Karl: Thiere der Heimat, 274.
 Müller, David: Geschichte des deutschen Volkes, 274.
 Murad Heubi: Ost und West, 676.
 Naaff, A. v.: Von Jünger Insel, 677.
 Oswald, G.: Arab, 675.
 Pannier, Karl: Hans Sads, 273.
 Papatigopoulos: Meine Seele, 576.
 Rabenhauen, G.: Christenthum ist Heidenthum,
 nicht Jesu Lehre, 812.
 Raich, J. M.: Kavalis' Briefwechsel, 410.
 Rangabé, A. R.: Fahrt des Dionajos, 676.
 Rapp, Georg: Wintunb, 807.
 Reichenbach, M. v.: Der Sohn des Nüchtlings, 808.
 Reuleaur, K.: Vaterländische Sonette, 676.
 Riehl, A.: Der philosophische Criticismus, 544.
 Rocca, O.: Samenörner, 677.
 Rodenberg, Julius: Heimaterinnerungen, 678.
 Rößler, D.: Dornröschen, 677.
 Rosmann, D.: Kupferfische, 274.
 Saraun, Christ. v.: Die Fehljüge Karl's XII., 272.
 Schöffler: Die Raingreye, 544.
 Schram, R.: Geschichten zur Geschichte der Juden,
 809.
 Silberstein, A.: Hochlandsgedichten, 809.
 Spener: Die Thatfachen der Ethik, 545.
 Stacke, K.: Ergänzungen aus der neuesten Ge-
 schichte, 274.
 Sterne, Garus: Werden und Vergehen, 545.
 Strahl: Schneesoden, 677.
 Taine, H.: Der Verstand, 546.
 Taine, H.: Geschichte der französischen Revolu-
 tion, 546.
 Varnbüler, Th. v.: Buchenheim, 808.
 Vischer, Fr. Th.: Alter und Neus, 143.
 Walbrich, Paul: Bertha und Kubort, 677.
 Webbigen: Schmetterlieber, 676.
 Wilbrandt, G. v.: Der letzte Wendensönig, 677.
 Winchenbach, K.: Hüthornklänge, 674.
 Winkler: Freym's Thierleben, 678.
 Wühlben: Wenzelstein, J. v.: Die Hofbame der
 Erzherzogin, 808.
 Ziller, L.: Allgemeine philosophische Ethik, 545.
 Zitelmann, Ernst: Gedichte, 674.
 Zölling, Theophil: Reise um die Partier Welt, 274.
 Londoner Correspondenz. Von Helen Zimmern, 395.
 Messina, Correspondenz aus. Von A. Schwegans, 539.
 Neapel, Correspondenz aus. Von W. Raben, 671.
 Ob und Jenseit, Die Schiffsahrt zwischen. Von
 A. E. v. Nordenstöld, 486.
 Palatinische Berg. Der. Von L. Meyer, 505, 637.
 Petites, der Sohn des Kantippos. Von Hans
 Hoffmann, 677.
 Petersburger Correspondenz, 269, 804.
 Piloty, Karl von. Von Friedrich Fecht, 115.
 Römische Briefe. Von Janny Renald, 401.
 Schöne Formen und Farben in der Thierwelt.
 Von D. Jaharias, 381.
 Schlegel, Percu Bischof. Von D. Paisch, 769.
 Soirée, Auf der. Von R. Felmann, 757.
 Spanische Komödien, Zwei. Von G. v. Binde, 526.
 Stadtbahn, Die Berliner. Von H. Kuboll, 368.
 Tanagra. Von Gottfried Kinkel, 1.
 Tanagra, Die Ikonfiguren aus. Von Arthur
 Wülshöfer, 250.
 Telephonie, Ueber. Von Wils. Kollmann, 614.
 Teufel, Der, in Schiltach. Von W. Jensen, 28,
 145, 277.
 Tost und Turnier in Deutschland. Von Armand
 v. Ardenne, 784.
 Trintgeld, Das. Von Rudolf v. Jhering, 83.
 Unsere Patriarchen. Von G. v. Dinklage, 413.
 Verfassungsdebatte, Eine preussische. Von Alfred
 Stern, 237.
 Winkelmann, Job. Joachim. Von J. Schmidt, 655.

Westermann's
illustrierte deutsche
Monats-Hefte
herausgegeben von
Friedrich Spielhagen



Inhalt.

	Seite
Gottfried Kinkel: Tanagra. Eine Erzählung aus Griechenland in Versen	1
Wilhelm Jensen: Der Teufel in Schiltach. Ein absonderer historischer Beitrag. I.	28
Ferdinand Hiller: Goethe's musikalisches Leben. I.	57
Julius Lessing: Das Kunstgewerbe-Museum zu Berlin.	65
<small>Mit fünf Illustrationen: Grundriß des Kunstgewerbe-Museums zu Berlin. — Hauptfront des Kunstgewerbe-Museums zu Berlin. — Arabien. Mosaikbild nach E. Ewald am Kunstgewerbe-Museum zu Berlin. — Die Gotik. Mosaikbildung nach Gesellschaft am Kunstgewerbe-Museum zu Berlin. — Aus dem Frieze des Lichthofes im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin.</small>	
Rudolf v. Ihering: Das Trinkgeld.	83
Otto Speyer: Die Dolomiten und ihre Bewohner	101
<small>Mit fünf Illustrationen: Der Langhofel von St. Jakob aus. — Die „Drei Zinnen“ von Landro aus. — Der Würrinasee. — Cortina gegen Norden. — Die Gruppe des Monte Cristallo von Schludersbach aus.</small>	
Friedrich Pecht: Karl von Piloty. Eine Skizze	115
<small>Mit dem Porträt Karl v. Piloty's.</small>	
Friedrich Spielhagen: Der Ich-Roman. Ein Beitrag zur Theorie und Technik des Romans. IV. (Schluß)	122
Literarische Mittheilungen:	
Neue Romellen. I.	139
<small>Troubadour-Romellen von Paul Heyse. — Queen Titania by Hjalmar H. Boyesen.</small>	
Literarische Notizen	143
<small>Altes und Neues. Von Friedr. Theod. Vischer. — Der jüdische Stamm in nichtjüdischen Sprichwörtern. Von Adolph Zellinek. — Aus dem literarischen Frankreich. Von Paul Lindau. — Schattentanz. Von Alfred Reizner.</small>	

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig.
Unrechtlicher Nachdruck aus dem Inhalt der Monatshefte wird strafrechtlich verfolgt.
Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Preis vierteljährlich 4 Mark. — Sechs Hefte bilden einen Band.

Der freundlichen Beachtung unserer Leser empfehlen wir folgende Extrabeilagen:

- Von den Herren Freund & Jekel in Berlin, betr. H. Goltzsch's „Zeenstein“.
- Von Herrn Hensler's Verlag in Neuwied u. Leipzig, betr. E. Reich's „Erblichkeit der Gebrechen“.
- Von Herrn Moritz Perles in Wien und Leipzig, betr. G. v. Hayek's „Handatlas der Naturgeschichte“.
- Von der Nieger'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart, betr. J. Baumgarten's „Orient“.



Tanagra.

Eine Erzählung aus Griechenland in Verien

von

Gottfried Kinkel.



u meiner Seele ruht ein tiefes Leid —
Mir starb mein jüngstes Kind, die Freudigkeit
Des Alters sank mit ihm ins dunkle Grab,
Nur mühsam sey ich weiter meinen Stab.
Der Muth, die Hoffnung senken ihre Schwingen,
Nicht glaub ich mehr an siegendes Gelingen,
Und alle Preise, die das Leben heut,
Wie nichtig heut!

O Dichterherz, sei nicht in Gram verstockt,
Da rings die Welt in Lieblichkeit dich lockt!
Hoch vom Altan schau ich des Schweizerlands
Tiefgrüne Sommerpracht im Abendglanz.
Von Rebeshügeln, weit ins Land gestreckt,
Weht her der Dufte, vom frühen Thau gewedt;
Die blauen Ströme rauschen ohne Ruh
Im sanftgeschwungenen Thal dem Rheine zu;
Aus Nebel glänzen auf die Alpenhöhn
Im goldnen Föhn.

Und du, o Mann, versagst du dich der Welt,
In der du stehst in Reih und Glied gestellt?

Zu viel von Leid schon, daß du niederwarfst,
 Als daß du heut dich feig erweisen darfst!
 Du bist zu stark, auf Glück schon zu verzichten
 Und selbst den Leichenstein dir aufzurichten;
 Zu voll durchpulst dich Liebe noch und Zorn,
 Um zu verbluten an dem einen Dorn!
 Und ward dir auch verwühlt der Freude Garten,
 Ein großes Schicksal bleibt dir zu erwarten —
 So brich nicht, Herz, weil der Vergeltung Tag
 Noch kommen mag!

Von schwerem Schicksal ist die Erde voll,
 Und jedes Wellchen in dem Fluthgeroll
 Des Zeitenstroms riß eines Herzens Glück
 Grausam hinab und gab es nicht zurück.
 Der Mensch hat stets von seinen ersten Tagen
 Ein schwerer Loß als unser Loß getragen.
 Wie Nebel löst sich auf das bittere Leid
 Im Sonnenstrahle der Vergangenheit,
 Und vor der Menschheit allgemeinem Loß
 Sinkt es zerfließend in den Erdenstoß.
 Doch jede Mutter hat, den ersten Sprossen
 Im Arm, auch Glück in vollstem Zug genossen,
 Und wenn dem Mann sein Tagewerk gelang,
 War er vor Tod und Schicksal nicht mehr bang.
 Wer das, was je geschah, im Geiste schaut,
 Dem quillt ein Trost im Herzen, still und traut;
 Wie oft hab ich in schweren bangen Stunden
 Erlösung durch den Blick aufs All gefunden!
 So heut auch vor dem innern Auge schwebt
 Mir jede Zeit, die vor mir hat gelebt;
 Von Neuem will der Geist die Flügel dehnen,
 Und mich erfasst ein unbezwinglich Sehnen,
 Noch einmal zu der Vorwelt grünen Auen
 Zurückzuschauen.

Den Golf Korinths durchsurcht ein Griechenschiff;
 Dort Inseln, hier des Vorlands steiles Riff;
 Wie um die Klippen schlank die Möwe streicht,
 Schwebt es mit weißen Schwalbensegeln leicht.
 Die Sterne funkeln durch das nächt'ge Blau,
 Im Dufte ruht still die Flut wie Silber grau.
 Und lustig wie das Schiffchen ist die Fracht,
 Die es in tausend Körben mitgebracht;
 Zu den Bööterbergen nebelsthor
 Frühtrauben führt es von Achaja her,

Wo heißer sie der Sonne Strahlen streifen
Und zeitig reisen.

Es graut der Tag, die stille Flut beginnt
Kühl zu erzittern in dem Morgenwind;
Mit beiden Gipfeln glüht im Westen fern
Schon der Barnaß, ein goldner Doppelstern.
Meerwunder steigen aus der braunen Tiefe,
Als ob der Gruß des jungen Lichts sie rief.
Auf blüht das Morgenroth, vor seiner Helle
Entflieht der Frühhauch von dem Kuß der Welle;
Das grüne Meer umspült in leisem Zug
Nur leicht mit weißem Schaum des Schiffes Bug;
Eisvogels Nest, das auf den Wellchen ruht,
Heut wird es nicht bedroht vom Stoß der Flut,
Und manchmal nur wird stärker es geschaukelt,
Wenn ein Delphin im Sprung vorübergaukelt.
Der Rantikus wagt von dem Strand sich her
Ins hohe Meer.

Schon aus dem Frühroth glänzt der nahe Strand,
Als hinter Bergen noch die Sonne stand.
Das Schiff legt in dem Hafensstädtchen an,
Und fröhlich eilt aus Land schon Mann für Mann.
Ein Jüngling mißt den Strand, in leichtem Schwung
Trägt ihn aus Ufer ein gewagter Sprung.
Dies Land ist feins, und zu der Heimat Glück
Eilt er nach langem Irrsial hent zurück.
Bildhauer war er einst, und wohlbekannt
War früh schon die erfindungsreiche Hand;
Doch in den Aldern schlug ihm heißes Blut,
Und in den Krieg trieb ihn der feste Muth.
Vor mancher Bergstadt, am gewundenen Fluß
Schlug er sein Zelt auf mit Antigonus;
Sein Muth erwarb ihm Günst, und manches Jahr
War Hauptmann er von einer Landsknechtschar;
Dem Kühnen half das Glück, und oft erkreute
Ihn reiche Beute.

Zulezt ward er das blut'ge Handwert satt,
Es trieb zurück ihn nach der Heimatstadt.
Wenn auf dem Marsch der Helm das Haupt ihm drückte,
Dacht' er der Kunst, die ehemals ihn beglückte.
Und einmal, als er Nachts beim Feuer lag,
Und Sieger nach der Schlacht der Ruhe pflog,
Da glomm der Abend auf des Ida Höhn,
Doch um ihn stieg der Sterbenden Geißöhn,
Und in dem Mondenstrahl, dem kalten, bleichen,
Lag Freund und Feind im Thal als grause Leichen.

Das stach ins Herz ihn wie ein scharfer Dorn,
 Und in ihm schwoll herauf ein Manneszorn
 Ob jenen Hunden, die sich heute beißen,
 Des todten Löwen Beute zu zerreißen.
 O Alexander, hättest du gelebt,
 Dir wär's gelungen, was du angestrebt,
 Hellas und Asien froh im Friedensbunde —
 Dein großes Werk zerfleischen jetzt die Hunde!
 Die Brüder waren, lassen sich verheizen
 In grimmen Tod um einen Länderkeken!
 Das war's, was in ihm aufstieg jene Nacht,
 Und auf sich selber war er aufgebracht,
 Weil er dem Meid, der sich um Kronen ranst,
 Ein Sohn des stolzen Hellas, sich verkauft.
 Ein Etel vor ihm selber kam ihn an,
 Und fest stand der Beschluß, als freier Mann
 Zur Werkstatt aus dem Sans von Schild und Speeren
 Zurückzukehren.

Und als er auf der Heimat Boden stand,
 Da küßt' er knieend den geliebten Strand,
 Den je mehr zu verlassen er verschwor.
 Dann sprang er auf und blickte froh empor
 Dorthin, wo hell der nackte Felskopf blinkt,
 Und drunter des Kithäron Alme winkt.
 Den leichten Tragsack um die Brust geschlungen,
 Ein Liedchen halb gepfiffen halb gesungen,
 So wandert er im frischen Morgenwind
 Aufwärts den than'gen Pfad leicht und geschwind,
 Der an dem Gießbach steil hinauf sich windet
 Und in dem Waldesdunkel bald verschwindet.
 Der Fuß, gestählt vom duf't'gen Buchenschatten,
 Kennt kein Ermatten.

Der Mittag fand ihn nahe schon dem Gipfel;
 Hier streckt der Wald empor die letzten Wipfel
 Bis wo die einzle Wettertanne weilt;
 Die Wurzeln in den harten Fels gefeilt,
 So trogt sie einsam auf den rauhen Höhu
 So Thraikiens Boreas wie Libyens Köhn.
 Am schroffen Hang, der in das Lannicht schneidet,
 Wo nur die wilde Gais des Berges weidet,
 Sprießt noch ein kurzes Gras mit dürren Halmen;
 Von Würzelkräutern dufstend stehn die Almen.
 Zu oberst aber kahl und schmuckberaubt
 Ragt in den Sonnenbrand das grane Haupt.
 Dem Wanderer durch die Sohlen glüht der Pfad
 Am Felsengrat.

Behaglich lehnd an den letzten Baum,
 Ruht sich der Jüngling hier am Waldesaum
 Und rüstet rasch das Mahl. Im Tragsack trug
 Er dürres Fleisch und Brot und Wein genug.
 Er küßt den Schlang im Duell, und froh erfrischt
 Er sich am Trunk mit klarer Axt gemischt.
 Und wie er schmauß, schweift ihm das Auge munter
 Den Weg, den er erstieg, ins Thal hinunter.
 Als könnt' er mit der Hand hinübergrüßen,
 So nah liegt ihm der Hafen noch zu Füßen,
 Wo jetzt das Schiff, das heut ihn hergeleitet,
 Die Schwalbenflügel schon zur Heimfahrt spreitet.
 Lichtblau liegt still der Golf im Dst, es träumen
 Im Mittagsstrahl die Küsten, die ihn säumen,
 Und in dem zarten fernsten Hauch verriint
 Das Felsenschloß des schimmernden Korinth.
 Doch endlich ward vom Glanz sein Auge matt
 Und sehnte sich nach Raß und Schlummerstatt;
 Im Tannenwald auf Nadeln und auf Moos
 Nimmt die Natur ihn in den Mutter Schoß,
 Wo sie, an ihre Brust sein Haupt geschniegt,
 In Traum ihn wiegt.

Es schläft das große All. Der harz'ge Dst
 Der Tannen würzt die zitternd schwüle Luft;
 Von sonnerbrannter Halde wogt heran
 Der Schlastrunk aus dem wilden Thymian.
 Die Grille selbst, die schon sich müd gezirpt,
 Duckt sich ins Gras, ihr schrilles Liedchen stirbt.
 Die Ziege sucht den Schirm der Felsenschlucht,
 Der Schmetterling nimmt unter's Blatt die Flucht,
 Und wach am Felsen bleibt nur kalt und hell
 Der letzte Duell.

Zum Westen aber nimmt der Tag den Lauf,
 Neu weckt der große Bau das Leben auf.
 Es blafft ein Fuchs, des Feindes Kriegsruf weckt
 Das Reh, es rauscht durchs Harrenkraut erschreckt.
 Da werden wieder wach die tausend Stimmen:
 Wie goldne Funken schießen wilde Zinnen,
 Das rothe Heupferd neu beginnt sein Springen,
 Im kurzen Fluge knistern seine Schwingen;
 Auf schwirrt der Käfer gleißendes Geschlecht,
 Und Späne hackt im Tann der graue Specht;
 Die Tanne wehrt ihn ab mit schwarzen Nadeln,
 Da hebt der Jüngling auch sein Haupt vom Boden;

Er träumt sich noch inmitten seines Heeres,
 Wenn ihre Warnung die Trompete gab,
 Und hastig saßt er nach dem Schaft des Speeres,
 Und wie er statt des Speeres greift den Stab,
 Erstaunt er lächelnd — an dem Stab bejunt
 Er sich geschwind.

Schuell ist gerüstet sein Geräth, und mit
 Dem Pfad zum höchsten Gipfel strebt sein Schritt.
 Der Pfad vermeidet rings die schärfsten Faden
 Und schlendert auf dem breiten Bergesnaden,
 Und wo er leis sich senkt im Schlangellauf,
 Nimmt ihn der Waldesgürtel wieder auf,
 Da springt hervor ein jähes Felsenhaupt,
 Zu schroff, als daß der Wald es je belaubt;
 Rast ragt es aus den Tannen, und es bricht
 Darauf hinab das grelle Sonnenlicht;
 Und wie der Pfad sich nach der Höhe wendet,
 Da steht der Wanderer still, entzückt, geblendet —
 Tief unter ihm blinkt durch die Waldesnacht
 Der Ebne Pracht.

Der Jüngling schaut in all die Herrlichkeit:
 Vor ihm streckt sich Böotiens Fläche weit,
 Wo manche thatberühmte Stätten mahnen
 An Tapferkeit und Leid der großen Ahnen.
 Plataä drüben, dessen Trümmermauern
 Ein grauer Fleck auf grüner Wiese trauern;
 Dort Chäroneia, wo die letzte Schlacht
 Die Freiheit schlug mit der Tyrannenmacht,
 Und wo Athen in seinem Bürgerheer
 Verblutend hinsank an der Phalang Speer;
 Den düstern Ort auf abendgoldnen Matten
 Bedeckt mit Trauerflor ein Wolken Schatten.
 Doch alter Schmerzen denkt der Jüngling nicht;
 Er wendet froh nach Osten sein Gesicht,
 Denn dort hinaus voll tiefen Friedens ruht
 Das Fruchtfeld in der rothen Abendglut;
 Im breiten Thal durch sanftes Hügelland
 Fließt der Asopus sein goldschimmernd Band;
 Von sonn'gen Hängen winkt im stillen Strahl
 Manch heitres Dörfchen grüßend in das Thal;
 Die gelben Schindeldächer sanft verglimmen,
 Sowie der Sonne Grüns höher klimmen.
 Doch auf dem lezten blauen Berggrund fern
 Glänzt licht ein Städtchen wie der Abendstern,
 Ein goldner Punkt erstrahlt's am dinst'gen Hügel,
 Und seiner Sehnsucht wachsen Taubenflügel.

Hoch schwoh sein Herz, als dort von fern er sah
Sein Tanagra.

O Hellas, du warst schön im Abendglanz
Des Lebenstags, den dir die Götter schenkten,
Als sie dich krönten mit der Thaten Kranz
Und huldvoll mit dem Ranich der Schönheit tränkten!
Dein Alexander, dir von Zeus geendet,
Was du gewollt, er hat's im Glanz vollendet;
Er brach doch Asiens rohe Macht zuletzt
Und hat den späten Kranz dir aufgesetzt.
Nun bist du müd, zum Schlummer winkt die Nacht,
Dein Tagwerk hast du meisterlich vollbracht,
Das dir der Weltgeist auferlegt zu thun,
Und du darfst ruhn!

Oh du entschliffst, lockt dich die reiche Welt
Noch zum Genuß, die du so schön bestellst.
Wohin das Auge schweift, stehn Werke da,
Wie nie ein andres Land sie werden sah.
In Erz und Marmor trägt der Schönheit Stempel
Von großer Meisterhand der kleinste Tempel.
Vom Bruderkrieg verwuchs die letzte Spur,
Allüberall fliehet Segen auf die Flur,
Und nur der Mohn noch, roth ins Feld ergossen,
Mahnt an das Heldenblut, das hier gestossen.
Es schwand der Reid, der wild zum Krieg dich trieb --
Die Freude blieb.

Genug geträumt! Er sprang hinab den Steg,
Und in das Thal trug ihn ein breiter Weg.
Doch sucht' er Einkehr sich zu nächst'ger Raht,
Bei einem Landmann bat er sich zu Wast.
In saubrer Hütte, bei des Herdes Feuer,
Erzählt er dem von manchem Abenteuer,
Wie weit er umfuhr über Meer und Land,
Bis zu des Paktolus goldschwangerm Sand.
Gern gab der Wirth dafür ihm Gegengabe,
Er bot ihm Brot und Ziegeltas zur Labe
Und dunklen Wein aus kühler Kellertiefe,
Als Würze dient die salzige Olive --
Und schüttet ihm zum Schlaf aus dürrern Heu
Die duft'ge Streu.

Früh sprang er auf und bot die Hand dem Wirth,
Und wo Asopus durch die Fluren irrt,
Trägt ihn durchs Thal hinab der leichte Schritt.
Bald gehen weite Stoppelfelder mit;

Auf feuchter Au, entlang des Flusses Lauf,
 Thun sich die ersten Herbstzeitlosen auf.
 Oft giebt des Ahorns zackig Blatt ihm Schatten,
 Will ihm der Fuß in Sommerglut ermatten,
 Doch läßt sein sehnend Herz ihm keine Ruh,
 Er wandert zu.

Und als er aus dem letzten Wäldchen schreitet,
 Liegt plötzlich golden vor ihm ausgebreitet
 Sein Heimatthal. Hinauf zum Bergeshange
 Schlingt sich der Straße vielgewundene Schlange,
 Die Mühlen rauschen drunten an dem Fluß,
 Ein Brunnenquell hüpfet vom Fels in rajchem Schuß;
 Darüber aber auf den fels'gen Höhn
 Gelagert ruht das Städtchen blank und schön;
 Der Tempel goldne Firs im Sonnenstrahl
 Erglänzt ins Thal.

Er wählt den kürzern Pfad, so wohlbekannt
 Aus seiner Kindheit, wo zum Felsenrand
 Der Weinberg steigt, vom Lattenhag umzäunt,
 Und mähtlich sich die grüne Traube bräunt.
 Darüber längs der Klippe magerm Nasen
 Sieht er den Schwarm der bunten Ziegen grasen,
 Die durch den Hag die schwarzen Zungen strecken,
 Das säuerliche Weinlaub zu belecken.
 Ach, Alles noch wie sonst! Er fliegt hinau
 Die steile Bahn.

Er steht im Thor. Die Stund ist, wo die Sonne
 Die glühnden Pfeile ablegt, und die Wonne
 Der Abendkühle Blut und Herz durchdringt,
 Und Alles neu mit Lebenskraft beschwingt.
 Ein frischer Wind streicht vom Olympos her;
 Grau wird von seinem Stoß das ferne Meer,
 Und aus den Häusern, wo die Glut noch stockt,
 Wird Zung und Alt zur freien Luft gelockt.
 Es füllen sich des Marktes Säulenhallen
 Mit Mädchen, welche paarweis plaudernd wallen,
 Indessen andre, auf dem Haupt den Krug,
 Der hinte Fuß hinab zur Quelle trug.
 Den bunten Ball schwingt mit dem nackten Arm
 Laut jauchzend auf dem Markt der Buben Schwarm,
 Doch theilen die sich rasch zu beiden Seiten,
 Denn herrlich siehst du junge Männer schreiten
 Mit breiten Schultern und gewölbten Brüsten,
 Die sich zum Abendkampf der Ringbahn rüsten.
 Und eingeschlagen in der Mäntel Falten
 Ziehn sie daher, halbgöttliche Gestalten;

Die Blicke sprühen, von Gros blank besiedert
 Von schelm'ischem Strahl aus Mädchenaug erwidert.
 Alles gesellig — nur des Wandrers Brust
 Bleibt einsam in der allgemeinen Lust.
 Auch er noch jung — doch ist sein Herz beklemmt,
 Er fühlt sich fremd.

Wenn du nach Jahren zu der Heimat kehrest,
 Versuch es nicht, daß du den Thränen wehrest!
 Rathhaus und Tempel, Markt und alle Gassen,
 Wo du als Kind gespielt, gelacht, geweint,
 Die kleine Welt blieb, wie du sie verlassen —
 Du nur, du wardst ein Andern. Alles scheint
 So dürftig klein, was vor dem Blick des Knaben
 So weit, so stolz erschien. Dir aber haben,
 Ob du gesiegt hast oder bist gescheitert,
 Der Kampf, das Meer, die Zeit den Blick erweitert.
 Dies warme Nest der Lust, wie schmal und enge
 Ward's vor der Welt arbeitendem Gedränge,
 Bis all die Kleinheit, die dich einst beglückt,
 Aus Herz dir drückt.

So ward's zu Ruthe heut dem jungen Mann!
 Ein kühler Schauer saßt ihn bänglich an.
 Die Wange ward ihm braun, die einst so zart,
 Das glatte Kinn bewölkt ein krauser Bart;
 Von Marsch und Krieg ward kräftig ihm das Mart,
 Er schreitet hin gewandt und muskeltark —
 Da sitzt der alte Schuster an der Ecke
 Der Straße noch wie sonst auf seinem Flecke,
 Nur kümmerlicher noch, als einst er war,
 Und schloßenweißer noch an Bart und Haar;
 Der Jüngling grüßt ihn, doch der Alte blickt
 Nur seitwärts an zu ihm und lässig nickt;
 Ja, er ist fremd! Ach, Alles kennt noch er,
 Ihn Niemand mehr!

Sein Blick wird feucht. Er hat zu lang geäumt,
 Die Heimat grüßt ihn nicht, wie er geträumt.
 Er trägt nicht mehr des Marktes froh Gedräng,
 Ins Gäßchen biegt er ein, das steil und eng
 Durchs hintre Thor ihn in die Vorstadt weist.
 Kaum kennt er noch den Ort; als er gereist,
 War's ödes Mattland noch, heut aber breiten
 Lusthäuser schmuck sich aus zu beiden Seiten,
 Tief in ein Meer von Sträuchern eingetaucht,
 Von fremder Blumen Würzeduft durchhaucht.
 Die Sonne sinkt gen West am Himmelsaum,
 Und rothe Strahlen zittern durch den Baum;

Von hoher Straße durch die Gärten her
 Erblickt er fern das dunkelblaue Meer;
 Leis summt von einem nahen Dach Gesang
 Zum Citherklang.

Der Jüngling staunt ob all der neuen Pracht,
 Die aufgewachsen hier wie über Nacht.
 Da sieht er vor sich wider sein Verhoffen
 Das Gitterthor an einer Villa offen.
 Ein blühnder Myrteugang lädt ihn hinein,
 Und in der Tiefe steht im hellen Schein
 Des Abendroths, als wär's von Blut belebt,
 Ein Bild, das licht aus dunklem Laub sich hebt.
 Sehned denkt er der Zeit, als sein Beruf
 War, daß er selbst solch edles Bildwerk schuf.
 Das Bild lockt ihn herein, er sieht entzückt
 Die junge Artemis zum Tanz geschmückt,
 Hierlich den Schuh dem Knöchel angeschnürt;
 Das Unterkleid, das nur das Knie berührt,
 Knöpft auf der Schulter sie sich fest und blickt
 Herunter, ob der Knopf sich richtig schiebt.
 Hierlich gescheitelt ist das seidne Haar,
 Die Stirne rein, das Auge leusch und klar.
 Anmuth durchwallt die reizende Gestalt,
 Sie greift ans Herz mit zaubrischer Gewalt,
 Ein wirklich Weib und doch ein Götterbild,
 So groß als mild.

Der junge Bildner staunt und fragt entzückt:
 Wer war der Meister, dem dies Werk geglückt?
 Und lebt auf Erden diese Jungfrau, die
 Zum Vorbild ihm die holden Glieder lieh?
 War's Artemis, die aus des Waldes Kranz
 Herunterstieg, so wie sie geht zum Tanz
 Auf feuchter Wiese mit der Nymphen Schwarm?
 Und wies sie ihm den bogenstarken Arm
 Den kräft'gen Fuß, der jäh den Bergwald auf
 Der Hinde folgt im sichern Siegeslauf,
 Daß ihm harmonisch wie ein Festgesang
 Dies Bild gelang?

Und weiter lockt es ihn nach kurzem Lauschen,
 Denn fern her hört er einen Springquell rauschen;
 Er schreitet tief ins blühnde Paradies,
 Kaum hörbar streift der Fuß den feinen Kies,
 Des Brunnens Plätschern, wie er weiter schritt,
 Verdeckt dem Ohr den leichten Jünglingstritt;
 Er biegt um den Granatenstrauch — und nah
 Steht vor ihm, schau, des Bildes Urbild da:

Ein blühend Mädchen, hochgebaut und schlau,
 Sitzt an dem Springquell auf der Gartenbank;
 Nur fließt entlang der jugendlichen Glieder
 Heut züchtig lang das Faltenkleid hernieder,
 Und ihr zur Seiten auf der Steinbank ruht
 Der Mantel und der runde Schattenhut,
 Den sie hat abgelegt von Mittagsschwüle
 Im Wohlgefühl der sanften Abendkühle;
 Das Haar, vom lauen Hauch, des Bandes los,
 Viel Gartenblumen liegen ihr im Schoß,
 Er sieht nur halb ihr abgefenkt Gesicht,
 Wie reizvoll sie den Schatz zu Kränzen slicht —
 Ein irdisch Weib, nicht von Olympos Höhn,
 Doch götter schön!

Da fällt sein Schatten in dem Abendglanz
 Mit einmal auf des Springquells Marmortrauz;
 Sie fährt zusammen, wie sie aufwärts blickt —
 Da steht ein Fremder! Er und sie erschrickt.
 Sie greift die Blumen und die Kränze stumm,
 Und züchtig schlägt sie rasch den Mantel um
 Und nimmt den Hut, um ihres Wegs zu gehen;
 Doch scheint sein Blick sie um ein Wort zu flehen,
 Und sanft spricht er: Verzeih mir, daß ich led
 Hierher mich wagte, Herrin, dir zum Schreck.
 Sie schweigt zuerst und nickt nur kurzen Gruß,
 An ihm vorüber will der schlanke Fuß;
 Doch als sie ihm ins treue Auge sah,
 Spricht freundlich sie: Ein Fremdling bist du ja
 Und weit gewandert, seh ich. Ruh dich ans
 Am Brunnen hier, denn gastlich ist dies Haus,
 Und mögen gute Götter ob dir walten,
 Wenn du's verdienst! — Er wagt nicht, sie zu halten,
 Als jezt vom Sitz sie ruhig sich erhebt
 Und rasch entschwebt.

Ihr Schritt verhallt. Er bleibt zurück, verwirrt.
 Rings in den Büschen die Cicade schwirrt;
 Die Blumen duften stärker, lind und lau
 Aus rothen Wölkchen tränt der Abendthau
 Und küßt ihm von der Stirn des Tages Brand.
 Er streckt sich träumend an des Beckens Rand,
 Das Haupt auf seinen Wanderstab gesenkt —
 Wie lange, weiß er nicht. Die Seele denkt
 Nur an das Glück, daß sie er sollte finden,
 Und Welt und Zeit vor diesem Bild verschwinden.
 Hier lebt ja sie, sie athmet diese Lust,
 Er trinkt mit ihr den gleichen Blumenduft —

Hin ist, was je geschmerzt ihn und gekrennt;
Eins bleibt nur: daß die Vaterstadt, die heut
So grau, so blöden Augs ihn angejarrt,
Ihm Heimat ward.

* * *

Die Nacht war da. Es lag die stille Welt
Vom blauen Sternenschimmer mild erhellt,
Und von dem Meer scholl fern der Brandung Stoß.
Schwer riß er sich aus wachen Träumen los
Und wand sich leis entlang den Gartenpfaden
Zum Bitterthor, das offen ihn geladen.
Nach schritt er nun zur Stadt, und aus dem Dunkeln
Sah er in jedem Haus die Lichter funkeln;
Er trat ins Thor und ging durch Markt und Straßen,
Wo vor der Thür noch Mädchen plaudernd saßen.
Zur näch't'gen Rast stand endlich ihm der Sinn,
Und zu der untern Vorstadt trieb ihn hin
Die Reugier, wo am schroffen Hügelrand
Weitsehend seine Bildnerwerkstatt stand,
Eh er auf Abenteuer zog hinaus,
Daran gelehnt lag ihm sein Elternhaus.
Wie öd mag's, dacht' er, heute drinnen sein!
Doch er erklaunt: es brach ein Lampenschein
Durchs Fensterchen beim Thor, wo seine Statt
Zum Öffnen und Verschuß der Pfortner hat.
Er eilt zu klopfen; aus dem kleinen Zimmer
Bewegt sich und kommt her der Lampe Schimmer;
Ein alter Schaffner öffnet, hält das Licht
Der Lampe hoch und späht ihm ins Gesicht.
Wie kommst du, fragt er, uns so spät daher?
Was ist dein Name, Wanderer? Dein Begehr?
Der Andre zieht die Stirne kraus, und scharf
Lacht er: Ich bin es, der hier fragen darf!
Was schaffst du hier im Haus, das dein nicht ist?
Dies Haus ist mein!

Willkommen denn, so bist

Du Praxias.

Ich bin's.

Tritt ein ins Haus,
Das dir sich öffnet, Herr, und ruh dich aus!
Gelobt sei Ares, der dein lockig Haupt
Uns hat verschont, den längst wir todt geglaubt!
Sei fröhlich jezt zu Speis und Trank und Rast
Dein eiguer Gast.

Sie treten ein. Er steht im trauten Raum,
 Wo er geträumt den ersten Wiegentraum,
 Wo oft der Mutter er gehüpft im Schoß,
 Wo er an Knabenspielen wurde groß,
 Und wo der Vater tren und ehrenwerth
 An dem Homer das Lesen ihn gelehrt
 Und an dem Ikon das Formen. Wieder sitzt
 Er auf dem Schemel, den er selbst geschnitten.
 Der Alte bringt, was Küch und Keller bot:
 Gebraten Zidlein, weißes Weizenbrot,
 Auch blaue Feigen, goldnen Honigseim
 Und Landwein her. Wie fühlt er sich daheim,
 Als ihm der alte Mischkrug wieder blinkt,
 Der oft dem Knaben froh zum Mahl gewinkt.
 Den Geistern seiner Eltern gießt er aus
 Des ersten Tropfens Spende. Wein und Schmaus,
 So köstlich wollen sie ihm heute munden,
 Wie in der Fremde er sie nie gefunden.
 Und weil er froh der Heimatkost genießt,
 Schant ihm vergnügt der Alte zu und gießt
 Ihm tapfer ein, bis er sein Mahl geendet.
 Dann aber zu dem Wirthe fragend wendet
 Der Gast sich: Sprich, wie kommt's, daß du hier schaltest
 Und mir, den du nicht kennst, mein Heim verwaltest?
 In ein gefülltes Haus kam heut ich her
 Und sieh es leer.

Das, spricht der Alte, künd ich williglich:
 Wir kommen von Athen, mein Herr und ich.
 Die Stadt hier will am schroffen Hügelende
 Gen Süden, weist du, ob dem Nebgelände
 Dem Dionysos neu den Tempel bauen.
 Des Gottes Bild in Marmor auszuhaun,
 Beriefen sie, der weit herum im Land
 Als Bildner wie als Gießer wohl bekannt,
 Den alten Agathon.

Der lebt noch? spricht
 Der Jüngling froh, es strahlt sein Angesicht.
 Ihn, den ich schon als Knabe hoch verehrt,
 Soll ich noch schaun! Wo ist er?

Herr, er kehrt
 In wenig Tagen heim. Zu kurzer Fahrt
 Ging er nach Paros, wie stets seine Art,
 Um selbst den Block zu wählen für das Bild.
 Drum sind wir hier, und die Brytanen – schilt
 Sie nicht darum – so lange warst du fort,
 In Jahren kam von dir nicht Brief noch Wort,

Kein Erbe lebt — dein herrenloses Gut
Fürsorglich nahmen sie's für dich in Hut,
Zum Ruß der Stadt auch, bis du wiederkämeß
Und neu Besitz von deiner Werkstatt nähmeß.
Die lieben uns sie. Du bist glücklich ja
Zurück. Willst du, so bleiben wir wohl da,
Bis unser Werk vollendet. Willst du nicht —

Ihr seid die liebsten Gäste mir, so spricht
Der Jüngling froh. Mag mir, mein Haus zu ehren,
Noch lange solchen Gast das Glück bescheren!
Nun aber drückt der Schlaf mir schwer die Lider,
Und deine Lampe, siehst du, brennt schon nieder;
Bring mich zur Rast, um in der Heimat Hafen
Mich auszuschlafen.

Der Schaffner nickt und leuchtet, doch voran
Stürmt ohne Licht durchs Haus der junge Mann,
Aufwärts die Treppe geht's, als ob er fliege,
Er kennt noch jede Stufe von der Stiege,
Die er so oft mit hohem Sprunge maß.
Er steht in seinem eignen Schlafgelaß,
Das heut gerüstet und geschmückt aufs beste
Zum Schlafraum für des Hanses werthe Gäste.
Ein reinlich Lager sieht er sich bereitet,
Purpurne Wollendecken drauf gespreitet,
Von seiner eignen Lampe froh erhellet,
Den eignen Wasserkrug dabei gestellt.
Der Alte grüßt und geht, und rasch befreit
Der Hansherr sich von staub'gem Schuh und Kleid
Und streckt mit frohem Sinn die müden Glieder
Zur Ruhe nieder.

*
*
*

Nach langer Wanderschaft, wie schläft sich's gat
Am Morgen in des eignen Hauses Hut!
Der Tag ist trüb heut, und der Regen spinn
Sich leis herab. Im frühchen Morgenwind
Wie brausen laut im Hof die alten Bäume
Und wiegen ihn wie einst in Kindestränne.
Durchs offene Fenster leise plätschernd rauscht
Der Brunnen, dem er schlaflos oft gelauscht.
Tief in den Morgen schläft er süß und fest,
Bis endlich lächelnd ihn der Traum entläßt
Und er, von frischer Lebenskraft beschwingt,
Vom Lager springt.

Der Schaffner grüßt, das Frühstück steht bereit,
Er aber braucht zum Essen wenig Zeit;

Die Neugier treibt ihn an, auf weichen Sandeln
 Im Haus durch jegliches Gelaß zu wandeln.
 Wohl mag ein Herr sich freuen, will sein Eigen
 So wohl behütet seinem Blick sich zeigen.
 Nie frug er sonst nach Schmuck als Junggesell,
 Heut prangt die Wand von Farben frisch und hell.
 Ein steinern Estrich blinkt in jedem Zimmer,
 Jeglich Geräth erglänzt in blankem Schimmer.
 Was er verließ zerfallen und gealtet,
 Ist Alles frisch und zierlich neu gestaltet.
 Der unbewohnten Räume Moberdust
 Hat er befürchtet — und die Morgenluft
 Spielt durch die Säulen freundlich und bekannt,
 Als schaltete hier eine Frauenhand,
 Die Allem, was sie nur umgiebt, verleiht
 Den Abglanz ihrer eignen Freundlichkeit,
 Die Alles, selbst im stillen Thun beglückt,
 Mit Anmuth schmückt.

Inleht tritt er zur hellen Werkstatt ein.
 Durchs Fenster spielt der Rosen Dnst und Schein,
 Die hoch sich um des Höschens Säulen ranken
 Und halbverschlafen heut im Regen schwanken.
 Und weil der Guß noch draußen niederfaust,
 Fühlt er daheim sich froh und wohlbehaust.
 Ritten im Raum grüßt hoch vom Fußgestell
 Des Agathon vollendet Thonmodell,
 In feuchte Tücher sorglich eingeschlagen,
 Doch darf er es nicht zu entschleiern wagen.
 An einer Wand stehn, die er selbst vorzeit
 Als Knabe schnf, Entwürfe viel gereiht.
 Seitdem hat prüfend er an allen Enden
 Die Kunst geschaut von höchsten Meisterhänden,
 Das eigne Machwerk, das er halb vergessen,
 Er prüft es heut mit reiferem Ermessen.
 Oft schüttelt er den Kopf, doch es gefällt
 Auch Einzel ihm, das heut noch Probe hält.
 Einst, ruft er stolz, vermocht' auch ich zu schaffen!
 Wohl ward die Faust mir hart an Wehr und Waffen;
 Doch schaun wir zu, ob nicht der Geist noch heut
 Der Hand gebent!

Geräth liegt reinlich auf dem Tisch bereit;
 Er wirft den Mantel ab, im Aermelkleid
 Gehl's frisch ans Werk. Da liegt der weiße Thon,
 Er knetet ein paar Hände voll davon,
 Das, was er machen will, braucht kein Besinnen,
 An einem kleinen Werk will er's beginnen

Und prüfen, ob der Wunsch ihn nicht betrog.
 Ein Häufchen Thor, kaum eine Spanne hoch,
 Setzt er aufs Brett und formt es mit den Händen,
 Dann greift er nach den Stäbchen zum Vollenden.
 Doch lacht nicht gleich ihm fröhliches Gelingen,
 Er muß die steifgewordnen Finger zwingen
 Und hadert mit sich, daß er als ein Thor
 Im fremden Sold so manches Jahr verlor.
 Doch bald kehrt ihm der Griff zurück, die Hand
 Bewegt sich wieder spielend und gewandt,
 Und mächtig faßt den welterfahrenen Mann
 Die frische Lust der Arbeit wieder an.
 Die Stunden rollen in der Einsamkeit
 Geräuschlos hin, doch ihm steht still die Zeit.
 Spät folgt dem Schaffner er zum Abendmahl,
 Und Morgens weckt ihn schon der erste Strahl,
 Daß er sich wieder zu dem Schaffen wendet
 Und Bild auf Bild in raschem Zug vollendet.
 Und hell, indeß der Regen draußen sprüht,
 Wird sein Gemüth.

O, wenn wird Glück, wie es dem Künstler winkt,
 Wenn ihm im Schaffen Zeit und Welt versinkt,
 Wenn aus der Seele feierlichem Schweigen
 Die Bilder leuchtend in das Leben steigen!
 Was als ein tochter Klumpen vor ihm stand,
 In Gold verwandelt Alles seine Hand;
 In Allem schaut er den vollkommenen Leib,
 Den er nur kennt, und jedes blühnde Weib,
 Ob mehr, ob milder Reiz dem Blick sie biete,
 Wird Aphrodite.

* * *

Und nach drei Nächten kam die Sonne wieder,
 Hell schien der Mittag auf die Fluren nieder.
 Da gab im Hof der Hund ein lustig Bellen
 Und Mäuler klingelten mit ihren Schellen.
 Es summten durch das Haus verworrene Stimmen,
 Wie an dem Frühlingstag die muntern Tinnen,
 Wenn sie die Zellen baun im warmen Stod;
 Denn abgeladen ward der mächt'ge Bloß
 Aus Paros Grotten, welchen feuchend schwer
 Vier Stiere hügelanß geschleppt vom Meer.
 Das Alles konnt' er aus der Werkstatt hören,
 Doch mocht' er nicht die ersten Grüße stören
 Und gönnte gern dem Greis die kurze Raß,
 Bis selbst er grüßen käme seinen Gast.

Still fuhr er fort am Werke, wie er pflag,
Den langen Tag.

Und gegen Abend war's, da trat herein
Der hohe Greis, der Locken Silberschein
Floß ihm ums Haupt, von goldnem Band gehalten,
Die hohe Stirn noch frei von müden Falten,
Das Antlitz fest und scharf aus Erz gegossen,
Vom langen Barte priesterlich umflossen.
Der grüßt ihn freundlich: Heil dir, Prazias,
Der unsre edle Kunst nicht gar vergaß
Um Ruhm und Beute! Durch der Bürger Mund
Ward es mir oftmals in der Lesche kund,
Was für ein wackres Schaffen dich schon ehrte,
Eh du den Meißel tauschtest mit dem Schwerte;
Auch sagte mir's manch Werk von deiner Hand,
Das als Entwurf in deiner Wohnung stand.
Und daß du, bis mein Werk vollbracht, den alten
Genossen gastlich bei dir willst behalten,
Dank ich dir freundlich. Nun, dem Gott zum Preise,
Den ich soll bilden, bring ich von der Reise
Ein Faß von seinem heil'gen Naxos mit,
Wo einst gewandelt ist sein Segensschritt —
Der ist für Beide nun, laß uns ihn proben,
Du wirst ihn loben.

Der alte Schaffner kommt und bringt den Wein,
Nicht ihn mit kühlem Raß und gießt ihn ein.
Doch, spricht der Greis, damit hier unser Wirth
Erkennt, wer sich als Gast zu ihm verirrt,
Soll er den Gott in meinem Thonbild schauen;
Ded's ab! Der Alte thut's, und aus der grauen
Umhüllung, wie aus trüben Wolken mild
Ein Stern, entleigt des Gottes liches Bild,
Wie er als Held, die Panther im Gespann,
Einst Indiens schäzereiches Land gewann.
Ein mächtig Löwenfell umhüllt die Glieder
Und wallt ihm zottig zu den Hüften nieder;
Der Jüngling nicht in weichlichem Erschlaffen,
So wie ihn einst Praxiteles geschaffen,
Der an den stämm'gen Satyr sanft gelehnt
Wach träumend sich im ersten Rausche dehnt.
Nein, hier des weichen Frauenreizes bar,
Doch wie sich's ziemt für Tempel und Altar:
Der reife Mann, der aufrecht steht und fest,
Das Auge hell, die Lippen eingepreßt;
Ein Denker, der durch Geist den Geist bezwingt,
Der aus der Traube Blut zum Haupte springt,

Dem leis der Wein die Stirn hat angeglüht,
 Daß drunter der Gedanke frischer blüht,
 Wenn er in männlichem Gespräch die Nacht
 Beim Kelch verwacht.

Der Jüngling staunt das hehre Bildwerk an,
 Und jauchzend bricht er aus: Du sel'ger Mann,
 Der nach der alten Meister hohem Ruhm
 Ein solches Werk noch stellt ins Heiligthum!
 Das würd'ge Haupt, der mächt'gen Glieder Pracht,
 So groß hat Niemand je den Gott gedacht!
 In dir, o Meister, wird der Tag erneut,
 Als Hellas junger Freiheit sich erfreut,
 Als aus Gewölk, vom Wetterstrahl gefüllt,
 Sich Zeus dem Flehn des Phidias enthüllt,
 Als der Olymp, zum Preis dem Persersieg,
 Zur Erde stieg.

Der alte Meister lächelt: Das mag ruhn!
 Ich denke nicht so groß von unserm Thun.
 Doch laß uns heut die ersten Ringer sein,
 Die mein Gott läßt zu seinen Gaben ein;
 In seinen Füßen wollen frisch wir trinken,
 Die Becher winken!

Sie setzen sich, der Weis schenkt wieder ein,
 Und sie durchglüht der feurig süße Wein.
 Doch dunkelt's leis auf Agathon's Gesicht,
 Still schaut er in den Becher, und er spricht:
 Jüngling, die Zeit wird für den Bildner schwer!
 Wohl mögen droben überm Inselmeer
 In Asien stolz die neuen Städte glänzen,
 Die meilenlang die Wand mit Bildwerk kränzen
 Und auf dem Markt mit Riesengruppen prunken;
 Doch es ertösch der echte Altarfunken.
 Dem Fürstenstolz dient jetzt des Künstlers Hand,
 Die Ehrfurcht vor den Himmlischen verschwand.
 Wo wir an goldenen Palast geglaubt,
 Des Ida Stirn ward uns ein schneelig Haupt;
 Kein Zeus thront in der Wetterwolke hehr,
 Und kein Poseidon peitscht im Sturm das Meer;
 Die Sonne steigt nicht mehr auf weißen Hossen,
 Und Kypris ist in Schaum zurückgeflossen.
 Ja, in uns selbst muß Kraft und Muth erschaffen,
 Wir glauben selbst an das nicht, was wir schaffen.
 Die Herzen sind verglüht, der Wih der Spötter
 Vertrieb die Götter!

Da aber hebt der Andre hoch die Schale:
 Rein, Meister, bei des Helios ew'gem Strahle —

Bergieb dem Jünger, wenn er widerspricht —
 Die Götter leben, und sie sterben nicht!
 Im hohen Aether wandeln sie nicht mehr,
 Doch gütig schritten sie zur Erde her,
 In Augenblütthe ewig sich entfaltend,
 In schönem Menschenleib sich neu gestaltend.
 Schau, als ich durch die Stadt am andern Tag
 In lässiger Betrachtung schritt, da lag
 Mir des Olympos voller Glanz erschlossen,
 Durch Götterblut in Mann und Weib ergossen.
 Der Jüngling, stark zu Spiel und Kampf erzogen,
 Den Wagen lenkend in gewandtem Bogen,
 Er ist ein Sonnengott, nicht minder schön
 Als einst Apollon in des Aethers Höhn.
 Nicht holder als ein Weib von Tanagra
 Trat Aphrodite dem Anchises nah!
 Willst du die Charis bilden, nimm ein Kind
 Zu erster Jugend, wie hier hundert sind,
 Das Mädchen forme dann, wie du sie kennst —
 Wird schöner sie, weil du sie Göttin nennst?
 Da glänzt sie froh von ihrem eignen Leben,
 Was brauchst du Pfeil und Bogen ihr zu geben?
 Wenn fühle Weisheit den Olymp vertreibt,
 Die Schönheit bleibt!

Doch, spricht der Greis, willst du Vollendung schauen,
 Die wandelt nicht auf grünen Erdenauen!
 Ein Höchstes sucht das Herz, das, unerreicht
 Von Mann und Weib, uns still vom Himmel steigt.
 Und wollten wir, was mag zum Vorbild passen,
 Als Bildner in vollkommne Formen fassen,
 Wie selten wird in diesen späten Tagen
 Ein edel Tempelbild uns aufgetragen!
 Schenkt uns die Schönheit auch im Leben Guust,
 Wo bleibt die Kunst?

Da lacht der Andre froh ihm ins Gesicht:
 Da gräme, lieber Meister, du dich nicht!
 Warum ein Bild nur für den Tempel? Rein,
 Die Kunst, sie lehr ins kleinste Hänschen ein.
 Schau, was ich selbst erfand in diesen Tagen!
 Dir will ich meine Hand zu zeigen wagen.
 Stets hielt ich mir des Stümpers Urtheil fern,
 Doch vor den ganzen Meister tret ich gern,
 Der auch in dem, was noch nicht reif vollbracht,
 Durchschau, was doch der Jünger schön gedacht.
 Nicht Götterbilder freilich bring ich dir —
 Doch schau nun hier!

Von seinen Bildchen hebt er ab das Tuch:
 Dies Mädchen sieh, das auf dem Haupt den Krug
 Vom Brunnen heimträgt und zur Höhe steigt;
 Die Last stützt mit dem einen Arm sie leicht,
 Indeß am Kleid, das hoch der Gürtel schürzt,
 Die linke Hand noch mehr die Säume kürzt;
 Gleicht sie der Palme nicht, die windbewegt
 Doch schlank die schwere Datteltraube trägt?
 Nun sieh die Knäbchen hier: sie werfen Ball,
 Auf ihren Beinchen stehn sie fest und drall
 Und blicken über sich; der eine schlug
 Aufwärts den Ball, wie lauern sie so klug,
 Wie streckt sich jedes Händchen voll Verlangen
 Den Flüchtling noch in freier Luft zu fangen.
 Doch fällt er, glüht der Eifer auf in allen,
 Sie greifen zu und purzeln hin und fallen.
 Hier noch der Alte mit dem Buckel, der
 Sein Brett vorm Bauche trägt von Kramwerk schwer,
 Auf Wackelbeinen steht er, doch nicht faul
 Schreit er die Waaren aus mit breitem Maul.
 Und so noch dort Figürchen allerlei,
 Zum heitern Spiel, doch Ernstes auch dabei;
 So wie ich's sah, wie's lebend zu mir sprach,
 So macht ich's nach.

Der greise Meister lacht: Hier zeigt sich's klar,
 Das, was vorhin du sprachst, du machst es wahr.
 Wie oft hab ich die Jungfrau so gesehn
 Vom Quell hinauf die Felsentreppe gehn!
 Die Knaben auch, die immer mir gefielen,
 Sah ich ja hundertmal am Markte spielen,
 Und hier der Kerl, der zieht durch Stadt und Land,
 Den kenn ich erst wie meine rechte Hand.
 Stets freut ich mich der wechselnden Gestalten,
 Die vor dem Auge mir vorüberwallten,
 Doch das zu modeln kam mir nie in Sinn,
 So alt ich bin.

Der Andre spricht: Fängst du, Herr, an zu lachen,
 So wird mein Thun dem Volk auch Freude machen.
 Wer Erz und Marmor nicht erwerben kann,
 Hier ist geforgt, daß auch der arme Mann,
 Wenn heim vom Feld er bringt die schwere Garbe,
 Beim eignen Herde nicht der Armuth darbe.
 Solch heitres Spielzeug soll sein eigen sein,
 Das stellt mit andrer Bier er in den Schrein,
 Und Alles freut sich an der schmucken Habe.
 Wenn ihm sein Weib starb, weicht er's ihrem Grabe;

Doch in den Kindern, die's mit Lust beschaun,
 Leb't fort sein Reiz und grüßt ihn wieder traut.
 Doch fehlt mir jezt noch eins zum Vollgelingen,
 Daß auch ins ärmste Haus wir Freude bringen.
 Sieh, was ich noch erfand! Den Gips gegossen
 Hab ich um eins, und aus der Form entsprossen
 Stehn hier noch zwanzig sauber ausgeprägt;
 Jedes, du siehst, der Mutter Gleichniß trägt.
 Nun jedem Köpfchen gilt's ein einzeln Leben
 Mit scharfem Stäbchen modelnd noch zu geben;
 Schnell wird's gebrannt, denn dauernd soll es sein,
 Ein armer Obolus, und es ist dein.
 So arm ist Keiner, dem sein Loß nicht gönnte,
 Daß solche Hauszier er gewinnen könnte.
 Da hilf mir, Herr! Magst du bei uns verweilen,
 Bleibe bei mir, laß Müß und Lohn uns theilen!
 Solch hohen Schönheitsjegen, hilfst du mir,
 Den schaffen wir!

Troh schaut der Greis sich lang die Bildchen an
 Und lächelt freundlich auf den jungen Mann:
 Fürwahr, das ist ein schöner Fund, mein Sohn,
 Und bringt dir zu dem Gold noch edlern Lohn.
 Mir ahnt's voraus: in künft'ger Zeiten Lauf
 Gräbt man dein Werk aus Grabesnacht herauf,
 Und späte Völker freun sich im Gemüth,
 Wie schön die Welt in Hellas einst geblüht.
 Wenn längst mein Marmorbild in Trümmer brach,
 Bleibt hier an uns ein froh Erinnern wach.
 Bergehn auch hundert, eins wird sich verdecken
 Und tausend Jahr nach uns noch Freude wecken.
 Ich bin dabei, du hast mein Herz gewonnen,
 Und morgen mit dem Fröhsten sei's begonnen.
 Doch welches Stück zuerst von allen hier
 Vollenden wir?

Der Jüngling lächelt — zögert — doch er geht,
 Wo ihm im Winkel noch ein Bildchen steht,
 Das feiner als die andern ausgeführt,
 Mit holberm Zauber den Betrachter rührt.
 Die Jungfrau ist's, die er im Garten sah;
 Ihr Bild blieb ihm im Traum und Wachen nah;
 Aus der Erinnerung schuf er nach die Züge,
 Das edle Haupt, des Leibes fein Gefüge.
 Wie er sie schaute, sitzt sie, das Gesicht
 Sanft auf den Kranz hinsenkend, den sie slicht.
 Der Alte, der das Urbild gleich erkennt:
 Das, ruft er, ist, was man ein Wunder nennt!

Dies Mädchen lebt, du aber sahst sie nie,
Wie kennst du sie?

Der Jüngling lacht: Denkst du, die Götter sind
Nur deinem greisen Haupte hold gesinnt?
Auch mir stieg Artemis vom Latmos nieder
Und zeigte mir die Jugendpracht der Glieder.
Die Göttin bilden, das war dir Beruf,
Zudeffen ich ein irdisch Mädchen schuf.
Die fühle Jungfrau du, die sich versagt
Dem Halbgott selbst, und ich die holde Magd,
Die einen Mann, dem Eros es mag gönnen,
Wird lieben können!

Ungläubig hört's der Greis und wiegt das Haupt:
Dein Märchen ist so schön, daß geru man's glaubt.
Doch sprichst du wahr: die Götter sind nicht fern,
Sie wandeln Menschen unter Menschen gern.
Aus jenem Meer, das gürtet unser Land,
Stieg blühend einst die Numuth an den Strand
Der Blumeninsel; sie will tren uns bleiben,
Und kein Barbar wird aus dem Land sie treiben.
Komm jetzt: daß Schönheit unsres Volkes Eigen,
Ich will dir's zeigen.

* *

Er nimmt das Bild; den Rosenhag entlang
Führt er den Gastfreund durch den Säulengang
Und öffnet ein GeLaß. Ein wüster Ort
War's sonst, zerbrochener Hausrath fand sich dort,
Von rost'gem Kiegel jahrelang verschlossen.
Heut ist vom hellen Licht der Raum durchschlossen,
Das von Etruriens Candelabern leuchtet.
Der Estrich ist mit duft'gem Raß befeuchtet;
Der Mastig feinen feinen Rauch verbreitet,
Zwei Polster bei dem Tisch sind ausgebreitet,
Köstlich Geräth zum Nachtmahl steht bereit,
Trinkschalen bunt und zierlich aufgereiht.
Doch kaum hat all den Schmuck der Blick gestreift,
Da starrt der Jüngling, und das Auge schweift
Entlang der Wand, wo in der Lampen Strahl
Gewalt'ge Bilder glänzen, vier an Zahl.
Der Krieg ist's, den mit Jauchzen und mit Beben
Den Vätern noch verliehn war zu erleben,
Der leis vom Dufte des Märchens schon umhüllt,
Noch jede Griechenbrust mit Jubel füllt:
Wie Alexander Asien niederzwang
Und bis zur ferustien Wüsteninsel drang.

Dort der Granikos, wo, den Zaum gekürzt,
 Zuerst er in des Bergstroms Strudel stürzt,
 Indessen vor dem Halbgott die Barbaren
 In zügelloser Flucht entsetzt zerfahren.
 Hier Issos, wo den Lanzen kühn vorauf
 Er tausend an den Perser sprengt im Lauf,
 Dem wild die schwarzen Rosse sich verlagen,
 Ihn über die Gefallnen fortzutragen.
 Dann in dem Königsaal der wilde Tag,
 Als Thais trunken ihm am Busen lag
 Und ihm die Fackel drückte in die Hand,
 Er schwang sie — und Persepolis verschwand.
 Zuletzt gekrönt mit Rosen sah man ihn,
 Wie Roxane beim Festmahl ihm erschien,
 Und Asiens dunkle Schönheit ihn erfaßte,
 Daß seinem Aug sein nordisch Heim verblaßte.
 Das Alles hell und meisterlich gebildet
 Und wie es kam und ging getreu geschildert —
 Ein Heldenlied in Farben, Seiner werth,
 Deß Thuu es ehrt.

Der Jüngling staunt ob dieser Wunderwelt;
 Der Alte drauf: Mich freut's, wenn dir's gefällt.
 Wir fanden voll Gerümpel dies Gemach;
 Was dein war, steht dir sicher unterm Dach;
 Dies Zimmer, abgewandt vom Sonnenstrahle,
 Wir wählten's, weil es kühl, für unsre Mahle.
 Drum ließ ich stattlich Ded' und Wand erneuen,
 Und unser Aug beim Becher zu erfreuen,
 Schuf Alles, wie's in Asien einst geschah,
 Treu bildend meine Tochter Helena.
 Du staunst wohl, daß ein Weib solch Werk erschuf?
 Von Jugend auf war ihr die Kunst Beruf;
 In meiner Werkstatt reiste früh ihr Sinn,
 Dann führt ich selbst nach Ephejos sie hin
 Zum göttlichen Apelles, und mit Günst
 Nahm der sie an und lehrte sie die Kunst,
 Die leicht aus Licht und Farbe webt Gestalten,
 Weil mühsam wir im harten Steine walten.
 An diesen Platz hier sei dein Bild gestellt,
 Und sie soll sagen, ob's ihr wohlgefällt.
 Du wirst sie sehn, sie theilt in diesem Saal
 Heut unser Mahl.

Die Thür geht auf, die Jungfrau tritt herein,
 Hell wird der Raum von ihr wie Sonnenschein.
 Er schaut sie an — sie ist's, sein Herz entbrennt —
 Sie, die er leunt!

Ein weiß Gewand umspielt den Bau der Glieder,
 Das frische Jugend warm mit Leben füllt,
 Zum Gürtel zieht sich's von den Brüsten nieder,
 In straffen Falten deutend, was es hüllt.
 Die Schulter fließt vom Haupt in sanftem Bogen,
 Drauf die Cicade fest den Mantel schnürt,
 Der saffranfarb am Rücken hingezogen,
 Der Arme Paar entblößt, das frei sich rührt;
 Das Haar, vom Sternendiadem gehalten,
 Gießt um das edle Haupt der Locken Pracht;
 So siehst du hehr die ew'gen Lichter walten
 Ob winddurchspielter dunkler Frühlingsnacht.
 Siegreich durchbrechend des Gewandes Hülle
 Erstrahlt des reifen Weibes Schönheitsfülle —
 Das Marmorbild sprang von dem Fußgestell
 Ins Leben hell.

Sie hebt das Haupt, und wie sie ihn erblickt,
 Erkennt auch sie ihn gleich, und sie erschrickt
 Und neigt erblickend sich vor ihrem Gast.
 Doch zu der Tafel tritt sie rasch gefaßt
 Und füllt mit Meth die bilderreiche Schale:
 Willkommen, Praxias, bei unserm Mahle
 Als Gast und Wirth! Für deine Freundlichkeit
 Sei dir von mir der erste Trunk geweiht! —
 Die warme Lippe kränzt der Schale Rand,
 Er nimmt sie und berührt die kühle Hand
 Und fühlt, wie siedend ihm des Blutes Wellen
 Zum Herzen quellen.

Er giebt den Becher ihr zurück; sie setzt
 Ihn auf die Tafel wieder hin, und jetzt
 Fällt erst ihr Aug aufs Bildchen, das zur Hand
 Im hellen Licht vor ihrem Plaze stand.
 Sie sieht sich selbst — es braucht nicht, daß sie fragt,
 In diesem Bild hat Alles er gesagt!
 So tief im Herzen hat er sie behalten,
 So treu ins Leben konnt er sie gestalten!
 Ein Feuerblick — wer sagt uns, was er spricht,
 Ist's Jorn, ist's Scham? spricht ihm ins Angesicht;
 Dann aber walt ihr Herz — sie senkt die Lider
 Erröthend nieder.

Auf ihre Polster lagern sich die Weiden,
 Und auf den Sessel setzt sie sich bescheiden.
 Viel redet Agathon von alter Zeit
 Und von den Meistern der Vergangenheit.
 Bericht giebt Praxias, wie Asiens Macht
 Erblüht, indeß sich Hellas' Sterne neigen,

Und wie als Denkmal auf dem Feld der Schlacht
 Im Marmorglanz die jungen Städte steigen.
 Die Jungfrau aber lenkt von Kriegen hart
 Sie wieder zu der heitern Gegenwart;
 Sie sinnen, was man noch erfinden kann,
 Wenn erst ihr Plan gekrönt wird vom Gesingen;
 Die Jungfrau winkt die Dienerin herau
 Und heißt die Bildchen aus der Werkstatt bringen;
 Eins wird gelobt, das andre wird belacht,
 Sie schaun sie prüfend an von allen Seiten,
 Und weil sie treu dem Leben nachgemacht,
 So suchen spottend sie nach Aehnlichkeiten.
 Doch Helena beginnt: Eins weiß ich doch,
 So gut ihr modeln könnt, das fehlt euch noch.
 Weißt, Vater, wohl, wie du mich mit dir nahmst
 Und mit mir in den kleinen Tempel kamst
 Zu Thespiä, wo der Jüngling Eros stand
 Von des Praxiteles geweihter Hand?
 Nicht blanker Marmor war's, die Lippe blühte;
 Vom Edelstein, der in dem Auge glühte,
 Feuerig belebt schoß ernst der Blick hernieder,
 Lichtbräunlich wärmten sich die jungen Glieder.
 Ich kniete vor dem Gott hin, und ich bebte
 Und fürchtete den Pfeil, als ob er lebte.
 Ein Maler, weit berühmt in Griechenland,
 Der war's, der mit dem Stein die Farbe band
 So kunstvoll, daß auch heut noch ungetrübt
 Die warme Form den ew'gen Zauber übt,
 Und wir erglühn an seiner Liebespein.
 Ihr seht, des Freundes kreidekalten Stein
 Hold zu durchwärmen mit des Lebens Blut
 Hielt sich der große Nikias nicht zu gut.
 Auch ihr, um euer Werk schön zu vollenden,
 Bedürft des Vorbilds von des Malers Händen;
 Drum will ich eurer Form, wollt ihr's gestatten,
 Die Farbe gatten.

Die Dienerin steht ihr bereit zur Hand
 Mit Pinsel und Geräth, und rasch gewandt
 Mischt Helena den zarten weißen Grund
 Und taucht mit ihm das ganze Bildchen rund.
 Kaum daß der Thon das Raß begierig trinkt,
 Schau, wie er mild in Silberstimmer blinkt,
 Und wie die Farbe, die er erst gehaßt,
 Er gierig jetzt mit zäher Liebe faßt.
 Blau fließt der Mantel ab in feinen Falten,
 Rosig das Kleid, vom Purpurgurt gehalten;

Goldbrannes Haar unspielt die vollen Wangen,
 Wo leisegehaucht schon sanfte Rosen prangen.
 Die Lippe will im Obeuzuge beben,
 Und durch die Farbe bricht das holde Leben.
 Fertigt! so ruft halb fröhlich sie halb bang,
 Doch wie ein Kind, wenn ihm sein Werk gelang,
 So lacht sie laut, die holde Meisterin:
 Da, schaut nur hin!

Und rasch vom Polster springen Greis und Mann
 Und treten an die Jungfrau froh heran.
 Mit frisch gefüllter Schale feiern sie
 Ihr künftig Thun, dem sie die Weihe lieh.
 Der Vater neigt sich auf ihr Angesicht,
 Küßt lächelnd ihr die reine Stirn und spricht:
 Vom Himmel steigt mir eine Freudenstunde —
 Willkommen, Helena, in unserm Bunde!
 Doch heißer noch des Jünglings Wangen glühen,
 Denn sie wird mit ihm in der Werkstatt walten;
 In ihres dunkeln Auges Strahl erblickt,
 Ein Blumenlenz, ihm künftige Gestalten,
 Wenn Beide richten der Erfindung Spiel
 Auf's gleiche Ziel.

O Jugend! Goldne Stunde, wenn beim Mahl
 Vom Lampenschimmer festlich glänzt der Saal,
 Wenn von der Frauen feinem Sinn gezügelt
 Der lust'ge Scherz den jungen Geist beflügelt,
 Und wenn das Mädchen, dem dein Herz sich neigt,
 Sich annuthsvoll als heitre Wirthin zeigt!
 Goldschimmernd schaust du dann in sel'gem Hoffen
 Die Zukunft offen.

* * *

Die Augen sinken, müde von der Reise,
 Zuletzt beim Becher sanft zum Schlaf dem Greise.
 Auf den Altan tritt still das junge Paar;
 Der Nacht Azur umfaßt sie dunkellar,
 Das Meer rauscht seinen ew'gen Sang von ferne,
 Und funkelnd glühen am Himmel hoch die Sterne.
 Durch ihre Seelen klingt wie Festgesang
 Die Ahnung großen Glückes, voll und bang.
 Und hätten sie kein einzig Wort gesprochen,
 Eins hört des Andern Blut im Herzen pochen,
 Und was sie fühlen, thun, ob schweigt der Mund,
 Die Pulse kund.

Wer merkt in jungen Glüd der Stunden Flug?
 Sie flüsteren und hatten's nie genug.

Ein Sternbild nach dem andern sinkt hinunter,
 Ihr Herz bleibt wach und ihre Augen munter.
 Mit hellem Auge sah's der junge Tag,
 Wie still ihr Haupt an seiner Schulter lag,
 Wie ihn das dunkelfeuchte Aug entzückte,
 Als sanft er an die starke Brust sie drückte
 Und, heiß durchwallt vom jugendlichen Blute,
 Ein schönheitsstrunken Herz am andern ruhte —
 Ihr habt's erlebt, ihr denkt es zu erleben,
 Und gerne wollt dem Dichter ihr vergeben,
 Was ein unkundbar Wunder niedersteigt,
 Wenn er's verschweigt!

Des Dichters Aug schaut Alles, was geschah,
 Und jedem Werden ist als Gast er nah,
 Eh's noch ins Leben springt. Wenn Phantasie
 Ihm ihre blauen Falterflügel lieh,
 Schwebt er empor auf ihrem goldnen Saum
 Und schaut der Menschen Thun in farb'gem Traum.
 Die Welt rollt unter ihm mit Wechselbildern,
 Ihm fiel die Kraft zum Loos, sie tren zu schildern,
 Nicht wirklich, aber wahr. Aus seinem Mund
 Ward so euch heut die Wahrheit trenlich kund,
 Wie spät in Hellas dort durch Gros' Günst
 Ein frisches Reis aufschob am Stamm der Kunst —
 Und Alles wißt ihr nun, wie's einst geschah
 In Tanagra.

* *

Dank dir, o Phantasie! Noch einmal nahest
 Dem Greis du, wie du oft zum Jüngling tratest!
 Du hast in dust'gem Traum aus alter Zeit
 Zur weichen Wehmuth mir geschmelzt das Leid.
 Auch wenn es in das ew'ge Sein verschwebt,
 Unsterblich ist, was einmal hat gelebt.
 Verkärt ins Licht steigt wieder mir empor,
 Was ich besaß, was ich so bang verlor.
 Auf rothgesäumter Wolke jugendschön
 Grüßt mich mein holdes Kind aus Aetherhöhn,
 Und sanft verschwinnt's, ein roß'ger Abenddust,
 In goldne Lust.





Der Teufel in Schiltach.

Ein absonderer historischer Beitrag

von

Wilhelm Jensen.

I.

Bekanntlich — so pflegen die Historiographen sich über einen geschichtlichen Vorgang auszudrücken, den sie irgendwo im Staube eines Bibliothekwinkels aufgefunden und von dem außer ihnen kein Mitlebender mehr eine Ahnung besitzt — bekanntlich trug sich zur neunten Morgenstunde des zehnten Tages im Aprilmonat des Jahres 1533 im Städtchen Schiltach ein Ereigniß von äußerst folgenreicher Bedeutung für sämtliche Bewohner des genannten Ortes zu. Es geschah dies (wie man sich erinnern wird) unter der Einwirkung einer Persönlichkeit, welche seitdem ihre unmittelbare Betheiligung an den irdischen Vorkommnissen mehr und mehr aufgegeben hat, ohne sich jedoch in Bezug auf indirecte Wirksamkeit gleicher-

weise in den wünschenswerthen Ruhestand versetzt zu haben. Wir jedoch — der Historiograph der nachfolgenden Mittheilungen und als solcher uns unserer souveränen Mehrheitswürde bewußt — lehnen jede Verantwortung ab, an dem Einen wie an dem Anderen einer Schuld theilhaftig zu sein.

Das genannte Städtchen Schiltach aber lag um jene Zeit — gegen das Ende des ersten Drittheils des sechzehnten Jahrhunderts — an der nämlichen Stelle, wo es sich noch heute, nur in ziemlich veränderter Erscheinung, befindet. Die Kruzg spaltete damals wie jetzt den Schwarzwald in eine nördliche und südliche Hälfte, und wo sie sich nach mannigfachen Krümmungen ihres von Norden herabkommenden Oberlaufs rechtwinklig nach Westen

umschlug, hatten die Vorväter der gegenwärtigen Stadtbewohner den geeigneten Platz für ihre Ansiedelung zu finden geglaubt. Vermuthlich waren jene Begründer des löblichen Ortes ursprünglich, wie die Meisten ihres Gleichen, Hörige des auf einem mäßig steilen Berghang über dem Flußbett wohlfundamentirten und sicher umwallten alten Bergschlosses gewesen und hatten sich im Fortschritt der Zeit aus dem Raupenzustand jämmerlich am Fuß des Hügels hintriechender Frohnleute zu Burgmannen, Lehensträgern, Freisassen und schließlich zur höchsten erreichbaren Bollendung als Pfahlbürger entwickelt. Und es steht abermals zu muthmaßen, daß auch das weibliche Geschlecht sich in getrenlichem Anschluß und Wettstreit mit dem männlichen durch alle diese vielfältigen Wandlungen erst allmählich zu seiner späteren, ebenso vielfachen Auszeichnung durchgerungen.

Im Uebrigen bot unfraglich die Natur den ersten Ansiedlern auch noch allerhand vernünftigen Anlaß zur Begründung ihrer Heimstätte. Drei anmuthige Thäler stießen hier aus den drei Himmelsrichtungen des Mittags, des Abends und der Mitternacht zusammen, gegen Morgen schützte der beträchtliche Abfall der sich ins Schwabenland erstreckenden Hochebene vor dem allzugrimmen Gebläse des großen, winterlichen Eiszeugers im Osten, der sich von jeher wenig Gewissen daraus machte, sein Geschäft, unbekümmert um die vom Kalender vorgezeichneten Frühlingsmonate, auch noch über die Walpurgisnacht hinaus fortzusetzen. Allerdings hatte die heilige Nonne vermittelst ihrer leidlichen Hinterlassenschaft, nämlich durch ein ihren Brustknochen entfließendes Del, eine außerordentlich werthvolle Heilkraft für unterschiedliche Thierkrankheiten wie ingleichem wider den Biß toller Hunde geküftet, aber gegen den Ostwind, der mit Vorliebe um den Tag ihrer verdienten

Heiligsprechung zu blasen pflegte und den man deshalb wohl als den directen Athem ihres höllischen Widersachers betrachteten durfte, hatte sie keine Fürsorge getroffen, sondern diese dem Bemeffen profaner Zindigkeit anheimgestellt. Und demgemäß waren die anfänglichsten Schiltacher auf eigene Hand bedacht gewesen, unter der natürlichen Schirmwand des Schwarzwaldbahnges sich und ihre Nachkommen gegen den Anhauch des bösen Feindes zu behüten.

Für sonstige irdische Bedürfnisse, zunächst der gesicherten Behausung, lieferten die Sandsteinbrüche in nächster Umgegend vortreffliches Baumaterial, und die dichtbewaldeten Berge versahen ebenso wohl mit kräftigen Tragbalken und Brettern zur Aufrichtung der Dächer als mit reichlichem Brennholz für Herd und Ofen darunter. Das kristallhelle Wasser der Kinzig war ein Lieblingsaufenthalt unerjchöpflicher Forellen, die wieder ein Lieblingsgericht der Schiltacher bildeten und so dem guten Geschmack der letzteren zur Ehre gereichten. Wißweilen verirrte sich vom Rheine her auch der Salm noch bis hier herauf, und stromab ließ der geduldige und wasserreichere Fluß durch Holzflößerei auf sich ein einträgliches Gewerbe betreiben. An einer Stelle des nach Süden abfallenden Geländes hatte eine vertrauensvolle Hand der Vorzeit selbst Reben angepflanzt, und es fanden sich alljährlich Leute in der Stadt, welche den daraus hervorgehenden Most und Wein nicht nur tranken, sondern sogar vergnügt dabei schienen. So konnte kein billig Denkender in Anbetracht der allgemeinen Schwarzwaldbumstände mehr specielle Naturbegünstigung für die Lage des Ortes verlangen.

Troßdem hatte dieser sich auch im sechzehnten Jahrhundert noch zu keinem übermäßigen Umfang ausgedehnt und vermochte sich wenigstens durch den letzteren

nicht gegen die von seinen Nachbarstädten Offenburg, Vahr und Rottweil — Freiburgs und Straßburgs nicht zu gedenken — ihm gelegentlich beigelegte Bezeichnung eines kleinen Landweises zu verwahren. Wann seine Ringmauer erbaut worden, ließ der bedauerliche Mangel einer städtischen Chronik nicht mehr mit annähernder Bestimmtheit feststellen, aber daß die Wohnstätten sich innerhalb derselben seitdem nicht wesentlich vermehrt haben konnten, ergab der topographische Angensein. Die Häuser waren zumeist mehr alt als alterthümlich in der heutigen Klangfarbe des Wortes zu beheißen und fast ausnahmslos mit grauen, von Sonne und Wind der Jahrhunderte ausgehörten und aufgekämmten Holzschindeln bedeckt. Es lag noch nicht besonders im Antriebe der Zeit, kleinere, abgelegene Ortschaften um ihrer Sehenswürdigkeiten willen zu bereisen, allein auch der in solcher Begier seinen Mitelbenden um manche Generation vorangeeilte hätte Schiltach schwerlich zum Gegenstande seiner Augenlust ausgewählt. Außer der Kirche gab es nichts Hervorragendes zwischen den gleichmäßigen Dächern, und auch jene beschränkte ihre Ueberhebung über die letzteren auf ein äußerst bescheidenes, keinerlei geistlichen Hochmuth verrathendes Maß. Das alte Schloß sah räumlich allerdings von der Bergerhöhung auf das Städtchen herunter, doch sein sonstiges Aussehen regte nach keinerlei Richtung den Verdacht, es könne sich heimlich irgendwie in anderer Art den Häusern drunten gegenüber brüsten, die jedenfalls im Durchschnitt vor ihm den Vorzug minderer Vanjälligkeit und Lebensgefährlichkeit behaupteten. Für die letzteren beiden Eigenschaften aber war es gerechter Weise kaum mehr verantwortlich zu machen, da es schon im Jahre 1389 genau den nämlichen Anblick geboten, als der damalige Besitzer, Herzog Reinold von Urstingen, dasselbe sammt Zubehör,

d. h. mit der Stadt, Dorfschaften, Kotten, Weilern und allen Gerechtsamen, um sechstausend rheinische Gulden an den Grafen Eberhard von Württemberg veräußert hatte, dessen Nachfolger auch jetzt noch sich des souveränen Besitzes Schiltachs erfreuten.

Wo das Künzigtal sich in langamer Ansteigerung nach Norden emporhob, gelangte der Wanderer nach ungefähr einer Stunde in den Marktleden Schenkzell und hinter diesem in eine Region altüberlieferter, besonderer und zwar doppelt gearteter, sowohl männlicher als weiblicher Frömmigkeit. Bei dem erwähnten Orte gabelte der Fluß sich zu zwei Ursprungsbächen aus einander, und um etwa eine weitere Wegstunde aufwärts lag an jedem derselben ein Monasterium, rechts hin im Thal der eigentlichen Künzig das im Jahre 1095 gestiftete, nach seinem Begründer Adalbertus von Zollern benannte Benedictinerkloster Albersbach oder Alperzbach, und zur Linken im Thal der sogenannten kleinen Künzig das um einiges, doch nicht viel, später erbaute Nonnenkloster Wittichen ober Kaltenbrunn, wie es bei den Umwohnern nach seiner Belegenheit in dem „Kaltenbrunn“ heißen Thalgrunde wechselnden Namen trug. Beide sorgfältig ummauerten Heimstätten der Abwendung von allen weltlichen Interessen und Gedanken waren durch einen mäßigen, dunkelbewaldeten, ungefähr in einer Stunde überschreitbaren Berggrüden von einander geschieden und von ihrer Stiftung her bedachtsam mit denjenigen Gaben ausgestattet, deren die Seele zur Erhaltung des Leibes und dadurch ermöglichter Bethätigung seiner Abstinenz von irdischen Gelüsten bedurfte. Nun liegt es dem wahrheitsliebenden Berichterstatter ob, beizufügen, daß bereits seit einem Menschenalter hier und da unter dem minder gottseligen Theil der umwohnenden Bevölkerung sich ein Zweifel einzuschleichen

versucht, ob der Name Kaltenbrunn in der That unmittelbar der Prädestination der Vorsehung entsprungen sei, um dadurch von vornherein die himmlische Lauterkeit der in sein Weihgefäß zusammenrieselnden Quellen zu kennzeichnen.

Wie schon einmal erwähnt, zog sich von Schiltach aus auch gegen Süden in der Richtung auf die freie Reichsstadt Rottweil ein schmales Thal zur Hochfläche hinan. Von der Schiltach, einem vielgewundenen Nebenflüßchen der Kinzig, durchrauscht, erschien dasselbe nach einigen Wegstunden durch den Thurm und Mauerrest der Burg Schilted abgeschlossen, die bereits seit den Großvätererinnerungen der ältesten Greise in brombeerüberwucherten Trümmern lag und ihren ehemaligen ritterlichen Inhabern deshalb vermuthlich nur geringe Weile zum vergnüglichen Anstand auf Wanderklente gedient hatte, welche ihre beladenen Bierfüßler auf dem kürzesten Wege nach Schramberg, Hornberg, Triberg oder weiter gen Süden hinüberzuführen gedachten. Auf der Höhe aber, hier sowohl als auf den Bergen über der Stadt Schiltach selbst, erweiterte sich der Blick, wo der Wald ihn nicht behinderte, zu einer außerordentlich weit ausschweifenden Rundsicht. Von Osten her schimmerte da und dort in der Abendsonne aus dem Schwabenlande ein gelblicher Abhang der rauhen Alp herüber, der sich weiter abwärts bei klarer Luft einzelne bläuliche Kegel des Höhgauß angeschlossen. Gen Nord, West und Süd breitete sich der vielköpfige Schwarzwald aus, in den beiden ersteren Richtungen vom Kniebis und Hünersjebel, in der letzteren ferner hinunter vom Hochfirt, Feldberg und Belschen überragt. Genau nach Südwest, durch die Luft etwa fünf Meilen entfernt, stieg, scheinbar den Hochköpfen am nächsten, der Kandel mit seiner nackten Scheitelkonfur über der guten Stadt Waldkirch auf, welche weit

und breit den wohlverdienten Ruf genoß, daß sie keinerlei oft recht beträchtliche Ausgaben für Brennholz scheute, um dem nächtlichen Unwesen auf dem letztgenannten Berge und seiner nur zu wohlbekannten Audienzkappe und Kuppelkirche des höllischen Erbfürsten zum Gewinne der Christenheit nach Kräften ein Ziel zu setzen.

Solche unausgesetzte Wachsamkeit und mannhaft-unerfrockener Widerstand gegen diesen großen Feind der Menschheit und seine zahlreichen geheimen Anhänger männlichen und besonders weiblichen Geschlechts thaten jedoch nicht allein in der vorwiegend zum Amte des Erzengels mit dem feurigen Schwerte berufenen Stadt Waldkirch, sondern allerorten Noth, wo fromme Gemüther in innerster Empfindung und leider nicht selten sogar durch arglistig sich an sie selbst heranwagende Versuchung das Anwachsen und Umsichgreifen der allgemeinen Verderbniß erkennen mußten. Denn außer dem persönlichen Hofstaat oder Harem, welchen der Erzhirn und Erzschalk des satanischen Reiches sich für seine Besuche im Südwesten Deutschlands auf dem Kandel eingerichtet, schürte seine Bosheit unablässig auch drunten im Thal und Land Widerselbsicht gegen die göttlichen Gebote und ihre Weltordnung zu lichterlohen Flammen empor. Vorzüglich war ihm das himmlische Vollwerk, mit dem sich das deutsche Reich wider ihn durch die Wahl des glaubensstarken Kaisers Karl des Fünften zu verwalten gesucht, zugleich ein Dorn im Auge und ein Pfahl im Fleische, und er hatte deshalb von der einen Seite den französischen König Franz den Ersten und von der anderen die Türken gegen den Beschützer der alleinigenmachenden Kirche aufgestiftet. Dazu hatte er im Inneren Deutschlands selbst eine höllische Saat in das Gehirn der ländlichen Bevölkerung gestreut, die tausendfältig aufgegangen war und besonders in Schwaben und Franken, doch auch

in Thüringen und Sachsen als Erute gezeitigt, daß wilde Bauernhausen rings umher die ehrwürdigen Raubburgen altedler Geschlechter belagert, verbrannt, in Schutthaufen verwandelt, Dörfer und Städte ausgeplündert, Kirchen verwüftet, Bilder, Beichtstühle und Altäre darin zertrümmert und viel Feuerstein, Beräumerung, Blutvergießen, Schändung, Jammer und Elend verursacht hatten. Was jedoch anfänglich als die allerruchloseste Bosheit des infernalischen Widersachers der Christenheit erschienen, war gewesen, daß er gleichzeitig gen Norden und Süden in dem Erfurter Augustinermonch Martin Luther und dem Leutpriester am Großmünster zu Zürich, Hulbreich Zwingli, sich zwei apostatische Werkzeuge erlesen, um mit ihnen, wie vermitteltst zweier Spitzhämmer, die Fundamente der Heilslehre, die Engel und Heiligen, das Fegefeuer und die Messe, ja sogar den Eölibat der Geistlichkeit in lauter jämmerlich umherfliegende Stüchken zu zer Sprengen. Doch zum Glück hatte die ewige Weisheit klügeliche Vorsorge getroffen, daß der schadenstroph triumphirende Anstifter dieses unkrautgeschwind aufgewucherten Uebels sich schließlich auch diesmal, wie schon oftmals früher, selbst betrogen und in der eigenen Schlinge gefangen. Denn als er seinen vermeinten getreuen Anhänger eines Abends freundschaftlich auf der Wartburg bei Eisenach zu besuchen gedacht, hatte er mit äußerst verdühter Miene die Erfahrung gemacht, daß dieser ihn nicht nur keineswegs sandläufig höflich aufgenommen, sondern ihm sogar eine Mischung von Galläpfelsaft und Kienruß an den Mund befördert, deren bitterer Geschmack durchaus nicht der üblichen und berechtigten Anschauung über die Zubereitung eines Willkommenstrunkes entsprach. Daraus aber war selbst unter den römischen Segnern des Fiselbener Bergmannssohnes eine entschiedene Freude und Beruhigung geflossen, und

diese hatte einen noch weiteren Umfang gewonnen, als Martin Luther bald darauf seine kräftige Stimme ebenfalls gegen die gottes- und beifigfeindlichen Rotten der mordbrennerischen Bauern erhob und gerathen, „man solle sie todtschlagen wie tolle Hunde“. Denn es ergab sich aus Beidem die tröstliche Zuversicht, daß er keineswegs gewillt sei, dem Teufel im Diesseits wie im Jenseits irgendwelche Concessionen zu machen, sondern ebenso eifrig danach trachtete, ihm seine vielgestaltigen Proteusschliche zu legen, als der heilige Vater Innocentius der Achte dies bereits ein Jahr nach der Geburt des thüringischen wie des schweizerischen Reformators durch eine besondere Bulle wider das Hergentreiben angestrebt hatte. Und wider dieses richtete sich unzweifelhaft die Hauptaufgabe und oberste gemeinsame Pflicht aller wachsamten Hüter des Evangeliums, ob sie sich nun nach der kürzlich entstandenen Dreitheilung als Katholiken, Lutheraner oder Zwinglianer benennen und bekennen mochten. Ihre Meinungen wichen allerdings in nicht unerheblichen Dingen beträchtlich von einander ab, allein im wesentlichsten Punkte vereinigten sie sich gegen die alle gleichmäßig bedrohenden, überall täglich sich neu gebärenden Truglisten, Nachsichtigkeiten und Gewaltthaten des großen teuflischen Verführers, Verfährers und Verderbers von Anbeginn.

So war die europäische Welt fast allorten und ganz besonders im Süden Deutschlands seit mehr denn einem Jahrzehnt mit vielfältigen Händeln und reichlicher Betrübniß für die christlichen Gemüther aller Concessionen angefüllt gewesen. Die Sicherheit des Wandels, Handels und Verkehrs auf den Straßen hatte keinen Vortheil daraus gezogen, vielmehr schaute derjenige, welchen sein Beruf mit Geld und Habe auf die öffentlichen Wege hinaustrrieb, sich im Dämmeru am Busch-

rand fast noch behutsamer anstehend um, als seine Vorfahren es in der Blüthezeit des Faustrechtes und der mit schwarzen Stümpfen von den Bergvorsprüngen herabblitzenden Raubburgen gethan, und selbst die häufige Wiederkehr eines auf einsamer Haide oder in dunkler Thalschlucht an der StraÙe vom Arm der Gerechtigkeit auf einen Fahl gespieÙten, abgebleichten, im Winde mit den geloderten Zähnen klappernden Diebs-, Räuber- und Mörderhädels diente mehr dazu, den Raben eine Vergnüglichskeit zu bereiten, als vorüberziehenden Wanderern sonderliche Beruhigung einzusüÙen. Es war in der Verwilderung, die der Böse über die Welt gebracht, eine eigene Sache, sich draußen in Nacht und Nebel zwischen Fels, Wasser und Wald seinen Weg zu suchen, und auch der mit dem sichersten Gottvertrauen Ausgerüstete pflegte sich solcher Wagniß nicht ohne Beifügung möglichst verlässlicher irdischer Wehr und Waffen zu unterfangen, denn er wußte, daß er gar leichtlich in die Lage versetzt werden konnte, nicht allein mit menschlichen Buschkleppern, sondern mit dem nächtlichen Heergefolge des Leibhaftigen selbst in Schwarzwild- und Währwolsgestalt wie hunderterlei anderer tödtlicher Verwandlung einen Strauß anzuzuechten. Deshalb versah er vor dem Antritt der Reise seine Brust mit einem unter den höllischen Geistern vorzugsweise gefürchteten Gnadenbilde und seinen Mund mit einem bereit gehaltenen, besonders kraftvollen Schrifswort, um dasselbe im richtigen Augenblick den Sendboten der Finsterniß als ein himmlisches Kataapult entgegenzuschleudern; sein Schwert jedoch tauchte er sorglich zuvor in frisch geweihtes Wasser, und wer sich im beneideten Besiß der noch neuen Erfindung eines Feuer-Faustrohres befand, lud dasselbe nicht mit einer bleiernen, sondern mit einer silbernen, womöglich einem ehemaligen Kirchengesäß entstammenden

Kugel. Wem indeß die Wahl freistand, der blieb klüglisch zu Hans hinter den verdienstlichen Mauern, mit welchen seine Vorfäter das Gemeinwesen gegen List und Gewaltthat irdischer Bösewichter umgürtet hatten, und hörte um Mitternacht im Bett mit einem behaglichen Schaudergefühl, wie hoch über den Stadtdächern der wilde Jäger mit seiner Mente leuchtend, rasselnd, schraubend, unter lautem Getöse des Entsetzens vor dem Hahn oder Kreuz auf der Kirchturmspitze abbog, das als Amulet wider ihn über dem Schlaf jedes frommen Bürgergemüthes wachte.

Aber trotzdem war die üble Zeit dieses letzten Jahrzehnts nicht vorübergegangen, ohne auch im Inneren solchen sicher umfriedigten Heimstätten allerlei unliebsame Fußklappen einzudrücken, deren Gestaltung oftmals leider nur zu deutlich auf ihren pferdefüÙigen Ursprung hinwies. Nicht mit so strotzend geschwellten Trieben wie draußen in Feld und Wald, doch schleckenartig umherkriechend, wucherte auch zwischen den Mörteifugen der friedlichen Bürgerhäuser vielerorten das Unkraut hervor, das die Arglist des Teufels unter den Weizen gefäet hatte. Es war kein rechter Verlaß mehr auf das Denken, Thun und Treiben der Menschen, Niemand wußte mit sicherer Bestimmtheit, weß Treu und Glaubens er sich in kommenden Frist von seinem Nachbar zu versehen habe. Wie die großen Weltereignisse umher oft von Woche zu Woche ein völlig verändertes Gesicht aufwiesen, so konnte es sich auch jederzeit einmal plöÙlich mit den altbekanntesten Gesichtern selbst der nächsten Sippschaft und Freundschaft zutragen, daß sie unerwartet über Nacht eine andere Physiognomie augenommen. Was hauptsächlich diese Wirkung ausübte, war das überaus hurtige Wachsthum des Protestantismus und die häufig fast ungläubliche PlöÙlichkeit, mit der ohne jegliche Vorahnung der An- und Umwohner

sich nicht nur Einzelne und Familien, sondern nicht selten ganze Gemeinden einstimmig von der katholischen Lehre los sagten und zum Luthertum übertraten. Dieser Vorgang bot Ähnlichkeit mit dem Hineinfallen eines Funtens in einen Berghaufen oder auf ein ausgebrüttes Schindeldach, von dem alsdann mit Blitzeshastigkeit eine Feuersbrunst über alle umherliegenden Gassen weglief. Und es dauerte deshalb naturgemäß jedesmal eine geraume Weile, ehe die bei dem alten Glauben Verbliebenen den Argwohn überwunden, einer Bethätigung satanischer Einflüsterungen gegenüberzustehen, und erkannt hatten, daß die Abtrünnigen nach wie vor mit gleichem Eifer gegen den gemeinsamen Feind wachsam im Felde standen.

Es gereicht dem Berichterstatter solcher Zustände indeß zu besonderer Genugthuung, hier anfügen zu können, daß von all diesen vielfältigen äußeren und inneren Wirrsalen die Gemüthsruhe der guten Stadt Schiltach bis zum Jahre 1532 beinahe völlig unbeeinträchtigt geblieben war. Weder die wilden Söldnerhaufen Königs Franz des Ersten noch die krummbesäbelten Motten des Sultans Soliman des Zweiten waren bis an die Ringzig gelangt, und ob man es als tadelswerthen Indifferentismus oder als philosophischen Gleichmuth betrachten mochte, die Thatfache ließ sich nicht ableugnen, daß auch die Erstürmung und Plünderung Roms, der Tod Karls von Bourbon und sogar die Gefangenahme des heiligen Vaters Clemens des Sechsten die täglichen Gewohnheiten der Bevölkerung Schiltachs durchaus unverändert belassen hatten, was die solcher Seelengelassenheit längst entfremdeten und allzeit spottfüchtigen Augen in den größeren Städten des Rheingaus und des Schwabenlandes durch die häußliche Erläuterung zu entwürdigen suchten: die Kunde der genannten Weltereignisse

sei überhaupt noch gar nicht bis dahin vorgebrungen. Einmal nur hatte während des Bauernkrieges eine flüchtige Unruhe wie der dunkle Rand eines schnell vorüberstreifenden Unwetters das Städtchen gestreift, als ein ungefähr halbhundertköpfiges Rudel der Aufständischen, mit Ketten, Spießen und Mistzinken bewaffnet, auf einem Raubzug übers Gebirg durch das menschenleere Schiltachthal herabgekommen und offenbar ängstlich verwundert gewesen war, ganz unerwarteter Weise hier auf die Mauern einer immerhin größeren Ortschaft zu stoßen. Wie der Teufel aber den Seinigen eingiebt und sie dadurch besonders in seiner Zucht erhält, jede günstige Gelegenheit allemal flugs beim Schopfe zu fassen, so hatte sich der Bauernhaufen nicht lange mit dem Anstaunen der äußeren Umwallung aufgehalten, sondern unter lautem Geschrei und Drohungen seine Neugier nach den inneren Einzelheiten des Städtchens zu befriedigen verlangt. Da waren in diesem die Anschauungen aus einander gegangen, denn Gervas Trautwein, der Wirth zum „Lindenbaum“, hatte nur nach seiner erbherkömmlichen Manier vergnüglich gelacht, seine gleichfalls ihm vom früheren Lindenwirth vererbte mächtige Faust nach einer riesigen Saufeder ausgestreckt und vermeint, er wolle dem Lumpengesindel draußen die Zähne stoßern, daß demselben vor der Hand der Geschmack auf weitere Kost vergehen solle. Dagegen war jedoch die bedächtiger Erwägung mancher seiner körperlich weniger herkulisch gearteten Nachbarn wie ingeleichen diejenige des weltlichen Gemeindeoberhauptes Seisfried Hornberger aufgetreten, daß es Schiltach nicht zieme, sich größeren Städten des Umkreises gegenüber zu überheben und nach der Ruhmredigkeit zu streben, einen bewaffneten Widerstand geleistet zu haben, zumal da man nicht wissen könne, ob die siegreich zurückgeschlagene Räuberbande nicht in zehnfach verstärkter Zahl wieder-

lehren und die heldenmüthigste Tapferkeit dennoch zu Schanden machen werde. So hatten der Muth und die Weisheit Schiltachs sich in gleichem Grade offenbart und eine Weile mit einander gerungen, bis endlich das gereifeste, den höchsten Considerationen entspringende Urtheil Damian Uebelhör's, Pfarrherrn an der St. Trudperkskirche, beide Betrachtungen dahin vereinigt hatte, es sei zuvörderst zu ergründen, ob die draußen vor dem Einzigtbor Lärmenden sich als Vermummungsgestalten des jatanischen Abgrundes oder nur als allgemein sündhafte, von der Wanderung übers Gebirg vermuthlich in Wirklichkeit arg mit Hunger und Durst geplagte menschliche Creaturen erweisen würden. Zum Behuf dieser wesentlichsten Erforschung ging der Rathschlag des Pfarrers dahin, ihnen einen Krug mit Wein an einem Stride von der Mauer hinabzulassen und das Ergebnis solcher Spende in Obacht zu nehmen. „Denn es steht in der Schrift, als ich List anwandte, fing ich sie,“ und Damian Uebelhör hatte den Krug nicht mit gewöhnlichem Traubensaft, sondern mit Kirchenwein angefüllt und stand neben Seifried Hornberger und allen übrigen mannhafteu Bürgern auf der Mauer, um sich durch den Augenschein zu vergewissern, unter welchen furchtbaren Zuständen der betrogene Teufel sich verrathen werde, sobald das geweihte Getränk mit seinen Eingeweiden in Berührung komme. Doch traf diese gespannte Erwartung keineswegs ein, sondern die Verdächtigen legten während des Trinkens nichts als durchaus herkömmliche menschliche Eigenschaften an den Tag. Sie leerten den riesigen Steinbauch unter allerdings nicht besonders der Schicklichkeit gemäßen Redewendungen, doch sie erwiesen unaussehbar die gänzliche Abwesenheit jedes directen höllischen Wesensseins durch die sofortige Anforderung nach einer neuen Aufzaplung

des Willkommentrunkes. Nur ein Einziger, der den Krug nach ziemlich langandauernder Begutachtung zuletzt vom Munde gesetzt, zog plötzlich durch ein eigenthümliches Hin- und Widerregen seiner unteren Körperhälfte Damian Uebelhör's scharfe Aufmerksamkeit auf sich; allein Gervos Trantwein, der Bindenwirth, gab ihm die beruhigende Erklärung, daß er aus mancher Jahre Erfahrung versichern könne, solche Beinbewegung besalle dann und wann auch einmal den kräftigsten Mann ohne jede übernatürliche Einwirkung, wenn derselbe sich, wie es vorkomme, über den Restinhalt eines steinernen Gefäßes etwas getäuscht habe. Darauf erwiderte Damian Uebelhör, sichtlich von großer Sorgniß erlöst, aus allgemein menschlicher Theilnahme hervor: „So haben wir es denn gottlob nicht mit auserlesenen Rüstzeugen des Beelzebub, sondern nur mit armen Teufeln von irdischer Herkunft zu schaffen, denen man, wenn sie sich auch mit der weltlichen Ordnung etwas in Uneinigkeit verhalten, ein Mitgefühl an ihrem Hunger und Durst, als ihnen von Gott gesetzt, nicht völlig versagen mag, und es widerstreitet nach meinem Dafürhalten gleicherweise nicht wohlthäteter irdischer Klugheit, durch verständige Gewährleistung der Begehriisse dieser Leute etwaiger Zornmüthigkeit und unvernünftigen Handlungen derselben vorzubeugen.“ Dergestalt fand eine Uebereinkunft zu beiderseitiger Befriedigung zwischen den Bewohnern des Ortes und den Bauern statt, welche bei dem Anblick der ihnen an Zahl überlegenen Bürger auf der Mauer im Grunde recht verwundert waren, überhaupt etwas zu bekommen, sich an den herabgelassenen Würsten, Schinken, Kalbsfüßen und Schweinsknöcheln gemüthlich erbauten und darauf ohne weitere Begehr, ins Thor hineinzugelangen, sich frisch getränkt weniger gut umgürteten und behüteten Fundstätten

ihrer Ansprüche an irdische Glückseligkeit zuwandten.

Zu Schiltach aber war das Vertrauen Aller in die göttliche und menschliche Weisheit des Pfarrers Damian Uebelhör noch höher als zuvor gestiegen, da sein Rathschlag offenbar die Stadt vor einer schlimmen weltlichen Gefährdung bewahrt und doch zugleich sie auch vor der großen Möglichkeit, dem Erbfeinde der Menschheit Vorschub zu leisten, gesichert hatte. Der himmlische Lohn für ein solches weisliches und preiswerthes Verhalten unter höchst verfänglichen Umständen hatte auch nicht auf sich warten lassen, denn seit jenem Tage war Schiltach, trotz der unruhvollen Zeit und den vielfältigen Machinationen des Teufels rings umher, von jeglicher bedenklichen Feindsuchung verschont geblieben. In seinen fünf Straßen und selbst auf dem Marktplatze vor dem Rathhause wuchs friedfertig das Gras, da es nur selten einer Zusammenkunft des wohlweisen und ehrenfesten Rathes der Stadt bedurfte, um den ruhigen Verlauf der Dinge in dieser zu bereben, den sie gleich dem Wachstum des Grasses von selbst nahmen. Auch sonst gleich dem erfreulichen Gedeihen des letzteren dasjenige der Bevölkerung; es war mit unbedingter Bestimmtheit darauf zu zählen, daß genau neun Monate nach einer stattgefundenen Hochzeit die Einwohnerzahl sich jedesmal um ein neu hinzutretendes Mitglied bereicherte, und der große Schnitter mähte verhältnißmäßig wenige und dann stets nur die überreifen Köpfe für seine Scheuer um die St. Trudpertskirche ab. Allein auf dem Platze vor der Thür „Zum Lindenbaum“, den auch eine wirkliche alte, breitästige Linde überdachte, vermochte kein Graswuchs aufzukommen; „weil es den Schatten nicht vertrage“, erklärte Gervas Trautwein lachend diesen auffälligen Umstand, aber es stand zu vermuthen,

daß es sich mit jenem noch leidlich abgefunden haben würde, wenn es in der günstigen Lage gewesen wäre, etwas mehr Ruhe vor den Füßen der älteren und jüngeren Schiltacher zu finden. Doch gewährten diese ihm den Tag hindurch nur selten und des Abends niemals eine friedliche Entwicklungsfrist, und besonders um die letztere Tageszeit waren die wenn auch weniger umfangreich-gewichtigen und leichter besohlenen Füße der jungen Schiltacherinnen von einer wesentlichen Mitschuld an der Unfruchtbarkeit des Bodens unter der alten Linde nicht freizusprechen. Abendlich klang es unter ihrem Gezweige von lustigen Rehrreimen, und noch lustiger flogen im letzten Spätroth oder beginnenden Mondglanz die Haare, Tücher und Kleider der hübschen Tänzerinnen um den knorrigen grauen Stamm. Ihre Großmütter hatten an der nämlichen Stelle schon, sich ebenso im Kreise schwenkend, die nämlichen Lieder gesungen und waren rechtschaffene Mütter und späterhin ehrbare Großmütter geworden, und Gervas Trautwein erhob gegen diese bewegliche Nutzung seines Territoriums so wenig Einwand wie gegen die bedachtamere durch die älteren Leute auf den Bänken, welche sich vermittelt eines öfter gefüllten Maßkruges vor dem schädlichen Einfluße der Abendkühle zu schützen trachteten. Doch auch der Pfarrer Damian Uebelhör nahm, wenn er noch zu späterer Stunde des Weges vorüberkam, keinerlei Anstoß an dem bunten Getriebe unter und vor dem „Lindenbaum“, denn er sagte, das Gelüst nach Fröhlichkeit und den guten Dingen der Erde sei den Menschen von Gott als ein Bollwerk wider die Versuchungen des Teufels gesetzt, der am meisten umherlauere, wo er Jemanden in der Einsamkeit von den erlaubten und natürlichen Genüssen des Lebens abwendig machen und ihn dergestalt in seine Gewalt bekommen könne. Deshalb ge-

schee es nicht gut, wie auch der Doctor Martin Luther sich ausgesprochen, daß der Mensch allein sei, denn in Vereinigung mit Andern werde er der Arglist des Bösen allzeit siegreichen Widerstand leisten, und sei dazu, in Maßen genossen, wohl auch Wein und Gesang, nach des Doctor Martinus selbiger Meinung, ein göttlich vorgeesehenes Hülfsmittel zur nothwendigen Stärkung des Leibes und des Geistes wider die hundertfältigen Ränke und Schlingen des in jeglicher Gestalt umschleichenden Verderbers.

In solcherlei Aussprüchen hatte Damian Uebelhör bis zum Jahre 1532 zu häufigen Maleu seine keineswegs ascetisch-engerzige Anschauung über die verstattete Lebensführung seiner Mitchristen kundgethan, deren menschliche Grundstimmung gewiß um so vollere Anerkennung verdiente, als er selbst in seiner geistlichen Zugehörigkeit zur römisch-katholischen Kirche allein in dem geräumigen Pfarrhose am Rande des Gottesackers seine Tage verbrachte und höchstens ab und zu durch einen Trunk aus wohl abgelagertem Faße seines Kellers seine Uebereinstimmung mit den Grundfäßen des protestantischen Reformators praktisch bethätigte. Von Gesang war dagegen in seinem Hause nicht die Rede, oder doch nur in einer Richtung, die auch Martin Luther nicht zu den besonderen Herzerquicklichkeiten gezählt haben würde. Der Pfarrer lebte nämlich, im allgemeineren, wörtlichen Sinne aufgefaßt, nicht völlig allein, sondern bereits seit einer ansehnlichen Reihe von Jahren in friedlicher Tischgemeinschaft mit seiner Hauswirthschafterin, Namens Ursula Ködenfeller, die ursprünglich bei ihrem Dienstantritt wohl noch nicht das eigentlich vorgeschriebene kanonische Alter erreicht haben mochte, diesen Mangel jedoch von jeher dadurch ausgeglichen hatte, daß Niemand bei ihrem ersten Anblick im Stande gewesen, sich dieselbe anders, als bereits

mit den kirchlich erheischten Leibesfordernissen zur Welt gekommen, vorzustellen. Ihr Mund sah nicht danach aus, als könne er jemals einen Zahn befeßen haben, und es fiel dem Bereitwilligsten zur Unmöglichkeit, aus den spitzen Winkeln und unter den Kerben, Hautfalten und Huzzeln ihres rindensfarbigen Gesichtes die Züge eines ehemaligen häßlichen jungen Geschöpfes herauszufinden, obwohl die Kräftigkeit ihrer Arme und ihrer ganzen Constitution offenbar kundthat, daß noch kein halbes Jahrhundert seit ihrer Ankunft in der Welt verronnen sein könne. Allerdings war der Zeitabschnitt, seitdem sie der Christenheit angehört, hauptsächlich in seinem ersten Theil nicht gerade mit säckeluden Blumengewinden, sondern eher mit krazigem Wejeureis über sie hingegangen, daß es nicht übermäßig Wunder nehmen konnte, wenn keine allzu zarte und duftige Menschenblüthe aus solcher Wartung entsprossen war. Wo ihre Wiege gestanden, vermochte Ursula Ködenfeller nicht anzugeben, ihre einzige Vermuthung in dieser Richtung bestand in dem begründeten Zweifel, daß sie überhaupt eine solche befeßen, und wenn es nach dem natürlichen Gang der Dinge auf Erden möglich gewesen wäre, ohne einen Vater und eine Mutter zu irdischer Leibhaftigkeit zu gelangen, würde sie auch über das Vorhanden-gewesen-sein jener beiden in Bezug auf ihre Existenz der nämlichen Anzweiflung Raum verstattet haben. Infolge dessen vermochte sie ebenfalls keinerlei Auskunft darüber zu ertheilen, auf welche Weise sie zu ihren beiden Namen gelangt sei, sie wußte nur, daß man sie mit ihnen gerufen, und es war ihr in der Erinnerung geblieben, daß dies zum ersten Mal auf einem großen nebeligen Feld geschehen, wo viele todtte Pferde und weißgesichtige Menschen umherlagen und Jemand gesagt hatte, der Mathias habe

es dem schlafmüthigen Kaiser Friedrich heut gut zu kosten gegeben. Von da an hatte sie viele solcher absonderlich befäeten Fesler gesehen, die sich überall äufferst ähnlich gewesen, in welcherlei Herren Ländern dieselben sich auch befunden und ob man sie Welschland, Burgund, Niederland oder Hispanien geheissen. Nur war ihr allmählich dabei die Erkenntniß gereift, daß ihr allerorten eine Thätigkeit und zwar gleichfalls inuuer die nämliche obliege, den Leuten, ehe sie mit weißen Gesichtern auf dem Boden lagen, aus einem großen Karrenfaß noch vorher den Durst zu stillen; und wie die Dinge sich im Leben unvermerkt weitergeschoben, hatte sie eines Tages selbst ein solches Karrenfaß in eigenem Besitz gehabt und in allerlei Himmelsstrichen daraus für eigene Rechnung verzapft. So hatte sie manches seltsame Fürstenbildniß auf Kupfer und Silber in ihrem Sack angesammelt; wie viele Jahre indeß darüber hingegangen, vermochte sie nicht mitzuberechnen, und wo abwechselnd die Sonne ihr die Haut in gedrrtes Leder umgewandelt und der Sturm ihr mit Regen und Schnee ihr Gezelt umgerissen, wußte sie nur mit wenig Namen zu belegen. Ueberall jedoch hatte Eines sie begleitet, erst ein dunkles Gefühl, das allmählich sich zu einer deutlichen Erkenntniß aufgeheilt, es könne nicht anders sein, die ganze Wirthschaft um sie her müsse vom Teufel stammen, und dieser betreibe das ganze große Geschäft auf den verschiedenen Feldern einzig stets zu dem gleichen Zweck, um die weißen Gesichter mitten aus ihren Sünden heraus maubelweise in seine Krallen zu bekommen.

Ursula Hödenfeller hielt sich deshalb äufferst auf ihrer Hut, nicht ebenfalls einmal ihm in die Klauen zu gerathen; aber trotz aller Vorsicht hatte er vermuthlich ihr schließlich doch einen höllischen Poffen gespielt und war, da er

ihrer Seele eines auf ihrer Brust befindlichen, vom heiligen Vater Julius dem Zweiten selbst geweihten Gnabenbildnißes halber nichts anhaben konnte, über Nacht mit ihrem Zelt, Karren, Faß und aller irdischen Habe spurlos davongegangen. Da hatte sie im Innersten erkannt, daß sie ihr ewiges Heil fürder nicht mehr solcher zeitlichen Gefährdung aussetzen dürfe, sondern nach einer möglichst sicheren Zuflucht vor den Nachstellungen des Erzbetrügers suchen müsse; und so war sie nach manchen Umwanderungen gen Schiltach und als Wirthschafterin in das vom heiligen Geiste umfriedete Haus des damals noch jugendlichen Pfarrers Damian Uebelhör gelangt. Das Einzige, was sie nicht durch die List des Bösen eingebüßt, bestand in einem Theil der Kupfer- und Silbermünzen, den sie mit unter dem beschirmenden Amulet, in einen Beutel eingnäht, auf der Herzgrube getragen, aber bei gereifterem Nachdenken war ihr später die Erkenntniß ausgegangen, auch dieses von dem sündhaften Durste der Landknechte eingebrachte Geld sei muthmaßlich dem höllischen Schmelzriegel entsprungen, und sie hatte dasselbe zur Reinigung in den eisernen Gabstod der St. Trudpertskirche ansgeschüttet. So war schließlich doch der Teufel der Betrogene gewesen und hatte seine Arbeit zur Unterstützung und Nutznießung für seine himmlische Gegnerin, die christliche Kirche, aufgewandt, und so war Ursula Hödenfeller seinen heimtückischen Fangarmen, mit denen er sie noch zu unspinnen getrachtet, unter sicherer Obhut entronnen. Wenn sie sich indeß dergestalt in der Gegenwart seinen Anfeindungen entrückt wußte, verblieb doch immerdar aus der Vergangenheit ein besonderes, tief nachdenkliches dunkles Etwas in ihrem Gedächtniß, das ihr bei Tag und Nacht unausgesetzt zu schaffen machte und über das sie, allem Grübeln zum Troß, nicht ins Reine zu kom-

men vermochte. Sie hatte noch niemals mit einem Menschen darüber geredet, selbst nicht mit ihrem Pfarrherrn, obwohl dieser ihr gewißlich vermöge seiner reichhaltigen Kenntniß in rebus diabolicis die beste Auskunft zu geben geeignet gewesen wäre. Aber wenn oftmalig jenes Gedenkniß zu lebendig regsam in ihr wurde, dann hob sie, sei es am Tage während der Arbeit oder beim Erwachen mitten in der Nacht — denn mit Vorliebe brachten gerade die Träume ihr die Erinnerung zurück — eine Strophe aus einer „Vetaney zur zeit der Witsarten uff den tag Marci und in der Kreuzwochen“ zu singen an:

Vor dem teufel uns bebüt
durch einen rechten glauben,
bewart uns vor der Hellenlut
und ihrem Flammenschnauben!
Marcie cleijon!

Das war der Gesang, welcher den Vorübergehenden dann und wann aus den Fenstern des Pfarrhauses oder über die mit Ketten behangene Mauer des Pfarrgartens ans Ohr tönte und denjenigen, welcher den Klang zum ersten Mal vernahm, regelmäßig überrascht anhielt, um ihn ergründen zu lassen, aus welcherlei Art eines unbekanntem, klappernd-lehllautigen Blechinstrumentes der Schall hervorquellen möge. Troß der an den Tag gelegten außerordentlichen Abneigung des Doctor Martin Luther gegen den Teufel und seine Fallstricke hätte indeß, wie obbemeldet, der ehemalige Erfurter Klosterbruder so wenig als der gegenwärtige Pfarrer an der St. Trudpertskirche diesen Gesang zu demjenigen mitgezählt, welcher des Menschen Herz erquickte.

Mit dieser irdischen Herzerquicklichkeit hatte es überhaupt, vorzüglich in Anschauung ihrer Dauerhaftigkeit, eine eigene Bewandtniß, der ein kürzlich in der Stadt Frankfurt unter dem Titel: „Scherz mit der Wahrheit“ gedrucktes Büchlein die

nachfolgende Lehre entnehmen zu müssen geglaubt:

Wiltu ein Tag fröhlich seyn? Gehe ins Bad.

Wiltu ein Wochen fröhlich seyn? Laß zu Andern.

Wiltu ein Monat fröhlich seyn? Schlacht ein Schwein.

Wiltu ein Jahr fröhlich seyn? Nimm ein jung Weib.

Wiltu allweg fröhlich seyn? Werd ein Pfaff,
So singst du früh und spät bei Todten und Lebendigen.

Dieser Spruch hatte Damian Uebelhör als „ein gut irdisch Viaticum und Remedium wider die Tüden des Fliegengottes“ wohl gefallen, so daß er sich denselben eigenhändig mit kunstvoller Schrift auf ein Stück Pergament verzeichnet und an der Wand seiner Schreibstube angeheftet, auch in Reden mit Nachbarn und Bekannten seiner gern Erwähnung that. Nur konnte er sich mit dem Schluß nicht einverstanden erklären, über dessen Aussage ihm doch das begründetste Urtheil zufallen mußte, denn es wollte ihn nicht bedünken, daß sein Singen bei Todten und Lebendigen allweg die rechte Fröhlichkeit in ihm erzeuge. Daß er diese für eine längere Andauer nicht durch das Bad und selbst nicht durch das allherbstlich geschlachtete Schwein erzielen konnte, sprach der „Scherz mit der Wahrheit“ unverhohlen aus; aber auch der Ueberlaß, zu dem der Vater der Stadt Schiltach ihm von Zeit zu Zeit verhalf, erreichte den beabsichtigten Zweck keineswegs. Freilich erläuterte der in den natürlichen Dingen erfahrene Gelehrte dies einleuchtend dahin, daß der Herr Pfarrer erst vierzig Jahre zähle und von sehr kräftiger und vollblütiger Körperbeschaffenheit sei, so daß es ihm, zumal bei seinem geistlichen Amte und dessen Anforderungen, nöthig falle, sich durch häufigere Entziehungen seiner Blutüberfülle in den erwünschten Zustand der Erleichterung und Leiblichen wie gemüthlichen Wohlbefindens zu versetzen. Allein, obwohl Damian Uebelhör diese Benöthigung selbst gleich-

falls empfand und dem Rathschlage des erfahrenen Mannes bereits seit geraumer Zeit nachkam, wollte sich immer doch die rechte allzeitige Fröhlichkeit noch nicht bei ihm einstellen, und er grubelte von Jahr zu Jahr mehr, viel und oft in seiner Kammer darüber nach, welchen Zusatz etwa er zu dem Frankfurter Weisheitsprüchlein erfinden könne, um des Hülfsmittels theilhaftig zu werden, das der Himmel nutzweiselhaft als besondernsten Schutz und Trutz wider die Arglist seines Gegners in die Welt geschaffen. Denn er sagte sich, das unbestimmte, dumpfe Gefühl eines Uebermaßes, welches trotz dem häufigen Aderlaß ihm in Kopf und Gliedern verblieb und immer das nachhaltige Aufkommen des richtigen Frohsinns beeinträchtigte, könne wider die Arglist seines Feindes für seine abgefeimte Seelenfängerei dienen.

So war das Heilsjahr 1532 herangekommen, und die gute Stadt Schiltach lag wie allzeit friedlich unter einem blauen Juli-Abendhimmel, der durch keinerlei Andeutungen verrieth, ob er sich gegen seinen Widersacher von Anbeginn thatkräftigere Beihülfe vom heiligen Vater Clemens dem Siebenten und dem deutschen Kaiser Karl dem Fünften oder von dem unter dem freieren Glaubenstittig Martin Luther's just zusammentretenden Schmalkaldischen Bunde des Kurfürsten von Sachsen und Landgrafen von Hessen, der weitgerühmten Städte Straßburg, Magdeburg, Ulm, Bremen und vieler anderer trefflicher Fürsten und Gemeinschaften verspreche. Wenn die männlichen und weiblichen Einwohner Schiltachs in dieser Richtung tagüber Erwägungen angestellt hatten, so waren sie damit gegenwärtig jedenfalls zu einem befriedigenden Abschluß vorgeschritten, denn von dem entkraften Boden unter dem „Lindenbaum“ Gervas Trautwein's klang in allabendlicher Weise Gelächter, Gesang und Geschwitz von hurtig

umfliegenden Füßen und tönte vernehmlich bis in den Pfarrgarten hinüber, in welchem Damian Uebelhör nicht ohne einiges Mißbehagen auf und ab wanderte. Es war ihm noch nie so klar wie jetzt bei dem hohen Stand mittsommerlichen Wachstums ins Bewußtsein getreten, daß der ursprünglich geschickt angelegte Garten durch üppig aufgewuchertes Unkraut und unbehindert wüste Ausraunkung des Buschwerks in einen Zustand völliger Verwilderung gerathen sei und weder dem Auge einen erfreulichen Anblick darbiere, noch verständiger Bewirthschaftung die erzielbare Nutznießung gewähre. Offenbar mangelte ihm eine von Interesse erfüllte, sorglich wartende Hand, wie die Gärten der Bürger sie zur Pflege buntfarbiger Blumen und Aufzucht dienlicher Küchengewächse in denjenigen ihrer klugbedachtamen Hausfrauen und Töchter besaßen; denn wenn Ursula Rödenfeller auch da und dort einzelne Flecke zum Anbau von Krautköpfen, Rüben und sonstigen Zugemüsen ausnutzte, diente doch der größte Theil des fruchtbaren Erdreichs nur zum Tummelplatz für allerhand saftstropfende Windsaat, und auf die fröhliche Erquickung des Gesichtes und Geruches legte sie augenscheinlich auch nicht den allgeringfügigsten Werth. Dem Pfarrer aber war es heute, als ob er gerade nach einem lieblichen Duft ein besonderes Verlangen trüge, gegen den ihm jede Ausbeutung des Bodens zu materiellen oder substanzialen Gemüßen wegfällig erscheinen würde. Eine Verheißung der letzteren nämlich tönte oder raschelte ihm vielmehr aus einem dicht verwachsenen Erbsenbuschgestrüpp entgegen, aus welchem abwechselnd der knackende Laut aufgeplakter Schoten und das athemholende Geschnauf der Respirationorgane Ursula Rödenfeller's heraufscholl. Dann und wann unterbrach diesen Doppelklang ein dritter und eigentlich noch ein vierter,

nämlich ein kurzer Gesang, dem einige gesprochenen oder gemurmelt Worte vorausgingen; doch fanden beide Aeußerungsarten ihre Grundstimmung in einer so gleichmäßig an ein zerprüngenes Geschirr gemahnenden Eintönigkeit, daß sie sich weniger durch die Modulation der Stimme als durch die alternirende Stärke ihrer An- und Abschwellung von einander unterscheiden ließen. Es war ungewöhnlicher Weise kein Hüßsanges wider höllische Fallstricke und Wolfsgruben, sondern die köstlich weiche Sommerabendluft übte offenbar auch auf das Gemüth der Sängerin einen mildernenden und befreienden Einfluß, so daß ihre von den Lippen quellende Empfindung sich liebenswürdigeren Geistern, nämlich einer Anzahl vorwiegend verkürter Heiligen ihres Geschlechtes, zuwandte. Nach dem rühmlichen Vorbild des irdischen Lebenswandels derselben befeiligte Ursula Röckenfeller sich, wenn auch nicht thätlich, doch durch ihre Bereitwilligkeitserklärung einer außerordentlich verdienstlichen Freigebigkeit, denn sie sprach jedesmal zuvörderst in Gestalt einer Anrede und zugleich eines Bittgesuchs ihr Nachseinerungsbegehren aus:

„Heilige Lucia ohne Augen, möchte ich deinem gottgefälligen Beispiel folgen!“ und dann tönte ihr Gesang hinterdrein:

„Herr, dir zum süßen Augenschmaus
Stech ich mir selbst die Augen aus!“

In dieser Weise vergabte die zwischen dem Erbsenbusch Hodende der Reihe nach fast ihre sämtlichen körperlichen Besitztümer. Nun wandte sie ihre Anrede an die „heilige Euphemia ohne Nase“ und schloß die Bekräftigung daran:

„Für dich, o Herr, zur Morgengab
Schneit ich mir meine Nase ab!“

Dann verwendete sie ihre Betrachtung auf das hervorragendste Verdienst der „heiligen Magdalena ohne Haar“, wünschte auch dieser zu gleichen und sang:

„Ich bringe dir zum Opfer dar
Meine schönen krausen Haar!“

Bei dieser letzten Darbietung mochte ihr zum Bewußtsein kommen, daß die beiden schmückenden Beiwörter ihrer beabsichtigten Opfergabe nicht ganz in Uebereinstimmung mit den gewöhnlichen irdischen Anschauungen ständen, denn ihr Haar fiel in allerdings augenblicklich ziemlich verwilderten, doch gehexeltem Flachs an Glätte ähnelnden, graugesprenkelten Strähnen an den Ohren hinunter und trat den landläufigen Begriffen von Schönheit jedenfalls nicht mit gebieterischer Forderung entgegen. So machte der Gesang eine Weile einem, wie es schien, nachdenklichen Verstummen der Pfarrerswirthschafterin Platz, und nur das Knacken der Schoten und der lustbedürftige Ton ihrer in Wirklichkeit noch nicht abgeschrittenen Nase unterbrach die Stille. Aber bald darauf murmelte ihr Mund vor sich hin: „Er hat's gesagt, es wär' schön — und geschenktes Haar ist allweg gute Waar,“ und zuversichtlich hob ihre Stimme sich wieder zu einem neuen Vers.

Bis hierher war Damian Uebelhör schweigender Ohrenzeuge dieser Opferwilligkeit gewesen; sei es jedoch, daß er befürchtete, die freigebige Gemüthsverfassung Ursula's könne sich in gefährdender Weise für ihre leibliche Existenz oder für seine Ohren noch weiter erstrecken, sei es, daß eins ihrer Worte seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen — er machte sich ihr jetzt durch ein vernehmliches Räuspereu bemerklich, trat gegen den Busch heran und frug mit einer Stimme, welche nicht völlige Glaubwürdigkeit in die Schärfe seines Gehörs zu setzen schien:

„Wer hat Euch denn geredet, Ursel, daß Euer Haar schön sei?“

„Jesus und alle heiligen Nothhelfer!“ schrie die Angeprochene erschreckt auf. Dann fügte sie, tief nach Luft schöpfend, hinzu: „Gott und alle seine Erengel

leien gebenedeiet, Ihr seid's, Hohehrwürdiger!"

„Wer, dächtest Ihr, sollte Euch sonst hier in Schredniß versehen?“ erwiderte er.

Es dämmerte bereits unter dem dichten Laub, und sie sah sich, ein Kreuz über Gesicht und Brust schlagend, um. „Wer? Ihr wisset, Hohehrwürdiger, Er hintet allerorten um und brüllet, wen er verschlinge.“

Doch Damian Uebelhör schüttelte den Kopf. „Wenn Er sich nur in solcherlei Gestalt, Wüstheit und höllischem Gestant zeigte, Ursula, da würd es nicht der göttlichen Beihülfe und der heiligen Klugheit bedürfen, sich seiner zu erwehren und seine Bosheit zu Schanden zu machen.“

Ursula hatte die Hupe, in der sie ihre Schoten gefammelt, auf den Rücken gehoben und wandte sich der Küchenthür des Pfarrhauses zu; doch nachdem sie einige Schritte vorwärts gethan, hielt sie an einer alten Steubank an, deren Sitzfläche ehemals sichtbarlich als Grabplatte gebient, ließ sich darauf niederfallen und frug:

„In welcherlei Gestalt, hohehrwürdiger Herr, vermeint Ihr, daß Er sich am häufigsten aufweise?“

Es war das unstreitig eine der wichtigsten Fragen, jederzeit sich selbst und Anderen darüber möglichste Klarheit zu bereiten, und die Beantwortung zog den Pfarrer ernst-nachdenklichen Gesichts mit auf die Bank herunter. Er erwiderte:

„Wie mir der ehrwürdige Confrater jüngstens aus unserer Nachbarstadt Rottweil Mittheilung gemacht, ist Er dort vor etlichen Wochen zu unterschiedenen Malen in eines Hasen, einer Geiß und auch eines Wiesel's Erscheinung durch die Gassen laufend angetroffen worden und hat mit lauter und klarer Stimme gedrohet, daß er die Stadt mit einer Feuersbrunst anzünden wolle. In solcherlei Verwandlung ist er mir noch nicht wider-

fahren, dagegen vermeine ich ihn außer in Menschengestalt einmal in derjenigen eines gelben zottigen Hundes mit rothen Augen wohlerkant zu haben.“

Ursula Rödenfeller stieß einen sehr vernehmlich seufzenden Ton aus und versetzte nach einer Pause:

„Hinte er arg mit dem Hocksfuß und war grünlich anzusehen, als Eure Hohehrwürden ihn in menschlicher Gestalt wahrgenommen?“

„Mit nichten, denn also erscheint er nur in seiner satanischen Majestät, wenn er sich in unseren Landen auf dem Kandelberg nächtlicher Weile von seinen Creaturen hofiren läßt,“ entgegnete Damian Uebelhör. „Als ich ihn in Adamsgestalt gewahrt, trug er das eine Mal ein gesticktes Kleid von Rathsherrntracht aus einer hochvornehmen Stadt mit einer güldenen Gnadenkette des Kaisers um den Hals, Schenkelhofen, daraus völlig wohlgestaltete Beine hervorgingen, nebst Schuhen mit rundlichen Spizen, und das andere Mal hatte er sich das Bildniß eines ehrbaren und liebreizenden Edelstränkeins verliehen, dessen Gewandung von laubstroichgrüner Farbe war und dessen Raden und Gesicht lieblich wie frische Apfelblüthen ershien, daraus die Augen unter dem Barett von weißen Schwanensefern gleich zweien Stückchen blauen Himmels herausshauten. Aber es redete beide Mal eine hülfreiche Stimme in mir, die mich Argwohn schöpfen und auf der Hut sein ließ, so daß ich behlings zur Probe zwei meiner Finger übers Kreuz legte und damit an die Kleider rührte. Da fühlte er in seiner höllischen Verschlagenheit, daß ich ihn erkannt hatte, und verschwand alsbaldigst aus der Thür, ohne daß ich eine Spur von ihm wieder zu finden vermocht.“

„Stehen alle Warmerzigen uns bei in unserer Schwäche!“ stieß Ursula, ihre knochigen Finger mit einem knackenden Geräusch in einander klammernd, aus.

„Das sei allzeit unsere Bitte!“ versetzte der Pfarrer; „aber von wannen kommt gegenwärtig die Furcht vor ihm über Euch?“

Sie blieb einige Augenblicke stumm, ehe sie antwortete:

„Weil Eure Hohehrwürden ihn mir beschrieben, daß er nicht allemal sichtbarlich hinkte und gräulich anzuschauen sei. Ich fürchte —“

„Was befürchtet Ihr?“

„Daß ich ihn auch einmal gesehen —“

„Solches ist wohl schon Jeglichem widerfahren und darf Euch nicht Besorgniß einflößen,“ erwiderte der Pfarrer. Doch es klang aus dem besondern Ton seiner Stimme, daß seine Aufmerksamkeit sich ihren Worten reger zugewendet, und er frag auch sogleich hinterdrein:

„Wann, wo und in welcherlei Gestaltung hegt Ihr Vermuthung, ihn wahrgenommen zu haben?“

Ursula Ködenfeller zögerte ein wenig, dann gab sie Antwort:

„In Welschland war's, eines Abends, Hohehrwürdiger. Es hatte eine Schlacht den Tag gegeben, ich weiß den Namen nicht mehr, und die Leute lagen an den Wachholderfeuern. Niemand kam mehr, um zu trinken, denn alle waren matt und müde und schliefen, und ich wollt' mich auch bei meinem Karren unter den Busch legen. Da stand auf einmal noch ein fremder Mann, wohl sechs Schuh und mehr hoch, vor mir, den ich nicht kommen gehört, und lachte' mit einer tiefen Bassstimme, er habe einen Durst, um den Tiber auszutrinken, wenn er voll Dreiviertel Wein wäre. Ich konnte im Geflacker des nächsten Feuers, das auslösch und wohl an hundert Schritte von mir war, nichts erkennen, als daß er gelbe Schlapplederstiefel fast bis an die Hüften trug und ein pechschwarzer Bart ihm aus einem lakweißigen Gesicht herausstach. So gab ich ihm nach seiner Begehr, aber

er stürzte jedesmal den Becher auf einen Zug in die Kehle hinein und verlangte einen größeren, bis ich ihn meinen Stiefelhumpen mit anderthalb Maß anfüllte. Den trank er auch leer, ohne Lust zu holen, und sagte hinterdrein auf Deutsch: Das war ein Tropfen auf einen heißen Stein. Sonst redete er in aller Herren Länder Sprachen durch einander.“

Ursula hielt inne, und Damian Uebelhör nickte nachdenklich: „Ich glaube, das war Er —“

Er saß ein Weilchen sinnend, bis er, den Kopf hehend, frag:

„Und was that der Fremde weiter?“

Die Befragte zauberte wiederum etwas, ehe sie mit ungewisser Stimme entgegnete:

„Als er den Humpen leer getrunken hatte, stand er auf, legte mir die Hand auf den Kopf und sagte, ich hätte ein schönes, weiches Haar.“

„Das war Er, Ködenfellerin — daran erkenne ich ihn, denn er ist der Erzlägner von Hause aus!“ stieß Damian Uebelhör fast triumphirend hervor.

„Es war beinahe völlige Finsterniß, so daß er ebenso wenig etwas mit Augen unterscheiden konnte wie ich,“ murmelte sie.

„Und was that er danach weiter?“ frag der Pfarrer eifrig, und durch das tiefe Dämmerlicht des Gartens heftete sich sein Blick mit lebhaft gespannter Erwartung in das Gesicht der neben ihm Sitzenden. Diese erwiderte jetzt rascher als vorher:

„Als der Morgen grau wurde, war er, derweil ich fest geschlafen, mit meinem Zelt, dem Karren und dem Maulesel und allem Uebrigen verschwunden, wie ich Eurer Hohehrwürden schon früher berichtet, daß es mir dergestalt in einer Nacht abhanden gerathen, gerad auch so ohne jede Spur, wie Eure Hohehrwürden zuvor vermeldet, und gerad so habe ich nie etwas von ihm wieder gesehen.“

„Er hat vermerkt gehabt, daß er Euch

an Leib und Seele nicht Schaden könne,“ bestätigte der Pfarrer, „und deshalb seine unmächtige Bosheit an Euren Hab und Gut ausgelassen. Doch was versuchte seine Arglistigkeit noch, nachdem sein Lügenmund Euer Haar gepriesen, und hinterließ seine Lüge Euch nichts, als er von Euch verschwand?“

„O, Ihr kennt den Ludebold und Verderber, Hochwürdigster!“ stotterte Ursula Ködenfeller als Erwiderung. „Ob er mir etwas hinterließ? das ist es gerad, was mich bei Tag und Nacht —“

Alein bei dem letzten Wort brach sie stoßend ab und hub, ohne sich über die Art der Hinterlassenschaft des höchst muthmaßlichen teuflischen Besuchs weiter zu äußern, den Gesang ihres geistlichen Lieb-
liedes an:

„Vor dem Teufel uns behüt
durch einen rechten Glauben,
bewar uns vor der Hölleglut —“

• Bevor sie jedoch an das „Flammenschnauben“ gelangte, erscholl vom Hause her ein Fußtritt, und ein Vöte trat herzu, der dem Pfarrer einen großen mit Wachs gesiegelten Brief behändigte, auf dem außer der Adresse noch „quam ocellume!“ geschrieben stand. Das ließ sich freilich in der Dunkelheit nicht mehr lesen, aber der Ueberbringer wiederholte es mündlich und fügte bei, daß er in kaum einer Stunde vom Kloster Alperispach hierhergelaufen sei. Als Damian Uebelhör diesen Namen gehört, sprach sich in der Eilefertigkeit, mit welcher er sich seiner Schreibstube zuwandte, an, daß er wohl schon seit längerem dem Eintreffen dieser Epistel mit Erwartung entgegengesehen haben möge. Seine Ungeduld, eine Wachskerze anzuzünden, war so groß, daß er sich mit der Zunderlunte zweimal den Finger verbrannte, ehe er die begehrte Helligkeit in der Kammer erzielte; dann überflog hastig sein Blick den in lateinischer Sprache abgefaßten Inhalt des

Schreibens. Darin theilte der hochwürdigste Abt des Klosters Alperispach mit, daß nach reiflicher und langfältiger Erwägung, Prüfung und innerlichster Selbstschau, auch durch wunderbare Stärkung im Gebet er und alle ehrwürdigen Brüder einhellig zu dem Schlusse gelangt seien, daß sie hinfür nicht länger in der römischen verderbten Kirche verharren könnten, sondern gleich fast allen ihren Nachbarorten im Schwabenlande sich ohne Scheu und Ansehen weltlicher Umstände zur Lehre des Doctor Martin Luther und Augsburger Confession zu bekennen gewillt seien. Solches zeige er nach heut Mittag unverbrüchlich gefaßtem Entschiede dem Pfarrer an der St. Trudperts-kirche zu Schiltach als ehemaligem Zögling und Schüler des Klosters Alperispach sofortig und ganz zuvörderst an, in der Hoffnung, daß es diesem bei seiner großen Wirksamkeit auf die Gemüther aller Bewohner in der Stadt wohl gelingen möge, sie ebenfalls dem gereinigten Glauben zuwendig und dem römischen „Bapstum“ abwendig zu machen, das man ob seiner offenbarlichen Verderbniß nicht anders mehr denn als das Heerlager des Antichrists und leibhaftigen Teufels kennzeichnen könne, wider dessen halsstarrige Ränke und Schliche die göttliche Baruberzigkeit den Menschen neben dem Glauben auch die irdische Vernunft gesetzt habe, um sich seiner Machinationen mit ihr zum Feulen und Zähnefletschen aller unsanberen Geister kräftig zu erwehren.

Damian Uebelhör's Gesicht nach Durchlesung des Schreibens besagte, daß ihn die Botschaft deselben keineswegs unermuthet überkomme und daß er sich für den Fall ihres Eintreffens schon im Voraus mit ihr völlig einverstanden erklärt haben müsse. Er setzte sich mit einer Gänsepule zu eifertiger Erwiderung deselben an den Tisch und gab darin auch seiner inständigen Zuversicht Ausdruck, es

werde dies gottesfürchtige und menschenfurchtlose Beispiel gleichfalls bei anderen Monasterien der Nachbarschaft eine rühmenswerthe Macheiferung finden, da es gewißlich eine Thorheit und heilloser Selbstbetrug sei, in der Abgeschiedenheit von der Welt eine gesicherte Zuflucht vor den Anfechtungen des höllischen Umpirers zu suchen, während es sich durch vielerlei betrübliche Erfahrung nur zu deutlich bethätigt habe, daß derselbe gerade in den Klöstern den Boden für seine gräuliche Ausfaat ergiebig aufzuackern wisse. Dann schritt der Pfarrer wieder unter den inzwischen ausgegangenen Mond in seinen Garten hinaus, doch sein Blick nahm gegenwärtig die Verwilderung des letzteren nicht mehr mit der vorherigen Mißbehaglichkeit wahr, sondern sein Ohr trank mit unverkennbarstem Behagen die Tonschwimmungen des noch immer von Gervas Trautwein's „Lindenbaum“ herüberfliegenden frohstimmigen Gesanges und Gelächters ein. Nach und nach indeß verstummte beides, und die Stille der linden Sommernacht ward nur mehr in der Nähe noch dann und wann durch Ursula Rökensfeller's singenden Aufkampf gegen die Fuß- und Seelenangeln des Erbfeindes unterbrochen. Es schien Damian Uebelhör eine leichte Ueberwindung zu kosten, sich zu ihr zu gesellen, als habe seine Einbildungskraft sich etwa unsichtbarer Weise in einer Gesellschaft befunden, die mit derjenigen, welcher sich die Vorstellung und Befürchtung der Sängerin hingab, nicht gerade harmonire, aber dann mochte es ihn doch als Pflicht bedünken, seiner Hausgenossin noch heute Mittheilung von seinem am Abend gefaßten Entschluß zu machen, so daß er sich abermals neben sie setzte und ihr über den Inhalt des Alperspacher Schreibens und seinen eigenen bereits länger im Stillen genährten Glaubenswechsel Bericht erstattete. Zuerst erschraf die Hörerin

über diese Ankündigung naturgemäß aufs heftigste und bemaß im ungewissen Mondslicht mit noch ungewisserem, entgegenvollem Blick das Gesicht des Sprechers, als werde sie von der Angst geschüttelt, im nächsten Moment unter dem Kopfsaar desselben ein paar schwarze Hornzinken herauswachsen zu sehen. Doch als statt dessen und im vollen Gegeheil Damian Uebelhör ihr mit großem Nachdruck das neueste „Glaubens- und Heldenlied“ des Doctor Martin Luther vorzusprechen anhub:

„Der alt böje seind,
mit ernst erd vgt meint,
groß macht vnd viel list
sein grausam rüstung ist,
- auff erd ist nicht seins gleichen --“

und weiter fortfuhr:

„Vnd wenn die welt vol Teuffel wehr
vnd wolt vns gar verdringlen,
So fürchten wir vns nicht zu sehr,
Es sol vns doch gelingen.
Der fürzt diejer welt,
wie sawr er sich stellt,
thut er vns doch nicht,
das macht er ist gericht,
Ein wörtlein kan vhn sellen --“

da schimmerte es zwischen Ursula Rökensfeller's wimperlosen Augenlidern zuerst mit schweigsamer Beruhigung auf, die allgemach zu tröstlicher Zuversicht und der Redeversicherung ihres Mundes anwuchs, ihr ganzes Vertrauen ruhe nächst dem heiligen Antonius, dem größten und ruhmgekröntesten Höllenbewinger der gesannnten Christenheit, auf dem Pfarrer, in dessen Hause sie Schirm und Schutz vor dem bössartigen Affen Gottes gefunden, und sie wolle ihm getrost auf alle Wege folgen, die er ihr zu ihrem Heile andeute. „So wollen wir jetzt zunächst jeder den Weg in seine Schlafkammer beschreiten,“ erwiderte Damian Uebelhör nicht ohne einen launigen Anflug. „Denn es ist bereits spät und wird uns sicherlich zu heilsamer Förderung gereichen, wenn wir uns zur Nachtruhe begeben.“ Doch Ursula stand noch zaubernd und frug, ob

sie ihm noch eine Frage vorlegen dürfe, die ihr im Verlaufe des Abends vieles und schweres Nachdenken bereitet habe. Das verstattete ihr der Pfarrer, und sie befragte ihn mit etwas schwierig zu verstehenden Worten um seine Meinung, ob die Erkenntniß der Gottesgelahrtheit dafür halte, daß ein Kind, welches den leibhaftigen Bösen zum Vater gehabt habe, auch selber der Teufel sei? Darauf entgegnete Damian Uebelhör mit einiger Verwunderung:

„Ihr beweiset mir durch Eure Fragestellung ein so gründliches Ausforschen über diesen Gegenstand, wie ich Euch dessen kaum für fähig erachtet hätte. Es gehört die Beantwortung zu den schwerst-löslichen auf dem gesammten Gebiete der dämonologischen Wissenschaft und bereitet obendrein noch insonders Schwierigkeit, für das Ohr einer Jungfrau darüber in nicht anstößigen Worten die Controversen zum Ausdruck zu bringen. Denn es behaupten viele der ruhmwürdigsten Kenner und Erforscher des satanischen Grundwesens solchen Vorgang überhaupt als eine Unmöglichkeit, da der Teufel als ein Geist der Verneinung weder in männlicher noch in weiblicher Gestalt etwas Positives zu erschaffen im Stande sein könne. Ich halte aber dafür, daß er als der Affe Gottes, wie Ihr ihn richtig benamst habt, wohl auch hierin von dem Drange der Nachspottung getrieben sein mag und daß nicht nur die Kieltröpfe und Wechselbälge leibhaftig von ihm entstammen, sondern Mancher seinen körperlichen Ursprung von ihm herleitet, dem man es nicht an der Gräßlichkeit des Angesichts und der Verkrüppelung der Gliedmaßen sofort wahrnimmt. Solchen erachte ich jedoch gleichfalls für den wirklichen selbigen Teufel, der sich in ihm als in einer Spottgeburt vervielfältigt. Dafür könnte ich Euch, wie ich vermeine, unterschiedliche Beispiele und Beleggründe von

überzeugender Kraft darbieten, die ich auch baldigt in einer Schrift über diese gewichtige, vielbestrittene Frage zu veröffentlichen gedenke. Jetzt aber ist es nicht an der Zeit, selbige weiter zu erörtern, denn die Nacht rüdet vor, und das Gestirn, das auf die Leber und die Eingeweide unseres Körpers wirkt, steigt bort bereits über dem Kirchendach herauf.“

Doch der geweckte Wissensdrang Ursula's vermochte sich ersichtlich an dieser Aufhellung noch nicht voll zu befriedigen. Sie murmelte: „Was würde aber die Mutter des Teufels —?“

„Ausgespien würde sie sein als ein unsauberes Gefäß in alle Höllenewigkeit,“ fiel Damian Uebelhör mit eifriger Ueberzeugung ein, „wenn sie nicht, wie es wohl erdenkbar wäre, wider ihr Vorwissen betrügerisch von ihm bethört worden, in welchem Falle nach meinem Dafürhalten die Barmherzigkeit Gottes sich ihr wieder zuwenden könnte, wenn sie alsbald, nachdem ihr solche Erkenntniß aufgegangen, dem von ihr in die Welt gebrachten Teufelsbälge das Genick umdrehen würde.“

„Behüte uns, heilige Ursula, vor solcherlei Heimsuchung!“ betete die Namensbase der um Schutz Angerufenen mit flotternd-zitternden Lippen.

Doch jetzt wandte sich der Pfarrer der Thürschwelle zu und sprach, wie es schien, mit einiger Mühe eine Anwandlung frühlicher Nachlust bekämpfend, zurück:

„Leget Euch ohne Befürchtung zu Bette, Ursel! Der Himmel hat Euch von Eurer Geburt an ein Amulet als Mitgift gegeben, das in solcherlei Richtung den Geschnack des höllischen Liebhabers mit Sicherheit von Euch ferngehalten, da seine Augen daselbe auch in der Finsterniß wahrnehmen, und es ist durch die Zeit, in der Ihr es mit Euch getragen, von nicht geringerer Kräftigkeit geworden.“

Damit ging Damian Uebelhör an diesem Abend in seine Schlafkammer, und

als er am anderen Morgen erwachte, schien sein Gesicht nicht darauf zu deuten, daß er die Nacht hindurch von diabolischen Fragegestalten des Abgrundes im Traume heimgesucht worden sei. Mit überraschender Schnelligkeit aber gelangte schon im Verlauf der nächsten Tage der Wunsch des Abtes von Alperspach zu vollständiger Erfüllung, da es kaum weiterer Bemühung als einer einmaligen Kanzelanrede des Pfarrers von Schiltach an die Bevölkerung der Stadt bedurfte, um diese mit wenigen Ausnahmen zum Uebertritt zur lutherischen Lehre zu bewegen. Die Zeit hatte in allen deutschen Ländern und ganz besonders in den Nachbargehenden des Schwabenlandes die Köpfe und Gemüther, oft ohne Vorwissen ihrer Eigenthümer, mit einem geistigen Explosionsstoff angefüllt, in den nur ein Funken hineinzufallen brauchte, um die Ueberlieferung der Väter und Vordäter zu Gunsten der neuen Glaubensanschauung in die Luft zu sprengen. Der Hirt wanderte zuversichtlich auf dem neuen Wege voran, die Herde folgte ihm mit demselben Zutrauen in seine richtige Wegweisung nach den himmlischen Auen jenseits des irdischen Jammerthales nach, als sie es auf der alten, von Jahrhunderten ausgetretenen Straße zu thun gewohnt gewesen, und ohne allen Aufwand von gelehrten Streitigkeiten, dogmatischen Beweisen, Fader und Gewissensunruhe war die gute Stadt Schiltach am Schluß der Woche bereits „ein“ feste Burg“ des Protestantismus. Von außen lag sie darum noch gerade wie vorher, und von innen sah man es ihr ebenso wenig an, und auch der Graswuchs unter Gervas Trautwein's Lindenbaum hatte nicht den geringsten wahrnehmbaren Vortheil davon.

Somit jedoch bleibt nach dem einmal bestehenden Casualneuzus in der realen Welt nicht leicht eine Wirkung abgeschossen, ohne wiederum als Ursache für eine wei-

tere Wirkung aufzutreten. Ob man vorher daran gedacht hat oder nicht, ergibt sich aus einer gewichtigen Veränderung eine mehr oder minder beträchtliche Kette von mehr oder minder nothwendigen oder wünschenswerthen und ermöglichten Umwandlungen. Zunächst that sich dies in der Lebensführung des neuen lutherischen Pastors darin kund, daß er zu häufigeren Malen zum Besuch seiner ConfeSSIONSgenossen zum Kloster Alperspach hinauswanderte, um sich mit ihnen am wechselseitigen Eifer für die gereinigte Lehre zu erbauen und zu stärken. Es waren zehn Jahre hingegangen, seitdem er das alte Gebäude als Bögling desselben verlassen, und er empfand ein reges Verlangen, nicht nur dieses, sondern auch die ihm vertraute Umgegend wieder aufzusuchen. Das Letztere that er mit Vorliebe zumeist allein, und so kam er auch auf den waldigen Bergrücken, der die Thäler der beiden Kinzigquellen scheidet und von dem der Blick auf die Mauern und Dachfirste des noch beim Papstthum verbliebenen Nonnenklosters Wittichen sive Kaltenbrunn niederfiel. Als Damian Uebelhör zum ersten Mal wieder da droben stand, trat es ihm lebhaft ins Gedächtniß, daß er hier einstmal eine schwere Anfechtung des Bösen zu überstehen gehabt habe. Von unten herauf war mit mehreren ihrer Klostergenossinnen eine noch sehr junge, blaßgesichtige Nonne gekommen, hatte sich, um einsam im dichten Walde zu wandeln, von den anderen getrennt und dergestalt durch Zufall den jungen Geistlichen angetroffen. Dieser wußte nicht mehr, wie und weshalb sie mit einander in ein längeres Gespräch gerathen, darin sie ihm mitgetheilt, daß sie Schwester Benedicta genannt werde, ihr eigentlicher Name aber Josefa Platner aus Billingen sei, wo ihr Vater auch als wirklicher Platner, das ist als Waffenschmied, wohne, gegen dieses Gewerbes hertönnliche Art jedoch von

solcher Frömmigkeit beherrscht werde, daß er seine Tochter genöthigt habe, ins Kloster zu treten. Das erzählte sie, ganz ihrem Namen gemäß „benedico“, in artigen Worten, doch keineswegs in einem Tone, der eine innige Dankbarkeit für den väterlichen Willen und seine Anordnung kund that. Es war vermuthlich abermals das Werk des Zufalls gewesen, daß nach dieser Begegnung die Schwester Benedicta und der junge Geistliche noch zwei- oder dreimal um die nämliche Zeit an die nämliche Stelle gerathen und in Folge dessen naturgemäß dort wieder zusammengetroffen waren. Dann aber hatte Damiau Uebelhör eine ganze Nacht hindurch keinen Schlaf zu finden vermocht, weil unausgeseht vor seinen geschlossenen Augen, von einem gelben, sonnenhaften Ring umschlossen, das Bildniß der Schwester Benedicta gestanden und er dazu wie in einer Hallucination fortwährend ihre leise, halb kummervolle Stimme gehört. Da hatte er plötzlich erkannt, daß es nicht das Werk des Zufalls, sondern dasjenige des Teufels gewesen, was ihn in den Wald hinausgeführt, und er hatte vierzehn Tage bei Wasser und Brot bis zur völligen Abmagerung seiner Glieder gefastet und war niemals wieder zur Stätte der Versuchung hinangestiegen. Jetzt stand er zum ersten Mal seitdem droben und sah auf das noch ebenso drunter liegende Kloster hinunter. Und unwillkürlich dachte er, ob sich die Schwester Benedicta wohl noch darin befinde und sich noch ebenso ungeru wie damals unter ihren Genossinnen aufhalte. Es kam ihm auch, die Zeit zu berechnen, welche verflossen, seitdem er sie hier oben zum letzten Mal gesehen, und von Uugefähr ergab sich ihm daraus, daß sie gegenwärtig noch nicht höher im Alter als etwa sieben- oder achtundzwanzig Jahre sein könne. Am eindringlichsten aber gerieth es ihm in Erinnerung und legte sich ihm förmlich mit einer bedrücken-

den Last aufs Gemüth, wie thöricht es derzeit von ihm gewesen, einen Fallstrich des höllischen Feindes in ihrem Begegnen zu argwöhnen und sie deshalb in ihrer Bekümmerniß allein zu lassen, da doch nach seiner jetzigen Erkenntniß und der Aufhellung durch den Begründer der protestantischen Kirche nichts der Arglist des Teufels erfolgreicher Widerstand zu leisten vermöge, als wenn zwei Menschen ihn nach der von Gott gesetzten Ordnung auf Erden durch wechselseitige Unterstützung, Erfrischung und Kräftigung und gemeinsame fröhliche wie ernsthafte Arbeit bei Tag und Nacht bekämpften.

Mit solcherlei Gedanken stand Damian Uebelhör in letzter Zeit fast alltäglich droben allein auf der Waldhöhe, und es ward oftmals später Abend, ehe er in das Pfarrhaus zu Schiltach heimkehrte. Wie dies aber eines Tages wiederum geschah, tönte ihm aus dem Garten als Rückkunftsgruß wohl nach üblicher Weise die Singstimme Ursula Röckenfeller's entgegen, doch mit einem ihn Wunder nehmenden, völlig neuartigen Texte, so daß er zweimal aufhorchen mußte, um zum deutlichen Verständniß desselben zu gelangen. Es war ein „Geistliches Wegelied wider die Versuchungen auf der irdischen Wanderung“ und lautete:

„Ich gieng einmal spaceren
ein weglein, das war klein,
Was that mich da verführen?
mein fleisch, das ganz unrein,
Das voller sünden was;
Die Schlang hat uns betrogen,
wir habens von Eva geiogen,
da sie den Apfel aß.“

Es mußte etwas in der Gemüthsstimmung des Hörers vorgehanden sein, daß es ihm bei den Worten des Liedes eigen zu Sinn ward und er anfänglich fast unwirlich den Kopf dazu schüttelte. Allein dann kam ihm das Bewußtsein seiner Pflicht als Verather und Wegweiser der Irrenden, und er setzte sich zu der Sängerin und sprach:

„Ihr hebt da einen Gesang, Urjel, der noch aus der Irreleitung des Papst- und Mönchstums herstammt und von seinem Ursprung ein weltlich Jägerlied ist, das ein Clericus der alten Kirche zu einem Schmähreim wider den von Gott gesegneten heiligen Ehestand transformirt hat. Solchen zu singen geziemt Euch aber nicht mehr und zumal nicht in meinem Hause, da ich als ein protestantischer Pfarrer zu der Erkenntniß meiner Verpflichtung gedrungen bin, unserer Gemeinde sowie anderen Geistlichen, die der römischen Lehre abge sagt, mit einem gottgefälligen Beispiel nach dem Vorbild des Doctor Luther voranzuschreiten. Denn es thut Noth, durch ein solches vor der Welt unbeirrt offenbarlich zu machen, daß der eheliche Lebensbund von Gott nicht nur den Laien als ein unheiliger Stand, sondern ganz insonders den Priestern als eine Gemeinschaft auserlesener Heiligung bestimmt worden.“

„Jesus, Maria und alle Nothhelfer!“ stieß Ursula Ködenfeller mit einem Rückfall zu den Gewohnheiten ihres vormaligen ungereinigten Glaubens erschreckt aus — „Eure Hohehrwürden wollen sich verheiraten?“

„Das ist unter dem erhofften Beistande des Himmels meine Absicht, liebe Ursula,“ versetzte Damian Uebelhör in einer nicht ganz zu verbergenden körperlichen und gemüthlichen Erregung die Hand der neben ihm Sitzenden erfassend. „Ich habe diesen Entschluß heute in mir zur völligen Reife gezeitigt und erachte es als wohl natürlich, Euch zuvörderst davon Kunde zu geben, obwohl daraus nach meinem Dafürhalten in unserem Hause für Euch keine wirtschaftliche Veränderung statthaben wird. Doch ich bitte Euch, aus mancherlei Gründen dies für einige Tage noch bei Euch geheim zu bewahren, ehe ich auch der Stadt davon offenkundige Mittheilung mache.“

„Steh uns bei! Steh uns bei!“ stammelte Ursula, ihre umfangreiche Hand krampfhaft um die kleinere des lutherischen Pastors zusammendrückend. „Der heilige Apostelfürst Paulus sagt, es ist besser, ledig zu bleiben als zu heiraten.“

„Doch es redet derselbe auch, es ist besser heiraten als —“ Damian Uebelhör sprach jedoch die ihm auf die Lippen gerathenen Worte des heiligen Paulus nicht zu Ende, sondern ergänzte rasch: „Es steht, wie ich dawider anführen kann, in der Schrift: Ein gutes Weib erfrischt das Gebein des Mannes und verlängert ihm die Tage seiner Jahre.“

Es schien indeß, als habe es dieses Schriftbeleges für den Gewinn der Ueberzeugung seiner Aussage bei Ursula Ködenfeller nicht mehr bedurft, denn sie erwiderte mit demüthiger Stimme, doch ihn zum ersten Mal nicht als Hohehrwürden, sondern als Herr Pastor ansprechend:

„So geschehe es in Gottes Namen, Herr Pastor, und gereiche diesem Hause und der ganzen Gemeinde zu segensvollem Vorbilde!“

„Das hoffen wir gewißlich, liebe Ursula, und bitten wir,“ entgegnete der Pastor.

„Und werde ein Bündniß wider die Arglistigkeit des Teufels, daran er in Ohnmacht falle!“ fuhr sie fort.

Damian Uebelhör antwortete zuversichtlich: „Wenn er danach trachten sollte, uns in seinen Schlingen zu fangen, wird er die heiligende Kraft einer christlichen Ehegemeinschaft zu seinem Schaden verspüren und großes Jetergeheul sich darob unter allen feindseligen Geistern erheben.“

Er erhob sich gleichfalls, um sich ins Haus zu begeben, doch Ursula Ködenfeller stand noch zögernd, ihn ein Weichen stumm am Gewandärmel haltend, bis sie den Mund zu der Frage öffnete:

„Und vermeinet Ihr, Herr Pastor, daß durch solche Heiligung nach der Barm-

herzigkeit Gottes ein unsauberer Gefäß wieder von dem Gräuel der Hölle gereinigt und in den Staub des Paradieses zurückversetzt werden möge?"

Ueber diese unerwartete Frage zeigte Damian Uebelhör einiges wohlberechtigtes Ersauern und erwiderte nach kurzen Besinnen ziemlich abweisenden Tones:

„Es ist mir nicht wohl verständlich, Ursula, wie Ihr im Anlasse meiner Beredsamkeit auf solche Gedankenwege und Auknüpung verfallt, da Ihr mich doch durch manche Jahre genugsam kennen gelernt und füglich die Ueberzeugung von mir gewonnen haben dürft, daß ich zu einem so bedeutamen Entschluß nicht ohne reiflich vorausgeschrittene Prüfung auch in der von Euch gekennzeichneten Richtung gelangen möge. Es vermag allerdings Keiner sich der allgemeinen Schwäche des menschlichen Geschlechtes zu entwinden, die aus der Kurzsichtigkeit und öfteren Verblendniß unseres Geistes hervorgeht, sonst aber lebe ich der gewissenlichen Zuversicht, daß ich mich in der von mir getroffenen christlichen Wahl nicht zum Trostlosen eines unsauberen Patrons getäuscht, sondern dieselbe zum ingrimmigen Zähneklößen der gesammten Schwefelsippigkeit auferkoren habe.“

„So sage ich Amen, Herr Pastor — Amen —“ wiederholte Ursula Ködenfeller mit einem tiefen, laut aus ihrem Munde wieder zu Tage tretenden Luftzug, allein der Fortschreitende ertheilte hierauf keine Entgegnung mehr, sondern begab sich in seine Schreibkammer, darin er noch bis spät in die Nacht eifrig einem Schriftwerk oblag. Dann trug sich, als nach zweien Tagen die Abenddämmerung wiederkehrte, im Pfarrhause zu Schiltach etwas höchst Absonderliches zu, denn Damian Uebelhör kam eilfertigen Schrittes heim, doch nicht allein, sondern in Begleitung eines weiblichen Wesens in Ordensstracht, das, wie von großer An-

strenge oder Aufregung erschöpft, fest an seinem Arme hing. Dergestalt trat es ans Licht, daß er seit Wochen nicht nur betrachtend täglich droben auf dem Waldrücken über dem Kloster Wittichen gestanden, vielmehr sich auch in klug ausgesetzener Weise mit demselben unvermerkt in Verbindung gesetzt haben mußte und das lebendige Ergebniß der letzteren heut Abend am Arm mit sich von dannen geführt hatte. Als sie zusammen auf die Hausflur traten, schlug seine Begleiterin zum ersten Mal den bisher fest um den Kopf verschlungenen Schleier zurück, und da im nämlichen Augenblick Ursula Ködenfeller mit ihrer Küchenlampe aus einer Thür hervorkam, diente sie dazu, die enthöllten Züge der Fremden deutlich zu überleuchten. Es war ein blaßfarbiges, nicht gerade mehr ganz junges Gesicht, dem man die lange genossene Klosterkost und Klosterlust ansah, das jedoch zugleich die sichtbarlichste Bereitwilligkeit ausdrückte, sich an der Zukunft für vielerlei unfreiwillige Einbuße der Vergangenheit nach Kräften schadlos zu halten. Erstaunt brachte Ursula hervor: „Eine geistliche Schwester hier im protestantischen Pfarrhause —?“ aber der lutherische Pastor fiel ihr ins Wort: „Es war bis vor einer Stunde die Schwester Benedicta, liebe Ursel, doch Ihr werdet derselben behülflich sein, sie zugleich mit dem Ordensgewande diesem Stande zu entkleiden, damit die Jungfrau Josefa Platner wieder daraus zum Vorschein komme und —“

„Und —?“ wiederholte die Wirthschafterin, da er einen Moment innehielt, ihn mit einem vollkommenen wie zu Glas erstarrten Blick bemessend.

„Und,“ ergänzte Damian Uebelhör fröhlich, „nach dem preislichen Vorbilde der Cisterciensernonne Katharina von Bora, der liebwerthen Ehefrau unseres großen Meisters Doctor Martin Luther, wie ich es Euch am vorgestrigen Abend

angekündigt, die Geliebte und Herrin in diesem christlichen Pfarrhause zu werden.“

„Heilige Magdalena, behüte uns vor Fleischeslust und allen bösen Geistern!“ schrie Ursula Rödenfeller auf. Zugleich aber mit diesem confessionellen Rückfall ihrer besinnungslosen Seele fiel sie auch sammt der auslöschenden Lampe körperlich rücklings hintenüber auf das Holzgeplöß des Flurbodens, und Josefa Platner sagte mit rascher Fassung und einer ziemlich entschiedenen Stimme: „Wenn Eure Magd öfter an solchen unglücklichen Zufällen leidet, mein theuerster Bräutigam, werden wir sie wohl nicht in unserem Hause zu behalten vermögen.“

Am nächsten Tage jedoch hatte Ursula sich scheinbar von ihrem Zufall erholt, und um zwei Wochen später sang sie in der St. Trudpertskirche mit bei der Trauung des Pastors Damian Uebelhör, zu der die ehemaligen Rönche des Klosters Alperzbach in Gesammtheit sich als Zeugen und Glückwünschende eingefunden hatten. Die Braut stand lilienweiß gekleidet, bei Tageslicht ein wenig überfommerlich angewellt, mit einigen leisen Struschatten unter dem Myrtenkranz und einigen kleinen röhlichen Böckchen an den Schläfen. Sonst aber war ihre Erscheinung sowohl dem Gesicht als der Gestalt nach recht einnehmend, deutete bereits nirgendwo mehr auf zehnjährige klostertliche Abstinenz und bot nach der Uebereinstimmung aller Anwesenden in augen- und herzerfreulicher Weise das Musterbild einer christlichen Pastorengattin in verständigen Jahren dar. Nur Ursula Rödenfeller blickte über den Rand ihres Gesangbuches mit unverwendeter Spannung auf die weiße Gestalt, als erwarte sie in jedem Momente etwas höchst Besonderes, daß die Ceremonie z. B. durch ein plößlich eintretendes Ereigniß unterbrochen werde und die Braut noch vor dem Ring-

wechsel von der Seite Damian Uebelhör's verschwinde. Doch hatte der Letztere gegen eine solche Ueberraschung sorglichst Vorkehrungen getroffen und die heimlich entflozene Nonne vor dem zornwüthigen Ingrimm der Klosteräbtissin von Wittichen unter den Schutz der protestantischen weltlichen Macht der württembergischen Landesherlichkeit und des gesammten Schmalcaldischen Bundes sicher gestellt. So ging die Trauung wider Ursula's Erwartung ohne jeglichen Zwischenfall vorüber; bei dem Hochzeitmahl erweiterte Damian Uebelhör zum ersten Mal seine schon lange stattgehabte Zustimmung zu dem Wahlspruche des Doctor Martin Luther dahin, daß er unter kräftigem Zusammenstoß der Trinktbecher fröhlich mit lauter Stimme zu singen anhub:

„Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebtag!“

und der Himmel schien durch wolkenlose Bläue bis zum Abend hin gleichfalls seine rückhaltlose Zustimmung mit dem Tagesvorgange auszudrücken. Dann entfernten sich allmählich die Hochzeitsgäste, es ward still im Pfarrhaus und sehr bald darauf auch völlig dunkel, nur Ursula Rödenfeller saß noch allein im Garten und schaute mit der nämlichen Anspannung aller ihrer Sinne nach der lichtlosen Schlafstammer des jungen Ehepaars hinauf, als erwarte sie wiederum von dort her irgend etwas Urpöbliches: ein schreckliches Getöse, einen glührothen Flammenschein, einen erstickenden Qualm, Dunst, Geruch oder dergleichen. Doch so lange sie saß, trug sich nicht das Allgeringste in dieser Richtung zu, und zu guter Letzt nickte ihr Kopf tiefer herunter, sie schlief ein und wachte auf der Gartenbank erst wieder auf, als im Frühsonnenlicht die junge Frau Pastorin vor ihr stand. Dieselbe sah nach den vielfachen ungewohnten Anstrengungen des gestrigen Tages ein wenig übernächtlich aus, und auch ihre

Morgenlaune verrieth, daß sie noch keinen genugsam erholenden Schlaf in dem neuen Hause gefunden haben mochte, denn sie sagte nur sehr kurz und bestimmt, daß sie sich solche für ein Weibsbild höchst unschickliche nächtliche Herumliegerei unter freiem Himmel und daraus erfolgende Tagfaulenzerei ein- für allemal hiermit verbitte, und ging zu eifrig-umsichtiger Betrachtung des Pfarrgartens weiter.

In diesem fanden nach kurzer Frist die mannigfachsten Veränderungen statt, denen Damian Uebelhör allzeit mit den Worten: „Gewiß, wie du es für besser erachtest, meine theure Josefa,“ beipflichtete. Ursula mußte in Sonne und Regen Unkraut und Wurzeln ausroden, den Boden umgraben, Dünger herbeifahren, und ihren einzigen Trost unter dieser vielfältigen Mühsal bildete ihr der stete Gesang, mit dem sie bei der harten ungewohnten Thätigkeit dem Teufel und seinen Nachstellungen durch möglichst kraftvolle Lieder Widerstand zu leisten trachtete. Aber auch diese tröstliche Arbeitsunterstützung fand nicht den Beifall der neuen Hausfrau, denn bald nach den ersten Tagen machte sie derselben mit dem nachdrücklichen Verbot ein Ende: „Wenn du als Magd bei mir bleiben willst, so laß das alberne Teufelsgeplär! Die Dummheit, welche die meisten Menschengeschöpfe im Kopf tragen, ist ihr eigentlicher höllischer Blaggeist; das müßte aber ein noch dümmerer Teufel als sie sein, der auf dich verossen wäre.“

In solcherlei Weise und Verweisen legte die Sprecherin nicht nur im Garten, sondern Woche um Woche überall in Küche und Keller, in den Wohnräumen und vermuthlich ebenso in der Schlafkammer des Pfarrgebäudes deutlicher an den Tag, daß sie es als ihre Pflicht betrachtete, nicht allein dem Namen und Titel nach eine christliche Hausfrau geworden zu sein, sondern auch in Wirklichkeit als Haus-

herrin über dem leiblichen und gemüthlichen Wohlergehen unter ihrem neuen Heimatsdach ein äußerst wachjames Auge zu halten. Sie nahm ersichtlich dabei trotz ihrer Fürsorglichkeit an Ausrundung des Gesichtes und der Figur zu und erschien um ein Beträchtliches jugendlicher als bei ihrer Ankunft aus dem Kloster. Damian Uebelhör's Blick ruhte täglich mit gesteigertem Wohlgefallen auf ihr, obwohl er unzweifelhaft unvermerkt mit außerordentlicher Schnelligkeit aus der ersten Stelle in seinem Hause an die zweite versetzt worden war und sein Aussehen keinen so überzeugenden Beweis für die Gebehrlichkeit seines veränderten Standes als bei der vormaligen Cisterciensernonne ablegte. Ursula Rödenjeller aber blickte immer schweigsam-nachdenklicher darein und vollbrachte im Stillen allerhand eigenthümliche Dinge. Sie hatte noch ein Gefäß mit früherem römisch-katholischen Weihwasser in ihrer Kammer aufbewahrt und beneßte damit zuweilen heimlicher Weise in der Küche die Hand der jungen Hausfrau; ingleichen hatte sie in der Kirche verstohlen Wachs von den Kirchenlichtern abgebröckelt und daselbe fein zerrieben in die Suppe gerührt, daß die Pastorin über den unbegreiflichen abscheulichen Geschmack höchst erbittert und von Uebelkeit befallen worden war. Nach wenigen Stunden jedoch befand sie sich so wohl als zuvor und sagte nur, wenn ihr noch einmal eine solche Suppe auf den Tisch komme, komme die Köchin mit derselben auf die Gasse hinaus.

Dann betraf Ursula die Frau Josefa Uebelhör eines heißen Nachmittags, wie dieselbe vermuthlich in einem vor ihr aufgeschlagenen geistlichen Buche gemeinsam mit dem Pastor zu eifrig studirt hatte und, von der geistigen Thätigkeit ermüdet, in einem großen Lehnstuhl fest eingeschlafen dalag. Ein Weilschen stand die ins Zimmer Getretene ungewiß zögernd,

dann bewegte sie sich vorsichtig auf den Behen an die Schläferin heran und hob derselben die langen Kleider von den Schuhen. Mit fieberhaft erwartungsvollen Augen blickte sie auf die beiden enthüllten Füße nieder, doch diese boten, weder der linke noch der rechte, im geringsten eine Abweichung vom üblichen Naturzustande menschlicher Extremitäten. Kopfschüttelnd hielt die Beschauerin eine geraume Zeit die Augen darauf verwandt, bis sie, von einem Geräusch im Nebengewach aufgeschreckt, hurtig das Kleid auf die Füße zurücklegte und lautlos wieder zur Thür hinauswich. Aber allen diesen befremdlichen Erfahrungen zum Troß war in Ursula Ködenjeller's tiefinnerster Empfindung die Ueberzeugung unüberbrüchlicher gefestigt, die ehemalige Cistercienser Ordensschwester und gegenwärtige Frau Pastorin Josefa Uebelhör sei, wenn nicht der leibhaftige Teufel in Weibsgestalt selber, jedenfalls einer von seinen zur Verderbniß der Menschheit ausgesandten, besondern höllischen Lieblingen.

* *

Auf der mit Buschwerk und Heidekraut bewachsenen, nicht sehr beträchtlichen nächsten Anhöhe unmittelbar über der guten Stadt Schiltach aber stand, wie wir bereits erwähnt, das alte Gemäuer, welches der hochfürstliche Herzog Reinold von Urslingen bereits vor anderthalb Jahrhunderten an die württembergische Oberhoheit veräußert hatte. Es war dies um einen selbst für die damalige Zeit recht bescheidenen Preis geschehen, allein der Anblick des sogenannten Schiltacher „Schlosses“ ließ vermuthen, daß ein heutiger Liebhaber desselben sich schwerlich noch zum Angebot eines Drittheils der ehemals erlegten Kaufsumme entschlossen haben würde. Wind und Wetter hatten seitdem getreulich das Ihrige daran ge-

than und die jeweiligen Besitzer sie wenig oder gar nicht drin behindert. Dagegen hatten die Menschen den Bemühungen von Sonne und Regen keineswegs ihre förderliche Beihilfe versagt, denn es war seit jenem Geschäftsabjchlusse noch etwas mehr als ein Jahrhundert vergangen, bis Seine allergroßmächtigste und übererlauchteste Majestät der römische Kaiser Maximilian der Erste von der entschiedensten Einsicht durchdrungen worden, daß es im sogenannten deutschen Reiche derartig nicht weiter gehen könne, und demgemäß zu Worms den „ewigen Landfrieden“ verkündigt hatte, der jeden eigenmächtigen Fehdeanfänger mit der Reichsacht und jedes raubritterliche Gesüß an Leib und Habe friedsfertig zur Messe wandernder Kaufleute unverbrüchlich mit Rad und Rabenstein bedrohte. Diesen ungefähr drei Menschenalter lang Zeitraum aber hatte sich das Jahrhundert noch, vielleicht in Vorahnung des herannahenden ewigen Friedeunheils, im Allgemeinen und besonders auch an dem Schlosse über Schiltach aufs ausgiebigste zu Nuzze gemacht und daselbe so oftmals mit Steinkugeln, Pechpfannen und sonstigen Liebkojungen seiner Geflogeheit überhäuft, daß der noch immer erhaltene Zusammenhang des alten Mauerwerks auf ein selten unzertrenliches Freundschaftsbündniß der Steine und ein wirkliches Aore-perennius-Verdienst des Erbauers schließen ließ, da dieses alle dawider angewandten Sturmhaden, Aexte, Fellebarden und sonstiges Erzgeräth zum Verbiegen, Verstampfen, Verbrechen und Verrotten gebracht. Es war deshalb eigentlich weniger verwunderungswürdig, daß das Schiltacher Schloß am Ende des ersten Jahrzehnts des sechzehnten Jahrhunderts für kaum den vierten Theil der einst von Reinold von Urslingen geforderten Summe seinen Eigenthümer gewechselt, als daß es überhaupt in der

Person des Ritters Burkhard Söldenrich einen Liebhaber gefunden hatte, und die Erklärung dafür war wohl nur in der gemüthsberuhigenden, noch ganz neuen, außerordentlichen Sicherheit zu suchen, mit welcher der alte Steinhansen seit dem Erlaß des „ewigen Landfriedens“ auf seine stürmische Jugendvergangenheit zurück- und in die Gewährleistung einer bescheidenlichen Alterszukunft voranzublicken vermochte.

So hatte Burkhard Söldenrich eines Tages unerwartet von dem Schloß Besitz ergriffen und saß nunmehr seit ungefähr einem Vierteljahrhundert als unbestrittener Eigenthümer auf demselben. Woher er gekommen, wußte Niemand genau, und die Zeit stellte solche Nachfragen auch nicht mit sonderlichem Eifer an, denn sie war an manches Kommen und Verschwinden ohne viele Angabe von Gründen oder Aufhellung der im Volksmunde umlaufenden gewöhnt. Dem Namen nach bildete der Schloßherr auch den der Stadt, die ihm einen sehr mäßigen Jahreszins entrichtete, sonst jedoch sich ebenso unabhängig von ihm verhielt, wie er sich selten oder fast nie um ihre Angelegenheiten bekümmerte. Vielleicht war ein Jahrzehnt vergangen, seitdem man seine lange, hagere Gestalt mit dem einäugigen Gesicht zuletzt in den Straßen gesehen, etwas grau am Kopf und am Kinn geworden, sonst unverändert wie bei seinem Ankauf der Burg. Er mochte damals am Anfang der Dreißiger gestanden haben, eine junge Frau war mit ihm gekommen, hatte ihm nach Ablauf von sieben bis acht Jahren ein Kind geschenkt und schien damit vor ihrem Gewissen ihren Verpflichtungen gegen ihn so weit nachgekommen gewesen zu sein, daß sie sich bald darauf hingelegt und gestorben. Gesehen hatte man auch sie kaum dann und wann, höchstens durch Zufall einmal auf einem der nachbarlichen Berggründen; ihr Gesicht hatte einen Aus-

druck sanfter Lieblichkeit besessen, ohne indeß Jemandem die Muthmaßung nahe zu legen, daß es den Namen Söldenrich führe, dessen aus grauer Zeit entstammender Ursprungsbedeutung „saelden rich“, das hieß „reich an Glückseligkeit“, man sich damals noch bewußt war. Doch das Haus Söldenrich erschien weder an Glückseligkeit noch an sonstigen Glücksgütern besonders reich, mindestens an den letzteren so wenig, daß die nicht gerade übermäßig wigige, aber allgemein bräuchlich gewordene Bezeichnung in Schiltach den Namen in den des „Ritter Seltenreich“ verwandelt hatte. Diese Travestie fand eine gewisse Doppelbegründung noch in dem Umstand, daß es ab und zu einmal den Eindruck regte, als sei in der That der seltene Gast, der Reichthum, einen Tag oder vielmehr eine Nacht lang im Schlosse vorgekehrt. Dann schimmerte von demselben bis zum Morgengraue Licht herunter, und man wußte in der Stadt, ebenso lang hatte der Ritter vor einem alten Stiefelhumpen gesessen, den er sich mit kostbarstem Wein gefüllt und nicht seltener geleert hatte, als wenn er sich, statt einzig in seiner eigenen Gesellschaft, in derjenigen adeliger Zechgenossen befunden gehabt. Doch waren, wie es schien, diese Anwendungen festlicher Vergnügungsfreudigkeit verimuthlich zur Feier irgend eines frohen Gedenkens mehr und mehr in ihm erloschen, und fremde Besucher sah das Schloß niemals. Ungastlich und verdrossen schaute es mit verwitertem, man konnte fast sagen: ausgehungertem Gesicht herab. Es ging sehr sparsam darin zu; mit Ausnahme jener verwunderlichen, sich seit lange kaum mehr wiederholenden Nächte war der allerorten bekannte Meister Schmalhans dort einziger Koch und Küfer. Man wußte dies manches Jahr hindurch in Schiltach, wie die Gesamtheit oftmals etwas weiß, was kein Einziger mit Augen

und Ohren gesehen und gehört, ja selbst ehe man die geringste Ahnung davon besaß, ob die Hinterlassenschaft der verstorbenen Schloßherrin eigentlich männlichen oder weiblichen Geschlechts sei. Dann jedoch hatte sie sich eines Tages als dem lehteren angehörig herausgestellt und zwar in Gestalt eines ungefähr achtjährigen Mägdleins, das von seinem Vater jetzt angehalten worden, an jedem Morgen schon in ziemlicher Frühe in die St. Trudpertskirche zur Messe hinunterzuwandern und außerdem auch im Hause des Pfarrers Damian Uebelhör Unterricht in der christlichen Heilslehre zu empfangen. Sie pflegte aber gemeiniglich den Schloßberg nicht hinabzuwandeln, sondern an demselben in großen, lustigen Sprüngen weglos durch Gras und Kraut abwärts zu hüpfen, denn sie war einestheils ein Kind von äußerst fröhlicher Natur und anderentheils schien sie mit der größtentbarsten Anspruchslosigkeit die Straßen und Häuser von Schiltach jeden Tag wieder aufs Neue als etwas, wenigstens im Vergleich zu ihrer väterlichen Burg, Sehenswürdiges zu betrachten. Manches zu dieser Vorliebe mochte das ihr gleichalterige Töchterlein des Wirthes zum „Lindenbaum“, die kleine Frida Trantwein, beitragen, neben der sie seit nun vielen Jahren schon in der Kirche täglich auf ihrem Bethemmel kniete und dadurch allmählich nach menschlichem Brauch auch mit derselben in allerhand irdische Bezüge weltlicher Gemeinschaft gerathen war, von der keine der Weiden mehr genau anzugeben wußte, wann daraus eine unverhohlene und unverbrüchliche Mädchenfreundschaft erwachsen sei. Irgendwelcher junterhafte Hochmuth und Standesvorurtheile waren aber dem Ritter Burkhard Söldenrich in keinerlei Richtung nachzusagen, zum mindesten legte er solche niemals dadurch an den Tag, daß er gegen den vertraulichen Umgang seiner

Tochter mit Frida Trantwein den geringsten Einwand erhob. So war diese die einzige Angehörige Schiltachs, welche hin und wieder durch das dunkle Burgtbor in den Schloßhof hineingelangte, dort auf den grasverwachsenen Plätzen spielte, ja sogar einige Mal bis in das Innere des alten Hauptgebäudes vorgebrungen und drunten in der Stadt von dem verwahrlosten Zustande desselben, soweit dieser einem Kinde in die Augen fiel, zu erzählen vermochte. Des Ritters ward auch sie fast niemals ansichtig, oder wenn ein Zufall es fügte, daß er irgendwo an ihr vorüberkam, war er allezeit unverkennbar in ein kopfvorbückendes Nachdenken vertieft, daß er nichts von der Anwesenheit der beiden Kinder zu gewahren schien. Ebenso wenig bekümmerte er sich jemals um seine eigene Tochter; das Einzige, worauf er streng hielt, war ihr täglicher Besuch der Messe. Sie wußte auch, weshalb und daß dies für sie durchaus erforderlich sei, weil es nach dem Beschluß ihres Vaters feststand, daß sie mit dem Ablauf ihres siebzehnten Jahres bei den Cistercienserklosterweibern im Kloster Kaltenbrunn eingekleidet werden sollte. Das erzählte sie oft mit vergnügtem Gesicht, als ob diese Voraussicht, zu dem festgesetzten Zeitpunkt das väterliche Schloß für immer zu verlassen, ihr wie ein ungemein erfreuliches achtzehntes Geburtstagsgeschenk bevorstehe, und Frida Trantwein schien nach ihrer oberflächlichen Kenntniß des Söldenrich'schen Hauses keineswegs eine abweichende Meinung über das Begehrenswerthe solcher Veränderung für ihre Freundin zu hegen. Sonst erwies sich der Ritter für seine eigene Person durchaus nicht von übermäßiger Frömmigkeit, wenigstens nicht von irgend einer öffentlichen Bethätigung derselben. Er selbst besuchte niemals die Kirche, und ein Kaplan fand sich unter dem geringen Gesinde der Burg nicht

vor. Es blieb freilich nicht ausgeschlossen, daß er, wie bei der offenkundigen Verderbniß der römischen Lehre manche unter den Besten der Zeit, einer eigenen Heils-erkenntniß anhing und dieser ohne äußere Brunk und Wesen in seiner Glaubens-überzeugung nachlebte. Auf eine solche ließ schließen, daß er hin und wieder einmal seine Tochter wie alle übrigen Zugehörigen des Schlosses mit strengem Befehl frühzeitig zur Ruhe schickte. Seiner stets schweigsamen Art gemäß führte er keinen Grund dafür an, aber da dies sich in ungefähr ähnlichen Zwischenräumen mit einer gewissen Regelmäßigkeit zu wiederholen pflegte und man mehrmals mit dem Beginn der Nacht gehört, wie sein Schritt sich dem Ueberrest der alten halbverfallenen Burgcapelle zugewandt, so konnte kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß er sich zu diesen Zeiten in der nächtlichen Stille einer ungestörten Andacht und Erfüllung seines dem Blick des Tages nicht offenbaren religiösen Bedürfnisses hinzugeben trachtete. Der Deffentlichkeit gegenüber zeigte er sich indes, wie gesagt, durchaus gleichmüthig und gleichgültig wider alle abweichenden Anschauungen überirdischer Dinge und that auch bei dem großen, von Wittenberg und Zürich her entbrannten theologischen Streit durch nichts eine äußere oder innerliche Parteinahme kund. Der später in die Worte: „Cujus regio, ejus religio“ zusammengefaßte Satz geistlicher Staatsweisheit harrte damals noch seiner Auf- findung, doch die Gedankenrichtung des Ritters Söldenrich ging offenbar auch mit keinerlei heimlicher Voraus erwägung des- selben um; denn als in der Folge der Pfarrer Damian Uebelhör, seinem Ge- wissensdrang gehorchend, sich selbst und

die große Mehrzahl der Bewohner Schil- tachs zum gereinigten Bekenntniß Doctor Martin Luther's hinüberführte, erhob der Schloßherr mit keiner Silbe gegen diese neueste Erschließungshoffnung jenseitiger Glückseligkeit von Seiten seiner sogenann- ten „Untertanen“ Einwand. Es schien, als ob für ihn damit in der Welt und dem Stücke derselben, das ihn näher an- ging, nichts Besonderes, den Zweck und die Bedingungen seines Daseins Ver- änderndes vorgefallen wäre, und es gab nichts einen Anhalt dafür ab, ob er selbst mit zur reformatorischen Lehre über- gegangen sei oder noch an der römischen Glaubenssagung festhalte. Bei solcher anscheinenden Theilnahmlosigkeit an der großen Heilsdebatte der großen zeitge- nössischen Gemüther war es allerdings nicht gerade durchsichtig und veranlaßte mancherlei Dfensgespräche in der Stadt, weshalb der Ritter auf dem Willen be- harre, seine einzige Tochter einem Nonnen- kloster zu übergeben, bis Gervas Traut- wein eines Abends, von seinem eigenen guten Getränk erleuchtet, vielleicht auch ein wenig durch die noch am meisten ein- schlägige Sachkenntniß seines Töchterleins unterstützt, das noch ziemlich neue Ei-Experiment des Entdeckers der neuen Welt in zutreffendster Weise wiederholte und lachend äußerte: der hochedelgeborene Ritter sei nach seiner Meinung einer der ausgedörrtesten Weizdrachen, die sich je silberne Tropfen an der eigenen Kehle abgeknappt, um sie in einem Kellerwinkel unter die Erde zu scharren, und er stecke seine Tochter, sobald es angehe, lediglich aus vorsorglicher Sparsamkeit ins Kloster, um einen zum Kanen und Trinken ein- gerichteten Mund aus seinem Hause los zu werden.

(Fortsetzung folgt.)





Goethe's musikalisches Leben.

Von

Ferdinand Hiller.

I.

Wst hörte ich's beklagen, namentlich von gebildeten Kunstgenossen, daß Goethe der Musik wenig Neigung und Theilnahme entgegengebracht. Man hob dann hervor, wie viele Aeußerungen z. B. in den Werken Shakespeare's Zeugniß ablegten von dessen leidenschaftlicher Liebe zur Tonkunst, und meinte, in den Schöpfungen unseres größten Dichters sei Aehnliches nicht zu finden. Vielleicht nicht in seinen populärsten dramatischen und epischen Dichtungen — wohl aber in seinen Iyrischen. Forscht man aber tiefer nach Goethe's Beziehungen zur Musik, wie sie aus seinen Correspondenzen, Tagebüchern, Gesprächen hervorgehen, — sieht man sich den reichen poetischen Schatz an, den er dem Tonbildner geboten, so kommt man zu dem Ergebniß, daß es in der ganzen neueren Literatur keinen großen oder auch nur bedeutenden Dichter gegeben hat, der so viel für Musik zu thun sich bemüht hätte wie er. Freilich genügte ihm nicht, was er errang, denn bei Allem, dem er sich zuwandte, war es ihm Bedürfniß, zu erkennen und zu wirken. Wenn ihm dies der Tonkunst gegenüber nicht in dem Grade gelungen, wie er es wünschen mochte (seine Bescheidenheit hierüber hat oft etwas Rührendes), so lag dies an manchen von ihm unabhängigen Umständen. Unsere neuere classische Musik entstand gleichzeitig mit unserer classischen Literatur. Goethe

war schon ein Mann, als Gluck mit seinen bedeutendsten Werken austrat — die ganze Entwicklung der Tonkunst von diesem bis zu Mendelssohn vollzog sich während Goethe's Leben — Händel und Bach waren aber zu seiner Jugendzeit als Vocalcomponisten noch so gut wie unbekannt. Was ihm mithin in der eindrucksfähigsten Epoche seines Lebens geboten wurde, war nicht der Art, daß es irgend einen Vergleich bieten konnte mit dem, was die bildende Kunst besaß. Diese hat neben vielen anderen Vorzügen ja auch den vor unserer Musik, daß sie jeden Augenblick in ihrer ganzen Entwicklung, in ihren erhabensten Schöpfungen der Anschauung nahe gebracht werden mag — ein Vorzug, der vollends für die tiefanschauliche Natur eines Goethe gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Daß eine so umfassend geniale Natur wie die unseres Dichters wenig dazu angethan war, sich als Klavierspieler technischen Uebungen, die das Clavierpiel erfordert, hinzugeben, läßt sich denken — und doch hätte es dessen bedurft, um ihm ein vollständigeres Eingehen in die Musik später zu erleichtern. Das Schlimmste war aber, daß unter den Tonkünstlern, zu welchen er in ein näheres Verhältniß trat, keiner war, der als Künstler dieses Glückes in vollem Maße würdig gewesen wäre. Welche Meisterwerke hätten entstehen können, wenn ein wahrhaft großer Tonbildner

in seine Nähe getreten wäre, mag uns die Walpurgisnacht mit Mendelssohn's Musik beweisen — vielleicht das in Worten und Tönen gleichmäßig vollendetste Vocalwerk, das wir besitzen.

Noch ein Umstand erschwerte es unserem Dichter, für die Tonkunst so viel zu leisten, als er es zu thun geneigt war. Abgesehen von der Opernmusik, bekam er nur ganz ausnahmsweise und in sehr dürftiger Ausföhrung unsere größten Meisterwerke zu hören. Weimar konnte ihm nach dieser Seite und zu jener Zeit nicht viel bieten, und denjenigen Städten, in welchen damals ein höheres Musikleben möglich war, blieb er fern. Trotz alledem und alledem halte ich meinen obigen Ausspruch für unwiderlegbar und hoffe, daß die folgenden Blätter jeden Unbefangenen von seiner Wahrheit überzeugen werden.

Zudem ich das lange Leben Goethe's vor dem Leser vorüberziehen lasse, ausschließlich seinen Beziehungen zur Tonkunst und zu Tonkünstlern nachgehend, werde ich ihn zumeist mit seinen eigenen Worten vorführen — jede Umschreibung, jede allzu enge Zusammenziehung derselben wäre frevelhaft. Meine Arbeit wird hierdurch freilich das Ansehen einer Compilation tragen — sei es darum, wenn sie ihren Zweck erreicht! Fern liegt mir, eine andere Anerkennung durch dieselbe erlangen zu wollen als die treuer gewissenhafter Forschung und liebevollen Eingehens auf die Intentionen unseres herrlichsten Dichters und Weisen.

Der Großvater Goethe's war ein leidenschaftlicher Musikfreund, daher finden sich im Goethe'schen Wappen die drei Linien. Der Vater spielte die Flöte und die Laute — die Mutter war gleichfalls musikalisch, sang und spielte Clavier, so daß das Kind in den allerfrühesten Lebensjahren schon täglich an Sang und Klang gewöhnt wurde. Eine beliebte Arie jener Zeit, die ein alter Italiener häufig anstimmte, „wüßte er anwendig, ehe er sie verstand“. Später, als der Knabe nach dem Willen des Vaters alles Denkbare erlernen mußte, kam es auch zum ersten Musikunterricht. „Um diese Zeit,“ erzählt Goethe, „ward

auch der schon längst in Berathung gezogene Vorsatz, uns in der Musik unterrichten zu lassen, ausgeföhrt, und zwar verdient der letzte Anstoß dazu wohl einige Erwähnung. Daß wir das Clavier lernen sollten, war ausgemacht; allein über die Wahl des Meisters war man immer streitig gewesen. Endlich komme ich einmal zufälligerweise in das Zimmer eines meiner Gefellen, der eben Clavierstunde nimmt, und finde den Lehrer als einen ganz allerliebsten Mann. Für jeden Finger der rechten und linken Hand hat er einen Spitznamen, womit er ihn aufs lustigste bezeichnet, wenn er gebraucht werden soll. Die schwarzen und weißen Tasten werden gleichfalls bildlich genannt, ja die Töne selbst erscheinen unter figürlichen Namen. Eine solche bunte Gesellschaft arbeitet nun ganz vergnüglich durch einander. Applicatur und Tact scheinen ganz leicht und anschaulich zu werden, und indem der Schüler zu dem besten Humor angeregt wird, geht auch Alles zum schönsten von Statten.

„Kaum war ich nach Hause gekommen, als ich den Eltern anlag, nunmehr Ernst zu machen und uns diesen unvergleichlichen Mann zum Claviermeister zu geben. Man nahm noch einigen Anstand, man erkundigte sich; man hörte zwar nichts Uebles von dem Lehrer, aber auch nichts sonderlich Gutes. Ich hatte indessen meiner Schwester alle die lustigen Benennungen erzählt, wir konnten den Unterricht kaum erwarten und setzten es durch, daß der Mann angenommen wurde.

„Das Notenlesen ging zuerst an, und als dabei kein Spaß vorkommen wollte, trösteten wir uns mit der Hoffnung, daß, wenn es erst ans Clavier gehen würde, wenn es an die Finger käme, das scherzhafte Wesen seinen Anfang nehmen würde. Allein weder Tastatur noch Fingererhebung schien zu einigem Gleichniß Gelegenheit zu geben. So trocken wie die Noten mit ihren Strichen auf und zwischen den fünf Linien blieben auch die schwarzen und weißen Claves, und weder von einem Dämmerling noch Denterling noch Goldfinger war mehr eine Silbe zu hören; und das Gesicht verzog der Mann so wenig beim trockenen Unterricht, als er es vorher beim trockenen Spaß verzogen hatte. Meine Schwester machte mir die

bittersten Vorwürfe, daß ich sie getäuscht habe, und glaubte wirklich, es sei nur Erfindung von mir gewesen. Ich war aber selbst betäubt und lernte wenig, ob der Mann gleich ordentlich genug zu Werke ging; denn ich wartete immer noch, die früheren Späße sollten zum Vorschein kommen, und vertröstete meine Schwester von einem Tag zum anderen. Aber sie blieben aus, und ich hätte mir dieses Räthsel niemals erklären können, wenn es mir nicht gleichfalls ein Zufall aufgelöst hätte.

„Einer meiner Gespielen trat herein mitten in der Stunde, und auf einmal eröffneten sich die sämmtlichen Röhren des humoristischen Springbrunnens; die Dämmerlinge und Deuterlinge, die Krabler und Zabler, wie er die Finger zu bezeichnen pflegte, die Falschen und Galschen, wie er z. B. die Noten f und g, die Fietchen und Gietchen, wie er fis und gis benannte, waren auf einmal wieder vorhanden und machten die wunderbarsten Männerchen.“

„Mein junger Freund kam nicht aus dem Aachen und freute sich, daß man auf eine so lustige Weise so viel lernen könne. Er schwur, daß er seinen Eltern keine Ruhe lassen würde, bis sie ihm einen solchen vortrefflichen Mann zum Lehrer gegeben.“

„Und so war mir nach den Grundsätzen einer neueren Erziehungslehre der Weg zu zwei Künsten“ (er hatte auch Unterricht im Zeichnen) „früh genug eröffnet, bloß auf gut Glück, ohne Ueberzeugung, daß ein angeborenes Talent mich darin weiter fördern könne.“

Daß der Knabe trotz dieser Enttäuschung „bei seinem Clavier verweilte“, ist uns später mitgetheilt — von den Ergebnissen dieser Uebungen wird uns aber keine weitere Kunde. Zunächst treffen wir den frühreifen Jüngling, der sich inzwischen schon als talentvoller lyrischer Dichter gezeigt, in musikalischen Beziehungen zu den Gründern des Breitkopfschen Hanges in Leipzig. Er spricht von deren musikalischer Begabung sowie von den Concerten, die dort öfters veranstaltet wurden. „Der älteste Sohn (Noh. Gottl. Immanuel) componirte einige meiner Lieder, die, gedruckt, seinen Namen, aber nicht den meinen führten und wenig bekannt geworden

sind. Ich habe die besseren ausgezogen und zwischen meine übrigen kleinen Poesien eingeschaltet.“

Von manchen seiner Freunde rühmt er das musikalische Talent — ein Beweis, daß es ihn interessirte. Von der später weltberühmt gewordenen Sängerin Mara, die er als Fräulein Schmechling hörte und bewunderte, ist ihm bis ins höchste Alter eine lebendige Erinnerung geblieben. Er schreibt an Zelter, den 3. Februar 1831, wie er dieselbe „als ein erregbares Stundenthen wüthend applaudirt“, und widmete ihr zu ihrem Jubelfeste folgende Verse:

Der Demoiselle Schmechling,

nach Aufführung der Cassischen Santa Elena al Calvario.

Leipzig 1771.*

Klarster Stimme, froh an Sinn —
Reinste Jugenbabe —
Rohst du mit der Kaiserin
Nach dem heil'gen Grabe.
Dort, wo Alles wohl gelang,
Unter den Beglückten
Riß dein herrlicher Gesang
Mich, den Hochgenücten.

An Madame Mara.

Zum frohen Jahresfeste.

Weimar 1831.

Sangreich war dein Ehrenweg,
Iede Brust erweiternd:
Sang auch ich auf Pfad und Steg,
Müß und Schritt erheitend.
Nah dem Ziele, denk ich heut
Jener Zeit, der süßen;
Fühle mit, wie mich's erfreut,
Ergnend dich zu grüßen.

In Straßburg lernte er eifrig das Violoncell und nahm an den Concerten Antheil. Sein Mentor Salzmann war Liebhaber der Musik, sein Tischgenosse Meyer von Lindau war für Gesang begeistert und schrieb sogar eine komische Oper. Sonst ist aus jener Zeit von hervortretenden musikalischen Eindrücken nicht die Rede.

Von musikalischen Eindrücken nicht —

* Die Jahreszahl 1771 ist eine poetische Fiktion, um zur runden Zahl hiesig zu gelangen. Mehr als hiesig Jahre waren seit jenem ersten Eindruck hingegangen, denn schon im Jahre 1768 hatte Goethe Leipzig verlassen.

wohl aber von musikalischen Ergüssen. Oder sind je Lieder gedichtet worden, die in gleichem Grade wie die Goethe'schen als gesungen zu bezeichnen wären? Ist nicht Alles Musik in ihnen, der Rhythmus, die Form, die Empfindung? Ich glaube, der unmusikalischste Mensch wird sie kaum lesen können, ohne daß es dabei in seinem Inneren töne. Von melodischen Erfindungen Goethe's hat man nie etwas gehört — sollte er trotzdem nicht manche Weise zu seinen Liedern improvisirt haben?

„Durch Feld und Wald zu schweifen,
Rein Liebchen wegzupfeifen,
So geh's von Ort zu Ort!
Und nach dem Tacte veget,
Und nach dem Takte beneget
Sich Alles an mir fort!“

Einen reicheren Schatz von Poesie hat kein Dichter je den Tonschreibern geschenkt als Goethe — und viel Herrliches ist daraus entstanden. Aber noch lange nicht genug! Allzu oft haben die Componisten Melodien auf die Goethe'schen Verse gesetzt, statt sie aus denselben hervorzurufen. Selten ist ihre Ursprünglichkeit in ihrer ganzen Größe erreicht worden.

„Nur nicht lesen, immer singen,
Und ein jedes Blatt ist dein!“

ruft uns der Dichter zu, und zweifellos entsteigt dieser Anruf seiner tiefsten Seele; es war ihm Bedürfnis, seine Lieder in Klänge gehüllt zu genießen. Und dies Bedürfnis war so stark, daß es ihn manches als gelungen betrachten oder wenigstens gern anhören ließ, was ihn kaum hätte befriedigen dürfen.

In dieser wie in der folgenden Zeit bis zur Niederlassung in Weimar cultivirte Goethe als echter Dilettant sowohl Gesang wie Violoncell. Wie weit er es in diesen Talenten gebracht, wußte ich nicht zu ergründen. Da er mit seinem tiefbewegenden Sprachorgan große Wirkungen erzielte, sang er vielleicht besser, als er selbst meinte.

Der erste gebildete Tonkünstler, zu welchem Goethe in eine nähere Verbindung trat, war Ph. Chr. Kayser, ein geborener Frankfurter. Einige Mitglieder jenes Kreises der Sturm- und Drangperiode interessirten sich lebhaft für ihn, für seine musikalischen und poetischen Pro-

ductionen. Dr. Burkhardt* theilt uns mit, daß „sein Clavierpiel auf Goethe einen besonderen Zauber ausübte, daß er ihn als unmusikalisches Genie pries und wahrscheinlich dazu beigetragen habe, ihm eine Stellung als Lehrer in Zürich zu sichern.“

Aus den schönen Jahren, in welchen „Götz“ und „Werther“ entstanden, in welchen die ganze deutsche Literatur dem jungen Autor dieser wunderbaren Werke mehr oder weniger huldigte, ist von Musik kaum die Rede. Schriftsteller interessiren sich auch heutigen Tages nur sehr ausnahmsweise und in sehr beschränktem Sinn für die Tonkunst — wie sollte es zu jener Zeit besser gewesen sein? Einige charakteristische Zeilen aus dem „Werther“ muß ich aber anführen, weil sie, wie das Meiste darin, sicherlich Goethe aus der Tiefe des Herzens kamen.

„Sie hat eine Melodie, die sie auf dem Clavier spielt mit der Kraft eines Engels, so simpel und so geistvoll! Es ist ihr Lieblich, und mich stellt es von aller Pein, Verwirrung und Grillen her, wenn sie nur die erste Note davon greift. — Kein Wort von der alten Zauberkraft der Musik ist mir unwahrscheinlich, wie mich der einfache Gesang angreift.“

* * *

Die erste seiner dramatisch-lyrischen Arbeiten: „Erwin und Elmire“, begann Goethe im Jahre 1773. Dies Singpiel war „auf den Horizont der Frankfurter Bühne“ berechnet, und doch sagten die Leute, „sie könnten es nicht leisten.“ Ungefähr um dieselbe Zeit lernte er den Seidenfabrikanten, Componisten und späteren Capellmeister und Musikverleger André** in Offenbach kennen und suchte für dessen Operette „Der Töpfer“ Reclame

* „Goethe und der Componist Ph. Chr. Kayser.“ Von G. H. F. Burkhardt. Leipzig, bei Granow, 1879.

** Johann André in Offenbach, geb. den 28. März 1741, gest. den 18. Juni 1799, beliebter Operettencomponist und Gründer der berühmten Verlagsabtheilung — wohl zu unterscheiden von seinem Sohne Joh. Anton André (geb. 1775), dem geistreichen Liedercomponisten und Theoretiker, der hauptsächlich diesem Jahrhundert angehört und am 5. April 1842 verstarb.

zu machen. „Erwin und Elmire“ sowohl wie das ein Jahr später begonnene Schauspiel mit Gesang „Claudine von Villa Bella“ sind offenbar angeregt durch die damaligen französischen Singspiele, die Komödien oder Dramen mit Gesangsanlagen waren und sich ebenso sehr durch dramatisches Leben wie durch Naivetät und Ursprünglichkeit der Melodien auszeichneten. Wie hier der Einfluß der Franzosen vorherrscht, so macht sich in den zwölf bis dreizehn Jahre später in Italien vorgenommenen Umarbeitungen der Einfluß der Italiener geltend. Ich gestehe, daß mich die ersten Bearbeitungen mit dem Dialog in Prosa und den dazwischen eingestreuten lyrischen Stücken mehr anmuthen als die späteren, in welchen nicht allein der Dialog, für das italienische Recitativo rhytmisirt, sondern auch die Handlung complicirter geworden ist. Den Stoff zu „Erwin und Elmire“ entnahm bekanntlich Goethe einer Ballade tief empfindsamer Art in Goldsmith's „Landsprediger von Wakefield“. Der Uebermuth, der sich nicht allein in den Gesprächen des Schauspiels, sondern sogar in manchen nebensächlichen Bezeichnungen und Bemerkungen Luft macht (wie: „Der Schaulplatz ist nicht in Spanien“ — oder in einer lyrischen Scene: „Die Musik wage es, die Gefühle dieser Baufen auszudrücken“), dieser Uebermuth, meine ich, hindert nicht, daß die dem Componisten vorbehaltenen Situationen und deren Texte zum größten Theil nicht nur vortrefflich, sondern auch in höchsten Grade musikalisch sind.

Während es in Goethe's Natur lag, sich gern und leicht dem Hergebrachten zu fügen, das er als eine durch die Erfahrung bestätigte Lebensbedingung einer Kunst ansah, verfährt er mit der Freiheit des Genies dem gegenüber, was den Stempel der Schablone an sich trägt. So verfehlt er denn auch nicht, in den Ensembles den verschiedenen Personen dieselben Rhythmen und Reime, ja wo es möglich, dieselben Worte in den Mund zu legen, wohingegen die Solostücke, entgegen allen üblichen Formen, mit der größten Freiheit behandelt sind und dem Componisten Gelegenheit geben, nicht allein melodische Erfindungsgabe, sondern auch feinste Formgewandtheit geltend zu machen.

Ich glaube nicht, daß man in der ganzen Opern-, Oratorien- und Cantatenliteratur jener Zeit eine Arie (oder wie man es nennen mag) ausfindig machen könnte von dem Reichthum der Empfindung und der Freiheit der rhytmischen Führung, wie die der Elmire, die mit den Worten beginnt: „Mit vollen Athemzügen, saug ich, Natur, aus dir ein schmerzliches Vergnügen.“ Auch für den modernsten Tonsetzer würde es eine dankbare Aufgabe sein, sie zu componiren. So ist auch die Beichte, die Elmire ablegt: „Sieh mich, Heil'ger, wie ich bin“, ein Meisterstück naiver Herzensergießung. Einigen der liederartigen Stücke begegnen wir auch in der Sammlung der Lieder, in welche sie der Dichter später aufgenommen — es sind lyrische Perlen, hochstehend über den besten „Texten“, die den Theatercomponisten je geboten werden.

In „Claudine von Villa Bella“ zeigt Goethe auch, wie klar ihm die Erfordernisse geworden, die der Aufbau ausgeführter Ensemblestücke (breit angelegter Finales u. dgl.) mit sich bringt. Die Steigerungen in dem Wechsel der Situationen, in der Anzahl der beteiligten Personen, das Hinführen zu einer mehr oder weniger allgemeinen Stimmung, die dann den Höhepunkt und den Schluß der Scene beherrscht, alles das ist mit der Fertigkeit des Librettisten geschaffen — daß ein großer Dichter Aehuliches versucht oder geleistet, wird schwerlich behauptet werden können und beweist wenigstens, wie ernst es Goethe war, den Musiker anzuregen und möglichst zu befriedigen.

Andre's Musik zu „Erwin und Elmire“ soll in Berlin, wohin der Componist im Jahre 1778 nach der Aufführung als Capellmeister berufen wurde, Erfolg gehabt haben — keinesfalls aber kann die Composition sehr hervorragend gewesen sein. Getragen durch die Berühmtheit des Autors von „Werther's Leiden“, wäre sie sonst über alle Bühnen gegangen.

In Weimar, wo Goethe dem Theater in den mannigfachsten Thätigkeiten stets näher trat, begegnen wir zuerst dem Schauspiel „Lila“, durch das Verlangen hervorerufen, zum Geburtstage der Herzogin ein durch alle Mittel der Darstellung anziehendes Festspiel zu liefern. Seiner ganzen Anlage und theilweise

seiner Ausführung nach ist es aber eine echte Oper. Wären die musikalischen Mittel dort reicher gewesen, hätte der Dichter statt eines unvermögenden Dilettanten (des Herrn v. Sedendorff) einen halbwegs ebenbürtigen Componisten zur Seite gehabt, ein Werk hätte entstehen müssen, das noch in unsere Zeit hineinleuchtete. Ganze Seiten in Prosa sind latenter Musik voll — die Chöre sind sehr günstig behandelt — Bantouime, Tanz, alle Ingredienzien sind da — es ist ein Jammer, daß die Entwicklung unvollständig geblieben.

Während der Dichter inmitten der vielfältigsten Beschäftigungen und Zerstreuungen an seiner „Aphigenie“ arbeitet, schreibt er an Frau v. Stein: „Musik habe ich kommen lassen, die Seele zu lindern und die Geister zu entbinden“ — und ferner: „Meine Seele löst sich nach und nach durch die lieblichen Töne aus den Banden der Protokolle und Acten. Ein Quartett nebenan in der grünen Stube, sieh ich und rufe die fernem Gestalten leise herüber.“ Jene guten weimarischen Musikanten, sie haben sich nicht träumen lassen, daß sie gewissermaßen betheiliget würden an der Schöpfung eines der herrlichsten Gedichte, die der Himmel uns geschenkt hat!

Auch der dramatischen Grille „Der Triumph der Empfindsamkeit“ (gleichfalls ein Festspiel zum Geburtstag der Herzogin) muß ich hier noch Erwähnung thun wegen des darin enthaltenen Monodramas „Proserpina“. Nach beinahe vierzig Jahren wurde dasselbe im Mai 1815 in Weimar mit Eberwein's „mit keuscher Sparsamkeit“ die Vorstellung fördernder und tragender Musik wieder zur Aufführung gebracht. Der Dichter, hierdurch angeregt, veröffentlichte im Morgenblatt eine weit angelegte Besprechung darüber. Ich entnehme derselben den kleinen Abschnitt, der der Musik gewidmet ist und mit Goethe'scher Klarheit das Verhältniß derselben zum Melodrama darlegt:

„Nunmehr aber ist es Zeit, der Musik zu gedenken, welche hier ganz eigentlich als der See anzusehen ist, worauf jener künstlerisch ausgeschmückte Nachen getragen wird, als die günstige Luft, welche die Segel gelind, aber gemüthsam erfüllt und

der sternernden Schifferin bei allen Bewegungen nach jeder Richtung willig gehorcht.

„Die Symphonie (Ouverture) eröffnet eben diesen weiten musikalischen Raum, und die nahen und fernem Begrenzungen desselben sind lieblich ahnungsvoll ausgeschmückt. Die melodramatische Behandlung hat das große Verdienst, mit weiser Sparsamkeit ausgeführt zu sein, um die Ueberden der mannigfaltigen Uebergänge bedeutend auszudrücken, die Rede jedoch im schickslichen Moment ohne Aufenthalt wieder zu ergreifen, wodurch der eigentlich mimisch-tanzartige Theil mit dem poetisch-rhetorischen verschmolzen und einer durch den anderen gesteigert wird.

„Eine geforderte und um desto willkommener Wirkung thut der Chor der Parzen, welcher mit Gesang eintritt und das ganze recitativartig gehaltene Melodrama rhythmisch-melodisch abrundet: denn es ist nicht zu leugnen, daß die melodramatische Behandlung sich zuletzt in Gesang auflösen und dadurch erst volle Befriedigung gewähren muß.“

Eine reizende Frucht der Schweizerreise im Jahre 1779 war das Singpiel „Jery und Bätels“, welchem Goethe ein dauerndes Interesse bewahrt zu haben scheint, wenn es, wie uns mitgetheilt wird, seinen jetzigen Schluß erst im Jahre 1825 erhielt. Er theilte das liebliche Gedicht alsobald nach seiner Vollendung dem Jugendfreunde Kayser mit und schrieb ihm in Beziehung auf dasselbe folgenden Brief:

„Nur eins muß ich noch vorläufig sagen: ich bitte Sie, darauf Acht zu geben, daß eigentlich dreierlei Arten von Gesängen drinne vorkommen. Erstlich Lieder, von denen man supponiret, daß der Singende sie irgendwo auswendig gelernt und sie nur in ein oder der anderen Situation anbringt. Diese können und müssen eigne, bestimmte und runde Melodien haben, die auffallen und jedermann leicht behält.

„Zweitens Arien, wo die Person die Empfindung des Augenblicks ausdrückt und, ganz in ihr verlohren, aus dem Grunde des Herzens singt. Diese müssen einfach, wahr, rein vorgetragen werden von der sanftesten bis zu der heftigsten Empfindung. Melodie und Accompagne

ment müssen sehr gewissenhaft behandelt werden.

„Drittens kommt der rhythmische Dialog, dieser giebt der ganzen Sache die Bewegung; durch diesen kann der Componist die Sache bald beschleunigen, bald wieder anhalten, ihn bald als Deklamation in zerrissenen Tacten traktiren, bald ihn in einer rollenden Melodie sich geschwind fortbewegen lassen. Dieser muß eigentlich der Stellung, Handlung und Bewegung des Acteurs angemessen seyn und der Componist muß diesen immerfort vor Augen haben, damit er ihm die Pantomime und die Aktion nicht erschwere. Dieser Dialog, werden Sie finden, hat in meinem Stück fast einleyt Silbenmaß, und wenn Sie so glücklich sind, ein Hauptthema zu finden, das sich gut dazu schickt, so werden Sie wohl thun, solches immer wieder hervorkommen zu lassen und nur durch veränderte Modulation, durch Major und Minor, durch angehaltenes oder schneller fortgetriebenes Tempo die einzelnen Stellen zu nuanciren. Da gegen das Ende meines Stückes der Gesang anhaltend fortgehen soll, so werden Sie mich wohl verstehen, was ich sage, denn man muß sich alsdann in Acht nehmen, daß es nicht gar zu bunt wird. Der Dialog muß wie ein glatter goldner Ring sein, auf dem Arien und Lieder wie Edelgesteine aufsitzen.“

Und später fügt er hinzu:

„Den Charakter des Ganzen werden Sie nicht verkennen; leicht gefällig, offen ist das Element, worin so viele andere Leidenschaften von der innigsten Nahrung bis zum ansahrendsten Horn u. s. w. abwechseln. Edle Gestalten sind in die Panernkleider gesteckt und der reine einfache Adel der Natur soll in einem wahren angemessenen Ausdruck sich immer gleich bleiben. Sie haben in dem Augenblick, da ich dieses schreibe, vielleicht schon mehr über das Stück nachgedacht, als ich Ihnen sagen kann, doch erinnere ich Sie nochmals, machen Sie sich mit dem Stücke recht bekannt, ehe Sie es zu componiren anfangen, disponiren Sie Ihre Melodien, Ihre Accompanements u. s. w., daß alles aus dem Ganzen in das Ganze hineinarbeitet. Das Accompanement rathe ich Ihnen sehr mäßig zu halten, nur in der Mäßigkeit ist der Reichthum, wer seine

Sache versteht, thut mit zwei Violinen, Viola und Bass mehr als andere mit der ganzen Instrumentenlammer. Bedienen Sie sich der blasenden Instrumente als eines Gewürzes und einzeln; bei der Stelle die Flöte, bei einer die Fagot, dort Hautboe, das bestimmt den Ausdruck und man weiß, was man genießt, anstatt daß die meisten neuern Componisten, wie die Köche bei den Speisen einen Hautgout von allerlei anbringen, darüber Fisch wie Fleisch und das Gesottene wie das Gebratene schmekt.“

Man glaubt einen alten festen Tonlehrer sprechen zu hören. Ganz meisterhaft ist namentlich der Unterschied bezeichnet zwischen dem Lied, als bekanntem gelegentlich angebrachtem Stücke, und der Arie, in der Unmittelbarkeit der augenblicklich ausgesprochenen Stimmung. Erheiternd ist es, für den Dialog (die Ensemblestücke) die Idee des heutiggen Leitmotivs angeregt zu finden, wobei sich der Dichter jedoch wohl weniger die Bezeichnung einer bestimmten Persönlichkeit dachte, als eines jener musikalischen Motive, die ein harmonisches Band um ein vielfach verwebtes Thun schlingen, wie es die Italiener jener Zeit (Baisiello u. A.) vielfach anwendeten. Echt Goethisch ist der Rath, mit künstlerischer Mäßigkeit zu verfahren.

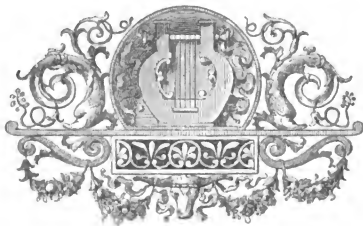
Kayser, der Goethe durch längere Zeit hingehalten hatte, kam nach Weimar, nachdem Sedendorff das Stück schlecht componirt hatte, brachte aber auch nichts zu Stande. Das Interesse, das Goethe an ihm nahm, wurde dadurch nicht verringert, denn er projectirte, den jungen Componisten zu Meister Gluck nach Wien zu höherer Ausbildung zu schicken. Gluck hatte einen Schlaganfall gehabt, schrieb aber doch in freundlicher Weise, daß er sein Bestes für Kayser thun wolle, und erwähnte namentlich bevorstehender Feierlichkeiten, bei welchen es viel zu hören geben werde. Aus dem wahrhaft väterlichen Briefe, den Goethe nun an Kayser richtete, entnehme ich nur einige Sätze: „Bei Gelegenheit der Feierlichkeiten in Wien zu seyn, ist kein geringer Reiz für einen jeden, und doppelt für Sie. Es werden einige Opern von Gluck deutsch aufgeführt werden; der Alte kann Ihnen noch seinen ganzen musikalischen Segen

hinterlassen, wer weiß, wie lang er noch lebt. Freilich wünscht' ich, daß Sie gleich aufbrächen, um noch bei allen Proben und Anstalten zu seyn und das Innerste kennen zu lernen. Haben Sie das Alles gesehen und gehört, haben Sie den Wiener Geschmack, Sänger und Sängerinnen kennen gelernt, so ist es alsdenn wohl Zeit, daß wir auch etwas versuchen. Einige Monate in Wien können Sie jezo weiter rücken als zehn Jahre einjames Studium." An Geld und Empfehlungen soll es ihm nicht fehlen, jetzt Goethe des Weiteren ausführlich aus einander, und: „Sie sollen zu weiter nichts verbunden seyn, als Alles aus Sich zu machen, weissen Sie fähig sind.“ In liberalerer Weise kann man einen talentvollen Künstler nicht unterstützen. Wir werden später sehen, wie viel Mühe Goethe sich noch gab, Kayser in die Höhe zu bringen, und wie wenig es ihm gelang. Vielleicht war er einer von denjenigen, an die er dachte, als er in späteren Jahren schrieb: „Leichtsinrige, leidenschaftliche Begünstigung problematischer Talente war ein Fehler meiner früheren Jahre, den ich niemals ganz ablegen konnte.“

Bei der Dürftigkeit der damaligen

deutschen Operntexte, unter welchen der von Weiße obenau stand, hätte „Zery und Bätely“ mit einer glücklichen Composition den allgemeinsten Erfolg haben müssen. Die Franzosen haben sich den Stoff nicht entgehen lassen; eine der hübschesten Opern von Adam, „Le Chalet“, ist auf denselben gebaut. Die nächste kleine dramatische Production Goethe's im Sommer 1782, in welcher er der Musik einige Bethätigung zuweist, ist das Singspiel „Die Fischerin“. Der Dichter erklärt, daß es ihm hauptsächlich um ein landschaftliches lebendes Bild dabei zu thun gewesen; es wurde im Freien aufgeführt. „Der Erbkönig“ fand darin eine Stelle, sowie einige andere balladenhafte und scherzhafte, Herder's Volksliedern entnommene Gedichte. Die der Handlung gewidmeten Verse sind nicht von Bedeutung. Die schöne Schauspielerin Corona Schröter soll die „Begleitung“ der Lieder gemacht haben — sicherlich nicht ohne gewichtige Weihülfe. Die volkstümlichen Gesänge darin sind höchst interessante Aufgaben für den Componisten. Indeß ist das kleine Stück jedenfalls das geringfügigste unter Goethe's Dichtungen dieser Gattung.

(Fortsetzung folgt.)





Das Kunstgewerbe-Museum zu Berlin.

Von
Julius Leffing.

Am 21. November 1881 ist in Berlin der Neubau des Kunstgewerbe-Museums, dessen Ab- bildung wir unseren Lesern vorlegen (S. 69), in feierlichster Weise mit allem Glanz, den die Anwesenheit des königlichen Hauses und zahlreicher Vertreter des Staatslebens, der Kunst und der Wissenschaft einem solchen Feste verleihen kann, eingeweiht worden.* Die Tage der Feste sind längst vorüber, die stille regelmäßige Arbeit ist an die Stelle der lebhaften Aufregung getreten, welche eine

so große Umgestaltung zu begleiten pflegt. Wir dürfen hoffen, daß die meisten unserer Leser zur Zeit aus den Tages- blättern Kenntniß genommen haben von all der künstlerischen Pracht, in welcher das neue Gebäude sich entfaltet hat; und so wollen wir denn heute nicht sowohl eine Beschreibung dessen geben, was hier in monumentalen Formen errichtet worden ist, sondern weit mehr einen Rückblick auf die eigenthümlichen Verhältnisse, unter welchen diese jüngste von allen Kunst- anstalten Berlins sich in kurzer Zeit zu einer so stattlichen Höhe hat empors- chwingen können. Fertig und abgeschlossen steht der Monumentalbau vor uns für ein Institut, für welches vor kaum vier- zehu Jahren die ersten Grundzüge ent- worfen waren; in allen Theilen ist es reichlich ausgestattet, die Sammlungen, Bibliothek und Lehranstalt sind sicher und bequem untergebracht, während so viele

* „Das Kunstgewerbe-Museum zu Berlin.“ Fest- schrift zur Eröffnung des Museumsgebäudes am 21. November 1881. Berlin. Mit elf Kabi- rungen von Max Klinger, zwei Radirungen von L. Ritter und zwei Holzschnitten. Zu beziehen durch das Bureau des Kunstgewerbe-Museums zu Berlin. — „Führer durch die Sammlung des Kunstgewerbe-Museums zu Berlin.“ Von Julius Leffing. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1882. 2. Aufl.

ältere Institute, wie die königliche Bibliothek, die königliche Akademie der Künste, noch immer in den unwürdigsten Räumen, welche die werthvollsten, seit Jahrhunderten aufgehäuften Schätze täglich aufs äußerste gefährden, des erlösenden Wortes harren müssen, das auch ihnen zu einer angemessenen Stätte verhilft. Die Schwierigkeiten, welche das rasche Wachsthum von Berlin mit sich bringt, das immerfort gesteigerte Bedürfniß nach neuen Verwaltungsgebäuden und, hiermit zusammenhängend, das Verschwinden aller verfügbaren Plätze, die fortwährende Verschiebung des Verhältnisses der einzelnen Stadttheile zu einander — alles dies erschwert in Berlin die Herstellung monumentaler Bauten außerordentlich. Und so war es keine geringe Ueberraschung, in der Königgräber Straße in einer Ecke, welche noch vor wenigen Jahren hinter der Stadtmauer öde und unbeachtet da lag, auf einem Stücke des Terrains der alten Porzellanmanufaktur, welches lediglich als Abgangsweg der Lastfuhrn diente, dort auf einmal sich ein Gebäude erheben zu sehen, in vornehmen Formen, in großen Abmessungen, geschmückt mit allem Schönen, was Plastik und Malerei, was die edelste Architektur hervorbringen vermag. Und für wen dieses Gebäude? Für ein Institut, für eine Sammlung, von deren wirklicher Ausdehnung das Publikum nur in beschränktem Kreise eine richtige Vorstellung hatte.

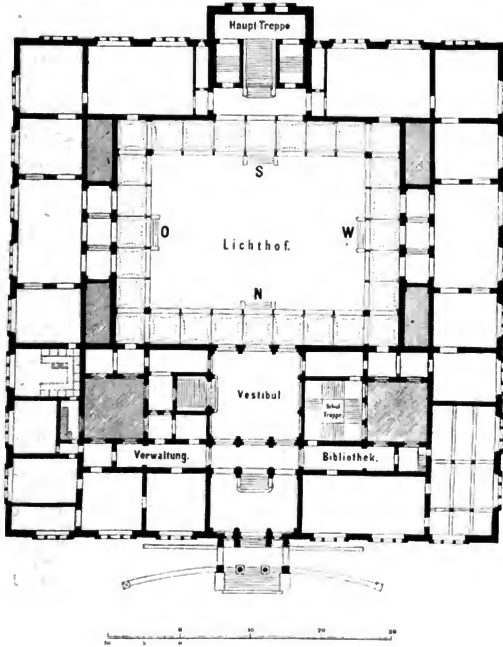
Angefangen hat das Museum in Berlin unter dem Namen des „Deutschen Gewerbemuseums“ in einem Winkel der Stallstraße, dem ehemaligen Gropins'schen Diorama, in Räumen, die aus Holz und Kasse mühselig zusammengestellt waren. In zwei bis drei Sälen waren die wenigen vorhandenen Stücke zusammengestellt. Dann war es im Jahre 1873 überführt worden in die ehemaligen Fabrikräume der königlichen Porzellanmanufaktur. Dem Umfang nach war die Sammlung mächtig geworden, aus dem königlichen Museum waren die herrlichen Schätze der Kammern hier hineingeführt, große Privatjammungen waren gekauft, Staatsbesitz aller Art von den verschiedensten Stellen zusammengetragen worden. Aber wenn die Zahl der Stücke auch schließlich

dieselbe war, die sich jetzt in dem neuen Palast darstellt, so war es doch nicht möglich, in jenen niedrigen, engen, schlecht zugänglichen, im Winter kaum heizbaren Räumen auch nur entfernt eine Uebersicht der herrlichen Schätze zu geben. Und so wirkt, was wir jetzt vor uns sehen, vollständig als eine Ueberraschung. Sammlungen und Kunstschätze, welche zum Theil seit Jahrhunderten Berlin angehört, sind unserer Stadt und dem ganzen Vaterlande gleichsam neu geschenkt, da sie erst jetzt zur wirklichen Kenntniß, zum Bewußtsein und zur Benutzung gelangen.

Es wäre mehr als erstaunlich, wenn eine Sammlung wie die hier vereinte mit ihren Schätzen, wie sie in einigen Theilen keine Hauptstadt Europa's aufzuweisen vermag, geschaffen wäre in dieser kurzen Zeit von vierzehn Jahren. Wer die Lage unseres Kunsthandels, wer die völlige Ausbeutung der alten Culturstätten kennt, dem braucht man es nicht zu sagen, daß eine Sammlung von italienischen Majoliken, von Venetianer Gläsern, wie sie hier sich zusammenfindet, jetzt überhaupt nicht mehr hätte zusammengebracht werden können. Seinen Glanz, seine eigentliche Bedeutung, seinen erschütterlichen Werth verdankt das Kunstgewerbe-Museum dem alten Staatsbesitz; und so Vieles auch neu geschaffen ist, in wesentlichen Punkten haben wir es innerhalb der Sammlung nur mit einer Neuorganisation zu thun.

Unser Berliner Gewerbemuseum ist ebenso wenig wie irgend ein Museum unserer europäischen Hauptstädte das Product eines abgerundeten Systems. Es wäre denkbar, daß man auf ganz jungfräulichem Boden, etwa in einer der neu erwachsenen Städte Amerika's, mit unbeschränkten Mitteln ein Kunstgewerbemuseum schüfe, welches alle Theile, die hierbei überhaupt in Frage kommen, in gleichmäßiger Form mit gerechter Abwägung ihrer Wichtigkeit und Bedeutung zu Stande brächte. Wenn wir aber auf einer alten Culturstätte etwas Neues schaffen wollen, so stehen überall um uns, fördernd und beschränkend zugleich, die Werke früherer Generationen, die vorhandenen Sammlungen, die bestehenden Einrichtungen, locale und zum Theil rein persönliche Beziehungen jeder Art. Daher erklärt es

sich denn auch, daß Institute, die innerlich verwandt sind und nach demselben Ziele streben, in den verschiedenen Städten so verschiedenartig sind in ihrem Aufbau und im Umfange der Sammlungen; lediglich aus der Kenntniß dessen heraus, was gewonnenen Erkenntniß von dem Stande unserer Industrie. Hier sah man zuerst die Erzeugnisse der verschiedenen Länder neben einander, hier fühlte man zuerst die lassende Lücke, welche durch die moderne Aera des Fabrikwesens in den



Grundriß des Kunstgewerbe-Museums zu Berlin.

früher in Berlin bereits geschaffen war, läßt sich das Arbeitsgebiet des neuen Berliner Kunstgewerbe-Museums einigermaßen richtig bestimmen und verstehen.

Die Kunstgewerbe-Museen, die jetzt überall aus der Erde sprichcn, sind in ihrer neuen Form wesentlich ein Product der Weltausstellungen und der dajelbst ge-

Handwerksbetrieb unserer Tage gerissen ist. Die früheren Jahrhunderte mit ihrer hohen Blüthe des Kunsthandwerks hatten der Museen, der planmäßigen Sammlungen nicht bedurft. Die Werkstatt mit ihrer ruhigen Ueberlieferung, die Kunststube, die Kirchen, die Rathshäuser mit ihren angehäuften Schätzen, die ungetrübte

Pflege des Handwerks, welches noch in wirklicher Handarbeit bestand — dies Alles bot ein Lehrmaterial, eindringlicher, vollständiger, tiefgreifender, als irgend ein künstlich hergestelltes Museum es zu bieten vermag. Die napoleonischen Kriege und die damit unglücklicherweise zusammenfallende Neigung zu fast schmucklosen Formen, welche man als antik und einfach bezeichnete, hatten in die Ausbildung des Handwerks eine schwere und klaffende Lücke gerissen; aber sie wäre wieder ausgefüllt worden in stetiger Arbeit, wenn nicht zu gleicher Zeit das Fabrik- und Maschinenwesen eingetreten wäre. Sobald die Handarbeit auf die Maschine übertragen wurde, war das Handwerk in seiner Grundlage zerrissen. Alles drängte naturgemäß auf billige und massenhafte Herstellung der Gebrauchswaren. Man mußte die neuen Kräfte ausnützen, und wenn darüber Kunst und Geschmack zu Grunde gingen, wenn man alle Muster, die man alten Vorbildern entlehnte, verallgemeinerte, vergrößerte, verflachte, um sie bequem in die Patronen des Maschinenwesens hineinpresseu zu können, so merkte man noch nicht einmal, welche Einbuße an geistigen und sittlichen Leben man erlitt. Für den damit zusammenhängenden Verfall des Handwerks, für die schwere Schädigung, welche der leibliche und seelische Theil unseres Volkslebens dadurch erfuhr, daß selbständige Männer herabsanken zu unselbständigen Theilen einer Maschine, für alles das suchte man Heilmittel in der Gesetzgebung und suchte sich hinwegzutäuschen über die ungeheuerliche Umwälzung, welche in unserer Erwerbs- und Herstellungsverhältnissen vollzogen wurde. Es bedurfte so machtvoller Vorgänge wie der Weltausstellungen, um auf diesem Gebiete die Anschauungen zu klären.

England, dasjenige Land, welches in der Ausbildung des Maschinenwesens am weitesten vorangegangen war, welches am rücksichtslosesten die Kunstformen der rein technischen Herstellung geopfert hatte, empfand das Bedürfnis, helfend einzutreten, am lebhaftesten. Vor den Augen Englands waren die Producte der Weltausstellung von 1851 ausgebreitet worden, dort hatte man gesehen, welche unendlichen wirtschaftlichen Vortheile Frank-

reich aus der Erhaltung eines Theiles seiner alten Kunstüberlieferung gezogen hatte, und so beschloß man denn, hier die fehlende Ueberlieferung künstlich zu ergänzen durch planmäßige Vorbilderjammungen. Dies ist im Wesentlichen die Aufgabe des South-Kensington-Museums und aller übrigen Sammlungen geworden, die in gleicher Richtung gearbeitet haben. Auch in England, wo der Boden für diese Bestrebungen ein fast jungfräulicher war, ging die Bildung der Anstalten keineswegs in voller Klarheit vor sich. Zunächst strebte man danach, im Zusammenhange mit der allgemeinen Völkerkunde die große Geschichte der Kunst, das Leben der Menschheit in allen seinen verschiedenartigen Erscheinungen in voller Entfaltung vorzuführen. So entstand der Kristallpalast zu Sydenham, dessen erziehende Bedeutung neben dem South-Kensington-Museum nur zu oft übersehen wird. Hier wurden in reizvoller Anlage Gesamtbilder der großen Kulturperioden geschaffen, in Abgüssen und Nachbildungen das Wichtigste aller Kunstepochen vereinigt. Die Anregung, welche von hier ausging, war eine höchst bedeutende, aber das wirkliche Studium braucht statt malerischer Arrangements systematisch zusammengestellte, völlig überflüssige Sammlungen, es braucht vor Allem statt der Nachbildungen die Originale, welche einzig im Stande sind, das Beste und Feinste von den Werken früherer Kunst zu lehren. Den Leitern der englischen Bewegung, unter welchen sich der hohe Förderer aller edler Bestrebungen, der Prinz-Gemahl von England, und der Deutsche Gottfried Semper in erster Linie befanden, konnte es nicht zweifelhaft sein, daß vor Allem gute alte Originale beschafft werden mußten. So fing man denn an, zu sammeln mit englischer Kühnheit, mit englischem Gelde und englischer Großartigkeit. Aus den engen Räumen des Marlborough-Hauses konnte man in kurzer Zeit übersiedeln auf die weiten Territorien von South-Kensington, wo sich nach und nach, dem jeweiligen Bedürfnis entsprechend, ein mächtiger Hallenbau neben dem anderen erhob, und wo jetzt ein ganzes Viertel von Museumsgebäuden großartigsten Stiles die wunderbarsten Schätze aller Völker und Zeiten birgt. Wer das

South Kensington-Museum in seiner jetztigen Gestalt als das eigentliche Ideal unserer selbständigen Kunstgewerbe-Museen bezeichnen wollte, würde fehl gehen.

Wandteppiche der Sixtinischen Capelle geschaffen hat, die großartigsten Compositionen der modernen Kunst. Das South-Kensington-Museum enthält ferner die



Southern Front of the South Kensington Museum, London.

Das South-Kensington-Museum greift über die Aufgaben unserer Anstalten weit hinaus. Sein herrlichster Schmuck sind die wunderbaren Originalwerke Rafael's, jene Cartons, welche der große Meister auf der Höhe seines Wirkens für die

edelsten Meisterwerke italienischer Plastik, welche diesseits der Alpen zu finden sind, die Werke eines Donatello, eines Robbia, eines Rosselino, eines Michel Angelo in herrlicher Auswahl. Fragen wir uns, wie diese Werke in ein Museum gelangten,

welches in erster Linie für die Ausbildung des Kunstgewerbes bestimmt ist, so ist die einzige Antwort die, daß es in London keine Stelle gab, wo derartige Stücke hätten gesammelt werden müssen, und daß die Männer, vor Allem Mr. Robinson, welchen die Ankäufe in Italien anvertraut waren, kein Bedenken trugen und auch kein Bedenken tragen konnten, Stücke zu erwerben, welche für den Nationalbesitz von höchstem Werth sein mußten. Eine große Schenkung hat außerdem das Museum bereichert mit einer ganzen Galerie moderner Bilder. Für Zwecke des Volksunterrichts nach der naturwissenschaftlichen Seite hin dient eine andere Abtheilung, das Museum der Nahrungsmittel. Wieder etwas Besonderes ist die Sammlung von Unterrichtsmaterial jeglicher Art. Große Ausweitungen sind nach der ethnographischen sowie nach der culturhistorischen Seite hin gemacht. Ueberall, wo sich ein Bedürfnis zeigte, das anderweit in London nicht erfüllt war, ist hier mit der Befriedigung desselben begonnen worden. So ist es denn ohne Weiteres klar, daß wir im South-Kensington-Museum die gewaltigsten Anregungen jeder Art, keineswegs aber ein Normalinstitut für unsere deutschen Verhältnisse haben.

Den deutschen Verhältnissen trägt zunächst Rechnung das Oesterreichische Museum für Kunst und Industrie in Wien. Auch dieses ist kein Kunstgewerbe-Museum im engeren Sinne. Die Sammlungen und Publicationen, welche das Wiener Museum veranstaltete, erklären sich nur, wenn man bedenkt, daß Wien in der Mitte unseres Jahrhunderts noch überhaupt kein Kunstmuseum in moderner Art besaß. Die unendlich reichen Schätze der Kaiserstadt waren und sind nicht Staatseigenthum, sondern der Besitz des Hauses Habsburg, und waren in gänzlich unzureichenden Räumen der Paläste nur unter Erschwerungen zugänglich und daher von dem eigentlich schaffenden Handwerk so gut wie gar nicht benützt. Und so mußten alle diese Schätze erst durch das Oesterreichische Museum, welches die wichtigsten Stücke derselben entlich, an das Licht gezogen werden. Aus diesem Nichts, welches dem Institut voranging, aus dieser Fülle von Objecten, in welche man nur hineinzu-

greifen brauchte, erklärt sich das schnelle Ausblühen des Institutes, welches das Glück hatte, von Anbeginn an von einsichtsvollen, im höchsten Grade ihrer Aufgabe gewachsenen Männern wie Eitelberger, Falke und Bucher geleitet zu werden.

Ganz andere Wege ging ein älteres Institut, die Centralstelle in Stuttgart unter Steinbeiß, welche mit dem größten Eifer Muster sammelte, das heißt nicht Muster in höherem Sinne, welche geeignet gewesen wären, die Erfindungsgabe unserer modernen Künstler anzuregen und zu beleben, sondern die Muster, welche der Tag brachte und welche der Fabrikant, den kein Musterrechtsgesetz band, direct verwertken konnte.

Von größeren Anstalten, welche für das Studium des Kunstgewerbes in Betracht kommen konnten, war in den sechziger Jahren nur noch das Germanische Museum in Nürnberg zu nennen, welches, ursprünglich lediglich für die Kenntniß deutscher Alterthümer eingerichtet, allmählich unter Esswein's Leitung die einzelnen Gruppen des Kunstbetriebes und des Gewerbebetriebes derartig ausgebildet und systematisch zur Darstellung gebracht hat, daß sie für alle in Betracht kommenden Fragen ein überaus wichtiges Material bilden.

So stand es um die Zeit, als das Berliner Museum begründet wurde, in England und in Deutschland; aber wie stand es denn in Frankreich, dem einzigen Lande, welches wirklich noch eine lebendige Kunstindustrie besaß? dem Lande, welchem alle übrigen Länder Europa's tributpflichtig waren, indem sie von dort her ihre Luxusbedürfnisse befriedigen mußten? Frankreich hat die Blüthe seines Gewerbes erreicht und gewahrt, ohne ein solches Museum zu besitzen, und erst in den letzten Jahren ist man bemüht, ein ähnliches Institut ins Leben zu rufen. Frankreichs Blüthe auf diesem Gebiete ruht auf einem festeren Boden als dem der Schule, es ruht auf dem Boden der Tradition. Hier in Paris hat die künstlerische Arbeit nie ganz aufgehört. So groß auch die Freude an der billigen Massenwaare der Fabriken sein kann, ein gewisses Luxusbedürfnis war in den höheren Kreisen der europäischen Gesellschaft doch nie ganz erloschen; es war aber nicht groß genug, um an

allen Orten oder auch nur in allen Ländern einen selbstständigen Betrieb zu ermöglichen. Und so gelang es Paris, welches noch aus alter Ueberlieferung her die Herrschaft der Mode führte, diesen Markt nicht nur zu behaupten, sondern in noch strafferer Form als selbst im vorigen Jahrhundert an sich zu reißen. In Frankreich erwachte sofort nach der Restauration des Königthums bei dem Adel, welcher aus langer Verbannung auf seine Stammschlösser zurückkehrte, das Bedürfniß, die verwüsteten Räume wieder in altem Glanze herzustellen. Für die zerstörten Kirchen bedürfte es neuer Einrichtungen von den Steinmetzarbeiten der Thürme bis zur Ausmalung der Capellen, bis zum Schmuck der Altäre, bis zur Ausgestaltung des Geräths. Zudem man sich mit Bewußtsein politisch und gesellschaftlich den Formen der früheren Jahrhunderte zuwandte, that man es auch auf künstlerischem Gebiete. Was irgendwie an Resten früherer Kunst erhalten war, diente als Vorbild für die modernen Schöpfungen. So entstand in den zwanziger Jahren in Paris eine neue Art des Rococo und manche andere Formneuung, die wir in Anbetracht ihrer Unklarheit mißbilligen mögen, die aber doch die Traditionen des Kunstbetriebes, die Handfertigkeit, den allgemeinen Geschmack aufrecht erhielt. Diese Bewegung brauchte durch Sammlungen nur wäßig unterstützt zu werden. Hierfür bot das Louvre eine Reihe von Sälen mit Prachtgeräthen aller Art. Die Sammlung Sauvageot, dem Louvre geschenkt, bildete einen sehr wesentlichen Kern aller dahin strebenden Arbeiten. Dazu kam dann noch das überaus reizvolle Museum Cluny, welches im Wesentlichen historische Gesichtspunkte verfolgte und die Geschichte der Kunstfertigkeit Frankreichs in lebendigen Bildern vorzuführen sich bestrebt, welches aber auch von den Kunstarbeiten anderer Länder eine Fülle des herrlichsten Materials enthält. Dieses Museum ist nicht wissenschaftlich, sondern im Wesentlichen malerisch geordnet; wirkungsvoll fügen sich die alten Einrichtungstücke in die mittelalterlichen wasserhaltenen Räume ein. Früher als irgendwo sonst wurde hier das Gefühl für malerische behagliche Einrichtungen mit Zuhilfenahme alter Gobe-

lins, alter Schränke, alter Bertafelungen, Kamine, Fenster und Eisenwerks erwdet; früher als anderswo entstand auf Grund dieses Cluny die Liebhaberei für antike Stücke in den weitesten Kreisen. Fügen wir hinzu, daß die Expedition nach Algier die ganze Fülle malerisch prächtigen Materials vom Morgenlande in die Materialateliers und von dort aus in die Wohnungen französischer Kunstliebhaber führte, so sehen wir den Boden hinreichend vorbereitet, um auch ohne systematischen Specialunterricht reiche und lustige Früchte zu zeitigen.

So stand es in Frankreich; und wie stand es nun in Berlin? Man konnte während der letzten Wochen in den Ausführungen wohlmeinender Berichterstatter nicht selten der Meinung begegnen, daß neben der Pracht und dem Glanz auswärtiger Museen Berlin im Jahre 1868, als es sein Gewerbemuseum begann, nichts aufzuweisen gehabt hätte als jene drei dürftigen Säle in der Stallstraße mit den wenigen auf der Pariser Ausstellung soeben zusammengekauften Stücken, und daß man dann erst, also zehn Jahre später als in Wien und fast zwanzig Jahre später als in London, hier in Berlin begonnen hätte, für das Kunstgewerbe etwas zu thun. Das ist denn glücklicherweise doch nicht richtig. Wäre nicht viel, sehr viel, ja das Meiste vorher geschehen gewesen, nimmermehr wären wir jetzt auf dem Standpunkt, auf dem wir uns befinden, nimmermehr hätten wir das Museum, eine Sammlung, eine Unterrichtsanstalt und das Gebäude, wie wir es jetzt besitzen. Es mag paradox klingen, aber es ist wahr: gerade in Preußen, gerade in Berlin hat der systematische kunstgewerbliche Unterricht früher, und zwar nicht um einige Jahre, sondern um Jahrzehnte früher, begonnen als irgendwo sonst. Und wenn die älteren Anfänge, die bis in das Jahr 1821 zurückreichen, auch zum großen Theil verkümmert oder fast erstorben waren, so hatten sie doch ein Material angelegt, das nur einer kräftigen Wiederbelebung bedurfte, um im Zusammenhang mit dem neu Geschaffenen zur lebensfähigen Grundlage eines kräftigen Organismus zu werden. Die Bewegung in Berlin hatte angefangen im Jahre 1821, als Beuth sein

großes Werk, die damalige Gewerbeschule, schuf, jene Schule, welche sich später zur Gewerbeakademie und schließlich zur Technischen Hochschule, einem der ersten Lehrinstitute Deutschlands, entwickelt hat. Unserem Venth und seinem Arbeitsgenossen Schinkel, dem großen leitenden Künstler jener Tage, war das Programm, welches wir als eine Errungenschaft der neuesten Zeit aufzustellen pflegen: das Zusammenarbeiten von Kunst und Handwerk, vollständig geläufig. Im Zusammenhange mit den Classen für Maschinzeichnen und Constructionslehre wurde bereits 1822 künstlerisch in Modellirwerkstätten gearbeitet. Bildhauer ersten Ranges, wie Wichmann und Kieß, wurden als Lehrer herangezogen, es wurden eigene Fachclassen errichtet für den kunstgewerblichen Unterricht, besonders im Gebiet der Metallindustrie; der Kunstguss wurde eingeführt — die ehernen Standbilder der Helden Friedrich's des Großen sind aus jenen Werkstätten hervorgegangen —, man holte die tüchtigsten Meister für Giseliren und Graviren herbei, selbst für die Kupferstecher wurde gesorgt, ein Atelier für Holzbildhauer eingerichtet und etwas später eine besondere Musterzeichenschule für das ganze Gebiet der Weberei und Stiderei. Das Lehrmaterial wurde in einer für die damalige Zeit seltenen Liberalität und Umsicht beschafft. Venth begründete in der Gewerbeakademie eine Sammlung von Abgüssen, in welchen neben ornamentalen Werken auch plastische Kunstwerke der edelsten Stilperiode sich zusammenfanden. Damals wurden die antiken Bronzen von Herculannum und Pompeji durch Wilhelm Zahn für die Gewerbeakademie abgeformt. Zahn und später Termitte copirten die schönsten Wandgemälde von Pompeji und Herculannum und gaben sie in meisterhaftem Bunt- und Farbdruck heraus, dessen Pflege man sich in Berlin besonders angelegen sein ließ. Einen erhöhten Aufschwung gab es, als Karl Friedrich Böttcher, der Verfasser der „Textonik der Fellenen“, in diese gemeinsame Arbeit mit eintrat. Derselbe Mann, welcher Norm und Gesetz der griechischen Säulenordnung zum ersten Male klar erkannte und im reinen Schema darstellte, hatte die Holzarbeiten des Mittelalters zum Gegenstande seiner

Studien gemacht und sich in die technische Seite der Weberei behufs Herstellung geeigneter Muster so weit vertieft, daß ihm sogar wichtige technische Erfindungen und Verbesserungen der Stühle zu danken sind. Unter Böttcher's lebhafter Mitwirkung entstand seit dem Jahre 1840 das erste große und systematische Vorlagewerk für das Kunstgewerbe, vom preussischen Staate herausgegeben in drei stattlichen Bänden unter dem wohlbekannten Titel: „Vorlagen für Kunst und Handwerk.“ Die besten Zeichner und Stecher wurden beschäftigt; einzelne Blätter, von Otto und von Andersoni ausgeführt, gehören zu den Meisterwerken moderner Grabstichelarbeiten. Zum ersten Male wurden hier die Muster mittelalterlicher Gewebe aus der Schatzkammer des Domes zu Brandenburg publicirt, eine Menge von Fundgruben künstlerischer Vorbilder, die später reichlicher und bequemer ausgebeutet wurden, sind hier zum ersten Male erschlossen.

Die Arbeit dieser Männer war aber keineswegs nur eine theoretische. Die lebhafteste Thätigkeit, an deren Spitze Schinkel stand, gab diesem großen Meister Gelegenheit, auch für die vielen Handwerker, die berufen sind, die Räume des Hauses bis in ihre kleinsten Einzelheiten hinein wohllich zu machen, leitend und fördernd einzutreten. Mit der Pflege der eigentlichen Bauhandwerke, der Umgestaltung der Ziegeleien und Terraccotafabriken, dem Zink- und Eisenguss verband sich die Stellung wichtiger Aufgaben für das Tischlerhandwerk, für die Seidenweberei, welche die Prachttapeten für die königlichen Schlösser zu beschaffen hatte, für die Stiderei-, Nadel- und Posamentierarbeiten jeder Art.

Hand in Hand mit dieser theoretischen und praktischen Ausbildung des Handwerks ging das An sammeln älterer Kunstwerke, wie wir es bei der späteren Betrachtung der Kunstammer sehen werden. Bereits um das Jahr 1840 war in Berlin das Meiste und Wertvollste von dem zusammengebracht, was wir jetzt in unserem neuen Kunstgewerbemuseum an Schätzen der Vorzeit bewundern.

Wie aber konnte es kommen, daß bei dieser umsichtigen systematischen Arbeit, bei dieser mit den reichen Mitteln des

Staates geförderten Thätigkeit das Berliner Kunstgewerbe doch schließlich so vereinsamt, so hüßlos dastehen konnte, wie dies wirklich um die Mitte des Jahrhunderts der Fall war? Ich muß gestehen, daß ich eine absolut erschöpfende Antwort hierauf zu geben nicht im Stande bin. Einen wesentlichen Antheil an der

eine andere Ausdrucksweise als die hellenische fast unmöglich war. Sie betrachteten es als ihre eigentliche Lebensaufgabe, diese Formen zu verjöhnen mit den Erscheinungen unseres modernen Lebens, ihnen einen neuen Ausdruck abzugewinnen für das, was wir heute bedürfen. Der ideale Gehalt der Formen



Arabien. Votivbild nach C. Gwold am Kunstgewerbe-Museum zu Berlin.

Unzulänglichkeit des Erfolges hatte wohl die Einseitigkeit der in Berlin herrschenden Richtung. Die Nachahmung der griechisch-römisch-classischen Kunstformen, welche die Signatur des ersten Kaiserreiches im Anfang unseres Jahrhunderts bildet, hatte in Berlin eine zwar künstlerische, aber doch immer etwas akademische Nachblüthe getrieben. Schinkel und die ihm nächststehenden Schüler wurzelten so tief in der Kunst des Griechenthums, daß ihnen

war die Hauptsache, ihn galt es darzustellen selbst auf Kosten des Materials, ja sogar auf Kosten der Gebrauchsfähigkeit. Es ist kein leichter Vorwurf; aber wer einen jener Stühle prüft, welche Schinkel für den Palast des Prinzen Karl herstellen ließ und von denen einige sich jetzt im Kunstgewerbemuseum befinden, wird diesen Vorwurf nicht zurückweisen können. Die Form ist außerst elegant und durchdacht, der Zusammenhang der

einzelnen stützenden und tragenden Theile geistvoll charakterisirt, aber der Stuhl ist hart, die Armlehnen schmal und unbequem, und was schlimmer ist, dieser ganze Formenreichtum, der berechnet ist für die Ausführung in edler Bronze, ist hergestellt in gemeinem, schlecht bronziertem Zinkguß. Man war in Berlin bis in unsere Tage hinein bereit, sich über solche Mängel leicht hinwegzutäuschen und zu erklären, daß dies lediglich eine Frage des Geldbentels sei, daß, wenn Schinkel mehr Mittel zur Verfügung gehabt hätte, er den Stuhl aus Bronze hätte gießen lassen können, daß somit der Kunstwerth der Erfindung nicht beeinträchtigt sei. Dies ist nur im akademischen Sinne richtig, für die Wirklichkeit unseres Handwerkslebens dagegen so falsch wie möglich. Die erste und unerlässliche Aufgabe ist es, mit den vorhandenen Mitteln einen wirklichen Gebrauchszweck zu erreichen. Der Künstler mag in seiner Studirmappe sich einen Stuhl aus edelstem Material konstruiren, welcher tausend Mark kosten würde; wenn er aber nur hundert Mark für die Ausführung zur Verfügung hat, muß er ein Material und eine Form finden, in welchem sich für diese Summe ein Stuhl echt, richtig, dem Material und der Technik entsprechend, herstellen läßt.

Es fehlte dem Berliner Kunstgewerbe um die Zeit, als die neue Bewegung begann, die breite Basis eines gesunden Handwerks, es fehlten die Bestellungen wirklich reicher und tugusbedürftiger Liebhaber, es fehlte vor Allen die Kenntniß dessen, was in der großen Welt außerhalb Preußens vorging. Von der lebhaften Verührung mit dem Orient, von dem fruchtbringenden Studium der Kunstwerke des Mittelalters und der Renaissance war selbst zehn Jahre nach Eröffnung der ersten Weltausstellung, als bereits England, Frankreich und selbst Oesterreich in die neue Bewegung eingetreten waren, in Berlin so gut wie nichts zu spüren.

Der nationale Aufschwung, welchen Preußen durch die politischen Erfolge von 1864 und 1866 gewonnen hatte, trug unzweifelhaft dazu bei, das Gefühl der Verarmung auf einem der wichtigsten Gebiete des modernen Lebens schmerzlicher und lebendiger zu machen. Im Jahre 1867 begann man sich endlich zu regen.

Von zwei Seiten kam die Bewegung, die alsbald in einen Strom zusammenlief. Vor Allem war es die Kronprinzessin Victoria, welche das große Werk ihres verewigten Vaters in ihre neue Heimat zu übertragen sich bemühte. Der Nationalökonom Dr. Schwabe, den die Wissenschaft leider zu früh verloren hat, wurde von der hohen Frau beauftragt, nach England zu gehen, die dortigen Sammlungen und Lehranstalten zu studiren und einen Bericht abzufassen, der alsbald zur Grundlage für die neuen Schöpfungen in Berlin dienen sollte. Zu gleicher Zeit machte sich im Schoße des großen Berliner Handwerkervereins, welcher damals die besten Kräfte der Berliner Gewerbetreibenden und in seiner Lehrerschaft die rührigsten Elemente der jungen Gelehrtenwelt vereinigte, eine gleichartige Bewegung geltend, um den mangelhaft nach alter Schablone geführten Zeichenunterricht nach der künstlerischen Seite hin zu erweitern und eine Vorbildersammlung zu schaffen, welche diesen Zeichenunterricht wirksam und dauernd anregen könnte.

Das Comité, welches im Jahre 1867 für diese Zwecke in Berlin unter dem Vorsitz des Herzogs von Ratibor zusammentrat, enthielt die Vertrauensmänner der Frau Kronprinzessin, die Leiter des Berliner Handwerkervereins, hervorragende Künstler, Industrielle, Architekten, und mit kühnem Muth beschloß man die Eröffnung eines Institutes, welches den Namen „Deutsches Gewerbemuseum“ führen sollte. Die Hoffnungen auf das, was private Thätigkeit in diesem Falle leisten konnte, waren sehr hoch gespannt. Das erste Programm umfaßte nicht nur eine Sammlung kunstgewerblicher Gegenstände, sondern auch den ganzen Apparat technischer Hülfswissenschaften. Für das Gebiet der Kunstsammlungen war der weiteste Rahmen gezogen worden. Das South-Kensington-Museum mit allen seinen Abzweigungen hatte zu dem Idealbild, welches aufgestellt wurde, Modell gegeben und selbst jene ganz zufällige Vereinigung einer Sammlung moderner Bilder mit dem South-Kensington-Museum wurde mit empfohlen. Das Programm von dieser Wichtigkeit sollte noch dazu durch die freie Thätigkeit

der theilhaftigen Bürger- und Handwerker-treue geschaffen werden, die Selbsthilfe wurde in einen bestimmten Gegensatz zur Staatshilfe als besonders wichtiger Factor in der Bewegung angerufen.

Aus diesem weitfichtig angelegten Plan schälte sich aber bald unter der Leitung des Directors Grunow der Kern des wirklich Erreichbaren heraus. Von den erwarteten Hunderttausenden, welche die Industrie beisteuern sollte, kam nur eine winzig kleine Summe zusammen, die kaum eben hinreichte, ein halbverfallenes altes Gebäude zu mietzen: das Diorama in der Stallstraße, den Berlinern wohlbekannt durch jene Bilderreihe, welche Schinkel im Anfange unseres Jahrhunderts daselbst ausgestellt hatte. Die sehr geringen Mittel wurden zunächst zur Einrichtung einiger Classen benutzt; für die Anlage einer Kunstsammlung war nichts vorhanden, was irgendwie bei den damals bereits hoch gesteigerten Preisen der Kunstalterthümer hätte in Betracht kommen können. Auch mit dem Entleihen kunstgewerblicher Gegenstände behufs längerer oder kürzerer Ausstellung im Museum machte man in Berlin üble Erfahrungen. Diese Quelle, welche sich in Wien so reichhaltig erwiesen hatte versagte hier fast vollständig ihren Dienst. Für Jeden, der den Boden Berlins und seine Verhältnisse kannte, war dieses Resultat nicht gerade überraschend. Berlin war zu den Zeiten deutscher Kunstblüthe eine kleine unbedeutende Stadt gewesen, von dem glänzenden Aufschwung des Kunstlebens im Anfang des vorigen Jahrhunderts hatten die verheerenden Kriege nur noch die monumentalen Reste in unseren Schlössern bestehen lassen; in den Wohnungen und dem Besitz unserer Bürger ist wenig oder nichts aus jener Zeit erhalten. In unseren sämmtlichen Kirchen ist noch nicht ein halbes Duzend Kirchengeräthe, deren Alter oder Schönheit eine besondere Beachtung verdiente. Von alten Adelspalästen giebt es kaum einen einzigen; die ältesten sind im Anfang dieses Jahrhunderts durch Schinkel errichtet oder umgebaut.

In dieser Nothlage war es wiederum der Kronprinz und die Kronprinzessin, welche helfend eintreten, welche ihren ganzen Besitz an Kostbarkeiten und Kunst-

alterthümern jeder Art auf Jahre hinaus dem Museum überließen, ja welche sogar die kostbaren Silberwerke ihrer Bibliothek zum Gebrauch der Handwerker auf viele Jahre hingaben. Einzelne kunstliebhabende Privatleute, welche Alterthümer zu sammeln angefangen hatten, schlossen sich an, aber die Zahl derselben war in Berlin so verschwindend klein, daß immer nur mit Mühe einige wenige Schränke gefüllt wurden.

Wenn trotzdem im Frühjahr 1868 die Sammlung eröffnet wurde, so verdankt das Museum diese Möglichkeit lediglich dem Umstande, daß die königl. Staatsregierung auf der Weltausstellung des Jahres 1868 sehr erhebliche Einkäufe machen ließ. Neben modernen Arbeiten französischen, englischen und italienischen Ursprungs, welche in Berlin noch völlig unbekannt waren, wurden hauptsächlich die Einkäufe aus der orientalischen Abtheilung der Ausstellung von Wichtigkeit. Hier hat der bekannte Reisende Dr. Fedor Jagor dem Museum die nachhaltigsten Dienste geleistet, indem er es verstand, von den Commissionen der außereuropäischen Länder durch geschickte Verhandlungen minder kostbare, aber für die Kenntniß der Technik, der ursprünglichen Formen und Verzierungsweisen überaus wichtige Objecte in großer Zahl zu erlangen.

Diese Sammlung, in drei Sälen der Stallstraße aufgestellt, hatte in den folgenden vier Jahren ihr Aussehen nicht wesentlich verändert. Aus den Mitteln des Museums konnten jährlich kaum tausend Thaler zur Erweiterung derselben angewendet werden, und wenn dieselben auch durch die freundliche Hilfe verschiedener Mitglieder des Vorstandes, besonders des Bildhauers Enghmann-Hellborn, in sehr zweckmäßiger Weise zur Anschaffung minder werthvoller, aber darum doch lehrreicher Probestücke verwendet wurden, wenn auch einzelne Geschenke von Fabrikanten und Privatleuten hinzukamen, so blieb das Ganze doch auf der Stufe eines ersten schwächernen Versuches.

Die Staatsregierung verhielt sich zunächst abwartend, that aber dann im Jahre 1869 einen bedeutamen Schritt, indem sie die große Sammlung von Vor-

bildern des Freiherrn v. Minutoli in Vieguit für den Preis von 50 000 Thalern käuflich erwarb. Die Sammlung Minutoli hatte bereits früher für Berlin eine Bedeutung erlangt. Die Musterkühle der Gewerbeacademie hatte ihre Sammlung von Spitzen dorthier entnommen, für die königliche Porzellanmanufaktur war aus derselben Quelle eine keramische Sammlung beschafft worden, die Kunstammer des königlichen Museums hatte im Jahre 1858 viele Hunderte der werthvollsten Objecte, besonders Gläser und Porzellane, aus derselben erworben; nunmehr wurde also im Jahre 1869 der Hauptstamm der Sammlung, vor Allem Thonwaaren, Glas- und Porzellanarbeiten, sowie die sämmtlichen Nadelarbeiten, zusammen etwa 6000 Nummern, nach Berlin überführt. Diese Sammlung wurde dem Gewerbemuseum jedoch nicht übergeben, sondern unter commissarischer Leitung von Julius Lessing durch das königliche Handelsministerium verwaltet. Zugefügt wurde derselben eine sehr bedeutende Sammlung von deutschen Krügen, welche der Kammermusicus Hanemann angelegt hatte und über welche bereits früher bei dem Tode des lebenswürdigen alten Stifters derselben in dieser Zeitschrift ausführlich berichtet worden ist.

So hatten wir also in Berlin im Jahre 1872 in der königlichen Kunstammer den alten höchst werthvollen und unvergleichlichen, wenn auch schlecht geordneten Staatsbesitz, sodann abgesehen davon eine zweite Sammlung, die Minutoli-Hanemann-Sammlung, ebenfalls im Staatsbesitz, und drittens die im Besitze des Vereins befindlichen kleinen Anfänge einer besonderen Sammlung, welche schließlich doch auch im Wesentlichen aus Staatsbesitz bestand.

In diesen verzwickten Zustand wurde wiederum durch das Vorgehen des Kronprinzen und der Kronprinzessin Licht und Luft gebracht. Es sollte zunächst einmal gezeigt werden, wie ein Kunstgewerbemuseum in Berlin aussehen könne, und so wurde unter hoher Protection im Sommer 1872 in den herrlichen Räumen des königlichen Zeughauses eine Leihausstellung älterer kunstgewerblicher Gegenstände eröffnet, zu welcher vornehmlich

die erwähnten großen Sammlungen ihr Bestes hergaben. Auf das reichste steuerten die königlichen Schlösser von ihrem stolzen Besitze des vorigen Jahrhunderts bei. Die Sammler Berlins gaben willig ihre schönsten Stücke, vor Allem war es Graf Wilhelm v. Pourtales, dessen herrliche in Venedig und Paris zusammengestellte Kunstsammlung jener Ausstellung zum edelsten Schmuck gereichte. Diese Zeughausausstellung war für Berlin eine vollständige Ueerraschung. Weit aus das Meiste, was man ja in den Schlössern zu Berlin und Potsdam, vor Allem aber in der Kunstammer allenfalls hatte sehen können, hier erschien es zum ersten Male in geordneter Zusammenstellung mit Hervorhebung des Besten, mit Einordnung des minder Guten, hier erschienen zum ersten Male die Gebiete des Kunstgewerbes nach Techniken geordnet, die Stile der Kunstentwicklung in festen Gruppen vorgeführt.

Seit dem Erfolge jener Ausstellung konnte die Forderung, ein festbegründetes, mit allem nöthigen Apparat ausgestattetes Institut für diesen Zweck in Berlin zu besitzen, nicht mehr abgewiesen werden. Die nächste Folge war, daß die Staatsregierung das Gewerbemuseum zwar nicht direct als Staatsanstalt übernahm, aber doch so wesentlich mit Staatsmitteln unterstützte und sich eine so durchgreifende Einsprache in alle wichtigeren Bestimmungen sicherte, daß nunmehr der Zusammenhang mit den großen Factoren des preussischen Staatslebens bindend hergestellt war. Die Errichtung eines Gebäudes wurde in bestimmte Aussicht gestellt, und einstweilen überwies man die Fabrikräume der königlichen Porzellanmanufaktur, welche sich bis dahin in der Leipziger Straße befunden hatte und die man gerade in jener Zeit nach Charlottenburg verlegte, dem Museum.

Hier wurden nun 1873 zunächst die alten Bestände des Museums mit der Sammlung Minutoli und der Sammlung Hanemann vereint, und von jener Zeit an wurde es auch möglich, gelegentlich größere Summen aus Staatsmitteln für den Ankauf besonders wichtiger Stücke und ganzer Sammlungen zu erlangen. Im Jahre 1873 brachte die Wiener Weltausstellung einen reichen Zuwachs vor-

nehmlich an persischen, indischen, japanischen und chinesischen Arbeiten, dann folgte eine der wichtigsten Erwerbungen, die des Rathesilberzeuges der Stadt Lüneburg. Der reichste Silberchatz, welchen eine deutsche Stadt aus den Zeiten des Mittelalters und der Renaissance her noch besaß, sechsunddreißig Stück von

Stoffabschnitte des Caplan Schmütgen in Köln, sodaun als glänzendster Erwerb die große Sammlung chinesischer und japanischer Kunstarbeiten, welche Herr von Brandt, Gesandter des deutschen Reiches, früher in Japan, jetzt in China, mit seltenem Kunstverständniß angelegt hatte. Herr v. Brandt gehört zu den Män-



Die Gothik. Wollbild nach Gesellschaft am Kunstgewerbe-Museum zu Berlin.

edelster Arbeit, in welchen sich der Uebergang aus den Formen der Gothik bis zu den Formen der Hochrenaissance in lehrreichster und erfreulichster Weise spiegelte, wurde hier auf einmal nach Berlin übergeführt.

Im Laufe der Jahre kamen ferner hinzu: die Sammlung rheinischer Möbel vom Bildhauer Richard Wöit in Köln, ferner die Sammlung frühmittelalterlicher

nern, welchen das Gewerbemuseum mit am meisten verdankt. Unablässig hat derselbe größere und kleinere Sammlungen geschenktweise dem Museum zugewendet, er hat es verstanden, die eigentlichen Typen der ostasiatischen Kunst in anschaulichen Stücken zusammenzubringen, die Herstellungsweise, die Bedeutung jedes einzelnen vorzuführen.

Aber alle diese Erwerbungen, so werth-

voll und bedenklich sie auch waren, hätten nicht hingereicht, um das Museum, welches seit dem Jahre 1878 den Namen „Kunstgewerbe-Museum zu Berlin“ führt, auf eine gleichberechtigte Stufe mit den großen Museen des Auslandes zu erheben, wenn es nicht möglich gewesen wäre, den eigentlichen alten Stammbesitz Preussens, den Inhalt der königlichen Kunstkammer, für die neue Organisation zu gewinnen. Hierauf kam Alles an. Wenn die Kunstkammer fernerhin als besondere Abtheilung bei dem Stamm der königlichen Museen verblieb, so war auf keiner Seite ein wirkliches Gedeihen zu erhoffen. Die Kunstkammer konnte sich in dem alten Rahmen nicht weiter entwickeln, sondern wäre dazu verdammt gewesen, ein prächtig ausgestattetes Cabinet von Antiquitäten zu bleiben; das Gewerbemuseum seinerseits konnte niemals daran denken, in Concurrenz mit jener alten bestehenden Sammlung wahrer Kostbarkeiten älterer Kunst zu treten. Auch hier wurde das Einschreiten des Kronprinzen maßgebend. Und so begann nun im Jahre 1875 die Zerlegung und Reorganisation jenes Theiles der königlichen Sammlungen, welche der Grundstock, die Stammutter aller übrigen Museen gewesen ist.

Die königliche Kunstkammer reicht in ihrer Geschichte bis in das Ende des sechzehnten Jahrhunderts zurück. Dieselbe war, was ihr Name besagt, ein Sammelplatz für Alles, was an Kunstwerken, Merkwürdigkeiten und Raritäten jeder Art in den Besitz des hohenzollernschen Hauses gelangte. Die Liebhaberei, welche im siebzehnten Jahrhundert für zierlich ausgearbeitete Cabinetstücke jedes Geures herrschte, ließ hier eine Menge von interessantem Material anhäufen. Die Prachtliebe, welche sich am Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts und am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts entwickelte, fügte kostbare Schreine, Silbergeräth, Elfenbein und mannigfaltigste Prachtstücke hinzu. An eine Trennung der Fächer im modernen Sinne war dabei natürlich nicht zu denken; Münz- und Medaillencabinet waren in engster Verbindung mit den übrigen Gruppen; antike Sculpturen, Vasen, Terracotten, Gemälde und sehr diverse statuarische Werke bildeten einen Theil der alten Sammlung. In den Nothjahren

des siebenjährigen Krieges erlitt die Kunstkammer die schwersten Einbußen. Noch sind uns die alten Inventare erhalten, an deren Rand die jeweiligen Directoren mit zitternder Hand die Worte geschrieben haben: „Delivré . . .“ und dann kommt das Datum eines der bösen Tage, in welchem der große König für das Wohl des Vaterlandes den sorgsam gepflegten Besitz seines Hauses willig hergab und bei Nacht und Nebel, damit seine Berliner die Noth nicht merkten, das edle Silbergeräth aus dem Schlosse in die Münze schaffen ließ. Die Gleichgültigkeit Friedrich Wilhelm's I., des Soldatenkönigs, hatte vorher schon ausgeräumt und manches Prachtstück gegen lange Rekruten nach Dresden oder an andere prachtliebende mitteldeutsche Höfe wandern lassen. Es folgte die schwere Zeit der napoleonischen Kriege, in welcher der besten Stücke nach Paris geschleppt und gar Vieles nicht wieder zurückgebracht wurde.

Nach Abschluß der Freiheitskriege faßte Friedrich Wilhelm III. den hochherzigen Plan, den Kunstbesitz der königlichen Schlösser herzugeben und daraus öffentliche Museen zur Belehrung und Erziehung des Volkes zu schaffen. Damals wurden die antiken Statuen, welche den Garten des Philosophen von Sanssouci schmückten, fortgeholt von ihren historischen Plätzen und der Antikengalerie eingereiht, Gemälde aus den Zimmern gehoben, um hier in die Galerie wissenschaftlich eingeordnet zu werden. Aus der Kunstkammer wurden die Münzen und Medaillen in das neue Gebäude übergeführt, Alles von naturwissenschaftlichem Charakter war bereits vorher den wissenschaftlichen Sammlungen der Universität übergeben worden. Nunmehr wurden auch Trachten und Waffen wilder Völker und die nordischen Alterthümer als besondere Abtheilung, als ethnographisches Museum, und das Museum vaterländischer Alterthümer in das Schloß Monbijou übergeführt. Somit war aus dem Schoße der Kunstkammer bereits eine ganze Reihe verschiedenartiger Sammlungen hervorgegangen, von denen einige, wie das ethnographische Museum, es gerade jetzt zu einem völlig selbständigen Leben bringen. Der Rest der königlichen Kunst-

lammer verblieb aus Mangel an geeigneten Räumlichkeiten eintheilen noch im königlichen Schloß, bildete aber bereits seit dem Jahre 1830 einen Bestandtheil der königlichen von der Staatsregierung verwalteten Museen und wurde eudisch während der Jahre 1855 bis 1858 in eine Reihe eigens dafür hergerichteter Säle in das sogenannte „Neue Museum“ übergeführt. An Stelle der zufälligen Vermehrung trat eine mehr systematische Ausübung. Vor Allem sind es zwei glänzende Ankäufe, welche der Kunstkammer ihre jetzige Bedeutung gesichert haben: zunächst 1828 die Sammlung des Generalconsuls Bartholdi in Rom, welcher das Herrlichste und Edelste, was Italien an Majoliken hervorgebracht, im Anfang dieses Jahrhunderts zu vereinen gewußt hatte; sodann 1835 die Sammlung des Generalpostdirectors v. Nagler, von welchem der größte Theil der jetzt im Museum befindlichen Emails, Gläser, Uhren, Metallarbeiten sowie ebenfalls Majoliken in großer Zahl herrühren. Im Jahre 1842 hat der Director der Gemäldegalerie, Waagen, eine große Menge überaus wichtiger Ankäufe in Italien gemacht, der Generaldirector v. Ulfers wandte besonders den mittelalterlichen Zweigen seine höchste Aufmerksamkeit zu und hat aus mühselig hergestellten kleinen Ersparnissen den Mangel eines eigentlichen Budgets für derartige Erwerbungen zu decken gewußt und mit Hülfe vieler gelehrter Freunde, unter denen vor Allem Herr v. Hefener-Alteneck zu nennen ist, so manches Stück unserer Stadt Berlin und damit dem Kunstbesitz des deutschen Vaterlandes gerettet. Der letzte größere Ankauf war die Sammlung venetianischen Glases von Guastalla im Jahre 1872. Trotz dieser Vericherungen war die im Neuen Museum aufgestellte Sammlung sehr weit davon entfernt, ein organisches Ganze zu bilden; es war schließlich immer doch nur der Restbestand zufällig angehäufter Stücke.

Eine Gliederung dieses Bestandes fand erst statt, als im Jahre 1875 die endgültige Theilung vorgenommen wurde. Zunächst wurden alle Werke ausgetrennt, welche der Plastik des Mittelalters und der Renaissance angehören, und mit der betreffenden Abtheilung des königlichen

Museums vereinigt. Die Modelle von Medaillen wurden dem Münz- und Medaillencabinet zugewiesen, die Waffen dem königlichen Zeughaus, welches jetzt zu einer Ruhmeshalle und einer damit verbundenen historischen Sammlung von Waffen eingerichtet wird. Ein anderer recht erheblicher Bestandtheil waren lediglich historische Erinnerungen an das Hohenzollernsche Haus; dieselben wurden übergeführt in das Schloß Monbijou, wo unter der Leitung des Geh. Hofrathes Dohme eine überaus interessante Darstellung der Geschichte des Hauses Hohenzollern erwachsen ist. Vorhanden war ferner eine sehr erhebliche Siegel-sammlung, welcher der letzte Director der Kunstkammer, Herr v. Ledebur, seine besondere Sorgfalt zugewendet hat und welche nunmehr mit dem königlichen Staatsarchiv vereint worden ist.

Dem Kunstgewerbe-Museum überwiesen wurden alle kunstgewerblichen Theile, der wesentlichste und bedeutendste Theil des alten Bestandes. Gegen siebentausend Nummern, darunter Stücke allerersten Ranges, sind von dorthier überführt worden. Die Verschmelzung dieser unendlichen Fülle köstlichen Gutes mit dem älteren Bestande des Gewerbe-museums mußte noch in dem gänzlich unzureichenden Interimslocal, den Fabrikräumen der Porzellanmanufactur, vor sich gehen.

Nunmehr aber war der Bau eines neuen Museums unaufschiebbar geworden. Ursprünglich war das ganze Terrain, welches die königliche Porzellanmanufactur dort in der Leipziger Straße inne gehabt hatte, für die Zwecke gewerblicher Bildung in Aussicht genommen. Aber der deutsche Reichstag hatte bereits im Jahre 1871 die nach der Leipziger Straße zu gelegenen Theile mit Beschlag belegt; es blieben somit nur die hinteren Theile und der Abschnitt des gewaltigen Grundstücks, welcher nach der Königgräber Straße hinausgeht, zur Verfügung. Für diesen Platz wurden die ersten Projecte gemacht, aber auch er blieb nicht unbeirrt, und so mußte sich der Neubau schließlich auf einem beschränkten Terrain erheben. Das Grundstück neben demselben nach der Königgräber Straße zu wurde dem ethnologischen Museum eingeräumt, welches gleichfalls im alten königlichen Museum

keinen Platz mehr zur Aufstellung finden konnte und eines großen Neubaus bedurfte, welcher jetzt bereits bis zur Dachhöhe sich erhoben hat.

Der Bau des Gewerbemuseums wurde, abweichend von der sonst in Preußen üblichen Art, Staatsbauten auszuführen, zwei Privatarchitekten, Gropius und Schmieden, übertragen, deren hohe künstlerische Befähigung und enge Verbindung mit dem Institut diese Wahl in vollem Maße rechtfertigten. Der Bau ist von monumentaler Großartigkeit, in allen seinen Theilen auf das reichste mit decorativer Pracht durchgeführt. Der Grundriß (s. S. 67) ist nahe quadratisch; in der Mitte ist ein mächtiger Lichthof angebracht, um denselben legen sich die Säle der Sammlung und der von Ernst Ewald geleiteten Unterrichtsanstalt, welche gleichfalls in dem Gebäude ihren Platz gefunden hat; und zwar ist die Eintheilung derart, daß die Nordfront des ganzen Gebäudes des ungehörten Lichtes wegen für die Zeichensäle der Unterrichtsanstalt, für die Bibliothek und Verwaltung bestimmt ist, während die drei anderen Seiten im Erdgeschos und ersten Stockwerk die großen Sammlungssäle enthalten. Das niedrigere zweite Stockwerk ist ebenfalls für die Unterrichtsanstalt und zwar vorwiegend für die Abendklassen bestimmt. Es ist nicht unsere Absicht, an dieser Stelle eine Beschreibung des künstlerischen Schmuckes in allen seinen Theilen zu geben; es kann sich nur um die Grundzüge und die bedeutendsten Stücke der künstlerischen Ausstattung handeln.

Der Bau stellt sich in wirkungsvoller monumentaler Einfachheit als ein festgeschlossenes Ganzes dar. Die mächtigen Fenster lassen eine Fülle von Licht einströmen, die Fassade ist in ruhigen Flächen ausgebildet, die Ziegelsteine und Terracotten von vorzüglichster Ausführung. Sockel und Einrahmung der Fenster sind in Sandstein gebildet. Als besondere Masse hebt sich das Hauptportal hervor, vor dessen Säulen in sitzender Gestalt die Porträtsfiguren von Peter Vischer und Hans Holbein angebracht sind, vorzügliche Arbeiten von Sußmann-Hellborn, voll Lebenswahrheit und fesselndem Interesse. Der mehr handwerksartige Meister Peter

Vischer, an einem Pfeiler seines berühmten Werkes, des Sebaldusgrabes, beschäftigt, steht in wirksamem Gegensatz zu der eleganten, künstlerischen Figur des Hans Holbein. Unter den Fenstern, dem Giebel, in dem Fries, an den Säulen ist bildnerischer Schmuck in reichster Fülle angebracht; Siemerling, Bruno, Otto Lessing und Sußmann-Hellborn theilen sich in die Ehre. Besonders reizvoll sind unter den Fenstern die Reliefs, welche die verschiedenen Handwerke darstellen, in lebendig ausgeführten, ganz vorzüglich in den Raum hineincomponirten Gruppen. Den Schmuck des großen Giebelfeldes, bestehend aus dem Haupt der Pallas Athene und zwei liegenden männlichen Figuren, die Kunst und die Wissenschaft symbolisirend, stellt die Abbildung S. 65 dar. Diese Abbildung ist einem der Blätter nachgebildet, die der geistvollste unserer Maler und Radirer, Max Klinger, zum Schmuck der Festschrift unseres Museums geschaffen hat.

Außer diesem plastischen Schmuck enthält der Fries der Hauptfront eine Reihe von malerischen Darstellungen, in Glasmosaik ausgeführt, nach Cartons von Ernst Ewald und von Gesellschaft, darstellend in mächtigen Einzelfiguren die großen Kulturstätten, in welchen Kunst und Gewerbe dereinst blühten: Aegypten, Indien, Aſien, dann Rom, die Gothik, die Renaissance, das Hellenenthum, Japan und China. Zwei von diesen Rundbildern, in welchen die einfach und großartig componirten Gestalten sich machtvoll von dem schimmernden Goldgrunde ablösen, Arabien von Ernst Ewald und die Gothik von Gesellschaft, geben wir in der Abbildung S. 73 u. 77.

Im Inneren des Gebäudes ist vornehmlich der Lichthof reich und prächtig ausgestattet. Zwei Galerien, aus Semitpfeilern mit Bronzcapitälen, umgeben ihn in seiner ganzen Ausdehnung, das Glasdach ist mit zierlichen farbigen Vorten abgesetzt, und an dasselbe schließt sich eine Route, welche einen höchst eigenartigen und reizvollen Schmuck erhalten hat. Derselbe besteht in einer großen friesartigen Darstellung, von Geyer und Hundrieser in Flachrelief modellirt und dann von Schaller in sichten Tönen gemalt. Hier sind in einem mächtigen Auf-

zug die Repräsentanten aller Cultur-epochen dargestellt, die in einer Art von feierlicher Procession ihre Gaben der thronenden Borussia darbringen, welche über dem Hauptzugang, die Gäste erwartend, auf prächtig geschmücktem Throne sitzt. Die Griechen mit ihrem Dreifuß, die Römer mit der säugenden Wölfin, die Aegypter mit der Sphinx, die Aßyrer mit dem Streitwagen, die mächtigen Züge der Romadenvölker Afiens, die Zünfte, die Innungen des deutschen Mittelalters, die Meister der italienischen und deutschen Renaissance in charakteristischen Bildungen,

gerichteten Raume hat Johannes Schaller eine Fülle allegorischer Compositionen von herrlicher Farbenpracht gemalt; in dem Majolikenaal hat Moriz Wenner die Decke nach Motiven alter Majolikastrümpfen decorirt und in die Medaillons derselben die Wappen derjenigen Städte eingefügt, welche vorzugsweise in der Keramik bedeutend gewesen sind, und er hat diese Wappen begleiten lassen von zierlichen symbolischen Gestalten von wechselnder Erfindung. Zwei dieser Wappen sind es, die von Paris (Sèvres) und von Urbino, welche wir auf S. 82 bringen.



Aus dem Frieze des Lichtbotes im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin.

die hochberühmten Stücke ihres Schaffens vor sich her tragend, reihen sich in prächtigem Aufzuge an einander. Von dieser herrlichen Composition, welche eine Fülle reizvoller Einzelheiten enthält, geben wir vorstehend nur als Probe eine Tafel, darstellend den Aufzug Aegyptens mit der ruhenden Sphinx.

In den eigentlichen Sammlungssälen tritt verständigerweise die Decoration zurück; nur in zwei Räumen des oberen Geschosses, welche in doppelter Höhe zur Aufnahme der kostbarsten Gruppen der Sammlung hergerichtet sind, haben Bildhauer und Maler ein Feld der Thätigkeit gefunden. Der plastische Schmuck der Säle ist von Otto Leßing und Eberlein geschaffen, in dem für die Edelmetalle her-

Die Sammlung, welcher seit 1872 Julius Leßing als Director vorsteht, ist im Wesentlichen nach technischen Gruppen zusammengestellt. Im unteren Stockwerk befinden sich die Möbel und die Zimmerausstattungen, nach Perioden geordnet, so daß man von den Zeiten des Mittelalters durch die Zeiten der Renaissance, des siebzehnten Jahrhunderts zum Rococo und zur modernen Zeit fortschreitet. Das obere Stockwerk hat die eigentlichen Fachabtheilungen aufgenommen: die Kunsttöpferei, das Glas, das Metall. Hier sind die einzelnen Gruppen technisch und historisch bei einander gelassen, moderne Nachbildungen sind neben die alten Vorbilder gestellt, und so ist es möglich gewesen, einen Führer durch die Sammlung

abzufassen, welcher in einer geordneten Folge eine Uebersicht über die meisten Gebiete des Kunstgewerbes giebt und der nach der technischen und historischen Richtung hin die nöthigen Hinweisungen und Erläuterungen enthält.

In dem neuen Gebäude wird das Institut nunmehr auch seine Thätigkeit in weit höherem Maße nach außen hin lenken können. Der weite Lichthof giebt einen angemessenen Raum, um auch in Berlin in systematischer Weise die Leihausstellungen zu pflegen, welche in England so lebhaft zur allgemeinen Anregung beigetragen haben. Auf das glänzendste sind unsere Räume eröffnet worden durch die Leihausstellung indischer Erzeugnisse, welche das South-Kensington-Museum als eine grandiose Form der Begrüßung dem Schwesterinstitut herübergesandt hat. Aus dem Besitze der Königin von England, des Herzogs von Edinburgh, des Lord Lytton und vieler hervorragender Persönlichkeiten, vor Allem aber aus den Schätzen des alten India-Museums sind mehrere Tausend sorgfältig ausgewählter Stücke wohlgeordnet mit dem ganzen zur Aufstellung gehörigen Apparat herübergesandt worden, Werke von unerhörtem Werth und unvergleichlicher Schönheit der Ausführung.

So hat Berlin nunmehr für das Kunstgewerbe einen weithin sichtbaren, glanzvoll ausgestatteten Mittelpunkt erhalten, eine Sammlung von nahezu 30 000 Kunst-

gegenständen in achtunddreißig Sälen und Galerien geordnet, mit allen Hülfsmitteln für zweckmäßigste Benutzung ausgestattet, eine Unterrichtsanstalt mit vierundzwanzig Classen, in welchen über sechshundert Schüler unterwiesen werden, eine vortrefflich ausgestattete Bibliothek mit über fünftausend Bänden; Gipsammlung, Gipsgießerei, photographische und galvanoplastische Nachbildungen vervollständigen das Material. Noch freilich fehlt viel, ehe die wirkliche Aufgabe des Institutes erfüllt ist, nach allen Richtungen hin bedürfen die einzelnen Zweige der Erweiterung und Fortbildung. Die überkommenen Sammlungen müssen systematisch ausgebildet und weitergeführt, die großen Kunstperioden der classischen Zeiten in thunlichster Vollständigkeit im Original, sonst aber in ergänzenden Nachbildungen vorgeführt, der heimische Kunstbesitz muß durch energisches Einschreiten vor Vernachlässigung und Verschleppung bewahrt werden. Ferner müssen Wanderausstellungen die Schätze des Museums zur Anregung und Belehrung hinausstragen in die Provinzen. Dazu bedarf es weitaus größerer Mittel, als bisher zur Verfügung standen, aber die Grundlage für eine gedeihliche Fortentwicklung ist geschaffen, und Berlin ist seit Eröffnung des neuen Gebäudes um ein Institut reicher, welches in dem künstlerischen Gesamtbilde der Hauptstadt ein nicht mehr zu übersehender Factor ist.





Das Trinkgeld.

Von

Rudolf v. Ihering.

Untersuchungen, die ich über den Begriff der Sitte anzustellen hatte, führten mich auf den der Unsitte, und ich wählte, um den letzteren an einigen Beispielen aus unserer heutigen Zeit zu erläutern, neben dem Duell und den Leichenschmäusen auch das Trinkgeld. Letzteres war mir bis dahin nur von der juristischen Seite entgegengetreten. Ich hatte mich desselben in meinen convectorischen Vorträgen mit meinen Zuhörern bedient, um letzteren Gelegenheit zu geben, an einem von der Theorie seiner praktischen Einflußlosigkeit wegen nicht bestimmten Begriff sich in der Unterscheidung eines Begriffs von verwandten (hier des Gesichts, Almosens, Lohns) und der selbständigen eigenen Begriffsformulierung zu üben; kurz, es war bloß der juristisch-didaktische Werth, der bis dahin das Trinkgeld in meinen Gesichtskreis gerückt hatte.

Der Gesichtspunkt, unter dem es aus Veranlassung jener Untersuchungen zu betrachten war, führte mir eine neue Seite desselben: die sociale, entgegen. Ich hatte mir über dieselbe zwar mein Urtheil im Allgemeinen gebildet, sie aber bisher nie zum Gegenstande einer eindringenden Untersuchung gemacht. Es handelte sich hier für mich darum, das Trinkgeldwesen als eine der Einrichtungen unseres Lebens einer wissenschaftlichen Kritik zu unterwerfen und darauf denselben Maßstab der Beurtheilung zur Anwendung zu

bringen, den die Wissenschaft überall an sie anzulegen berufen ist: den ihres socialen Werthes oder Unwerthes. Ich sah mich vergebens nach Arbeiten Anderer um, die mich dieser Mühe hätten überheben können, ich erinnerte mich nicht, jemals über das Trinkgeld etwas gelesen zu haben;* der Wissenschaft lag der Gegenstand offenbar zu tief, um ihre Blicke auf sich zu ziehen, und ich verdankte diesem Umstande den Reiz eines wenn auch nicht gerade sehr ergiebigen, so doch völlig unberührten Themas. Dieser Reiz und das Streben, dasselbe vollständig zu erschöpfen, führte mich weiter, als in meinem anfänglichen Plane lag, und als ich mit meiner Arbeit fertig war, überzeugte ich mich, daß das Maß ihrer Ausführlichkeit in keinem Verhältniß stand zu dem Interesse, das sie in dem Zusammenhang meiner Untersuchungen beanspruchen konnte, und so schied ich sie von der Aufnahme in dieselben aus, um sie in anderer Form zu veröffentlichen.

Ich erwähne diese Vorgeschichte der Arbeit, um den eigenthümlichen Charakter, den sie an sich trägt, zu erklären und den Leser auf dasjenige, was er zu erwarten hat, vorzubereiten. Sie ist nicht auf bloße

* Inzwischen hat Franz v. Holzendorff in seinen geistvollen und anregenden „Politischen und unpolitischen Zeitglossen“ in der „Gegenwart“ (1881, Nr. 10) mit wenigen, aber treffenden Worten sich über den Gegenstand vernehmen lassen, und es freut mich, im Folgenden in den Punkten, wo wir übereinstimmen, auf ihn Bezug nehmen zu können.

Unterhaltung berechnet. Ursprünglich hervorgerufen durch ein Motiv rein wissenschaftlicher Art, wünscht sie auch das Ohr der Wissenschaft zu erreichen, ich meine nicht sowohl das der Jurisprudenz, für welche das Wenige, was sie ihr zu bieten vermag: die Begriffsbestimmung des Trinkgeldes, ohne sonderlichen Werth ist, da praktische Folgen sich daran nicht knüpfen, sondern das der Ethik und zugleich das der Nationalökonomie, welche bei Gelegenheit des Lohnbegriffs dieses Mittelbingses zwischen Lohn und Geschenk meiner Ansicht nach nicht miuder gedenken sollte als der eigenthümlichen Gestaltung desselben in Form des Gehaltes und Honorars, auf die ich bei einer früheren Gelegenheit ihre Aufmerksamkeit zu lenken versucht habe.* Nach dieser Seite hin bildet der vorliegende Aufsatz ein Seitenstück zu dem über den Gehalt und das Honorar. Mit diesem wissenschaftlichen Zweck verbindet derselbe aber zugleich den praktischen: einer Agitation gegen die Ausartung des Trinkgelbergebens, wodurch dasselbe zu einer wahren Plage des gesellschaftlichen Lebens geworden ist. Nach dieser Seite hin wendet sich derselbe an das größere Publikum, um es für diese Agitation zu gewinnen, und diese Rücksicht ist für Ton, Haltung und Aufnahme des durch diesen Zweck bedingten Stoffes maßgebend gewesen.

Ich schicke einige wenige Worte über Sitte und Unsitte voraus.

Eine allgemein übliche Art des Handelns bezeichnen wir als Volksgewohnheit. Gesellt sich zu ihr das Moment der social verpflichtenden Kraft hinzu, so wird die Gewohnheit zur Sitte, steigert sich diese verpflichtende Kraft zur rechtlichen, so zum Gewohnheitsrecht; die Sitte wird durch die Gesellschaft mittelst der moralischen Zwangsgewalt der öffentlichen Meinung, das Gewohnheitsrecht durch die Staatsgewalt mittelst äußeren Zwanges realisirt.

Sitte und Recht gehören zu den überall sich wiederholenden Formen der gesellschaftlichen Ordnung, ihr Dasein und ihre

Daseinsberechtigung ist mit dem Bestehen der Gesellschaft gegeben. Dies schließt aber nicht aus, daß ihr Inhalt ausnahmsweise ein verwerflicher, d. h. dem wahren Besten der Gesellschaft nicht entsprechender sei. Beide können sich von vornherein verirren, oder es kann auch dasjenige, was ursprünglich bei dem damaligen Zustande der Gesellschaft angemessen war, hinterher in sein Gegentheil umschlagen. Bei der Sitte beruht auf diesem Zwiespalt dessen, was ist und doch nicht sein sollte, der Begriff der Unsitte. Letztere theilt mit der Sitte das Moment der social verpflichtenden Kraft, sie übt ganz dieselbe Zwangsgewalt aus wie jene, nicht selten sogar eine noch höhere (s. B. beim Duell), sie unterscheidet sich von ihr durch die Verwerflichkeit ihres Inhaltes. Der Bestand der Unsitte schließt für die Gesellschaft den Vorwurf in sich, daß es ihr entweder an der Einsicht fehlt, die Schädlichkeit derselben zu erkennen, oder an dem Muth, dem als unberechtigt Erkannten den Gehorsam aufzukündigen: den Vorwurf der Charakterchwäche, der socialen Feigheit. Man unterwirft sich ihr mit Widerstreben und Murren und hat doch nicht die Kraft, das Joch, das man als solches erkannt hat, abzuwerfen.

Unter Trinkgeld verstehen wir, wenn wir uns correct ausdrücken wollen, eine rechtlich nicht zu beanspruchende Vergütung für eine Dienstleistung. Wo diese Vergütung vereinbart ist oder ohne Vereinbarung rechtlich beansprucht werden kann, liegt, obschon der Ausdruck ungenauerweise nicht selten auch darauf angewandt wird, nicht Trinkgeld, sondern Lohn vor. Ein Kutscher, der sich neben dem Preis für die Fahrt noch ein bestimmtes Trinkgeld ausbedingt, erhält juristisch das Ganze als Lohn; die Beneennung des einen kleineren Theils als Trinkgeld hat lediglich einen historischen Grund, sie weist auf die Thatfache hin, daß dieser Theil des Lohnes ursprünglich als freie Gabe zu ihm hinzugefügt ward; juristisch ist es ein Widerspruch in sich selbst, ihn in seiner gegenwärtigen Gestalt noch als Trinkgeld zu bezeichnen.

Das Trinkgeld ist also in rechtlicher

* In „Nord und Süd“ Bd. II, S. 152 ff. (1877). Später in meinem „Zweck im Recht“ Bd. I, S. 200 ff.

Beziehung eine völlig freie Gabe. Dies Kriterium theilt daselbe mit der Schenkung. Von letzterer unterscheidet es sich durch seinen Zweck. Die Schenkung bezweckt die Bethätigung des Wohlwollens in Form einer ökonomischen Zuwendung, das Trinkgeld eine Vergütung für erwiesene Dienstleistungen (merces); es erhält daher eine Imitation des Lohnes und findet dem Sprachgebrauch zufolge nur bei denselben Dienstleistungen statt, bei denen letzterer Platz greift (den operae liberales der Römer, d. i. den Dienstleistungen gewerblicher Art oder der dienenden Classe). Bei einer einem Beamten gewährten Remuneration spricht Niemand von Trinkgeld, obgleich dieselbe sachlich mit letzterem auf einer Linie steht (d. i. eine rechtlich nicht zu beanspruchende Vergütung für erwiesene Dienstleistungen), denn der Beamte erhält keinen Lohn, sondern Gehalt,* und demgemäß als Ersatz desselben oder als Zuschlag zu demselben kein Trinkgeld, sondern Remuneration.

* * *

Das Trinkgeld kommt nun im Leben in mannigfaltigen Gestaltungen vor, die ich auf drei Grundformen glaube zurückführen zu können.

Die erste ist die der Vergütung für kleine Dienstleistungen des täglichen Lebens, die regelmäßig als Gefälligkeiten erwiesen werden (Gefälligkeitstrinkgeld). Es weist uns in einer fremden Stadt Jemand den Weg, bringt uns eine Sache nach, die wir vergessen haben u. s. w. Ihrer Natur und Bestimmung nach schließen diese Dienstleistungen die Vergütung aus, sie werden erwiesen mit dem Bewußtsein und der Absicht einer Gefälligkeit und sollen auch von dem anderen Theil als solche entgegengenommen werden. Es ist ein falscher Stolz, sich dieselben nicht gefallen lassen zu wollen und in der Annahme derselben eine Demüthigung zu erblicken, die man sich durch das Ziehen des Geldbeutels zu ersparen sucht. Solche kleine Gefälligkeiten soll Einer dem Anderen erweisen und von ihm entgegennehmen. Daher enthält das Auerbieten einer Ver-

gütung für sie im Grunde eine Herabsetzung der Person, der es geschieht, es schließt die Supposition einer schlechten Befinnung auf ihrer Seite in sich. Nur in zwei Fällen mag hier das Auerbieten und die Annahme einer Vergütung am Platze sein, einmal nämlich im Fall der Bedürftigkeit des Empfängers — hier läßt sich die Gabe unter dem Gesichtspunkt eines durch die Gefälligkeit veranlaßten Almofens bringen — und sodann in dem Fall, wo der Dienst das Maß der gewöhnlichen Gefälligkeit übersteigt und die Umstände zeigen, daß er in Erwartung einer Vergütung erwiesen ward; hier nimmt sie die Natur eines durch die Willigkeit dictirten Lohnes an.*

Diese erste Art des Trinkgeldes ruft nun in socialer Beziehung nicht das mindeste Bedenken wach, selbst dann nicht, wenn es die ihm hier gesteckten Grenzen überschreitet; wir könnten es als das harmlose Trinkgeld bezeichnen. Die Klagen, die so oft über das Trinkgeldumwesen laut werden, gelten nicht ihm, sondern den beiden folgenden Arten.

* * *

Das Gemeinsame derselben besteht darin, daß derjenige, der den Dienst erweist — wir wollen ihn C. nennen —,

* Für Nichtjuristen bemerke ich in Bezug auf diesen Fall folgendes. Die Erweiung eines Dienstes ohne bedungenen oder versprochenen Lohn begründet rechtlich nur dann einen Anspruch auf denselben, wenn derjenige, der ihn erweist, ein Geschäft (Gewerbe) aus der Verrichtung solcher Dienstleistungen macht und der Andere diese seine Eigenschaft kannte. Ein Dienstmann, der mir meine Reiseaiche vom Bahnhof ins Hotel bringt, hat einen rechtlichen Anspruch auf Lohn, ein Tagelöhner nicht. Ein Advocat, den ich um seine rechtliche Ansicht über einen Rechtsfall bitte, kann mir dafür ein Honorar berechnen, ein Richter, ein Professor der Jurisprudenz nicht; ein Schneider, der mir den Rock sticht, kann dafür Bezahlung verlangen, die Aufwarterin, das Stubenmädchen im Gasthof nicht. In Fällen der letzteren Art, wo Dienstleistungen, die man demjenigen, der ein Geschäft daraus macht, bezahlen muß, von einem Anderen ohne versprochenen Lohn erwiesen werden, ist das Trinkgeld vollkommen am Platze; dem Geber ist dadurch der Lohn, den er einem Anderen zahlen müßte, erspart, und es ist nicht mehr wie billig, daß er ihn demjenigen entrichtet, der sich einer Miße unterzogen hat, für die sonst ein Lohn rechtlich beansprucht werden kann; das Trinkgeld enthält hier ein freiwillig gewährtes Surrogat des Lohnes.

* Worauf der Unterschied beider beruht, habe ich an dem oben angegebenen Ort angedeutet.

von einem Anderen als dem Geber des Trinkgeldes — wir nennen letzteren B. — zwar nicht für die einzelne Dienstleistung, aber für seine Dienste im Ganzen einen Lohn erhält, zu dem nun noch derjenige, dem die Dienstleistung erwiesen wird — er soll A. heißen —, seinerseits das Trinkgeld hinzusetzt. Letzteres hat hier mithin die Natur eines Zuschlages zum fremden Lohn, und der C. enthält doppelte Zahlung für seine Dienstleistung, einmal von B., der sie implicite im Gesamtkohn bezahlt, und sodann von A., der sie ihm noch besonders vergütet. Letzterem gegenüber hat er darauf nicht den mindesten Anspruch, weder dem Recht noch der Billigkeit nach. Juristisch kommt er mit ihm in gar keine Verührung; die Dienstleistung, welche er ihm gewährt, hat ihren Grund nicht in einem Contractsverhältniß zwischen ihm und dem A., sondern zwischen ihm und dem B., und selbst wenn letzterer ihm den schuldigen Lohn nicht entrichtete würde, könnte er doch daraus nicht den Grund zu einem Anspruch gegen den A. ableiten. Und auch die Billigkeit steht seinem Anspruch nicht zur Seite, denn C. wird für seine Dienstleistung von B. bezahlt, der Fall ist also ein gänzlich anderer als der obige des Trinkgeldes für eine Gefälligkeit.

Gleichwohl hat sich hier in manchen Fällen das Trinkgeld eingebürgert und zwar nicht als bloße Gewohnheit, sondern als Sitte in dem obigen Sinne, der man sich nicht entziehen kann, obschon man sie mißbilligt, sie mithin für eine schlechte Sitte, für eine Unsitte (Unfug) erklärt. Die öffentliche Meinung ist in der Beurtheilung derselben in den meisten Fällen, wo diese Art des Trinkgeldes hergebracht, so gut wie einstimmig. Wie oft muß man nicht den Ausdruck des Unmuths und der Mißbilligung vernehmen über den Unfug des Trinkgeldegebens in Gasthöfen, Restaurationen, Gesellschaften. Ist dies Urtheil ein begründetes? Daran soll die folgende Ausführung Antwort ertheilen.

* *

In Bezug auf den zweiten Fall des Trinkgeldes, in dem dasselbe einen Zuschlag zum fremden Lohn bildet, im Gegen-

satz zu dem ersten, wo es einen Ersatz des Lohnes bildet, muß man zwei Gestaltungen unterscheiden, die auf der Verschiedenheit des Verhältnisses des A. zu B. beruhen. Das Verhältniß des A. zu ihm kann doppelter Art sein: entweder nämlich geschäftlicher oder rechtlicher, d. i. ein Contractsverhältniß, oder aber gefelliger Art. Das erste Trinkgeld, welches A. dort dem C. entrichtet, könnte man das geschäftliche oder das des Kunden, das zweite das gefellige oder das des Gastes oder das Domestikentrinkgeld nennen.

Das Gemeinsame beider Fälle besteht darin, daß A. dem C. eine Dienstleistung vergütet, für die er bereits von B. bezahlt ward; im Uebrigen aber weichen beide erheblich von einander ab, und wir werden sie daher bei der folgenden Betrachtung von einander trennen.

Die geschäftliche Form des Trinkgeldes findet sich nur bei gewissen Verhältnissen und Gelegenheiten, die zum Theil local variiren und von deren Kamfasmadung ich Abstand nehmen zu dürfen glaube, da jeder meiner Leser Fälle genug in Bereitschaft haben wird. Warum nur bei ihnen, warum nicht in allen Fällen, wo C. zur Beschaffung der Leistung des A. an A. mitwirkt? Wenn es billig ist, daß C. dafür eine Vergütung erhält, so müßte man im Gasthof gleich wie dem Kellner so auch dem Koch, dessen Leistung man vielleicht viel mehr Ursache hat zu schätzen als die des Kellners, ein Trinkgeld geben, und der Zuschneider beim Schneider würde einen größeren Anspruch darauf erheben können als der Lehrling, der bloß den fertigen Rock überbringt.

Damit haben wir die erste Voransetzung gewonnen, an welche die Sitte das Geben des Trinkgeldes knüpft: dasselbe wird nur an diejenigen Personen entrichtet, mit denen wir durch unser Contractsverhältniß zu B. in unmittelbare Verührung getreten sind („präsens praesenti dat“, um die Worte eines römischen Juristen für ein anderes Geschäft heranzuziehen), die übrigen, welche uns dabei nicht sichtbar werden, welche hinter den Coulissen bleiben, werden nicht beachtet. Und doch hätten sie vielleicht einen viel größeren Anspruch auf die Vethätigung unserer Erkenntlichkeit. Der Seher, der das schwer lesbare Manuscript eines

Schriftstellers mit Mühe und Anstrengung entziffert hat, hätte gewiß eine Vergütung für seine Mühewaltung verdient, aber der Schriftsteller kommt mit ihm nicht in persönliche Berührung. Unser erstes Kriterium für das Trinkgeld ist demnach: wer von uns ein Trinkgeld erhalten will, muß uns auffuchen, wir suchen ihn nicht auf — der sociale Zwang zur Gewährung eines Trinkgeldes ist an das persönliche Begegnen, die unmittelbare Berührung geknüpft, es ist lediglich die Situation, die es uns abnöthigt.

Nicht also das Werthverhältniß der Leistung an sich ist es, welches das Trinkgeld erzielt, sondern der reine Zufall der persönlichen Berührung, in manchen Fällen sogar nichts als letztere ohne alle und jede reale Leistung. Von dem Dienstpersonal haben der Hausknecht und der uns bei Tisch oder auf unserem Zimmer bedienende Kellner in der That etwas für uns gethan, der Oberkellner dagegen, dem wir die Rechnung berichtigten, nicht das Mindeste, er nimmt bloß unser Geld entgegen, ebenso wie der Kassenbeamte oder die Kassirerin in großen Geschäften. Letzteren müßten wir, wenn wir consequent sein wollten, ebenfalls ein Trinkgeld anbieten. In Städten, wo es in Restaurationen und Kaffeehäusern eigene Zahlkellner giebt, wie z. B. in Wien, und wo daneben ein Trinkgeld an den aufwartenden Kellner nicht üblich ist, steckt mithin derjenige, der nichts für uns gethan hat, ein Trinkgeld in die Tasche, das, wenn es überhaupt gegeben werden soll, demjenigen gebührt, der uns wirklich bedient hat. Die letztere Erwägung oder richtiger die falsche Scheu, im Trinkgeldegeben ja nicht zu wenig zu thun, hat es allerdings an manchen Orten, wo diese Einrichtung der Zahlkellner besteht, bereits dahin gebracht, ein doppeltes Trinkgeld zu geben.

Also die persönliche Berührung mit G. ist die unerläßliche Voraussetzung, damit wir den Beutel ziehen. Aber auch da, wo sie vorliegt, thun wir es doch nicht schlechtthin, selbst dann nicht, wenn die Leistung, der wir das Trinkgeld versagen, denselben in ungleich höherem Maße würdig wäre als diejenige, der wir dasselbe zuerkennen. Ein Postbote, der in großen Städten wie ein gehektes Wild den gan-

zen Tag Trepp auf Trepp ab läuft, bei Regen und Wind, Frost und Hitze sich abmühen muß, erhält für den Brief, den er überbringt, nichts, höchstens zu Neujahr ein Pauschquantum, das, wenn einmal die aufgewandte Mühe den Maßstab des Trinkgeldes bilden soll, im schreienden Mißverhältniß steht zu der Einnahme, welche der Oberkellner in großen Gasthöfen aus den Trinkgeldern bezieht.

Damit haben wir den Grundzug geschildert, der das ganze Trinkgeldewesen in der hier in Rede stehenden Richtung charakterisirt: den der Inconsequenz und Willkür. Es ist der reine Zufall, der hier waltet; bald wird das Trinkgeld gewährt, bald, wo ganz dieselben Voraussetzungen vorliegen, ja wo sie in noch erhöhtem Maße vorhanden sind, wird es versagt; man muß sich überall erst förmlich darüber informieren, wo es zu geben ist, um keinen Anstoß zu erregen; was hier üblich ist, ist es dort nicht. In manchen Gegenden gehört das Stubenmädchen im Gasthof mit zu den zu berücksichtigenden Personen, in anderen nicht, hier der aufwartende Kellner neben dem Zahlkellner, dort nicht. Bei meinem ersten Besuch Italiens vor einer langen Reihe von Jahren erinnere ich mich, daß die Postpassagiere sämmtlich dem Postillon eine Kleinigkeit als Trinkgeld verabreichten, bei meinen späteren Besuchen war die Sitte spurlos verschwunden. Es giebt keine andere Schöpfung unseres Lebens, die so gänzlich principlos wäre wie diese; jeder Versuch, irgend einen der Gesichtspunkte, die man dabei in Betracht ziehen könnte, streng durchzuführen, scheidert, man kommt stets wieder darauf zurück: die Sitte ist einmal so, weiter läßt sich nichts sagen. Bildete das bloße Wohlwollen das Motiv des Trinkgeldes, ich meine, es würden sich geeignete Persönlichkeiten finden lassen, um dasselbe zu bethätigen, als Kellner und Hausknechte in Gasthöfen. Wäre es der Gedanke der Vergeltung, die Vergeltung müßte den Mann suchen, der die Dienste erwiesen hat, nicht er sie, und es müßte bei Abmessung derselben die Mühe und Arbeit, die er hat aufwenden müssen, wenigstens einigermaßen in Betracht gezogen werden, während sich das Trinkgeld darüber gänzlich hinwegsetzt. Kurz, es spottet jedes

Verzuges, ihm mit irgend einem Princip beizukommen; es läßt sich in keine Regel bannen — das Trinkgeld ist capriciös.

Damit stehen wir vor der Frage, welche Motive denn das Trinkgeld in den Verhältnissen, in denen es einmal obligat geworden ist, eingeführt haben mögen. Darüber lassen sich selbstverständlich nur Rnthmahnungen äußern, denn diejenigen Personen, welche es zuerst verabreichten, haben uns darüber keine Kunde hinterlassen. Die Frage: Was hat sie veranlaßt? vermögen wir also nur in der Form zu beantworten: Was konnte sie veranlassen?

Meiner Ansicht nach läßt sich als Grund nur der Egoismus namhaft machen. Das ursprüngliche Motiv des Trinkgeldes war nicht Wohlwollen, Menschenfreundlichkeit, Billigkeit, sondern Eigennuz — der Mann, der das erste Trinkgeld gab, bezweckte etwas für sich damit. Was denn? Zwei Verhältnisse sollen uns darauf die Antwort ertheilen: das Trinkgeld des Fahrgastes an den Droschkenkutscher und das des Gastes an das Dienstpersonal in Restaurationen und Gasthöfen.

Es nimmt Jemand eine Droschke, dem viel daran liegt, rasch befördert zu werden, um z. B. noch zeitig zur Eisenbahn zu gelangen. Zahlt er bloß die Tage, so hält der Kutscher sein gewöhnliches Tempo inne, und er kommt zu spät. Hier bleibt dem Fahrgast, wenn er je. en Zweck erreichen will, nichts übrig, als dem Kutscher einen Zuschlag zur Tage, d. i. ein Trinkgeld zu versprechen. Leistung um Gegenleistung — gewöhnliches Tempo, gewöhnlicher Satz — beschleunigte Fahrt, erhöhter Satz. Der Zuschlag zur Tage trägt hier wie bei unserer ersten Art des Trinkgeldes ganz die Natur des Lohnes an sich, es wird dafür etwas geleistet, was nicht begehrt werden konnte.

In derselben Weise erkläre ich mir den Ursprung des Trinkgeldes an den Lohnkutscher bei längeren Fahrten: Tages- oder Nachmittagsfahrten, wie es sich in ganz Deutschland findet. Es ward ursprünglich nicht dafür bezahlt, daß derselbe fahre, sondern daß er gut fahre, es war ebenfalls eine über den Preis hinaus

bewilligte Prämie für eine Steigerung der Leistung über das gewöhnliche Maß hinaus und daher beim Fuhrherrn ganz ebenso am Plage wie beim Knecht — Steigerung der Leistung, Steigerung des Lohnes.

Unter denselben Gesichtspunkt einer Vergütung für eine nicht zu beanspruchende Leistung ist auch das Trinkgeld zu bringen, das von Eisenbahnreisenden so häufig an die Schaffner entrichtet wird, damit sie keine anderen Personen zu ihnen ins Compé setzen. Es wird entrichtet für eine Leistung, die als solche nicht beansprucht werden kann.

Ganz dieselbe Bewandniß hatte es meiner Ansicht nach ursprünglich auch mit dem Trinkgeld in öffentlichen Wirthschaften. Es ward entrichtet von Leuten, die sich dadurch Vortheile verschaffen wollten, auf die sie ohne dasselbe nicht zählen konnten: einen zuvorkommenden Empfang, ein freundliches Gesicht, eine besonders aufmerksame Bedienung, die Sicherung des gewohnten Places im Local oder der gewünschten Zeitungen; oder auch Vortheile materieller Art: eine reichlichere oder bessere Portion des bestellten Gerichts, ein volles Glas Bier zc. Man könnte es das Trinkgeld des Stammgastes nennen, der genau dabei calculirte, was es ihm eintrug. Bei einem Fremden, der nur vorübergehend das Local besuchte, hatte es keinen Sinn, für den Stammgast machte es sich bezahlt.

In ähnlicher Weise wird das Trinkgeld in den Gasthöfen aufgetrieben sein. Es ward eingeführt von Leuten, die regelmäßig wiederkehren, z. B. Handlungsreisenden, die schon durch die Preisermäßigung, welche sie in den Gasthöfen genießen, eine Veranlassung haben, eine davon zu befürchtende minder respectvolle Behandlung von Seiten des Dienstpersonals durch das Trinkgeld auszugleichen; von Gutsbesizern, die bei gewissen Gelegenheiten: Märkten, Terminen u. s. w., in die benachbarte Stadt kommen. Für diese Personen machte sich das Trinkgeld bezahlt, sowohl in der Aufmerksamkeit, mit der ihnen das Dienstpersonal entgegenkam, als in dem guten Zimmer, das man ihnen zuwies oder aufhob. Auch hier war es wiederum der Stammgast (d. i. der Gast, auf den der Wirth zählen

kann, der den „Stamm“ seiner Kunden bildet), der das Trinkgeld einführte. Für den durchreisenden Fremden, der nur ein einziges Mal den Gasthof besuchte, den sporadischen Gast im Gegensatz zum Stammgast, hatte dasselbe gar keinen Sinn, und bevor das Trinkgeld nicht durch letzteren zur Sitte geworden war, wird jener keines gegeben haben, für ihn wäre es eine völlig zweck- und nutzlose Ausgabe gewesen. Nur einen Fall des sporadischen Gastes nehme ich an: es war der vornehme Herr, der das Bedürfnis empfand, seine hervorragende sociale Stellung und aristokratische Gesinnung durch einen Act der Freigebigkeit an alle Personen zu bezeichnen, welche die Ehre gehabt hatten, ihn zu bedienen; sein Trinkgeld war die Imitation der goldenen Tabatischen, reichen Geldgeschenke, Orden der fürstlichen Personen — die leuchtenden Fußspuren, an denen man den Weg erkennt, den die irdische Größe genommen hat. Auch dieses Trinkgeld aber, das ich als das des Cavaliers bezeichnen möchte, glaube ich auf den Gesichtspunkt eines egoistischen Motivs zurückführen zu können, nur daß der Vortheil, den es bezweckte, nicht der niederen Region der materiellen Vortheile angehörte, in der sich das obige des Stammgastes bewegt — man könnte letzteres im Gegensatz dazu das des Spießbürgers nennen —, sondern der idealeren des socialen Ehrgeizes.

So gelangte ich zu dem Resultat: der Egoismus hat das Trinkgeld eingeführt. Diejenigen, welche es ursprünglich, als es noch nicht zur zwingenden Einrichtung geworden war, zuerst entrichteten, wußten genau, was sie damit bezweckten: sie wollten damit etwas für sich erreichen, und sie erreichten es in der That — der Egoismus machte sich bezahlt.

Aber im Fortgang der weiteren Entwicklung hat er sich selber um den Gewinn gebracht. Der Same, den er ausstreute, hat ihm schließlich statt der ursprünglichen Früchte Ditteln getragen.

Der Hergang ist ein sehr einfacher. Als diejenigen, welche aus eigener Initiative nicht auf den Gedanken gekommen waren, Trinkgelber zu geben, inne wurden, was Andere damit erreichten, blieb ihnen, um nicht hinter Letzteren zurückgesetzt zu werden, nichts übrig, als auch

ihrerseits dasselbe Mittel in Anwendung zu bringen, das sich bei jenen als so wirksam erwiesen hatte. So wurde das Trinkgelbergeben häufiger, schließlich Gewohnheit.

Aber die bloße Gewohnheit ist noch keine Sitte. So lange das Trinkgelbergeben noch in dem Stadium der bloßen Gewohnheit verharrte, stand es allen denjenigen, welche auf die dadurch zu erzielenden Vortheile verzichten wollten, frei, sich deselben zu enthalten; seitdem die Gewohnheit Sitte geworden war, nicht mehr.

Wodurch ist dieser Umschwung bewirkt worden? Wiederum durch den Egoismus, nur daß es diesmal nicht der des Gebers, sondern des Nehmers war. Jener hat in diesem seinen Meister gefunden, letzterer hat das Werk würdig fortgesetzt, indem er jenem aus der Angelruthe, mit der er zu fischen gedachte, einen Strich drehte, an dem er ihn gefangen nahm. Kellner, Hausknechte, Wirthe haben die Einrichtung, die der Gast für sich ins Leben rief, ihrem Interesse dienstbar zu machen gewußt, sie haben die Hand, die sich ihnen entgegenstreckte, erfaßt, um sie nicht mehr loszulassen.

Zuerst waren es die Kellner und Hausknechte, die sich derselben bemächtigten; was einst frei gegeben ward, beanspruchten sie fortan als schulbige Leistung. Und sie haben dafür gesorgt, ihrem Anspruch den nöthigen Nachdruck zu verleihen. Ich brauche die Mittel nicht namhaft zu machen, die ihnen zu dem Zweck zur Verfügung standen: sie beginnen mit der Stummen, aber nicht mißzuverstehenden Sprache der Höflichkeit und enden mit der offenen der Grobheit und Frechheit — wer konnte nicht diese Sprache des Gasthofs-personals? So ist denn das Trinkgeld in den Gasthöfen für Jeden, der sich nicht Unannehmlichkeiten ansehen will, eine unabweisbare Ausgabe geworden, ganz ebenso wie im Mittelalter für Kaufleute, die nicht ansgeplündert sein wollten, das Wegegeld an Raubritter und Wegelagerer, oder wie so manche Steuern, die ursprünglich als freie Gabe entrichtet wurden — eine Wirthshaussteuer.

* * *

Die reiche Einnahmequelle, welche sich dem Dienstpersonal in den Trinkgeldern eröffnet hatte, brachte ingenioſe Wirthe auf die Idee, den Strom auf ihre lechzenden Aeder zu lenken. Ein findiger Wirth war um das Mittel nicht verlegen. Das nächstliegende bestand darin, daß er sich bei Engagirung seiner Leute die Ablieferung aller ihnen zufließenden Trinkgelde ausbedang. Aber das Mittel war ein unsicheres, da der Erfolg desselben durch die Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit der Leute bedingt war, die gerade hier, wo es galt, eine ihnen zuge dachte Gabe einem Anderen, für den sie nicht bestimmt war, auszuhändigen, auf eine schwere Probe gestellt ward, der Schwierigkeit der Controle gar nicht zu gedenken. Und zugleich war das Mittel aus eben diesem Grunde ein gehäßiges — das unbefangene Rechtsgefühl der Leute konnte darin nur ein in Form Rechts vorgonnenenes Abjagen des ihnen Gehörigen erblicken. Auch der Eifer des Dienstpersonals und damit das Interesse der Gäste ward vermöge der dadurch erregten Mißstimmung in bedenklicher Weise bedroht — das Mittel war nicht das richtige.

Das zweite bestand darin, dem Dienstpersonal bei der Annahme desselben die Aussicht auf die Trinkgelde als Theil des Einkommens in Anrechnung zu bringen und den Lohn um so viel zu verkürzen oder völlig zurückzubehalten. Dieses Mittel hat die Probe in der Praxis bestanden und findet sich an vielen Orten in lebhafter Uebung, so insbesondere in manchen Badeorten, wo das Gefinde die Sommermonate hindurch nur um die Trinkgelde dient. Die oben geltend gemachten Bedenken greifen hier nicht Platz, es bedarf weder der Ehrlichkeit der Leute noch der Controle von Seiten des Herrn, und das Gehäßige der obigen ersten Art der Vereinbarung fällt hinweg, da das Trinkgeld dem Dienstpersonal verbleibt.

Aber auch dies Mittel war noch nicht das richtige — es trug dem Gastwirth zu wenig ein! Denn was wollte die ihm dadurch ermöglichte Ersparung des Lohnes sagen gegenüber den großen Summen, mit denen sich der Ertrag des Trinkgeldes unter Umständen beiffert und die er in die Tasche seiner Leute fließen sehen mußte? Bei einem Hausknecht in einem

sehr frequentirten Gasthof, bei einem Zahlkellner in einem renommirten Wiener Café steigert sich der Ertrag vielleicht zum Zwanzigfachen des üblichen Lohnes — zugleich ein schlagender Beweis für das enorme Mißverhältniß, in dem die Dienstleistungen dieser Personen im Vergleich zu ihrem ökonomischen Werth und zu den Leistungen anderer Personen durch das Trinkgeld vergütet werden. Die Wirthe wußten auch hier Rath: eine Goldgrube, die man nicht selber ausbeuten kann und die man genöthigt ist, einem Anderen zu überlassen, kann wenigstens Pachtzins tragen — auch der Goldgräber in Californien hat für seinen Platz eine Abgabe zu entrichten. So wurden die einträglichsten Posten in dem Gasthofsbergwerk: die der Oberkellner, Zahlkellner, Hausknechte, verpachtet, und es erschloß sich für die Wirthe daraus eine Einnahmequelle, deren Ertrag nicht selten in die Tausende geht. Trotzdem warf sie auch dem anderen Theil noch ganz erkleckliche Summen ab; mir sind Fälle bekannt, daß Hausknechte sich von dem in dieser Weise bereits vorher decimierten Ertrage ihrer Trinkgelde die größten Gasthöfe kauften.

Das Problem war aber auch damit noch nicht vollständig gelöst, es gab noch ein anderes Mittel, das gleichfalls einen großen Erfolg versprach. Wie unangenehm für den Reisenden, sagte unser ingenioſer Gastwirth — ich erlaube mir die Bemerkung einzuschalten, daß es kein Semite war; unsere Gastwirthe sind sämmtlich echt germanischer Race — jedesmal die Trinkgeldefrage entscheiden zu sollen, ich will ihn der Mühe überheben, indem ich die Trinkgelde auf die Rechnung schreibe, selbstverständlich so reichlich bemessen, daß der Gast mir nicht den Vorwurf einer seiner nicht würdigen Knauferei machen kann. So kamen die Trinkgelde auf die Rechnung, sie wurden fortan ein stehender Posten: das „Servis“. Der Wirth hatte seinen Zweck erreicht — die Trinkgelde flossen in seine Tasche, er seinerseits konnte fortan mit Gemüthsruhe dem weiteren Verlauf der Dinge zusehen.

Auch der Gast und der Kellner? Scheinbar war ersterer jetzt des Trinkgeldegebens überhoben, in Wirklichkeit

aber war seine Lage keine andere als die des mildherzigen Mannes, der einem armen Jungen, dem die Hände zu erfrühen drohten, ein paar warme Handschuhe kaufte und der, da der Vater dieselben für sich nahm, sich genöthigt fand, ihm ein Paar neue zu kaufen. Die Reisenden, welche anfänglich an den Ernst jener neuen Einrichtung glaubten und sich des Trinkgeldegebens an das Dienstpersonal überhoben meinten, wurden bald eines Besseren belehrt. Zuerst durch die Notiz auf der Gasthofsnote: „Hausknecht und Portier sind im obigen Servis nicht einbegriffen.“ Warum nicht einbegriffen? Selbstverständlich! Sonst hätte ja unser ingenioser Wirth auf die Einnahmequelle, die er in der Verpachtung dieser Posten bisher besaß, verzichten müssen — eine Unbilligkeit, die Niemand ihm zumuthen konnte! Der zweite hinkende Vote, der sich beim Gast einstellte, war das durch diese Neuerungen um seine bisherigen Ansprüche auf das Trinkgeld gebrachte Dienstpersonal. Es theilte die Eigenthümlichkeit besessener Landesherren, seine Ansprüche nicht vergessen und sich mit der veränderten Gestalt der Dinge nicht befreundeten zu können, und es sorgte gleich ihnen dafür, seine historischen Ansprüche in Erinnerung zu erhalten. Nur mit besserem Erfolg! Der Protest eines Prätendenten gleitet an der rauhen Wirklichkeit spurlos ab, da ihm die Macht fehlt, demselben Nachdruck zu verschaffen; dem Protest der Trinkgeldsprätendenten gegen die neue Einrichtung fehlte dieser Nachdruck nicht. Die Mittel, durch welche sie es seiner Zeit verstanden hatten, ihre Ansprüche auf das Trinkgeld zuerst praktisch durchzusetzen, bewährten auch bei diesem Angriff auf dieselben ihre alte Brauchbarkeit. Das Ende war, daß die Gäste sich in die Lage versetzt sahen, neben dem „Servis“, das der Wirth für sich beanspruchte, noch dem Dienstpersonal ein „Trinkgeld“ zu gewähren. Die ganze Veränderung bestand also darin, daß das Trinkgeld unter dem Namen des Servis einen neuen Schöpfung getrieben, „gejungt“ hatte — die Einrichtung, die dasselbe aus der Welt schaffen sollte, hatte es verdoppelt!

So waren die Interessen des Wirths und des Dienstpersonals in harmonischer Weise vereinigt, jeder von beiden Theilen

hatte, was er wünschte, keiner brauchte den anderen zu beneiden — der Friede war hergestellt. Allerdings auf Kosten eines Dritten, aber die Geschichte zeigt, daß ähnliche Friedensschlüsse selbst auf völkerrechtlichem Gebiet nicht ungewöhnlich sind. Es ist eine Ungenauigkeit, wenn man den Satz aufstellt: *Duobus litigantibus tertius gaudet* (= Wenn Zwei sich streiten, lacht der Dritte ins Häutchen) die volle Wahrheit erfordert, ihm den Satz zur Seite zu stellen: *Duobus litigantibus tertius dolet* (= Wenn Zwei sich streiten, hat der Dritte die Zeche zu bezahlen, oder in völkerrechtlicher Terminologie ausgedrückt: liefert er das Ausgleichungsobject). Es ist interessant, zu constatiren, daß dieser Satz selbst in so niederen Regionen, wie es die des Trinkgeldewehens ist, seine Wahrheit behauptet — die Interessenveröhnung zwischen dem Wirth und dem Dienstpersonal ist historisch dadurch bewirkt worden, daß der Gast das Ausgleichungsobject lieferte.

* * *

Sehen wir uns jetzt die Lage des Gastes, über dessen Kopf hin der Frieden zwischen beiden Theilen abgeschlossen ward, einmal etwas näher an. Wir vergleichen dieselbe, wie sie sich infolge der oben geschilderten historischen Entwicklung gestaltet hat, mit der ursprünglichen vor Einführung des Trinkgeldes. Damals reichte das Trinkgeld (x) des A. vollkommen aus, um die Leistung des C. (1) über das gewöhnliche, dem Wirth (B.) mittelst des Preises (p) vergütete Maß zu steigern; x machte sich auch neben p bezahlt. Aber diese Eigenschaft verlor es, sobald das Geben von x allgemein ward. Wer jetzt noch etwas Besonderes für sich begehrte, mußte x über das gewöhnliche Maß hinaussteigern; wer nur dasjenige gab, was Alle gaben, that nichts Ungewöhnliches — gewöhnlicher Lohn gewöhnliche Leistung, ungewöhnliche Leistung ungewöhnlicher Lohn.

So bestand also das Resultat nur darin, daß x zu p als regelmäßiger Bestandtheil hinzukam. Dasselbe l, welches früher p kostete, kostete jetzt p + x; gewonnen hatte dadurch nicht der A., sondern lediglich der C. Der Egoismus

war um seine erwartete Frucht geprellt, er hatte sich selber in x eine Ruthe gebunden, die er jetzt nicht mehr los ward.

Zu dem x , das von jetzt an C . als schuldige Leistung begehrt, fügte nun unter dem Namen von Servis (s) der bis dahin unbetheiligte V . einen zweiten Posten hinzu, derselbe erhielt fortan die in p bereits enthaltene Vergütung für die Dienstleistung des C . doppelt bezahlt, V . seinerseits aber bezahlte sie dreifach: $p + x + s$, ohne daß er damit im mindesten mehr erreichte als ursprünglich mit p allein. Der Satz von p war einfach um diese beiden Ziffern vermehrt worden. Wer heutzutage noch den ursprünglichen Zweck von x , d. h. irgend etwas Ungehöhnliches in Bedienung, Speise, Trant erreichen will, muß zu diesen drei Posten noch einen vierten: einen Ueberschuß des Trinkgeldes über das allgemein übliche Maß, hinzufügen — das Trinkgeld in seiner ursprünglichen Gestalt.

Es möchte noch darum sein, wenn C ., der seine Hand nach Trinkgeld ausstreckt, nur eine einzige Person wäre! Aber hinter C . versteckt sich in Wirklichkeit eine ganze Schar von Personen: der Portier, der Oberkellner, der Zimmerkellner, der Kellner im Gastzimmer, der Hausknecht, das Stubenmädchen, der Kutscher vom Hotelomnibus, der uns die Sachen an den Wartesaal der Eisenbahn bringt; in wohlorganisirten Hotels zieht sich der Hausknecht, der dies ebenso gut besorgen könnte, bei unserem Verlassen des Gasthofes rücksichtsvoll zurück, um auch dem Kutscher seinen Antheil am Trinkgeld zukommen zu lassen.* Es fehlen nur noch Koch und Köchin, um das Bild eines ökonomischen Spießruthenlaufens beim Verlassen des Gasthofes vollständig zu machen.

Mit der Bertheuerung der Preise allein ist es dabei nicht gethan. Das ist bloß die ökonomische Seite der Entwicklung, welche sie mit jeder anderen Preissteigerung theilt und die man, da sie durch eigene Schuld des Publikums bewirkt wor-

den ist, als verdiente Strafe in den Kauf nehmen muß. Die Sache hat vielmehr noch eine andere Seite, welche das Trinkgeldwesen nicht zu einer bloß kostspieligen, sondern zu einer persönlich lästigen, geradezu widerwärtigen Einrichtung stempelt.

*
*

Das Geben der Trinkgelber ist kein Zahlen. Beim Zahlen weiß man genau, wie viel man zu zahlen hat, beim Trinkgeld nicht, daselbe muß vielmehr immer erst im einzelnen Fall festgestellt werden, und darauf beruht der lästige, widerwärtige Charakter desselben im Gegensatz zur Zahlung. Die Bestimmung des Trinkgeldes ist Sache des individuellen Falles, es bedarf dazu erst der Ueberlegung, und der Mann, der nicht gewohnt ist, sein Geld einfach wegzuworfen, wird dabei stets zwischen die Alternative des Zuviel oder Zuwenig gestellt — er will nicht zu viel, aber er soll nicht zu wenig thun. Wie variiert dies Zuviel und Zuwenig nach Verschiedenheit der Länder, Gegenden, Gasthöfe, und von welchem Einfluß ist dabei der Umstand, ob man eine aufmerksame oder nachlässige Bedienung gefunden hat und mit dem Gasthose selber zufrieden gewesen, ob die Rechnung übermäßig hoch oder billig ausgefallen ist. Kurz, Niemand, der sich auf Reisen begiebt, ist im Stande, schon bei sich zu Hause die Trinkgelberfrage durch Feststellung eines ein für allemal bestimmten Satzes abzutun.

So begleitet ihn denn die Trinkgelberfrage auf der ganzen Reise, sie haftet sich an jede Wirthshausrechnung, die er zu bezahlen hat, und an jeden der vielen dienstbaren Geister, mit denen er im Gasthof in Berührung getreten ist — hier kaum abgemacht, taucht sie dort sofort von Neuem wieder auf. Ich kann mir eine angenehmere Reisebegleiterin denken! Ich meinerseits würde gern zu der Summe, die ich im Gesamtbetrage auf der Reise an Trinkgeldern zu verausgaben hätte, noch ein Beträchtliches zulegen, wenn ich damit der widerwärtigen Bemessung desselben in jedem einzelnen Fall überhoben wäre.

Unbestimmtheit also ist das Wesen des Trinkgeldes, x ist eine variable, stets erst im einzelnen Fall zu suchende und zu bestimmende Größe, es ist das x der

* In einem Hotel an einem der oberitalischen Seen, in dem ich mich vor Kurzem einige Tage aufhielt, geistete sich noch der Gärtner mit einem Blumenkraut hinzu — eine Blumenprache, der man die Eigenschaft, verständig zu sein, nicht absprechen konnte; ich war dort genöthigt, ein siebenjähriges Trinkgeld zu zahlen.

Arithmetik, die unbekannte Größe, welche erst auf dem Wege der Berechnung gefunden werden muß, nur mit dem Unterschied, daß das arithmetische x mit aller Sicherheit gefunden werden kann, während dies bei dem unserigen nicht der Fall ist. Dadurch unterscheidet es sich zu seinem großen Nachtheil vom Lohn, der eine sei es von Anfang an festbemessene, sei es hinterher sicher zu bemessende Größe ist. Nach dieser Seite hin theilt das Trinkgeld die Natur der Freigebigkeit: des Geschenkes oder Almosen. Aber die Freigebigkeit ist volle Freiheit, sie ist „freie Gabe“ sowohl was das Ob als das Was anbetrifft, das Trinkgeld dagegen ist halbe Freiheit: Gebundenheit in Bezug auf das Ob, ebenso wie der Lohn, nur daß die Gebundenheit nicht rechtlicher, sondern socialer Art ist, Freiheit in Bezug auf das Was.

Ich fasse die sämmtlichen Ausstellungen, welche sich mir bei meiner bisherigen Kritik des geschäftlichen Trinkgeldes ergeben haben, wie zu einer Anlageacte zusammen. Es sind folgende:

1) Das Geben des Trinkgeldes bestimmt sich lediglich nach dem Zufall der persönlichen Berührung. Wo es an dieser Voraussetzung fehlt, wird es nicht entrichtet, selbst wenn die geleisteten Dienste noch so erheblicher Art sind, also — die Billigkeit einer besonderen Vergütung vorausgesetzt — einen ungleich höheren Anspruch auf letztere hätten als die regelmäßig sehr unbedeutenden Dienstleistungen, für die das Trinkgeld im Leben entrichtet zu werden pflegt.

2) Der Maßstab, nach dem diese Dienstleistungen mittelst des Trinkgeldes gewerthet werden, steht in gar keinem Verhältniß zum Werth derselben, d. h. zu dem Aufwande von Kraft und dem sonst üblichen Lohnsatz; es findet in dieser Beziehung das schreiendste Mißverhältniß statt.

3) Eine Berechtigung hat das Trinkgeld nur da, wo es eine Vergütung für eine Leistung enthält, die man, sei es überhaupt nicht, sei es wenigstens nicht in der gewünschten Weise, beanspruchen kann. Bei der hier zur Betrachtung

stehenden Art des Trinkgeldes fällt dieser Grund hinweg, daselbe enthält eine Vergütung für etwas, was man bereits bezahlt hat, ein reines Superfluum. Das Motiv, warum man es entrichtet, ist weder Billigkeit noch Wohlwollen, sondern lediglich die Unterwerfung unter das Zwangsgebot der Sitte. Diese Sitte aber ist eine Unsitte. Das Trinkgeld in der obigen Gestalt ist nichts als das *Corpus mortuum* des Egoismus — der ursprüngliche Zweck wird durch denselben nicht mehr erreicht, der Egoismus des einen Theiles ist durch den des anderen um den Gewinn gebracht.

4) Die Kostspieligkeit und

5) Die Unbestimmtheit desselben.

Ich gehe zu der dritten Art des Trinkgeldes über: dem geselligen oder dem Domestikentrinkgeld.

An vielen Orten Deutschlands, man muß vielleicht sagen: an den meisten* ist es bekanntlich üblich, daß der Gast, der in einem Hause irgend etwas genossen hat, und wäre es auch nur eine Tasse schwachen Thees nebst Butterbrot, sich ebenso wenig ohne Trinkgeld verabschieden darf wie der Gast in einem öffentlichen Local. Regelmäßig drückt er es dem Dienstmädchen, Bedienten, Lohnbedienten in die Hand, die zu dem Zweck auf dem Vorplatz warten; in Basel lernte ich (1845) die eigenthümliche Sitte kennen, daß es nach Beendigung des Mahles unter den Teller gelegt ward. Die Geschmacklosigkeit geht bei dieser Art des Trinkgeldes so weit, daß die Höhe desselben nach dem Werth des Genossenen bemessen wird: ein Souper wird höher bezahlt als Thee und Butterbrot, ein Diner höher als ein Souper; bei einem ungewöhnlich feinen Diner müßte consequenter Weise die Dankbarkeit des Wagens in einem erhöhten, bei einem hinter den gerechten Erwartungen zurückgebliebenen umgekehrt der Groll desselben in einem verminderten Trinkgeld seinen Ausdruck finden. So darf man sagen: das Trinkgeld enthält die culinairische Censurnummer — wie

* Daß die Sitte keine ganz allgemeine ist, zeigt der Ort, an dem ich lebe (Stöttingen), wo man dieselbe nicht kennt und einzig darin ist, dieselbe nicht auskommen zu lassen.

die Speisen und die Getränke, so die Nummer. Eine Hausfrau, die indiscrct genug wäre, den Schmeier, der diese Schlussscene der Gesellschaft ihren Blicken entzieht, zu lästern, könnte die ihr ertheilte Cenjurnummer in Erfahrung bringen, und der Gast hätte es in seiner Hand, ihr durch das Trinkgeld eine Schmeichelei oder eine Grobheit zu sagen.

Unter allen Gestaltungen des Trinkgeldes enthält diese in meinen Augen die größte Verirrung, sie bezeichnet den äußersten Culminationspunkt des Widersinnigen, zu dem sich das Trinkgeld vertiegt hat. Wie sich diese Unsitte gebildet, ob auf secundärem Wege durch Uebertragung des geschäftlichen Trinkgeldes auf das gesellige Leben oder originär auf dem Boden des letzteren, vermag ich nicht zu bestimmen, kurzum sie ist da. Aber ihre Existenz hält mich nicht ab, sie als eine wahre Deformität unseres geselligen Lebens zu kennzeichnen. Sie enthält einen flagranten Widerspruch gegen die Idee des letzteren: die Gastfreundschaft, und es ist dies ein eigenthümlicher Vorwurf, der sich bei dieser dritten Art des Trinkgeldes zu denjenigen, welche wir gegen die zweite Art desselben erhoben haben, noch hinzugesellt. Letztere bewegt sich auf einem Boden, der einmal dem Gelbe angehört; dem des geschäftlichen Verkehrs; es bildet keinen Widerspruch zu dem eigenthümlichen Princip desselben, es fügt zu dem Preise, den man ohnehin zu zahlen hat, nur noch einen Zuschlag hinzu. Aber der Grundzug der Gastfreundschaft besteht eben darin, daß der Wirth die Kosten derselben bestreitet; es ist ein Verstoß gegen die Idee derselben, wenn der Gast im Hause desselben den Geldbeutel ziehen muß. Dies gilt wie in Bezug auf die Verstreitung aller sonstigen Ankosten der Bewirthung, so auch in Bezug auf die Bedienung. Angenommen, daß der Dienerschaft dafür außer ihrem regulären Lohn noch eine besondere Vergütung zu gewähren wäre, so würde es Sache des Wirthes sein, dies zu thun, wie es denn in der That von manchen Herrschaften geschieht. Es gehört die durch die Macht der Gewohnheit bewirkte Abstumpfung des feinen Gefühls dazu, um das Verletzende und Anstößige der Unsitte nicht zu fühlen und nicht zu befechtigen — wer sie

nicht dulden will, hat die Mittel in Händen, ihr wenigstens das eigene Haus zu verschließen (s. u.).

Abgesehen von diesem Charakterzug der socialen Anstößigkeit gilt von dem geselligen Trinkgeld daselbe wie von dem geschäftlichen. Insbesondere trifft diese Uebereinstimmung auch für das oft schreiende Mißverhältniß zwischen der Vergütung und der Dienstleistung und für die Kostspieligkeit zu. An Orten, wo ein hoher Satz für Trinkgelder üblich ist, erreichen letztere in Häusern mit einer ausgedehnten und glänzenden Geselligkeit nicht selten eine ganz exorbitante Höhe; der Ertrag eines einzigen Diners an Trinkgeldern beziffert sich hier oft auf hundert Mark und darüber, eine Summe, für welche andere Personen desselben Standes wochenlang arbeiten müssen! Der Satz für das einzelne Trinkgeld ist hier in einer ganz unnatürlichen Weise in die Höhe gehraubt, er läßt das Gasthofstrinkgeld noch weit hinter sich. So erklärt es sich, daß der Jahresbeitrag an Trinkgeldern bei einer ausgedehnten Geselligkeit eine Höhe erreichen kann, die sich mit dem Budget eines mäßig bemittelten Mannes nicht mehr verträgt. Ich erinnere mich der Mittheilung eines pensionirten höheren Offiziers, der an einem dieser Orte lebte, daß er nicht in der Lage sei, an dem geselligen Verkehr derjenigen Kreise, auf die er seiner Stellung nach angewiesen war, Theil zu nehmen, weil die hohen Trinkgelder für ihn unerschwinglich seien. Das Trinkgeld als Hemmniß des geselligen Verkehrs! — in der That eine schöne Frucht, mit der es die Gesellschaft beschenkt hat! Es ist der Fluch, den der minder Begüterte und ordentliche Mann von einer Unsitte entgegennehmen muß, die der Reiche und der Verschwendler sich auf ihren Leib zugeschnitten haben.

* * *

Ich fasse jetzt noch eine Seite des Trinkgeldwesens ins Auge, die der zweiten und dritten Art gemeinsam ist: die moralische Einwirkung des Trinkgeldes auf den Empfänger. Ich würde auf letztere vielleicht gar nicht aufmerksam geworden sein, wenn nicht der Zufall mir zu Hülfe gekommen wäre und mir Beobachtungen

ermöglicht hätte, die mir im regulären Lauf der Dinge nicht zu Theil geworden wären.

Vor mehreren Jahren hatte ich bei meinem Aufenthalt in einem der ersten deutschen Luxusbäder in einem dortigen Kaffeehaus Wohnung genommen. Das Leben dauerte in demselben bis in die tiefe Nacht hinein. Es frappirte mich, daß es in einem Bade Gäste gab, welche die Nacht zum Tage machten, und ich erfuhr auf mein Befragen, daß es allerdings nicht Badegäste seien, welche sich diese Excesse erlaubten, sondern Einheimische und zwar die Aristokratie der Reiknerwelt: die Oberkellner aus den vornehmsten Gasthöfen. Des Abends, wenn die Gäste zu Bett gegangen sind, fängt für sie der Tag erst an. Zeit spielen sie den Herrn, und sie lassen es an dem, was dazu gehört, nicht fehlen. Gewöhnlicher Wein ist für sie zu gemein, Champagner muß es sein, und er fließt in Strömen; ein Hazardspiel sorgt für angemessene Unterhaltung, das Geld rollt und die Organe dehnen sich oft bis zum frühen Morgen aus.

Die Sache gab mir zu denken. Ich fand es begreiflich, daß Leute, die den ganzen Tag in angepannter Thätigkeit verharret hatten, des Abends nach vollendetem Tagewerk das Bedürfniß der Erholung empfanden, und ich konnte es ebenfalls verstehen, daß sie, die — um die Wendung aus dem Wettlauf des Zwinegels und des Hahnen auf der Bugtehuder Haide zu benutzen — ebenfalls „in ihrer Weise vornehme Herren“ sind, dem Drange nachgeben, ihre bei Tage minder durchführbaren Ansprüche darauf des Nachts zur Geltung zu bringen und das Beispiel der großen Herren, die sie des Tags bedient haben, nachzuahmen. Aber diese Erwägung schien mir doch nicht ausreichend zu sein, den unverhältnißmäßigen, von den Gewohnheiten der Gesellschaftskreise, denen sie angehören, so weit abliegenden Aufwand, den sie sich zu dem Zweck erlaubten, zu erklären, und ich fand keinen anderen Erklärungsgrund als die Eigenthümlichkeit und Reichhaltigkeit der Einnahmequelle, aus der sie denselben bestritten: das Trinkgeld. Wenn ungewöhnliche Verhältnisse es bewirken, daß der Satz, den der Verkehr sonst für Leistungen gewisser Art zur Anwendung

bringt, ausnahmsweise in ganz exorbitanter Weise überschritten wird, so muß das auf das Subject, das davon den Vortheil zieht, wenn es nicht eine große Charakterfestigkeit entgegenzusetzen hat, nothwendigerweise einen ungünstigen Einfluß äußern: das ökonomische Gleichgewicht wird gestört, der Maßstab für den Werth des Geldes verschoben, die Verschwendungssucht findet das Thor offen. Als in Wien beim Bau des Ausstellungsgebäudes für die Weltausstellung der Tagelohn für einige Gewerke eine nie dagewesene schwindelhafte Höhe erreichte, tranken manche Arbeitsleute Champagner, und der blaue Montag dauerte tagelang. Der schwindelhafte Preis hatte sie selber schwindelig gemacht, sie hatten ihren Halt, der auf dem richtigen Verhältnis zwischen Lohn und Arbeit beruhte, gänzlich verloren, der Lohn trug für sie nicht mehr den Charakter des Lohnes, sondern eines Spielgewinnes an sich — es charakterisirte den Spielgewinn, daß er regelmäßig ebenso leicht dahingeht, wie er gekommen ist. Dieselbe Beobachtung hatte ich früher in Bezug auf die Landwirthe eines gewissen deutschen Landdistricts gemacht, als infolge allgemeinen Mißwachses, von dem bloß ihre Gegend verschont geblieben, die Kornpreise rapid gestiegen waren — sie wußten nicht mehr, wo sie mit dem Gelde, das in ihre Taschen strömte, bleiben sollten. Der gewöhnliche Champagner war ihnen noch nicht theuer genug, und der Wirth sah sich genöthigt, um ihren Wünschen nachzukommen, den theuersten Champagner zu trinken, den es überhaupt gebe, irgend eine seiner Sorten zu einem ganz exorbitanten Preis anzusetzen. Beim Goldschmied ließen sie sich goldene Theelöffel machen. Es war der Uebermuth des ökonomischen Größenwahns, ökonomisches Delirium, ökonomische Tobsucht — es wurden Flaschen Champagner an die Wand geworfen! Eine normale Einnahme, d. h. eine solche, welche der allgemein hergebrachten Norm des Verkehrs entspricht, hat, selbst wenn sie noch so hoch ist, für den Menschen nichts Bedrohliches; er kann sich sagen, daß er sie durch seine Arbeit oder sein Capital regelrecht verdient hat. Bedrohlich ist nur derjenige Erwerb, der sich außerhalb der Bahnen des normalen Verkehrs bewegt,

bei dem der Gewinn, den er abwirft, in keinem Verhältniß steht zu dem Einfluß, durch den er erzielt wird: der excentrische, wie ich ihn nennen möchte. Dem excentrischen Charakter des Erwerbs entspricht hier regelmäßig der seiner Verwendung. Bei einem armen Mann, der durch Zufall, z. B. Gewinn in der Lotterie, oder eine reiche Erbschaft plötzlich in den Besitz eines Vermögens gelangt, hält sich dasselbe in der Regel nicht lange, ihm schwindelt — dem Dachbeder schwindelt nicht, er ist die Höhe gewohnt.

Ich mache davon die Anwendung auf das Trinkgeld. Wenn dasselbe eine mäßige Höhe nicht übersteigt, mögen die nachtheiligen Folgen, die ich hier ausgeführt habe, allerdings nicht zu besorgen stehen, wenigstens fehlt mir jeder Anhaltspunkt dafür. Dagegen glaube ich dieselben in zwei Fällen constatiren zu können, wo für die Einnahme aus den Trinkgeldern die obige Bezeichnung eines excentrischen Erwerbs zutrifft. Der erste ist der oben genannte. Wenn eine Menschenclasse für eine kleine Mißverwaltung, die weder körperliche Anstrengung noch ungewöhnliche Geschicklichkeit erfordert, wie es bei einem Oberkellner in Bezug auf die Aufnahme und Ueberreichung einer Wirthshausrechnung und die Annahme des Betrages der Fall ist, eine Vergütung erhält, die den ökonomischen Werth derselben ins Ungemeffene übersteigt, so muß dies nothwendigerweise den Maßstab für den Werth des Geldes, der auf dem Gleichgewicht zwischen der Leistung und ihrem Aequivalent beruht, vollständig verschieben und jenen ökonomischen Größenwahn, wie ich ihn oben nannte, hervorrufen, der durch maßlose Ausgaben Auslaß sucht. Der Aufwand dient hier nicht der bloßen Genußsucht mehr, sondern der Eitelkeit: der Mann kann etwas draufgehen lassen. Die Mittel dazu sind ja vorhanden, was liegt an dem Gelde, das mit vollen Händen ausgestreut wird? Der morgende Tag bringt es in Masse wieder!

Das zweite Beispiel glaube ich in den Bedienten der großen Städte gefunden zu haben. In vornehmen Häusern mit ausgebreiteter Geselligkeit bildet, wie oben bemerkt ward, das Trinkgeld für sie eine Einnahmequelle von ganz enormer Ergiebigkeit, und der Einfluß, den dasselbe

auf sie äußert, ist ganz derselbe wie im obigen Fall. Auch sie spielen, wenn sie unter sich sind, den großen Herrn, sie copiren ihre Herrschaft, sogar bis zu dem Grade, daß sie deren Namen annehmen — man hört hier die Namen der höchsten Aristokratie —, sie machen in noblen Passionen: in Hazardspiel, Vällen zc. Die Strafe für die Gesellschaftskreie, welche diesen Unfug durch das maßlose Hinaufschrauben der Trinkgelde genährt haben, ist denn freilich auch nicht ausgeblieben, sie besteht in der sittlichen Verwilderung dieser Menschenclasse: ihrer Unzuverlässigkeit, Unehrllichkeit, Unbotmäßigkeit, Faulheit, über die man in großen Städten so oft klagen hört — wer einem Bedienten die Mittel giebt, den großen Herrn zu spielen, hat es sich selber zuzuschreiben, wenn derselbe als Bedienter nicht mehr brauchbar ist.

Ich darf die Schilderung, die ich im Bisherigen von den verderblichen Wirkungen des Trinkgeldes entworfen habe, nicht in dieser Gestalt in die Welt gehen lassen, ich muß ihr eine Verwahrung hinzufügen, die mich gegen den Vorwurf der Uebertreibung und gegen die allerdings nicht sehr wahrscheinliche Gefahr, Proteste von Oberkellnern und Bedienten gewärtigen zu müssen, sicherstellt. Ich erkläre also hiermit feierlich, daß meine Meinung nicht dahin geht, als ob jeder Oberkellner und jeder Bediente in einem vornehmen Hause dazu verdammt wäre, meine Behauptung zu bewahrheiten, ich zweifle vielmehr nicht daran, daß es unter ihnen neben den rändigen Schafen auch Mustereemplare giebt, für die das Bild, das ich im Bisherigen entworfen habe, in keiner Weise zutrifft. Meine Behauptung ist nicht darauf gestellt, daß jene Wirkungen schlechthin eintreten müssen, sondern daß in denjenigen Fällen, wo jene Ausschreitungen wirklich stattfinden, neben der menschlichen Schwäche: Genußsucht, Eitelkeit, auch die eigenthümliche Natur des Trinkgeldes als wesentlich wirkender Factor zur Erklärung mit heranzuziehen ist.

Andererseits aber sehe ich mich noch genöthigt, meine Behauptung über den moralisch ungünstigen Einfluß des Trinkgeldes zu erweitern.

Das Trinkgelberwesen ist in meinen Augen eine durch die Sitte organisirte Art der Bettelerei. Für eine Leistung, für welche derjenige, der sie erweist, entweder von demjenigen, in dessen Diensten er steht, bereits Zahlung erhalten hat oder für die er überhaupt keine entgegennehmen sollte, da ein anständiger Mensch sie unentgeltlich erweist, streckt er die Hand nach einer Vergütung aus; das heißt in meinen Augen betteln. Den Lohn kann man begehren, eine Freigebigkeit nicht, wer sie dennoch begehrt, ist Bettler — auf das Kleid kommt es dabei nicht an, es giebt Bettler in Sammt und Seide, die geheime Geschichte der Orden könnte davon viel berichten. Jeder Bettel aber setzt innere und äußere Demüthigung voraus; der sich seines Werthes bewußte Mann bettelt nicht. Das Betteln, in welcher Form es auch geübt werde, thut daher dem richtigen Stolz, von dem jeder ordentliche Mann, auch der geringste, besetzt sein soll, Abbruch, und wenn es wie im Trinkgelberwesen zum System erhoben ist, übt es auf die ganze Gesellschaftsclasse, bei der es besteht, einen moralisch deprimirenden Einfluß aus. Es setzt an die Stelle der sittlich heilsamen Wirkung des Lohnes, welcher dem Manne die Befriedigung gewährt, ihn durch Arbeit verdient zu haben, der sein Rechtsgefühl stärkt und seinen Arbeitstrieb aregt, die verderbliche Wirkung eines Mittelbingses zwischen Lohn, Geschenk, Almosen, das weder den Rechtsfertigungsgrund des ersten: die Arbeit, noch den des zweiten: das Wohlwollen, noch den des dritten: die Bedürftigkeit, für sich anführen kann — eine Zwitterbildung, bei welcher der oben nachgewiesene unlautere Ursprung, dem sie auf Seiten der höheren Classen ihre Entstehung verdankt, sich fortsetzt in den Untugenden, die daraus bei den niederen Classen hervorgehen: knechtische Gesinnung, sagen wir offen: Bettlersinn, Habgier, falsche berechnete Freundlichkeit, welche in ihr gerades Gegentheil umschlägt, wenn sie sich in ihren Erwartungen getäuscht sieht, und die eben darum, weil sie eine Prämie verlangt, die wahre nicht aufkommen läßt. (Hohendorff bezeichnet sie treffend als Creditgeschäft.) Ich freue mich, auch hier auf die Zustimmung dieses Schriftstellers Bezug neh-

men zu können, welcher der Ueberzeugung ist, daß „durch das Trinkgelberwesen der Moralität der unteren Classe nicht wenig geschadet werde“.

Ist der Gesichtspunkt, den ich hier aufgestellt habe, der richtige, so werden wir die Beseitigung des Trinkgelberwesens als eine Aufgabe der nationalen Pädagogik bezeichnen dürfen, zu der Jeder, der es mit dem Wohle des Volkes ernst meint, seine Hand bieten sollte. Unter diesem Gesichtspunkt erfaßt, handelt es sich dabei nicht um das Abthun eines Uebelstandes, den lediglich die höheren Classen empfinden, sondern eines solchen, der das ganze Volk berührt.

Es ist daher nicht bloß der Egoismus, welchen ich zum Kampf in die Schranken rufe, obgleich auch er allein schon volle Ursache hätte, den Kampf aufzunehmen, sondern zugleich und in erhöhtem Maße die völlig selbstlose, gemeinnützige Gesinnung, an die wir auch sonst stets appelliren, wo es gilt, socialen Schäden und Uebelständen Abhülfe zu gewähren. Der Egoismus hat das Trinkgelberwesen ins Leben gerufen, der Egoismus und die gemeinnützige Gesinnung mögen sich die Hand reichen, um es wieder auszurotten. Man werde nicht ein, daß dasselbe einmal zu fest eingewurzelt sei und daß der Einzelne nichts dagegen vermöge. Ich werde nachweisen, daß selbst der Einzelne im beschränkten Kreise demselben mit Erfolg entgegenzutreten kann, und was dem Einzelnen nicht möglich, vermögen Mehrere, die sich zu dem Zwecke verbinden, vermag ein Verein, vermag die Organisation des Widerstandes und Kampfes in Form der Association.

Ich werde im Folgenden den Operationsplan entwerfen, wie meiner Ansicht nach das Trinkgelberwesen in seinen zwei allein in Betracht kommenden Ausartungen: dem in Gasthöfen und öffentlichen Wirthschaften und dem Domestiken-trinkgeld, mit Aussicht auf Erfolg bekämpft werden kann. Die Vorschläge, die ich zu machen gedenke, bilden für mich nicht eine bloße Zugabe zu meinen bisherigen Erörterungen, welche ich zur Noth auch hätte weglassen können, sondern die

praktische Spitze meiner ganzen Kritik des Trinkgelderwesens, ohne welche ich gar nicht Lust und Stimmung gefunden hätte, an einen Gegenstand Zeit und Arbeit zu wenden, der dieselbe wissenschaftlich so wenig zu lohnen im Stande ist. Ein rein wissenschaftliches Interesse hat mich ursprünglich, wie oben bemerkt, auf denselben geführt: die Absicht, den Begriff der Lustite an einem concreten Beispiel zu veranschaulichen; aber das wissenschaftliche Interesse hat während der Arbeit mehr und mehr dem praktischen Platz gemacht, die Feder ward in meinen Händen unwillkürlich zur Lanze, die Kritik zum Angriff.

Ich gebe zunächst den Weg an, auf dem sich meiner Ueberzeugung nach das Trinkgeld in Gasthöfen, Restaurationen, Cafés u. s. w. mit Sicherheit beseitigen läßt. Derselbe ist im wirklichen Leben in Bezug auf das Gasthofstrinkgeld bereits vereinzelt beschritten worden und, wie ich mich kürzlich durch eigene Erfahrung überzeugt habe, mit durchschlagendem Erfolg. Er besteht darin, daß die Inhaber der Hotels ihren Leuten die Annahme von Trinkgeldern bei Strafe sofortiger Dienstentlassung und Verwirkung ihrer Lohnansprüche streng unterjagen, dieselben dagegen in Bezug auf den Lohn so stellen, daß sie der Trinkgelber entbehren können. Ich fand die Einrichtung, wie ich sie mir gedacht hatte, vor einiger Zeit auf einer Reise in der Schweiz in einem der ersten dortigen Hotels, dem bekannten „Schweizerhof“ in Luzern. Zu den Vorzügen, welche diesen Gasthof zu einer Musterwirthschaft stempeln, die ihresgleichen sucht, gehörte auch die Abwesenheit der beiden stehenden Posten auf den Wirthshausrechnungen, durch welche die Wirthe es verstanden haben, die Preise für die Wohnung in unnatürlicher Weise in die Höhe zu schrauben: Servis und Bougies; der Preis für Bedienung und Erluchtung war in dem für das Zimmer inbegriffen* und offenbar zu einem ganz mäßigen Preis berechnet.

* Auf den Rechnungsformularen findet sich die Notiz: M. M. les Etrangers sont priés de ne plus donner de pourboire aux employés de l'Hôtel. Tout le service dans l'intérieur de l'Hôtel ainsi que l'éclairage est compris dans le prix de l'appartement.

Die Einführung dieser Verbesserung ist vielleicht den Söhnen Albions zuzuschreiben, die hier dominiren und zu deren Verdiensten bekanntlich auch der civilisatorische Einfluß gehört, den sie auf die Gastwirthe des Continents ausüben haben. Welche Stellung sie zu der Trinkgelderfrage einnehmen, hatte ich bereits bei einem früheren Aufenthalt in der Schweiz Gelegenheit gewahr zu werden, wo ich in einer Pension von dem Wirth erfuhr, daß seine englischen Gäste auch bei längerem Aufenthalt nicht das geringste Trinkgeld zu zahlen pflegten — ein Rigorismus in der Durchführung der Contractsberechnung, vermöge deren die Bedienung in dem Pensionspreis inbegriffen war, für den ich damals noch nicht das richtige Verständniß gewonnen hatte, der mir aber doch zu denken gab. Ich bin jetzt geneigt, darin etwas von dem strengen Geßelichkeitssinn zu erblicken, der dieses Volk auszeichnet und der wie in großen so auch in kleinen Dingen sich bewährt. Die Schen und Aengstlichkeit, die, wenn wir aufrichtig sein wollen, für uns das regelmäßige Motiv bildet, selbst da Trinkgelber zu geben, wo sie im Gesamtpreis einbedungen sind, ist dem Engländer fremd, er hat den Muth, die bösen Blicke von Kellnern und Hausknechten zu ertragen. Doch um mich in den genannten Gasthof zurückzuverfügen, so hätte ein günstiges Geschick mich nicht besser führen können; mein Aufenthalt in ihm ward zu einer Trinkgelderstudie, das Seitenstück zu derjenigen, die mir kurz zuvor beschrieben gewesen war, als ich ein siebenfaches Trinkgeld hatte zahlen müssen; ich hatte gefunden, was ich suchte: den Gasthof ohne Trinkgelber, den Vogel Rhönig unter den Gasthöfen!

Das Trinkgeld war hier vollständig beseitigt. Keine noch so leise Andeutung, Anspielung, Pression von Seiten der Dienerschaft, jeder noch so versteckte Anlaß zum Geben desselben fern gehalten und dabei auf Seiten des gesammten Dienstpersonals eine musterhafte Dienstfertigkeit, Aufmerksamkeit, Höflichkeit.

Das genannte Beispiel* zeigt, daß die

* Von anderen Reisen habe ich später erfahren, daß die Einrichtung sich auch anderwärts findet. Zu Erinnerung habe ich behalten den „Schweizerhof“ in Reuhausen bei Schaffhausen, der nach den Be-

Beseitigung des Trinkgeldes sich praktisch durchführen läßt, wenn der Wirth nur den ernstesten Willen hat, was freilich die unerläßliche Voraussetzung ist. Es kommt darauf an, die Einrichtung zur allgemeinen zu machen, d. h. eine Pression auf die Wirthschaft auszuüben, sie zu adoptiren. Niemand vermag dies in dem Maße als die Verfaßter der Reisehandbücher; ihnen ist hier die Gelegenheit geboten, dem reisenden Publikum einen werthvollen Dienst zu erweisen und den Verdiensten, die sie sich bereits um dasselbe erworben haben, die Krone aufzusetzen. Ich gehe von der Voraussetzung aus, daß die meisten Reisenden einem Gasthose, in dem die Trinkgelder in obiger Weise effectiv beseitigt sind, bei sonstiger Gleichheit der Verhältnisse den Vorzug geben werden vor einem anderen, der an der bisherigen Unsitte festhält. Es bedürfte also bloß der Namhaftmachung der Gasthöfe der ersten Kategorie, um ihnen den Strom der Reisenden zuzuwenden und dadurch ihre widerwilligen Concurrenten zu zwingen, die Aenderung ebenfalls zu adoptiren. Läge es mir auf, ein Reisehandbuch oder von einem der vorhandenen eine neue Auflage zu verfaßten, so würde ich außer einem bestimmten Zeichen, das jedem derartigen Gasthof zugefügt werden müßte — ich würde als Symbol des von ihnen unternommenen Kampfes zwei gekreuzte Schwerter wählen! — noch ein zusammenfassendes Verzeichniß derselben anfertigen und an hervorragender Stelle des Buches, etwa am Anfang, abdrucken lassen. Dasselbe würde Wunder thun, die renitenten Wirthschaft dürften die Wirkung sehr bald empfinden. Zweifellos, daß dann viele von ihnen ebenfalls um Aufnahme in die Liste nachsuchten. Aber bedingungslos würde ich sie ihnen nicht gewähren, ich würde vielmehr zunächst eine Concession ihrerseits begehren, die scheinbar ohne erheblichen Belang, gleichwohl aber doch von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit ist, nämlich das Verschwinden des Postens

für Servis auf der Rechnung. Nicht um sie abzuhalten, diesen Posten in anderer Gestalt: als Aufschlag auf den Preis des Zimmers, in Anrechnung zu bringen, was Niemand ihnen verargen wird, sondern um dem Dienstpersonal den äußeren Anhalt für die Meinung zu entziehen, als gebühre das Servis eigentlich ihnen. Die Beibehaltung dieses Postens auf der Note würde das Personal unausgesetzt daran erinnern, daß es das ursprüngliche Trinkgeld ist, das die Wirthschaft ihnen entzogen haben. Jede Reminiscenz an den früheren Zustand aber muß verschwinden, und als letzte Spur des früheren Trinkgeldes auch die Berechnung eines besonderen Servis.

Außerdem würde ich noch den Vorbehalt machen, den ausgenommenen Namen unter Angabe des Grundes von der Liste zu streichen, wenn die Berichte der Reisenden über die thatsächliche Handhabung der nominell angenommenen Norm die Versicherung des Wirthes Lügen strafen. Ein Wirth, der das Trinkgeld in seinem Hause nicht dulden will, hat die Mittel in Händen, seinen Willen durchzusetzen, und Niemand als er ist dafür verantwortlich zu machen, wenn ihm dies nicht gelingt. Eine Notiz auf der Note: „Den Angestellten des Hauses ist das Annehmen von Trinkgeldern aufs strengste untersagt,“ ein angemessener Lohnsatz, welcher sie der Nothwendigkeit überhebt, das Manko durch Trinkgelder zu decken, die strenge Achtbarkeit auf ihr Benehmen den Reisenden gegenüber, die unachtsichtige Verhängung der für den Fall der Uebertretung des Verbots im Voraus angebotenen Nachtheile — und die Sache ist abgemacht.

Bis zur Abschaffung der Trinkgelder in den öffentlichen Erholungslocalen verfechten sich meine Pläne zur Zeit noch nicht. Wenn erst die Gasthöfe von Trinkgeldern gereinigt sind, wird auch wohl ihre Stunde geschlagen haben, und im Geiste sehe ich schon den speculativen Kopf vorans, der durch öffentliche Bekanntmachung und Aufschlag in seinem Local dem Publikum die Mittheilung macht: „Zu meiner Wirthschaft wird fortan kein Trinkgeld mehr entrichtet, die Annahme desselben ist der Dienerschaft aufs strengste untersagt“ — er würde sicherlich, wenn

richten, die ich darüber erhielt, seines Namensoetters in Luzern in jeder Weise würdig sein soll und für den ich im Interesse der Propaganda für meine Idee hiermit ebenso wie für lekturer Reclame meine Wünsche ich mehrere, ich käme in Verjudung. Bester Concurrenz zu machen und eine vollständige Liste dieser Gasthöfe neuen Etills mitzutheilen.

er es sonst an dem Nöthigen nicht fehlen ließe, großen Zulauf haben!

Ich wende mich dem Domestikentrinkgeld zu. Die Beseitigung desselben mag mit großen Schwierigkeiten verbunden sein, und ich unterschätze sie nicht, aber ich halte sie nicht für unüberwindlich; auch hier kommt es nur auf entschlossenen Willen an, dem Unfug ein Ende zu machen. Dazu bietet sich zunächst Jedem in seinem eigenen Hause Gelegenheit, er untersage dem Gesinde die Annahme der Trinkgelder, indem er demselben einen Zuschlag zum Lohn gewährt, dessen es im Fall der Uebertretung verlustig geht.

Ein weiterer Schritt wäre dann der, daß er diejenigen Familien, mit denen er verkehrt, für diese Einrichtung zu gewinnen suchte, womit sich denn als selbstverständliche Konsequenz die Verabredung verbände, in ihren Häusern gegenseitig kein Trinkgeld zu geben. Ich verhehle mir nicht, daß die Durchführung dieser Maßregel das Verhältniß eines intimen Verkehrs zur Voraussetzung hat, also nur innerhalb engerer Kreise Aussicht auf Verwirklichung hat, bei einer Geselligkeit im größeren Maßstabe würde eine derartige persönliche Conspiration gegen das Trinkgeldeumwesen sich durch die Verhältnisse von selber ausschließen. Aber sie glaube ich durch ein anderes Mittel ersetzen zu können. Es ist die Bildung eines Vereins, welcher den angegebenen Zweck verfolgt, aber mit diesem negativen Zweck zugleich den positiven der Unterstützung hilflosbedürftiger Dienstboten verbindet. Ich würde die Statuten desselben in vier Paragraphen bringen können. § 1: Jedes Mitglied des Vereins verpflichtet sich, fortan in Gesellschaften kein Trinkgeld mehr zu entrichten. § 2: Statt dessen vielmehr einen jährlichen, dem eigenen billigen Ermessen zu überlassenden Beitrag an die Vereinskasse zu zahlen. § 3: Der Beitrag wird zur Unterstützung hilflosbedürftiger Dienstboten verwandt. § 4: Die Liste der Mitglieder wird öffentlich bekannt gemacht. Die Entrichtung des Beitrages würde documentiren, daß es den Mitgliedern nicht um Erspahrung, sagen wir vom Stand-

punkt der Dienstboten aus: Unterschlagung des Trinkgeldes, sondern um richtigere Verwendung desselben zu thun ist; sie würden damit sowohl vor sich selber als in den Augen des Publikums diesen Schritt rechtfertigen, und die Gemeinamkeit desselben und die dem Verein gegenüber übernommene Verpflichtung, kurz die Deckung durch den Verein würde auch den ängstlicheren Naturen den Muth geben, ihren Voratz auszuführen. Es wäre eine Ablösung des Trinkgeldes mittelst Selbstbesteuerung, das Loskaufen eines lästigen Jolles nach Art von dem des Sundzollens und der Fußzölle — die Passage aus der Gesellschaft würde damit frei!

Statt des moralisch-verderblichen Einflusses würde das Trinkgeld fortan Segen stiften, und die dienende Classe, die im Anfang nur die für sie nachtheiligen Wirkungen der Neuerung zu verspüren hätte, würde im Laufe der Zeit, wenn die heilsamen zu Tage träten, nicht anstehen, sich mit derselben zu befreunden.

Ob die hier gemachten Vorschläge Aussicht auf Verwirklichung haben? Man giebt uns Deutschen Schuld, daß wir einen Stein im Wege, an dem wir uns stoßen, ruhig liegen lassen — Jeder verwünsche ihn, aber Niemand nähme sich die Mühe, ihn aus dem Wege zu räumen oder, wenn er für ihn allein zu schwer sei, Andere zur Hülfe herbeizuziehen. Das Trinkgeldeumwesen ist ein solcher Stein, Jeder klagt über ihn, aber Jeder läßt ihn liegen. Der Vorwurf, den wir gegen den Stein erheben, richtet sich gegen uns selber; wer eine Unsitte bloß verwünscht, anstatt für seinen Theil mitzuwirken, sie zu beseitigen, klagt sich selber an — für das Bestehen einer Unsitte ist Jeder, der nicht den Muth hat, ihr entgegenzutreten, selber mit verantwortlich, Niemand hat das Recht, sich über sie zu beklagen, als derjenige, der sich das Zeugniß ausstellen kann, seinerseits Alles gethan zu haben, was in seinen Kräften stand, um ihr ein Ende zu machen. Jeder meiner Leser kann sich damit in Bezug auf das Trinkgeldeumwesen sein eigenes Urtheil sprechen.





Die Dolomiten und ihre Bewohner.

Von

Otto Speyer.

Es ist eine hundertfach durch Märchen und Sage veranschaulichte Wahrheit, daß, wer in einer Gattung von Gegenständen das Schönste gesehen, in einer Gattung von Genüssen das Höchste gekostet, für das Geringere unempfänglich wird und sich in Sehnsucht nach dem einmal verwirklichten Ideal verzehrt, dem Affassinen gleich, dem der Alte vom Berge in seinem Traumschlaf die Houris des Paradieses gezeigt hatte. Wen ein unirdisches Wesen geliebt, den kann keine irdische Liebe mehr befriedigen, wer einmal den Himmel offen gesehen und das Leben der Seligen mitgelebt, für den ist jede Erdenfreude schal und nichtig. Etwas Ähnliches geht mit dem vor, der zum ersten Male die Alpen geschaut hat und in ihr Inneres eingedrungen ist. Die Herrlichkeiten der Mittelgebirge, die er früher bewundert, von den heimischen Hügeln bis zu den hochragenden Gipfeln des Schwarzwaldes und des Riesengebirges haben ihre Anziehungskraft für ihn verloren. Er mag ihre Schönheiten und Vorzüge noch so sehr anerkennen: sie vermögen nicht mehr wie die Wunder des Hochgebirges sein tiefstes Innere zu bewegen. Aber ich bin fünfzehn Mal von dem heimatlichen Mitteldeutschland her den Alpen zugefahren, und nicht einmal habe ich die gigantischen Gestalten über der bayerischen Ebene, dem schweizerischen oder österreichischen Hügellande aufsteigen

sehen, ohne daß mir das tiefste Herz erregt ward.

Worin liegt dieser wunderbare Zauber? Ohne Zweifel ist es der Eindruck des Erhabenen, des für den Bewohner des Flach- und Hügellandes fast unirdisch Erscheinenden, das ihn hervorruft. Wenn dieser Eindruck bei den der Centralkette vorgelagerten nördlichen Kalkalpen besonders auf dem Contrast der kühn, hoch und prallig aufsteigenden Berggestalten mit der Ebene selbst beruht, von der aus der Ankömmling sie gleich scharf unrisseuen Wolkengebilden am Horizont erblickt, so imponiren ihm, wenn er sie überfliegen, die in sanfteren Linien sich erhebenden Centralalpen durch die weitverbreitete Schneedecke ihrer hohen Klämme und zumal durch die reine Kegelform ihrer Gipfel, die sich in stekentloser Weise hoch, gleichsam endlos in den blauen Aether hinaufstrecken oder gar, über die weitverbreitete Wolkendecke emporragend, inselgleich auf derselben zu schwimmen scheinen. Für denjenigen aber, der, ihre hohen Pässe überschreitend, die steilen Südhänge hinabsteigt, gefeßt sich ein neuer Reiz hinzu. Am Fuße des Berges, wo er steht, erblickt er mächtige Edelkastanien und Wallnußbäume; Wein und Feigen gedeihen an den warmen Thalgehängen. Ueber dem helleren Grün des Laubholzes, der Buche, Eiche und des Ahorns erscheint der breite dunkle Gürtel des Nadelwaldes, zwischen und über dem die grünen, mit weißen

und braunen Häuschchen besäeten Matten in einem Glauze leuchten, wie ihn unsere Weiden und Wiesen kaum je erreichen, bis die letzten Tannen, die wie kühne Stürmer einzeln die steilen Hänge hinaufkletterten, verschwinden und über dem düsteren Aftgewirr der Felsföhren auch das Grün der Almen verblaßt und sich endlich in der starren Felswildniß verliert, in deren Klüften die blauen Eisströme herabziehen und über denen der Schneemantel dieser Vergesfönige in ewig unbestekter Schöne leuchtet. Ein Blick von üppigen südlichen Baum- und Blüthenformen bis wo die letzte Spur alles Lebens im ewigen Froste erstarrt!

Als ich vor mehr als dreißig Jahren zuerst die Schweiz besuchte, waren die südlichen Walliser Thäler noch nicht für die Touristen entdeckt — wer kannte die Namen Zermatt, Zinal, Evolena? Ebenso war es in Tirol: welcher Tourist überstieg den Brenner anders, als um nach Italien zu gehen oder um in der wunderbar milden Luft von Bozen und Meran zu gesunden? Wer dachte an Vergnügungsreisen im Rons- und Sulzberg oder gar in dem starrenden Felsgewirr der südlichen Kalkalpen ostwärts von Etich und Eisack?

Jetzt ist das anders geworden. Die Eisenbahnen führen nicht nur bis an den Fuß der Alpen, sondern tief in ihr Inneres hinein, ja an vier Punkten sind ihre Hochrüden selbst schon überschient oder durchbohrt. Naturgemäß wächst von Jahr zu Jahr die Zahl der Hochgebirgsfahrer, und vor ihnen ebnen sich nicht nur die früher so unwegsamen Saumpfade und Fochsteige: auch die Gasthäuser wachsen scheinbar aus der Erde hervor, in wilden Schluchten wie auf öden Fakhöhen und eisigen Gipfeln; die Alpenclubs aller Länder wetteifern mit einander, nicht nur die schwierigsten Pässe zu überklettern, die steilsten Fels- und Schneegipfel zu erklimmen: sie sorgen auch durch ihre wohlausgestatteten Clubhütten für die Bergsteiger, durch gebahnte Wege zu den höheren Aussichtspunkten für schwächere oder bequemere Touristen. So bringen diese in von Jahr zu Jahr mächtiger anschwellenden Scharen bis in die verborgensten Winkel des Gebirges; schon ist kein Hochthal unzugänglich genug, um nicht durchsichtig, keine Felsnadel senk-

recht, kein Eisgipfel gepanzert genug, um nicht von den Pionieren der Alpenclubs erklimmen zu werden.

Die Motive der kühnen, oft tollkühnen Wagemfahrten sind mannigfaltiger Art. Da sind die Männer der Wissenschaft, die ihrem hohen Vorbilde, dem Genfer Sauffure, der vor fast einem Jahrhundert zuerst den bis dahin für unerreichbar gehaltenen Gipfel des Montblanc erklimm, nachzueifernd, mit unfäglicher Mühe ihre Instrumente und Apparate über Felsen, Eishänge und steile Schneehalden hinaufschleppend und in der eisigen Luft, vor Kälte zitternd, ihre Beobachtungen anstellen; da sind die Mitglieder der Alpenvereine, die von Ehrgeiz und Lust an gefährlichen und mühseligen Unternehmungen getrieben werden, ohne sich durch wiederholt vergebliche Anstrengungen oder die blutigen Spuren verunglückter Vorgänger abschrecken zu lassen, um als die ersten Besteiger jungfräulicher Hochgipfel ihre Namen in der Vereinszeitschrift gepriesen zu sehen. Selten nur ist es die Schönheit der Aussicht, was sie hinauflockt. Das ungeheure Panorama, welches sich vor ihnen enthüllt, ist ohne Zweifel eindrucksvoll und ergreifend; aber von einer malerischen Wirkung kann in der Regel keine Rede sein, wo kein Rahmen des Bildes mehr vorhanden ist, wo Alles in wildem Gewirr der Linien bunt durch einander zu ihren Füßen liegt oder in Nebel und Dunst der Ferne zerfließt. „Auf solche Gipfel,“ sagt einer der geübtesten und furchtlosesten Bergsteiger, „steigt man nicht um der Aussicht willen; man geht, weil man glaubt, durch die großartigen Einzelheiten in den Felsen entschädigt zu werden; vielleicht, um ein Problem zu lösen; vielleicht auch, weil man Genugthuung empfindet, Schwierigkeiten zu besiegen, eine Finne zu betreten, auf der vorher Niemand war und nachher Wenige sein werden.“

Ein anderer noch berühmterer Bergfahrer, der dem Publikum als Afrika-reisender bekannte Paul Gießfeldt, giebt nach seinen langjährigen Erfahrungen genaue Anweisungen für das Wandern im Hochgebirge.** Aber kein Unterricht nützt hier

* Paul Grohmann: Wanderungen in den Dolomiten, S. 58. Wien 1877.

** Zeitschrift des deutsch-österreichischen Alpenvereins. Jahrgang 1881. Heft 1, S. 73 ff.

dem, der nicht eiserne Nerven und Sehnen, voll ausdauernder Kraft, vollkommene Schwindelfreiheit und ein scharfes Auge besitzt und unerrockenste Kühnheit mit höchster Vorsicht zu verbinden versteht.

Um den Lesern eine Vorstellung von den Gefahren und Schwierigkeiten zu geben, welche der erste Eroberer eines nie erreichten Gipfels in der Regel zu überwinden hat, führe ich eine Stelle aus dem Berichte G. Merzbacher's aus München an, dem es nach fünfzehn vergeblichen Versuchen, die seine Vorgänger, und einem

ging es nun leicht; bald aber zeigten sich die Felsen so brüchig und mürbe, wie es mir noch nicht vorgekommen ist. Wo man nur anrührte, bröckelte es los, und poternd stürzten Felsblöcke und Schutt unter unseren Füßen in die Tiefe. Geradezu unheimlich war das Emporklimmen an diesen morschen, jedem Handgriff weichen Felsen; das in den Fugen und Rinnen liegende Geröll wurde mit jedem Schritt in Bewegung gesetzt, den Nachfolgenden stets aufs schwerste bedrohend. Jeder Handgriff mußte oft drei- auch viermal



Der Langkofel von St. Jakob aus.

folchen, den er selbst gemacht, endlich gelang, die Spitze des 3190 m hohen Mont Bernel in der Marmoladagruppe, dem höchsten Gebirgskopf der Dolomiten, zu erreichen.

Am 8. Juli brach er mit einem Reisegefährten und zwei Führern um drei Uhr Morgens von Conpitello im Fassathale auf; um elf Uhr hatten sie den Bernelgletscher überschritten, und die eigentliche Kletterei begann:

„Schon die unterste, am Gletscher anfangende Wand trockte und wollte keinen Halt bieten. Da stieg Bernard auf meine Schultern und erreichte so einen festen Punkt, an dem er sich emporzog und mir nachhelfen konnte. Eine kurze Strecke

geändert werden, bevor man ihm die Last des Körpers anvertrauen konnte, und jede Ausbiegung einer Felsplatte, jedes vorspringende Felsstück jedes Nachfolgenden als Deckung dienen gegen den massenhaften Schutt, den die Eristen ablösten. Wir vermeinten nicht durchzukommen, um so mehr, als die Haltunkte immer seltener, der Vertiefungen in den Felsen immer weniger wurden; allein ein Blick nach oben zeigte die Spitze in verlockender Nähe. Dieser Anblick belebte den Muth von Neuem und ließ jede Gefahr vergessen, so daß wir auch diese letzte schwierige Partie überwandern und um 12 Uhr 45 Minuten den äußerst schmalen, zerrissenen und schneidigen Grat erreichten.

Seine Ueberschreitung bietet bei Schwindelfreiheit und Vorsicht keine besonderen Schwierigkeiten; doch gerade gegen die Spitze hin wollte der Berg noch seine schlimmste Laune zeigen, indem der Grat hier nur aus ganz jäh abfallenden, vollständig glatten Platten besteht, auf denen für den Fuß kein Halt war. Es blieb nichts Anderes übrig, als sich niederzulassen und rittlings die schlechteste Stelle zu passiren. Endlich um ein Uhr war der Gipfel besetzt, und triumphirend standen wir auf der höchsten Spitze.“*

Der Rückweg durch eine steile Schneerinne bot nicht minder große Schwierigkeiten und Gefahren anderer Art; auch sie wurden endlich nach ungläublichen Anstrengungen glücklich überwunden, und erst in tiefer Nacht nach zwanzigstündiger Wanderung langten die kühnen Bergfahrer wieder in Compitello an.

Die Marmoladagruppe, zu der der Mont Bernel gehört, bildet fast das Centrum und die höchste Erhebung jener weitgedehnten wunderbaren Hochgebirgslandschaft, die in den Alpen nirgends ihres Gleichen hat und neuerdings unter dem Namen der „Dolomiten“ auch dem norddeutschen Touristen bekannt geworden ist. Man begreift darunter jenen Theil der südlichen Kalkalpen, der, westlich von Eisack und Etich, nördlich vom Pusterthal, östlich vom Seggenbach und der Piave, südlich vom Suganathal und der von Trient nach Feltre führenden Straße begrenzt, auch wohl unter dem Namen der Fassauer und Ampezzaner Alpen zusammengefaßt wird. Noch vor etwa zwanzig Jahren war das Innere dieses weiten Gebietes eine terra incognita, obwohl seit uralten Zeiten zwei große Völkerstraßen längs seiner Grenzen herführen, während eine dritte, die schon vor mehr als anderthalb Jahrtausenden als Verbindungslinie zwischen Aquileja und der alten Römerstadt Aguntum im Pusterthale diente, dasselbe viele Meilen lang von Nord nach Süd durchschneidet. Wohl hatte mancher Italienfahrer von der großen Straße aus, die Mailand mit Venedig verbindet, zumal von Vicenza her und selbst von dem Marcusthurm der Lagunen-

stadt das Gewimmel phantastisch gestalteter Gipfel und Felszacken geschaut; wohl hatten diejenigen, welche die Brennerstraße nach Welschland hinabführten, von dem Thalleffel von Bozen aus die hellgelben zackigen Klippenvände des Rosengartens, des Schlerns und der Roßzähne, die sich über den Kastanienwäldern und Matten wie phantastische Märchengestalten erheben, angestaunt und die wenigen Alpenfahrer, die ihr Weg durch das Pusterthal führte, von dem Toblacher Kreuze aus den klaffenden Riß in der südlichen Gebirgswand, ein zu beiden Seiten von riesigen grauen Hüttern bewachtes Felsenthor, bewundert; aber die zahllosen Felsgipfel des Innern waren noch unbestiegen, die grünen verborgenen Hochthäler nur ihren wenigen Bewohnern bekannt. Nur einzelne Männer der Wissenschaft, wie Alexander v. Humboldt und Leopold v. Buch, hatten, gelockt von dem allmählich bekannt werdenden Reichthum an interessanten geognostischen Bildungen, an Mineralien, Petrefacten und seltenen Pflanzen die Seißer Alp mit ihren dolomitischen Grenzvächern, das Fassathal und theilweise auch die Höhen von St. Cassian durchforscht. Erst als die Erbauung der Pusterthalbahn es gestattete, die leichtesten und bequemsten Zugänge von Norden her im Fluge zu erreichen, ergoß sich ein alljährlich anschwellender Touristenstrom in das Gebiet, und jetzt sind bereits die am leichtesten erreichbaren Punkte dermaßen in die Mode gekommen, daß die trefflichen Gasthöfe an der Ampezzaner Straße im Hochsommer oft von Reisenden und Sommerfrischlern überfüllt sind. Wenn aber das bunte Touristentreiben auf dieser Straße und zumal in ihrem Mittelpunkte Cortina wenn nicht an Interlaken, doch an Zermatt erinnert; wenn hier an der wohlbesetzten Wirthstafel alle Sprachen der großen europäischen Kulturvölker uns umschwirren, so umgiebt uns doch rasch wieder tiefe Gebirgseinsamkeit, sobald wir über die grünen Matten hinauf und durch den Lärchenwald die Pässe erklimmen, welche das Thal des Boite mit den Thälern der Piave, des Cordevole und der Gader verbinden, und häufig genug werden wir in dem einzigen kleinen, aber meist reinlichen und beglücklichen Wirthshause der schönstgelegenen Thaldörfer

* Zeitschrift des deutsch-österreichischen Alpenvereins. 1880. Heft 2, S. 323 ff.

mitten im Sommer tagelang die einzigen Gäste sein.

Der Name Dolomiten ist für das bezeichnete Gebiet allgemein üblich geworden, obgleich die Meisten, die ihn ansprechen, damit keinen bestimmten Begriff, sondern höchstens die allgemeine Vorstellung hoher, abenteuerlich gestalteter Berge mit steilen nackten Felswänden verbinden. Der Dolomit ist eine Gesteinsart, die, nach ihrem Entdecker, dem Franzosen Dolomieu, benannt, aus einer Mischung von kohlen-saurem Kalk mit kohlen-saurer Magnesia

umgestaltet worden ist. Aber die Macht des Sprachgebrauches ist stärker als die Einwürfe der Logik und Wissenschaft; selbst die Jünger der letzteren reden von den „südtiroler Dolomiten“ und schreiben „Wanderungen in den Dolomiten“.

Die durch ihre kühnen und schönen Formen berühmten Felsenberge mit ihren zum Theil graufenerregenden Steilwänden, welche den Thalkessel von Cortina umgeben, bestehen zum größten Theile aus dem röthlichen, hier wenig dolomithaltigen Dachsteinkalk. Zwischen ihnen und den



Die „Drei Zinnen“ von Landro aus.

in bestimmten Procentverhältnissen besteht. Als die gelblichweißen Felsen des Schlern bei Bozen im äußersten Westen des Gebietes zuerst wissenschaftlich untersucht wurden, erwies sich das Gestein als wirklicher Dolomit; ähnlich später das seiner Nachbarn, der Hoßzähne, des Rosengartens, der Geisterrippe und des Langkofels, der drohend in das blühende Grödner Thal hinabschaut. Von ihnen wurde der Name auf die ähnlich gestalteten, zum größeren Theile aber anders zusammengefügten Berge ostwärts bis zur Piave hin übertragen. Beständen aber auch sie alle aus echtem Dolomit: seltsam bliebe es immer, daß hier der Name eines Gesteins zu einem geographischen Begriffe

echten obengenannten Dolomitbergen bilden das Gnerdenazamassiv und die Sellagruppe insofern ein eigenthümliches Bindiglied, als ihre Massen zur Hälfte aus Dachsteinkalk, zur Hälfte aus wirklichem Dolomit bestehen.*

Wer früher von der Theresienwiese bei

* Nach Rudolf Hörnes: Aus den südtiroler Kalkalpen. In der Zeitschrift des deutsch-östr. Alpenvereins. Band VI, S. 113. Nach Schaubach besteht der obere Theil, wenigstens des Sellamassivs, aus Dolomit, die Basis aus Augitporphyr. Jedemfalls finden sich Gänge dieses Gesteins hier wie in den Bergen des nahen Grödner Thales. (S. Döller: Ueber die mineralogische Zusammenfügung der Melaphyre und Augitporphyre Südtirols. In Zischermals Mineralogischen Mittheilungen, 1875. S. 292 ff.)

München, dem Starnberger See oder dem Bahnhofs von Rosenheim aus die Jägere der nördlichen Kalkalpen erblickt hat und nun vom Pustler- oder Eisackthale her die riesigen Gipfel der südlichen über die grünen Vorberge hervorstechend sieht, dem springt sofort der auffallende Contrast zwischen beiden in die Augen. Dort, wenigstens zum Theil, zusammenhängende Ketten von mächtiger Höhe, nur hier und da, wie am Wetterstein- und Karwendelgebirge, in imposanten Felswänden und Schroffen emporsteigend, auch in den höchsten Erhebungen nicht 3000 m Meereshöhe erreichend, die Hauptmasse mit Wäldern und Matten bis zur Spitze bekleidet — hier ungeheure Felshörner und Zinnen oft von den seltsamsten Gestalten, in scharfen Zacken sägenartig zur feinen Spitze emporsteigend, oder mit scheinbar senkrechten Wänden massige Fels Thürme mit breiter Gipfelfläche darstellend, oder endlich auf dem hohen Felskamm eine ganze Reihe von tiefen Einschnitten getrennter Rinnen emporredend, von dem grünen Fußgestell zu schwindelnder Höhe ansteigend, dabei scheinbar ohne allen Zusammenhang ordnungslos durch einander geworfen wie die erstarrten Riesenwagen eines im Sturm zu Stein gewordenen Meeres.

Es war Nichtsosen's Scharfblick, der zuerst in seinen geognostischen Forschungen über einen Theil dieses Gebietes die „Dolomite“ als einstige Korallenriffe erkannte. Nach ihm hat zumal der berühmte Geologe Berggrath v. Mojsisovicz die Bildungs geschichte dieser Gebirge mit außerordentlichem Scharfsinn, freilich nicht ohne die Zuhilfenahme kühner Hypothesen, nachzuweisen versucht. Der Hauptgedanke seines Buches* ist, daß wie an vielen Stellen in den Kalkalpen, so besonders hier in den Triasablagerungen verschiedene Ausbildungsweisen der Sedimentgesteine unmittelbar neben einander, zum Theil stellvertretend, zum Theil in einander greifend, als Faciesgebilde zum Vorschein kommen, und daß diese Art der Gesteinsausbildung am auffallendsten und in großartigster Weise sich bemerklich mache durch jene plötzlich zu enormer Mächtigkeit an-

schwellenden Kalk- und Dolomitmassen, deren so außergewöhnliche Erscheinung nur durch Korallenriffbildung erklärlich sei.

„Der hohe Gehalt an kohlen-saurer Magnesia, welchen diese alten Korallenriffe zeigen, erklärt sich ganz ungezwungen durch die That-sache, daß z. B. ganz junge Riffe, welche durch vulcanische Thätigkeit über den Spiegel des heutigen Meeres gehoben wurden, gleichfalls nicht unbedeutende Mengen davon enthalten. Der höhere Gehalt davon in den alten Gesteinen wurde herbeigeführt durch allmähliche Concentration, indem kohlen-saurer Kalk als leichter löslich durch das in den Spalten und Klüften des Gebirges circulirende Wasser fortgeführt wurde, während die kohlen-saurer Magnesia im Gestein verblieb, welches endlich in echten Dolomit überging. . . Die leicht zerstö-baren Tuffe und ihre Dependenzien mögen wohl früher in ungleich höherem Grade die pfeilerförmig hervorragenden und abge-sonderten Dolomitmassen umkleidet haben, als dies jetzt der Fall ist, nachdem durch ungemessene Zeiträume die denubierende Gewalt des Wassers thätig war. Durch die Denubation, welche viel weniger auf den festen Dolomit als auf die zerreiblichen Tuffe und Mergel einwirkte, ragen die Dolomitmassen noch viel gewaltiger über die Ablagerungen der tieferen Stellen des einstigen Meeres hervor, als es zur Zeit der oberen Trias der Fall gewesen war.“*

Wir lassen es dahingestellt sein, ob diese Theorie in allen ihren Sätzen richtig und ob sie zur Erklärung der vorliegenden That-sachen genügend sei. Sicher ist, daß sie immer mehr Anhänger unter den Sach-verständigen gewinnt, sicher auch, daß sie dem Touristen, der sich mit den „Dolomiten“ näher bekannt gemacht, zuzagen muß, weil sie in Harmonie mit dem zu stehen scheint, was sein Auge erblickt. So erklärt sich uns auch der selbst dem blödesten Sinne ins Auge fallende Gegensatz zwischen dem physiognomischen Charakter der Central- und der südlichen Kalkalpen. Wer von dem Gipfel des Pfannhorns bei Toblach oder des Helms bei Innichen den Blick nach Norden wendet, erblickt, so weit sie sich nicht hinter den grünen und braunen Vorbergen versteckt, eine gewal-

* Edmund Mojsisovicz: Die Dolomitriffe von Südtirol und Friaul. Beiträge zur Bildungs geschichte der Alpen. Wien 1878—1879.

* H. Förster, a. a. O. S. 114.

tige Bergmauer, deren Kamm, von etwa 8000 Fuß Höhe an in eine schimmernde Schneedecke gehüllt, vielfach von schlanken Kegeln oder massigen Domen überragt, bald weiter vor-, bald zurücktretend, von den Oetzthaler und Stubaierner Fenern an, nur unterbrochen durch die niederen Höhen zu beiden Seiten des Breunerpasses, bis zu den fernleuchtenden Gipfeln des Venedigers und Glodners sichtbar ist. Er wendet den Blick südwärts: ein ordnungsloses Gewimmel starrender Felszinken in allen denkbaren Formen, ja auch in solchen, die mehr wilden Traum- und Phantasiegebilden als wirklichen Naturgestalten gleichen; die oft über 10000 Fuß hohen Spitzen fast sämmtlich schneefrei, weil an den furchtbaren Steilwänden auch die Flode nicht haftet, dagegen zahlreiche kleine Gletscher die Spalten und Mulden oft tief unter dem Gipfel ausfüllend, gemischt mit den ungeheuren weißgrauen Schuttmassen, die, unter dem Namen der Muren oder Nibeln als Staub- und Geröllströme in allen Ritzen und Klüften niederfahrend, jeden kleinsten Abjaß verhüllend, oft schwer von den Felsmassen selbst zu unterscheiden sind, welche sie weithin überschütten.

Ist aber hier von weithingestreckten Ketten und Kämmen keine Rede, so gehören doch auch die einzelstehenden ringsher isolirten Berge zu den Ausnahmen, die dann freilich, wie die ungeheuren Fels Thürme des Felmo und des Cimone della Pala, der edelgeformte Kegel des Antelao und die in den stillen Thalleffel von Schluderbach hineinschauenden Massen der Rothwand, den mächtigsten Eindruck hervorrufen. Meist sind es umfangreiche, vielgipfelige Gruppen — Massiv, wie der Kunstausdruck lautet — rings von Thälern umgeben oder durch tief eingeschnittene Pässe mit einander verbunden, bald allmählich aus waldiger Basis aufsteigend, erst etwa von der Hälfte ihrer Höhe an die nackten Felsenhäupter emporreckend wie die Tosana; bald von tief herabziehenden Felsmauern eingeschlossen im Inneren ein Labyrinth von Gipfeln, Felsnadeln, Schluchten und Hochthälern bildend, das, von außen gänzlich unsichtbar, nur dem kühnen Bergkletterer seine Wunder erschließt, wie das Massiv des Soraviz bei Cortina; bald von terrassenför-

migen Felsvorsprüngen, riesigen Consolen vergleichbar, eingefaßt, wie die Sella-gruppe nach dem Thale von Colfosco zu, festener, wie die drei Zinnen, als ungeheure vierseitige Thürme von einer gemeinsamen horizontalen Felsbasis aufsteigend oder wie die Cabinspitzen, fast bis zum Fuße aus einander gerissen, ein weites Amphitheater umstehend, oder wie die eisbedeckte Marmarole eine ganze Reihe zusammenhängender Kegel bildend, oder endlich als spitze Zähne und Zacken von einem langgezogenen Hochrücken sich erhebend, wie die Croda da Lago und der Becco di Mezzodi.

Man hat versucht, eine gewisse geognostische Anordnung in diesen Gruppen nachzuweisen — wie mir scheint, mit geringer Berechtigung. Allerdings trennt das Fassathal, der Oberlauf des Avisio, wenn wir es von dem Bergsteiger-Mendez-vous Campitello aus über den Sellapaß mit dem obersten Grädner Thal verbinden denken, die echten Dolomiten des Westens von der in fast rein nordöstlicher Richtung folgenden Reihe von Massiven, die, mit dem Fentlerkofel im Norden beginnend, die höchsten Erhebungen des ganzen Gebietes mit der Marmolada im Centrum, den schneeleuchtenden Palle di San Martino im äußersten Süden in sich begreift, und welche gegen Osten durch das obere Enneberg und das Thal des Cordevole von der Doppelreihe abgeschlossen ist, die, den Lauf des Boite zur Rechten und Linken begleitend, mit dem Kreuzkofel und dem hohen Gaisl beginnend, im Felmo und Antelao ihren Abschluß findet. Ganz zusammenhangslos aber liegt die imposante Gruppe der Civetta zwischen dem Felmo und dem Cordevolethale, ebenso das Sextengebirge mit der gewaltigen Dreihücker Spitze im Nordosten, ganz bei Seite bleiben die mächtigen Marmarole, einer großen Zahl kleinerer Gruppen nicht zu gedenken. Wohl bildet die Sella-gruppe oder das Bordoimassiv einen wichtigen Knotenpunkt, dem die bedeutendsten Gewässer des Gebietes entströmen: der Avisio gen Südwesten, der Cordevole nach Südosten, die Gader nach Norden, der Grädner Bach nach Nordwesten, so daß man die Sella den Gotthard des Dolomitegebietes nennen könnte; aber auch hier fehlt, ganz

abgesehen davon, daß auch zwischen den genannten Wasserläufen keine eigentlich zusammenhängenden Gebirgsketten zu finden sind, der ganze östliche Theil von den Ampezzaner Bergen bis zu denen des Sextenthals und der Piave.

Wunderbar, und vielleicht noch ein Moment zur Unterstützung der Korallenrifftheorie bietend, ist der geringe Unterschied in der absoluten Gipfelhöhe dieser weit von einander getrennten, über ein Gebiet von wenigstens 4000 qkm verstreuten Gruppen. Erreichen, wie erwähnt, die nördlichen Kalkalpen in ihren stolzesten Gipfeln (Zugspitz und Dachstein) nicht ganz 3000 m, so finden wir hier weit über dreißig Spitzen, welche diese Höhe überschreiten. Und dennoch reicht keine derselben nur 400 m höher hinan. Der höchste Marmoladagipfel mißt nach Grohmann 3366 m; die zur Gruppe der Valle di San Martino gehörige Felsfäule des Cimon della Pala, welche durch die Kühnheit ihrer Formen selbst das Matterhorn in Schatten stellen soll, 3343 m. Der stolze Ke gel des Antelao, der seinen grünen Fuß bis an die große Straße von Cortina nach Belluno vorstreckt, ragt 3320 m hoch empor, während sein nördlicher Nachbar, der Sorapiz, nur um 10 m hinter ihn zurücksteht. Sechs andere Gipfel messen weit über 3200 m. Alle zehn schwanke zwischen 3216 und 3366 m oder 10000 bis 10400 Pariser Fuß. Die Dreischusterspitze, der Vernel, der Langkofel, die Civetta, die Geisterpitzen, der Pelmo, der hohe Gaisl, vielleicht auch die noch ungemessene höchste Spitze der Marmarole schwanke zwischen 3150 und 3200 m.

So schwierig, mühselig und oft gefahr- voll es ist, die hohen Zinnen mit ihren schroffen Wänden voller lofen Schattens und mürben Gesteins zu erklimmen, so leicht und bequem sind die meisten der zahlreichen Pässe zu erreichen, welche die nach allen Richtungen laufenden Thäler mit einander verbinden. Durch schattigen Nadelwald und über blumenreiche Matten führen wohlerhaltene Steige, nicht selten auch schmale fahrbare Straßen oder „Karrenwege“ auf und über die zwischen 1600 und 2200 m liegende Fochhöhe, wo den Wanderer fast ausnahmslos herrliche, bei der Mannigfaltigkeit der Landschaften

stets neue und wechselnde Blicke erwarten. Von so anstrengenden und ermüdenden Wanderungen, die, zum Theil lange Zeit über öde, trümmerbesäete Hochflächen führend, acht bis zwölf Stunden beanspruchen, wie über die Pässe der nahen Tauernkette, ist hier keine Rede. Dagegen muß man freilich bei jeder längeren Durchwanderung des nach allen Richtungen hin zerrissenen und durchfurchten Gebirges immer von Neuem auf- und abwärts klimmen. Wer wie wir von Cortina d'Ampezzo aus das in der Luftlinie nur 30 km entfernte Grödner Thal erreichen will, muß mindestens drei über 2000 m hohe Pässe nach einander überschreiten.

Wenn wir von Norden aus durch das Toblacher Felsenthor unser Gebiet zuerst betreten und unmittelbar aus dem Walde, den wir durchwandern, das nackte Felsgestein emporragen sehen, vermiffen wir schmerzlich die schönste Zierde der Alpen, die leuchtend grünen Matten, die, in anderen Hochgebirgsgegenden eine wahre Augenweide, die Planken der Berge hoch hinauf bekleiden, bald schon, wie am südöstlichen Ufer des Bodensees im schönen Appenzell, am Fuße der Berge beginnend, von dunklen Baumgruppen unterbrochen, oder den weiten Raum zwischen Wald und Fels erfüllend. Aber bald werden wir inne, daß auch hier dieser Mangel nur ein localer und daß nur, wie der ganze Charakter der Landschaft, so auch die Lage und Vertheilung der Matten eigenthümlich ist. Ruht unser Auge schon mit Vergnügen, wo die Ampezzaner Straße, die strada d'Alemagna, sich in kühnem Bogen um den Felsen Pentelstein hinabschwingt, auf dem grünen, felsenumstarrten Pian de Luova tief unter uns; lacht uns das Herz, wenn wir eine Stunde weiter den schimmernden, mit freundlichen Dörfern zwischen Wiesen und Weiden besäeten, waldbumrauchten Thalkessel erblicken, aus dessen Centrum der stattliche Kirchturm von Cortina hervorragt, so offenbart sich der Reichthum des Dolomiteugebietes an großartigen Alpweiden doch erst dem, der über die Pässe im Norden oder Süden der Tosana von Cortina aus westwärts wandert. Sie erscheinen hier meist in der Gestalt schwach geneigter, oft muldenförmiger oder hügeliger Hochebenen, die, von einem Ringe von Dolomitsfelsen rings um-

geben, uns an ihre Entstehung aus den Lagunen der Korallenriffe gemahnen. So liegt im Norden die große und kleine Janis- oder Jannesalp, von den Randfelsen des Kreuzkofels und anderer Bergriesen wie von einer gewaltigen zinnengetrönten Mauer umschlossen, „gleich einer alten Reichsstadt nur durch enge Thore, die Scharren der Dolomitzähne, zugänglich,“* fast in Form eines menschlichen Herzens, bis zu drei Stunden breit und fast vier Stunden lang. Aber während wir hier im Inneren ein wildes Durch-

Süden des Grödnertales mit ihren siebenzig Sennhütten und dreihundert „Stadeln“,* eine riesige bemattete Hochmulde nach der Mitte zu sich allmählich bis zu 1450 m hinablenkend, an ihren felsigen Mändern, wo östlich der Mahlknecht, nördlich der Puslatz, südlich die Roßzähne von ihr emporsteigen, sich bis zu 2300 m erhebend: das Eden der Botaniker wie der Geognosten und deshalb von ihnen seit langer Zeit besucht und durchforscht wie das Fassathal von den Mineralogen. Große Seen fehlen unserem Gebiete



Der Misurinaee.

einander von üppigen Grasflächen, Karrenfeldern, Haufen von Steinblöcken, durchzogen von hohen Felsengraten, finden, so bilden dagegen die benachbarten Alpen von Juncifa und Prelonci zwischen Buchenstein und Enneberg weitgedehnte ununterbrochene Wiesenflächen, bedeckt mit dem buntesten Blumenflor und von einer Leppigkeit des Graswuchses, wie sie sich selten in einer Höhe von 1600 bis 2000 m wiederfinden dürfte. Aber auch die Krone aller Alpweiden, das Wunder von Tirol, gehört zu unserem Gebiet: die zwölf Stunden im Umfang haltende Seiger Alp im

gänzlich; auch an kleinen ist es nicht gerade reich zu nennen. Die vorhandenen aber zählen, ihrer herrlichen Umgebungen wegen, zu den schönsten Herden desselben: der stille durchsichtige Toblacher See, rings von dichtem Tannenwald umgeben, aus dem die grauen Felsenhäupter hoch herausragen; der Dürrensee bei Landro, in dem die riesigen Gipfel des Cristallomassivs mit ihrem Gletscher sich spiegeln; der See von Misurina zwischen Schludersbad und dem Paß der drei Kreuze, der nach Cortina hinüberführt, mit dem Verg-

* Schaubach: Die deutschen Alpen. 1. Aufl. IV, 153.

* Nach Pädeler. Schaubach a. a. O. IV, 114 giebt dreihundert Hütten und vierhundert Stadel (Heuschöber) an.

amphitheater des Sorapiss, Antelao und der Marmarole im Hintergrunde; der Prager Wildsee, in dem die hellgrauen Felsmassen des Seesofels verdoppelt erscheinen; endlich das strahlend blaue Auge des Sees von Alleghe im tiefen Grunde des Cordevoethales, überragt von dem in Riefenzaden über ihm aufsteigenden Ke gel der Civetta — sie alle dürften, wenn man ihre geringe Größe in Anschlag bringt, wenige gleichberechtigte Nebenbuhler in anderen Alpengebieten finden.

Wunderbar erhöht wird die Mannigfaltigkeit des Schauspielis in den Dolomit-alpen durch die vielfach wechselnde, oft lebhaft contrastirende Färbung des Gesteins. Von dem beinfarbigen Bläugelb oder lichtig Hellgrau, ja zuweilen, wenn auch nur in einzelnen Flecken und Streifen schneeweiß des echten Dolomits, treten uns alle Nuancen von Grau, Braun und Roth bis zu den dunkelsten Farbtönen entgegen. Wo in Buchenstein die Bergwässer und Schutthalben das Trümmergestein zusammengehäuft haben, liegen milchweiße und kohlschwarze, grüne, gelbe, rothe und mehrfarbige Stücke bunt durch einander. Nicht minder als die Farben sind die Arten der Gesteine selbst verschieden. Bestehen die hohen Felskolosse fast ausschließlich aus Kalk und Dolomit, so bilden ungefächichte Gesteine häufig ihre begrünzte Basis oder durchsetzen sie in Gängen und Atern. Das Travignothal im Süden steigt zwischen Granit-felsen empor, während später sein Bach über rothen Porphyr hinfließt. Von dem Eisackthale aus erhebt sich das letztgenannte Gestein zu bedeutender Höhe am Westende der Seißer Alp. Dunkler Melaphyr bildet die schöne grüne Bergkette zwischen dem Livinalongothal in Buchenstein und der Marmolada. Ueberall lagern mannigfaltige Truffe und Mergel am Fuße der Kalkfelsen. Das obere und mittlere Nvisiothal (Fassa- und Fleimser Thal) bestehen aus einem bunten Gemenge von rothem und grünem Porphyr mit Sand, Dolomit, Kalk, Granit und Syenit. Ein eigenartiger Syenit bildet die Massen des Monte Morzon und Monte Riccobetta in der Nähe der wilden Dolomitzaden des Monte di Voch; er enthält hauptsächlich jenen Reichthum an Mineralien, um derenwillen das Fassathal so berühmt ist. Schaubach

erzählt, daß, als er in Bigo, dem Hauptquartier der Mineralogen, einer sonntäglichen Proceßion beivohnte, während Alles betend auf den Knien lag, einer der Knieenden ihm im Gebetstone fortwährend die Worte: Albit, Fassait, Bejnwian, Ceylanit zc. zugeflüstert habe. Denn diese Mineralien sind bereits zu einem schwunghaften Handelsartikel geworden, ebenso wie die mannigfaltigen Versteinerungen der fossilienreichen grauen Mergel-lager von Sanct Cassian, welche die ungestümen Gebirgswässer in Erdlöchern und Gräben zusammenpflügen.

Nicht minder mannigfaltig ist die Flora des Gebietes. Während der bunte üppige Blumenstör der Wiesen im Juni und Juli selbst die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Laien erregt, bieten die höheren, nicht selten bis 8000 Fuß hinauf pflanzenbekleideten Berge dem Botaniker eine reiche Ausbeute seltener Alpen-gewächse. Berühmt vor Allem durch ihre floristischen Schätze ist die Seißer Alp, kaum minder der flache Rücken des fast 2600 m hohen Monte Nuvolet. Statt den Leser durch lange Namensverzeichnisse zu ermüden, möchte ich nur einer einzelnen allbekanntesten Pflanze als Beweis der wunderbaren Eigentümlichkeit unzeres Gebietes auch nach dieser Richtung hin erwähnen. Das Edelweiß (*Guaphalium leontopodium* L.), das in der Schweiz und Nordtirol zwar massenhaft zum Verkauf angeboten wird, das aber die meisten Touristen gewöhnlichen Schlages als selbstgepflückte Trophäen an den Hut zu stecken sich vergeblich sehnen, ist hier nicht nur an leicht zugänglichen Stellen der höheren Berge in Menge zu finden, sondern steigt bis in den Thalfessel von Cortina herab, wo es an einer Stelle, kaum 1250 m über dem Meere, in dichter Fülle den Boden bedeckt. Aber während es in der Nähe der Schneeregion erst im Hochsommer seine Blütenköpfe ausbreitet, zeigt es hier schon zu Anfang des Juni nur noch die welken Reste. Ja, in der unmittelbaren Nähe von Agordo, das nur 628 m hoch liegt, findet sich das Edelweiß bis zur Thalsohle hinab unter den Gewächsen des Südens — freilich hier nicht mehr mit dem dichten weißen fäktewehrenden Sammetpelz bedeckt, der neben der einzigartigen sternförmigen An-

ordnung der Blütenkörbchen seinen Hauptreiz bildet, sondern wie es als Culturgewächs in unseren norddeutschen Pflanzengärten erscheint, mit hohem, unschönem Stengel, lahlen Blättern und halbnaaktem Blütenstande.

Der größere nördliche und westliche Theil unseres Gebietes gehört zu Tirol, der kleinere südliche und östliche zu der italienischen Provinz Venetien. Aber die Nationalität der Bewohner richtet sich hier so wenig wie im westlichen Tirol

italienische, freilich dem Toscaner unverständliche Mundart. Wunderbar hat sich dagegen in den abgeschlossenen Thälern des Nordwestens, im oberen Enneberg und Gröden, die ladinische Sprache erhalten, die früher ohne Zweifel ungleich weiter verbreitet und, durch Südtirol westwärts ziehend, dem nur dialektisch verschiedenen Romanisch des Eugadius die Hand reichte. In den Schulen jener Thäler wird nur deutsch, seltener auch italienisch gelehrt, in den Kirchen fast nur italienisch gepredigt;



Cortina gegen Norden.

nach der politischen Scheidelinie. Schließt das italienische Gebiet keine deutschredenden Bezirke ein, so enthält das österreichische um so mehr Bewohner romanischer Zunge. Die Herrschaft der deutschen Sprache erstreckt sich nur eine bis zwei Meilen südlich vom Fustertal und östlich vom Eisack- und Eisackthale. Alles, was südlich und östlich vom Avisio, einem der bedeutendsten Nebenflüsse der Eisack, wohnt, spricht einen italienischen Dialekt, der sich bald mehr dem Venetianischen, bald mehr dem Bergamastischen nähert. Selbst in der deutschnamigen Landschaft Buchenstein, die Schaubach noch als eine deutsche Sprachinsel bezeichnete, herrscht durchweg eine

aber die Bevölkerung hält trotzdem zähe an der alten vererbten Sprache fest, wenn auch fast Alle etwas deutsch und Viele italienisch sprechen und verstehen.

Wie viele von den 9000000 Alpenbewohnern* auf unser Gebiet kommen, ist, da die Grenzen weder mit politischen noch mit administrativen zusammenfallen,

* Nach Wäber (Jahrbuch des schweizerischen Alpenclubs, 14. Jahrgang). Derselbe berechnet auf je 10000 Alpenbewohner 3444 Deutsche, 2667 Italiener, 2556 Franzosen, 1056 Slovenen, 200 Furlaner und 55 Rätoromanen. Die 200000 Iulianisch Redenden bewohnen Friaul und das österreichische Pustertal, die 50000 ladinisch sprechenden Rätoromanen Graubünden, Gröden und Enneberg.

schwer anzugeben. Von einer starken Bevölkerung kam natürlich in einem rauhen, zum größten Theile unbewohnbaren Berglande, wo selbst die Thaldörfer zwischen 628 (Agordo) und 1643 m (Colfosco) hoch liegen, keine Rede sein. An Städten fehlt es gänzlich: Bruned an der Rienz im Norden, Belluno an der Piave im Süden, Bozen an dem Eisack im Westen sind die nächsten bedeutenden Orte. Auch die Dörfer sind meist dünn gesät, ausgenommen in den wenigen größeren Thälern, zumal nach Süden hin. Der größte Ort ist Agordo am Südrande mit 3000 Bewohnern; im Norden sind die Dörfer und Weiler, die oft nicht einmal 100 Einwohner zählen, in größerer Anzahl zu Gemeinden zusammengefaßt. Das von Toblach bis Acquabuona acht Stunden lange Ampezzothal besteht nur aus zwei solcher Gemeinden.

Nach öffentlichem, zumal politischem Leben sucht man, so lange nicht etwa einige Hefcaplane die Bevölkerung in Aufregung versetzen, im Hochgebirge überhaupt vergeblich. Die armen Bewohner haben im Allgemeinen ihre Kräfte zu nöthig, um der Natur ihre dringendsten Lebensbedürfnisse abzuringen, als daß ihnen Zeit und Sinn für politische Agitation übrig bliebe. Im Winter, wo es den Meisten an Muße dazu nicht gebrechen würde, ist der Verkehr von Dorf zu Dorf, ja zuweilen von Haus zu Haus durch die tiefe Schneewüste, die sich ringsher ausdehnt, zum größten Theile unterbrochen, geschweige der mit den fernern städtischen Centren des öffentlichen Lebens. Das gilt von den Bewohnern unseres Gebietes in hervorragender Weise. Natürlich gehören nach der Ansicht der Italiensissimi seine österreichischen, italienisch redenden Bewohner zur Italia irredenta. Sie selbst aber scheinen, so weit ich es zu beobachten Gelegenheit hatte, unter dem Schutze des Doppeladlers ganz zufrieden. Es scheint auch nicht, daß hier in neuerer Zeit wenigstens das romanische Element das germanische weit nordwärts gedrängt habe, wie im nahen Eschthale, wo übrigens nach der Behauptung des Bozener Gelehrten Dr. Angerer diese Bewegung seit dreißig Jahren zum Stillstande gekommen sein soll.

Obwohl die österreichische Regierung

wenigstens für den Elementarunterricht der Bevölkerung nach Kräften Sorge trägt, darf man natürlich bei diesen weltfernen Dorfbewohnern überhaupt keinen hohen Grad geistiger Bildung erwarten; dagegen scheinen sie Sinn und Begabung für die Kunst und das Kunsthandwerk zu besitzen. Sie lieben die Musik und pflegen sie in ihren Feierstunden an Sommerabenden und in den langen Winternächten. Während unseres Aufenthaltes in Cortina wurden wir zu einer Bauernfamilie auf einem der nahen Dörfchen geladen, wo die Glieder derselben mit einigen Nachbarn ein Vocal- und Instrumentalconcert arrangirt hatten, das sich, wenn auch Violoncell und Geige Manches zu wünschens übrig ließen, auch von Notenhäften keine Rede und die Musik ganz naturalistisch war, bei dem richtigen Gehör, dem natürlichen Geschnack und den frischen Stimmen der Sänger und Sängerinnen ganz gut anhörte. Daß es auch an Lust und Talent zur Malerei nicht fehlt, beweisen die trefflichen Fresken Giuseppe Ghedina's in Cortina und das Atelier seines Bruders Luigi, sowie die originelle Ausschmückung des Gasthauses zu Corvara mit Federzeichnungen und Gemälden. Hier wie überall befördert die österreichische Regierung das Kunstgewerbe, während der deutsch-österreichische Alpenverein bemüht ist, den Höglingen der Industrieschulen Gelegenheit zu bieten, das Erlernte für eigene Rechnung zu verwerten. Die Holzschneideschulen und Werkstätten von Gröden beschäftigen den größten Theil der Jugend des Thales; die Schulen von Cortina bieten Gelegenheit, das Schnitzen und Einlegen in Holz, Eisenblei und Perlmutter (Intarsia) wie das Anfertigen von Filigranarbeiten in Gold und Silber zu erlernen, während Predazzo am Avisio sich einer nicht unbedeutenden Marmorindustrie rühmen kann.

Von einem gemeinsamen physischen und psychischen Habitus der Bewohner des Dolomitengebietes kann bei der Verschiedenheit der Abstammung und der Isolirung der einzelnen Thäler und Bezirke kaum die Rede sein. Im nördlichen deutschredenden Theile des Ampezzothales finden wir wie andere Trachten so auch andere Gestalten und andere Gesichtsbildung als in der Gegend von Cortina,

während die Bewohner von Buchenstein, Enneberg und Gröden wieder einen ganz verschiedenen Typus darbieten. Als der schönste und kräftigste Menschenschlag erschienen uns die Cortinesen, den Lombarden ähnlich hoch und kräftig gebaut, mit dunklen Haaren und Augen und ausdrucksvollen Zügen, in denen sich jede Bewegung des Gemüthes widerspiegelt. Unter der Jugend beider Geschlechter fehlt es nicht an schönen schlanken Gestalten ohne mangelnde Rundung der Formen.

Fast nirgends, selbst in den hochgelegenen Dörfern, finden wir die flachen, steinbeschwerteten Dächer, wie sie in dem größten Theile der Alpen die Regel bilden. Steinhäuser sind nicht gerade selten; relativ große und weißangestrichene Holzhäuser mit weit ausladendem Dache, nur ausnahmsweise mit umlaufenden Galerien wenigstens im nördlichen Theile vorherrschend. Häufig sind sie mit einer Art von Veranda oder einem weit auspreizenden Bordach versehen, unter dessen Schutze



Die Gruppe des Monte Cristallo von Schludersbach aus.

Dem Fremden gegenüber erscheinen die Eingebornen zwar keineswegs ungeschliffen oder zurückstoßend, aber doch meist nur wenig zuvorkommend, niemals aufdringlich, ebenso wenig unterwürfig oder gar triechend. Das Bettelwesen, auf österreichischem Gebiete streng verpönt, findet sich sofort wieder, sobald wir die italienische Grenze überschreiten. Im Ganzen scheint die Bevölkerung gutartig. Die Zahl der Vergehen und Verbrechen ist verhältnißmäßig gering. Die katholische Religion ist Alleinherrscherin im ganzen Gebiete; doch ist uns nirgends eine Spur von Intoleranz entgegengetreten.

Die Bauart der Häuser ist verschieden.

wohl auch die sonst meist freistehenden „Kornalgen“, d. h. die Gerüste angebracht sind, auf denen das Getreide getrocknet wird.

Die Haupterwerbsquelle der Bewohner ist natürlich die Viehzucht, zumal die des Rindviehs. Die Hauptausfuhr der Thiere selbst wie ihrer Producte findet nach Italien statt. In den Thälern und häufig auch an den Bergen bis zu einer Höhe von weit über 5000 Fuß finden wir Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, Kartoffeln und Pferdebohnen (*Vicia faba*); in den südlichen Thälern spielt der Mais eine nicht unbedeutende Rolle; doch producirt das Land im Ganzen höchstens ein Drit-

tel seines Bedarfes an Wehlfrüchten selbst. Das Leben der meisten Bewohner ist das denkbar einfachste. Die Producte der Milchwirtschaft, Käse und etwas Brot, in den südlichen Theilen die unentbehrliche Polenta, bilden die Nahrung der großen Mehrzahl. Fleisch sucht man in den weniger von den Fremden frequentirten Thälern oft sogar in den Wirthshäusern vergeblich.

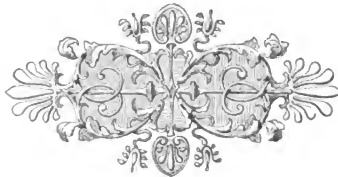
Noch einfacher freilich lebt der Gemsenjäger, den seine Leidenschaft tage- und wochenlang in den unwirthbaren Felswüsten des Hochgebirges unvertreibt. Ein merkwürdiges Beispiel eines solchen Lebens führt uns Gottfried Merzbacher bei dem Berichte über die Erstiegung des Monte Muro unweit Agordo vor:*

„Mariano lebt jahrein jahraus in den unzugänglichen Felsen dieses Gebirgsstockes, jeder sich noch hierher verirrenden Gemse den sicheren Tod bringend. Während der Nacht und der Stürme sucht er Schutz in den vielen Höhlen oder Felspalten. In solchen Höhlen bereitet er sich auch sein spärliches Mahl aus Polenta. . . Nur im tiefen Winter steigt er nach dem Dorfe Sagron herab, bei einem Bauer gegen Gottfried oder ähnliche Arbeit nächtliche Unterkunft auf dem Heuboden und Darreichung geringer Speise in Anspruch nehmend. Alle Versuche, ihn zu einem Aufgeben dieses wilden Lebens zu veranlassen, scheiterten an seinem

ungebändigten Triebe zur Freiheit und an seiner Jagdlust, bei deren Befriedigung er längst den Werth der Gewohnheiten und Bedürfnisse civilisirter Menschen zu schätzen verlernt hat. Seine genaue Kenntniß des Gebirges, seine Gewandtheit und Zuverlässigkeit, seine Bescheidenheit und bis zur Sorgfalt sich steigernde Gutmüthigkeit gegen Andere hätte die Section Agordo (des italienischen Alpenclubs) veranlaßt, ihn zum Führer für den Piz Sagron bestimmen zu wollen; allein wenige Tage, nachdem man ihm Seil und Eispickel behändigt, würden dieselben wieder verkauft sein, um Pulver und Blei dafür anzuschaffen. So schweift er sein Leben lang, als einziger Begleiter seine Büchse, als Bett und Wohnung die harten Felsen, frei in den wilden Felsgebieten des Sasso di Muro umher, die nur ihm ganz allein bekannt sind, den Elementen trotzend und die Gesetze der Menschen wie ihre Sitten und Gewohnheiten verachtend, der Bagabund der Berge und zugleich ein lebendiges Beispiel, wie wenig der Mensch bedarf, um glücklich zu sein.“

Ich schließe hier diese kurze Skizze der Dolomitalpen. Sollte ein oder der andere Leser sich versucht fühlen, dieselben zum Ziele seiner nächsten Sommerreise zu wählen, so darf ich ihm im Voraus versichern, daß er seinen Entschluß nicht bereuen, daß er eine Reihe großartiger und einziger Hochgebirgsbilder an sich vorüberziehen sehen und die herrlichsten Erinnerungen mit in die Heimat nehmen wird.

* Zeitschrift des deutsch-österreichischen Alpenvereins. 1879. Heft 2, S. 317.





Karl von Piloty.

Eine Skizze

von

Friedrich Pecht.

Mit Kaulbach und Schwind, den beiden Romantikern in classisicistischer Form, hatte sich die cornelianische Schule vollkommen ausgelebt. Ihre Unfähigkeit, sich selbst weiter zu bilden und es ohne Verleugnung ihrer stilistischen Principien zu einer größeren künstlerischen Vollendung, vorab zu einem halbwegs genügenden coloristischen System zu bringen, hatte sich aufs Unwiderleglichste erwiesen. Konnten sie sich doch nicht einmal zu irgend einer wenn auch noch so mangelhaften Technik erheben! Eine weniger conventionelle, aus erneutem Zurückgreifen auf die Natur hervorgegangene Kunststrichtung war daher unvermeidlich. Denn Cornelius' echtes Pathos hatte sich bei seinem skeptischen Nachfolger im Directorium der Münchener Akademie bereits in ein unheimlich theatralisches Wesen verflüchtigt, von dem selbst der immerhin viel naivere Schwind ebenso wenig völlig frei blieb wie Kaulbach's reichbegabter Schwiegersohn Kreling, wennschon der Letztere dem Realismus in seiner Nürnberger Kunstschule bereits Concessionen machte, zu denen sich die Münchener Akademiker nicht entschließen wollten. Eben darum, weil sich diese cornelianische Schule so ganz unfähig erwies, ein lebendiges Verhältniß zur Natur und damit eine wahrhaft eigenthümliche Sprache zu gewinnen, mußte beides durch das Aufkommen einer entschieden realistischen Richtung erobert werden. Der Realismus

hatte in München auch schon neben der herrschenden cornelianischen Schule existirt, war erst durch Peter Hefz und Albert Adam sowie durch Stieler und eine Anzahl Landschafts- und Genremaler vertreten gewesen, bis ihn der in Paris ausgebildete Schworn auch auf die eigentliche Historienmalerei übertrug. Nach dem frühen Tode dieses Meisters trat sein Schwager Karl Piloty an seine Stelle mit um so größerem Erfolg, als er von der Natur offenbar in ungewöhnlichem Maße für die Rolle bestimmt war, die er nachher so glänzend ausgefüllt hat.

Giebt es seit Rafael und Holbein bis auf Mengs und Cornelius in der Kunstgeschichte unzählige Beispiele für das Naturgesetz der Vererbung und die dadurch erzielte Steigerung des künstlerischen Talents, so darf man sich billig wundern, daß bis jetzt weder unsere Erziehung noch unsere staatlichen Einrichtungen die geringste Rücksicht auf dieses doch unzweifelhafte Verhältniß nehmen, während sich die Produktionskraft der Nation durch seine geschickte Ansznützung vielleicht wesentlich steigern ließe. — Ist doch jene Kasteneinteilung, welche den orientalischen Staaten eine solche ungeheure Macht verlieh, offenbar aus der Erkenntniß dieses Naturgesetzes hervorgegangen, ebenso wie sie derselben auch jene erstaunliche Kunstfertigkeit verdanken, die sie in so vielen Gewerbszweigen zu unseren bis heute unerreichten Mustern gemacht hat.

Auch der am 1. October 1826 geborene Karl Piloty ist ein sprechender Beweis für jenes Gesetz der Vererbung, denn er ist der Sohn eines bereits sehr begabten Malers und Lithographen italienischer Abstammung, der in München seinerzeit als Künstler ebenso geachtet wie wegen seiner gefälligen Talente beliebt war. Letztere hat er indeß seinem viel tiefer angelegten und eher ernsten, ja düsternen Sohne nicht in dem Maße wie das Genie zur Kunst vererbt. Bei ihm, der besonders die Spanier und Niederländer der Münchener Pinakothek meisterhaft in Lithographie wiedergab, lernte der Knabe denn auch früh diese über Alles schätzen. Obwohl er die Akademie schon sehr zeitig mit Auszeichnung besuchte, fühlte er sich dennoch mehr zu jenen alten Meistern als zu den Lehrern hingezogen. Glühend ehrgeizig, hatte er von allem Anfang an nur Sinn für die Kunst, keinen Geschmack an irgend welchen jugendlichen Zerstreuungen. Während seine Altersgenossen in der Kneipe lagen und zechten oder die Bälle besuchten, saß er Abends zu Hause und componirte im Stile seines Lehrers Julius Schnorr. Auch hatte er schon das jüngste Gericht des Rubens mit ungewöhnlichem Geschick copirt und auch sonst große Erwartungen erregt, als der Vater plötzlich starb und die Familie ziemlich mittellos zurückließ. Um dieselbe zu retten, resignirte der sechzehnjährige Sohn tapfer auf die Malerklaufbahn, setzte sich an die Platten des Vaters, um so den Fortgang der begonnenen Unternehmungen zu sichern, auf denen die Existenz der Familie beruhte. Sechs Jahre lang mußte er dabei anshalten, bis sich durch seine Arbeit die Verhältnisse so gebessert hatten, daß er fortan sich wieder der Malerei widmen konnte. Allerdings mit sehr veränderten Anschauungen, denn er hatte indeß die berühmte Abdankung Karl's V. von Gallait auf ihrem Triumphzug durch Deutschland 1844 gesehen und durch dieselbe einen unauslöschlichen Eindruck empfangen. Obnehin hatte er bei so früher Leitung eines großen Etablissements mit vielen Arbeitern nicht nur sein Lehrtalent, sondern vielleicht noch mehr die Selbständigkeit des Charakters angeeignet. Auch die alten Meister waren von ihm viel genauer studirt worden, als es sonst wohl der Fall

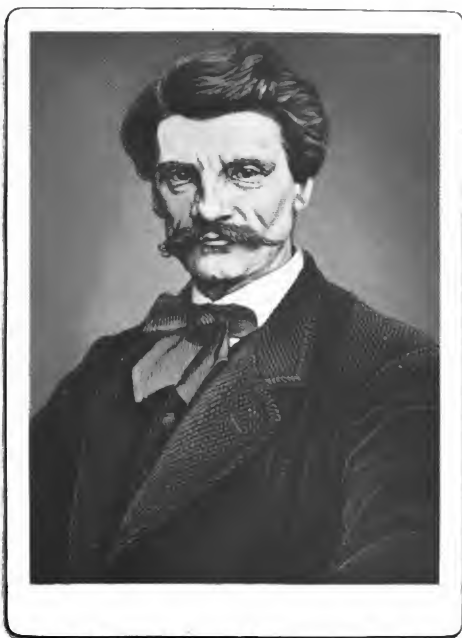
gewesen wäre, da gerade von der cornelianischen Schule, die jenen doch den Stil der Composition entlehnte, ihre Technik total vernachlässigt wurde. Dann kam der Maler Karl Schorn von Paris, wo er sich an die Schule Delaroché's angeschlossen, nach München zurück und ward bald sein Schwager und Lehrer.

Piloty's erstes Bild: „Wadende Mädchen“, im Riedel'schen Geschmack, entstand jetzt unter Schorn's Leitung, nachdem ihm ein Sonnenlichteffect in seinem Atelier die Veranlassung dazu gegeben. Als zweites folgte, veranlaßt durch eine schwere Krankheit seiner Schwester, die er von ihrem Kinde Abschied nehmen sah, „Die Wöchnerin“, eine rührende Schilderung dieser Abschiedscene. Ein längerer Aufenthalt in Leipzig ward dann durch einen Versuch in Dresden beschloffen, wo ihn die Spanier der dortigen Galerie so entzückten, daß man die Spuren davon sehr deutlich auf den nun entstehenden Arbeiten sieht. Als er zurückkehrte, traf er seinen Schwager und Lehrer Schorn im Sterben. Er vollendet nun dessen letztes Bild: „Die Sündflut“, eine mangelhafte Composition, deren theatralischer Charakter selbst durch die immerhin tüchtige Ausführung des pietätvollen jüngeren Künstlers nicht mehr zu verbessern war. Nach einem kurzen Aufenthalt in Paris entstand, angeregt durch eine Erzählung seiner Schwester, „Die Amme“, die mit ihrem vornehmen Säugling ihr eigenes Kind bei einer Ziehfrau sterbend findet und sich verzweifelnd über dasselbe wirft. Es ist das unstreitig sein bestes Genrebild, ebenso originell und edel als erschütternd wahr, so daß es einen außerordentlichen Erfolg hatte. Hierauf wurde dem rasch berühmt Gewordenen vom König Mag „Die Stiftung der Liga“ für die Galerie des Maximilianeums in lebensgroßen Figuren angetragen. Dadurch wurde Piloty auf das Feld der Profangesichtsmalerei gedrängt, das seinen Ehrgeiz ebenso zu befriedigen versprach als es seiner Begabung zusagte. Unterscheidet sich seine ziemlich theatralische Darstellung dieses übrigens lediglich „componirten“ und keineswegs historischen Vorgangs nur wenig von der bekannten Weise Kaulbach's oder der übrigen cornelianischen Nachfolger, so zeigt dafür die Ausführung im Einzelnen eine

stoffliche Wahrheit des Details, entfalten die meist unmittelbar nach der Natur gemalten Figuren eine Lebenskraft, welche bis dahin in München nicht entfernt erreicht worden war, während das Ganze jenes coloristische Element der Stimmung bereits mit großer Meisterschaft ausgebildet

die Piloty'sche Malerei geblieben, im Gegenjah zu jenem großen monumentalen Stil, der nur durch die Beschränkung auf das Wesentliche und durch die Weglassung alles Zufälligen zu erlangen ist.

Vergleicht man das obige Bild aber mit der nur zehn Jahre früher entstandenen



Karl v. Piloty. Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.

hat, das die cornelianische Schule weder kannte noch anstrebte. — Allerdings ist die äußere Wahrheit der Erscheinung sehr viel größer als die Charakteristik speciell der Hauptpersonen; das überjah man aber in der ersten Begeisterung für ein Werk, welches so unzweifelhaft von einer großen technischen Begabung Zeugniß ablegte.

Auf diesem Standpunkt einer mehr genreatigen Behandlung ist Alles in Allem

„Zerstörung von Jerusalem“ Kaufbach's oder selbst mit Schorn's „Sündflut“, so ist der Fortschritt allerdings sehr auffallend in Allem, was realistische und coloristische Wahrheit anlangt. Nie vorher war in der Münchener Schule eine so große Masse Hellbunkels mit gleicher Meisterschaft bewältigt worden; und nach dieser Seite hin hat Piloty selber jenes Erstlingswerk kaum mehr übertroffen. Es

wäre denn durch den jetzt entstehenden „Seni vor Wallenstein's Leiche“, welches Bild dieselben Vorzüge in erhöhtem Maße aufweist, im Ganzen auch origineller componirt ist und auf dem besonders die Stimmung des düsteren halbdunklen Gemach's, in welchem der einsame Gelehrte entsezt vor der blutigen Leiche seines mächtigen Freundes und Beschüfers steht, eine höchst ergreifende Wirkung ausübt. Man kann sich indeß bei näherer Betrachtung nicht verhehlen, daß, wenn hier Delaroche's „Cromwell“ und „Duc de Guise“ zur Composition Gevatter gestanden, die Charakteristik jener beiden historischen Figuren doch der von Piloty entwickelten ebenso überlegen wie sein coloristisches Verdienst größer ist. Delaroche war eben ein ungewöhnlich gebildeter und welterfahrener Mann, der viel beobachtet und erlebt hatte und daher viel besser wußte, wie bedeutende Menschen ansehn und wie es in der Welt hergeht, als der einsam und abgeschlossen in seinem Atelier lebende Piloty, der diese Welt eigentlich nur von den Brettern her oder aus Büchern kannte. Profanhistorie aber sollte eigentlich nur der malen oder schreiben, der sie hat machen sehen. Hierin war selbst der überaus geistvolle und weltfluge Kaulbach Piloty weit überlegen. Dagegen ist die auf diesem Bilde angewendete Technik ebenso neu als durchaus ihm angehörig und von einer Solidität, die er später nie mehr erreicht, geschweige denn überboten hat. Es bildet dadurch in der neuen Pinakothek, wo es hängt, einen förmlichen Abschnitt, den Markstein einer neuen Epoche, ganz so wie an seinem Platze der „Dante“ des Delacroix im Louvre.

War der junge Meister bisher schon der Mittelpunkt und Führer aller begabteren jüngeren Elemente der Münchener Künstlererschaft gewesen, da er das Handwerk seiner Kunst besser als alle Anderen inne hatte, so sammelten sich jetzt sofort zahlreiche Schüler um den inzwischen zum Professor an der Akademie Ernannten. Durch seine glühende Begeisterung für Natur und Wahrheit, wie er sie begriff, übte er einen außerordentlich fördernden Einfluß auf die jungen Künstler aus, von denen bald diese seither berühmt gewordene, wie W. Schüb, Leubach, Gabriel Nag, Ferdinand Wagner, Hans

Makart, C. Grünher, R. Seiß, Defregger, Alex. Wagner, Faber du Faur, M. Adamo zc. zc. sich ihm begeistert angeschlossen und eine Schule bildeten, wie sie seit Mengs und Cornelius kein deutscher Meister mehr um sich versammelte. — Unstreitig hat Piloty als Lehrer noch wohlthätiger gewirkt wie als producirender Künstler, weil er bei all seiner willensstarken Energie es dennoch in seltenem Maße verstand, die Individualität seiner Schüler gewähren zu lassen, und weil er sie nur immer auf das gründlichste Naturstudium hindrängte, wie es bis dahin in München niemals getrieben worden war. Da der Zufall eine auffallend große Zahl hochbegabter junger Maler hier zusammengeführt hatte, entwickelte diese Schule bald einen ganz selbständigen Geist, so daß der an ihrer Spitze stehende Meister fast ebenso viel durch sie lernte, ja sogar von einem und dem andern (von Makart ganz entschieden) mehr beeinflusst wurde als umgekehrt diese von ihm.

Durch Tilly und Wallenstein einmal auf den dreißigjährigen Krieg geführt, malte Piloty jetzt noch eine Reihe kleinerer Bilder aus dieser Zeit, so „Tilly vor der Schlacht am weißen Berg betend“, „Wallenstein krank in der Sänfte an einem Kirchhof vorbeigetragen“ zc., die indeß keine große Bedeutung beanspruchen, da sie weniger durch seine Naturbeobachtung als durch melodramatische Zuspizung sich auszeichnen. Gerade das aber, was Cornelius zu einem so großen Historienmaler macht: die dramatische Fähigkeit, uns durch das Handeln und Thun eines Menschen seinen Charakter zu zeigen, besitzt der enger aus Modell gebundene, durch sein Talent mehr auf die Darstellung des Seins als des Geschehens angewiesene Piloty nicht. Dagegen ist das specifisch malerische Talent: die Fähigkeit, jedem Gegenstand die sinnlich schönste Form der Erscheinung abzugewinnen, bei ihm größer als bei Cornelius und Kaulbach.

Durch diese Vorzüge haben denn auch einige für die Fassade des Maximilianenums componirte Bilder, die jetzt entstanden, allein ihre Bedeutung. Nach ihrer Vollendung zog Piloty zum ersten Mal nach Rom. Man kann nicht sagen, daß die Kunst des Rafael und Michel Angelo einen irgendwie sichtlichen Einfluß auf ihn geübt hätte; viel eher ließe sich dies von

jener der ihm verwandteren Naturalisten wie Caravaggio und Spagnoletto behaupten. Dagegen fand er in Rom die beiden bedeutendsten Stoffe, die er überhaupt behandelt hat. Zunächst den Nero, dessen Bedeutung für die Geschichte der ersten Christen ihm schon in Florenz durch die Prärasaeliten aufging. Gewiß war dies Bild des bei grauem Morgen rosenbeträngt vom Feste kommenden und an den Leichen der gemordeten Nazarener vorbei dem im Hintergrunde brennenden Rom zuschreitenden Imperators ein glücklicher Griff. Trat doch der Gegensatz der verdorbenen römischen Welt zu der glaubensstarken christlichen klar hervor. So konnte es nicht ausbleiben, daß der fruchtbare Stoff alsbald von Anderen: von Kaulbach, Rahl, Keller, Siemiradzky, ebenfalls bearbeitet wurde, ohne daß es einem von diesen gelungen wäre, die Gestalt des Nero selber so glaubwürdig und wahr hinzustellen, wie es Piloty vermocht hatte, dem hier die herrlichen antiken Büsten freilich die Erfindung des Charakters gar sehr erleichterten. Leider beeinträchtigte er die Wirkung dieser vortrefflichen Hauptfigur durch einen sehr viel weniger gelungenen Hofstaat und durch den etwas aufdringlichen Naturalismus, mit dem der Schutt und die brennenden Trümmer gemalt sind. Nichtsdestoweniger möchte dies Bild ungefähr die Höhe seines Talentes nach dieser Seite hin bezeichnen, da auch der römische Pöbel wie die gemordeten Christinnen am Wege von erschütternder Wahrheit sind und da man hier doch von keiner Reminiscenz sprechen konnte. Denn die gleichzeitigen Werke eines Gerôme und anderer Franzosen unterscheiden sich von dem seinigen eben so sehr durch die schwächlichere Technik als ganz besonders durch ihre pessimistische Weltanschauung. Bei ihnen triumphirt nicht nur beständig das Schlechte, sondern die Menschheit besteht überhaupt nur aus Canaillen und Dummköpfen. Piloty aber stellt dem Schlechten immer das Edle gegenüber und sichert ihm selbst, wo es äußerlich unterliegt, den Triumph in unserem Herzen. Er erschüttert nie unseren Glauben an die Realität des Guten wie jene Franzosen, sondern bestärkt uns vielmehr in demselben und verschafft uns die tröstende Gewißheit, daß es wirklich existirt. Sein sittliches Gefühl ist selbst

dann meistens richtig, wenn er demselben, entsprechend seinem leidenschaftlichen Naturell, welches überdies schon durch die Abstammung zu übertriebenem Pathos hinneigt, einen zu theatralischen Ausdruck giebt. Dies ist nun allerdings in jener ganzen Reihe von Bildern der Fall, welche nach dem Nero entstand und keineswegs einen Fortschritt, sondern eine zunehmende Veräußerlichung seines Talentes zeigte, so der „Galilei, der im Gefängniß einen Sonnenstrahl beobachtet“, „Columbus, der zuerst Land sieht“, die „Aebtissin von Frauen-Chiemsee, die an der Spitze ihrer Nonnen Plünderer zurückschreckt“, die „Kreuzfahrer, welche nach der Eroberung Jerusalems in Procession zum heiligen Grab wallen“ und andere mehr. Sie bleiben sämmtlich weit hinter jenen Erstlingswerken zurück, ja lassen selbst die gediegene Malweise, das solide Impatto jener Jugendarbeiten vermissen. Auch der 1867 entstandene „Tod Cäsar's“ wirkt mehr äußerlich als überzeugend. Ebenso „Maria Stuart, der man das Todesurtheil vorliest“ und der „Winterkönig, der beim Feste die Nachricht von der Schlacht am weißen Berg erhält“. Hier hat Piloty bereits überall den nach Art der Spanier schwärzlichen aber ernsten und soliden Ton seiner ersten Periode mit einer sehr viel bunteren aber auch kosteteren Farbenpracht vertauscht und darüber ebenso an Stimmung wie an Tiefe erblich eingebüßt. Dagegen malte er in dieser Zeit eine Anzahl guter Porträts, so der Grafen Schad, Balffy und andere mehr.

Das Jahr 1870 gab auch ihm einen neuen Aufschwung und den Muth, ein Bild auszuführen, das er schon seit seiner Jugend mit sich herumgetragen und das ihm dann später, nachdem er die herrliche Gestalt der angeblichen Thurnelba in der Loggia dei Lanzi gesehen, nie mehr aus dem Sinn gegangen war: den Triumph des Germanicus über die Deutschen, in dem die gefangene Theresienfürstin figurirte. Sie, mit königlicher Würde, stolz und ungebrosen, ja fast drohend einerschreitend, den schein umherblickenden kleinen Thumelicus an der Hand, ist die eigentliche Siegerin in dem gewaltigen Bilde, welches uns die innere Verdorbenheit dieser prachtvollen römischen Welt so deutlich malt und uns keinen Augen-

blick in Zweifel läßt, daß die trotigen Ueberwundenen von heute morgen ihre Betrümmert sein werden, daß ihnen die Zukunft gehöre. Ist dies nun mit ebenso großem malerischen Talent als richtiger und tiefer Empfindung ausgesprochen, so kann man dagegen gerade dem Colorit des Bildes am wenigsten Beifall zollen. Hier bleibt Piloty wiederum hinter seinen früheren Leistungen an Kraft entschieden zurück. — Es wirkten da mancherlei ähnelnde Umstände zusammen, um diesen unbestreitbaren Rückgang hervorzubringen: die zeitraubenden Directorpflichten, die das stille Künstlerwalten vielfach störende und doch obligatorische Repräsentation der Akademie. Dennoch vollendete er unmittelbar nachher ein anderes großes Bild, „Heinrich VIII., die Anna Boleyn zum Tode verdammt“, in dem wenigstens die Figur des tüchtigen Tyrannen selbst vortrefflich gelungen war, wie denn das historische Porträt ebenso innerhalb der Sphäre seines Talentens liegt als die Idealfigur außerhalb desselben.

Der nach Kaulbach's Tode zum Director der Akademie Ernannte wurde jetzt auch noch geabelt und mit Anzeichnungen und Amtsgeschäften aller Art überhäuft, die er gewissenhaft, wie er es immer war, mit nimmermüdem Eifer verjah. Trotzdem gewann er Zeit und Kraft, nach einigen Jahren noch sein größtes Bild für den Münchener Rathhansaal zu vollenden, das eine Art Pantheon aller ausgezeichneten Männer und Frauen darstellt, welche der Stadt angehört haben. Wir sehen da in einem Mittelbau die Munichia, umgeben von den allegorischen Figuren der Kunst und Wissenschaft, des Handels und der Industrie, Kränze an die edeln Herren und Damen vertheilend, die sie umgeben. Ist die Anlehnung an Delaroché's Hemicycle ganz unverkennbar, so war der französische Meister dabei freilich gewaltig im Vortheil, indem er bloß die berühmtesten Künstler aller Zeiten, also eine Anzahl hochbedeutender Menschen, darzustellen hatte, zu denen er meist die herrlichsten Porträts benutzen konnte, während die Mehrzahl dieser Münchener Musterblichen kein Mensch kennt, da ihre Reihe gerade da anfängt, wo München erst anfing, wirklich berühmte Männer zu besitzen: mit diesem Jahrhundert. Nichts-

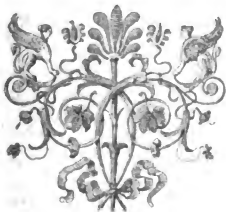
destoweniger hat Piloty den Stoff mit großem malerischen Geschick bewältigt, das Bild ist coloristisch besser gelungen als alle seit dem „Nero“ und macht einen ebenso ernst-prächtigen als wohlthuenden Eindruck. Daß wir uns hier in einer Veräumlung durch Charakter wie Talent immerhin ausgezeichneten Menschen befinden, das wird uns sofort und in ehrfurchtgebietender Weise klar. Diesen imponierenden Hauptwerk folgten die „Girondisten“, die, verhöhnt vom Vöbel, zum Tode geführt werden, eine schon darum viel schwächere Production, als es bekanntlich immer schwerer ist, ein fremdes als das eigene Volk zu schildern. — Ueberdies war das Format wie beim Cäsar viel zu klein; große weltgeschichtliche Begebenheiten wie die Ermordung Cäsar's oder selbst die Hinrichtung verlangen durchaus einen entsprechenden Maßstab.

Das neueste Werk des Meisters sind die erst kürzlich vollendeten „Klugen und thörichten Jungfrauen“ der Bibel, ein Stoff, der ihm ebenfalls schon seit seiner Jugend im Sinne lag. Man kann nicht sagen, daß derselbe durch dies lange Hinzögern der Ansführung an Frische der Conception gewonnen habe. Das Bild ist im besten Sinne ein akademisches, also ein sehr achtbares und solides aber kaltes Werk, das wenig Spuren der Vertiefung in seinen Gegenstand erkennen läßt, wenn es auch ein ebenso bedeutendes Wollen als Können bezeugt. Man sieht die fünf klugen Damen auf der vorderen Hälfte der Freitreppe eines Gartenpalastes schön geschmückt in Erwartung des himmlischen Bräutigams, den sie, während er für den Beschauer hinter der Scene bleibt, bereits nahen sehen und dem die vordersten jubelnd entgegengehen, indessen die thörichten auf der rückwärtigen Hälfte der Treppe theils die Schwestern um Mittheilung von Del für ihre Lampen bitten und ziemlich schüde zurückgewiesen werden, theils ihrer Verzweiflung auf mancherlei Art Luft machen. Daß bei einem so rein symbolischen Vorgange eine realistische Behandlung, die Alles greifbar wahr hinzustellen sucht, eher verstimmend als glaubwürdig wirken mußte, war um so unvermeidlicher, als überdies der Charakterist der einzelnen Frauengestalten die psychologische Vertiefung fehlt.

Nichtsdestoweniger zeigt sich auch hier das, was Piloty's Wirksamkeit in unserer deutschen Kunstentwicklung zu einer so epochemachenden gestaltet hat: die Herrschaft über die technischen Mittel der Delmalerei in einem Grade, wie sie unter uns seit Mengs Niemand mehr besaß. Haben seither mehrere Künstler, zunächst Makart, dieselbe in noch höherem Grade erreicht als er, so bleibt Piloty doch das außerordentliche Verdienst, mindestens der Münchener Schule eine neue Wendung gegeben, ihr eine bedeutende Zukunft eröffnet, das Entstehen wirklich classischer Bilder erst ermöglicht zu haben, indem er sie zu einem energischen Zurückgreifen auf die Natur veranlaßte und von einer unheimlich manierirt und conventionell gewordenen Schablone losriß. Ist also sein Verdienst vorzugsweise ein formales, so ist doch kein Künstler in München von seiner Einwirkung unberührt geblieben, wie ja die meisten der heute an der Spitze stehenden Maler seine Schüler waren. Dazu trug vor Allem die außerordentliche Energie, die seinen Charakter auszeichnet, die unwandelbare Ueberzeugung von der Wichtigkeit seiner Principien am meisten bei. Denn um für Andere ein Prophet zu werden, muß man erst selber an sich glauben. — Nur so war es auch möglich, eine Schule zu begründen, die, durch Talent, Charakter, Rationalität und Richtung der Einzelnen in sich unendlich mannigfaltig, dennoch bis heute fest zusam-

menhält und dem Meister, der sie so unermülich zu fördern gesucht, mit für beide Theile ehrender Treue immer noch anhängt, trotzdem sich doch die Wege der Einzelnen längst geschieden. — Ist aber die Münchener Malerschule als Ganzes auch heute noch die frischeste und größte von allen in Deutschland, obwohl ihr nicht entfernt die staatliche Förderung mehr zur Seite steht wie der Berliner oder Wiener; hat sie ohne den Genuß dieser Vortheile dafür einen wahrhaft volkstümlichen, dem süddeutschen Naturell vorzugsweise entprechenden Charakter gewonnen, so verdankt sie dies Alles Piloty, wenn nicht allein, so doch zum großen Theile. Wäre er nicht ein so eminenten Lehrer, wie hätte es da geschehen können, daß alle Richtungen ohne Ausnahme in seiner Schule vertreten blieben, daß ebenso ausgezeichnete Landschafts-, Architektur- und Thiermaler aus ihr hervorgingen als Historien-, Porträt- und Genremaler ersten Ranges, Idealisten wie Makart oder Max und Realisten wie die Mehrzahl der Andern, — Decorationskünstler wie Rudolf Seiß oder Ferdinand Barth und Stimmungsmaler wie Schöpf!

Darum kann denn auch Piloty auf sein Tagewerk mit Stolz und Befriedigung zurückschauen, er, der die Dienste, welche er der Kunst in Folge seiner Natur und Bildung leisten konnte, ganz und voll geleistet hat wie Wenige.





Der Ich-Roman.*

Ein Beitrag zur Theorie und Technik des Romans.

Von

Friedrich Spielhagen.

IV.



Das neugewonnene Ich unterscheidet sich in nichts als in der Form von dem Er, wie es sich denn auch auf dieselbe Weise wie jenes aus dem actualen Ich des Dichters metamorphosirt hat. Es ist — ebenso wie das Er — vielleicht von demselben nur durch leichte Veränderungen geschieden; es kann aber auch so weit abweichen, als es überhaupt möglich ist, ohne das geistige Band zu zerreißen, was nimmermehr geschehen darf; d. h. bei wirklichen Dichtern niemals geschieht. Die Veränderungen werden (wie in dem Er-Falle auch) ebenso den Kern des Charakters, die Denk-, Sinnes- und Empfindungsweise des empirischen Ich betreffen als die äußeren Verhältnisse und wirklichen Erfahrungen.

Betrachten wir darauf hin zuerst die innere Aehnlichkeit, welche zwischen dem Dichter und seinem Ich-Helden besteht. Daß der Verfasser des „Simplicissimus“ sich in dem Helden des Romans selber schildern wollte, ist dem Commentator, der ihn ohne allen Zweifel genau kannte, ebenso selbstverständlich,* wie wir in „Tristram Shandy's“ Humor trotz Thackeray's lieb-

loser Analyse* Sinn, Geist und Gemüth Lorenz Sterne's widergespiegelt sehen. Ein bedeutend größerer Unterschied besteht ohne Zweifel zwischen dem leicht blütigen, leichtlebigen und leichtsinnigen Wesen des wirklichen Oliver Goldsmith und dem bis zur Starrheit charaktervollen Helden des „Vicar of Wakefield“, Mr. Primrose; aber wenn der würdige Pfar- rer nicht des Dichters eigen Bild war, so war es dafür das seines Vaters, dem er in der Hauptsache, der unendlichen Herzengüte, durchaus geglichen zu haben scheint, und jetzt nur noch die eigene liebenswürdige Schalkhaftigkeit (die auch vielleicht dem Vater nicht gefehlt hat, obgleich sie nicht ausdrücklich bezeugt wird) zu geben brauchte, um die Aehnlichkeit zwischen seinem Helden und sich völlig zu machen.** Wie einseitig freilich die Aehnlichkeit zwischen Werther und seinem Dichter ist, empfindet man deutlich erst, wenn man das jugendliche Selbstporträt in „Wahrheit und Dichtung“ mit Hülfe der gleichzeitigen Briefe an Kestner und Lotte und die anderen Freunde stark retouchirt hat; dagegen müßte ich mich sehr irren,

* Simplicianische Schriften. Herausgegeben von H. Kurz. I. Einleitung S. XII ff.

* Thackeray: The English Humourists of the XVIII Century. Lecture VI.

** Ebenb.

* Siehe das Octoberheft v. J. und Januar: u. Märzheft d. J.

oder Gottfried Keller hat in seiner Dichtung vom „Grünen Heinrich“ bereits so viel Wahrheit ans seinem Seelenleben gegeben, daß uns selbst eine treueste Autobiographie nach dieser Seite nicht viel neue Aufschlüsse bringen könnte. Ebenso läge die Geringfügigkeit der Charakterdifferenzen zwischen „David Copperfield“ und Charles Dickens auf der Hand, wenn J. Forster es in seiner Biographie des Dichters nicht überzeugend für alle Welt nachgewiesen hätte;* während allerdings ein gewaltiger Abstand den feinen, gehaltenen, rücksichtsvollen Thackeray von dem durchfahrenden cynischen „Barry Lyndon“ des gleichnamigen Romans zu trennen scheint, wofür denn aber aus „Charles Yellowpluch“ dummschlaumem Bedientengeschicht hell und scharf die satirischen Augen des Verfassers des „Book of Snobs“ blicken und „Mr. Samuel Titmarsh“ voll die Züge des jungen, wie „Henri Esmond“ die des gereiften Dichters zeigt. — Auch die Treue, mit welcher Alphonse Daudet in seinem charmanten Ich-Roman „Le Petit Chose“ sein jugendliches Selbstporträt gezeichnet hat, kann nicht minder groß sein, oder Daniel Eyffette, der Held des Romans, hätte nicht, ohne aus dem Charakter zu fallen, mit denselben Gedichten im Privatkreise debütiren dürfen, mit welchen der Autor selbst in dem ersten Stadium seiner öffentlichen Laufbahn die Herzen Aller rührte, die in Frankreich noch an die „Blaue Blume“ der Romantik glauben und sich in dem süßen Dufte derselben Erquickung saugen von dem Herzwelch, das ihnen der moderne naturalistische Roman mit brutaler Grausamkeit gefessentlich bereitet.**

Man sieht, die innere Aehnlichkeit zwischen dem Dichter und seinem Helden oscillirt im Ich-Roman kaum weniger zwischen den Punkten möglicher Annäherung und weitester Entfernung als in dem Er-Roman, nur daß sie vielleicht doch noch ein wenig mehr nach jenem als nach diesem gravitirt; und so verhält es sich auch mit dem hier größeren, dort geringeren Grade, in welchem der Dichter seine individuellen Erfahrungen, Erleb-

nisse, Lebensumstände für den Romanzweck verwendet. Wenn Goethe bis zu der tragischen Veripetie im „Werther“ seine wirkliche Relation zu der Geliebten und ihrem Verlobten annähernd treu geschildert haben wird und nun aus dem Schicksal des jungen Jerusalem den Muth nimmt, für Werther's Herzensschmerzen die Consequenz zu ziehen, welche sein eigenes Liebesleid aus guten Gründen nicht haben konnte, so wird dieser psychologisch-ästhetische Vorgang im Großen und Ganzen typisch zu nennen sein für die analogen Vorgänge, die wir in einer langen Reihe von Ich-Romanen beobachtet und constatiren könnten, wenn uns die betreffenden Beweisstücke überall so ausführlich zu Gebote ständen wie in diesem Falle. Ist doch die Poesie überall darauf angewiesen, ja muß man es als ihre ganz eigentliche Aufgabe bezeichnen, daß sie aus den gegebenen Verhältnissen die idealen Consequenzen zieht, welche das mit unzähligen gleichzeitigen Verhältnissen überbürdete Leben nicht ziehen kann. Und auch hier unterscheidet sich der Ich-Roman nicht wesentlich von dem anderen Genre; nur daß wiederum die Annäherung an die gegebenen Verhältnisse besonders in den Anfängen in den meisten Fällen eine größere sein wird, als es wohl sonst der Brauch. In die Knabengeschichte Copperfield's hat Dickens, wie Forster nachgewiesen, ganze Capitel aus seiner angefangenen (und eben um Copperfield's willen nicht weitergeführten) Autobiographie eingeschaltet; auch die weiteren Etappen auf der Lebensbahn seines Helden waren dem Dichter durch seine eigenen Erlebnisse als Parlamentsstenograph, Schriftsteller u. s. w. vorgezeichnet, wogegen denn freilich David's Ehe mit dem „Child-Wife“ reine Erfindung ist und die zweite mit Agnes ein dauerndes Glück in Aussicht stellt, zu welchem bekanntlich des Dichters eigene Ehe schließlich einen betrübenden Gegensatz bildete. — Im „Simplicissimus“ dürften die actuellen Erlebnisse des Dichters wohl nur bis zum Schluß des dritten Buches stark und oft gewiß mit photographischer Treue benutzt sein, während vom vierten Buche, von der Fahrt nach Frankreich an, die Phantastie immer freier waltet, um schließlich zur völligen Phantastik anzuquarten und

* The Life of Charles Dickens by J. Forster. Tauchh. Ed. I, p. 30 ff.

** A. Daudet: Le Petit Chose. II. Partie. VIII: „Une Lecture au Passage du Saumon.“

die Grenzen nicht bloß der eigenen, sondern aller möglichen Erfahrung zu überschreiten, aus Gründen, von denen wir weiter unten zu sprechen haben werden. — Wie nahe sich Keller an die eigenen Fata hält, wüßte ich nicht zu sagen; es scheint indessen, daß auch er demselben Gesetz der idealen Consequenz gefolgt ist, als er in der ersten Ausgabe des Romans den Helden aus dem Leben scheiden ließ, während derselbe in der neuen sich wieder mit dem Dichter bescheidentlich des Lichtes der Sonne freuen darf. — Eine totale Abweichung von den wirklichen Verhältnissen des Dichters findet auf den ersten Blick im „Bicar of Watefield“ statt; aber es ist damit wie mit der oben festgestellten Differenz zwischen dem bekannten Charakter des Dichters und dem, welchen er seinem Helden gegeben: das Leben in der Familie des guten Pfarrers — er hatte es selbst an dem elterlichen Herde gelebt; die Scenerie von Watefield ist die seines Heimatdorfes; und daß er selbst auf dem Bilde nicht fehle, dafür hat er durch die Gestalt des ältesten Sohnes George gesorgt, der in der „Geschichte eines philosophischen Vagabunden“ ein klägliches Fragment (und noch nicht einmal das kläglichste!) aus der eigenen Lebensgeschichte des Dichters zum Besten giebt.* — Die größte Unabhängigkeit auch nach dieser Seite beweist wiederum Thaderay, der die Erlebnisse der Helden seiner Ich-Romane fast durchweg mit völliger Freiheit erfundet, selbstverständlich in dem beschränkten Sinne, in welchem das überhaupt von dem epischen Dichter gesagt werden kann.

Aber endlich, wenn der Ich-Roman, wie es scheint, unter denselben beschränkenden Gesetzen steht wie der Er-Roman, wo bleibt der Vortheil, welchen sich der Dichter verspricht, als er das mühsam genug errungene Er in das ursprüngliche Ich zurückverwandelt?

Und dies nun ist der Vortheil und zugleich dasjenige Moment, welches den Ich-

Roman zu einer besonderen Species in der Gattung macht: der Dichter als Ich-Held und Selbsterzähler seiner Fata gewinnt die Freiheit, welche ihm als Erzähler der Fata eines Dritten versagt war: seine subjectiven Ansichten und Meinungen ausgiebig miteinfließen zu lassen, ohne dabei dem Helden in die Rolle zu fallen; ohne den Leser aus der Illusion zu reißen, daß er es immer nur mit der einen handelnden Person zu thun hat und nicht mit zweien: mit der handelnden Person und dem Dichter, der außer der Handlung steht und mithin — im poetischen Sinne — gar keine Person ist und kein Recht hat, in dieselbe eingzugreifen, wäre es auch nur in der Form von Reflexionen, mit denen er die Handlung begleitet und illustriert.

Auch der Dichter des Er-Romans darf sich ja in der Person seines Helden (oder einer anderen Person) dergleichen Reflexionen gestatten, aber wie beschränkt diese Freiheit ist, weiß Jeder, der sich praktisch mit der Sache befaßt hat. Die Reflexion, die dem Helden (oder einer anderen Person) in den Mund gelegt wird oder auch nur durch den Kopf gehen soll, muß mit Nothwendigkeit aus der jeweiligen Situation herauswachsen; selten wird die Situation der Art sein, daß sie dem Handelnden zu langen Ueberlegungen und zum Ausspinnen seiner Gedanken und Empfindungen Zeit läßt; und wenn es schon um die Monologe auf dem Theater ein mißliches Ding ist, wo wir doch den Betreffenden vor uns sehen und ihn sprechen hören, so ist das Experiment doppelt und dreifach gewagt im Roman und erfordert eine ganz exquise Kunst des erzählenden Dichters, soll es nicht mißlingen und sich als bare Unnatur prostituiren.

Dem Ich-Helden hingegen stehen solche Reflexionen gut, weil sie ihm natürlich zu kommen scheinen. Er ist in Action und ist es auch wieder nicht, d. h. er ist ja nur der, dem das Alles einmal passirte, der inzwischen reichlich Zeit gehabt hat, sich die seltsamen Fata zurechtzulegen, sie mit voller Objectivität nicht bloß auf ihr Wie? und Was? zu betrachten, sondern auch auf ihr Warum? — warum das so kam und unter den gegebenen äußeren und inneren Verhältnissen und Zuständen,

* „Daß Golbimith (im Bicar) Vieles angebracht, was ihm selbst im wirklichen Leben begegnet war, wird allgemein zugegeben. Die Geschichte von George Primrose scheint eine genaue Copie der Abenteuer und der täppischen Einfalt des Autors in seiner Jugend.“ R. Chambers: *Cyclopaedia of English Literature* II. p. 140.

die ihm damals ein Räthsel waren, ihm aber mittlerweile den geheimen Zusammenhang offenbarten, so kommen mußte.

Und eben, weil der Held aus der Kenntniß dieses geheimen Zusammenhanges heraus und mit dem Ueberblick über Alles, was ihm von Anfang an bis zu dem gegenwärtigen Augenblicke begegnete, seine Fata berichtet, muß dieser Bericht eine ganz andere Färbung annehmen als die Erzählung des Dichters von den Schicksalen eines Dritten. Dürfen wir doch im letzteren Falle, soll nicht alle Spannung verloren gehen oder mindestens unser Interesse eine wesentliche Einbuße erleiden, gar nicht einmal von vornherein wissen, wie diese Schicksale verlaufen sind und ob wir auf der letzten Seite den Helden an die Schwelle des ehelichen Gemaches oder an das Grab geleiten werden! Bei dem Ich-Erzähler haben wir, auch wenn er nicht wie Odysseus leibhaftig vor den hochenden Phäaken, d. h. vor uns steht, die freundliche Gewißheit, daß der Betreffende allen Gefahren, die wir mit ihm werden durchkämpfen müssen, glücklich entronnen ist. Nun kann ja freilich, wie von Goethe im „Werther“ die Form beliebt werden, daß der Dichter sich als Bericht-erstatter introduciert: als der, welcher, „was er von der Geschichte des armen K. K. habe auffinden können, mit Fleiß gesammelt und wissend, daß wir's ihm danken werden, uns nun vorlege“; wo er dann freilich an einem bestimmten Punkte genöthigt sein wird, sich „als Herausgeber an den Leser zu wenden“ und die Mittheilung der Briefe, aus denen er bis dahin schöpfte, „durch Erzählung zu unterbrechen“. Aber, wenn uns so von dem Dichter der Ich-Roman gleichsam in einem schwarzen objectiven Rahmen präsentirt wird, ruht doch auf dem Gemälde selbst, ausstrahlend von dem abgeklärten Geiste, dem bewegten Herzen des Ich-Helden, ein selbst warmes, selbst reizvolles Clairobscur, höchst verschieden in seiner anheimelnden Wirkung von der unbarmherzigen Helligkeit, in welcher der völlig objective Dichter seine Gestalten und Situationen hinstellen mußte und dadurch selbst einen Schiller zu dem Fehlschluß verleitete, daß das Werk „nur im Gebiete des Verstandes liege, unter allen Forderungen des Verstandes stehe

und auch an allen seinen Grenzen participire“.

Gerade aber die Härte und Schärfe der Contouren, zu welcher den rein objectiven Dichter die Methode nöthigt und die ihn so leicht in den Verdacht bringt, daß er nur für den Verstand gearbeitet habe, mildert und verwischt jenes schimmernde, flimmernde Hell Dunkel, aus welchem die Gestalten jetzt klar hervortreten, um dann wieder in demselben zu verdämmern, und jetzt diese, dann wieder eine andere Seite zeigen in der ahnungsvoll vorausschauenden oder schwermüthig retrospectiven Beleuchtung, welche der Selbsterzähler scheinbar nach seiner subjectiven Laune und Willkür, in Wahrheit aber nach dem strengen Bedürfniß seiner künstlerischen Zwecke an sie fallen läßt.

Wir werden später ausführlich diesen letzteren Punkt zu erörtern haben; vorläufig müssen wir daran festhalten und uns klar machen, daß es immerhin das Einmischen des dichterischen Subjects ist, welches seiner Darstellung das eigenthümliche Gepräge giebt.

Ober Einmischen ist vielleicht der rechte Ausdruck nicht, weil er das Subtile der Wirkung nicht wiedergiebt, die wohl dadurch hervorgebracht werden und darin bestehen dürfte, daß, während in dem rein objectiven Roman auch freilich Alles durch das Medium der Dichtphantasie gehen muß, aber, ohne daß wir es ahnen, ohne daß es uns zum Bewußtsein kommt, wir in dem Ich-Roman diesem Durchgang beizohnen und denselben beobachten dürfen. In dem rein objectiven Roman ist die Phantasie gleichsam zu dem völlig stillen, völlig durchsichtigen Wasser abgeklärt, durch welches wir die Objecte nur einmal sehen in bestimmten Umrissen und Proportionen an einer bestimmten Stelle (welche bekanntlich nicht die wirkliche, sondern so zu sagen eine ideale ist); in dem Ich-Roman ist die Phantasie das leise bewegte Wasser, in welchem die Objecte ihre Stellung, ihre Umrisse und Proportionen je nach der Bewegung zu verändern scheinen, keineswegs wirklich verändern! Im Gegentheil! wir speisen in dem rein objectiven und in dem Ich-Roman genau dieselben Gerichte, nur daß sie uns dort von stummen Dienern servirt werden, hier sie uns der Hausherr selber

reicht mit der freundlichen Bitte, zuzugreifen, es uns schmecken zu lassen, mit bescheidenem Anpreisen der guten Dinge oder schalkhaften Warnungen, uns vor diesem oder jenem eventuell in Acht zu nehmen, mit beigefügten Erläuterungen und Anekdoten, wie er zu diesem Bildpret, zu jenem Wein gekommen sei, und uns so in eine Stimmung versetzt, welche die ungläubigsten Geschmacksnerven unmerklich aber sicher beeinflusst.

Der Kundige wird wissen, was ich in diesen Bildern ausdrücken will, aber auch ihm wird es vielleicht nicht unwillkommen sein, wenn ich durch ein paar Beispiele die Veränderung zu illustriren versuche, welche mit dem Object vorzugehen scheint, sobald wir es durch das Medium der Phantasie des Selbsterzählers sehen.

Man vergleiche das Proömium der Odyssee mit den Versen, in denen Odysseus dasselbe Thema den hochhenden Phäaken ankündigt:

Welke den Mann mir, Muse, den vielgewandten,
 der vielfach
 Umgeirrt, als Troja, die heilige Stadt, er zerstört;
 Vieler Menschen Städte gesehen und Sitte gelernt hat,
 Auch im Meere so viel herkränkende Leiden erduldet —

Und nun der Held selbst:

Meine Bedrängnisse selbst, die jammervollen,
 zu hören
 Wünschest du; daß ich noch mehr in Gram
 und Kummer verlinke.
 Was doch soll ich zerschuld' und was zulezt dir erzählen?
 Weil ja der Leiden mir viele gesandt die
 himmlischen Götter!

Wer empfinde nicht die tiefere Resonanz, welche die gesperrten Worte der scheinbar identischen Musik verleihen! ja, müßte doch eigentlich jedes Wort gesperrt werden, da jedes, wie unmerklich immer, zu dieser Vertiefung beiträgt!

Und wenn Athene die Sehnsucht des Helden aus den Armen der Kalypso nach der Heimat noch so warm und herzlich schildert:

Deßen Tochter verweilt den ängstlich harrenden
 Dulder;
 Und beständig mit holden und sanft einnehmenden
 Worten
 Schmeichelt sie, daß er vergesse der Ithaka. Aber
 Odysseus
 Sehnsuchtsvoll nur den Rauch von fern ansteigen
 zu sehen
 Seines Landes, ja zu sterben begehrt er! —

wie so viel rührender ertönt die Heimwehklage von den Lippen des Dulders selbst:

Siehe, mich weilete zwar die herrliche Göttin Kalypso
 In der gewölbeten Grotte, mich ihr zum Gemahle
 begehrend;

So auch weilete mich die Äacrin Kirke voll Arglist
 Dort in ihrem Palaste, mich ihr zum Gemahle be-
 gehrend;

Dennoch konnten sie nie mein Herz im Wusjen be-
 wegen.

Es ist nichts doch süßer denn Vaterland und Er-
 zeuger

Jeglichem, wer auch entfernt ein Haus voll köst-
 lichen Gutes

Wo im Fremdlinglande bewohnt, von den Seinen
 gesondert.

obgleich hier das Rührende mehr in der Fülle der Klage liegt, die sich in Worten nicht ersättigen zu können scheint, als in der Prägnanz des Ausdrucks, welche in Athene's Silbe von dem aufsteigenden Rauch als verflatterndem Symbol des festgegründeten heimischen Herdes eine wahrhaft göttliche dichterische Höhe erreicht.

Aber, wenn so bereits im antiken Epos das Ich nach Licht und Lust ringt, wie zart und keusch lauscht es aus seiner objectiven Hülle hervor! so zart und keusch, daß ich mit Recht in dem ersten Capitel unserer Abhandlung behaupten durfte, es gebe im classischen Alterthum kein Ich-Epos und könne keins geben in dem Sinne, in welchem wir von einem Ich-Roman zu reden haben würden. Es mußte dazu das dichterische Subject erst jene Hülle lockern und sprengen, indem es sich mit prometheischem Troß auf sich selbst besann, und daß es keinem Gott und keiner Göttin seine poetische Hütte verdanke und seinen Künstlerherd, dessen Feuer doch nur die Blut des eigenen Herzens ist, die jetzt in dunkelrother Lohe der Leidenschaft aufflammt, jetzt in satirischen Garben und Funken sprüht oder ein humoristisches Wechsellicht über die Welt flackern läßt.

So sprühen die satirischen Funken und flackert das humoristische Licht in der Schilderung, welche Simplicissimus von der Hütte entwirft, an welche sich seine frühesten Erinnerungen knüpfen:

„Mein Knän (denn also nennet man die Bätter im Speffert) hatte einen eignen Ballast, sowol als ein andrer, ja so artlich, dergleichen ein jeder König, er mag auch mächtiger als der große Alexander

selbst sein, mit eignen Händen zu bauen nicht vermag, sondern solches in alle Ewigkeit wohl unterwegen lassen wird; er war mit Aainen gemahlet, und au stat des unfruchtbaren Schieferz, kalten Bleies und roten Kupfers mit Stro bedekt, darauß das edel Getraid wächst; und damit er, mein Knän, mit seinem hochgeachteten und von Adam selbst herstammenden Adel und Reichthum recht prangen möchte, ließ er die Maur um sein Schloß nicht mit Maursteinen, die man au Weg findet, oder an unfruchtbaren Orten auß der Erde gräbet, vielweniger mit lieberlichen gebadenen Steinen, die in geringer Zeit verfertigt und gebrant werden können, wie andre große Herren zu thun pflegen, anführen, sondern er nam Eichenholz darzu, welcher nützliche edle Baum, als worauß Bratwürste und fetze Schunden wachsen, biß zu seinem vollständigen Alter über 100 Jahre erfordert. Wo ist ein Monarch, der ihm dergleichen nachthut? Wo ist ein Potentat, der ein gleiches ins Werd zu richten begehret? Seine Zimmer, Sal und Gemächer hatte er iuwendig vom Rauch ganz erschwerzen lassen, nur darum, weil diß die beständige Farbe von der Welt ist und dergleichen Gemähd biß zu seiner Perfection mehr Zeit brauchet, als ein künstlicher Mahler zu seinen trefflichsten Kunststücken erheischet. Die Tapezereyen waren das zärteste Geweb auß dem ganzen Erdboden, denn diejenige machte uns solche, die sich vor Alters bemah, mit der Minerva selbst um die Wette zu spinnen" u. s. w.

Man vergleiche mit dieser Schilderung die eines objectiven Dichters, z. B. das Bild, welches W. Scott im „Waverley“ (Cap. XI) von der Schenke macht, in die der Baron von Bradwardine seine Gäste geleitet. Da sind dieselben primitiven Zustände: derselbe schwarze Rauch, der in Ermangelung eines Schornsteins durch die Thür seinen Abzug nimmt, dieselben Spinnewebe, „mit denen der schwere Deckballen dick tapezirt war“ u. s. w.; aber der Dichter zeigt uns das Alles in einer bestimmten Beleuchtung, nur von einer Seite, wie uns ein wirkliches Bild seine Gegenstände zeigt, während wir im „Simplicissimus“ dasselbe Object gewissermaßen zweimal sehen: die miserable

Bauernwohnung, wie sie in Wirklichkeit ist, und wie sie in der Erinnerung eines Mannes erscheint, der inzwischen die große Welt kennen gelernt hat: doppelt miserabel und doch, verglichen mit dem hohlen Prunk der Paläste wirklicher Könige, nicht ohne idyllischen Reiz und eine in sich selbst ruhende Herrschermäßigkeit.

Ich gebe zu: der große Unterschied, der sich bei der Vergleichung dieser Schilderungen herausstellt, kommt zu einem nicht geringen Theil auf Rechnung des verschiedenen Zeitgeschmacks; aber, schwindet gleich jener kranke Humor mit dem siebzehnten Jahrhundert, die Methode bleibt dieselbe auch in der unendlich verfeinerten Anwendung eines Lorenz Sterne, wenn er uns zuerst den todtten Esel auf der Landstraße zeigt als einen elken Gegenstand, vor dem der Gaul des braven La Fleur Reißaus nimmt, und dann in der kummervollen Erinnerung des alten Mannes, der ihn verloren, und nun weinend auf der Steinbank vor der Thür des Gasthauses mit dem Baum in der Hand sitzt und klagt: „Ich fürchte, die doppelte Last meines Körpers und meiner Leiden sind zu viel für ihn gewesen — sie haben die Tage des armen Thieres verkürzt —“ und der Dichter und Ich-Held die Moral der Geschichte hinzusetzt: „Schande über die Welt! liebten wir nur einander wie diese arme Seele ihren Esel — es wäre etwas!“

Aber um die Wirkung hervorzubringen, bedarf es durchaus nicht jener ausdrücklichen zweimaligen Vorführung desselben Objects, wie sie Sterne liebt, — sie ergiebt sich vielmehr von selbst aus der Darstellung, wenn der Darsteller, wie er es als Ich-Dichter thun muß, immer zugleich vorwärts und rückwärts schaut. Man lese darauf hin folgende Stelle aus Dickens' „Copperfield“:

„Ich war ein nachgeborenes Kind. Meines Vaters Augen hatten sich bereits seit sechs Monaten für das Licht der Welt geschlossen, als die meinigen sich demselben öffneten. Selbst jetzt noch liegt etwas Selbstames für mich in dem Gedanken, daß er mich niemals sah; und noch etwas Selbstameres in der schattenhaften Erinnerung, die ich von meinen ersten kindischen Associationen mit seinem weißen

Grabmal auf dem Kirchhof* habe, und von dem unendlichen Mitleid, das mich immer ergriff, so oft ich es da draußen liegen sah — einjam in der dunklen Nacht, während unser kleines Wohnzimmer das Kaminfeuer und das Kerzenlicht mit Wärme und Helligkeit füllten und unsere Hausthür — fast grauam schien's mir manchmal — für das da draußen zugeriegelt und verschlossen war."

Wie ungezwungen begegnen sich hier die ersten feierlichen Gedanken des gereizten Mannes, der „selbst jetzt noch" nicht verschmerzen kann, daß ihm der Vater gefehlt, mit den Empfindungen des Kindes, welches von der verhängnißvollen Schwere des Verlustes keine Ahnung hat und nur mitleidig von der Wärme und dem Licht, in dem es sich so wohllich fühlt, dem da draußen in der kalten finsternen Nacht etwas abgeben möchte!

Oft, ja meistens lassen sich die Ursachen der Wirkung, welche wir doch ganz deutlich fühlen, nicht in ihren Einzelheiten nachweisen, und wir müssen uns begnügen, daß die Eigenthümlichkeit eben in dem wohl faßbaren, aber nicht mehr erklärbaren Ton und Colorit der Darstellung liegt. Ich schlage den „Vicar of Wakefield" auf gut Glück auf:

„Es würde fruchtlos sein, wollte ich mein Entzücken leugnen, wenn ich meine Kinder um mich sah; aber die Eitelkeit und die Selbstbefriedigung meiner Frau waren sogar noch größer als bei mir. Sagten unsere Nachbarn: Wahrhaftig, Mrs. Primrose, Sie haben doch die schönsten Kinder im ganzen Laude! antwortete sie: Ei nun, Nachbar, sie sind, wie sie der Himmel machte — schön genug, wenn sie gut genug sind; denn schön ist, der schön handelst. — Und dann hieß sie ihre Töchter, die Köpfe hoch zu halten, die, um nichts zu verhehlen, zweifellos sehr schön waren. Die bloße Außenseite ist in meinen Augen ein so geringfügiger Umstand, daß ich schwerlich die Sache erwähnt haben würde, wäre sie nicht ein allgemeiner Unterhaltungsgegenstand in der ganzen Nachbarschaft gewesen. Olivia, jetzt ungefähr achtzehn, hatte jene überschwängliche Schönheit, mit welcher die Maler

Hebe darzustellen pflegen: offen, ausdrucksvoll, gebieterisch; Sophiens Züge waren für den ersten Anblick nicht so frappant, aber wirkten oft um so sicherer; denn sie waren sanft, bescheiden und anziehend. Die Eine eroberte mit einem Streich, die Andere durch die Unwiderstehlichkeit des wiederholten Eindrucks."

Wer fühlte nicht den unsagbaren Zauber, der auf einer solchen Stelle liegt, wie der zarte Hauch auf einem Pfirsich, den die leiseste Berührung zerstört: die noch selbst in der Erinnerung überquellende Lust des glücklichen Vaters beim Anblick seiner schönen Kinder, und wie er sich der Schwäche, die er bei seiner Frau perfisirt, in demselben Athem doppelt und dreifach schuldig macht und, ohne es zu wollen und ohne es zu wissen, sein ganzes zärtlich schwaches Herz vor uns aufdeckt!

Ich habe, indem ich die Darstellungsweise des Ich-Romans zu charakterisiren versuchte, mich wiederholt der Ausdrücke: satirisch und humoristisch bedienen müssen, und es ist hier die Frage aufzuwerfen, ob in dem Ich-Roman die Zugrediensien der Satire und des Humors obligatorisch sind, wie es ja denn kein Zweifel ist, daß die meisten derselben in die Kategorie der sogenannten satirischen und humoristischen Romane gehören.

Der Leser weiß, was ich von jenen willkürlichen Kategorien halte, und er erinnert sich vielleicht aus diesen Hefen* der ausführlichen Darlegung meiner Ansicht über den „humoristischen Roman" gelegentlich Fr. Th. Vischer's „Auch Einer". Ich habe dort die Verkehrttheit jener gang und gäben Ansicht klar zu legen versucht, welche die humoristische Seelenstimmung ohne Weiteres mit der dichterischen identificirt; habe nachzuweisen versucht, daß die Phantasie sich jener Stimmung ebenso bemächtigen, dieselbe ebenso für den poetischen Zweck verarbeiten müsse, wie dies mit der religiösen auch muß; mithin der Humor als solcher ebenso wenig im Stande sei, poetische Gebilde zu schaffen, wie die Religion als solche.

Oder will man denn durchaus von humoristischen oder religiösen Kunstproducten sprechen, so kann man es doch in keinem anderen Sinne, als in welchem man von

* Der Kirchhof ist als unmittelbar an das Wohnhaus stoßend gedacht.

* Mai-Heft 1879.

Shakespeare's „Romeo und Julie“ sagt, daß die Liebe selbst das Stück dictirt habe. Denn was von der humoristischen und satirischen oder religiösen Seelenstimmung gilt, gilt von jeder Seelenstimmung in ihrer höheren Potenz, also auch von den Leidenschaften der Liebe, des Hasses, des Jornes u. s. w. In jeder derartig gesteigerten Seelenstimmung (und das giebt ja eben die Veranlassung zu der Verwechslung) spielt die Phantasie eine mehr oder weniger bedeutende Rolle, indem sie sich abmüht, die natürlichen Bedingungen des betreffenden Gegenstandes zu potenziren, was ja die künstlerische Phantasie auch thut. Nur mit dem Unterschiede, daß sie ihren Gegenstand nicht eher losläßt, als bis sie ihm zwar größere, bedeutendere, aber völlig feste Formen gegeben, während die Leidenschaft, weil sie kein Maß halten, auch solche Formen nicht schaffen kann, im Gegentheil ihrem inneren Wesen nach maßlos und formlos ist.

Genau so, um auf unser Thema zurückzukommen, verhält es sich nun mit der humoristischen, respective satirischen Seelenstimmung. Auch in ihnen ist die Phantasie geschäftig: messend, vergleichend, die Proportionen verändernd, vor Allem eufsig colorirend: die dunklen Farben vertiefend, die lichten noch mehr erhellend (wenngleich in der satirischen in anderer Weise als in der humoristischen); und durch eben dieses Mitwirken der Phantasie gewinnen ihre reinen Äußerungen (gerade wie die der Leidenschaft) oft den Anschein künstlerischer Gebilde, niemals deren Wesen. So wenig das letztere, daß Goethe völlig Recht hat, wenn er dem Humor nachsagt: er zerstöre zuletzt alle Kunst; gerade wie Schiller gelegentlich von der Leidenschaft äußert, daß die Hand, welche von ihr zittert, den Pinsel nicht führen könne.

Haben nun aber so Satire und Humor eine unlegbare innere Wahlverwandtschaft mit aller Poesie, derart, daß auch ihre Äußerungen eine scheinbare, oft frappante Ähnlichkeit mit denen jener gewinnen und sich deshalb in allen Gebieten der letzteren einnisten können, ohne daß ihre parasitische Natur immer sofort entdeckt würde, so zeigen sie für keine Dichtungsgattung eine größere und verhängnisvollere Vorliebe als für den Roman. Und

aus naheliegenden Gründen. Scheint doch die Tendenz der epischen Phantasie in die Breite und Weite der Welt ganz der des Humors zu entsprechen, welcher alles Feste auflösen und in Fluß bringen möchte; und scheint doch ebenso die Satire, die von dem beständigen Messen der kleinlich-kümmlichen Welt an den großherrlichen (moralischen) Ideen lebt, sich auf das bequemste assimiliren, ja identificiren zu können mit dem Roman, dessen beide Hauptmomente, wie wir uns erinnern, einmal die Idee der Welt war, wie sie in dem Dichterkopfe lebt, und das andere Mal die unzulänglichen individuellen Erfahrungen, welche die Phantasie zu einem Spiegelbilde dieser (Welt-)Idee auszugestalten sich bemüht.

Nun erinnern wir uns, daß gerade der Ich-Roman die mißliche Aufgabe zu fördern versucht, indem er das Ich, in welchem die Idee virtualiter existirt, actuell macht, es als berechnete Potenz in den Roman einführt und ihm so für seine Gebundenheit in dem objectiven Roman eine viel größere, scheinbar ungemessene Freiheit giebt, sich zu rühren, zu entsalten und dadurch der Idee, von der es sich belebt weiß, den vielfältigsten, scheinbar vollkommenen Ausdruck zu geben.

Kann es uns wundern, wenn Satire und Humor sich innerhalb des Romans, der ihnen ohnehin schon ein so bequemes Bethel war, sich auf den Ich-Roman, als das allerbequemste, stürzen wie ein Eroberer auf eine reiche Provinz, die ihm die Kosten des Sommerfeldzuges bezahlen, die herrlichsten Quartiere für den Winter darbieten soll?

Gewiß nicht.

Und so sehen wir denn bei Sterne, Thümmel u. A. Humor und Satire ihren Einzug in die Provinz des Romans halten, es sich dort nach Möglichkeit bequem machen, ja fürnliche Orgien feiern, unbekümmert, wie arg dabei das unglückliche Land geschädigt, ja ob es nicht völlig „zerstört“ wird. Da sind ganze Capitel, da sind — ich weiß nicht, wie viele Procente des Ganzen, die in den genannten und anderen Ich-Romanen mit dem Roman, ja mit der Poesie schlechterdings nichts zu thun haben: rein humoristische oder satirische Ergüsse, welche in die „Papiere eines lachenden Philosophen“ oder

meinetwegen eines grämlichen, oder der Himmel weiß wohin gehören und dennoch — und das ist das Schlimmste an der Sache — als Aeußerungen des „Ich-Helden“ den Schein einer Verechtigung und Zusammengehörigkeit mit dem Roman gewinnen.

Wie schön aber der Mißbrauch ist, den auf diese Weise Humor und Satire mit der ihnen von dem Ich-Roman gebotenen Gastfreundschaft treiben, erhellt am deutlichsten an dem herrlichen Resultat, welches der rechte Gebrauch zeitigt, und das da hervortritt, wo die Wahlverwandtschaft zwischen beiden und dem Roman durch den Segen der Phantasie zu einer wirklichen Verbrüderung wird. Zu einer Ehe, möchte man sagen, da es nur noch der genauesten Analyse gelingt, festzustellen, wer in diesem Bunde der empfangende, wer der gebende Theil ist; die Sache vielmehr so liegt, daß der Gebende zugleich empfängt, der Empfangende zugleich giebt.

Und innerhalb dieses Bundes besteht nun wiederum ein besonders zartes und inniges Verhältniß zwischen dem Roman und dem Humor.

Bermag nämlich die anders geartete dichterische Phantasie (die rein tragische, die lyrische vielfach) auch ohne den Humor ein mächtiges und fröhliches Leben zu entfalten, so kann die epische seiner freundlichen Mithilfe kaum entbehren. Auch das rein objective homerische Epos ist nicht ohne humoristische Züge; und die Wirkung des in seiner idealisirenden Darstellungsweise homerische Objectivität anstrebenden „Wilhelm Meister“ wäre gewiß noch bedeutender, hätte der Dichter es über sich gewonnen, dem humoristischen Moment (man denke an die schalkische Philine, an den freilich zu trocken gerathenen Werner, an den vielgewandten Serlo, an den kaufmännischen Laertes, an die „Anempfängerin“ Frau Melina u. s. w.) einen weniger untergeordneten Platz anzuweisen. Denn der geschäftige epische Geist, welcher den allmächtigen Geist der Welt begreifen will, ist darin eins mit dem Humor, der von der Sehnsucht nach der absoluten Idee nicht minder tief ergriffen und sich ebenso wenig wie jener an dem thatlofen Schwelgen in der Idee genügen läßt, sondern auf seine Weise zeigen will, „daß

das Individuum, gemein, wie es ist, dennoch Theil hat an der ewigen Herrlichkeit der absoluten Idee; daß die absolute Idee leer wäre, wenn sie sich nicht in den besonderen Ideen auseinanderlegte, und daß die besonderen Ideen wohl durch das Ideal nothdürftig repräsentirt werden, ihr eigentliches vollkräftiges Leben aber doch nur in der Gesammtmasse aller ihrer Individuen haben, mithin die absolute Idee so wenig ohne das Individuum wie das Individuum ohne die absolute Idee gedacht werden kann.“*

Auf seine Weise will das der Humor zeigen; aber diese Weise ist, wie wir bereits oben feststellten und jetzt weiter ausführen müssen, keineswegs die des epischen Geistes, der, als ein poetischer Geist, schlechterdings kein anderes Organon als die Phantasie hat: die reine Formthätigkeit, die Thätigkeit des Formens und Bearbeitens des betreffenden Seelenzustandes, also auch des Humors, dessen oft nur rein gedankliche Resultate sie zu gestalten, das heißt in Personen, das heißt in Handlung umzuprägen hat, ebenso wie sie die Ansätze einer Form, die der Humor häufig macht, erst gleichsam mit ihrer Wärme bebrüten und zu organischen dichterischen Gebilden entwickeln und anstrunden muß.

Daß ein so großes Resultat auch ohne Zuhülfenahme des Ich, als Helden und Trägers der Idee, erreicht werden kann, dafür steht als leuchtendes Beispiel für alle Zeiten der Don Quixote da, wo eine tief sinnige und umfassende humoristische Weltanschauung auf rein objectivem Wege dargestellt, das heißt in Handlung umgesetzt ist.

Wie weit man auch mit jener Zuhülfenahme vom Ziele entfernt bleiben kann,

* Siehe die Abhandlung: „Der Humor.“ Eine Uebergangsstufe in „Vermischte Schriften“ des Verfassers. I. p. 14 ff. — Ich würde mich noch heute voll zu meiner damaligen Auffassung und Darstellung betonen, wenn es mir gelungen wäre, die Grenzlinie zwischen Humor und Kunst eben so scharf zu ziehen wie die zwischen Humor und Philoſophie. Es fehlte mir eben noch die volle Einsicht in das Walten der Phantasie — ein schlimmer Fehler freilich, über welchen nachzudenken ich nun zweiundzwanzig Jahre Zeit gehabt, und den ich, wie seitdem schon wiederholt, so in dem folgenden des obigen Textes verbessert habe. Im Uebrigen darf ich behaupten, daß meine Theorie des Humors von den hier und da aufgetauchten Gegnern nicht einmal verstanden, geschweige denn widerlegt ist.

das zeigten uns klärlich die Werke der Sterne, Thümmel u. s. w.,* auf die mit Recht jenes schwebende Schiller'sche Wort von dem Halbbruder des Dichters paßt, weil ihre Phantasie wie ein intermittirender Strom nur hier und da vollkräftig gestalten-schaffend zu Tage tritt, um sich dann wieder auf lange Strecken in den labyrinthischen Höhlengängen der blanken Satire und des abstracten Humors zu verlieren.

Aber auch ganz echten Dichtern, wie Gottfried Keller in seinem „Grünen Heinrich“, mag der Versuch nicht voll gelingen, wenn sie zu fest an dem Ich und seinen individuellen Erfahrungen kleben bleiben und so aus der Prosa der pragmatischen Autobiographie nicht rein herauskommen, um dann, gleichsam zum Ersatz der fehlenden reicheren Erfindung, ästhetische oder philosophische Parabajen zu interpoliren, die, wie geistvoll und interessant immer, von dem Ich-Helden auf seiner dermaligen Entwicklungsstufe nicht ausgehen können.

So giebt es denn, soll der Ich-Roman seine wahre Bestimmung erfüllen, die doch darin besteht, daß er dem epischen Dichter seine Aufgabe erleichtert, nicht darin, daß er die Arbeit des Dichters nunöthig macht und an Stelle des poetischen Weltbildes ein prosaisch-humoristisches Surrogat schafft — so giebt es, sage ich, nur einen Weg, einen einzigen, der zum Ziele führt.

Eben den Weg, welchen der Dichter überall gehen muß: durch die Phantasie, welche jeden Erfahrungsstoff des Geistes und Gemüthes, der in sie gelangt, zu Gestalten formt oder ihn, wo das nicht möglich ist, als ein vielleicht unendlich kostbares, aber für ihre Zwecke nicht brauchbares Material zurückweist.

Und da ist es denn zuerst der Ich-Held, welchem der Dichter — und steckt noch so viel von ihm selbst darin, und wäre er es selbst — völlig objectiv gegen-

überstehen, den er wirklich und in jedem Augenblick sehen muß, als vor seinen Augen sich bewegenden und (in dem erschöpfenden ästhetischen Sinne des Wortes) handelnden Menschen.

Mit diesem Siege der Phantasie über ihren hartnäckigsten Gegner: die sich vordrängende, nach schrankenloser Entfaltung strebende Subjectivität, ist eigentlich der Proceß entschieden. Hat sie das Ich so bewältigt, daß sie es wie ein Fremdes, Drittes behandeln kann, fallen ihr die wirklichen Dritten von selbst zu; wird sie auch von ihnen nichts verlangen, als was sie ihrer besonderen Individualität nach und zwar wiederum nur in der besondern Stimmung, wie sie die besondere Situation bedingt, zu leisten im Stande sind. Und das wird ihr um so leichter werden und sie wird in einen Irrthum kaum verfallen können, als sie diese Dritten (ebenso wie das zu einem Dritten gewordene Ich) niemals anders als in ganz bestimmten Situationen erblickt. Mit einem Worte: es ist die alte objective Methode, bloß modificirt, und zwar dergestalt, daß sie, mit der nöthigen Vorsicht angewandt und von der nöthigen Kraft getragen, an Handlichkeit und Wirksamkeit um ein Erkleckliches gewinnt, ohne an Sicherheit das Mindeste einzubüßen.

Man versuche bei dem „Vicar of Wakefield“ von dem unsäglichen Zauber zu abstrahiren, den die subjective Färbung darüber breitet, und von einigen anderen Eigenthümlichkeiten abzusehen, welche jeder Ich-Erzählung eigenthümlich sind und von denen weiter unten die Rede sein soll — was bleibt? Nichts als Bewegung, nichts als Handlung, nichts als das Abrollen der Gescheide einer in innigen Contact gebrachten Anzahl von Menschen, das so mit Nothwendigkeit vor sich gehen muß, weil die Menschen eben diese und keine anderen sind und sich nicht anders bewegen, nicht anders handeln, in ihrem Contact mit den anderen zu keinem anderen Ende gelangen können. Der Ich-Dichter-Held macht weder über sich selbst noch über irgend einen Dritten auch nur die kleinste Reflexion, für deren Richtigkeit er nicht den vollgültigsten Beweis lieferte, indem er die betreffende Person die Feuerprobe des Handelns durchmachen läßt; ja, er könnte, wenn es nur auf das

* Auch Bisher mit seinem „Auch Einer“ würde hier zu nennen sein, wenn ihn die herrliche Weite seines Weltbildes und die ehrsüchtiggebende Liebe seines sündlichen Pathos nicht weit über jene subalternen poetischen Geister erhöbe und er überdies an sehr vielen Stellen seines Romanes, zumal in der ganz köstlichen „Fahrborgsicht“, unüberleglich klar zeigte und bewies, daß nicht der Humor ihn, sondern er, als rechter Dichter, den Humor voll in der Gewalt hat.

Verständniß der Charaktere und der Handlung ankommt, dieser Reflexionen sich enthalten (wie sich ihrer der objectiv Dichter enthalten muß), nur daß sie dem Ich-Zähler völlig natürlich kommen, nur daß wir uns wundern würden, wenn sie ihm bei der betreffenden Gelegenheit nicht kämen.

So, wenn der Vicar nach jener obigen Schilderung der Schönheit seiner beiden Töchter also fortfährt:

„Das Temperament einer Frau ist gewöhnlich nach dem Schnitt ihrer Gesichtszüge geformt. Olivia wünschte mehrere Aebter, Sophie den einen sich zu sichern. Olivia war oft affectirt aus zu großem Verlangen, Gefallen zu erregen; Sophie verschleierte sogar ihre ausgezeichneten Eigenschaften aus Furcht, Anstoß zu geben. Die Eine unterhielt mich mit ihrer Lebhaftigkeit, wenn ich heiter, die Andere mit ihrem Verstand, wenn ich ernst gestimmt war. Aber diese Eigenschaften wurden niemals bis zum Uebermaß gesteigert, und ich habe sie oft ihre Charaktere für einen ganzen Tag austauschen sehen. Ein Trauerkleid hat meine Kockette in eine Zurückhaltende verwandelt und eine neue Garnitur von Bändern ihrer jüngeren Schwester mehr als die ihr von Natur zugetheilte Lebendigkeit verliehen.“

Wie könnte der Mann anders schreiben, indem er jene frieblichen Tage ungetrübten Glückes in der Erinnerung zurückruft und zugleich der bitteren Stunden denkt, die jenen folgten und aus denen schließlich doch ein mäßiges Glück, wie es den Menschen beschieden ist, resultirte? Wollte der objectiv Dichter so den Schleier von der Zukunft heben, würden wir uns diese Indiscretion mit Recht verbitten,* wie wir es für Affectation nehmen dürften, hielte der Ich-Dichter mit seinem besseren Wissen geheimnißkrämerei zurück.

* Gewisse directe Prophezeiungen, wie sie einzeln in der Odysee, häufiger in der Ilias vorkommen, finden, falls sie nicht spätere Interpolationen sind, wenn nicht ihre Rechtfertigung, so doch ihre Erklärung nur in dem Umstande, daß die Sänger nach dieser Seite dem Hörer nichts mittheilen konnten, was derselbe nicht schon ohne dieß wußte und woran sie ihn folglich, zur Erhöhung der tragisch-feierlichen Stimmung, als an den dunklen Schicksalshintergrund, auf dem sich die Götter- und Heroengeschichten abspielten, von Zeit zu Zeit erinnern zu müssen oder zu dürfen glaubten.

Zu entscheiden, wie weit er dies Licht des besseren Wissens vor den Augen des Lesers in die Zukunft seiner Personen — den Ich-Helden eingeschlossen — fallen lassen soll oder wo umgekehrt retrospective Blicke in die Vergangenheit derselben besonders wirksam sind, dazu gehört für den Ich-Dichter der feine Tact der Phantasie und die Delicatesse des Herzens, von denen jene obige Stelle und noch so manche andere im „Vicar“ dictirt sind. Aber wenn schon verhältnißmäßig so einfache Aufgaben ohne die Anwendung so seltener Eigenschaften nicht wohl gelingen würden, werden dieselben zu einer wahrhaften Zauberruthe in den Händen des Dichters von „David Copperfield“.

Mit „David Copperfield“ habe ich den besten Ich-Roman genannt, den ich kenne; der mir als ein möglich vollkommenes Beispiel der Species bei diesen theoretischen Erörterungen immer vorgeschwebt hat und zu dessen Zustandekommen wahrlich die günstigsten Sterne culminiren mußten. Ein Beobachter par excellence, von dem sein Biograph und vertrautester Freund erzählt: „Meine intime Kenntniß seines Wesens führte mich dahin, unbedingten Glauben in die Versicherung zu setzen, die er einmal wie immer von sich machte: daß er niemals Ursache gehabt, den Eindruck zu verbessern oder zu verändern, welchen er in seinen Knabenjahren von irgend Jemandem empfand, den er in späteren Jahren, als ein erfahrener Mann, darauf hin wieder prüfen durfte.“* Und bei dem sich, wie wir hinzufügen müssen, diese wunderbare Gabe schärfster Beobachtung nicht auf die Menschen, als ihr ausschließliches Object, richtet, sondern immer und unweigerlich auch das Milieu in seiner weitesten Bedeutung: das natürliche und gesellschaftliche Drum und Dran der Menschen mit in ihren Kreis zieht; der also die *conditio sine qua non* des epischen Poeten im höchsten Maße besitzt und mit dieser Grundbedingung in analogem Grade das, was ihn selbstverständlich erst zum Poeten macht: Phantasie. Und der diese aus dem beständig zuflutenden Stoff so exquisit scharf und unmaßgebender Beobachtung wie aus unerhöp-

* J. Forster: The Life of Charles Dickens. Tauchnitz ed. I, 42.

lichen Quellen genährte Phantasie zuerst tastend an novellistischen Skizzen,* dann immer sicherer, zuversichtlicher an objectiven Romanen künstlerisch prüft und schult. Und der nun, in der vollsten Kraft der Mannheit, auf der höchsten Stufe seiner künstlerischen Entwicklung angelangt, sich zu einem neuen Werke zusammentrafft, einem Werke, das gleichsam die in den früheren Werken zerstreuten Theile der Idee, die er sich von der Welt gemacht, in einem allumfassenden Bilde eines Menschenlebens widerspiegeln soll; und, um dies Letzte zu erreichen, jetzt erst Kühn und ganz thut, was er bisher nur zögernd und halb gethan: zu diesem für ihn einzig wahrhaft typischen Menschen sich selbst, zu diesem die Welt, wie er sie versteht, widerpiegelnden Leben sein eigen Leben nimmt; und sich doch auch hier wiederum nicht an die individuelle Erfahrung sclavisch bindet, sondern als größter Künstler über seinem Stoffe: sich selbst, steht und diesen Stoff nach rein ästhetischen Gesichtspunkten formt und erweitert, um zu der Idealität und Totalität des Weltbildes zu gelangen, so weit ein moderner epischer Dichter überhaupt dahin gelangen kann — hier haben wir Charles Dickens und seinen „Copperfield“ und — zugleich die wundervollste praktische Verthätigung unserer Theorie vom Roman im Allgemeinen und vom Ich-Roman im Besonderen.

So im Besonderen, daß jede Seite einen Beleg bietet für die herrliche Freiheit, mit welcher sich der Dichter jener dem Ich-Roman eigenthümlichen Methode der Darstellung bedient, kraft derer er die unergründliche Tiefe seiner subjectiven Empfindung allemal in die Dinge legen kann, ohne das wirkliche Wesen derselben anzutasten, d. h. ohne die Objectivität im mindesten zu beeinträchtigen.

Jede Seite! und dennoch muß ich mir erlauben, ein paar Stellen zu excerpiren, um noch einen Vortheil der Methode klar zu machen, von welchem wir bis jetzt kaum im Vorübergehen gesprochen haben.

Wir lesen im dritten Bande** im Beginn des „Ein anderer Rückblick“ überschriebenen Capitels:

„Und wieder laßt mich verweilen bei einer denkwürdigen Periode meines Lebens. Laßt mich bei Seite stehen, während in schattenhafter Proceßion die Bilder jener Tage, die meinen eigenen Schatten begleiten, an mir vorüberziehen.

„Wochen, Monde, Jahreszeiten gleiten dahin. Sie scheinen wenig mehr zu sein als ein Sommertag oder ein Winterabend. Jetzt ist die Gemeindefeld, auf der ich mit Dora promenire, allüberall in Blüten, ein Feld von eitel Gold; und jetzt liegt das Haidekraut unsichtbar in Klumpen und Büscheln unter einer Decke von Schnee. Im Nu glänzt der Fluß, der durch unseren Sonntagsspaziergang fließt, in der Sommer Sonne, fürcht sich unter dem Winterwind oder verdickt sich mit treibenden Eiskrüden. Schneller als jemals ein Fluß zum Meere raun, glänzt er auf, verdunkelt sich und rollt dahin. — —

„Laßt mich nachdenken, was ich erreicht habe!

„Ich habe das graue stenographische Myster bewältigt. Ich erziele damit ein ganz respectables Einkommen. Ich genieße eines hohen Rufes für Alles, was zu der Kunst gehört, und bin einer von Zwölf, die für eine Morgenzeitung die Parlamentsdebatten zu berichten haben. Nacht für Nacht protokolliere ich Voraussetzungen, die sich nie erfüllen, Versprechen, die niemals gehalten werden, Erklärungen, welche die Sache nur verdunkeln sollen. Ich wälze mich in Worten. Ich bin so weit hinter den Coulissen, um den Werth des politischen Lebens taxiren zu können. Ich bin in dieser Beziehung ein völliger Ungläubiger und werde niemals bekehrt werden.

„Ich habe mich noch auf einem anderen Wege ans Licht gewagt. Mit Furcht und Zittern bin ich unter die Schriftsteller gegangen. Ich schrieb heimlich irgend ein kleines Etwas und sandte es an ein Magazin, und es wurde in dem Magazin veröffentlicht. Seitdem habe ich mir ein Herz gefaßt und eine ganze Reihe Kleinigkeiten geschrieben. Jetzt werde ich regelmäßig dafür honorirt. Alles in Allem bin ich wohl daran; wenn ich mein Einkommen an den Fingern meiner linken Hand zähle, komme ich über den dritten Finger hinaus bis zur Mitte des vierten.

„Wir sind von Duxingham Street nach

* Auch die Pickwick-Papers kann man noch nicht anders bezeichnen.

** der Tauchnitz Edition p. 106.

einem allerliebsten kleinen Cottage gezogen, nahe dem anderen, das ich im Auge hatte, als der Entusiasmus zuerst über mich kam. Meine Tante aber (die ihr Haus bei Dover gut verkauft hat) wird dort nicht bleiben, sondern beabsichtigt nach einem noch viel witzigeren Cottage in nächster Nähe überzusiedeln. Was bedeutet das? Meine Heirat? Ja!"

Ich würde dem Feingefühl des Lesers zu nahe treten, wollte ich ihn darauf aufmerksam machen, wie in dieser Darstellung durch die massigen Stämme der Thatjaden die ätherischsten subjectiven Lichter huschen, hier das Dunkel zu Tagesklarheit erhellend, dort ein wundervolles Clairvoyant, überall ein zauberisches Leben schaffend; ich will ihn auch nicht an die Bista erinnern, die sich plötzlich bei den Worten: ich bin in dieser Beziehung ein völliger Ungläubiger u. s. w. weit in das Leben des Ich-Dichter-Helden aufthut so plötzlich, natürlich, gerade wie man in einem wirklichen Walde durch eine Schneise in die Ferne bis an den Horizont sieht — aber wie viel Seiten würde wohl der objective Dichter beanspruchen, um uns zu erzählen, wozu dem Ich-Dichter die wenigen Zeilen genügen?

Wohl nur der objective Dichter selbst ist im Stande, voll das Gewicht dieser Frage zu ermessen. Er weiß, welche herrliche Zucht der Phantasie, aber auch welche granjame Fessel seine Methode ist: wie sie ihn zwingt, Schritt für Schritt vorwärts zu gehen; wie sie ihn jeden eigentlichen Sprung in der pragmatischen Darstellung zu einer ästhetischen Unmöglichkeit macht. Den Laien möchte ich an das unbehagliche Gefühl erinnern, das ihn beschleicht, wenn der Dichter denn doch diesen Sprung versucht. Auch versucht ihn keiner, außer in der äußersten Noth — einer Noth, die unweigerlich aus einem Fehler in der Composition hervorgegangen ist, — und er wird seine ganze Kunst aufbieten, um den unästhetischen Hiatus, so gut es gehen will: etwa durch Recapitulationen, die eine der Personen aus diesem oder jenem Grunde anzustellen veranlaßt wird u. s. w., zu überbrücken. Die aus dem Inneren in das Äußere arbeitende Phantasie duldet eben ebensowenig eine Unterbrechung ihrer Formen wie die malerische oder plastische, und es ist deshalb auch

die Zeit, die sie mit einem Anlauf durchmessen und ausfüllen kann, verhältnißmäßig beschränkt, wie für jene der Raum. Die Zeit, welche die Ilias ausfüllt, sind nur wenige Tage, wenn wir die neun abziehen, während deren Apollo's Geschosse das Griechenheer decimiren, und ein paar andere kürzere Unterbrechungen, die aber eigentlich keine sind, da uns getreulich berichtet wird, was während derselben geschieht; und so spielt sich auch die ganze Handlung der Odyssee während einer Frist ab, die eine Woche nicht viel übersteigen dürfte, abgerechnet selbstverständlich die Ich-Erzählung des Helden von seinen Thaten auf der Irrfahrt bis zur Ankunft auf Scheria.

Nun aber die Ich-Erzählung.

Dieselbe zerfällt bekanntlich in zwei Theile, den sehr kurzen: VII, 241 bis 297, in welchem (also in 57 Versen) Odysseus dem Alkinoos und der Arete seinen ganzen siebenjährigen Aufenthalt bei der Kalypso inclusive der Landung auf Scheria selbst und der Begegnung mit Nausikaa berichtet, und den langen: IX bis XII, mit Einschluß des so anmuthigen kleinen Intermezzo des Gespräches zwischen dem Erzähler, der seinen Bericht abbrechen möchte, und seinen Wirthen, welche ihn in demselben fortzufahren bitten — vier Gesänge also, aber auch der Inhalt voller dreier Jahre, welcher darin erschöpft wird — Jahre, in denen der Held auf den Siebenmeilensstiefeln der Ich-Erzählung von Abenteuer zu Abenteuer die ganze bewohnte Erde durchstreift, ja über die Grenzen hinaus bis in das geheimnißvolle Reich der Todten dringt und so, als die größte seiner Thaten, für einmal wenigstens die Sehnsucht der epischen Phantasie stillt, die eben nichts Geringeres begehrt, als ein Spiegelbild der Welt in ihrer Breite und Weite zu schaffen.

Freilich nur eine Illusion, und die nur den glücklichen Menschen eines primitiven Zeitalters vergönnt war, für welche das Wunder noch zu gutem ästhetischen Recht bestand, weil sie es auch im Denken noch nicht überwunden hatten. Schon der Simplicissimus, wenn er im sechsten Buche zu diesem Mittel greift, thut es „der Zärtlinge halber, die keine heilsame Pillulen können verschlucken, sie seien dann zuvor überzudert und ver-

gölbt,* ist also von seinem Dichterstuhl auf die satirische Kanzel gestiegen, um von dort mit phantastisch-allegorischen Träumen dieselbe Welt zu bessern und zu bekehren, die er vorher so meisterlich dargestellt, um sie freilich im letzten Capitel des fünften Buches zuletzt so gründlich zu verfluchen.

Um so willkommener nun muß uns Modernen, die wir ein für allemal auf die freundliche Beihülfe des Wunders zur scheinbaren Erweiterung des Weltbildes verzichten müssen, die wir anschießlich auf Darstellung angewiesen sind, jener Vortheil sein, welcher dem Ich-Erzähler aus der Freiheit erwächst, mit der er das Tempo seiner Erzählung je nach Bedürfniß verlangsamen und beschleunigen kann.

Und er hat diese Freiheit, weil er einmal die Continuität der Geschichte (die nie aufgehoben werden darf) gleichsam durch sein Dasein fortwährend documentirt, auch wenn er nicht wie Odysseus in Perseion vor seinen Hörern steht, sondern aus den Blättern des Buches, die er ja selbst geschrieben, zu ihnen spricht; und das andere Mal, weil er, wie wir gesehen haben, als einer, der in Wirklichkeit bereits die ganze Bahn durchlaufen, nun, wo er sie in der Erinnerung nochmals durchläuft, wo er auch steht, immer im Mittelpunkte dieser Bahn steht und, da er dieselbe immer von einem Endpunkte bis zum anderen überblickt, dem Leser und Ritbeschauer stets zu dem rechten Point de vue verhelfen kann.

Wir haben oben an dem kleinen Excerpt aus dem „Copperfield“ gesehen, wie d. h. mit wie kaum merkbar seinen Mitteln ein Meister der Erzählungskunst das zu bewirken im Stande ist; aber selbst das ehrliche „So lebten wir mehrere Jahre in einem Stande großen Glückes“ des Vicar of Wakefield, wie viel ästhetischer ist es als der folgende Erzählungsabschnitt, den ich bei einem objectiven Erzähler finde, indem ich sein neuestes Buch** auf-

schlage. Ich gebe die Stelle in extenso, nachdem ich mir erlaubt, behufs des nach allen Seiten hin lehrreichen Vergleichs das oben begonnene Citat aus dem „Vicar“ zu vervollständigen:

„So lebten wir mehrere Jahre in einem Stande großen Glückes; womit nicht gesagt sein soll, daß wir nicht manchmal jene kleinen Reibereien auszuhalten gehabt hätten, welche uns die Vorsehung schickt, um den Werth ihrer Gaben zu erhöhen. Mein Obstgarten wurde oft von den Schuljungen und die Milchfatten meiner Frau von den Kagen oder den Kindern geplündert. Der Squire konnte es nicht unterlassen, manchmal bei den pathetischsten Stellen meiner Predigt einzuschlafen und seine Frau ebenso die Höflichkeiten meiner Frau in der Kirche mit der bloßen Andeutung eines Knizes zu erwidern. Aber wir überkamen bald das durch dergleichen Ereignisse verursachte unbehagliche Gefühl, und gewöhnlich wunderten wir uns nach drei oder vier Tagen, wie sie uns jemals hatten ärgern können.“

Nun der Er-Erzähler:

„Die ersten vier Jahre von Quintus Bodill's Aufenthalt in dem Lande der Freiheit waren äußerst ereignißlos. Seine Zeit wurde hauptsächlich mit Abfassen von Geschäftsbriefen ausgefüllt und mit dem Sich-Amerikanisiren, welcher letztere Proceß zweifellos keine bewußte Handlung ist, sondern eine langsame psychologische Fermentation, die allmählich unsere originale Alte-Welt-Substanz in etwas Reiches, Neues und Seltsames verwandelt. Auf alle Fälle war Quintus ganz damit einverstanden, daß sein verwandeltes Selbst nach dem Ablauf von vier Jahren ein feinerer und werthvollerer Artikel war als das primitive Nordlands-Selbst, welches er in der ‚Melanesia‘ herübergebracht; und er sah mit souveränem Mitleid auf die naiven Ansichten herab, die er damals von der Welt gehabt.“

Also genau dieselbe Aufgabe: die Ueberbrückung von ein paar „ereignißlosen“ Jahren, aber wie verschieden gelöst! wie spielend leicht und amnuthig von dem Ich-Dichter-Helden, der sein eigenes Gesicht mit milder Ironie im Spiegel der geleien, und nicht etwa die Absicht, seine Erzählungs-Lust herabzuziehen. Es lohnt sich hier eben nur um eine Vergleichung der Darstellungsweisen.

* Simplicissimus VI. Buch, 1. Cap. Ausgabe von F. Kurz.

** Queen Titania. By Hjalmar H. Boyesen. New-York 1882. Unser verehrter transatlantischer Mitarbeiter wird in dem Anstande, daß ich gerade auf ihn exemplificire, höfentlich nur den Beweis sehen, wie eifrig ich seine reigenden jüngsten Novellen

Erinnerung dieser Jahre betrachte! wie mühsam und reizlos von dem objectiven Dichter, der die Reflexion zu Hülfe rufen und seinerseits dem Helden besagten ironischen Spiegel vorhalten muß!

Wie sehr nun diese Leichtigkeit der Fortbewegung das epische Geschäft fördert, liegt auf der Hand. Sie erlaubt dem Dichter, größere Zeiträume in verhältnißmäßig kürzerer Frist zu durchmessen, indem er, wie Hermes über das unwirkliche Meer, über minder Wichtiges und Interessantes hinweggeht, um da Fuß zu fassen, wo ihn Schönes und Bedeutendes zum Verweilen einladet; und so bringen uns denn die meisten Ich-Romane das Leben ihrer Helden von der Geburt bis in die ersten Mannesjahre, während der objective Roman fast durchgängig mit den Jünglingsjahren des Helden einsetzt, um an der obigen Grenze ebenfalls Halt zu machen. Daß es hier und da auch einem objectiven Dichter gelingt, dasselbe Pensum auf einem nicht größeren Raume abzarbeiten, weiß ich sehr wohl; aber es handelt sich hier nicht um die Möglichkeit der Lösung der Aufgabe, sondern um die relative Leichtigkeit derselben; und dann ist noch immer die Frage, wie der Dichter zu seinem Ziele kam: ob mit mühsamen, aber kunstgerechten Recapitulationen (man denke an Wilhelm Meister's Relation seiner Jugendgeschichte, über welcher Marianne einschläft!) oder in waghalsigen Sprüngen, von denen die Kunst nichts wissen will, trotzdem sie freilich der Mästelkraft und Schwindelfreiheit geübter Romanleser in dieser Hinsicht das Aeußerste ungestraft zumuthen darf.

Und hier ist nun endlich zu fragen, wie es doch geschehen mag, daß eine Methode der Erzählung, welche dem Dichter so große Vortheile gewährt — Vortheile, die fast die beispiellose Gunst der Verhältnisse und Bedingungen, unter denen der antike Epiker arbeitete, auszugleichen scheinen —, Alles in Allem so selten zur Anwendung kommt?

Man kann über die Antwort auf diese Frage nicht im Zweifel sein.

Die Ich-Methode wird darum so spärlich beliebt, weil ihre Anwendung zwei gewaltige Schwierigkeiten birgt.

Von der ersten dieser Schwierigkeiten haben wir bereits öfter sprechen müssen.

Es ist die Gefahr des Mißbrauchs der dem Dichter-Subject durch den Ich-Roman gewährten Freiheit — eine Gefahr, welcher zwar die Epiker von Gottes Gnaden: die Goethe, Goldsmith, Dickens, entgegen, die mehr im Allgemeinen geistreichen, als mit dichterischer, speciell epischer Phantasie begabten Autoren aber: die Sterne, Thümmel u. s. w., das rettungslos unterliegen; und der sich doch wiederum nur diese letzteren aussetzen dürfen, weil sie, in der Hauptsache geschlagen, dennoch aus dem auf eigene Faust angezettelten Nebengefecht als Sieger, sogar als glänzende Sieger hervorgehen können. Was bliebe aber für die, welche nicht einmal ein geistvolles „Ich“, das uns für die Unzulänglichkeiten des „Romans“ durch seine genialen Apercus, durch seine brillanten satirischen, seine gemüthreichen humoristischen Parabasen entschädigt, zu dem Entscheidungskampfe des Ich-Romans mitbrächten? Es ist schwer zu sagen, denn in Wirklichkeit hüten sie sich weislich, sich in solche Fährlichkeiten zu begeben, sondern ziehen gemächlich mit in dem großen Haufen der Armen, von denen, da sie nichts sind und nichts können, es unrecht wäre, zu verlangen, daß sie etwas zur Förderung und zum Glanz der literarischen Republik beitragen sollten.

Die zweite Schwierigkeit liegt in dem Stück Unnatur, das der Ich-Roman von vornherein in sich birgt, und hier kann keine höchste Kunst des Dichters völlige Abhülfe schaffen.

Es verhält sich aber damit folgendermaßen:

Wenn der Dichter des objectiven Romans seine Menschen, wo und wann es ihm gut dünkt, vor sich forbert und sie ihre tiefsten Geheimnisse offenbaren läßt, so finden wir das in der Ordnung, denn er ist allgegenwärtig und allwissend wie die Muse, welche der homerische Sänger anruft, ihm die Abenteuer und Leidenschaften seiner Helden zu sagen und zu singen. Es ist das eine Fiction, aber eine völlig berechtigte, über die Kunstgebrauch geheiligte, ja durch das Wesen der Kunst geforderte.

Auch der Ich-Roman kommt ohne die Allgegenwart und Allwissenheit des Dichters nicht zu Staube; aber — und dies ist der verhängnißvolle Unterschied — der Dichter, der zugleich der Held, d. h. ein

Neusch und nicht eine Gottheit oder abstracte göttliche Kraft ist — muß diese seine Gegenwart, dieses sein Wissen in jedem einzelnen Falle legitimiren. Der Ich-Roman ist von Anfang bis zu Ende ein Kampf um diese Legitimation. Die Schwere des Kampfes zu ermessen, ist wohl nur dem möglich, der selbst auf dem Plage gestanden und sich erinnert, welche Welt von Mühe es ihn gelöstet, zwischen dem Helden und einer anderen Person, die sich im gewöhnlichen Verlauf der Dinge und nach Lage der Verhältnisse gar nicht hätten treffen können, trotz alledem ein Rendez-vous zu arrangiren; und wie er trotz seines gründlichsten Abscheus vor dem Lauschen an der Wand sich doch zu der widerwärtigen Rolle verstehen mußte, weil es sonst schlechterdings unmöglich war, hinter ein gewisses Geheimniß zu kommen, das eben nicht länger Geheimniß bleiben durfte. Und wie er mit einem: „Ich sehe sie heute nach dreißig Jahren so deutlich, wie ich sie damals sah!“ oder: „Wie genau ich mich dieses Gesprächs erinnere!“ sich und den Leser darüber wegzutäuschen suchte, daß die betreffende Deutlichkeit in Wirklichkeit ein psychologisches Wunder wäre und daß es jede Kraft des Gedächtnisses übersteigt, nach Verlauf von so und so vielen Jahren ein stundenlanges Gespräch Wort für Wort zu wiederholen.

Zu welchen verzweifelten Mitteln der geängstigte Ich-Dichter in solchen Verlegenheiten greift, dafür bietet uns die Erzählung des Odysseus ein classisches Beispiel.

Er hat berichtet, wie die Gefährten die Kinder des Helios geschlachtet. Auch bei dieser Affaire ist er nicht Augen- und Ohrenzeuge gewesen, da er unterdessen durch die Insel schweifte und überdies geschlafen hat; aber er mochte ja leicht, was geschehen und wie es geschehen, hinterher erkennen und von den Genossen erfahren. Doch nun eilt Lampetia zu Helios und sagt's ihm an; Helios wieder hinauf zum Olymp und klagt es Zeus und den unsterblichen Göttern; Zeus verspricht dem Beleidigten ausgiebige Rache. Und der Ich-Erzähler, der denn doch merkt, daß dies alle menschenmögliche Glaubwürdigkeit einfach übersteigt, der Erzähler — mit welcher ehrbarer Miene der Schalk das vorgebracht haben mag! — fährt feierlich fort:

So!ches hört ich darauf von der schöngeflochtenen Kalypso, Die, wie sie sprach, von Hermeios, dem Zuhütigen, selbst es gehöret.*

Aber den armen Modernen kommt in solchen Nöthen kein plaudersüchtiger Götterbote, und da ist es denn oft ergötzlich und manchmal betrüblich, anzusehen, wie sie sich abmühen, um aus der Schule schwagen zu können, in der — sie nicht gewesen; oder aber umgekehrt, sich die Augen zuhalten müssen, um nicht zu sehen, was klar ist wie der Tag, sie aber nicht sehen dürfen, weil es sonst zu früh für sie tagen würde; oder sich selbst an Händen und Füßen fesseln müssen, um nicht zu thun, was jeder Andere an ihrer Stelle unzweifelhaft gethan hätte. Man denke an die Staarblindheit des guten Bicar gegenüber dem Mr. Burchell, dem doch der Baronet aus jeder Naht des faden-scheinigen Rockes sieht! an die übermenschliche, die Geduld des Lesers ermüdende Geduld Copperfield's mit dem scurrtischen Uriah Heep! an — aber weshalb die eudlose Liste der Verlegenheiten fortsetzen, in welche der Kampf mit dem Stück Unnatur in seiner Aufgabe den Dichter des Ich-Romans auf Tritt und Schritt bringt! Der aufmerksame Leser mag sie aus seiner Lectüre mit Leichtigkeit ad libitum verlängern!

Dennoch möchte ich denen, welche zu der Aufgabe die beiden Hauptsachen mitbringen, nämlich ein Ich, das etwas erfahren hat, und die Phantasie, um das erfahrungsmäßige Ich zu einem idealen Ich emporzuläutern, rathe, an derselben ihre Kunst zu versuchen. Es ist eine wunderbare Schulung und zugleich ein unfehlbarer Prüfstein des Talentes. Hier oder nirgends können sie erfahren, ob die epische Muse sie in das Allerheiligste berufen hat, oder ob sie nur in die Vorhallen gehören, wo die Imitatoren, Compilatoren und hoc genus omne ihr lärmendes Wesen treiben.

Ich bin zu Ende.

Der epische Proceß ist vollständig durchlaufen. Er begann mit dem modernen dichterischen Ich, das, im Stich gelassen von der heroischen Sage, ja von der tra-

* Odyssee XII, V. 389. 390. Sollten die Verse und dann auch wohl die vorhergehenden, von V. 376, wie ich fast glauben möchte, interpolirt sein, so würde dadurch die Beweiskraft desalles für meinen Zweck nicht im mindesten alterirt werden.

ditionellen Stoffwelt der Novelle und des Romans, gebunden an die Beobachtung, wie es die epische Phantasie immer ist, seine eigenen Erfahrungen und Erlebnisse nahm und erzählte in einer Geschichte, deren Held und Träger der Idee (der Weltanschauung und Weltansicht, wie sie sich bei ihm gebildet) es selbst war. (Werther's Leiden.)

Das dann zu der Einsicht der doppelten Unzulänglichkeit dieses Gleichnisses kam, indem es einerseits Gefahr lief, in der Enge und Beschränktheit seiner individuellen Erfahrungen stecken zu bleiben, ohne die Idee (das Weltbild) auch nur annähernd darstellen zu können, andererseits, um die Idee dennoch herauszubringen, auf Darstellung verzichteten, die Idee abstract geben zu müssen und so ins Grenzenlose, d. h. Unkünstlerische zu gerathen.

Wie es nun diesen Gefahren zu entgehen suchte, indem es einmal aus dem gebundenen Ich ein Er machte, dem es beliebige Erlebnisse andichten könne und dadurch eine größere Freiheit gewönne, die es indessen keineswegs mißbrauchen, im Gegentheil nur nach den Gesetzen der (objectiven) Darstellung gebrauchen wollte und so jener zweiten Gefahr zu entriuen gedachte, die ihm aus der unkünstlerischen Grenzenlosigkeit der Idee entgegendrohte. (Wilhelm Meister's Lehrjahre.)

Wie es abermals erkennen mußte, daß auch dieser Weg nicht zum Ziele führe, da die erlangte Freiheit schließlich Alles in Allen nur ein Schein war, indem es trotz seiner Metamorphose in ein Er im Wesentlichen an seine eigenen Erfahrungen gebunden blieb und so den Zirkel des Bildes nur um ein Geringes erweitern konnte, um ein so Geringeres, als die künstlerisch obligatorische (objective) Darstellung in dieser Form trotz aller bis zum Uebermaß angewandten Mittel die Unendlichkeit der Idee nicht zu erschöpfen vermochte, im Gegentheil ein großer peinlicher Rest blieb, aus welchem die ästhetische Kritik die Fehlerhaftigkeit der ganzen Rechnung deducirte. (Schiller's Urtheil über Wilhelm Meister.)

Wie es nun auf ein Kunstsmittel sann, diesen Rest, wenn nicht aufzuheben, so doch bis auf ein Minimum herabzumindern, indem es das Er wieder in ein Ich zurückverwandelte, das als ein mit dem-

selben Grad der Freiheit erfundenes und ausgestattetes wie das Er sich derselben verhältnißmäßigen Vorzüge wie jenes erfreute und überdies, als ein integrierendes Glied des Kunstwerks, das Recht und die Pflicht gewann, mitzusprechen, seine Meinungen und Einsichten zu äußern und dadurch wesentlich zur Herausstellung der Idee auf legitimem Wege beizutragen.

Wie sich nun schließlich dieses Kunstsmittel als ein höchst gefährliches erwies in den Händen von solchen, die es zur Verfolgung ihrer von den dichterischen weit entfernten, meist humoristisch-satirischen Sonderzwecken mißbrauchen wollten, vielmehr insolge ihrer unpoetischen Natur mißbrauchen mußten (Sterne); um sich freilich, angewandt von echten epischen Dichtern, auf das herrlichste zu bewähren und einen Roman zu ermöglichen, in welchem der Dichter der einzig legitimen (objectiven) Darstellungsweise nicht das Mindeste vergab und doch durch die angewandte Modification derselben seinen Standpunkt zu einer ästhetischen Höhe freier humoristischer Weltübersicht steigern konnte, die das moderne epische Ideal zu verwirklichen scheint, wie die homerischen Gedichte das classische verwirklichten. (Copperfield.)

Ich bin zu Ende, wie man mit einem Thema zu Ende sein kann, das nur ein kleiner Ausschnitt aus einem großen Ganzen ist, in welches es auf allen Punkten hinüberweist und hinüberstrebt.

So möge meine Arbeit denn als ein Beitrag für den gelten, welcher es nach mir unternehmen wird, uns dieses Ganze in seinem Umfang und im Zusammenhang seiner Theile vorzuführen.

Es wäre möglich, daß wir dem Trefflichen nicht so bald begegneten. Er müßte immerhin drei Qualitäten vereinigen, von denen jede einzeln schon ihren Mann ziert: ausgebreitete intime Kenntniß der Literatur, strenge philosophische Schulung, bewährte poetische Praxis.

Hiß er kommt, reden wir eben vom Roman, so gut wir es verstehen: der Literarchistoriker, der Philosoph und der Dichter; und halten wir es für kein Geringes, wenn wir uns unter einander über einen und den anderen Punkt verständigen können.





Literarische Mittheilungen.

Neue Novellen.

I.



troubadour-Novellen von Paul Heyse. (Berlin, Besser'sche Buchhandlung, 1882.)

„Was ist die Novelle anders als eine sich ereignete unerhörte Begebenheit?“ definiert Goethe bei Edermann (Gespräche I, 220); und B. Erdmannsdörffer (Das Zeitalter der Novelle in Hellas, S. 11) deducirt aus der historischen Erforschung dieser Dichtungsart: „Der Reiz, das Verdienst der Novelle besteht vor Allem in der wechselreichen Mannigfaltigkeit des Sujets, des Personals, der Pointen; das Charakteristische, das Ueberwiegendste, das Neue ist ihr Terrain, und als die neue Kunde, die neue Erzählung, als Novella nimmt sie das Interesse ihres Publikums in Anspruch.“

Nun steht von allen modernen Novellendichtern keiner so fest auf dem seinem Genre durch diese Definitionen und Erklärungen bereiteten und umschriebenen Boden; keiner bewegt sich auf diesem Gebiete mit solcher Freiheit, durchmisst es nach allen Seiten mit solcher nimmermüden Flugkraft wie Paul Heyse.

Und wie es denn nicht anders sein kann, als daß der Künstler, welcher streng innerhalb der Grenzen seines Genres bleibt, durch kein Mittel wirkt und wirken will als die, welche es in seiner Besonderheit ihm bietet, aber nun auch von diesen Mitteln den ausgiebigsten, kraftvollsten Gebrauch macht, immer in seinem Genre das Höchste erreichen wird, so hat auch keiner „das Interesse seines Publikums“ so völlig „in Besitz zu nehmen“ und so uner-schütter zu behaupten verstanden wie gerade er.

Dieser Besitz ist nicht durchaus unbestritten; sein Verdienst wird von Vielen nur unwillig anerkannt, ich weiß es sehr wohl. Wie oft

habe ich den Dichter gegen Angriffe in Schutz nehmen müssen, zu denen man die Argumente aus dem Gesetzbuch nahm, der für die Kinderstube, für Knaben- und Mädchenpensionate zu Recht besteht und dessen Paragraphen dann das geistige Philisterium beiderlei Geschlechts so weiter durch das Leben schleppt, ohne zu bedenken, daß in der Republik der Kunst, soll sie nicht zu Grunde gehen, andere Gesetze gelten und gelten müssen, und keine Provinz in dieser Republik, wenn man sie nach jenen Paragraphen verwalten wollte, früher und gründlicher in eine Wüste verwandelt werden würde als gerade die Novelle.

So viel steht fest: von den „Troubadour-Novellen“ hätte, wäre die Ohnmacht in den Händen jenes Philisteriums, keine einzige geschrieben werden dürfen. Vielleicht noch, bei Lager — aber ganz Lager Oberbau der rigorosen Paragraphen, die erste: „Der lahme Engel“, obgleich es ja für eine Frau und Mutter peinlich genug zu lesen ist, daß eine Dame von vierzig Jahren, also eine Matrone, in Liebesleidenschaft für einen Burtschen von zwanzig Jahren, oder so, entbrennt, der gut und gern ihr Sohn sein könnte; und, wenn sie das Entsetzliche auch noch ungefähr zur rechten Zeit begreift und sich von dem „Liebsten“ lossagt und ihn in die Freiheit des Lebens entläßt, doch für sich selbst die Freiheit des Geistes und Herzens nicht völlig erringt, im Gegentheil bei gegebener Gelegenheit als Greislin oder doch als frühzeitig hingeworfene Fünfzigjährige „mit schneeweißem Haar“ in die alte Sünde zurückfällt, zu Schminken und Schönheitswassern greift, dem immer noch Geliebten womöglich eine Jüngere, Schöner, als sie einstmals war, entgegenzutreten, und

an diesem wahnwitzigen Versuch zu Grunde geht. — Und dieselbe laze Obervanz mag auch noch die „Dichterin von Corcaffone“ zur Noth gelten lassen — die gute, kluge, kleine Frau ans dem niedrigsten Bürgerstande, welche dem adeligen Herrn, der sie so schmählich verläßt, so grausam verhöhnt, treu bleibt und ihn vom Henkertode losbittet und schließlich wieder zu Gnaden annimmt. Freilich verräth sie dadurch in betrübender Weise die beleidigte Frauenwürde; freilich wird so der Zügellosigkeit der Männer ein höchst bedenkliches Präjudiz geschaffen, und „sehen Sie, verehrter Herr, ich als Mutter würde, wagte es mein Schwiegerjohn — er wird es, Gott sei Dank, nicht wagen! — meiner Tochter so zu begegnen, kategorisch verlangen und es durchsetzen, daß sie auf böswillige Verlassung und Scheidung klagte; und billigen kann ich deswegen auch die Moral dieser Geschichte nicht. Aber zwischen nicht billigen können und verwerfen müssen ist noch ein großer Unterschied, und verwerfen, unbedingt verwerfen muß ich Geschichten wie —“

„Der Mönch von Montaubon“?

Nun, die kleine Bièce mag als ein Scherz so hingehen, obgleich ja allerdings der Leichtsinns des Verfassers zu tadeln ist, der in einer tief irreligiösen Zeit durch Prostituirung der Eitelkeit und Verliebtheit eines Priesters dem leidigen Hange zur Verpottung des Heiligen und Ehrwürdigen noch gewissermaßen Nahrung zuführt; und so wollen wir auch „Ehre für Alles“ gelten lassen, trotz seines graufigen Inhaltes, da doch wenigstens das Vaster einer furchtbaren Strafe nach Gebühr verfällt; aber — die verehrten Leserinnen unserer Hefte wollen nicht erschrecken! — gerade die beiden Novellen, welche wir in eben diesen unseren Hefen mitgetheilt haben, sind es, gegen welche sich das Verdikt der zur Nothzeit beleidigten Moral am entschiedensten richtet: „Die Rache der Bizgräfin“ und „Der verkaufte Gesang“.

Und nun will es das Unglück, daß eben diese beiden Novellen den Dichter aus der höchsten Höhe seines herrlichen Könnens zeigen; er gerade in ihnen alle schönsten Eigenschaften seines reichen Naturells aufs glänzendste entfaltet, so daß man sie zu dem Besten, was er je geschrieben, zählen und als wahre Prachtexemplare ihres Genres ansprechen muß, in welchen alle Vorzüge und Reize desselben vereinigt sind wie in einem vollen Kranze alle schönsten Blumen eines Gartens. Und soll man doch einer vor der anderen den Vorzug geben, so müßte es wiederum die sein, welche die guten Menschen und schlechten Musfanten wohl am meisten beleidigen möchte: „Die Rache der Bizgräfin.“ Hier haben wir den letzten Griff nach dem Ungemeinen, ja Unerhörten, wie ihn der Begriff der Novelle for-

dert: eine sittenreine, ja fast pedantisch strenge, hochgefinte Frau, die nach dem schwersten Kampfe mit ihrer Tugend sich dem, der ihr Herz besiegt, ganz zu eigen geben will; und, von dem Treulosen verrathen, vor sich selbst bis in den Staub gedemüthigt, entwürdiget, nun auch den Kelch des seelzerrettenden Leidens bis zu dem letzten bittersten Tropfen trinkt: sich her, wozu du mich gemacht — zur liebeleeren Ruhe deines Knechtes! — und dieses Ungemeine, Unerhörte vorgetragen mit einer spielenden Anmuth und Leichtigkeit, als wäre es ein Landläufiges, Alltägliches — ich nehme keinen Anstand, auszusprechen: wer gegen so hohe, dichterische Vorzüge unempfindlich ist, wer nicht zugiebt, daß hier ein tief schmerzliches, aber durchaus sittliches Problem rein und völlig gelöst ist, wie es nur eben der wahre Dichter und Herzenskündiger zu lösen vermag — der hat in poetischen Dingen keine Stimme, auch wenn er sie noch so laut erhebt. — Weniger fähig ist der Vorwurf in „Der verkaufte Gesang“, ja, man könnte sagen, daß der Reiz dieser Novelle zuerst in der geistreichen Weise besteht, in welcher gleich das alte Thema — die Liebe eines stolzen Ritters zur Schäferin auf der Wiese — neu und anmuthig variiert ist. Nur freilich ist auch hier wieder die frühliche Kühnheit zu bewundern, mit der der Dichter auf sein Ziel losgeht; uns, die Leser, wiederum mit dieser Kühnheit und Fröhlichkeit erfüllend, daß wir, frei von dem traurigen Zwange des eingepferchten und eingedorneten modernen Lebens, den romantisch frischen Duft der Kräutervielse zu ahnen glauben, auf welcher die junge Schäferin ihre Herde weidet; und sie selbst am Bache sitzen sehen, wie sie ihr Ritter sah; und dem glücklichen Paar, nachdem es der Abt an dem „Galgencapellen“ zusammengegeben, auf ihrer Hochzeitsreise aus der Mutter Hütte im Dorf nach dem Schäferkarren auf der nahen Wiese Heil und Segen aus geräuherten Herzen wünschen.

Aber, je freudiger wir unseren Dichter gegen die Lantenmoral in Schutz nehmen, wo er, wie in der letzten köstlichen Novelle, den Triumph der trotz scheinbar verhänglicher Szenen und Situationen keuschen und schönen Menschlichkeit feiert; oder wo er, wie in der „Rache der Bizgräfin“, Schuld und Sühne mit sicherer Hand abwägt, um so crastlicher müssen wir mit ihm rechten, wenn seine Hand bei diesem letzteren schwierigen und schwierigen Geschäft zittert; wenn die Gewichte ungleichmäßig in die Schalen fallen, ja eines und das andere — natürlich ohne sein Wissen und sehr gegen seinen Willen — als ein falsches befunden wird.

In der Novelle „Ehre über Alles“ — derselben, welche wir oben von einer kurzzeitigen Moral lossprechen ließen — hantirt der Dich-

ter nach meiner Ansicht nicht mit richtigen Gewichten. Schuld und Sühne scheinen sich nur zu deducen, in Wirklichkeit thun sie es nicht. Der Titel ist falsch. Es ist nicht seine Ehre, die der Held der Geschichte über Alles setzt, um derenwillen er zum Mörder jenes schuldigen Weibes wird — der Mord ist nichts als eine brutale Grausamkeit von jener schlimmsten tyrannischen Art, welche dem Schächer Lust verschaffen soll in einer Verlegenheit, in die ihn seine Sinnlichkeit verstrickt. Zuerst: der Dichter selbst hat es zu verantworten, wenn die arme Audiart nicht so schuldig erscheint, wie sie sein müßte, soß uns das Mitleid mit ihr nicht die Grausamkeit des Gatten in einem unerträglichen Lichte erscheinen lassen. Sie hat, da sie sich von ihrem Buhlen entführen ließ, „von ihrem Besitz an Kleidern und Geschmeide nicht mehr mitgenommen, als was sie auf dem Leibe getragen“ — so ist ihr Charakter wenigstens von Habgier nicht beschmutzt. Ihren Verführer und Entführer nennt sie „einen Teufel, ausgelemt in allen Künsten der Finsterniß“ — wir haben keinen Grund, an der Wahrheit dieser Aussage, der nirgend widersprochen wird, zu zweifeln. Ihr Unwille bei der Wiederbegegnung mit ihrem Gatten, den sie zuerst für einen galanten Herrn hält, an welchen sie die Wirthskleute verkuppeln wollen, trägt durchaus den Stempel der Aufrichtigkeit, ebenso wie ihre Bitte: „Wolltet Ihr Euch in Wahrheit eines unseligen Weibes annehmen aus ritterlicher Großmuth, so kommt morgen am hellen Tage wieder.“ Und wenn sie nun wirklich, nachdem sie den beleidigten Gatten erkannt, ihn wieder für sich zu gewinnen hofft, so soll das unschön und schamlos bleiben, obgleich es tausendmal dagewesen und immer wiederkehren wird; aber thut nicht der Gatte Alles, diesen unschönen Funken in ihr zu nähren? Hat er nicht sein ritterlich Wort versündigt, daß er „nicht dessen gedenken will, was sie an ihm verschuldet“, daß er „nicht ihr Richter sein will!“ daß er „ihr jedes Glück gönnt, das in der weiten Welt noch für sie zu finden ist?“ Wie darf er sie, als sie dieses Glück verschmäht, als sie den Tod in den Wellen des Flusses suchen will, sie, die sehr richtig erklärt, daß denn doch, nachdem er sie aufgegeben, die Bestimmung über ihr Geschick „ihre Sache“ sei, zurückhalten? unter dem Vorwand, sie bewachen zu müssen, die Nacht in ihrer Kammer verbringen, als hätte er nicht ebenso gut vor der Thür Wache halten können? und am nächsten Morgen, als sie über die Brücke reiten und sie abermals den Tod wünscht und rein menschlich und ganz gewiß echt weiblich ruft: „nich noch einmal in das Leben zu schiden, in ein Leben ohne Euch, nachdem ich Euch wiedergesehen, geht über meine Kräfte!“ anstatt „aller Antwort dem

Thiere die Sporen zu geben, daß sie im Fluge von der Brücke kommen?“ Was hat er vor? Dieses: „Zwei Stunden von hier liegt ein Frauenkloster. Dorthin will ich Euch bringen, um Euch vor Euch selbst und den ungezügelten Trieben Eures Herzens zu beschützen. Wenn ich Euch frei in die Welt entlasse, möchtet Ihr neues Unheil anstiften, anderen Arglosen Gefahr bringen und endlich selbst ein trauriges Ende nehmen. Darum will ich die Sorge für Euer Heil sicheren Händen anvertrauen, und vielleicht kommt noch einmal der Tag, wo Ihr es mir dankt, daß ich Euch dazu verholfen habe, wenigstens Euer unsterbliches Theil zu retten.“ So der Mann, der „nicht Richter sein will!“ der ihr „jedes Glück gönnt!“ Was ist denn nun seine wirkliche Meinung? die von gestern? oder die von heute? Schmach und Gram dem Rittertum, dessen Quintessenz Ehre und Wahrhaftigkeit ist! — keine von beiden! sondern einfach dies: er gönnt sie Niemanden! er fürchtet nichts für sie, aber Alles für sich; und diese Aufzucht fängt damit an und hört damit auf: sie könnte doch wieder nach dir einem Andern gehören! Deshalb und nur deshalb geht er in dem Buchenhain, bei dem er unwillkürlich (!) den Jügel angehalten vor ihr, die in das weiche Moos gesunken, auf und ab „wie ein Raubthier hinter dem Käfiggitter“, und — nun, die Fischologen und Criminalisten kennen ja die Schwefensichtigkeit von Grausamkeit und Wollust; aber wie kommt die „Ehre“ zu der Unchre, in diesem Bunde die Dritte sein zu sollen? Ich meine, wir nennen das Kind bei seinem rechten Namen und überlassen es unsern Nachbarn, in irgend einer Affaire Clemenceau die letzten grauenhaftesten Consequenzen des schlimmen Handels zu ziehen und dann doch noch (und nun erst recht!) den tollern Versuch zu wagen, aus dem Leibeigenen seiner Schande einen Arzt seiner Ehre zu machen.

Und so, nachdem wir der Lantenmoral die tröstliche Gewißheit gegeben, daß selbst die schlafsten und kraftvollsten poetischen Bäume nicht in den Himmel wachsen und von den sechs bösen Troubadour-Novellen fünf — sage nur fünf! — völlige Meisterwerke sind und eine, wenn auch im Einzelnen noch immer das Werk eines Meisters, so doch als Ganzes verfehlt ist, nehmen wir für diesmal freundlichen Abschied von dem Meister und — auf baldiges Wiedersehen!

Queen Titania by Hjalmar H. Boyesen. (New York, Scribner's Sons. 1881.)

Der Titel sollte eigentlich heißen: „Queen Titania and other novels“, denn der hübsch ausgestattete Band enthält noch zwei andere Stücke: „The Mountain's Face“ und „A Dangerous Virtue“, als willkommene Zugabe zu der *Pièce de résistance*.

Ich gestehe, das Buch mit einiger Sorge geöffnet zu haben. Ich hatte, als ich im September-Heft 1879 der Uebersetzung von unseres Mitarbeiters reizender Novelle „Gliser-Brita“ einige biographisch-ästhetische Notizen über den Autor voranschickte, gesagt, „daß er in verhältnißmäßig jungen Jahren schon Bedeutendes geleistet habe, unzweifelhaft in Zukunft hoch Bedeutendes leisten werde.“ Man weiß, ein wie mißliches Ding es mit dergleichen Prophezeiungen ist; wie grausam angelegen es sich meistens die Betreffenden sein lassen, den vertrauensvollen Propheten ad absurdum zu führen. Und so wird der freundliche Leser denn meine Freude verstehen und theilen, als ich fand, daß ich diesmal ausnahmsweise Recht gehabt und die „Queen Titania“ sich, wenn auch nicht als einen „bedeutenden“, so doch immerhin als einen Fortschritt auf der rühmlich betretenen Bahn erweist. Nicht, als ob der amerikanische Autor bereits zu den tiefsten Geheimnissen seiner Kunst vorgebrungen wäre! oder das Werkzeug derselben mit völlig meisterlicher Virtuosität handhabte! aber er bringt die Hauptsache mit: eine leicht erregliche und bewegliche Phantasie, die sich mit Vorliebe in schwierige Probleme versenkt; und was ihm noch fehlt: die straffe Schulung, so kann da Rath geschafft werden, wenn ein so überaus bildungsfähiges Talent es nicht verschmähen will, bei den deutschen Meistern, den unbedingt vorzüglichsten der Wilde, fleißig und vertrauensvoll in dauernde Lehre zu gehen. Er wird dann unter Anderem erkennen, daß seine „Queen Titania“ nicht sowohl eine Novelle als ein „condensirter“ Roman ist, nicht wegen der stattlichen Länge von 160 Seiten, sondern einfach in Folge des Stoffes. Oder müssen wir die Geschichte der Entwicklung der Heldin von dem Augenblicke, als der junge gutmüthige Norweger das elternlose Baby auf dem Passagierschiff findet, bis zu dem Moment, wo der gereifte Mann das zur schönsten Jungfrau herangeblühte Pflegekind zu seinem Weibe nimmt, nicht als einen richtigen Romanstoff bezeichnen? Um so mehr, als es sich ja nicht bloß um die Entwicklungsgeschichte der jungen Dame, sondern sehr wesentlich auch um die des jungen Mannes handelt, der, als ein Eingewandertes, in der wunderbaren Welt des nordamerikanischen Lebens gar viel zu lernen und an sich zu modeln hat, bis er es mit F. C. Dimpleton & Co. aufnehmen kann und sich — was eine weit größere Leistung ist — sogar nicht einmal von Miß Dimpleton's großen grauen Augen und „seltsam selbstbewußter“ Miene fürder imponiren läßt. Indessen auf die bei dem Publikum sowohl als leider auch

bei den Dichtern gang und gäbe Verwechslung von Novelle und comprimierten oder abbreivierten Roman müssen wir bei einer anderen Gelegenheit noch ausführlich zu sprechen kommen; und so wollen wir uns hier begnügen, zu constatiren, daß der Dichter seine Aufgabe, wie er sie sich nun einmal gestellt, mit bemerkenswerther Gewandtheit gelöst hat. Freilich hat ja er, der selbst Eingewanderte, den ganzen Proceß, den er schildert, in allen seinen Instanzen entweder selbst durchgemacht oder ihn doch, compatriotisch mitfühlend, mitleidend, von Anderen durchmachen sehen; und so möchte ich darauf schwören, daß auch die zweite größere Erzählung: „A dangerous Virtue“ wenigstens in ihrem Hauptmotiv aus dem Schatz selbstgemachter Beobachtungen genommen ist. „Die gefährliche Tugend“ aber ist das Gerechtigkeitsgefühl, das in einem einfältigen norwegischen Landmann zum verzehrenden Pathos wird, als ihm, dem gestern Ausgeschiftten, heute sein kleines Vermögen von einer Versicherungsgesellschaft abgeschwindelt wird; die Gerichte ihn bei der Liquidation der vertrachten Bank mit ein paar Procenten abspeisen wollen, während der Director der sauberen Gesellschaft fortfährt, in Herrlichkeit und Freude zu leben; der sich dann das Recht, das ihm Keiner gewähren will, selbst holt und den Schurken, der ihn um Alles gebracht, erschlägt; und „die Welt nicht mehr versteht“, als die Geschworenen ihn freisprechen, nicht weil er auf eigene Faust Gerechtigkeit geübt, sondern weil er in ihren Augen einfach — verückt ist. Der Leser sieht: es ist keine heitere Geschichte, aber sie ist meisterhaft erzählt und kommt in der Einfachheit des Sujets und der knappen, dem Inhalt völlig angepaßten Form dem Ideal einer „Novelle“ sehr viel näher als die inhaltlich viel reichere und mit anmuthigen Einzelheiten zierlichst geschmückte „Queen Titania“. — Die dritte Pöce: „The Mountain's Face“, ist im Grunde genommen nur eine sehr sinnige Allegorie des Stumpfsinnes, mit welchem ein aufsteigendes Künstlergenie so oft von seiner Umgebung behandelt, vielmehr mißhandelt wird, bis es sich durchgerungen, und nun der kurzsichtige Lehrer und der schwerhörige Pastor und alle Welt behauptet: sie hätten es „ja immer gesagt“.

Da eine deutsche Uebersetzung dieser Novellen nicht auf sich warten lassen wird, so wünschen wir dem Dichter nur, daß „auf dem langen Wege“ nicht zu viel von seiner Feinheit, Frische und Anmuth verloren gehen möge. Inzwischen empfehlen wir die Lectüre des Originals aufs dringendste Allen, die in der glücklichen Lage sind, seines Interpretiren zu bedürfen.

Fr. Sp.

Literarische Notizen.

Altes und Neues. Von Friedr. Theod. Vischer. (Stuttgart, A. Bonz & Co.) 2 Bde. Es ist eine Schuld aus dem vergangenen Jahre, die wir abtragen, indem wir diese Sammlung älterer und neuerer Aufsätze und Abhandlungen des berühmten Aesthetikers unseren Lesern zur eifrigsten Lectüre auf das angelegentlichste empfehlen. Und indem wir das letzte Wort niederschreiben, gemahnt es uns an den seltsam unerfreulichen Zustand unserer Literatur, der einen im Grunde genommen für Autor und Publikum kränkelnden Ausbruch dennoch gerechtfertigt erscheinen läßt. Dem „Volke von Denkern“ das neueste Werk eines seiner zugleich schärfsten und feinfühligsten, zugleich muthigsten und maßvollsten, zugleich idealistischsten und realsten Denker empfehlen! Sei's drum! Der hochverehrte Autor wird wissen, wie wir's meinen; und wenn uns das Publikum die unnöthige Empfehlung übernimmt — desto besser! Desto freudiger wird es mit uns in das Lob und den Preis eines Mannes einstimmen, an dem man wahrlich nicht weiß, was man mehr bewundern soll: die jugendfrische Elasticität des fünfundsiebzigjährigen oder die ungechwächte Phantasiekraft des Grundgelehrten. Um der ersteren so recht inne zu werden, vergleiche man die beiden Theile, aus denen der Aufsatz „Aus einer griechischen Reise“ besteht, zwischen deren respectiver Abfassung vierzig — sage: vierzig arbeitsreiche Jahre liegen, ohne daß in der langen, für unsere moderne Anschauung schier unendlichen Zeit die Hand den Pinsel auch nur um eines Haares Breite weniger sicher führte, auch nur eine der tausend Farben auf der Palette eingetrocknet, ja nur um eine Schattirung dunkler geworden wäre! Und daselbe gilt mutatis mutandis von dem „Zusatz“ aus dem Jahre 1890 zu dem 1846 geschriebenen Aufsatz über „Gavarni und Töpffer“, gilt durchweg von dem Neuen, was die beiden Bände enthalten, im Vergleich zu dem Älteren und Alten, von dem auch nicht eine Zeile veraltet ist. Oder wie wunderbar trifft uns heute das Wort in „Ein malerischer Stoff“ (Das glücklichste Schiff von Zürich) aus dem Jahre 1847: „Es braucht kaum gesagt zu werden, was bei diesem tüchtigen Schifferstüchchen jedem Deutschen einfallen muß. Konnte der Züricher dem Straßburger zeigen, wie schnell man zusammenkommen kann, wenn man nur recht will, so kann wohl eines schönen Tages auch der Deutsche mit einem Kessel noch heißeren Hirsebreies in Straßburg erdriechen.“ Man sieht: nicht bloß die Dichter

sind Propheten, und unser Autor hat ja ein doppeltes Anrecht zum Prophetenthum, — er, der zugleich Philosoph und Dichter ist. Diese zwiefache Kraft giebt ihm, dünkt uns, ein stolzes Uebergewicht über seine mannigfachen Gegner in der großen Faust-Frage, der nicht weniger als 135 Seiten des zweiten Theils der Abhandlungen gewidmet sind. Wir können in dieser kurzen Anzeige an den Dornenwald, durch den sich Vischer mit seinem scharfen kritischen Schwerte Bahn zu hauen sucht, nur eben rühren, aber dürfen doch nicht unterlassen, dem muthigen Kämpfen zu bezeugen, daß, unserer Ansicht nach, fast alle seine Streiche treffen. Und bei dieser Gelegenheit mag es uns erlaubt sein, bescheidenlich eine Frage aufzuwerfen, die immer an uns herantritt, so oft wir die erregten Debatten über das, wie es scheint, unerlöschliche Thema lesen, die Frage: ob denn wohl Goethe — den Fall angenommen, es wäre ihm beschieden gewesen, noch in der Vollkraft seines dichterischen Schaffens die große Faust-Tragödie in seinem Sinne zu beenden — den Anforderungen, welche nach Aussage der gelehrten Herren die Faust-Aufgabe gebieterisch an den Dichter stellt, irgend genügt haben würde? „Nach einem Fragment der Paraisipomena,“ theilt Vischer mit, „sollte Faust in eine Revolution sich mischen.“ Sehr schön! aber wie weit würde sich wohl Goethe zu einer Darstellung dieser Revolution auch in seinen kraftvollsten Jahren verstanden haben? Man denke doch an die „Natürliche Tochter“! oder, wenn man noch weiter — bis auf die Sturm- und Drangzeit des Dichters — zurückgreifen will, an die reservirte Rolle, die er seinen Götz von Berlichingen der Revolution des Bauernkrieges gegenüber spielen läßt, selbst in der ersten, doch joust von Jugendfrischen stropfenden Verarbeitung, geschweige denn in der zweiten! und wie in der dritten der gute Götz gar zum Fußprediger der bösen, bösen Bauern wird! Uns dünkt, daß die gelehrten Herren — aber wir wollten ja an den Dornenwald nicht weiter rühren. — Aus einem ganz anderen Grunde, nämlich weil wir demnächst bei Belpredung von G. Keller's neuesten Novellen das Thema ausführlicher zu erörtern haben werden, können wir auf die ausgezeichnete Abhandlung über den genannten Dichter für diesmal nicht näher eingehen. — Schließlich noch dem muthigen warmherzigen Manne den Dank aller Thierfreunde, das heißt aller guten Menschen, für den Wiederabdruck des Aufsatzes: „Ein italienisches Bad“ mit dem Schlußwort über „Thier-

mißhandlung in Italien“, das so wacker auf den italienischen Saß klopf, während der deutsche — das Weitere mag man in „Auch Einer“ I, S. 39 ff. nachlesen. Fr. Sp.

Der jüdische Stamm in nichtjüdischen Sprichwörtern. Von Adolf Zellinck. (Wien, Hermann u. Altmann.) Der berühmte Gelehrte und Kanzeltredner bietet in dieser Schrift einen überaus anziehenden Beitrag zur Völkerpsychologie. Die Urtheile über den jüdischen Stamm spiegeln sich am deutlichsten in den Sprichwörtern, die über denselben im Schwange sind. Diese „Verdicts einer unbekanntem und ungenannten Volksjury“ tragen zur Charakteristik eines Volkes mehr bei als die strengsten und gelehrtesten ethnologischen Forschungen. Zellinck beginnt zunächst bei den Franzosen und mit französischen Sprichwörtern; es folgen polnische, böhmische, spanische, ungarische und deutsche Citate über die Beziehungen der Juden zum Adel, zu den Pfaffen, zum Bucher, zu den Frauen — „Jude und Weib sind ein Leib“ — und über „die Judenschule“ sowie über die guten und schlechten Eigenschaften der Juden, über ihren Verstand, ihre Schönheit, ihr Herzenspathos, ihren Witz, ihre Offenherzigkeit, ihre Puffsucht, ihre Spielwuth u. dgl. m. Gewiß wird Niemand diese kleine Schrift, auf deren Fortsetzung wir sehr gespannt sind und die ebenso geist- und humorvoll als human und gut geschrieben ist, ohne Anregung und Belehrung empfangen zu haben, weglegen. Sie bietet eine sehr dankenswerthe Ergänzung zu dem früheren ausgezeichneten Buche desselben Autors über den „Jüdischen Stamm“, das noch lange nicht nach Gebühr gewürdigt worden ist.

Aus dem literarischen Frankreich. Von Paul Lindau. (Breslau, Schottländer.) Seit Jahren ist Paul Lindau der berufenste Vermittler zwischen deutscher und französischer Literatur. Auch der vorliegende Band enthält eine Reihe fein ausgeführter und sehr instructiver Essays über hervorragende französische Schriftsteller der Gegenwart, die in Deutschland allgemeines Interesse erregen werden. Was Lindau von Emil Augier, von der literarischen Laufbahn Gustav Flaubert's, von Emil Zola und seinen Jüngern erzählt, ist so interessant und meist auch so gediegen und zutreffend, daß es dem Kenner jener Autoren und ihrer Werke ein Vergnügen bereitet, seine Urtheile bestätigt zu finden, während es für den mit der neueren französischen Literatur weniger Vertrauten eine sachgemäße und zweckmäßige Einführung in dieses Gebiet sein wird, das heute wohl keinem Deutschen mehr gänzlich verschlossen bleiben kann.

Schattentanz. Von Alfred Meißner. Zwei Bände. (Zürich, E. Schmid.) Es ist eine bunte Sammlung interessanter Essays, Skizzen und Reisebilder, der der lebenswürdige Dichter den elegischen Titel „Schattentanz“ gegeben hat. Die Schilderungen aus Italien sind sehr hübsch und — was bei diesem Stoffe gewiß nicht wenig bedeuten will — originell, und auch unter den anderen Beiträgen des Buches findet sich mancher, der nicht wie ein Schatten flüchtig und leicht an dem Leser vorüberzanzelt, sondern bleibend in dessen Erinnerung haften wird und dauernden Werth beanspruchen darf. Es gilt dies namentlich von den „Lezten Erinnerungen an Heine“, die hoffentlich noch nicht die letzten sind, da Meißner aus dem Leben des Dichters, mit dem er innig befreundet gewesen, gewiß noch viel und Interessantes zu berichten weiß.



Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Wilhelm von Humboldt's
Aesthetische Versuche
über
Goethe's Hermann und Dorothea.

Vierte Auflage.

Mit einem Vorwort von Hermann Hettner.

gr. 8. geh. Preis 4 Mk.

Im Verlage von George Westermann in Braunschweig erschien soeben und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Diabian und Sebastian.

Eine Erzählung

von

Wilhelm Raabe.

15 Bogen. 8°. Preis geh. 5 Mk., eleg. geb. 6 Mk.

Meyers Sach-Lexika.

Bequemstes Nachschlagen — ausgiebigste Belehrung im engsten Raum — sachmännische Bearbeitung — einbittliche Durchführung aller Fächer — gemeinverständliche Haltung aller Artikel — Druck und Format aller Bücher übereinstimmend — jedes Fach in einem Band.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorrätig:

Biographisches Schriftsteller-Lexikon
der Gegenwart von Fr. Bornmüller. Geh. Mt. 7,50. Geb. 8 Mt.

Unter Mitwirkung namhafter Autoren (Rob. Hamerling für die italienische Litteratur, Edm. Zoller für die skandinavische, Reinhardstötner für die spanische und portugiesische, Karl Knorr für die amerikanische etc.) ist hier ein Buch geschaffen, das allen denen willkommen sein wird, die Interesse an der Weltliteratur unserer Tage nehmen.

Nicht nur über die Vertreter der schönwissenschaftlichen Litteratur, sondern auch über alle die Schriftsteller und Schriftstellerinnen, deren Werke überhaupt ein allgemeines Interesse beanspruchen und dem Laien zugänglich sind, bringt dieses Lexikon genaue Angaben. Der biographische Teil beruht zumeist auf Original-Mitteilungen, die Angabe der Werke ist eine ausführliche, die Kritik derselben eine klare und objektive.

Das am Schluss beigegebene Verzeichnis der Pseudonymen erhöht noch den Wert dieses praktischen Nachschlagewerks, dessen Preis bei 800 Oktavseiten ein billiger zu nennen ist.

Jagd-Lexikon von Oberförster v. Niesenthal.
520 Oktav-Seiten. Geh. 5 Mk. — geb. Mt. 5,50.

Ein vortreffliches Lehr-, Hilfs- und Nachschlagewerk, das in lexikalischer Form alles bringt, was jeder, der dem edlen Waidwerk obliegt, wissen muß. In gründlichster Weise behandelt es ebenso wohl Jagdkunde als Waidwerk, belehrt über Hundezucht und -Flege, Gewehre und Munition, Herstellung der Fallen und Gien etc., bringt in Tabellen die gefestigten Schonzeiten aller deutschen Staaten, die Signale der Treib- und Parforcejagen in Noten gesetzt etc. Überall, wo es zum Verständnis notwendig erschien, sind gute Illustrationen beigelegt. Es sei allen Jüngern des heiligen Hubertus, auch solchen, welche sich nur „Sonntags“ zu ihm bekennen, aufs beste empfohlen.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Abonnementspreis
für das Ausland
bei directer Zusendung
unter Kreuzband incl. Porto
= Mark 18,— pro Quartal.



Abonnementspreis
für das Deutsche Reich
bei allen Reichspostanstalten
für alle 4 Blätter zusammen
= Mark 5,25 pro Quartal.

Berliner Tageblatt

nebst seinen 3 Separat-Beiblättern

Illustrirtes Witzblatt „**ULK**“

Illustr. belletrist. Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle“
„Mittheilungen über Landwirtschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft“
ist in Anerkennung der Reichhaltigkeit, Vielseitigkeit und Gediegenheit seines Inhalts

die **gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands**

(Auflage ca. 70 000 Exemplare)

geworden, indem es sich seit mehreren Jahren einen festen Stamm von circa 70 Tausend Abonnenten dauernd erhalten hat. Die Vorzüge des „Berliner Tageblatt“ bestehen vornehmlich in Folgendem:

- *Täglich zweimaliges Erscheinen als Abend- und Morgenblatt, wodurch das „B. T.“ in der Lage ist, alle Nachrichten stets 12 Stunden früher als jede nur ein Mal täglich erscheinende Zeitung zu bringen.*
- *Gänzlich unabhängige, freisinnige politische Haltung.*
- *Spezial-Korrespondenten an allen wichtigen Plätzen und infolge dessen rascheste und zuverl. Nachrichten; bei bedeutenden Ereignissen umfassende Special-Telegramme.*
- *Ausführliche Parlamentsberichte.*
- *Graphische Wetterkarte nach telegraphischen Mittheilungen der deutschen Seewarte.*
- *Umfassende Handelszeitung und Courszettel der Berliner Börse.*
- *Vollständige Ziehungslisten der Preussischen und Sächsischen Lotterie, sowie Auslosungen der wichtigsten Loospapiere.*
- *Reichhaltige u. wohlgesicherte Tagesneuigkeiten a. d. Reichshauptstadt u. d. Provinzen.*
- *Theater, Kunst und Wissenschaft werden im Feuilleton des B. T. in ausgedehntem Maasse gepflegt, ausserdem erscheinen in demselben Romane und Novellen unserer ersten Autoren.*

Man abonnirt bei allen deutschen Reichspostanstalten zum Preise von **5 Mk. 25 Pf.** pro Quartal; bei sämmtlichen Postämtern in Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, den Niederlanden (Holland), Russland, Dänemark, Schweden und Norwegen und den Donaufürstenthümern zum Preise von **5 Mk. 25 Pf.** pro Quartal mit üblichem Postaufschlag.

☛ **Probennummern gratis und franco.** ☚

Deutsches Montags-Blatt.

Diese durch und durch *originelle* literarisch-politische Wochenschrift, welche die *hervorragendsten* deutschen Schriftsteller zu ihren Mitarbeitern zählt, enthält eine Fülle geistvoll geschriebener Artikel, die ein treues Spiegelbild der politischen, literarischen und künstlerischen Strebungen unserer Tage darstellen. Jede neu auftauchende Frage, jede neue Erscheinung in Wissenschaft, Politik, Kunst und Leben findet im „*Deutschen Montags-Blatt*“ unparteiische und erschöpfende Behandlung, während die gesellschaftlichen Zustände der Gegenwart in elegantester Form interessante Beleuchtung erfahren.

Das „*Deutsche Montags-Blatt*“, welches am *zeitungslosen* Tage, dem Montag, erscheint, verbindet die Vorzüge einer unterhaltenden und anregenden *Wochenschrift* mit denen einer wohlinformirten, reich mit *Nachrichten* aus erster Quelle ausgestatteten *Zeitung*, und so entspricht dasselbe in seiner Doppelnatur einem *entschiedenen Bedürfniss* des gebildeten Lesepublikums, wofür die grosse Verbreitung den besten Beweis liefert.

Alle *Reichspostanstalten* und *Buchhandlungen* nehmen Abonnements zum Preise von **Mk. 2,50** pro Quartal entgegen. Bei Postbestellungen verweise man auf *Nr. 1304* der Post-Zeitungs-Preisliste pro 1882. *Probe-Nummern* versendet gratis und franco die Expedition des „*Deutschen Montags-Blatt*“, Berlin SW.

MAY 19 1882

Mai 1882.

Heft 508.

10. Jahrg.

Westermann's
illustrierte Deutsche
Monats-Hefte
herausgegeben von
Friedrich Spielhagen



Inhalt.

	Seite
Wilhelm Jensen: Der Teufel in Schiltach. Ein absonderer historischer Beitrag. II. (Fortj.)	145
Auguste Vender: Deutsche Liebe in Amerika. Novelle	178
Ernst Förster: Sancta Cäcilia	192
Mit zehn Illustrationen: Sancta Cäcilia von Stefano Maberna. — Sancta Cäcilia im Tode, von Francesco Francia. — Sancta Cäcilia von Rafael. — Eine Orgelspielerin von Jan van Eyck. — Sancta Cäcilia von Domenichino. — Sancta Cäcilia von Carlo Dolce. — Sancta Cäcilia von Rubens. — Sancta Cäcilia von Delarocche. — Sancta Cäcilia von Ary Scheffer. — Sancta Cäcilia im Sterben, von Johann Scheffer von Leunhardtsdorf.	
Ferdinand Hiller: Goethe's musikalisches Leben. II. (Fortj.)	210
Karl Möbius: Die Auster, ihre natürlichen Lebensverhältnisse und ihre künstliche Zucht.	226
Mit zehn Figuren: Eine Falschine über dem Meeressgrunde schwebend, durch einen Stein verankert, mit jungen Austern besetzt. — Zweig einer Falschine, mit jungen, zwei bis vier Monate alten Austern besetzt, in natürlicher Größe. — Querschnitt einer hollsteinischen Auster. — Ein Austerschwärmling, 150mal vergrößert. — Regel mit jungen Austern besetzt. — Durchschnitt einer Stromrinne für das Flut- und Ebberwasser. — Ein schleswig-holsteinisches Austerneß. — Eine schleswig-holsteinische Austerjacht mit vier ausgeworfenen Rehen segelnd. — Rechte Hälfte einer der Länge nach halbirten Auster. — Eine hollsteinische Auster mit einer Perle.	
Alfred Stern: Eine preussische Verfassungsdebatte aus dem Jahre 1815	237
Gustav zu Puttk: Die schriftstellerische Production für die Bühne	244
Arthur Mitschhöfer: Die Thonfiguren aus Tanagra	250
Mit zwei Illustrationen: Terracotten aus Tanagra.	
Friedrich Spielhagen: Gedächtnißrede auf Berthold Auerbach	255
Correspondenzen: Skizzen aus St. Petersburg	269
Literarische Mittheilungen: Militärische Literatur	272
Militärische Classifier des In- und Auslandes. — Die Feldzüge Karl's XII. Von Christian von Saram. — Beiträge zur Geschichte der preussischen Cavallerie. Von E. v. Colomb.	
Neue Ausgaben von Hans Sachs	273
Boettische Werke und dramatische Dichtungen des Hans Sachs. Von Karl Panzer. — Sämmtliche Fastnachtsspiele des Hans Sachs. Von Edmund Göpfe.	
Völksthumliche historische Schriften	274
Geschichte des deutschen Volkes in kurzgefaßter Darstellung. Von David Müller. — Marksteine im Leben der Völkcr. Von Chr. F. Maurer. — Politische Geschichte der Gegenwart. Von Wilhelm Müller. — Erzählungen aus der neuesten Geschichte. Von L. Stöck. — Encyclopädie der neueren Geschichte. Von W. Herbig.	
Literarische Notizen	274
Kupferstiche nach Werken neuerer Meister. Von W. Hofmann. — Thiere der Primal. Von A. u. R. Müller. — Zeitfragen und Abenteuer. Von J. F. v. Kirchmann. — Berliner Märchen. Von Walthcr Gottlieb. — Reise um die Pariser Welt. Von Theophil Jolling. — Meyer's Jahres-Supplement 1881 bis 1882. — Frühlingsblumen. Von Aklaja v. Enderes u. N. Willkomm.	
Literarische Neuigkeiten	I
Literarische Anzeigen	III

Preis vierteljährlich 4 Mark. — Sechs Hefte bilden einen Band.

Der freundlichen Beachtung unserer Leser empfehlen wir folgende Extrablätter:
 Von Herrn G. Freitag in Leipzig, betr. Enderes u. Willkomm's „Frühlingsblumen“.
 Von dem Bibliographischen Institut in Leipzig, betr. „Drittes Jahres-Supplement zu Meyer's Conversations-Lexikon“.
 Von der Neger'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart, betr. „Erduann-Clotrian's Ausgewählte Werke“.



Der Teufel in Schiltach.

Ein absonderer historischer Beitrag

von

Wilhelm Jensen.

II.

So war die Zeit, von ihren Angehörigen in Tage, Wochen, Monate und Jahre eingetheilt, weiter gewandert, doch der wahrheitsbesessene Berichterstatter vermag nicht hinzuzufügen, daß dieselbe sich durch das Wormser Edict und Verdienst römisch-kaiserlicher Majestät zu einer deutlich wahrnehmbaren Veränderung ihrer allgemeinen Physiognomie veranlaßt gesehen. Allerdings befand sich in der vortrefflichen Stadt Frankfurt am Mainfluß seit dem nämlichen Zeitpunkt unter dem Vorsitz eines Grafen und der Beihülfe äußerst rechtsgelehrter „Urtheiler“ ein unbeirrbares, gestrenges, unter Umständen auch hochnothpeinliches „Reichskammergericht“ und gab sorglich Acht darauf, daß Nie-

mand mehr am hellen Tage mit einem Südbnerhaufen vor die mehr oder minder feste Behanzung eines Anderen ziehe, um dieselbe zu beschießen, auszuhungern und schließlich nach löblichem Väterbrauch einzuzüchern, und wo dies dennoch geschah, konnte der Thäter sich auf die schärfsten Wortäußerungen und jahrzehntelange schriftliche Belästigungen von Seiten des Reichskammergerichtes gefaßt machen. In der That trugen sich auch wirklich diese öffentlichen Bethätigungen wechselseitiger Abneigung zwischen edlen Geschlechtern seitdem seltener zu, allein man konnte trotzdem nicht jagen, daß die brüderliche Menschenliebe und die Sicherheit auf Feld und Wegen des deutschen Reiches im Allgemeinen einen wesentlichen

Aufschwung dadurch genommen hatte. Auch der Rhadamantus am Main und seine Weisiger besaßen Augen, deren Scharfe der Beschränkung durch einen irdischen Horizont anheimfiel und besonders bei Nacht und Nebel keineswegs mit der sprüchwörtlichen Katzenbefähigung zu weiteifern vermochte. Vielmehr waren selbst für das Reichskammergericht oftmals bei Nacht alle Katzen grau und blieben es zum Nachtheil der von ihnen erwishten Mäuse gemeiniglich auch beim Anbruch des Lichtes. So zogen die unteren Stände keinen allzu üppig sprossenden Vortheil aus der neuen, preiswürdigen Friedfertigkeit der oberen. Es gab allerorten noch immer im Dunkel viele von der Natur dazu eingerichtete hübsche Büsche, daß wegelagernde Strolche dieselben für den Antrieb ihrer Natur ausnutzen konnten, einen vorüberwandernden Kaufmann plötzlich mit dem Gesicht auf den Erdboden hinzuwurfen und ihn mit ausgeplünderten Taschen liegen zu lassen, so daß es diesem, wenn er wieder aufstand, recht schwer fiel, mit einer Klage anzugeben, in welchem Sack sich wohl seine mittlere weite verschwundenen Goldgulden, Guldengroschen oder Joachimsthaler befinden möchten. Manchmal stand er auch überhaupt nicht wieder auf, und in solchem Fall war das Reichskammergericht zu Frankfurt allerdings mit zu ernsthaft-gewichtigen Dingen beschäftigt, als daß es thörichte Nachsichtung nach einem nicht mehr in der Welt vorhandenen Kläger hätte anstellen sollen. Das deutsche Volk aber bereicherte infolge dessen seine Sprache durch einige den örtlichen Verhältnissen angepasste Bezeichnungen wie Buschklepper und Strauchdieb, sowie durch mehrere nicht ganz unzutreffende Redewendungen: „Wahr deine Haut, der Kaiser ist weit!“ oder: „Trau dem Landfrieden nicht!“ und daß in diesem freundschaftlichen Warnungen ein Körnchen von thatfächlicher Berechtigung

enthalten sein dürfe, erkannte der neue römische Kaiser Karl der Fünfte gewissermaßen dadurch an, daß er sich alsbald nach seiner Thronbesteigung bewogen fand, den „ewigen Landfrieden“ im Jahre 1521 zunächst in Worms zu „erneuern“, sodann im folgenden Jahre in Nürnberg zu „verbessern“ und das mit dem Beginn des Jahrhunderts aufgehobene „Reichsregiment“ zur „Wahrung des Landfriedens“ wieder in Kraft zu setzen. Doch auch dies Letztere erwies sich zur Erfüllung seiner mit nicht unbeträchtlichen Schwierigkeiten verknüpften Aufgabe immer noch nicht völlig ausreichend, so daß im Jahre 1530 die „ordentliche Reichsdeputation“ zur absoluten Ueberwachung des Landfriedens an seine Stelle trat. Obwohl aber diese ihre segensreiche Thätigkeit nunmehr schon seit zwei Jahren begonnen und rastlos fortgesetzt hatte, ereignete es sich trotzdem noch immer dann und wann im deutschen Reiche — und, wie leider eingeschaltet werden muß, in der weiteren Umgebung der guten Stadt Schiltach sogar mit einer besonderen, fast regelmäßigen Wiederkehr — daß ein friedlich seines Weges dahinziehender Handelsmann nicht an das von ihm und seinem wohlbepackten Maulesel erstrebte Ziel gelangte, sondern in der Morgenfrühe mehr oder weniger zer schlagen und blutend, doch allemal jammernd und mit leerem Ventel auf der Landstraße gefunden wurde. Die Bewohner Schiltachs aber verhielten sich in solchen ihnen zu Ohren kommenden Fällen nicht unweiser als ihre Mitbürger in anderen Städten des deutschen Reiches und sagten achselzuckend: „Warum er dem Landfrieden getraut!“ Vor manchen Jahren hatte allerdings Einer einmal in einer Rathsversammlung die Meinung geäußert, es sei bei derlei Vorkommnissen wohl eigentlich die Pflicht des Burgherrn, als erblich überlieferten Schirmvogtes

der Stadt und der Gegend, über Wegesicherheit, Recht und Strafe ein wachsameres Auge zu halten, doch es war ihm darauf nicht ohne Fug und allgemeine Beifall entgegnet worden, solches Ansinnen werde dem Ritter bei seiner wohlbekannten großen Sparjamkeit leichtlich einen willkommenen Anlaß zu erhöhter Zinsforderung und sonstiger Ausbeutung des Stadtsäckels darbieten. Es sei auch sicherlich von ihm, der allein mit lauter Weisleuten auf dem Schloß sitze, keine thatkräftige Beihülfe wider nächtliches Buschfleppergefindel zu gewärtigen, und wer von diesem ausgeraubt werde, möge sich an der eigenen Nase zupfen, warum er die Nacht nicht in einer sicheren Herberge zugebracht oder mindestens seine Augen so weit aufgemacht habe, um den Strauchdieb bei Tage wieder erkennen und zum gemeinen Nutzen an den Galgen bringen zu können.

Wenn aber demgemäß der Kaiser und das Reichskammergericht zusamment der ordentlichen Reichsdeputation bis zum Jahre 1532 keine besonders in die Augen stechende Wandlung der allgemeinen Zeitphysiognomie hervorgebracht hatten, so war die ebenso unermüdlche, nur noch etwas weiter ausgedehnte Regierungsthätigkeit der Natur dadurch doch keineswegs beeinflusst worden, sich in ihrem altüberlieferten System männlicher Umgestaltung der ihr angehörigen Gesichtszüge beirren und beschränken zu lassen. Sie vollzog nach wie vor dies Geschäft mit großer Bedachtsamkeit, oftmals lange Frist hindurch kaum bemerkbar und immer nur an jedem Einzelnen. Allein da sie in der Willensäußerung ihrer Grundsätze auch niemals mit einem Einzelnen eine Ausnahme machte, geschah es, daß ihre zahlreichen Specialbemühungen nach Ablauf einer gewissen Zeit jedesmal eine deutliche Abänderung des Totalbildnisses der Gesamtheit zu Tage treten ließen. Sie

bekümmerte sich dabei nicht im geringsten darum, ob dies dem Einen zum Vortheil und dem Anderen zum Nachtheil gereichte, sondern malte stets gleichzeitig aus ihrem unerschöpflichen Farrentopf hier dunkle Runzelschatten, graue Scheitelasche und falsches Weiß, dort weichen Schmelz, lodiges Gold und pfirsichblüthenhaftes Roth auf die Gesichter. Und wenn sie die erstere Kunst in nicht gerade vortheilhafter Weise mehr und mehr an dem Ritter Burkhard Söldenrich geübt, so hatte sie die letzteren Farben dafür nunmehr um so reichhaltiger und günstiger wirkend sowohl an der Tochter desselben wie an derjenigen Gervas Trautwein's verschwendet, so daß aus den beiden Kindern unvermerkt zwei voll-erwachsene junge Mädchen und zwar die tugendhafte Jungfrau Frida Trautwein und das edelgeborene Fräulein Stilla Söldenrich geworden waren. Dieser Unterschied der Betitelung übte jedoch keinerlei Beeinträchtigung auf ihre vieljährige Freundschaft, dieselbe befand sich im Gegentheil augenscheinlich noch immer in aufsteigender Linie. Es war ein ungemein anziehendes Bild, die Beiden Arm in Arm mit einander zu gewahren, und es fiel dem fremden Beurtheiler jedenfalls sehr schwer, zu entscheiden, welche von ihnen die Abkömmlingin der Lindenbaumwirthschaft und welche diejenige des Schiltacher Schlosses darstelle. Hierzu trug ohne Frage wesentlich die Kleidung derselben Vieles bei, die Frida Trautwein fast standesmäßiger und zweifellos städtischer als Stilla Söldenrich erscheinen ließ. Die letztere besaß ihrer Tracht nach weniger ein ritterbürtiges Aussehen als das eines hübschen Bauernmädchens, da die Sparjamkeit ihres Vaters sich auch auf die Gewandung seiner Tochter ausdehnte, sich nicht um ihren Anzug bekümmerte, sondern es ihrer eigenen Zindigkeit anheimstellte, so gut es möglich ward, Be-

kleidung zu verschaffen und der Hitze der Sommerhitze wie der Kälte des Winters zu begegnen. Daraus leitete sich nothgedrungen die außerordentliche Einfachheit ihrer Zur-Schau-Stellung her, so weit nicht angeborener Sinn für Zierlichkeit ihr dennoch durch der eigenen Hände Thätigkeit die Gewinnung eines artigen Eindrucks ihrer äußeren Erscheinung ermöglichte. Und offenbar verursachte diese ihr auch durchaus keine herznagende Bekümmerniß noch einen Anflug des Neides auf die von ihrem Vater mit geizloser Sorglichkeit stets angemessen und anmuthig gekleidete Freundin. Doch wenn die Zeit Stilla Söldenrich an Gestalt, Antlitz, allen körperlichen und nicht minder geistigen Besitzthümern mit überraschender Gunst zum Gegenstand ihrer Veränderungslust ausgewählt, so hatte sie dagegen gleichzeitig mehr und mehr mit derselben auch eine weniger vortheilhafte Umprägung vorgenommen. Andere litten nicht gerade darunter, doch unmerklich die Betroffene selbst. Sie war sanft, uneigennützig, bescheiden und freundlich gegen Jedermann wie von jeher — daß sie den Schloßberg nicht mehr weglassen heruntersprang, erklärte sich genügsam aus ihrem erwachten natürlichen Gefühl für mädchenhafte Sittsamkeit —, aber sie lachte auch nicht mehr vergnügt, wenn die Rede auf das ihr bevorstehende achtzehnte Geburtstagsgeheimnis, die weiße Tracht und den schwarzen Schleier, das Scapulier und den Gürtel der ehrwürdigen Cistercienserschwestern im Kloster Kaltenbrunn, versiel. Am liebsten sprach sie gar nicht darüber, selbst mit Frida Trantwein nicht mehr. Es lag eigentlich kein stichhaltiger Grund zu der Annahme vor, daß der Aufenthalt auf dem väterlichen Schloß sich in den letzten Jahren für sie dergestalt mit Annehmlichkeiten bereichert habe, um ihr durch das Verlassen desselben mehr Enttäugung als früher aufzuerlegen,

aber ältere Leute der Stadt wollten jetzt mit Entschiedenheit in Stilla's Gesicht oftmals deutlicher eine Ähnlichkeit mit demjenigen ihrer jung verstorbenen Mutter wahrnehmen, sowohl in dem Ausdruck sanfter Lieblichkeit als in der von ihm eingefloßten Empfindung einer mangelnden Uebereinstimmung mit der alten Ursprungsbedeutung des Namens Söldenrich.

Hierzu gefellte sich augenscheinlich im Fortgang des letzten Sommers mehr und mehr bei ihr ein Hang, das alte Burggemäuer nicht sowohl nach der Seite des Städtchens als gegen den benachbarten waldbigen Bergrücken hin zu verlassen und dort oben in völliger Abgeschlossenheit von allen menschlichen Augen, Ohren und Zungen ihren Gedanken nachzutrachten. Ihr Vater behinderte sie in dieser kostlosen Liebhaberei ebenso wenig wie in jeder anderen, die mit keiner Anforderung an seinen Säckel verknüpft war; ob sie kurz oder lang ausblieb, berührte ihn durchaus nicht, und wenn sie einmal Abends nicht wieder gekommen wäre, würde er vermuthlich vor dem anderen Morgen keine Nachfrage nach ihr gehalten haben. Sie schlug aber gemeinlich an jedem Nachmittag den nämlichen Weg ein, der zu einem alten Heiligenbilde hinaufführte, das zwischen Haidekrautbüscheln auf einer freien felsigen Platte stand, und auf diese setzte sie sich nieder und sah auf die Thäler drunten hinunter, wie die Sonne sich allmählich schräger in der Kinzig spiegelte, blaue Schatten sich an die Waldberge hängten, die Thurmglöcke der St. Trudpertskirche ihr Abendgeläut zwischen den Gebirgswänden hin und wieder wandern ließ, im Süden der Kandel nach und nach gleich einer aufgekümmten Wolkenbank am Himmel stand und zuletzt die Dämmerung wie eine unsichtbare Riesenspinne einen großen grauen Schleier über Allem zusammenwob. Dabei dachte sie eigentlich nicht viel und stets an jedem

Tage das Nämliche wie am vorhergegangenen: daß es sehr schön, froh und des Lebens würdig sei, so sitzen zu können, auf Alles hinabzuschauen und den Wind leise in den Bäumen murren zu hören. Dann zählte sie mit dem Einbruch des Zwielichts, wie viel Tage lang sie dies noch ebenso zu wiederholen vermöge, bis sie ihr siebzehntes Jahr vollendet habe — es war jedesmal einer weniger geworden — und lehrte schweigend in das Schloß zurück. So war sie in ihrer Rechnung dahin gediehen, daß sie bis zu ihrem auf die heiligen drei Könige fallenden Geburtstag noch hundertundzwoßf Tage zählen konnte, und das ergab rückwärts auch ohne Anwendung des noch nicht erfundenen gregorianischen Kalenders einen Tag um die Mitte des Septembermonds, an welchem Stilla Söldnerich in gewohnter Weise zur gewohnten Zeit den gewohnten Weg entlang wanderte. Auch in der gewohnten Kleidung, welche ihr durchaus keine Aehnlichkeit mit sonstigen jungen Edelbarnen ihrer Lebensperiode verlieh. Sie trug weder ein an den Seiten aufgerafftes, nachschleppendes Kleid mit buntfarbigem Untergerwand noch vielgefältelten Spitzenkragen um den Nacken und federwallenden Hut auf dem Scheitel, sondern das braungoldige Haar bog sich ihr, in einer dicken Flechte zusammengelegt, über den bloßen Kopf und nickte unter jener wie ein leichtes flockiges Gewölk auf den Oberrand der Stirn. Ein bis zu den Gelenkknöcheln reichender, wie es schien, selbstgewebter Rod war völlig nach der bei den wohlhabenderen Bauernvätern der Gegend bräuchlichen Art, und die roten Strümpfe drunter wiesen vermuthlich gleichfalls auf eigene Kunstfertigkeit der Trägerin hin. Ein ärmelloßes Nieder ließ ein Stückchen des Halses und Nackens entblößt und umschloß knapp und zierlich, offenbar mit sorglicher Ausnutzung des Stoffes, die Brust, und die

einzige Verschwendung trat in einer Schulteraufbausung der schneeweißen Hemdärmel zu Tage, deren feines Linnen wahrscheinlich noch von einer Hinterlassenschaft aus der einstmaligen Brantausstenerung der Mutter Stilla's redete. Nur dadurch unterschied sie sich in ihrer Tracht von einem begüterten Bauernmädchen, daß sie nicht bloße Arme zur Schau bot, sondern einige andere aufgebundene Stoffreste der Vergangenheit geschickt verwandt hatte, am Oberarm und am Handgelenk Aufschläge daraus anzufertigen, aus denen ihre Hände allerdings nach Gestalt und Farbe ebenfalls im Widerspruch zu ländlicher Arbeitsgewohnung hervorjagen. Wer diese Hände und ihr Gesicht darüber näher in Betrachtung zog, mochte dergestalt freilich auf die Muthmaßung verfallen, daß sie nur zum Spaß eine Verkleidung angelegt habe, aber aus einiger Entfernung hätte Niemand etwas Auffälliges daran gewahrt, wenn er sie als Hutmagd bei der Feuernte oder sonstiger nußbringender Landbaubeschäftigung angetroffen.

Die Augen Stilla's redeten indeß heute ganz besonders durchaus nicht von Späßlust und Reizung, etwas Anderes als ihre eigenste Art kund zu thun. Es war ein sehr schöner, wolkenlos-sonniger Tag, doch immerhin um die Mitte des September, und wenn die Wärme auch der des Hochsommers fast gleichkam, gemahnte doch ab und zu schon ein vergilbtes und leise niederknisterndes Blatt daran, daß Alles sich zunächst nicht für einen wiederkehrenden Frühling, sondern zum Winter vorbereite. Und dies Gefühl überkam die auf dem gewohnten Weg Hinansteigende so eigenthümlich deutlich, daß es ihr auch vor dem Blick erschien, als ob die da und dort fallenden Blätter nicht vorzeitig abgestorbenes Waldlaub, vielmehr erste herunterschwebende Schneeflocken seien, und daß es sie in der heißen

Sonne mit einem fröstelnden Schauer überlief. Sie ging, wie um sich zu erwärmen oder wie um vor etwas unsichtbar neben ihr Hinwanderndem fortzulaufen, rascher als gewöhnlich vorwärts, bis sie fast athemlos bei dem Heiligenbilde auf der Höhe innehielt. Dies stellte den besonderen Schutzpatron der Gegend und ehemaligen Hauptmann der prätorianischen Leibwache Kaisers Maximilianus, St. Sebastian, von sehr vielen besiederten Pfeilen durchbohrt, vor und zwar in einem noch ganz neuen Ebenbilde aus Sandstein, welches die Verehrung der Bewohner Schiltachs ihm erst unmittelbar vor ihrem unerwarteten Uebertritt zur gereinigten Lehre errichtet gehabt. Vorher war der Fleck schon von einem alten hölzernen Bildniß desselben unerschrockenen Gottesmannes besetzt gewesen; allein, ob die Leute, welche die Neuaufstellung vollzogen, damals schon ein wenig von einer Vorahnung der baldigen Glaubensneuerung belesen worden oder aus pflichtwidriger Vergeßlichkeit gehandelt, sie hatten den früheren Gegenstand ihrer Andacht nicht mit sich genommen, sondern ihn einfach an der Stelle liegen gelassen, wohin der Zufall ihn am Beginn der Arbeit bei Seite befördert. So lag der alte heilige Sebastian ungefähr zehn Schritte von dem neuen, hoch aufrecht stehenden und sah äußerst regenverwaschen und ziemlich vermuthlich nur mit einem Theile seines schmerzhaft gekrümmten Holzleibes noch bedeutend trauriger als früher aus dem über ihn gewachsenen Hinfällig und Brenneffeln heraus. Doch trotzdem ging Stilla Söldenrich jetzt beinahe achtlos an der schönen Sandsteinverherrlichung vorüber und warf sich plötzlich mitten in das hochwuchernde Unkraut hinein auf die Kniee. Sie besaß kein Verhältniß und kein Vertrauen zu dem siegreichen fremden Nachfolger, sondern sie betete zu dem weggeworfenen

Gotte. Und dies that sie mit lauter Stimme, sehr inbrünstig, aber allerdings in Anbetracht der opferfreudigen Persönlichkeit, an die sie ihre Fürbitte richtete, ziemlich verwundernd, denn sie sprach:

„Vieher heiliger Sebastian, laß mich nicht zu den Cistercienserschwestern ins Kloster kommen, ich bitte dich sehr! Du weißt vermuthlich gar nicht, wie schrecklich es sein muß, in solch ein weißes Kleid gesteckt zu werden, gerade wie in ewigen Schnee, und nie wieder herauszukönnen, wenn es draußen Frühling ist. Vieher heiliger Sebastian, mein Herz thut mir ebenso weh wie deins, wenn ich dran denke, daß ich eine Nonne werden soll, denn mir ist's immer, als hätte ich gar kein Geschick dazu, und ich will lieber alles Andere sein und thun, was du von mir verlangst. Kann es nicht anders geschehen, will ich sogar lieber noch so weiter fort bei meinem Vater im Haus bleiben, obgleich du wohl wissen wirst — aber, lieber heiliger Sebastian — ich will dir ja gern auch wie die fromme Irene all deine Wunden verbinden — kannst du denn nicht irgend Einen schicken, um mir zu helfen, wenn du selbst nicht mehr im Stande bist, dich von der Stelle zu rühren — denn, du lieber heiliger Sebastian, es sind nur noch einhundert- undzwölf Tage —“

Da scholl ein lautes Auflachen über ihr, und eine spöttische Stimme rief hinterdrein:

„Ist der Schatz mit 'ner Anderen weg-gelaufen, oder willst du dir 'nen neuen ans Schürzenband betteln? — Alle gebratenen Hegen! das ist Er wohl!“

Stilla war von den Knieen aufgeflogen, starrte fast wie geblendet nach dem über ihr von dem Vergrüden niedersteigenden Wege und stotterte, ihre Besinnung sammelnd:

„Wer?“

„Der Teufelskerl; Kandel heißt er,

nicht wahr?" antwortete es näher vor ihr über einen in die Ferne deutenden Lederhandschuh, und jetzt erst erkannte sie einen Augenblick lang, wer und was sie jäh aus ihrer Fürbitte an den heiligen Sebastian in die Höhe geschleucht hatte. Es war ein großer, breitschultriger Mensch mit einem Zwickel- und Kinnbart, dessen Gestalt vom Kopf bis an die bespornten Kniestiefel in einem dicken braunen, über der Brust und auf den Schultern mit Eisenplatten besteppten Koller stat. Am Gurt schleifte ihm ein langes, mit breiter Kreuztange versehenes Schwert, und ein kurzes Faustfeuerrohr hing auf der andern Seite. Mehr unterschied Stilla nicht als noch unter einer blauen Eisenkappe, von der lange, krause Federn sich zurückstolten, ein paar habichtartig glänzende Augen, die ihr so ohne Scheu, zuversichtlich und vordringlich gleichsam ins Gesicht hineingriffen, wie sie noch niemals einen menschlichen Blick gesehen. Und nachdem sie dies kaum eine Secunde lang wahrgenommen, drehte sie, ohne einen Laut mehr von sich zu geben, der unvermutheten und ihr zumal durch die Augen fremdartig unheimlichen Gestalt den Rücken und lief wie eine vom Habicht verfolgte Taube den Berg hinunter, bis sie athemlos das Burghor erreichte.

Der Fremde hatte hervorgestoßen: „Holdrio! Du einsfältiges Brusttuch! Hier ist ein lebendiger Heitiger von Fleisch und Blut, der sich von einer jungen Heze leichter herumbeten läßt!“ und er war ihr mit einem Sprung bis an den Fleck, wo sie gekniet, nachgesetzt. Aber dann stand er still, warf ihr nur noch einen Sperberblick nach und lachte:

„Klauß! Liegt sie da? Drüber weg wie 'ne Häsin! Halt die Sohlen fest! Wer im Geflügestall Quartier will, muß keine Hühnerfedern am Schnabel mitbringen. Verstößt auch gegen den allergrößmächtigsten Landfrieden. Haha!“

Er lachte diesmal so laut, daß Stilla es noch hörte, dann drehte er suchend den Kopf herum und sah auf den verunglimpften heiligen Sebastian hinunter. Der Anblick schien seine Heiterkeit gewaltig aufs Neue zu sporren, denn er rebete den zwischen die Brenneffeln hingestreckten Kameradschaftlich an:

„Auch von der nichtsnutzigen Sippenschaft gewesen und auf Abschied ohne Löhnung? In den Graben fallen kann Jeder, aber wer drin liegen bleibt, ist ein Narr. Jetzt laß dir die Haut juden und kraß dich! Bist du das da nicht auch? So kommt Einer herauf und der Andere herunter, nur curiöß, wenn's derselbe Gumpen ist. Ist auch nicht mal zum Verwundern, bloß nach Verdienst, daß er einmal dumm und einmal klug gewesen. Wer 'ne kluge Mutter gehabt hat, erbt's, und wer meine für dumm hält, kann den Schaden wegtragen. Du kannst mir wohl sagen, Freund, ob das da drüben eure Teufelslanze ist, die rothstrümpfige Heze wollt' nicht damit heraus. Eh du heilig geworden, hast du vermuthlich auch den Fuß ab und zu etwas nachgeschleppt und mal mit dem Ziegenbock getaucht. 's ist 'ne schuftige Welt, auf der läßt sich nicht anders herumlaufen, wenn man nicht zu Pferd mit 'ner goldenen Stange im Maul darauf zur Welt gekommen ist. He, Narr, hast du zu viel Durst gehabt und schläfst du? Dreh dich um und gieb Antwort! Glaubst du nicht, daß ich es auch noch einmal zu einem Heiligen bringen kann? Lust machst du Einem freilich nicht zu dem Geschäft — ich werde dich Grasaffen mal kigeln!“

Er zog seine lange Hiebwaaffe aus der Lederseide und stach mit der Spitze einige Mal in den Körper des vergeblich Angesprochenen hinein. Aber der heilige Sebastian gab auch jetzt keine andere Antwort als leis seufzende Laute angebohrtten morschen Holzes von sich, und

der Störenfried seiner Ruhe steckte das ziemlich verschärfte Schwert wieder ein und lachte:

„Ich vergaß, daß du an solche Späße gewöhnt bist, der Henker von Passau hat dir nichts mehr genügt. Schnarch dich weiter in dein Gras, Alter, und wenn du Hunger bekommst, beiß hinein! Sobald ich drüben bin, will ich von dir gräßen, leg dafür deine Fürbitte ein, daß ich den rechten Fleck finde. Auch für mein Nachtquartier heut kannst du beten — pah, müß dich nicht ab, ich bin keine zweibeinige Gans und werde nicht auf Nestseln liegen. Also römisch-glaubensfest ist das Hamsterloch da drunten? Weiter brauchtest du deine Zähne nicht aufzusperren, als um mir das zu sagen. Eine wackere Stadt, in der noch alte Gottesfurcht, Treue und Rechtschaffenheit zu Hause geblieben ist. Man süßt sich heimlich beim ersten Anblick drin, sich anhänglich an sie zu zeigen. Das sind noch fromme Menschen, die nicht nach vergänglichem Gut fragen — da hast du einen Apfel als Dank, alter Grasaff, nag dran, wenn dir der Magen knurrt!“

Er hob einen vorjährigen braunen Tannapfel vom Boden, warf ihn dem heiligen Sebastian gutgezielt gerade auf den Mund und stieg mit großen Schritten den Berg weiter abwärts. Wie die Sonne jetzt voll in sein Gesicht fiel, trat die Jugendlichkeit desselben unter allerhand Schmarren und der von einem Hieb überzirkelten Adlernase unverkennbar zu Tage; höchstens ein Vierteljahrhundert konnte darüber hingewandert sein. Das hatte allerdings ersichtlich mit eifrigstem Bemühen daran gebrannt, gewaschen, genagt und gehackt, um ein Ebenbildniß des heiligen Holzsebastians daraus herzustellen zu machen. Seinen Anstrengungen hatte sich jedoch offenbar von innen heraus ein ebenso kräftiger Widerstand entgegengeleumt, um alle Wind-, Wetter- und

Hiebarten mit gleicher Fertigkeit wieder auszubessern, und es war ein sehr lebendiges und höchst eigenartiges Gesicht, das aus der besetzten Eisenkappe heraus sah und nicht die geringste Neigung verrieth, sich im nächsten weiteren Vierteljahrhundert schon zu den ausgedienten Todten zu legen. Ob es hübsch sei, konnte je nach Geschmacksrichtung für und wider bestritten werden; zum Heiligen eignete es sich jedenfalls möglichst wenig, und Stilla Söldenrich war nicht mit Unrecht erschrocken davor weggelaufen. Es bot vielleicht ein zugleich wohl- und übelgerathenes, in einen Einzelkopf zusammengebrängtes Conterfei der Zeit, strotzte wie diese von unverwüßlicher Lebenskraft zusammt dem ausgeprägten Verlangen, sie in ausgiebiger Weise zu bethätigen, und kennzeichnete sich besonders durch den unbeirrt festen, auch wohl frech zu beherrschenden Blick, der mit weit ausgerundeten funkelnden Pupillen raubvogelartig auf Alles herunterzuwittern schien, was in sein Gesichtsfeld gerieth, doch ebensowohl auch von reißlich ausgelehneter Kunst und Verschlagenheit redete, seinen pfeilscharfen Glanz in das harmlose Augensicht eines Lammes zu verwandeln. Und diese Fähigkeit bekundete er gegenwärtig in vollendetstem Maße, wie der Wanderer, jetzt den gegabelten Weg rechts auf die Stadt zu einschlagend, durch das für seine Statur kaum ausreichend scheinende Norderthor Schiltachs hineinschritt. Der Umfang des löblichen Gemeinwesens war nicht so bedeutend, daß er sich darin zu verirren fürchten konnte, und überdies gewährte sein Ohr ihm bald eine Richtschnur, um ihn auf das zunächst von ihm erstrebte Ziel hinzuleiten. Von Gervas Trautwein's Lindenbaum her scholl sommernachmittägliche Heiterkeit mancherlei durch einander gemischter Stimmen, und auf die friebfertig am Tisch unter dem Schattendach Versammelten trat der

Fremdling mit artigem Behaben zu und sagte zum Gruß:

„Der heilige Sebastian, dem ich eben droben auf der Höhe meine Andacht erwießen, nehme euch Alle in seinen hochpreislichen Schutz!“

Die Mienen der Angesprochenen thaten eine stumme, doch beträchtliche Verwunderung kund, welches der Ankömmling als ein natürliches Ergebniß seines unerwarteten und fremdartigen Erscheinens deutete, und er fügte hinzu:

„Man gewahrt sogleich mit köstlicher Erfreuung, wenn man eure lobesame Stadt betritt, den Segen, welcher in unserer verderbten Zeit über denen ruht, die an dem Glauben ihrer Väter festgehalten —“

Doch gerade war Gervas Trautwein über die Schwelle seiner Wirthschaft herausgekommen und fiel lustig ein:

„Irrt Euch in Eurem Segen, Herr — wie Ihr heißt! Kommt 'ne Mandel Dohsen zu spät, denn der Doctor aus Wittenberg und unser Herr Pastor sind um die Zeit der frischen Eier vor Euch dagewesen.“

„Haha,“ lachte der junge Kriegsmann sofort mit freudig und befriedigt umgehenden Augen. „Wollte von euch hören, ob ihr echten Mannesmuth hättet, Kaiser und Reich zuwider meinen papistischen Gruß abzuweisen? Zieht groß Unwetter über den reinen Glauben herauf, daß er getreue Wächter wie euch braucht mit Eisen in der Brust und auf der Zunge, um sich zu wahren. Wäre meines Wegs weiter vorbeigegangen, wenn ich euch anders getroffen. Verübelt's nicht, daß ich euch im Verdacht hielt; ist die Zeit dran schuld, die mehr Unkraut wachsen läßt als gutes Korn. Hatte wohl viel Rühmenswerthes in weiten Landen von eurer Stadt vernommen, aber euch noch nicht von Angesicht gesehen. Erlaubt, daß ich zu euch rüde — und einen Will-

kommentrunk, Herr Lindenwirth, nach dem Maß, wie's meine Achtung vor solcher Genossenschaft heischt!“

Ein beifälliges Gemurmel der unsitzenden Bürger erwiderte ihm; er nahm auf einem leeren Fleck der Bank Platz, streckte seine Beine lang vor sich hin, stemmte sein Schwert dazwischen und verchränkte die Hände über der Eisenstange desselben, als ob er nach mühseliger Wanderschaft aus der Fremde wieder in der Heimath angelangt sei und sich unter Verwandten, Freunden und Nachbarn gültlich niedergelassen. So erfreut sah auch sein Gesicht aus, und so vertraulich gab er auf Gervas Trautwein's abermalige Ausrufe: „Seid willkommen, Herr — wie Ihr heißen mögt,“ Entgegnung:

„Görz Rüdenschlau ist mein Nam.“

„Und woher, da Ihr doch nach Eurer Ansage nie zuvor hier gewesen, wnhet Ihr mich als Lindenwirth anzusprechen?“

Görz Rüdenschlau bog einen Moment, die Lippen ein wenig von den weißblighenden Zähnen heraufziehend, den Kopf zurück, daß er in die dichten Blätter des Baumes über sich hineinsah, und versetzte:

„Habe allbereits im Ungarland am Donaufluß von Euch gehört und daß man allerorten mit gutem Zug Eurem Wein traut.“

„Poß Pumpschlegel! Trautwein, meinen Namen habt Ihr auch schon in Ungarlande gewußt?“ stieß der Wirth zum Lindenbaum mit sichtlich empfänglichkeit für seinen ihm dadurch zum ersten Mal bekundeten Beltruf aus — „sollt Euch nicht in Eurem Zutrauen getäuscht haben, Herr Rüdenschlau.“

Dieser schnellte einen blitzgeschwinden Blick über das Gesicht des Sprechers und lachte hell auf. „Wein traut — Trautwein — hört's, daß ich Euren Namen gekannt! Wenn du nach Schiltach kommst, hieß es zu Pest, geh zum Lindenwirth Trautwein, dem tropft der Regen nicht

ins Faß, wie zu Würzburg voriger Wochen.“

„Was hat's damit in Würzburg?“ frug Gervas Trautwein neugierig.

„War einem Weinwirth der Main durchs Spundloch in die Fässer gelaufen, und ich kam gerad dazu, als sie ihn einen Tanz mit der Jungfer Hänfin durch die Lust auführen ließen, denn die Leute schrien, er wär kein Pfaff und es thät römischer und lutherischer Confession Eintrag, daß er dem Nebenjaß das Taussacrament gependet.“

„Hatten sie Recht und thaten ihm nach Rechten,“ lachte der Wirth. „Will Euch den Willkomm holen.“

„Den größten, den Ihr habt!“ rief Görz Rüdenslau dem Forteilenden nach, „'s wär 'ne Schand für mich, dem Wohl so wackerer Männer nicht nach Gebühr zu thun.“

Trautwein wendete sich anhaltend um. „Den größten? Das ist mein Eber, den hat noch Keiner in der Stadt gezwungen als ein Einziger.“

Er warf seine breite Brust heraus; der junge Kriegsmann antwortete mit geringschätziger Miene:

„Sagt dem von mir, er wär ein Prahlhans vor Weibsbildern, ich wollt einem Duzend von seinen Ebern das Genick abfangen.“

„Haha!“ lachte Gervas Trautwein, „braucht nicht nach ihm zu rufen, daß er Euch den Prahlhans zurückgiebt!“

Görz Rüdenslau schien jetzt erst ein Verständniß aufzugeben, er erwiderte weniger zuversichtlichen Tones:

„Seid Ihr's selber? Hätt's mir sagen können, daß es mit Euch Keiner aufnahm.“

„Hat sich mindestens bis heut Keiner gefunden; verspür's schon, Ihr wollt auch nicht der Erste sein.“

Doch nun versetzte Rüdenslau, vom Tisch aufstehend, mit höflicher Bescheidenheit:

„Hab's einmal gesagt, geschieht mir auch nach Rechten, wird aber immer noch Ruhm für mich sein, von Euch besiegt zu werden. Drum halt ich's doch wett.“

Er griff in den Sack und warf einen Gulbengroschen mit dem Bildniß des Erzherzogs Siegmund von Oesterreich auf den Tisch, dessen Herausfindung in der Tasche ihm keine Schwierigkeit zu bereiten schien; Gervas Trautwein rief eifrig:

„Ihr zwingt ihn nicht, ich halt Eure Beche dagegen, und wenn Ihr meinen Keller ausfügt wie ein Kind die Mutterbrust!“

Er lief ins Haus und kam mit einem bis zum Rand gefüllten, mächtigen, nach der Gestalt eines Widelwebers geformten Humpen zurück. Görz Rüdenslau nahm denselben mit einer Lobpreisung des kunstvollen Gefäßes, wie er kaum ein gleiches irgendwo noch angetroffen, zur Hand, verneigte sich artig gegen den Ueberbringer und die erwartungsvoll Umherstehenden und sprach:

„Ob es mir auch nicht gelingen wird, trinke ich doch nicht minder auf das Gemeinwohl eurer trefflichen Stadt und jedes ihrer würdigen Bürger zusamt ihren züchtigen Ehefrauen und Töchtern im Besonderen.“ Dann setzte er den Eber an den Mund, leerte ihn in einem Zuge aus und stellte das Gefäß ohne etwelche Ruhmredigkeit in der Miene bescheiden auf den Tisch.

Gervas Trautwein war im ersten Augenblick vor Erstaunen seiner Zunge kaum mächtig. Mit voller Bewunderung sah er auf die beiden Lippen, welche es den seinigen nicht nur gleichgethan, sondern ihre Aufgabe ohne alle Anstrengung wie ein leichtes Kinderspiel vollzogen hatten; darauf sagte er, seine breite Hand ausstreckend:

„Ihr habt's redlich gewonnen, und mir fällt's zur Ehre, es Euch mit Handschlag zu bekennen und Euch unter meinem Dach

zu herbergen. Gebietet darin nach Eurer erworbenen Gerechtfamkeit über Küche und Keller und erweist mir die Gunst, und nicht zu schleunig zu verlassen, sondern mit eigener Kehle auszuprüsen, daß man Euch nicht fälschliche Nachrede draussen von mir berichtet hat und meine Fässer nicht auf Würzburger Art geklestert sind. Gefällt es Euch, Euren Sitz wieder zu nehmen und uns zu erzählen, von wannen Ihr hierher gekommen, so mögt Ihr sicherlich auf achtjames Gehör und Dank von uns insgesammt zählen. Denn es bringt nicht allzusehnlich Kunde von dem, was in der Welt geschieht, über unsere Berge, und nach Eurem Ansehen müßt Ihr viel und mancherlei erfahren haben, demselben auch wohl ebenso mannhaft und unerschrocken als dem Eber hier mit begegnet sein, Herr Junker, wie ich Euch wohl nach Gebühr und Geburt anzusprechen muß?"

Görz Rüdenklau drückte die dargereichte Hand des Wirthes mit festem Schütteln und erwiderte:

„Habt Ihr Dank, Herr Trautwein! Besseren Wein trank ich nur beim Sebastian Schärtlin in seinem Gezelt, als er mich im Frühjahr aus einem Fäßchen lösten ließ, das er sich zu Tokai aus dem Keller des Soliman geholt. Heißt wohl so, daß die Mameluken keinen Wein trinken, aber es wird viel gelogen in der Welt und man findet kaum eine redliche Zunge mehr, der man Treu und Glauben zumessen darf auf das, was sie spricht. Heißt mich, wie Ihr wollt; Ihr wißt an Euch selber genugsam, daß nicht Geburt und Wappenschild den tüchtigen Mann ausmacht, und es zieht manch Einer mit Greif und Löwen durchs Land, der's nicht würdig wär, daß solch ehrenfesten Genossenschaft seiner windigen Lügenbeutel ihr Gehör zuwendete.“

Damit streckte Görz Rüdenklau sich auf die Bank zurück, sprang jedoch sogleich

wieder empor, denn es geschah, daß gerade Frida Trautwein über die Schwelle des Hauses heraustrat. Auf die Schritt er eifertig zu, blieb mit respectvoller Verneigung vor ihr stehen und sagte: „Verstattet, edles Fräulein, daß ich Euch zum Sitz geleite!“ Sprachlos überrascht blickte sie den Fremden an, wie er mit ritterlicher Höflichkeit die Fingerspitzen ihrer Hand ersaßte, nur ihr Vater sprach: „Irrt Euch diesmal aber in Wirklichkeit, Herr Junker —“ Doch eh er weiterzureden vermocht, fiel ihm der junge Kriegsmann ins Wort:

„Täusche mich keineswegs, Herr Trautwein, denn ich erkenne gar wohl an den huldreichen Zügen Euer leibliches Töchterlein jetzt, aber es hat mich auf mancher Burg hochedler Geschlechter minder als Pflicht und Ehre bedünkt, ritterlichem Frauendienste nachzukommen.“

Dabei sah er Frida Trautwein bewundernd ins Gesicht und allerdings mit völlig anderen Augen, als mit denen er Stilla Söldenrich vor dem Ueberrest des heiligen Sebastian angesehen hatte. Es lag eine taubenfromme Hingebung in dem Blick, daß ihr ob so unwillkürlicher Lobpreisung, zu der sie einem Unbekannten bei der ersten Gewahrung Anlaß gegeben, ein hübsches Roth an Stirn und Schläfen hervorbrach und sie sich bereitwillig von seiner Hand an den Sitz hinführen ließ. Dies vollzog er mit vornehmem Anstand, nahm an ihrer Seite, doch in geziemlicher Entfernung, Platz und erbat sich, sein von Gervas Trautwein wieder angefülltes Trinkgefäß hebend, die Vergunst, mit dem flüssigen Golde ihres Vaters das noch köstlichere blaue Edelgestein seines Hauses begrüßen zu dürfen. Noch mehr eröthend, schlug das Mädchen die blauen Augen vor sich nieder, und die von einem ungewissen, aber keineswegs abschlägigen Lächeln umspielten Lippen gaben keine Erwiderung; Görz Rüdenklau jedoch ver-

tiefe sich, der Hochachtung vor dem Gegenstande seiner Huldigung gemäß, mit herzlichem Zuge in den vortrefflichen Inhalt des Ebers, und nach einigen Hin- und Wiederreden that er auch der nochmals erfolgten Aufforderung Gervas Trautwein's, zu berichten, von wannen er hierher gekommen, bereitwillig Genüge. Man hörte indeß an seiner ganzen Art, daß er nur der Verpflichtung eines zuvorkommenden aufgenommenen Gastes damit entsprach und seine eigene Mitbetheiligung an dem Verlauf der großen Weltereignisse des letzten Jahrzehnts, so weit die Wahrheitstreue seiner Erzählung es verstatete, bescheiden zu verbergen oder doch nur als unverbiente Fügung des Zufalls zu erwähnen bestrebt war.

So erfuhren die Hörer, daß er bereits mit sechzehn Jahren an dem Feldzuge Kaiser Karl's des Fünften wider den König Franz den Ersten von Frankreich theilgenommen und im Dienste Lannoy's, des edlen Vicekönigs von Neapel, neben diesem gestanden, als derselbe knieend bei Pavia dem von ihm geschlagenen, gefangenen und entwaffneten König sein eigenes Schwert überreicht habe. Darauf war er im alsbald nachher folgenden zweiten Kriege zwischen den beiden Oberhäuptern der Christenheit mit dem Connetable Herzog Karl von Bourbon und dem weitberühmten Ritter Georg von Frundsberg vor die Stadt Rom gezogen, hatte das Glück gehabt, zuerst mit in den Lateran einzudringen und den Papst Clemens den Siebenten zum Gefangenen zu machen, dann jedoch am nächsten Tage das ungeheure Unglück und die tranervolle Bestürzung erlebt, daß der große Connetable, hart neben ihm von einer römischen Münstertierkugel getroffen, ihm zu Tode verwundet in die Arme gefallen sei und darin den letzten wortlosen Seufzer seiner edlen Seele ansgehaucht hatte. Der Erzähler wurde sichtlich von dieser Rück-

erinnerung dergestalt ergriffen, daß auch er einige Zeit sprachlos verharrte und sich erst durch einen Trunk Kraft und Muth gewinnen mußte, fortzufahren und von den weiteren Weltbegebenheiten jenes Krieges, deren Ohren- und Augenzeuge er gewesen, zu berichten: von Franz Sforza, dem neuen Herzoge von Mailand, dem ruhmvollen Seehelden Andreas Doria von Genua, und wie Kaiser Karl nachher bei seiner Krönung dem Papste Clemens reumüthig die Füße geküßt. Und Görz Rüdenklaus stieß entrüstet aus: „Donner und Doria! wie der große Seeheld zu rufen pfleg, ich hätte das auch um eine Kaiserkrone nicht gethan!“ daß Frida Trautwein fast erschrocken zusammenfuhr und ihre Augen den kraftvoll mit der Faust auf den Tisch Dröhnenden scheu staunend überglänzten. „Glaub's, Herr Zunker, kein wirklicher Edler hält's gethan,“ nickte der Lindenwirth mit steigender bewundernder Weispflichtung, und Görz Rüdenklaus warf ihm einen sicher überzeugten Blick entgegen und erwiderte: „Ihr auch nicht, Herr Trautwein, Ihr gewißlich nicht!“ Dann knüpfte er den Faden seines an zahllosen einzelnen Abenteuern reichen Lebens wieder an, bis dies ihn mit dem preiswürdigsten Heerführer der Zeit, dem Angsburger Feldhauptmann Sebastian Schertel von Wurtenbach, ins Ungarland gebracht, wo ihm ein mond-sichelförmiger Säbel aus dem Feldlager Johann Zapolya's, des reneгатischen Woivoden von Siebenbürgen, über die Nase gefahren; aber als die Sonne dieses Sommers ihren Lauf umgewendet, hatte auch der Türken Sultan Soliman mit seinen asiatischen Heerscharen das Ränliche gethan, und es war einstweilen zum ersten Mal seit langen Jahren Frieden in allen Landen Europa's geworden. Dies Alles erzählte der junge Kriegsmann sehr lebhaft, ausführlich, anschaulich und mit gewandter Sprachfertigkeit, während die Kar-

ben seines jugendlichen Gesichtes gleichfalls redenden Beleg für seine Berichte abgaben, welche oftmaliges Gemurmel, Beifall, Bewunderung und bis zum letzten Wort unausgesetzte erwartungsvolle Spannung seiner Zuhörer und nicht minder der stumm laufschenden Jungfrau Frida Trautwein hervorriefen. Und dann hielt der, welcher alles dies erlebt, gesehen und selbst mit durchgefochten hatte, inne, leerte gleichmüthig den Rest seines Weines aus und saß da, als ob ihn keinerlei Ahnung davon berühre, daß solche Persönlichkeiten, Weltereignisse und Schilderungen von Augenzeugen derselben sich nicht alltäglich unter Gervas Trautwein's Lindenbaum zutragen. Er hatte auch nicht Acht, daß mit dem Vorschreiten des Nachmittags sich die Zahl seiner Hörer um ein Vielfaches vergrößert und Zeugniß dafür abgelegt, es müsse Kunde von einem besonderen Vorgang unter der Linde durch die Straßen gelaufen sein. Nun fügte er nur noch hinzu: „Haltet mir's nicht zu Ungunsten, hochwerthe Herren und Freunde, daß ich euch willfahrt und so lang mit geringfügigem Bescheid von ernsterer und gewichtigerer Wechselrede zurückgehalten,“ und er schwieg, nur seine Miene sprach noch deutlich die Befürchtung aus, vor den zum Theil bejahrteren Bürgern umher die der Jugend geziemende Bescheidenheit außer Acht gelassen zu haben.

Gervas Trautwein dagegen warf jetzt einen äußerst befriedigten Blick über die sich noch immer stärker mehrende Kunde seiner heutigen Gäste und wandte sich mit einer Mischung von Ehrerbietung und nach dem Vorausgegangenen ihm zuständiger Vertraulichkeit an den Urheber der ungewöhnlichen Versammlung:

„Und — wenn Ihr die Frage gestattet, Herr Junker — welches Ziel, nach dem Ihr nunmehr Eure Schritte zu lenken gedenkt, bereitet unserer Stadt die Au-

nehmslichkeit, Euch heute in derselben zu bewillkommen?“

Der Angesprochene stieß unwillkürlich einen Seufzer aus der breiten Brust hervor, dann versetzte er:

„Ein Vermächtniß, das mir übertragen, bringt mich hierher auf den Weg. Ich habe drunten an der Donau einem Zeltkameraden bei seinem letzten Athemzuge zugeschworen, es mit mir stromauf zu tragen, dorthin, wo der Fluß in eurem Lande seinen Anfang nimmt.“

Er verstummte, und sein Gesichtsausdruck bat, ihn nicht näher über die Zielstätte des ihm anvertrauten geheimen Vermächtnisses zu befragen. Allein völlig vermochte der Wirth sich der Aeußerung seiner Wisbegier nicht zu enthalten und erwiderte, leicht mit den Lidern blinzelnd:

„Ist wohl zu denken, daß man aus dem Türkenlager nicht mit leeren Händen heimkommt, Herr Junker, und wenn man ein rebliches Herz in der Brust trägt, auch von einem abgesehenen treuen Genossen einige Hinterlassenschaft in seiner Heimat anszurichten haben mag.“

Diese angedeutete Muthmaßung setzte Görz Rüdenklaus sichtlich etwas in Verwirrung. Er antwortete, die Augen abdrehend: „Das Gerücht, daß sich eine sonderliche Kriegsbeute in den Gezelten des Sultans vorgefunden, beruht wohl größtentheils auf Erdichtung — und es enthält nichts an Goldeswerth, was mir anvertraut worden, sondern —“

Er begegnete aufblickend den Augen Frida Trautwein's, neigte sich mit einem hübschen Lächeln vor ihr und fügte drein: „Sondern es ist ein letztes Gedenken von einem Verstorbenen, dessen betrübjaamer und köstlicher Werth leichtlich von einem rauheren Gemüth nicht begriffen würde.“

Dabei streifte er mit seiner Hand an der Schläfe vorüber, und es blieb kaum ein Zweifel, daß es nur eine Haarlocke des toten Freundes sein konnte, die er

der Mutter, Schwester oder Braut desselben zu überbringen gelobt habe. Zugleich aber gürtete er seine lange Hieb- waffe von den Hüften und verneigte sich mit einem Blick über das lustige Tanz- geflatter, das die Jugend nach täglichem Brauch auf der anderen Seite des Lin- denbaumes begonnen hatte, noch tiefer und wortlos verständlich vor dem hübs- chen Wirthstochterlein. Ein kleines Weil- chen stand sie zögernd und an den Puff- ärmeln ihres zierlichen Kleides fältelnd, als ob sie trotzdem sein Ansinnen nicht mit richtigem Verständniß aufgefaßt habe, aber dann ließ sie sich ohne Erwiderung wie zuvor von seiner Hand zu den Tan- zenben führen und flog zwischen diesen behender als alle übrigen mit ihm um den breitläufigen Stamm der alten Linde herum. Und es war im Grunde Frida Trautwein kaum zu verdenken, daß sie dies oftmals und mit fröhlichstem Gesichts- ausdruck wiederholte, denn unbeachtet aller zweifellosen Trefflichkeit, Tugenden und Vorzüge der ehrjamen Bürgeröhne Schiltachs vor denen jeglicher Nachbar- orte umher, besaß doch keiner von ihnen Arme, in welchen der große Connetable von Bourbon seinen letzten Athemzug ausgehaucht hatte, die sich keine Krone auf den Scheitel gesetzt hätten, wenn sie dafür dem Papst die Füße küssen gemußt, und die eine vermuthlich blut- benehete Haarlocke als letzten Abschieds- gruß für eine Braut von Ungarlande bis an den Ursprung der Donau hinauf- trugen. Doch von diesen Dingen, die Görz Müdenkran in seiner bescheidenen Art als Zufälligkeiten ohne Verdienst be- trachtete, abgesehen, wichen die Augen aller Umstehenden im einmüthigen Ent- scheid nicht aus einander, daß der neue Gast, der nach Gervas Trautwein's Ausrufung ihrer Stadt die Annehmlichkeit, ihn heute zu bewillkommen, bereitet, sich am kunstvollsten im Kreise zu drehen,

winden und wiegen verstehe, und Frida Trautwein war als ein völlig herange- wachsenes Mädchen von beinahe achtzehn Jahren begreiflicher Weise mit Augen und Sinnen ausgerüstet, sich dieser Er- kenntniß ebenfalls keineswegs zu ver- schließen.

So war es geschehen, daß, während die Sonne ungefähr eine zweistündige Wan- derung aus dem septemberblauen Himmel bis auf den westlichen Bergrücken des Ringthales ausgeführt, sich über der guten Stadt Schiltach und zwar an jedem Fleck gleich gegenwärtig ein eigenthümliches Fabelgeschöpf niedergehockt hatte, dessen absonderliche Eigenschaften und Fähig- keiten schon Publius Virgilius Maro im römischen Alterthum unter dem Namen „fama“ zusammengefaßt und eingehend beschrieben. Wenn auch naturgemäß in dem verkleinerten Maßstabe des Verhält- nisses Schiltachs zu Karthago saß dies ebenso unsichtbare als vielzungige Wesen genau wie zur Zeit des Aeneas auf jedem vorspringenden Dachgebälk, strich gleich einer schnurrenden Kage durch die Ofenwinkel, hockte sich unterschiedslos zwi- schen alle umbarteten und bartlosen Lip- pen hinein und raunte, redete, rief auf den Gassen und in den Häusern die Bot- schaft von der unerwarteten Einkehr eines troischen Helden, der, auf weiter Umfahrt nach einem geheimnißvollen Ziel mit Schätzen des Morgenlandes beladen, heut unter dem Lindenbaum Gervas Traut- weins's Raft halte. Ja sogar der neue lutherische Pastor Damian Uebelhör, der mit seiner christlichen Ehegenossin auf einem stillen Thälwege unter den Stadt- mauern abendlich dahinwandelte, wurde nicht nur von dem Hauche jenes hundert- stimmigen Geschöpfes angeweht, sondern zugleich mit seiner Begleiterin von tausend feinen, nirgend wahrnehmbaren Spinnen- säden desselben umstrickt, die ihn ohne sein Vermerken derartig nach ihrem Willen

zu lenken wußten, daß er sich auf dem Rückwege plötzlich mit einigem Erstaunen durch das dichte Gedränge um die alte Linde angehalten sah. Da es jedoch allzeit seiner Anschauung der ewigen und der irdischen Dinge entsprochen, daß Wein, Gesang und Fröhlichkeit den Menschen als göttlich vorgesehene Hülfsmittel wider die Mächte und Schlingen des Bösen gesetzt seien, und da auch Gervas Trautwein mit schicklicher Ansprache und Einladung, an einem besonderen Tische Platz zu ergreifen, auf die beiden Herankommenden zutrat, so standen diese nicht an, der Aufforderung, wie schon zu einigen Malen in der letzten Sommerzeit, Folge zu leisten und sich etwas abseits zur Betrachtung des lustigen Treibens umher niederzulassen. Es mochte eine leibliche Erquickung dem Pfarrer auch wohl nicht allein um der vorausgegangenen Tageshize willen zuträglich sein, denn sein Aussehen gab deutlich kund, daß die letzten Monate ihn mit angestrengter Thätigkeit heimgesucht haben mußten, wogegen es höchst erfreulich zu erkennen war, daß die Frau Pastorin Josefa Uebelhör ersichtlich einer jener Blumengattungen ähnelte, die erst nach der Sonnenwende eine kräftige Saftströmung entwickeln, dann jedoch unter günstiger Witterung und in einem der Fruchtigkeit nicht ermangelnden Erdreich mit überraschender Hirtigkeit die bis dahin scheinbar gänzlich entbehrten Knospenansätze zum Emporgeheihen und sommerlicher Zweckerfüllung bringen. Die ehemalige Cisterciensernonne erinnerte nicht gerade an den farbenschönen und duftausathmenden Kelch einer hundertblättrigen Gartenrose, aber sie war jedenfalls ebensowohl mit einer auf saftig genährtem Stiel wohlausgerundeten Fahnfußblüthe vergleichbar, wie Damian Uebelhör's Gesicht mit einer von zu großer Ausdehnung allmählich zusammensinkenden und ihr Blattgefieder schlaff herunterhän-

genden Camille. Er that deshalb sicherlich mit Recht einen kräftigenden Erholungszug aus dem vor ihn hingestellten Weintrug, dessen erfreuliche Wirkung sich ihm jedoch durch die Wahrnehmung etwas abzuschwächen sahen, daß seine Ehegenosfin gleichzeitig mit nicht minderer Herzhaftigkeit sich dem nämlichen Thun hingab und durch den Trunk die gesunde Farbe ihrer Wangen vermittelst des beschleunigten Blutumlaufs noch erheblicher an den Tag legte. Es war, als dränge der Pfarrer einen ihm aus der Brust aufringenden Seufzer wieder nach innen hinab, dann indeß schaute er mit dem ihm eigenen menschlichen Wohlwollen im Blick auf die allgemach von der eindringenden Dämmerung halb übersponnene, doch dadurch nicht im geringsten beeinträchtigte Heiterkeit der verschiedenen Lebensalter und Geschlechter der seiner geistlichen Obhut anvertrauten trefflichen Stadt Schiltach. Hierbei verwandten er wie Frau Josefa mit begreiflichem Interesse zunächst ihr Augenmerk auf die schlank-bewegliche, beinahe um Kopfeslänge die Mehrzahl der einheimischen Länger überragende Gestalt des fremden Gastes, und der naturgemäße Wunsch und das Nüchternheitsgefühl Gervas Trautwein's brachten es ebenso mit sich, daß er nach Ablauf nicht zu langer Frist den jungen Kriegsmann bewog, sich durch ihn dem hochwürdigen Ehepaar des Pfarrgebäudes neben der St. Trudpertskirche zuführen zu lassen. Görz Rüdenschlau begleitete diese Bekanntmachung mit einer zugleich ehrerbietigen und galanten Reverenz, so daß die Augen Weider mit Wohlgefallen auf ihm ruhten und der Pastor ihn höflich zum Niedersitzen am Tische einlud. Dem widerstrebte er nicht und war bald in ein ernsthaftes Gespräch mit Damian Uebelhör vertieft, bei dem er jedoch der Hauptsache nach nur die Stelle eines ungemein aufmerksamen, stets nach dem Schluß eines Satzes des Pfar-

rer's seine volle Beipflichtung ausdrückenden Zuhörers einnahm. Er fand indeß dabei artig Gelegenheit, ab und zu auch an Frau Josefa ein Wort zu richten, das die häuslichen Tugenden und den Liebreiz jugendlicher Frauen als die von Gott gesegnete höchste Belohnung männlicher Kraft und Verdienste hervorhob, und wandte dann mit einer gewissen Befangenheit manchmal plötzlich den Blick von ihren Augen wieder den Erörterungen des Pfarrers zu. So verging eine Weile, bis dem letzteren durch eine zufällige Wendung der Rede die lebhafteste Anfrage entfuhr, ob dem jungen Kriegsmanne bei seinen vielfältigen Kreuz- und Querzügen in aller Herren Ländern wohl einmal eine Erscheinung begegnet sei, die er sich als eine betrügerische Vermummung und Verhüllung des leibhaftigen Widersachers aller Christenheit habe deuten müssen? Da ging ein urplötzlicher Aufglanz durch Görz Rüdtenklaus's allmählich etwas ermüdete und gleichgültiger gewordene Augen, und er berichtete in einem Gegensatz zu seiner bisherigen Schweigsamkeit, der seine herzinnerste Antheilnahme an der Frage Damian Uebelhör's kennzeichnete, von den hundertfachen verwunderlichen, arglistigen und schreckeinsflößenden Gestaltungen, unter denen nach seiner Erfahrung der ruchlose Feind sich im Zeltlager und auf dem Schlachtfelde der Seelen selbst der höchstgestellten und berühmtesten Heerführer zu bemächtigen versuche. Hierfür konnte er die umfassendsten Belege beibringen, daß der Teufel in gewissen Gegenden mit Vorliebe als wilder Jäger, fliegender Drache, Werwolf, Nidert und Kietkropf erschienen sei, während er sich anderwärts zumeist als dreibeiniger Hase, zottiger Hund und Mattenkönig, zuweilen auch als gelbe, mit ungewöhnlichem Getöse summen- oder schmeißfliege gezeigt habe. Jede dieser Transformationen vermochte der Erzähler unter genauer Angabe des

Ortes, der Zeit, begleitender Umstände und der Namen der also Bedrohten unanzweifelhaft hinzustellen, eine jedoch erregte ganz besonders die fast athemlose Aufmerksamkeit Damian Uebelhör's und veranlaßte diesen zu den eingehendsten Nachfragen, da der tüchtige Verderber bei einem Gelehrten in der Steiermark eine dem Pfarrer bisher völlig unbekanntes Gestalt angenommen gehabt. Man hatte zu Lebzeiten desselben wohl öfters einmal etwas dunkel Ansehendes, Kriechendes an ihm entdeckt, das ihm alsbald in die Rockärmel und Brustfalten seines Gewandes hineingeschlüpft, allein erst, als er eines Morgens mit verdrehtem Genick auf dem Fußboden seines Arbeitszimmers gefunden worden, war es zum Vorschein gerathen, wie er seine weitgerühmte Gelehrsamkeit dadurch erworben, daß er den Teufel stets in der Verwandlung einer großen haarigen Spinne an seinem Leibe getragen. Görz Rüdtenklaus fügte, gegen den Pastor gewendet, leiser hinzu, daß dieselbe sich, wie wohl zu erwarten gewesen, als weiblichen Geschlechtes erwiesen, und ging darauf zu einer Zusammenstellung der Vorfälle über, in denen er deutlich erkannt, daß er selbst zum Gegenstande der höllischen Bosheit auserlesen worden. Darunter stand ihm einer am arglistigsten im Gedächtniß, wie sich ihm im Ungarland eines Tags ein fremder Kriegsmann angeschlossen, der sich Junker Struhsbedder geheißten, im Gesecht überall neben ihm gestritten, ihm auch einmal mit großem Muth vor einem hinterrücks auf ihn geschwungenen Türkenjäbel das Leben gerettet, so daß er denselben als einen treuen Freund betrachtet, in sein Zelt mit aufgenommen und eines Nachts sein Lager mit ihm getheilt habe. Da sei er aber plötzlich von einem leisen Zittern an seinem Halse aufgewacht und habe in dem hellen Mondlicht, das heringefallen, statt des Junkers ein überaus schönes Mädchen

neben sich gesehen, dessen Finger sich damit abgemüht, ihm unvermerkt von der Brust ein kleines Amulet fortzunehmen, welches ihm schon, so lange er als Kind zurückerdenken könne, an einer Schnur um den Hals gehangen. Darüber, was sich alsdann weiter zugetragen und wie der berüchtigte Fliegengott noch vielfältig zu anderen Malen ihn in Weibsbilderschei- nung mit sündhaften Lodungen zu bestrafen versucht habe, könne er begreiflich in Ge- genwart züchtiger Frauen nicht ausführ- licher reden, aber es seien wohl Bücher damit anzufüllen und für denjenigen, der es nicht selber erfahren, kaum zu glauben, welcher Mannigfaltigkeit von betrügerischen Schlichen sich der Beelzebub im Kriegs- und Lagerleben zur Ergatterung seiner Beute zu bedienen wisse. Bei diesen außerordentlichen Berichten saß der Pastor Damian Uebelhör immer mehr vorgebück- ten Kopfes, als ob er es von Minute zu Minute schmerzlicher bedauere, nicht mit der zehnfachen Anzahl von Ohren zur Aufnahme der Mittheilungen ausgerüstet zu sein, während Frau Josefa, offenbar im Vollvertrauen auf das bewiesene Hart- gefühl des Erzählers, sich zu der Frage an diesen ermutigt empfand, ob das Amulet bei allen derartigen Versuchungen immer seine beschützende Kraft an ihm bewährt habe. Darauf versetzte Görz Müdenklaus trotz dem jetzt sehr stark einge- brochenen Abenddunkel mit einem Aufblick in das Gesicht der Fragstellerin, aus dem ihr noch der volle Glanz der Ueberzeu- gung erkennbar entgegenleuchtete, daß seine Brust stets von einem noch unüberwind- lichen Amulet durch ein Bildniß behütet worden sei, welches er allzeit in sich ge- tragen, ohne bis vor kürzester Zeit zu wissen und zu hoffen, daß er demselben jemals als einem lebendigen Antlitz in der Welt begegnen könne. Er bückte sich nach diesen Worten, um galant einen Schemel unter die Füße der Frau Pasto-

rin zu schieben, versetzte indeß bei der unter dem Tisch herrschenden völligen Lichtlosigkeit Ziel und Richtung seines artigen Dienstes, so daß er statt des Holz- bretttes einige Augenblicke lang den Schuh der neben ihm Sitzenden mit der Hand umfaßt hielt. Frau Josefa knüpfte jedoch gleichzeitig ein so lebhaftes Gespräch mit ihrem Ehegatten an, daß ihr Fuß augen- scheinlich von der Irrung des jungen Kriegsmannes nichts empfand, denn sie sprach ihr reges Bedauern darüber aus, wie äußerst förderjam eine gründlichere und nichts zurückhaltende Erörterung der berebeten Vorfälle dem unter Damian Uebelhör's Feder befindlichen Schriftwerk „De rebus diabolicis“ zu Statten gekom- men sein müßte. Dies hatte, wie sich herausstellte, der Pfarrer bereits in glei- cher Weise und mit dem nämlichen Be- dauern gedacht und war nur von einer gewissen Unsicherheit behindert worden, diesem Gefühl mit Worten Ausdruck zu verleihen. Seine Ehegenossin aber wieder- holte jetzt: „Es würde in der That für dich von ganz absonderem Werthe sein, mein liebster Hausgemahl, dich unter vier Augen und ungestört in die wunderfami- lichen Wahrnehmungen des so reicherfah- renen Herrn Zunkers vertiefen zu können, und derselbe würde sich auch meiner vollen Erkenntlichkeit theilhaftig machen, wenn er zu Nutzen der göttlichen Wissenschaft sich bewegen ließe, dir dergestalt in deinen gewichtigen Forschungen seine Beihülfe angedeihen zu lassen.“ Der Pastor be- stätigte diese Auffassung durch ein ent- schiebenstes Kopfnicken, zeigte sich jedoch immer noch nicht zu voller Klarheit über die Meinung seiner Hausfrau gelangt, in- dem er etwas zögernd erwiderte, er wisse nicht, ob Herrn Müdenklaus's Zeit, Absicht und Nöthigung demselben einen Aufent- halt in Schiltach verstatte, wenn aber solche Hoffnung sich höchst erfreulich be- wahrheiten sollte, sei es wohl zweifelhaft,

ob sich eine seinen Ansprüchen genügende Herberge in der Stadt finde, um ihm ein Verweilen darin nicht zur Unbequemlichkeit zu machen. Hierauf entgegnete Frau Josefa, sie habe das letztere allerdings nicht vorbedacht, und sie schwieg ein Weilchen, setzte dann aber mit einer plötzlichen Aufhellung ihres Geistes hinzu, das dringliche Verlangen, ihrem theuren Hausgemahl eine so wünschbare Förderung zu verschaffen, eröffne ihr den Gedanken, etwa die Frage an den Herrn Junker wenden zu können, ob derselbe zu so verdienstlichem Werke eine bescheidene Unterkunft im Pfarrhause nicht verschmähe, wie sie eine solche mit Leichtigkeit noch heut Abend für ihn herzurichten vermöge. Damian Uebelhör war durch diese unverhoffte Bereitwilligkeit seiner Ehegenossin hörbar in freudige Erregung versetzt und antwortete: „Ich erkenne daran wiederum, liebe Josefa, wie sorglich und uneigennützig du allzeit auch für mein Gedeihen im Geiste bedacht bist und dich verpflichtest achtest, einem von mir nicht ausgesprochenen Wunsche ohne Verüchtigung deiner eigenen Bequemlichkeit zuvorzukommen.“

Görz Rüdtenklu hatte, wie es schien, in ein Gespräch mit Andern verwickelt, von dieser Unterredung des Ehepaares nichts vernommen und bewies sich aufs höchlichste überrascht, als sich das Ergebnis der Uebereinstimmung Beider in der von dem Pastor an ihn gerichteten Frage kund that, ob das Pfarrgebäude ihm für die kommende Nacht und hoffentlich noch für länger ein schlicht bestelltes Gastgemach darbieten dürfe. Er bedurfte einiger Augenblicke, um sich zu sammeln und vermuthlich um Erwägungen über einem Widerstreit seiner Neigungen und gewichtigen Obliegenheiten nachzuhängen, ehe er entgegnete, daß die Möglichkeit, mit jeuen geringfügigen Kenntnissen zum gemeinen Nutzen der Christenheit und ihres Seelenheils beitragen zu können, es ihm

unabweisbar zur Pflicht machen würde, der unerwarteten gastlichen Aufforderung zu willfahren, wenn nicht noch mehr die Gemüthsbewegung seines Herzens ihn dazu antriebe, das nie eine Heimat auf der Erde kennen gelernt und ihn heut zum ersten Mal mit dem fremden Gefühl fast kindlicher Verehrung, Dankbarkeit und Liebe für Menschen erfüllt habe. Dies letztere fügte Görz Rüdtenklu mit einer etwas stotternden Stimme hinzu, die unverkennbar das unmännliche Ueberwallen seiner Empfindung zu beherrschen trachtete, und da Damian Uebelhör ebenso unverkennbar mit geistlicher Begierde nach der Fortsetzung seiner Belehrungen de rebus diabolicis im Pfarrhause brannte, leistete der junge Kriegsmann bereitwillig seinen aufstehenden neuen Wirthen Folge, sich ihrer Führung zu überlassen. Er verabschiedete sich in artiger Weise von den Umstehenden, mit denen der Verlauf des Nachmittags ihn ins Gespräch gebracht, schüttelte Gervas Trautwein wie einem alten Freunde mehrfältig die Hand und suchte Frida Trautwein auf, um ihr gleichfalls seinen Scheidegruß darzubringen. Es bedurfte nicht langer Zeit, sie ausfindig zu machen, denn sie hatte sich nicht mehr unter die Tanzenden gesellt, sondern stand unfern von dem Tische, an welchem er gesessen, gegen den Lindenstamm gelehnt, und er flüsterte, ihre Hand erfassend: „Lebet wohl bis morgen, holdselige Jungfrau, schlafet geruhsam zur Nacht und träumet liebliche Dinge! Ihr habt wohl vernommen, daß ich noch länger in Eurer Stadt verbleibe, aber es mag von Allen hier nur Eine ahnen, weshalb es mir nicht möglich gefallen, wie ich gewollt, Schiltach mit dem Frühlicht wieder zu verlassen.“

Da tönte hinter ihm Gervas Trautwein's Stimme mit dem Anruf: „Herr Junker, Ihr habt auf dem Tisch Euren vorigen Wetzsaß, den ich nicht von Euch

erwerben gekount, verabsäumt," und der Bindenwirth reichte ihm den liegendebliebenen Güldengroschen entgegen. Doch Görz Rüdenklaus wandte sich und erwiderte: „Verstattet, Herr Trautwein, daß ich Euch bitte, den geringen Betrag für mich in den Armenstod Eurer Stadt zu legen, der ich mich bei anderem Anlaß erkenntlicher erweisen zu können hoffe.“ Ein Gemurmel der Ueberraschung und außerordentlichen Beifalls über solche für die Zeit nicht unbeträchtliche und von ihr selten an den Tag geförderte gemeinnützige Freigebigkeit kam von den Lippen der umher befindlichen Hörer, und hinter den jetzt von dannen Schreitenden sprach Gervas Trautwein: „Ich nahm es also gleich wahr, als er den Eber ritterlich auf einen Zug ausleerte, daß er edelster Abkunft sein müsse und dieselbe auf mannigfaltige Art zum Heile unserer Stadt bezeugen würde.“ Zu dem Gepriesenen aber sagte gleichzeitig die im Dunkel neben ihm hinwandelnde Frau Josefa Uebelhör: „Es hat mich mit herzinniglichem Mitleid erfüllt, daß Ihr nach Eurer Aussage keine Heimat und Liebe bisher gekannt, und ich hoffe, daß Ihr in unserem Hause Euch nicht solcher Vereinsamung überlassen fühlen werdet.“ Und Görz Rüdenklaus gab darauf sogleich die beruhigende und zusichernde Antwort, er wisse, daß er unter einem so gottesfürchtigen Dache jedensals nicht zu besorgen brauche, von einer Vermummung des Teufels bedroht und betrogen zu werden, vielmehr in Allem, was ihn dort erwarte, ein göttliches Geheiß erblicken könne, dem er sich aus innerstem Antrieb mit Leib und Seele fügsam und freudig in die Hände vertraue.

So gelangten sie bald an das Pfarrhaus, in welchem Ursula Hödenfeller's Gesicht ihr Erlaunen über die nächtliche Ankunft eines derartigen Gastes nicht zu fehlen vermochte, der sie aus ihrer erhoff-

ten Abendruhe aufscheuchte und zur hurtigen Besorgung aller für die Unterkunft des Fremden nöthigen Erfordernisse untrieb. Die treibende Kraft bildete indeß weniger die eigene Erkenntniß und Fürsorglichkeit Ursula's als die überall anordnende, heischende und zur Eile spornende Stimme Frau Josefa's, welche der ihre Gebote Ausführenden obendrein nicht den Trost eines streitbaren Gefanges gegen den nur zu allgegenwärtigen höllischen Widersacher verstattete, sondern die wirksame Bekämpfung desselben ausschließlich von der tiefinnigen Gelehrsamkeit erhoffte, mit der inzwischen Damian Uebelhör in seiner Studirkammer die wieder aufgenommenen Mittheilungen Görz Rüdenklaus's erwog, bis die Hausfrau sie zur Abendmahlzeit berief. An dieser nahm sie, ihren Gast äußerst aufmerksam bedienend, Antheil, zog sich dann jedoch, da sie die beiden Männer nicht durch die Anwesenheit weiblicher Ohren in der gründlichen Erzhöpfung ihres hochwichtigen Gegenstandes behindern wolle und weil sie ermüdet sei, frühzeitig zur Nachtruhe zurück. Der Pfarrer nahm diese Aeußerungen mit sichtbarer Verwunderung auf und versetzte in etwas unruhiger Hast: „Die Nacht ist in der That schon vorge-rückt, ich werde mich auch alsbald zum Schlafen begeben, meine Theure.“ Aber sie entgegnete lächelnd: „Beile mein lieber Ehegemahl sich durchaus nicht, etwa aus Besorgniß, mich im Schlummer zu stören, denn ich fühle, daß ich keines Wiegenliedes bedarf und mich einer vortrefflichen Ruhe erfreuen werde.“ Damit reichte sie dem jungen Kriegsmann die Hand und ging, und als sie kaum die Thür geschlossen, that Damian Uebelhör das Nämlische, indem er plötzlich beide Hände Görz Rüdenklaus's erfaßte, dieselben kräftig schüttelte und so lebhaft dazu seine Freude aussprach, denselben in seinem Hause bei sich zu sehen, als ob ihm

erst in diesem Augenblick die Erkenntniß eines bisher noch ganz ungeahnten neuen Werthes seines Gastes aufgegangen sei. Es war sogar, wie wenn das Gesicht des Pastors sich mit einer lebendigen gesunden Farbe überziehe und die besten Hoffnungen sich wieder erneuernden leiblichen Gedeihens in ihm selber erwecke, denn er fühlte seinen Geist gekräftigter als seit manchen Monaten, mit glänzenden, scharf dreinblickenden Augen überall den labyrinthischen Wegen und Fußspuren des Pferdehufes in den wunderbaren Berichten Görz Rüdtenklaus nachzuspüren. Dergestalt schlug die Thurmuhr der St. Trudpertskirche Mitternacht, ehe die Beiden sich unter vertraulich klingender Anwünschung guter Nachtruhe von einander trennten und der Pfarrer mit behutsamer Hand, um jedes knarrende Geräusch zu verhüten, die Thür seines ehelichen Schlafgemaches öffnete. Ebenso vorsichtig bewegte er sich auf den Zehen weiter und blickte auf das Bett, in welchem Frau Josefa in der That, wie sie es vorausverkündet, reglos ausgestreckt lag und schlief. Nur einen Moment ging ein leichter Schreck über das Gesicht Damian Uebelhör's, denn sie öffnete jetzt die Lippen und sagte: „Ich bin keine höllische Verummung — behalt es ruhig auf der Brust!“ Aber der Ton ihrer Stimme ließ gleich erkennen, daß sie im Traume sprach und keinerlei Besorgniß einer hinterdrein erfolgenden wachen Ermahnung oder eines Vorwurfs regen konnte, und mit einem brüsterleichternden tiefen Ausathmen begab der Pfarrer sich eifertig zur Ruhe.

Auf der anderen Seite des Hauses hatte bis jetzt Ursula Rödenscheller in der Küche auf einer Wasserbank zusammengekauert gesessen und mit verstohlener Mundbewegung ihre Trostlieder gegen die Nachstellungen des großen feindseligen Leib- und Seeleverderbers vor sich hingemurmelt. Dann war ihr allgemach

das spitze Kinn auf die Brust genickt, und ihr borstiger Scheitel lag, einem zusammengebrochenen Zigel nicht unähnlich, vornübergebogen als das einzige sichtbare Merkmal ihres Kopfes da, bis sie auf den Ruf des Pastors verchlafen aufgefahren, um dem neuen Mitbewohner des Hauses mit der rothdunstigen Handlampe in die Gastkammer hinüberzuleuchten. Und nun sahen sie sich Beide in dieser durch Zufall gleichzeitig zum ersten Mal wechselseitig ins Gesicht, und Görz Rüdtenklaus stieß, auf den Anblick gänzlich unvorbereitet, unwillkürlich aus: „Alle Teufel! aus welchem Höllentiegel kommst denn du, alte Hege?“

Er starrte sie dabei in Wirklichkeit wie die leibhaftige Fleischwerdung einer unheimlichen Phantasieausgeburt an, und ebenso starrte sie ihn an, und es war, als ob ihre vier Augen eine Minute lang von einem diabolischen Werkzeug reglos in einander festgeschmiedet worden seien. Dann lachte Görz Rüdtenklaus lustig auf: „Kraß mir nicht in die Augen dafür, altes Besenreis, aber du siehst meiner Seele wie die leibhaftige Mutter des Satans aus! Nimm's mit Vergunst, die Kröte kann nicht für ihre Haut. Es freut mich, an diesem schönen Abend noch deine Bekanntschaft zu machen, ich werde dich bei Tage nicht allzu viel angaffen, aber hinter deinem Rücken gewiß noch dein bester Freund werden.“

Ursula Rödenscheller erwiderte jedoch auf diese leutselige und schmeichelhafte Zukunftsweisagung kein Sterbenswort; sie schlug sich nur, in abgelegte und ungeräumte Glaubensgewohnheit zurückfallend, mit sämtlichen Fingern ihrer Hände zugleich, die sich wie zehn Spinnenbeine krümmten und verschlangen, zahllose Kreuze über Gesicht, Hals und Brust, ließ ohne einen Laut aus der Thür und begann, sowie sie den Fuß über die Schwelle gesetzt, draußen, um die Nachtruhe des Hauses und

alle Verbote der Herrin desselben unbekümmert, mit so schmetternder Stimme zu singen, daß Damian Uebelhör noch einmal erschreckt von seinem Kissen aufsprang und verhaltenen Athems auf den zum Glück auch hiervon nicht beeinträchtigten erfreulichen Schlummer Frau Josefa's hinüberhorchte.

Görz Rüdtenklaus' Blick haftete noch auf der Thür, hinter welcher Ursula Ködenfeller verschwunden war, und seine Lippen murmelten unter dem schwarzen Drillbart: „Das war, bei meinem leeren Saß, die erste höllische Frage, die mir seit meiner schnurrenden Kindswiege aufgestoßen ist.“ Seine Worte schienen ihm ein Gedächtniß zu wecken und den Mund mit einem Nachahmungstrieb zu regen, denn er spitzte denselben und pfliff täuschend wie ein Windgebrumme in herblich schaukelndem Gezweig, das von raschelndem Blätterwerk umtanzt wird. Zugleich zog er sich mit beiden Händen die völlig inhaltslosen Taschen seines braunen Kollers heraus, sah darauf nieder und nickte ihnen zu: „Wer der Armen gedenkt, soll das Himmelreich ernten.“

Der fromme Spruch mochte ihn an einen anderen einer alten deutschen Bitt- und Beschwörungsformel gemahnen, den er mit andächtiger Miene und vollkommen im Tone gläubigster Zuversicht hinterdrein sprach:

„In Gottes Garten stehen drei Rosen:
Die eine heißt Gottes Güte,
Die andere Gottes Geblüte,
Die dritte Gottes Wille —
Stut, ich gebiete dir, stehe stille!“

Und dann lachte Görz Rüdtenklaus plötzlich mit so unbewinglichem, krampfartigem Ungehum auf, daß er sich hastig die Finger zwischen die weißen Zähne hinein knebelte, um nicht die Wände des Pfarrgebäudes zu Schiltach über den schlafenden Bewohnern desselben zusammenschüttern zu lassen.

Wenn eine Schwalbe unter dem Dachgebälk den ersten Mörtel anzukleben beginnt, ist es noch ziemlich zweifelhaft, ob sie sich wirklich an der mehr oder minder aufs Gerathewohl ausgewählten Stelle ein Nest zusammenfertigen und es sich zu behaglicher Wohnung ausfütern wird. Mannigfache Umstände können ihr den angefangenen Bau verleiden und sie veranlassen, am nächsten Tage weiterzuziehen: Wind und Unwetter, lauernde Raßen und Nachtculen, im Besonderen die sich kundgebende Abneigung der Hansinsassen, eine so dauerhafte Ansiedelung bei sich zu verstaten. Läßt die Schwalbe sich aber in den ersten Tagen durch nichts beirren, ihre geschickte Maurerarbeit fortzusetzen, mit sicherem Bewußtsein ihres Zweckes zu vollenden und sich unbekümmert darin einzunisten, dann steht zu erwarten, daß sie ihren neuen Heimatsort gewißlich nicht eher mehr verlassen wird, als bis der schwindende Sommer ihr selbst die Neigung zu einem Wechsel und nach einem vortheilhaften Ziele eingiebt. Und ebenso bestimmt läßt sich darauf rechnen, daß sie durch ihre an den Tag gelegte Auhänglichkeit, durch behendes Geflatter und Gezwitzcher, durch verdienstliches Wegfangen von Mücken, Spinnen und allerlei sonstigen unliebsamen Kerbthieren es dahin bringen wird, ein etwa anfängliches Widerstreben oder Gleichgültigkeit ihrer menschlichen Nachbarn bald in Wohlgefallen umzubessern, sie mit der Erkenntniß der vielfältigen Nützlichkeit ihrer neuen Hausgenossin zu erfüllen und auf das möglichst lange Verbleiben derselben hinwirken zu lassen.

Görz Rüdtenklaus war allerdings nicht mit dem Frühling, sondern mit dem einziehenden Herbst in die gute Stadt Schiltach gekommen, aber sonst bot sein Erscheinen und Verweilen in den ersten Tagen dort mit demjenigen einer Schwalbe mannigfachste Aehnlichkeit. Er klebte,

mauerte und rundete sich kein Sommer, doch ein Winterneft, und das einzig Absonderliche daran war, daß bei der Entstehung und Weiterbildung desselben kein Auge eine Thätigkeit an ihm selbst wahrnahm, vielmehr Alle der Ueberzeugung lebten, es sei nur ihren Anstrengungen zu verdanken, daß der glückbringende, verheißungsvolle Vogel seine Schwingen noch nicht wieder ausgebreitet und sich einem seiner würdigeren Horste zugewendet habe. Nur Wenige wußten recht genau in Worte zu fassen, worin seine allgemeine Verdienstlichkeit eigentlich beruhe, aber sie war unzweifelhaft. Denn unbedingt ließ sich eine Auszeichnung und Würdigung des gesammten Gemeinwesens darin nicht verkennen, daß eine solche Persönlichkeit, der das ganze deutsche Reich nebst allen angrenzenden Ländern Europa's als Aufenthaltort freistand, Schiltach zum ersten Mal gesehen und durch den Anblick desselben zum längeren Verbleiben bestimmt worden war. Unfraglich lag dafür jedem Angehörigen der Stadt die Pflicht ob, als Gegenleistung dem ehrenvollen Gaste mit Allem, was ihm an den Augen abzulesen stand, entgegenzukommen, damit er nicht zu bald auf den Gedanken des Fortgehens verfallen könne und die Gesammtheit so durch die Verschuldung eines Einzelnen unerseßliche Einbuße erleide.

Im Uebrigen gab es jedoch Einige, die sich mehr oder minder deutlich Rechenschaft über die Verdienste des Junkers Görz Rüdengkau auch im Besonderen abzulegen vermochten. Zu ihnen zählte in erster Reihe Gervas Trautwein, dessen Lindenbaum noch niemals täglich so zahlreiche Gäste überschattet gehabt hatte, als seitdem der junge Kriegsmann denselben allabendlich die Ehre anthat, unter den breitgewölbten Ästen sowohl seinen persönlichen Durst wie denjenigen der rings umher Aufhorchenden nach immer neuen und seltsamern Kriegs- und Völkermären

aus der weiten bunten Erdenwelt draußen zu beschwichtigen. So viel er davon bereits ausgeschenkt haben mochte, schöpfte der Erzähler immer wieder aus einem offenbar durchaus unverfälschten Faße, daß Gervas Trautwein in staunender Aufmerksamkeit oftmal verabsäumte, für den aus seinem Faß geschöpften Trunk den Kreidestrich auf der Schultafel des außerordentlichen Gastes anzumerken. Und in gleicher Weise vergaß, sobald der letztere erschien, Frida Trautwein gemeinlich, daß ihrer im Hause und der Wirthschaft mancherlei weibliche Obliegenheiten harrten, gesellte sich mit unter die Zuhörenden und ward von dieser Beschäftigung derartig in Anspruch genommen, daß ihre Ohren ihr keinerlei Kunde von der etwaigen Aufforderung eines Schiltacher Bürgersohnes zum Tanz übermittelten, ehe Görz Rüdengkau seine Mittheilungen beendet und sie mit ihm wie am ersten Abend seiner Ankunft wirbelnd und anmuthig um den alten Lindenstamm herumflog. Doch vollbrachte sie dies nicht mehr wie damals stumm und mit einer gewissen Scheu, sondern manchmal lachte sie fröhlich zu den Worten ihres Tänzers, und manchmal gab sie Erwiderung darauf, welche darum nicht minder beredt-verständlich ausfiel, wenn sie hin und wieder nicht von den Lippen, sondern nur von den Augen ertheilt wurde. Wenn aber Gervas Trautwein's Augen ihn zufällig zum Antheilnehmer an solcher Antwort machten, verriethen sie durchaus kein Mißvergnügen und väterliche Zurechtweisung der Entgegnungsart seiner Tochter. Keineswegs indeß machte Görz Rüdengkau sich gegen die sonstigen hübschen Mädchen der Stadt irgendetwelcher Rücksichtslosigkeit schuldig. Er überjah und vernachlässigte keine, drückte vielmehr Feder, wo die Gelegenheit sich bot, durch einen wenn auch kurzen, doch besondern Blick aus, daß er ihre Eigenart wohl zu unter-

scheiden und zu bewundern wisse, und erhöhte den Werth dieser stummen Sprache dadurch, daß er sie zwar unparteiisch mit Allen insgesammt, doch mit jeder Einzelnen in einer behutsamen Weise rebete, welche nur ihr selbst wahrnehmbar ward und deshalb in Keiner das zu Mißgunst und Neid verleitende Gefühl einer Bevorzugung oder Zurücksetzung zu erwecken vermochte.

So erfüllte ein verheißungsvoll blinkender Schimmer alle Augen der Stadt, denen Görz Rüdenklaus sich zuwandte, und nur im Pfarrhause selbst traten seine Verdienste gleich gediegenen Erzstufen zu Tage. In zwiefacher Richtung, geistig wie körperlich, hatte mit ihm für Damian Uebelhör ein neues Leben begonnen, denn auch in Bezug auf die Erkenntniß der fast ungläublichen Proteusart des Erzfeindes der Menschheit erwies sich der Zeugnißvorrath des Gastes als ein völlig unausschöpfbarer, allmorgentlich bis zum Rand neu anschwellender Brunnen, aus dem der Pfarrer täglich andere Wechselbalgkinder hervorzuziehen und mittelst der Tintenschwärze in solche seiner Gelehrsamkeit umzuwandeln befähigt war. Dabei verbesserte sich in überraschender Schnelligkeit auch seine Gesichtsfarbe, als ob er durch die Beihülfe Rüdenklaus's eine teuflische Bosheit, die sich im Geheimen ihm selbst an den Leib gewagt und unerfättlich am Mark desselben gezehrt habe, mit in die Flucht geschlagen, und nur ab und zu ruhten die Augen Damian Uebelhör's verstohlen mit einer prüfenden Sorglichkeit auf dem Gesicht Frau Josefa's, ob der Ausdruck ihrer Züge der Neuerung im Pfarrhause eine heilsame Fortdauer verspreche. Die Antwort derselben flöste jedoch von Tag zu Tage größere Beruhigung ein; ihr Wesen hatte sich insofern ebenfalls verändert, daß sie sich von äußerster Zufriedenheit mit Allem bezeugte, nur für das Wohl-

befinden ihrer Hausgenossen Bedacht trug und für sich selbst keinerlei Ansprüche erhob, auch wo ihre Stellung als Frau im Hause ihr unzweifelhafte Berechtigung dazu verliehen hätte. Doch die ursprüngliche Natur einer Cistercienserschwester, die nur durch einige Sommermonate etwas verdrängt worden, schien wieder die Oberhand in ihr gewonnen und sie mit gelassener Entsamung aller eigenen Annehmlichkeiten erfüllt zu haben, um sie ausschließlich für das Gedeihen Anderer Sorge tragen zu lassen. Dann und wann freilich — wie nach menschlicher Schwäche schließlich jegliche Tugend ihre Stärkung in der Anerkennung der Mitlebenden sucht — konnte sie es nicht unterlassen, dem Pfarrer unter vier Augen einmal anzudeuten, daß ihr allerdings mancherlei Beschwerniß aus der häuslichen Aufnahme des Gastes erwachse, daß sie jedoch wohl erkenne, wie erwünscht und förderlich das längere Verweilen desselben ihrem lieben Ehegemahl gefalle und deshalb freudwillig bereit sei, die ihr dadurch auferlegte Bürde weiter zu ertragen. Zum Glück redeten indeß das Gesicht und die sonstige Erscheinung Frau Josefa's keineswegs von einem ihr aus der vermehrten häusfraulichen Mühsal entspringenden körperlichen Nachtheil, vielmehr gewann ihre äußere Gestaltung unverkennbar immer mehr an Bollendung, die durch eine augenscheinlich auf ihre Kleidung verwendete erhöhte Sorgfalt in ein noch günstigeres Licht gerückt ward. Doch als Damian Uebelhör's Augen sich dieser Erkenntniß eines Abends nicht zu entziehen vermochten und ihn seit geraumer Zeit zum ersten Mal unwillkürlich verleiteten, seinen Arm zu einer ihm durch sein eheliches Bündniß wohl verstatteten Härtheitsänßerung um den Nacken Frau Josefa's zu legen, entzog diese sich in ruhig bestimmter Art seiner Liebkosung

und sprach fast mit dem Tone einer vor derartigen Vertraulichkeit zurückschredenden Nonne: „Laß uns, mein lieber christlicher Gemahl, mit dem gemeinsamen Gebete zur Ruhe geben, daß der himmlische Bräutigam unsrer Seele über derselben wache und sie jezt und immerdar von aller Unlauterkeit ihres sündhaften irdischen Gefäßes reinige.“

Dergestalt befand sich in kurzer Frist innerhalb der guten Stadt Schiltach nur eine einzige Persönlichkeit, welche ihre Ueberzeugung von den Verdiensten Görz Rüdtenklaus weder offen zur Schau trug, noch Anderen oder zum Theil sich selbst gegenüber im Geheimen ihres Busens verschloß. Das war die Magd im Pfarrhause, Ursula Rüdtenklaus, die allerdings nicht durch Worte, sondern nur gelegentlich vermittelt eines unvermerkten ausdrucksvollen Blickes offenbarte, daß ihre Betrachtungsart des häuslichen Gastes nicht durch die allgemeine Anschauung der Stadt bedingt werde. Im Gegentheil schien gerade diese Uebereinstimmung derselben mehr und mehr darauf hinzuwirken, ihr einen unheimlichen Verdacht einzufloßen, der ihrem Gesicht allmählich Aehnlichkeit mit einem unter verhuizetem Grashang lauernd und aufhorchend zusammengeduckten Luchsweibchen verlieh. Doch kam sie dem Gebot ihrer Herrschaft nach, Görz Rüdtenklaus allabendlich in sein Gemach zu leuchten, und fand stets Anlaß, darin mit irgend einer Beschäftigung zu verweilen, bei der sie ihre Augen verstoßen auf die Füße des jungen Kriegsmannes niederbestete. Einmal machte sie sich sogar mit einer plötzlichen, ziemlich verworrenen Anrede erbötig, ihm die Stiefel auszuziehen, und er antwortete lachend: „Warum nicht, alte Urschel, wenn's dir Spaß macht! Schaden kann's nicht!“ Dabei hielt er ihr erst den rechten und dann den linken Fuß hin, auf die sie, beide wie zufällig mit der Hand um-

fassend, stumm mit hervorquellenden Augen niederstierte, daß er, ihr mit einem Zeh auf die Nase tippend, zurief: „Gaffst du auch noch nach gradgewachsenen Mannsbainen, alte Pomeranze? Ist keine Unthat dran, hoff ich; sich an deinen zu versehen, wird freilich wohl Keiner je Lust gehabt haben, 's müßt denn bei ägyptischer Nacht und Nebel gewesen sein.“ Nun ließ Ursula seinen Fuß aus der Hand fallen, starrte ihm ins Gesicht und murmelte: „Pomeranze? was ist das?“ — „Was du nie gewesen bist, alte Mispel — ein Goldapfel,“ lachte Görz Rüdtenklaus, „und 's ist eine Verjüngung an meinem ersten Fangballspielzeug, daß ich dich so geheißt. Freilich bitter sind die Dinger von Haus aus, und wenn sie im Herbst einschnurren, kriegen sie eine Haut wie deine, daß man sie besser Walläpfel benamnen könnte.“

Ursula Rüdtenklaus war aufgestanden, starrte ihn noch immer an und wiederholte zwischen ihren Zahnstumpfen hervor: „Pomeranzen — wachsen die nicht im Welschland?“

Er blickte ihr etwas verwundert ins Gesicht. „Ja, mit den schwarzäugigen Dirnen zusammen — wie kommt der Name auf deine Jungenraspel? Er klingt just drauf, als ob man 'nen Tisch mit dem Besen ablehrt. Hast du's etwa in deinen Jungfernschuhen doch mehr hinter den Ohren gehabt, als —“

Sein Blick verrieth plötzlich ein aufwachendes Interesse, er brach ab und hob schnell wieder an: „Oder hast du's vielleicht im Strumpf? — ich meine nicht in denen, worin deine Beine stecken, sondern irgendwo sonst in einem, so irgendwas, einen Gold- oder Silberapfel, der dir Sorge macht, ihn sicher vor den Krallen einer gefräßigen Teufelsbrut aufzuwahren —?“

Er begleitete die Frage mit einer verständlichen Handandeutung, daß er im

Bejahungsfalle aufs uneigennützigste erbödig sei, einem derartigen Gegenstande ihrer Besorgniß seine kräftigere männliche Obhut angedeihen zu lassen, doch Ursula erwiderte nichts darauf, vermurmte nur in der Mundhöhle: „Heilige Nothhelfer, steht uns bei vor welschen und höllischen Praktiken!“ und ließ, sich bekreuzigend, aus der Thür. Und wie schon manchmal blickte Görz Rüdenklaus eine Weile mit eigenthümlich weit aus einander gespannten Lidern hinter ihr drein, bis er halb nachdenklich vor sich hin sagte: „Hätt ich einmal auf dem Mond geschlafen, würd ich vermaßen, daß ich das Faselgebrumm des alten Mondkalbes schon zwischen seinen Hörnern im Traum gehört. Wird mich wohl der Bod mit einem Reithorn wo auf der Erde eine Nacht angerannt gehabt haben.“

Dann that er, was er gemeiniglich, wie es schien, als eine Art Nachtgebet vorm Schlafengehen noch zu verrichten pflegte. Er zog aus einem nicht an der üblichen Stelle der Brusttasche befindlichen Einschnitt seines Kollers ein oftmals zusammengesetztes, viel abgegriffenes, lappig und schwärzlich gewordenes Papierstück hervor. Offenbar enthielt dies das heilige Vermächtniß des auf dem Schlachtfeld gebliebenen Freundes und Zeltgenossen, dem Görz Rüdenklaus die Vollstreckung seiner Hinterlassenschaft eidlich angelobt. Doch es kam keine blutbenedigte Haarlocke oder ein sonstiges Gedenkzeichen daraus zum Vorschein, sondern auf dem ersichtlich oft von schmutzigen Fingern aus einander gefalteten Blatt stand nur mit schon etwas bräunlich entfärbter Tinte eine Inschrift verzeichnet, über die der gegenwärtige Inhaber der kostbaren Reliquie allabendlich zuletzt seinen Blick hingehen ließ, und dieselbe besagte:

„Ist ein Gebärg im Schwabenland, heißet Kantel, steht dran etwan drey

Bürtel wegs, gegen Mitternacht, ein großer obhangender Felsriff, heißet Kantelstein, soll ein Teuffelsplock seyn, haben tumme Teuffel drum Aengste ihme nah zu gehen. Hat deswillen auch Wenzel Böheim den schazz dorten eingraben, seynd lauter zechine und ungarische Ducaten, seyn Hohlspennig und Wipper drunter, die siebenhundert stück, hat sie bey den Ruhmäulern erwischt, nach der schlacht ober Murten in ein Gezelt ein Edlen Burgundschen Hauptmanns, ist Böheim fahnsüchtig worden, Sorgen für seyn gut gehabt, nachhero verstorben, nur nur Michael Pütter vorm todt kunde gelassen. Muß man den schazz zu zeyt winters suchen, als da es geschneet hat, ist ein kleyn Loch, sieht schwarz, ligt also, sellt seyn schnee ein, muß seyn Mitternacht Sylvester, so der Mont scheynet, hat Wenzel Böheim in solcher eingeborgen, sellt durch ein riß des Kantelsteins ein Lichtstreif grad drauf wie ein Uhrweyßer, hat auch sonst in der Nacht Natürliche Influenz derer Planeten, Gestirn und Zeychen Würkung, darf seyn Hahn krähen, muß seyn ein kind geboren in Martis stund, verhoffe auf ein gut werd und Hinkunft.“

Nach Durchlesung dieses absonderlichen Schriftstückes bewahrte Görz Rüdenklaus dasselbe wieder in der geheimen Kollertasche, stellte gewöhnlich eine kurze Abrechnung an seinen Fingern an, streckte sich alsdann wohlgemuth aufs Bett und schlief mit dem guten Bewußtsein eines Menschen, daß er dem leiblichen Gefäß seiner Seele keinen Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben und sich am folgenden Tage der nämlichen Rücksicht gegen selbiges zu befehligen gedente. Der Traum mußte ihm manchmal Erinnerungen wacher Tagesstunden zurückbringen, denn hin und wieder kam es einmal laut: „Jofesa“ — oder „Frida“ — oder noch mit einigen anderen weiblichen Namen über seine

Lippen. Aber dann folgte stets hinter denselben sogleich ein eigenthümliches Aufschlagen drein, und nur wenn der Mund des Schlafenden einmal, einem Schnarchton ähnlich, „Urtschel“ aufgemurmelt hatte, stieß er danach ein lautes „Purr“ aus und warf sich wie alpgebrückt unruhig auf die andere Seite herum.

An jeglichem Nachmittage aber erwies Görz Rüdtenklu, gleichsam als ob er einer Pflichterfüllung damit obliege, Gervas Trautwein's Lindenbaum die Ehre seiner vielstündigen Gegenwart, und es waren bereits mehrere Wochen vergangen, als durch einen Zufall dort zum ersten Mal die Rede auf den Ritter Burkhard Söldenrich fiel. Wie das Wechselgespräch der Schiltacher Bürger es weiterspann, ward Mancherlei von dem einfielerischen Tages- und Jahreslauf des Schlossherrn, auch von seiner übergroßen Sparsamkeit, die man wohl schmutzigen Geiz beheißen könne, und allgemach alles Sonstige berichtet, was man im Gang der Zeit aus seltenem Augenschein über ihn vorzubringen vermochte, ohne daß der junge Kriegsmann mit sonderlichem Interesse darauf Acht gab. Der einmal beredete Gegenstand führte indeß zwischen Gervas Trautwein und einem Anderen zu einem Meinungszwist, insofern sie uneins darüber wurden, wie lange es bereits her sei, daß der Ritter durch einen Unglücksfall sein linkes Auge eingebüßt habe. Darob ward hin und wieder gesprochen, bis der Lindenwirth zum Zeugniß seiner Behauptung seine Tochter herbeirief und diese auf sein Befragen erwiderte, darauf könne sie verlässlichen Entscheid geben. Denn es sei am Novembermond gerade am Tage, als sie acht Jahre alt worden, gewesen, daß Stilla Söldenrich vom Schloß zu ihr herabgesprungen und erzählt habe, ihr Vater sei gestern von einer Reise nur mit einem Auge zurückgekommen, weil er unterwegs

im Dunkel gefallen sei und sich einen stachlichten Dorn dabei ins Lid gestoßen. Das berichtete Frida Trautwein, allerdings ohne sonderliche Bekümmerniß über den schon veralteten Vorfall, Görz Rüdtenklu jedoch hatte, offenbar seitdem sie sich an dem Wortzwist betheiligte, aufmerksam zugehört und nahm jetzt, wie es schien, gern die Gelegenheit wahr, sie mit einer Frage anzusprechen und zu sagen: „Im Novembermond, als Ihr acht Jahre geworden, Jungfrau Frida; das sage, wenn er bald wiederkehrt, nach meiner Schätzung vor zehn Jahren gewesen sein.“ Frida Trautwein nickte nur, denn ihre Augen gingen angesichts der Umherstehenden an dem auf sie gerichteten Blick des Fragstellers vorüber, doch ihr Vater entgegnete: „Habt's getroffen, Herr Junfer, achtzehn Jahre wird das Mädchel alt, und so ist's, wie ich zuvor gestritten, im Jahre 1522 gewesen“ — und Görz Rüdtenklu wiederholte einfallend mit plötzlichem vergnüglichem Aufschlagen: „Im Jahre 1522 — ei ja, im Novembermond stehen die stachlichten Dornen an den Wegen!“ Aber dann neigte er sich schnell mit einem schalkhaften Lächeln gegen das ihn jetzt ob seiner unbegründeten Lustigkeit verwundert anblickende Mädchen und fügte artig hinterdrein: „Ich vermeinte zu sagen, Jungfrau, man hat's derzeit im November den Dornen schwerlich ansehen mögen, welch köstliche Rosen sie heut unter Guras Vaters Lindenbaum erblühen lassen würden.“

Das besaß zwar eigentlich keinen recht begreiflichen Zusammenhang, aber Frida Trautwein's beide Wangen fanden doch Grund genug darin, wirklich zweien Maienrosen gleich aufzublühen, während die Unterredung sich über den Schlossherrn weiter erging. Görz Rüdtenklu nahm jetzt an derselben mit Achtbarkeit und mancherlei Fragen Antheil und äußerte, als das Gespräch sich mählich

ausgeschöpft hatte, daß er es nach dem Vernommenen einestheils wohl als Verpflichtung für sich achten müsse und anderentheils nunmehr auch von der Neugier getrieben werde, dem Ritter seine Aufwartung abzustatten und sich durch eigene Anschau von der Richtigkeit dieser oder jener Aussagen zu überzeugen. „Das werdet Ihr schwerlich nach Wunsch vollbringen, Herr Junker,“ warf aber der Lindewirthe drein, „denn wenn Ihr auch wohl in das Schloß hineingelangen mögt, dürftet Ihr Euch doch keiner Aufnahme mit Rede und Antwort vom Munde des Ritters gewärtigen.“ Doch der junge Kriegsmann erwiderte lachend: „Es kommt bei allem Würfelenspiel auf Glück und Gunst an; wollt Ihr gegen meinen Wurf halten, Herr Trautwein?“ und der Angesprochene versetzte: „Habe zwar einmal erfahren, daß Ihr Euch drauf versteht, eine Wette zu gewinnen, bin aber bereit, wider dieje zu halten, was Ihr einseht!“ — „So gilt's, daß Ihr Euch verlustig bekennt, wenn der Ritter selber das Ansehen an mich richtet, ihn als Gast wieder unter seinem Dache zu besuchen,“ entgegnete der Widerpart Trautwein's, und dieser befannte sich darauf, und Wette und Preis ward mit Handschlag abgeschlossen.

Am anderen Nachmittage aber wanderte Görz Rüdengklaue durch das Nordthor von Schiltach und stieg den zum Schloß aufwärtsführenden, grasbewachsenen Weg hinauf. Ungefähr in der Mitte desselben hielt er einmal, die Dinge um sich und vor sich betrachtend, inne und murmelte halb laut: „Der Weg zeugt allerdings, daß der Ritter ihn nicht zu oft beschreitet; bin doch wißbegierig, ihn mit Augen zu gewahren. Thut mir innerlich leid, daß ihm solch Unheil zugestoßen, muß ein übler Novembermond in dem Jahre gewesen sein, darin just auch

Weit Mattenklobt die Unbill widerfahren. Hat sich freilich gut zur Wehr gesetzt, jagte er mir, mit Pike und Zähnen, half seinem Beutel aber doch nichts; scheint eben ein schlechter Weg übers Gebirg von der Stadt Offenburg nach der Stadt Hechingen, zumal bei Nacht, sowohl für einen Handelsmann wie für einen Rittersmann. 's ist curios, was man aus Zufall auf der Landstraße im deutschen Reiche lernt, wenn man Jemandem drauf das Geleit giebt, ob's auch nur eine wandernde Geldsack mit 'nem Maulesel zusammen ist. Der wär noch der nämliche wie damals, sagte Weit Mattenklobt; ein guter Gedächtnißkasten im Kopf soll von der Mutter herkommen, dafür bin ich meiner dankbarer als für das Teufelsamulet, das sie mir irgendwo hinterm Dornstrauch um den Hals geknotet und es meinen Beinen überlassen hat, den Weg durch die Welt weiter zu finden. Hab ihn aber bis heut allzeit noch passabel unter den Sohlen verspürt, und da geht er jetzt in das alte Schuhnest mit dem einäugigen Nachtvogel drin hinein. Mach deine beiden Augen auf, Görz Rüdengklaue oder wie du sonst von Gottes, Teufels- und Rechtswegen heißen magst! Der Kandel läuſt darum nicht auf den Mond, und bis zum Schnee ist's noch weit.“

Der vorwärts Schreitende befolgte übrigens die Vorschrift seines Selbstgesprächs im wörtlichen Sinne nicht, denn statt seine Augen weit zu öffnen, brückte er im Gegentheile die Lider fast so sehr herunter, daß dieselben einige Aehnlichkeit mit denen eines blinzeln umherspähenden Fuchses annahmen, und um Weniges später trat er durch die Wölbung des Burgthors. Dies war unvergeschlossen, denn es befand sich wie das gesammte deutsche Reich unter dem Schutze des ewigen Landfriedens, und der erste Augenschein lehrte obendrein, daß es keine be-

gehrenswerthe Kostbarkeiten behütete. Im Hofraum wuchs das Gras kaum milder gemüthsrühig als draußen auf dem Bergweg, äußerst griesgrämlich mit Rissen durchfurchte Mauern, zerbrochene Söllerüberreste und zerlöcherne Pfannendächer sahen drauf nieder; das Schloß zeugte im Inneren noch weit mehr von Verfall und mangelnden Mitteln des Besitzers zur Wiederherstellung als von außen. Aus einem von Ginstersträuchen überdeckten gothischen Fensterbogen, der eine ehemalige Capelle hinter sich vermuthen ließ, flatterten ein paar Dohlen, menschliche Fingern des vielwinkligen, unwirthlichen Steinhäufens ließen sich nicht gewahren. Auf's Gerathewohl trat der Ankömmling in eine Thür und stieg eine ziemlich breite, doch fast lebensgefährlich ausgehöhlte Stein-
 treppe hinan. Sie führte auf einen wüsten, mit zerbröckeltem Mauerwerk bedeckten Flurgang. Der Weitergehende durchwanderte ein paar ebenso rattenkahl und baufällige Gemächer, zuletzt riß ihm die Geduld und er rief laut: „Holloho! Ist das alte Entenloch taub wie ein durchgehaktes Trommelfell?“ Dabei stieß er an einen locker aus der Wand herausstehenden Stein, daß derselbe mit dröhnendem Gepolter auf den wurmzerfressenen Estrich kollerte und in der That einen zusammengeduckten Knaus aus einer Ecke und durch das glaslose Fensterloch hinaus scheuchte. Doch gleich danach scholl seitwärts her ein halbvernehmlicher schlürfender Ton, eine kreisende Thür ging auf und eine lange, scharf aufspähende Mannesgestalt bückte den Kopf über die Schwelle vor.

Sie that dies nur mit einem Auge und gehörte unverkennbar dem Ritter Burkhard Söldenrich an. Er mochte sechs Schuh hoch sein und besaß ein in die Länge gezogenes, hagertnochiges Gesicht, dessen linke Augenhöhle eine schwarze Klappe verdeckte. Sein Aeußeres sprach,

daß ihn daselbe mit vollster Gleichgültigkeit erfülle, als habe er keinen Zusammenhang damit; Haar, Brauen und Bart wuchsen darauf wie das ungestörte Gras im Burghof, nur wenn sie ihn zu behindern anfingen, mochte seine Hand einmal mit einem Scheeren schnitt darüber hinfahren. Seine Füße steckten zum Schutz gegen die fast winterliche Kälte des öden, frostigen Gebäudes in dicken, von vieljähriger Benützung zerrissenen Filzschuhen, von denen ihm eine verschabte, oft gestückelte weite Hauschaube bis an den Hals hinaufreichte. Er gieng weit mehr einem alten herabgekommenen und halb ansgehungerten Magisterfamulus als einem Zugehörigen ritterlichen Standes, vor Allem jedoch lag in der Haltung der ganzen Erscheinung, ihrem Gesichtsausdruck und dem weißen Geleucht des übrig gebliebenen Auges nichts, was zur Ermuthigung weiteren Vorschreitens oder einer Auredere reichen konnte. In dem matt und farblos einfallenden Licht und der öden verwahrlosten Umgebung wob sich etwas Geisterhaftes um die fahle, lautlose Menschengestalt auf der Schwelle, aber Görz Rüdenklaus bekundete, daß weder vor Menschen noch vor Gespenstern zurückzusehen in seinem Brauch liege, denn er trat mit Höflichkeit, doch größter Gemüthsgefallenheit vor, nannte seinen Namen und setzte zugleich den Fuß weiter, mit der Miene unbeirrtester Zuversicht, sofort zum Eintritt in die Thür geladen zu werden. Statt dessen verkehrte indeß der Schloßherr reglos mit einer harten, an schartiges Eisen gemahnenden Stimme: „Nach was sucht Ihr hier?“

„Nach dem hochedlen und gestrengen Herrn und Ritter Burkhard Söldenrich,“ erwiderte der Befragte ruhig.

Nun antwortete es ihm: „Schert Euch auf den Rabenstein! Mein Haus steht nicht für fahrendes Volk und Landstörger offen. Wollt Ihr eine Wegzehrung, sucht

sie bei den Ratten, die mein Hab und Gut aufgeschlungen.“

Ein heiser lachender Kehllaut schloß die Entgegnung, und der Sprecher drehte sich, ersichtlich im Begriff, auch die Thür zu schließen, allein der junge Kriegsmann sprach zuvor gleichmüthig:

„So gehabt Euch wohl, Herr Ritter. Ich war nicht gekommen, etwas von Euch zu erbitten, sondern weil ich von Euch reden gehört, daß Ihr in mancherlei heimlicher Gelehrtheit erfahren wäret. Dacht ich, etwan Euch dienen zu können und mir selber durch Euch, denn Jeglicher will sich selber nützen und hilft Keiner einem Anderen als aus eigener Vortheilsucht. Wär ein Tropf sonst, aber Zweie mögen sich wohl einmal wechselsweis förderlich sein, daß Jedem sein Theil davon zufällt, dessen er allein nicht habhaft würde.“

Burkhard Söldenrich hatte seine Hand angehalten und wendete den Kopf halb über die Schulter zurück. Ein lauernder Argwohn sprach noch wie vorher aus seinem Auge, doch er gab Erwiderung:

„Was vermeint Ihr damit? Ich verziehe Euch nicht, aber Ihr redet verständig für Eure Jugend.“

Görz Rüdengkau neigte sich jedoch nochmals kurz zur Verabschiedung. „Sehe, daß Ihr ein philosophus seid und an Eurer Armuth Genüge habt, Herr Ritter; finde wohl einen Anderen, mit dem ich die Krafft meines Pulvers prüfen und bessern kann. Verübelt's nicht, daß ich mich bei Euch getäufcht.“

Er drehte sich und ging; allein fast unhörbar hatte im nächsten Augenblick der Schlossherr einen sprungartigen, keineswegs Altersschwäche verrathenden Schritt hinterdrein gemacht, streckte ihm die Hand auf die Schulter und sagte mit rannender Stimme:

„Was für ein Pulver ist's, von dem Ihr geredet.“

„Das Pulver,“ versetzte Görz Rüdengkau, ein geschlossenes Pöschchen aus dem Sack ziehend, nach dem der Ritter mit hastig gieriger Hand griff und zitternden Mundkiefers hervorstieß:

„Das große Magisterium vermeint Ihr?“

Nun lachte der Befragte: „Glaubt Ihr, wenn ich es hätte, daß ich Euch noch brauchte und es Euch in die Hand geben würd? Aber ein sicheres Recept ist's, das nach seinem Haupttheil vom großen Albertus selber stammt, und es fehlt nur ein Gemisch noch dran, das man durch Versuche ausfindig machen muß. Da hatt ich gedacht, bei Euch, Herr Ritter, wo kein Spürauge und Ohr hereinwittert, und wenn Ihr etwa nützliche Schrift in Eurer Bücherei besäset —“

„Kommt herein!“ fiel Burkhard Söldenrich ihm ins Wort und zog ihn am Arm mit eingekrallten Fingern durch die noch offene Thür, die er sorglich hinter sich schloß. Sie traten in ein ziemlich großes Gemach, das wenigstens einige Merkmale menschlichen Aufenthalts trug. Holzgetäfel hatte sich an den Wänden befunden und klappte zerborsten herab, das Fenster war mit runden Glasscheiben versehen gewesen, von denen sich ungefähr noch die Hälfte in den Bleiringen erhalten. Altes Hausgeräth, ein großer Wandschrank, mehrere dreibeinige, lehnenlose Stühle und ein umfangreicher, vom Wurm durchlöcherter Eichentisch mit weit ausgebauchten Stützen verengten etwas den unwirthlichen Raum; an Pfänden hingen einige alte, Lumpen gleichende Bekleidungsstücke, von ritterziemlichen Waffen und Rüstungen war nichts zu erblicken. Der Inhaber des Gemaches richtete noch einmal pfeilscharf sein Auge in das Gesicht des von ihm Hereingeführten und sagte: „Ihr nehmt wahr, bei mir ist auch für einen Bettelmann

nichts zu finden; ich würd Euch gern einen Willkomm vorsetzen, aber ich muß selber darben, bin alt und krank und hätt's wohl besser verdient auf der Welt."

Er hustete einige Mal und schlich auf den schlurfenden Schuhen an den Schraub, dessen Thür er weit öffnete, so daß der Blick das Innere desselben vollständig übersehen konnte. Auch darin befand sich nichts, dem irgend ein Werth anhaftete: gelittete Scherbenstücke, verbogene und zerbrochene Geräthschaften, aufgejammelte rostige Nägel und Eisenreste. Nur ein Haufen alter vergilbter Papiere lag dazwischen, aus dem der Suchende einen dicken Schweinslederband herausstöberte und damit an den Tisch zurückkam. „Da habt Ihr, wonach Ihr begehrt,“ sprach er und schlug den Deckel auf, daß das roth und schwarz bedruckte Titelblatt zum Vorschein gerieth. Es war ein verhältnißmäßig schon ziemlich altes, bereits von Johannes Gensfleisch, genannt Gutenberg, vor mehr als sechzig Jahren zu Eltville als eines der frühesten Erzeugnisse seiner neuen Kunst hergestelltes Buch und enthielt alle kabbalistischen, physikalischen, chemischen, siderischen und magischen Weisungen des weit berühmten Erfurter Mönches Basilius Valentinus, die ägyptische oder hermetische Kunst des Trismegistos auszuüben, den Stein der Weisen, auch das große Elixir, die rothe Tinctur und das große Magisterium heissen, ausfindig zu machen und vermittelst derselben unedle Metalle in Gold umzuwandeln. Mit fieberndem Blick sah das Auge des Ritters Burthard Söldenrich darauf hinunter, er streckte jetzt die Hand nach dem Döschen seines Gastes, murmelte: „Mit Verlaub,“ und öffnete das kleine Holzgefäß. Dasselbe enthielt nur eine geringfügige Menge eines rothen, zerriebenen Ziegelsteinen an Farbe ähnlichen Pulvers, das einen leichten Schwefelgeruch von sich gab; doch der Anblick

durchrüttelte sichtbar den Arm und den ganzen Leib des Betrachtenden, und er brachte mühsam zwischen den Zähnen hervor:

„Glaubt Ihr, daß Ihr auf dem rechten Wege und unweit von dem großen Ziele seid?“

Görz Rüdenkluu bückte den Kopf jetzt mit über den Behälter des rothen Staubes, daß sein Auge mit voller Schärfe zugleich auf der Hand des Ritters haftete. Diese war gleich der ganzen Gestalt desselben ausgegert, beinahe fleischlos, aber an den Knochen entlang laufende zähe Sehnenstränge deuteten auf ihre ungeschwächte Kraft, nur am Mittelfinger zeigte sie eine Beeinträchtigung ihrer Beweglichkeit. Eine zirkelförmige Narbe umschloß dort das oberste Glied, wies den Nagel von einer früheren Verletzung zur Hälfte verkrüppelt und hinterlassene Gelenksteifigkeit in Folge der Verwundung. Nur flüchtigen Blicks streifte der junge Kriegsmann mit den Augen darüber hin und versehte:

„Ich will nicht Euch noch mich selber täuschen, Herr Ritter, denn ich bin nur zu Euch gekommen, um meinen Vortheil bei Euch zu suchen, damit Ihr mir zu demselben Weisheit leistet. Es ist nach meiner Vermeinung, wie bereits der große Albertus aussagt, eine Thorheit und Verblendung, Kupfer, Blei und derlei unedles Metall in Gold umzuwandeln zu wollen, sondern kann dies einzig nur mit dem Silber gelingen, welches sich von dem gleichen Grundzustande mit jenem verhält, so daß ihm nur die nämliche Farbe und Schwere zu verleihen bleibt. Dies zu vollbringen, halte ich allein in der Kraft meines Elixirs gelegen, sobald ihm noch der nöthige Zusatz geworden, und hoffe ich, daß es uns zu Theil werden mag, mittelst Forschung in diesem Buche, Kunst und mannigfacher Erprüfung denselben auszufinden. Ist mir

dazu, wie ich vermerkt, sowohl Eure Gelahrtheit und Schriftpflicht mit von Nöthen als Eure ungestörte Behausung und etwa ein Stück gereinigten Silbers, das Ihr von Alters her in Eurem Besiz haben mögt. Bitte Euch aber, Herr Ritter, wenn ich Euch zur Förderung unseres nützlichen Zwecks heimsuchen darf, von keinerlei Willkomm an Speise und Trank oder Gegenleistung zu reden, denn ich weiß genügend, daß Ihr selber zu darben gezwungen seid, steht jedoch zu hoffen, daß wir durch gemeinsames Werk und Bestreben uns selbster Abhülfe von unserer Armuth verschaffen.“

„Silber —“ murmelte der Ritter mit heiserem Kehnton als Antwort — „Ihr sagt es selber, ich habe keines. Doch ich will im Schrank nachsuchen, bis Ihr wiederkehrt — mir kommt's in den Sinn — ein Erbgrotschen von meinem Vater her — er wird groß genug sein, daran zu prüfen —“

Um etliche Stunden später verabschiedete der Ritter Burkhard Söldenrich sich von seinem Gaste mit dringlichen Worten, welche Gervas Trautwein abermals zum vollständigen Verlust seines Betteinsages brachten, und Görz Rüdenschlau schritt unter der Zusicherung, am nächsten Tage zurückzukehren, durch das öde, verfallene Bauwerk von dannen. Als er die von tiefen Löchern gehöhlte Treppe hinunterstieg, knielte er sich plötzlich, wie er's am Spätabend seiner Ankunft im Pfarrhause gethan, den Mund mit der Hand, daß er die Zähne fast schmerzhaft auf seine Finger zusammendrückte. Das verhalf ihm zur bezweckten Absicht und weckte ihm anderen Gedanken, den er vor sich hinnickte: „Beit Mattenklobt muß auch ein Gebiß von der Gattung haben —“ Er hatte den unteren Thürausgang erreicht, es dämmerte schon, denn der October war ins Land gekommen, und durch das Zwielficht nach

dem zerbröckelnden Fensterbogen der Capelle hinüberblickend, murmelte er: „In welchem alten Steinschrank daherum mag der ritterliche Erbgrotschen mit seinen Gebrüdern ruhen? Eine fruchtbare Familie wird's sein —“

Da drehte er hurtig den Kopf, denn das Geräusch eines leichten Fußtritts scholl ihm zur Linken, und dicht vor ihm bog eine weibliche Gestalt um das Gemäuer. Sie stuzte zurück, als sie ihn wahrte, und Görz Rüdenschlau's treffliches Gedächtniß erkannte sofort die Kleidung, Haar und Gesicht der jungen Bauern-dirne, die seine Ankunft droben vor dem heiligen Sebastian erschreckt aufgeschweucht.

„Treff ich dich hier wieder,“ sagte er lachend, „und bist du auch in dem alten Eulennest zu Haus? Das ist eigentlich kein Schlag für deine rothen Taubenbeine.“

Die Angeredete fühlte sich jedoch nach dem ersten unwillkürlichen Schreck hier offenbar weniger furchtsam als auf der einsamen Berghöhe, denn sie entgegnete mit ruhiger Stimme und einem leisen Aufklang von Selbstbewußtsein:

„Wen vermeint Eure Frage? Mein Name ist Stilla Söldenrich, des Ritters Tochter hier auf der Burg.“

Jetzt stuzte der junge Kriegsmann mechanisch zurück, da er als redenden Beleg zu ihrer Erwiderung ihr Antlitz zum ersten Mal in der Nähe wahrte. Ihm war's, als sei ihm urplötzlich ein Gewebe von den Wimpern heruntergelehrt worden, und er entgegnete rasch:

„Verargt's nicht, edles Fräulein, daß ich Euch nicht nach Eures Vaters Zügen erkannte, noch daß Ihr nur aus Scherzluft die Kleidung eines Landmädchens angelegt, und gewähret, daß meine Lippen für die Kurzsichtigkeit meiner Augen Eure Verzeihung erbitten.“

Er hatte die Hand vorgestreckt gehabt, um der hübschen Bauern-dirne

auf die Wangen oder den Nacken zu klopfen, veränderte jetzt aber die Bewegung derselben und strebte die Hand des Edelsträuleins zu erfassen, um seine Entschuldigung durch eine galante Lippenberührung zu bekräftigen. Doch Stilla Söldenrich zog ihre Finger, bevor er diese zu erreichen vermochte, hastig zurück, erwiderte hörbar aus ihrer innerlichsten Ueberzeugung äußerst rüchhaltslos heraus: „Ich will nicht, daß Ihr meine Hand küßt — Ihr waret mir gleich entfänglich widerwärtig, als ich Euch da droben sah und hörte!“ und lief behend wie ein Frettchen die lebensgefährlichen Treppenstufen zum Oberbau des Schlosses hinan.

Görz Rüdenklaus stand noch mit halb ausgestrecktem Arm und sah ihr verduht nach, wie sie in kaum einer Secunde spurlos verschwunden war. Dann stieß er ein: „Verwetterte Heze! weg zum anderen wie zum ersten Mal!“ unter dem Knebelbart heraus, blieb wieder stumm, blickte auf die dunkle Thürhöhlung und fügte zuletzt hinterdrein: „Das hat meiner Mutter Sohn noch von Keiner so deutlich gehört und war, scheint's, keine Bewunderung seiner Schönheit.“

Er lachte kurz auf und schritt, seine Gedanken auf etwas Anderes zurücklenkend, durchs Burgthor hinaus, wo sein Blick in der Dämmerung umherfuchend nach rechts und links ging und sich auf den grasbewachsenen Weg niederwandte. „Würde mit dem Lindenwirth wetten, um was er wollte, daß noch ein anderer Stollen in den Fuchsbau hineinführt,“ murrte er. Aber plötzlich drehte er sich auf der Mitte des Berges mit einem Ruck nochmals um, sah nach dem fahl im Zwielicht niederschimmernden Schloß zurück und sagte: „Widerwärtig? Was? Mein Gesicht? Meine Nase? Mein Bart?“ und er riß mit heraufstehender Hand an den langen gebrillten Haaren

des letzteren, bis er fast im Dunkel stolpernd die Stadt erreichte. So kam er an Gervas Trautwein's Lindenbaum vorüber, und großer Durst zog ihn an die Tische heran, auch gewahrte Frida Trautwein sein von einem Windlicht angestrahltes Gesicht sogleich und trat ihm mit der Frage, weshalb er hent so spät komme, entgegen. Doch als ob in unverständlicher Weise der Klang ihrer Stimme seinen eben noch gehegten Vorfaß umändere, hielt sein Fuß inne; er blickte sie einen Moment an, erwiderte rasch, daß er um wichtiger Beschäftigung willen überhaupt nicht verweilen könne, und schritt zu ihrer wortlosen Verwunderung weiter, ohne seinen Durst zu stillen und ohne Gervas Trautwein über den abermaligen Verlust seiner Wette Bericht abzustatten. Eilfertig wanderte er dem Pfarrhause zu, begab sich an Damian Uebelhör's Studirgemach vorüber in seine Kammer und setzte sich darin, ohne etwas zu betreiben, auf den Betrand, bis es allmählich beinahe vollständig lichtlos um ihn ward. Dann jedoch nach einer Weile öffnete sich leise seine Thür und es trat Jemand herein, ohne daß es ihm gleich zum Bewußtsein kam und er erst beim Knistern eines Fußtrittes dicht vor sich, den Kopf hehend, frug, wer da sei. Mit hörbarer Ueberraschung gab die Stimme Frau Josefa's Antwort: „Weist Ihr hier? Ich vermeinte, Ihr seiet fort, und gedachte etwas an Eurem Nachtlager anders zu bereiten, das Euch nicht bequemlich sein kann.“ Ihre Hand streckte sich dabei tastend aus, verfehlte indeß im Finsternen offenbar das gesuchte Ziel und traf statt dessen auf das Gesicht des jungen Mannes, zog sich mit einer halblauten Entschuldigung der unsichtbaren Lippen darüber zurück,kehrte jedoch gleich darauf wieder und ward von der sorglichen Frage begleitet: „Ihr fühlst Euch doch nicht unpaß, daß Ihr hier

allein im Dunkel sitzen? Mich bedünkt, Eure Stirn ist heiß.“

„Nein, ich bin völlig gesund,“ entgegnete Görz Nüdenklauf, und sein Kopf machte eine unwillkürliche Bewegung, sich unter der Hand fortzuziehen, aber vergeblich, denn nun setzte Frau Josefa sich neben ihn und sprach mit liebevollem Ton:

„Ihr müßt Vertrauen zu mir hegen, wenn Ihr etwa Euch bedrückt empfindet oder nach etwas begehrt. Ich könnte, obwohl ich älter bin als Ihr, freilich nicht wohl Eure leibliche Mutter sein, aber Ihr erscheint mir doch wie ein Kind in unserem Hause, gleich als hätte ich Euch von Euren Kindesbeinen an auf mütterlichen Armen getragen und für Euch Sorge gehabt —“

Augenscheinlich von dieser Vorstellung und ihrer mütterlichen Empfindung überwältigt, legte Frau Josefa bei diesen Worten den Arm um den Nacken des in ihrer lebhaften Einbildungskraft neben ihr sitzenden Kindes und dazu redete sie mit gedämpfter Stimme: „Ihr wißt, daß ich manche Jahre als Schwester in der Kloistereinsamkeit verbracht, und es mag wohl eine Täuschung von mir gewesen sein, zu glauben, ich würde das, wonach mein Herz dort beehrte, bei demjenigen finden, der mich aus meiner

Zelle herausführte. Ich habe solche Irrung aber erst später, bei Eurem Anblick erkannt!“

Die reumüthig ihres klösterlichen Gelübdes denkende ehemalige Cistercienserin sprach noch weiter, doch im selben Moment öffnete sich wiederum die Thür, das Gemach wurde von der vorgestreckten rauchigen Küchenlampe Ursula Röckenfeller's überhellt und Frau Josefa sprang, wie von einer plumpen Entweihung ihrer heiligen Stimmung schmerzlich verlegt, hurtig von ihrem Sitz auf. „Was willst du hier, alberne Trudschel!“ frug sie mit verdrossen-zornigem Ton, die Magd gab indeß keine Erwiderung darauf, sondern starrte nur die beiden in der Kammer neben einander Stehenden mit weit aufgerissenen Lidern an, drehte sich um und ging lautlos wieder hinaus. Im Letzteren folgte ihr die Frau Pastorin Josefa Uebelhör rasch nach, ohne sich jedoch ein Beispiel an Ursula Röckenfeller's schweigsamer Gedankenverschließung zu nehmen, denn der zurückbleibende junge Kriegsmann hörte aus der Küche her laut vernehmliche Redewendungen, welche nicht zur Annahme gleichmäßiger schwesterlicher Zuneigung Frau Josefa's für ihre sämmtlichen Hausgenossen berechtigte.

(Schluß folgt.)





Deutsche Liebe in Amerika.

Novelle

von

Auguste Bender.

New-York, den 13. Juni 187—
S. y Park Hotel.

Meine liebe Sophie!

Wor einer Stunde bin ich angekommen — todmüde mit schwindelndem Kopfe und brennenden Augenlidern, und da ich dergleichen nicht wie andere Menschenkinder fortschlafen kann, so muß ich es fort-schreiben; und wem anders als dir, meiner einzigen Freundin, könnte ich es aufladen? Hab Geduld mit mir! Ich habe seit meiner Abreise von New-Orleans noch keine sechs Stunden geschlafen. Nicht, daß ich seckrant gewesen wäre, diesen Tribut der Menschlichkeit habe ich dem alten Neptun schon längst entrichtet; — aber das Schankeln und Rollen und Brausen und Tosen — es geht Einem

„wie ein Mühlrad im Kopf herum“; der übrigen Beschwerlichkeiten gar nicht zu gedenken! Doch nein, ich will nicht undankbar sein! ich habe weniger gelitten als je auf einer anderen Reise, da ein treuherziges blaues Augenpaar mich beschützte und behütete. — Nicht wahr, das klingt dir geheimnißvoll? Ich kenne ja deine alte Schwachheit, der absichtslosesten Aufmerksamkeit, die ein Mann mir erweist, eine tiefere Bedeutung beizulegen; als ob alle Menschen mich mit deinen Augen, den Augen der Liebe, betrachteten! O nein! selten werden wir so gesehen in der kalten, weiten Welt hier außen, wo aus den Blicken der Tausende, die uns begegnen, nur gleichgültige Neugier spricht! Ich habe es dir ja schon oft gesagt, wie ich längst auf jede tiefere Theilnahme verzichtet

habe, und du mußt mich auch jetzt nicht für so schwach und kindisch halten, bloßen Reizehöflichkeiten ein anderes Motiv unterzuziehen als Langeweile und Müßiggang. Es waren nur wenige junge und hübsche Mädchen an Bord, und unter diesen nur zwei Deutsche; und wo man also so wenig Auswahl hat, kann man auch einmal ein achtundzwanzigjähriges Mädchen noch leidlich hübsch und anziehend finden. Der junge Mann kannte mich überdies von New-Orleans her, wenigstens dem Namen nach — vielleicht hat er mich auch einmal auf dem Piano gehört — ich habe es vergessen. Ich habe auf mein Klimpfern niemals Werth gelegt und konnte nie begreifen, daß Andere es thaten. Freilich, Töne verzeiht man dem Weibe immer lieber als Gedanken, und wenn es die besten wären! Solche Huldigungen, die nur dem Geschlechte oder dem Bischén Fingerfertigkeit gelten, habe ich immer herzlich verachtet. Ja, wenn ich noch spielen dürfte, wie mir zu Muthé ist! die ganze wilde Freudlosigkeit und Dürstheit, all die zuckenden Funken eines gluthvollen aber liebeleeren Herzens in Tönen ausströmen dürfte! O gewiß, man würde daran keinen Anstoß nehmen — aber nachfühlen, einem Weibe etwas Großes und Gewaltiges nachfühlen! Ich müßte keine so bittere Schule durchgemacht haben, wenn ich darauf noch rechnen wollte! Dieses Volk kann trotz aller modischen Musikschwärmereien doch nur das recht verstehen und genießen, was Absätze und Beine in Bewegung setzt. Die Kunst in ihrer Reinheit und Erhabenheit bleibt ihnen ewig unzugänglich. Eine Muse aber, die aus ihrem Talente pecuniären Vortheil ziehen will — nun, meine Muse ist das eben nicht.

Doch um — wieder auf meinen Reisegefährten zurückzukommen, so glaube ich wirklich, daß er ein Bischén mehr Hirn im Kopfe und mehr Wärme im Herzen

hat als die Durchschnittsrepräsentanten des Deutsch-Amerikanerthums — rüchichts-vollere Manieren hat er jedenfalls, und das, wie du weißt, will bei deutschen Männern etwas heißen. — Die unbefangene Sittlichkeit seines Betragens ist mir gleich von vornherein an ihm aufgefallen, noch mehr aber die liebenswürdige Harmlosigkeit, mit der er meine ironischen Bemerkungen gegen Männerreitelkeit und Männerübermuth hinzunehmen pflegte. Du erinnerst dich wohl, daß ich ohne dieses selten eine Bekanntschaft anknüpfen kann. Es kocht mir immer in der Brust, wenn ich daran denken muß, daß jeder commis voyageur sich einbilden darf, daß er uur den Mund zu öffnen und uns anzustarren braucht, um uns Knall und Fall in ihn verliebt zu machen. Und fast gilt dieses von den Männern im Allgemeinen. Begegnet sie dann einmal einem Weiberkopfe, der all ihre lächerlichen Prätenfionen der Reize nach auswendig weiß und sie dem entsprechend behandelt, so beben sie im Gefühl ihrer Mittelmäßigkeit verblüfft zurück und halten sich in scheuer, respectvoller Entfernung. Du kennst mich ja in diesem Punkte und wie ich nie geglaubt habe, daß ein wirklicher Mann sich dadurch abschrecken lassen könnte. Von allen Jugendidealen ist dies allein mir in seiner ursprünglichen Klarheit geblieben, daß der Mann, der meiner würdig wäre, mich unter allen Umständen und Verhältnissen und trotz aller meinem wirklichen Charakter widersprechenden Aeußerungen herausfinden müßte. Das mag freilich schwer sein, da selbst die Frauen mich so selten verstehen und deshalb so falsch zu beurtheilen pflegen. Doch wenn wir es erst mit schulmeisterlicher Breite auseinandersehen müssen, wie wir's meinen und fñhlen, der versteht uns am Ende doch nicht; denn alles wirkliche und wahre Verstehen ist unmittelbar, ist intuitiv. — Gegen meinen Reisegefährten habe ich die Verb-

heit meiner Ansichten über sein Geschlecht auch nicht vollständig gezeigt; er ist ja jünger als ich, mindestens zwei Jahre, und so war nicht vorauszusetzen, er werde sich allzu viel darauf einbilden, daß ich mich gern mit ihm unterhalten mochte. „Gerade noch jung genug, um sich aus dem Alter einer Frau noch nicht viel zu machen,“ wirst du mir erwidern, und mag sein, daß du Recht hast. — Dann aber auch jung genug, um für die Frauen noch Achtung zu fühlen, — jung genug, um an Frauenstolz und weibliche Selbstachtung zu glauben, — jung genug, um ein Vergnügen daran zu finden, den Cavalier einer angehenden alten Jungfer zu spielen. Ich habe es natürlich nicht versäumt, ihn auf das Lächerliche dieses Verhältnisses aufmerksam zu machen, was er aber eigensinnigerweise gar nicht einsehen wollte. — Es ist auch gut, daß die Reise nicht länger dauerte, — es liegt etwas Trauriges und Unbefriedigendes in solchen Reisebekanntschaften, in die sich trotz aller Scherzhaftigkeit der Beziehungen zuweilen doch ein Tropfen wirklichen Interesses einzuschmuggeln pflegt. Schade um diesen Tropfen! in einem solch zusammenhanglosen, fragmentarischen Wanderleben geht ja Alles verloren.

Adieu, meine Liebe, bevor ich sentimental und pathetisch werde! Morgen oder übermorgen, wenn ich mich ein Bißchen erholt habe, schreibe ich dir vielleicht die Fortsetzung. Wenn die Hitze nicht gar zu sehr überhand nimmt, werde ich mich wahrscheinlich zehn bis vierzehn Tage hier aufhalten. Da droben in Vermont — auf den „Grünen Bergen“ — dürfte es noch etwas zu kühl und rauh sein, zumal wenn man vom Süden kommt. Dieses Jahr liegt mir eben nicht viel daran, mich während der Sommermonate nach Schülern umzuthun; ich habe ja in materieller Beziehung eine gute Saison gehabt — ein öffentliches Concert trägt immer seine

Früchte. Aber wie elend, wenn dies für Heimat, Jugendfreude und Alles entschädigen soll, was das Leben erst zum Leben macht.

Deine Amalie.

New-York den 14. Juni.

Liebe Sophie!

Ich vergaß in meinem gestrigen Briefe gerade das Merkwürdigste, was mir auf meiner Seereise begegnet war, und zwar etwas so Beunruhigendes, daß mir vor künftigen Reisen ordentlich bange wird. Kannst du dir einen Zustand vorstellen, in dem wir deutlich hören und sehen, was um uns vorgeht, uns auch von einem Ort zum anderen bewegen können, während unser Gehirn vollständig unfähig ist, einen Zusammenhang zwischen uns und der Außenwelt herzustellen? Man hat vollständig vergessen, wohin man geht, in welcher Tageszeit man lebt, wer um Einen herum ist — und nichtsdestoweniger antwortet man auf die gleichgültigsten Fragen, lächelt bei dem nichtsagendsten Compliment und betrachtet den Sprecher mit halbgeöffneten Augenlidern, ohne jedoch seine Blicke festhalten zu können. Es ist nicht Sonnenstich und auch kein natürlicher Schlaganfall, es ist wie eine Nervenlähmung, deren Hauptursache ein allzu plötzlicher Witterungswechsel sein dürfte. Es war in der That entsetzlich heiß, als wir uns dem Hafen unseres Bestimmungsortes näherten — ich erinnere mich dessen noch deutlich. — Dann legte sich's wie Blei auf Gehirn und Glieder; ich fragte ein Duzend Male, was das für Häuser seien, die wir von ferne sahen, ob wir uns von der Ost- oder Südseite näherten und was des verkehrten Zeugens noch mehr war. Ich wurde gedrückt und geschoben und gestoßen; denn Jeder rannte nach seinem Gepäc und machte sich zum Aussteigen bereit. Wenn das Schiff nämlich vor acht Uhr einlaufen konnte, durfte

man es noch am selben Abend verlassen. So dunkel und verworren mir dieses auch ins Bewußtsein trat, wollte ich mich doch ebenfalls nach meinem Koffer umsehen. Es war fast an kein Durchkommen zu denken; ich fühlte mich gegen das Mitteldeck hingedrängt und wäre wahrscheinlich in den offenen Schiffsraum hinabgestürzt, wenn nicht zur rechten Zeit ein Arm mich ergrißen hätte, um mich auf das stillere Hinterdeck zu führen. Ich sank auf eine Bank nieder, ein Gegenstand in Form eines Kollsters wurde mir unter den Kopf geschoben und ich schloß die Augen. — Als ich sie wieder öffnete, standen die Sterne am Himmel, der Lärm auf dem Vorderdeck war vollständig verstummt, nichts hörte ich mehr als den fernen Schritt eines Matrosen, und seitwärts stand eine große dunkle Gestalt an eines der Rettungsboote gelehnt. Ich war wieder bei vollständigem Bewußtsein und fragte: wo bin ich? Es war neun Uhr Abends und ich und mein Beschützer die einzigen Passagiere an Bord. Unausprechlich leid that es mir, daß der Arme durch mein Verschulden noch eine weitere Nacht in der dumpfen Kajüte zubringen sollte. Er suchte mich jedoch nach Kräften zu beruhigen; höchst wahrscheinlich, wie er sagte, wäre er doch geblieben, indem er in New-York ganz unbekannt sei und gar nichts zu veräumen habe, zumal er vor nächstem Samstag doch nicht abreisen werde. Er geht nämlich nach Deutschland, um seine alte Mutter zu besuchen. Er ist von Geburt ein Schwarzwälder, und seine Wiege stand in der Nähe der Wiege — „des Feldbergs lieblicher Tochter“. Ich werde ihm tausend Grüße an das „Maidle“ zu bestellen geben. War es nicht lieb, daß er sich als ein wirklicher Freund in der Noth erwies? zumal in der letzten Stunde, wo die Reisenden, so viel sie auch mit einander geschertzt und gesprochen haben mögen, von ihren eigenen Interessen ab-

forbirt, in der Regel kaum mehr als einen flüchtigen Abschiedsgruß für einander haben. Das ist recht traurig, nicht wahr, meine Sophie? Trauriger aber ist es, in diesem Getriebe der Gleichgültigkeit und Selbstsucht ein paar Augen zu begegnen, in denen ein verhaltenes Weinen zuckt, beim Scheiden, dem kein Wiedersehen folgt. — Was hat man denn von all dem Rennen und Jagen nach den so zweifelhaften Zielen des Ehrgeizes, der Hab- und Genußsucht, als das Tröpfchen Liebe, das der Zufall dann und wann in die arme verschmachtende Seele träufelt? Und hier, Sophie, komme ich auf die Beantwortung deines letzten Schreibens, das ich zwei Tage vor meiner Abreise in New-Orleans erhielt. — Was sollen, frage ich dich, was sollen uns denn alle die Errungenschaften auf dem Gebiete der weiblichen Erwerbsfrage? Können sie uns das verschaffen, was allein den Jammer um den Kampf des Daseins werth ist — die Liebe? Nie! und nimmer! Und dann ist's auch gleich, ob man friert oder hungert, im Geburtslande oder unter fremden Zonen weilt. Man zahlt überall und immer mit Blut und Leben für etwas, das man nie erhalten hat — und das ist der tiefe, trostlose Schatten, der auf allen einsamen Existenzen liegt. Lebe wohl indessen, bis auf Weiteres. Ich sehe die kräftige Gestalt meines Reisegefährten die Strafe herabkommen, wahrscheinlich, um mir nochmals einen Abschiedsbesuch zu machen. Seine Wangen scheinen vom Laufen geröthet, und die trenen blauen Augen schweifen fragend die langen Fensterreihen des Hotels entlang. Ich wollte, er würde es mir erspart haben, mag ich doch selbst von den gleichgültigsten Menschen nicht gern Abschied nehmen. Wer sie auch sein mögen, es ist trübe und herzbelemmend, daß von all der lebensvollen Gegenwart nur ein wesentloser Schatten bleibt, das leere Abstractum eines Namens,

wo warmes, pulsirendes Leben war! Warum sich dann auf ein paar armselige Minuten capriciren, die ebenso weifenlos ins weite Meer der Vergangenheit rollen? Adien, ich höre Schritte nahen, auf Wiedersehen!

New-York, den 16. Juni.

Ich glaubte es fertig und abgethan — übermorgen ist der Einschiffungstag — da begegne ich ihm heute im Centralparke. Gerade ihm, den ich kaum an die vierzehn Tage kenne, während ich noch keinen einzigen meiner alten Bekannten von Ungefähr getroffen habe — weder jetzt noch bei meinem früheren, fast zweijährigen Ausenthalt — wie es in einer Millionenstadt ja auch nicht anders zu erwarten ist. Ob diese Begegnung also eine ganz zufällige sein mochte? O ja, natürlich! was hätte ihn auch errathen lassen, daß ich diesen Nachmittag einen Ausgang machen würde? Aber es ist doch eigenthümlich, daß dieser junge Mann mich interessiren kann! Ich wollte, ich wäre ihm zu keinem Danke verpflichtet; es ist mir ärgerlich, wenn ich mir vorstelle, daß er sich etwas darauf zu gute thun könnte. — Und doch ist er so bescheiden und anspruchlos in seinen Manieren, so dantbar für jedes Wort und jede Minnte, die ich ihm widme, und — was ich ihm besonders hoch anrechne — er hat mich noch kein einziges Mal an das langweilige Pianoforte erinnert. Du kannst dir gar nicht vorstellen, welch eine Wohlthat es für mich ist, wenn mich auch einmal ein Menschekind von einer anderen Seite als der des professionellen Musikmachens auffaßt! Und doch wußte ich nicht, was anders ihn zuerst auf mich aufmerksam machte? Ich bin doch nichts weniger, als was ein sechsundzwanzigjähriger Jüngling eine „lyrische Erscheinung“ nennt. In meinen rothen vollen Baden vermöchte selbst der größte Schwärmer keinen Hauch von melancholi-

scher Blässe zu entdecken, und meine Gestalt könnte allenfalls für eine Soubrette hoch genug sein, aber viel zu klein für das Ideal einer sentimental schlanken Liebhaberin. Zwar sagte er einmal, daß ihm der „brünette Ausdruck“ meiner dunkelblauen Augen schon früher aufgefallen wäre; — bin ich nicht eine alberne Närrin, daß ich dieses eigenthümlich finde? Dabei aber hat er einen so heillofen Respekt vor mir, daß ich jeden Augenblick in Versuchung komme, ihm mütterliche Rathschläge und tantenhafte Ermahnungen zu geben, was mir um so komischer vorkommt, als ich mir selbst im Manne von jeder einen „Professor“ vorstellte, der mir all die qualenden Widersprüche des Daseins lösen sollte. — Ich muß sehr alt, sehr reifigirt geworden sein, daß ich ein Vergnügen daran finde, mit dem directen Gegenstand meines jugendlichen Männerideals — mit einem Kaufmann über Handelsbeziehungen, Baumwollencultur und — Frauenfrage zu sprechen. Daß letztere zu Erörterungen über die Beziehungen der beiden Geschlechter führte, ist leicht begreiflich, und glaube mir, es ist nichts weniger als reizlos, dabei in ein paar Augen zu blicken, die noch frisch und klar ins volle Leben schauen und noch an Liebe und Treue glauben. Ein solcher Mann wird zwar keine Gedichte nach Heine'schem Muster fabriciren, nicht den Namen der Geliebten an den Himmel schreiben und ihr Bild in jeder Welle des Meeres sehen, aber auch niemals mit diabolischer Schadenfreude über das Vorbeiröhlen von Glanzen, Liebe und Treue lachen, weil er selber treu und beständig ist. Ich will dir etwas sagen, was ich mir schwer und saner erworben habe: die geistige Mittelmäßigkeit ist ein Glück, und Liebe fühlt am tiefsten und längsten, wer keine Berse macht. — Wunder's dich, daß jener menschenfeindliche Schopenhauerianer, der in der Liebe den größten Fluch des Daseins, im

Weibe nur den unwürdigen, aber arglistigen Gegner sah, noch so viel positives Schlußvermögen in mir übrig gelassen hat? O, daß man sie mir zurückgeben könnte, meine blühenden Jugendjahre, die er mir mit seiner schwarzgalligen Philosphie vergiftete! Ich liebte ihn wie der Vogel die Schlange, die ihn mit ihrem Blicke bezaubert, wie die Fliege das Licht, an dem sie sich die Flügel versengt! Licht suchte ich für all die quälenden Daseinsräthsel — und Nacht fand ich und Verzweiflung. — Da wäre ich nun wieder im reinsten Fahrwasser der Pathetik, — gewiß, du mußt ganz irre an mir werden! Lebe wohl, bevor ich mich zu weiteren Declamationen hinreißen lasse! Ich kenne mich selbst nicht mehr.

Samstag, den 18. Juni.

Ein trüber, grauer Himmel liegt auf dem weiten Backsteinmeere der ostamerikanischen Weltstadt, die Luft ist feucht und kalt wie im frühen April; ich habe mir eben Feuer machen lassen — heute, den 18. Juni und unter dem vierzigsten Breitengrade! Kein Wunder! Schanert's Einen doch schon bei heiterem Himmel und Sonnenschein ins tiefste Herz hinein, wenn man von einem fischblütigen Amerikaner in nächster Nähe angefröstelt wird. Es giebt Prämissen, über die der Mensch nur selten hinauskommt — so der Anglo-Amerikaner über seine nordisch-puritanische Abstammung. Hundert Grad Fahrenheit vermögen ihn nicht anzuthauen. Poesie ist's, was ihnen fehlt, Poesie! Mag sie auch hundertmal importirt werden, sie gedeiht zu keinem selbständigen Leben, wo frostige Gouvernanten und altjungferlich prude Puritanerinnen über ästhetische Erzeugnisse die kritische Weißel schwingen. — Mein Reisegefährte ist um zehn Uhr abgefahren und schwimmt wohl schon auf hoher See. O, daß ich hätte mitgehen können ins Sonnenland Italien, wo die

Liebe mit rosig-glühenden Wangen und leuchtenden Gewändern unter Myrthen und Citronenbäumen wandelt! Hier ist sie leberkrank und bleichsüchtig, trägt eine graue Pelzjacke, wiegt sich schläfrig auf dem Schaukelstuhl und blättert dazwischen im Modejournal. Daß sich doch keine dieser verstandeskaltten Amerikanerinnen beikommen ließe, eine Shakespeare'sche Julia zu spielen! jenes leidenschaftlich glühende Kindweib, das die Liebe über Nacht zur Hölbin macht, welches die Schauer des Grabes gering schätzt gegen den widerlichen Kuß eines aufgezwungenen Ehemannes. Ich habe sie gestern Abend aufführen sehen, diese Julia, und zwar in Begleitung meines blaugügigen Ritters vom Schwarzwalde. Lächle du nur, meine Liebe, ich konnte wirklich nicht nein sagen, wirklich nicht! — Und wir hatten einen solch herzergreifenden Abschied auf Nimmerwiedersehen genommen! Die Thränen standen ihm in den Augen, und ich machte philosophische Reflexionen, wie so merkwürdig es sei, daß ein paar armselige Jährchen plus Einen über Vergleichen lächeln lassen können wie eine Großmutter über ihr Kinderpielzeug. Du weißt ja doch, was für ein altes Kind ich immer gewesen bin, an Schwermuth, Mutterzorge und bitterem Herzeleid! Und in der Nacht meiner Träume nur ein einziger Stern, zauberhaft schön, aber in sabelhafter Ferne — das Ideal von einer Mannesliebe, die glühend und stark, das düstere Wangen vor der Zukunft mir von der Seele lösen und den Sinn des Daseins enträthseln würde. — Es war ein Traum! Heranwachsend sah ich ein Männergeschlecht, das nur von Stand, Vermögen und Schönheit angezogen wird oder in neidischer Resignation oder blasirter Gleichgültigkeit den launigen Zufall als Regulator seiner Herzensangelegenheiten walten läßt. — Sollte es in unserem prosaischen Zeitalter noch Menschen geben, die von der Liebe mit

der Unwiderstehlichkeit einer Elementargewalt ergriffen werden? Ich fragte es mich gestern Abend bei dieser Julia, da ich — so schön und jung sie auch war — nicht ein einziges Wort von all ihren überschwänglichen Empfindungen glaubte. Mit einem so nüchtern intellectuellen Gesicht, wie es den Amerikanerinnen fast ohne Ausnahme eigen ist, kann man Vorlesungen über Anatomie und Rhetorik halten, nicht aber die Veredelsamkeit der Leidenschaft persönlich darstellen. Romeo war leidlich, wenigstens krausköpfig und dunkeläugig — mein Begleiter wollte von Allen nichts gehört und gesehen haben, als ich ihn am Schlusse der Vorstellung um seine Meinung fragte. Ich hatte Wunder geglaubt, wie sehr es ihn interessiren würde, weil er mich so dringend um meine Gesellschaft bat — schriftlich nämlich und zwar gestern Vormittag, nachdem er, wie gesagt, am Vorabend einen mündlichen Abschied genommen hatte. — Was er nur während der ganzen Vorstellung gedacht haben mag! Er hat es mir nicht gestanden, und ich habe ihn auch nicht darum gefragt. Wenn er mich auch öfters angesehen hatte, als für die Situation gerade nothwendig war, so schloß ich daraus nicht viel mehr, als daß sein Herz in einem Zustande ist, der es Mutter und Tante in der Heimat nicht allzu schwer machen dürfte, ihm eine hübsche braunäugige Schwarzwälderin als Reisegefährtin aufzutupeln. „Das wird nie geschehen,“ meint er zwar, da er sein Herz an einem anderen Orte wider Willen gefesselt sehe. „Warum reißen Sie es nicht los?“ fragte ich mit scherzhafter Unbefangenheit. „Weil es brechen würde,“ entgegnete er ruhig. „Was thut's? ein Kaufmann muß auch mit Bruchtheilen fertig zu werden wissen, und für so unklug halte ich keinen, daß er sein Lebensglück auf eine einzige Nummer setze.“ „Sie halten mich für kalt und berechnen, weil ich nicht gelernt habe, meine

Gedanken und Gefühle in schönen Worten auszudrücken,“ entgegnete er in vorwurfsvollem, aber sanftem Tone, während er seine Augen auf einen unsichtbaren Punkt am Boden hestete. Nun, für kalttherzig halte ich ihn nicht, — aber Recht hat er doch in Bezug auf die schöne Ausdrucksweise. Mit pathetischen Ergüssen bin ich nicht von ihm verwöhnt worden, spricht er doch nicht einmal ein richtiges Deutsch, — das allemannische Idiom klingt überall durch; ich habe mich jedoch jezt so daran gewöhnt, daß ich es fast gar nicht mehr bemerke. Im Gegentheile berührt es mich so heimisch und vertraut wie Tannenrauschen im Mühlengrund. Bin ich doch auch ein Kind des deutschen Südens, und warm pulst das Blut in meinem Herzen, — wenn auch des Nordens Hauch mit der eisigen Frische der „reinen Vernunft“ mir schon frühe die Stirn kühlte. Dem Himmel sei gedankt dafür — es geht nichts über einen kühlen Kopf, zumal bei einem so einfältigen Weiberherzen. Es hätte mir ja sonst zu leid thun müssen um den armen Menschen — der Abschied ist ihm gar zu schwer gefallen. Seit zehn Jahren werde ich nun in der Welt herumgestoßen, nirgends erwartet, nirgends geliebt, nirgends vermißt — kein Wunder, daß mir eine so ganz neue Erfahrung selbst nahe geht. Doch was thut's? er wird mich bald vergessen haben, wenn einmal die frische Seeluft seine jugendheiße Stirn säckelt und das silberhelle Lachen einer jugendlichen Mädchengestalt ihm die thörichte Laune seines Herzens hinwegzaubern wird. Ich wünsche nur, daß er nicht in die Hand einer herzlosen Kokette falle, es sollte mir leid thun um sein unerfahrenes argloses Gemüth, das unter der schlichten Einfachheit seines Wesens leicht übersehen werden könnte. — Ich hab ihm Grüße aufgetragen an Vater Rhein und mein liebes Pfälzerland — vielleicht, daß ein kühler

Abendwind dir einige davon zutragen wird, wenn du ein aufmerksames und verständnißvolles Ohr dafür hast. Adieu! Es läßt sich mir irgend ein langweiliger Besuch anmelden. — Barmherziger Himmel —!

Sonntag, den 19. Juni.

Da hätte ich nun den Lohn für meine gutherzige Schwäche, — er war es, den ich längst schon auf dem Rücken des atlantischen Oceans glaubte! Ich meinte vor Schrecken in die Erde sinken zu müssen, als ich in den Salon kam und er mir so treuherzig und unbefangen die Hand entgegenstreckte, — als ob es die natürlichste Sache von der Welt wäre. „Ich hab's nicht fertig bringen können,“ sagte er mit einer Stimme, aus der nur ein geübtes Ohr die leise Bewegung durchzittern hörte; „ich war schon auf dem Wege zum Vadeplage — mit Sack und Pack und dem festen Entschlusse, nicht mehr rückwärts zu sehen. Aber je näher ich dem Hafen kam, desto unwiderstehlicher riß es mich zurück; es war ein Gefühl, als ob mir Jemand von hinten einen Strick um den Hals geworfen hätte und ich dem Ertrinken nahe wäre. In der Angst meines Herzens rief ich den Kutscher an — was ich wollte, fragte er in unwirschem Tone, während ich es doch selbst nicht wußte. Da ich aber trotzdem etwas antworten mußte, befahl ich ihm, nach der Agentur der Hamburger Linie zu fahren. Dort resignirte ich meinen Platz auf unbestimmte Zeit, und so bin ich wieder hier, in der Hoffnung, Sie während Ihres hiesigen Aufenthaltes noch einige Male sehen und sprechen zu können.“ Die einfachste Geschichte der Welt, nicht wahr, meine Liebe? Da er sie jedoch als eine solche zu betrachten scheint, kann ich sie denn in einem anderen Sinne aufnehmen? Würde es nicht eine lächerliche Annahme sein, ihm sein Betragen zu verweisen, nachdem er

mir mit keiner Silbe gesagt hat, was ihn eigentlich so mächtig in die Stadt zurückgezogen hat? Er hat mir überhaupt noch keine einzige Silbe von Liebe gesprochen, ich meine nicht direct — und ich bin nicht mehr jung und thöricht genug, eine indirecte Andeutung für etwas mehr als bloße Conversationsmünze zu halten. Wenigstens habe ich ihm dies immer zu verstehen gegeben; denn nur so konnte ich mit ihm auf dem Fuß der Unbefangenheit bleiben. Aber nun wird es mir doch bedenklich, wenn es überhaupt wahr ist, daß er die Absicht hatte, sich heute einzuschiffen? Gesezt, seine Erzählung sei nichts weiter als ein Scherz gewesen? — wer weiß, was ihn hier eigentlich so lange gefesselt hält, und ob ich ihm nicht gerade gut genug dazu bin, ihm über ein paar langweilige Stunden fortzuhelfen? — In jedem Falle will ich nun keine acht Tage mehr hier bleiben, — ich sagte ihm sofort, daß auch ich inzwischen meinen Plan geändert und schon am nächsten Mittwoch aufs Land gehen werde. Er entgegnete mir nichts und sah mich nur auf einen Augenblick mit ernstesten fragenden Augen von der Seite an. „Aber ich darf Sie bis dahin noch besuchen?“ fragte er dann; „morgen und am Dienstag — die zwei letzten glücklichen Tage vielleicht auf Jahre hinaus — oder wollen Sie mich auch um diese bringen?“ Ich konnte es ihm nicht abschlagen, da es ja doch in wenigen Tagen ein Ende nehmen muß. Ich kehre nicht mehr um, wenn ich diese Stadt im Rücken habe — und wenn einmal eine Entfernung von über dreihundert englischen Meilen zwischen uns liegt, habe ich hinreichend Miße, über den thörichtesten Jungen ein Wischen nachzudenken. Es wird ohnehin öde und langweilig genug dort oben auf den fremden Bergen sein, wo selbst die Bäume und Pflanzen mir unbekannt sind. Nichts als Ahorn- und Buchtanenbäume weit und breit —

so sagt man mir wenigstens — und was wissen die von unseren deutschen Eichen- und Buchenwäldern? — Auf Eines aber freue ich mich: daß ich keine Walzer und Hochzeitsmärsche zu klinkern habe. Denn Anderen zur Freude aufspielen zu müssen, wenn man selbst so freudenarm und verlassen ist — es ist eine Qual, die mir mit jedem Jahre unerträglicher wird. Nur ihm möchte ich einmal spielen, nur ein einziges Mal — mich wundert, ob er es in seiner natürlichen Unmittelbarkeit verstehen würde, was so manchem kunstgeübteren Ohre unzugänglich war, so weit man in Amerika überhaupt von kunstgeübten Ohren sprechen kann. — Ach, ich glaube fast, ich bin ein Bißchen heimwehkrank!

New-York, den 21. Juni.

Ich habe ihm gestern Abend eine Phantasie gespielt über mein Lieblingslied:

Fliege fort, du Kleinwaldbögelein
 Flieg aus nach allen Winden —
 Wirf's nimmer wiederfinden:
 Gestorben, verstorben ist all das Glück mein.

Er sagte kein Wort, als ich geendet hatte; aber die Thränen rollten ihm über die Wangen hinab, und sein Auge sagte mit tiefem Mitgefühl: „Du armes Kind, was mußt du wohl gelitten haben.“ Ja, lache mich nur aus, du Schelm, er schien mir wirklich älter in jenem Augenblick, älter fast — als ich. Er muß etwas davon gehabt haben, was es den Stärksten und Muthigsten kostet, allein und unbeschützt durchs Leben zu gehen, und wie uns bei aller moralischen Kraft der Mangel der physischen eben doch zuweilen recht fühlbar wird. „Darf ich Sie nicht noch einmal auf einem Spaziergang begleiten?“ sagte er dann mit leuchtenden Augen und glühendem Gesicht, „ich möchte noch ein einziges Mal das Glück genießen, Ihr Beschützer zu sein,“ und dann mit einem wehmüthigen Seufzer hinzusetzend, „die Herrlichkeit

muß ja doch so bald ein Ende nehmen.“ Auch ich sehnte mich hinaus aus dem dumpfen Empfangssaale mit den neugierigen Gesichtern, die ab und zu unter den halbgeöffneten Thüren erschienen. Ueberdies hatte ich versprochen, Frau Braun, meiner sogenannten mütterlichen Freundin, einen Besuch zu machen, und schlug ihm also vor, mich dahin zu begleiten. Sie wohnt jetzt im Westen des Centralparkes, und wir beschloßen, den Heimweg ganz zu Fuß zu machen. Nie habe ich mit einem Herrn einen vergnügteren Spaziergang gemacht. Es ist doch etwas Herrliches um die Unbefangenheit eines Verkehrs, wie sie allein nur in Amerika den Frauen der mittleren Stände gestattet ist. Mir ist, als ob man erst auf diese Weise die frische Luft genießen könnte. Wo uns auf Schritt und Tritt das Bewußtsein verfolgt, mit der unschuldigsten Bewegung gegen irgend ein engherziges Vorurtheil zu verstoßen, gelangt man zu keiner unbefangenen Daseinsfreude. Allein soll eine Frau in Deutschland nicht spazieren gehen, bewahre nein, das wäre unweiblich! — mit einem Manne aber, der zufällig nicht ihr Gatte oder Bruder ist, soll sie auch nicht gehen, — es könnte Anlaß zum Gerede geben! Wenn man aber nicht reich genug ist, sich einen Lakai als Sittenwächter anzuschaffen, kommt man selbst an den gemein samen Gütern von Licht und Soimenschein zu kurz, von Mond- und Sternenschein gar nicht zu reden. Ueberall stößt man auf Negationen, deren consequenteste die wäre, daß man uns das Leben überhaupt untersagte, — es ist ja ohnehin ein Schattenleben! — Frau Braun schien etwas verwundert über den Gast, den ich ihr so unerwartet ins Haus brachte. Als ich ihr jedoch ins Nebenzimmer folgte, um das Nöthige zu erklären, legte sie mir lächelnd die Hand auf die Schulter und sagte schalkhaft: „Wie grausam Sie sind,

ihm den Zwang von unbekanntem Zeugen aufzudrängen, während er danach brennt, Ihnen eine Liebeserklärung zu machen.“

— „Sie irren sich sehr, meine liebe Frau Braun, denn dazu hätte er seit unserer Bekanntschaft nicht ein Mal, sondern ein Duzend Mal Gelegenheit gehabt, wenn es ihm überhaupt darum zu thun wäre.“

— „Ach, gehen Sie,“ entgegnete sie unergründlich, „es steht ihm ja auf dem Gesicht geschrieben, daß er bis über die Ohren in Sie verliebt ist; man müßte ja keine Augen haben, wenn man dies nicht sehen würde.“ — All meine weiteren Protestationen waren vergebens, und ich suchte mich sobald als möglich zu entfernen; die Scherze meiner Freundin hatten mich unbehaglich gemacht. Wir setzten uns in eine Pferde-eisenbahn, und es sprach fast keines von uns ein Wort auf dem ganzen Heimweg. Ich habe jetzt überhaupt Mühe, eine Conversation mit meinem jungen Freunde aufrecht zu erhalten. Hat er mir auf dem Schiffe oft stundenlang von Heimat, Eltern und Jugendfreunden erzählen können, wobei seine Augen stets in einem eigenthümlich warmen Glanze strahlten, so wird er jetzt nur immer einsilbiger. Vielleicht hat er als Geschäftsmann nicht geistige Resourcen genug, um an objectiven Dingen Interesse nehmen zu können, und seine Anhänglichkeit an mich würde bald ein Ende haben, wenn ich ihn dieses fühlen ließe. — Doch wozu? Morgen Mittag um zwölf Uhr reise ich ab, er wird mich an den Bahnhof begleiten und wir sehen uns dann höchst wahrscheinlich im Leben niemals wieder. Er giebt nicht einmal eine Andeutung, daß er mir später ein schriftliches Lebenszeichen geben wolle, und ebensowenig, daß er ein solches von mir erwarte. Er ist doch ein eigenthümlicher Mensch, dieser Schwarzwälder, und ich kann seit einigen Tagen trotz all meiner schwer erworbenen Menschenkenntnisse nicht mehr klug aus ihm werden.

Doch einerlei, es ist ja um eine so kurze Bekanntschaft nicht der Mühe werth, sich mit Charakterstudien abzumühen. Sobald ich in K... field angekommen bin und mich ein wenig wohlich eingerichtet habe, berichte ich dir das Weitere. Also auf Wiedersehen!

K... field, den 27. Juni.

Meine liebe Sophie!

Hier wäre ich nun in meiner längst-ersehnten Bergeinsamkeit, die tiefer und vollständiger ist, als ich sie mir im bewegten Treiben einer Großstadt hätte vorstellen können. Ein kalter Quellwassersee, von etwa vier englischen Meilen im Umfange und von walddunkelgrünen Hügeln eingerahmt, an deren Abhängen einige Villen und Farmhäuser liegen. Das unserige liegt dicht am See, und ich höre das Plätschern der Wellen in meinem Schlafzimmer. — Es war trübes, regnerisches Wetter, als ich hier eintraf — im Kamin der geräumigen Wohnstube brannte ein verdrüßlich aussehendes Feuer, woran sich die alte, halbblinde Farmerin die Füße wärmte. Sie mag eine gute Frau sein in ihrer einfachen, schweigsamen Weise — ihr Empfang indessen berührte mich noch kälter als die raue Vergluth; denn auf ihrem Gesicht war auch nicht der schwächste Ansaß eines Lächelns zu entdecken. Was ich ihr zur Anbahnung eines baldigen Verständnisses Liebes und Freundliches sagte, verstand sie nicht einmal zur Hälfte, da ihr mein freudländischer Accent etwas ganz Ungewohntes ist. Ich strotzte bis ins innerste Herz hinein und zog mich sobald als möglich in mein Zimmer zurück. Wie gewöhnlich hatte ich unruhigen Schlaf und schwere Träume, freute mich aber herzlich, als mir beim Erwachen die liebe Sonne durchs Fenster blickte. Rasch erhob ich mich, in der Hoffnung, das trübe Landschaftsbild des Vorabends vom warmen Sonnenbolde übergossen zu

sehen. Heller sah es dann freilich auch aus, aber nicht viel wärmer. Die Sonne kann da nichts dafür, es liegt in der Atmosphäre dieses Landes. Es ist Alles so puritanmäßig nüchtern und still, kein Vogelsang im grünen Hag, kein blauer Duft auf den fernem Hügelreihen. Sie tragen ihren Namen durchaus nicht umsonst — sie sind grün, grün, so weit das Auge reicht; und so hübsch auch ihre Formen und Linien sein mögen, erinnern sie mich nichtsdestoweniger immer an Gemüsegärten und Kartoffelfelder. Auch der See, so blau er ist, scheint nur eine andere Schattirung dieses Immergrüns. Die Physiognomie, die seelische Eigenthümlichkeit ist's, die diesen Landschaften fehlt wie ihren Bewohnern, die graublauen Augen der Neugländer sind ebenso nüchtern und kalt wie die sie umgebende Atmosphäre. Nichts, was auf ein tieferes Gemüthsleben schließen läßt, nichts, was uns anregt, einen Theil unserer eigenen Empfindungen in Menschen und Landschaften hineinzulegen, ihre strenge Zurückhaltung läßt uns gar keine Anknüpfungspunkte finden. — Ich spreche hier natürlich nur im Allgemeinen, da ich ja zu Specialstudien noch keine Zeit gehabt hätte, wenn solche überhaupt zu machen wären. Dies, wie gesagt, ist nicht der Fall, die Amerikaner gleichen sich innerlich und äußerlich wie die Hühnerciere und unterscheiden sich nur an Länge und Dicke, der Farmer spricht sein Englisch fast ebenso rein wie der Bostonier, seine Frau und Töchter sind Ladies, die sich stets nach der neuesten Mode kleiden und Latein gelernt haben, wobei sie sich natürlich selbstam genug gegen ihre schweißtriefenden Ehemänner in Hemdsärmeln ansnehmen. — Warum bin ich nicht lieber nach dem Westen, vielleicht nach Colorado gegangen? Doch ach — die Welt ist ja überall gleich öde und trostlos, wo man nicht geliebt wird und nur professionelle, aber keine Herzens-

interessen hat! Ich wußte nicht, daß mir die Seereise und die paar Tage in New-York so angenehm vergingen, daß ich es fast wie einen Abschied aus der Heimat fühle. Es ist herzlich dumm, was ich da schreibe — ich weiß es selbst nur zu gut, und doch will es mir fast leid thun, daß ich ihm das Versprechen abnahm, mir nicht nachreisen zu wollen. Mein Kopf sieht mir freilich noch fest genug auf den Schultern, um einzusehen, daß es ein Ende nehmen mußte; doch frage ich mich jetzt, ob es denn auf eine so plötzliche unvermittelte Weise sein mußte? Sieht es nicht aus, als ob ich gefürchtet, daß mein Herz mit meinem Verstande am Ende noch durchgehen könnte? Weidertlichkeit und kein Ende! Doch laß es dir ruhig erzählen. — Es war eine Abschiedsscene, wie ich mir nie etwas Aehnliches vorgestellt. — Am Vorabend meiner Abreise ließ er sich melden; ich empfing ihn in einem kleinen anstoßenden Salon, den ich mir für jenen Tag zum Empfang meiner Abschiedsbesuche gemiethet hatte. Nie zuvor sah ich ihn in einer solchen Aufregung. Er komme, um mir zu sagen, daß er sein Versprechen, mich an den Bahnhof zu begleiten, zurücknehmen müsse, indem er nicht dafür stehen könne, ob er beim Davonbrausen des Zuges nicht den Verstand verlieren würde. Der Ton seiner Worte, ein gewisses Etwas in seiner Blässe, der tiefbewegte Ausdruck seines Gesichtes wollten es mir nicht verstaten, in meiner spielenden, scherzhaften Weise zu antworten; ich wußte überhaupt nicht, was ich sagen sollte. „Ich weiß ja,“ fuhr er fort, „daß es Thorheit ist, daran zu denken, daß Sie mit Ihrer überlegenen Bildung und reichen Erfahrung jemals einen so unbedeutenden Menschen lieben könnten. Ich habe auch dagegen gekämpft, wie ein stolzes, muthiges Männerherz nur kämpfen kann, ich wollte Ihnen mit keinem Worte meine Leidenschaft verrathen,

um so den Zauber Ihrer Gegenwart auch während den kurzen Stunden Ihres Hierseins genießen zu dürfen. Aber ich bin schwach geworden wie ein Kind; meine Kraft ist erschöpft, meine Selbstbeherrschung zu Ende. Lassen Sie uns denn heute Abschied nehmen, und geben Sie mir wenigstens den kleinen Trost, daß Sie meine Thorheit nicht belachen, sondern bemitleiden wollen. So unmännlich schwach bin ich geworden, daß selbst Ihr Mitleid mir wohlthunend wäre! Seien Sie denn glücklich, wie Sie es zu sein verdienen, und möchten Sie den Mann finden, der geistig Ihrer würdig ist! Keiner wird Sie jedoch inniger lieben und besser in Ihrem edlen großen Herzen lesen können, als ich es gethan. Und nun leben Sie wohl und verzeihen Sie mir!“ Er war bei den letzten Worten laut weinend an mir niedergefunken und hatte mit schmerzlicher Leidenschaftlichkeit meine Hände ergriffen. — „Leben Sie wohl,“ sagte ich nicht ohne Erschütterung und streifte mit meinen Lippen seine fieberglühende Stirn. Wie von einem elektrischen Schläge getroffen, sprang er in die Höhe, um mich in seine Arme zu schließen — ich drängte ihn zurück. — „Nur einen Kuß,“ bat er flehentlich, „es ist ja auf Rimmerwiedersehen, und so werden Sie ja nie an diese kleine Günst erinnert werden.“ — „Sie wissen nicht, was Sie sprechen,“ entgegnete ich mit Festigkeit, „ich habe noch nie einen Mann geküßt noch mich von einem küssen lassen und sollte diesen Stolz einem Reisegefährten opfern, den der flüchtigste Zufall mir auf einige Tage in den Weg geworfen? Doch es sei!“ rief ich, von einer plötzlichen Eingebung ergriffen, „nur müssen Sie mir zuerst Ihre Ehre verpfänden, sich weder morgen am Bahnhofe blicken lassen noch mir in irgend einer Richtung nachfahren zu wollen!“ — „Es sei!“ sagte er mit einem Ausdruck von Geistesabwesenheit, der es zweifelhaft ließ,

ob der Sinn meiner Worte ihm überhaupt bewußt geworden. Leidenschaftlich breitete er seine Arme aus, um sie vor meinem drohenden Blicke sofort niedersinken zu lassen. „Zurück!“ rief ich gebietend, „und wagen Sie es nicht, mich anzurühren, — erinnern Sie sich Ihres gegebenen Versprechens!“ Wie ich ihn küßte, ins Nebenzimmer stürzte und die Thür verriegelte — es war das Werk eines Augenblicks, in welchem der Instinct der Ueberlegung die Fingel aus der Hand reißt und damit davonrennt — ich kann es dir unmöglich beschreiben. Ein dumpfes Stöhnen ertönte aus dem Nebenzimmer, ich mußte meinen ganzen Stolz, meine ganze Kraft zusammenraffen, um standhaft zu bleiben. Hierauf hörte ich ihn einige Male unentschlossen auf und ab gehen, dann vor meiner Thür stehen bleiben und mit unsicherem Schritte wieder zurückgehen, wobei ich seine kurzen, heftigen Athenzüge deutlich vernehmen konnte. — Zuletzt, wie in gewaltigem Entschlusse sich aufrassend, schritt er rasch zur Thür hinaus, und bald darauf war sein Tritt in dem weiten, langen Corridor verhallt — ich habe ihn nicht wieder gesehen.

Ich glaube, es ist ein größeres Stückchen Herz mit ihm gegangen, als ich mir anfangs gestehen wollte, da mir seither Alles doppelt schal und öde scheint. — Ewiges Räthsel des Menschenschicksals und der Liebe! Was ist es denn eigentlich für ein Gefühl, das wir mit diesem eigenthümlichen Namen belegen? Es können sich zwei Menschen durch Charakter, Neigung, Bildung und Entwicklungsgang so ähnlich sein, daß die Leute darauf schwören würden, daß sie wie für einander geschaffen seien und sich nur zu begegnen brauchten, um sofort in heißer Liebe für einander zu entbrennen. Sie treffen sich dann auch unter den günstigsten Umständen und — gehen kalt und gleichgültig an einander vorüber. Ebenso unbegreiflich, als wenn

zwei scheinbar völlig ungleichartige Naturen durch ein undefinirbares Etwas zu einander hingezogen werden. Mag der Verstand darüber rebelliren, wie er will, er gewinnt nichts weiter als eine demüthigende Einsicht des Uebels, — den dumpfen beklemmenden Druck vom Herzen fortzuräumen vermag er eben nicht!

Freitag, den 1. Juli.

Nur wenige Zeilen als Lebenszeichen; ich bin wunderlicher Weise einmal nicht zum Schreiben angelegt. Mir ist's, als hätte ich im Traum ein Räderwerk gehen hören und all die wilde Jugendsehnsucht nach Glück und Lebensfreude wären noch einmal in meinem Herzen aufgetaucht. Was ich will? Ich weiß es nicht — am liebsten vielleicht sterben: „Dann wär's auf einmal still.“

Auch ärgert es mich ein Bißchen, daß mein Freund mir vor seiner Einschiffung nicht noch ein schriftliches Lebewohl gesagt hat. Das habe ich ihm ja nicht verboten, und es wäre nur anständig gewesen, daß er mich von seiner endgültigen Abreise unterrichtet hätte. Doch was schreibe ich hier für einfältiges Zeug — wie leicht findet ein so junges Blut doch Ersatz für ein Bißchen Herzweg; wer weiß, ob er jetzt überhaupt noch an mich denkt.

Montag, den 4. Juli.

Einliegend erhältst du die Copie eines Briefes, den ich diesen Morgen erhalten habe, — wenn ich mit Niemand hier ein deutsches Wort sprechen kann, so muß ich wenigstens deutsche Briefe schreiben; diese todte Art der Mittheilung paßt ganz zu dem hiesigen Landschaftsbild. Nicht einmal den Vögeln kann man etwas anvertrauen. Diese kleinen Britaner sind zu reformirt und wohlgezogen, um Theilnahme und Mitleid fühlen zu können. O, was ich darum gebe, noch ein einzig Mal in das feuchte treue Auge meines Schwarzwälders zu blicken!

Geehrtes Fräulein!

Acht Tage sind seit Ihrer Abreise vergangen und noch bin ich hier. Das heißt, nicht ich selbst, sondern eine bloße Maschine, die meinen Namen trägt, Hotelrechnungen bezahlt und auf dem Straßenpflaster umherrennt. Meine bessere Hälfte aber, meine Seele, ist mit Ihnen gegangen und noch nicht zurückgekommen, und kann ich doch nicht ohne dieselbe zu meinem Mütterchen heimkehren! Was soll sie mit einem seelenlosen Mechanismus anfangen, wo sie einen lebenswarmen und liebenden Sohn erwartet? O, welch ein Dämon hat Ihnen den Gedanken eingegeben, mir jenes gransame Versprechen abzunehmen! Acht Tage lang bin ich mit mir zu Rathe gegangen, ob ein Ehrenwort — im Wahnsinne der Leidenschaft gegeben — eigentlich bindend ist? Sie retten mich vom Berrathe, indem Sie mich sobald als möglich desselben entbinden, und Sie müssen es thun, wenn Sie nicht an Ihrem eigenen Herzen zum Beräthter werden wollen. Sie lieben mich, Amalie, so sehr Sie es auch zu verbergen streben; als ob sich Liebe überhaupt verbergen ließe! In Ihren Augen habe ich es gelesen, auf Ihren Lippen habe ich es gefühlt — heiß und glühend und sinnverwirrend — und Schmach dem Manne, der Sie nach einem solchen Kusse aufgeben könnte! Ich weiß, was Sie mir für eine Rede halten werden, um mein Herz — und auch das Ihrige — damit niederzupredigen: Altersunterschied, Verschiedenheit der Naturen, der Weltanschauung, des Temperaments und was Sie sonst an Reservetruppen noch gegen mich ins Feld führen mögen. Doch bitte, eriparen Sie sich alle Mühe — es ist vergebens. — Mag Ihr Kopf auch noch so alt sein, Ihr Herz ist jung und — ach! wie warm und liebevoll! Mögen Sie sich auch mit dem dreifachen Erz des Stolzes und der Weltverachtung umgeben, mögen Sie auch noch

so große Selbstbeherrschung und Charakterstärke besitzen — es giebt dennoch Augenblicke, wo ein aufmerksames Ohr den Quell des verborgenen Lebensstromes in Ihrem Inneren aufrauschen und mächtig gegen die eiserne Umdämmung anbrausen hört. Das Ohr der Liebe hört schärfer als ein gewöhnliches Ohr, mag die Welt auch hundert Mal sagen, daß Liebe blind und taub mache. Nicht die Liebe, die Gleichgültigkeit der Menschen ist taub und blind, und dies hat Sie so stolz und zurückhaltend gemacht. Möchten Sie sich doch selbst erkennen und die Welt da finden lernen, wo sie allein dem echten Weibe glückverheißend ist: in einem starken, liebenden Männerherzen! Und nicht wahr, Amalie, Sie entbinden mich meines Versprechens, damit ich Sie bald mit Auge und Mund davon überzeugen kann, was meine ungeübte Feder jetzt nur in schattenhaften Umrißen anzudeuten vermag.

In treuer Liebe

Ihr

Ernst Fichtner.

So schreibt der Mann, den ich dir noch vor kurzem als ohne geistige Ressourcen geschildert habe. Wer hätte auch unter dem alemannischen Dialekt einen so fließenden Stil vermuthet? Ein solcher Mann ist werth, daß man ihn sich zum Freunde mache, zumal wir ja im Herbst wieder nach New-Orleans kommen. Darauf werde ich ihn denn auch vertrösten müssen, und dann mag kommen, was nicht zu ändern ist.

New-York, den 23. Juli.
G. y Park Hotel.

Meine liebe Sophie!

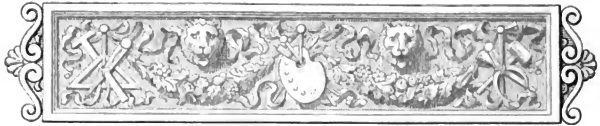
Ich habe dir lange nicht geschrieben — fast sind es drei Wochen, — der Glück-

liche schreibt keine Briefe, wenigstens nicht mit einem so vollen, überwallenden Herzen, wie ich es seit Absendung meines letzten Briefes gehabt habe. Es war zu schön, zu traumhaft, zu unglaublich, als daß ich es sofort hätte fassen können! Mein Jugendideal von glühender, Alles überwältigender Männerliebe — das ich längst schon als unrealisirbares Traumbild klug belächelt — es stand vor mir, plötzlich und unvermittelt, wie die aus Jupiter's Haupte entsprungene Minerva. Ich habe Ernst seines Versprechens, mir nicht nachfahren zu wollen, nicht entbunden — und so hat er die Reise zu Fuß gemacht, eine Reise von über dreihundert englischen Meilen, bei schlechten, unbefahrenen Wegen und glühend im Sonnenbrande. Blaf und abgemagert stand er eines Tages vor mir, als ich mit der heißen Sehnsucht im Herzen sinnend und träumend am Teiche saß und krause Buchstaben in den Wersand zeichnete. Ich glaube, seine Anfangslettern waren darunter. Doch o! den verklärten Ausdruck seines Gesichtes hättest du sehen sollen, als ich ihn zu mir niederzog und angstvoll in seine bleichen Züge blickte. „Das ist nur von der Müdigkeit und Schlaflosigkeit,“ meinte er lächelnd, „und nun ich bei dir bin, ist ja Alles gut. Ich habe meine bessere Hälfte wiedergefunden, und o die Freude, sie meinem Mütterchen im Schwarzwalde bringen zu dürfen!“ Nächsten Samstag schiffen wir uns für Hamburg ein, und wenn ich wieder ein deutsches Mühlrad im Tannengrunde rauschen höre, dann weiß ich, was ich will — leben und lieben.

Also auf baldiges Wiedersehen!

Deine glückliche Amalie.





Sancta Cäcilia.

Von

Ernst Förster.

Cäcilia! Klingt nicht der bloße Name schon wie Glockenklang und Orgelton! und führt er nicht Rafael's hohes Meisterwert uns entzückend vor die Seele und Maderno's rührende, bewundernswerthe Marmorstatue ins Gedächtniß! Lebte sie nicht unsterblich im Gesang als Beschützerin der Tonkunst und als Meisterin im Orgelspiel, ja als Schöpferin des mächtigsten der musikalischen Instrumente!

Und dennoch wußte die Kirche zu der Zeit, als sie ihr Wohnhaus zum Gotteshaus weihte, als sie ihr Jahrhundert später den großen, prächtigen Tempel in Rom erbaute, selbst noch bis in das sechzehnte Jahrhundert herab nichts von diesen ihren in der neuen Zeit allgemein hochgepriesenen Eigenschaften, die sie zu einer durchaus neuen Erscheinung im christlichen Himmel gemacht haben.

Das ist der Wandel der Zeit, dem alles Geschaffene unterworfen ist. Kunstwerke, scheinbar unantastbar und unvergänglich, sind den bedentlichsten Beschädigungen ausgesetzt, den mannigfachen, ja selbst wunderlichsten Schicksalen preisgegeben. Statuen und Reliefs verlieren römischen Patriciers, der mit seiner ganzen Familie noch der herrschenden polytheistischen Staatsreligion angehörte. Nur

einer neuen Gedanken- und Geschmacksrichtung —, daß aus dem alten Werte ein wesentlich anderes neues wird. Ja, es treten bekanntlich noch gründlichere Veränderungen nach Art vollkommener Metamorphosen ein. Haben doch — um nur an ein Beispiel zu streifen — die Kreuzzüge uns Bilder der großen Diana zu Ephesus, gegen welche Paulus und seine Gefährten sich einst als gegen Götzenbilder ereifert, als Madonnenbilder ins Abendland gebracht! und ward doch noch bis vor Kurzem die vortreffliche antike Statue der Tochter Agamemnon's im Dom von Vicenza als heilige Iphigenia gläubig verehrt! Und so werden wir uns nicht zu sehr verwundern über die Umwandlung, welche die heilige Cäcilia im Laufe der Jahrhunderte erfahren, zumal wenn wir die Wege verfolgen, welche die hochherzige Märtyrerin für den allein seligmachenden christlichen Glauben zur Schutzheiligen der Musik, zur gefeierten Patronin unserer Singvereine geführt haben.

Cäcilia, geboren angeblich im ersten Jahrzehnt des dritten Jahrhunderts,* war die Tochter eines reichen und angesehenen römischen Patriciers, der mit seiner ganzen Familie noch der herrschenden polytheistischen Staatsreligion angehörte. Nur

* Vergl. Musikalisches Conversationslexikon von 1870. — Berliner Musikzeitung „Echo“, 1870, Nr. 10. — Rommüller's Lexikon der kirchlichen Tonkunst.

zu seiner Tochter Cäcilie war schon in früher Jugend die seligmachende Lehre vom alleinigen Heil in Christo gedrungen, und so innig war sie dem neuen Glauben hingegeben, daß sie sich mit Leib und Seele als eine Braut Christi ihr Lebensziel und Lebensglück festgestellt hatte. Die Eltern, vielleicht vornehmlich um ihren Abfall von den alten Göttern rückgängig zu machen, verlobten sie mit einem jungen Römer aus guter Familie, Namens Valerianus. Erschreckt durch diesen Act der väterlichen Gewalt, der sie sich nicht entziehen, aber ebenso wenig unterwerfen zu können glaubte, ging sie zwar auf die Vermählung und hochzeitliche Festlichkeit ein, erklärte aber ihrem Bräutigam die Vollziehung der Ehe für eine Unmöglich-

ihren angehörende, von ihr bewohnte Haus in Trastevere zur christlichen Kirche zu weihen. Es geschah dies im Jahre 220, und die Kirche erhielt ihren Namen. Der 22. November wurde als ihr Geburtstag — denn als solcher gilt der Todestag der Heiligen — von der katholischen Kirche zu ihrem Festtag angeordnet.

Ohne den Leichnam der Heiligen fehlte indeß der ursprünglichen Kirche das Hauptmerkmal des kirchlichen Gebäudes: das Grab von Märtyrern zu sein. Da begab es sich um das Jahr 817, daß dem Papst Paschalis I., während er beim Anhören einer Messe in Schlaf gesunken, die heilige Cäcilia im Traum erschien und ihm genau die Stelle bezeichnete, wo ihre Gebeine ruhten. Und Papst Paschalis



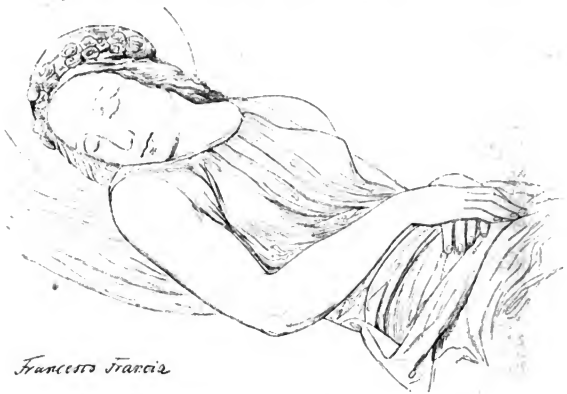
Sancta Cäcilia von Stefano Maderno.

keit, da ein Engel über die Bewahrung ihrer Jungfräulichkeit wache. Den Zweifeln, der den Engel zu sehen verlangte, wies sie an den Bischof Urban, der ihm indeß erklärte, daß der Engel für ihn nur nach vorausgegangener Taufe sichtbar sein werde. Valerianus unterzog sich derselben, sah den Engel, befolgte sein Gebot und wurde Christ, und zwar mit solchem Eifer, daß er auch seinen Bruder Tiburtius für den neuen Glauben gewann und mit ihm in treuem Bekenntniß desselben den Märtyrertod erduldet. Cäcilien glaubte man durch die Warte eines siedendheißen Bades zur Rückkehr bewegen zu können und übergab sie, da sie trotzdem standhaft sich weigerte, am Cultus der alten Götter sich zu betheiligen, dem Henker zur Hinrichtung mit dem Schwert. Drei seiner Versuche, den Kopf vom Rumpfe zu trennen, waren vergeblich; erst nach drei Tagen verschied sie, nicht ohne vorher noch den Bischof Urban bestimmt zu haben, daß

find die kostbaren Reliquien nach der ihm gegebenen Offenbarung, legte dieselben in einen Sarg von Cypressenholz und unternahm für sie den prächtigen Neubau der noch jetzt bestehenden, ihren Namen tragenden großen Basilica in Trastevere, die bald im Schmuck von hohen Marmor Säulen und glänzenden Mosaikmalereien prangte und von heiligen Gesängen widerhallte. Noch jetzt sieht man am Gewölbe der Tribüne den Heiland in segnender Stellung, über ihm den ewigen Vater, neben ihm St. Paulus mit der heiligen Agathe nebst dem Papste Paschalis I. und St. Petrus mit der heiligen Cäcilia und ihrem Bräutigam St. Valerianus. Nachfolgende Zeiten haben Vieles verändert, Mancherlei zerstört. Reste von Wandmalereien aus dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert, die zur Illustration der Legende von der heiligen Cäcilia dienen, werden in einer Capelle rechts vom Eingang in die Kirche aufbewahrt. Die — freilich sehr unvollkommenen — Nachbildungen der-

selben bei d'Agincourt (Peintures I, Tafel LXXXIV) stellen u. a. vor: der heiligen Cäcilia Zwiegespräch mit Valerianus, dessen Ritt zum Bischof, seine Taufe durch diesen in Gegenwart der heiligen Cäcilia, ihre Verbindung mit ihm unter dem Gelübniß der von einem ihm nun sichtbaren Engel überwachten Keuschheit, das Hochzeitsmahl, die Hinrichtung des Valerianus und seines Bruders Tiburtius, die verjuchte Enthauptung Cäcilia's, Bischof Urban und drei Assistenten, des Bischofs Paschalis Traum, in welchem ihm

werk hohen Ranges, wie es von keinem Zeitgenossen an ergreifender Wahrheit und makelloser Schönheit übertroffen, von ihm selber in keiner seiner nachfolgenden Arbeiten wieder erreicht worden ist. (S. Illustr. S. 193.) Der Künstler hat die Heilige dargestellt, wie sie, von drei vergeblichen Hieben des Henterschwertes getroffen, im Schmerz des verrinnenden Lebens zu Boden gesunken ist. Sie liegt auf ihrer rechten Seite, Körper und Beine sind krampfhaft gestreckt, die Arme beim Niederfallen gesunken, die Hände — eben



Francesco Francia

Sancta Cäcilia im Tode. von Francesco Francia.

die heilige Cäcilia ihr Grab bezeichnet, ihre neue Bestattung durch ihn, den neuen Kirchenbau gleichfalls, und die Heilung einer Kranken nach Ausräumung der heiligen Cäcilia im Himmel. — Ueber dem Altar erhebt sich im gothischen feierlichen Stil vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts ein von vier Marmorsäulen getragenes Tabernakel, an deren Ecken die Statuetten der heiligen Cäcilia, des Bischofs Urban und der beiden mit ihnen verherrlichten Märtyrer Valerianus und Tiburtius stehen. In einer Nische der Confession der Kirche liegt die lebensgroße Statue der heiligen Märtyrerin aus reinstem Carrara-marmor, wie sie im Jahre 1599 Stefano Maderno im Auftrage des Cardinals Emilio Sponderato gefertigt hat, ein Kunst-

noch zum Gebet verbunden — kraft- und willenlos gelöst, das Haupthaar mit einem Tuch umwunden, der Nacken mit den Spuren des Richterschwertes unverbüllt, das Angesicht zur Erde gewendet, in den Boden gedrückt, um für den Schmerzensausdruck des Todes keinen Zengen zu haben. So ungezucht und wahr ist Lage und Bewegung der Gestalt, daß angenommen wird, Maderno habe sich genau nach der Lage des Leichnams gerichtet, wie er ihn in jenem von einem steinernen Sarkophage eingeschlossenen Sarge von Cypressenholz gesehen, in welchen ihn Papst Paschalis gelegt, in Uebereinstimmung mit der Lage, in welcher die Heilige nach ihrer Hinrichtung gefunden worden. — Bei dieser Annahme durchkreuzen sich

die Wunder derart, daß man wohl auf einem näheren und geraderen Wege sicherer zur Wahrheit kommen wird. Hat die heilige noch drei Tage nach der Hinrichtung gelebt, so konnte sie Papst Urban daß es dem Künstler als Vorbild hätte dienen können. Ein näherer und verlässlicherer Weg führt zu der allerdings überraschenden Thatjache, daß in der Zeit des nahenden, ja selber des wirklichen Kunst-



Sancta Cäcilia von Knael.

nicht in der beklagenswerthen Lage, mit dem Tode ringend, auf dem Richtplatz laßen und in gleicher Weise beerdigen; noch weniger konnte Papst Paschalis fünf Jahrhunderte später das zerfallene Skelet in der bezeichneten Lage wiederfinden, so

versfalls noch Werke entstehen konnten, die sich durch ihre Einfachheit, Wahrheit und Schönheit nicht nur von allen anderen zeitgenössischen Arbeiten unterscheiden, sondern auch als Einzelleistungen ihres Schöpfers dastehen. Stefano Maderno,

geboren 1571 (nicht zu verwechseln mit Carlo Maderno, welcher der Peterskirche in Rom zum Theil ihre jetzige Gestalt gegeben), mag, als er die Statue der heiligen Cäcilia fertigte, etwa vierundzwanzig bis fünfundzwanzig Jahre alt, die Arbeit ein Erstlingswerk von ihm gewesen sein. Die Annahme liegt nicht zu fern, daß der junge, unbedenklich sehr talentvolle Künstler, noch angehaucht vom Geiste der jüngsten Vergangenheit und von ihm beim Beginn seiner Thätigkeit noch geleitet, erst später die Gewalt der Gegenwart habe erfahren müssen.

In allen bisherigen, mir bekannten Rundgebungen in Wort und Bild von Leben, Wirken und Sterben der heiligen Cäcilia ist mit keiner Silbe und keinem Zuge ein Verhältniß von ihr zur Tonkunst angedeutet, wenn man es nicht in dem erwähnten Mosaikbild von ihrem Hochzeitsmahle finden will, wo am einen Ende der Tafel lärmende Musik gemacht wird, der sie — am entgegengesetzten Ende sitzend und vertieft in Gedanken oder Eindrücke anderer Art — keine Aufmerksamkeit schenkt.

Ja selbst noch zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts finden wir in Italien, und sogar in der Stadt, von welcher zuerst ihr Ruf als Beschützerin der Tonkunst ausgegangen, in Bologna, in einer ihr gewidmeten Kirche ihre Lebensereignisse von Meisterhänden in langer Bilderfolge ausführlich geschildert, ohne daß eine Beziehung von ihr zur Musik nur im mindesten berührt worden. Ich fand das Heiligthum mit den bezeichneten Malereien (auf einer meiner früheren Reisen in Italien) in kläglichster Vernachlässigung und habe vielleicht durch meine an maßgebender Stelle angebrachte Klage zur Herstellung der kleinen Kirche in einen würdigen Zustand mitgewirkt. Die leider vielfach beschädigten Mauergemälde halten sich im Bereich der Legende und sind von Francesco Francia und seinen Schülern ausgeführt. Von seiner Hand ist die Vermählung der heiligen Cäcilia mit Valerianus; die Befehung Valerian's zum Christenthum durch Papst Urban von Lorenzo Costa, seine Taufe von Giacomo Francia (oder vielleicht von Cesare Tanaroccio). Es folgt die Rosenbekrönung der beiden heiligen Verlobten durch

Engelhand, gemalt von Chioldarolo, danach die Enthauptung des Valerian und seines Bruders Tiburtius und ihre Beisetzung von Amico Aspertini. Von demselben ist auch das folgende Bild, auf welchem wir Cäcilien vor dem Präfecten sehen, der sie zum Cultus der alten Götter bewegen will. Das Zwangsmittel des siedenden Bades, in welches die Heilige nach des Präfecten vergeblichem Befehlungsversuche geworfen wird, ist von Giacomo Francia dargestellt, daneben hat Lorenzo Costa sie noch als Wohlthäterin der Armen geschildert, an welche sie ihre Reichtümer vertheilt, und Francesco Francia macht mit ihrem Begräbniß den Schluß. (S. Illust. S. 193.)

Vor Porta portese zu Rom am rechten Ufer des Tiber liegt die jetzt verfallene Villa Magliana, erbaut von dem Cardinal Francesco Aldosi, dem Günstling von Papst Julius II., der ihn zu seinem Generalschachmeister gemacht, mehrere hohe geistliche Würden auf sein Haupt gelegt und schließlich noch zum Cardinal Presbyter von S. Cecilia in Trastevere erhoben hat. Diesem letztgenannten Umstand scheint die Villa — die auch in der Folgezeit als Pachthof bei dem Kloster und der Kirche der heiligen Cäcilia geblieben ist — den künstlerischen Schmuck zu verdanken, dessen kümmerliche Reste Zeugniß geben von früherer Pracht, zugleich aber auch von der Bedeutung, welche man noch in den Tagen Leo's X. ohne irgend eine Nebenbeziehung der Heiligen zurkannte, in deren Schutz die Villa stand. In der Altarnische der kleinen quadratischen Hauscapelle fand der Kupferstecher L. Gruner* noch zu Anfang des vierten Jahrzehntes unseres Jahrhunderts die Reste eines Gemäldes, in welchem der ewige Vater in der Glorie von Cherubim in der Mitte von zwei Blumen streuenden Engeln dargestellt ist. In der Lunette der Wand zur Rechten vom Eingang ist die Verkündigung, in derjenigen über der Thür die Heimsuchung gemalt; die Lunette zur Linken ist von einem figurenreichen Bilde eingenommen, das nicht allein barbarische Mißhandlung, sondern auch eine gänzliche Mißdeutung erfahren: erstere im Jahre

* I freschi della Villa Magliana di Raffaello d'Urbino incesi ed editi da Ludovico Gruner. Leipzig, Rnd. Weigels Kunstverlag, 1847.

1830 durch den Pächter Vitelli, der, um einen von seinen Knechten geforderten Kirchensitz zu haben, ein großes Fensterloch durch die Mitte des Gemäldes brechen ließ; die Mißdeutung durch die Herausgeber des Vasari, denen auch E. Platner (in dem angezeigten Werke Bruner's) gefolgt, der darin die Geschichte der Hinrichtung der Makkabäer gesehen, auf welche indess auch nicht ein einziges Moment des Bildes paßt, das so sichtlich auf die Titelheilige der Villa hinweist. Nach der biblischen Erzählung (2. Buch der Makkabäer, Capitel 7) waren es sieben Brüder mit ihrer Mutter, die — da sie sich weigerten, Schweinefleisch zu essen — auf Befehl des Königs Antiochus zum martervollen Tode geführt wurden. Dem ältesten von ihnen ließ er die Zunge ausschneiden, Hände und Füße abhauen und sodann in einer Pfanne braten; in gleicher Weise wurden die anderen sechs Brüder nebst der Mutter zu Tode gemartert, im Beisein des Königs, der von einem jeden von ihnen ein Verdammungsurtheil hören mußte. Nun aber ist in dem Gemälde der Villa die Person im Kessel weiblichen Geschlechts, hat wenigstens Hände, die sie zum Gebet faltet, ebenso unverfehrt müssen wir die Beine (im Kessel) annehmen, da außerdem die abgehauenen Füße am Boden liegen würden. Sollte mit ihr die Mutter (S. Felicitas) gemeint sein, so könnte sie allein als die letzte der Hingerichteten das



Eine Orgelspielerin von Jan van Eyck. (Genter Altar.)

Verhängnis nicht darstellen, auch könnten die beiden ihr vorgehaltenen Köpfe und die beiden enthaupteten am Boden liegenden

Leichname nicht die Siebenzahl ihrer Söhne vertreten. Endlich was hat Jupiter zu thun mit der antijemitsch böshafsten For-

derung an die Maffabäerfamilie, Schweinefleisch zu essen?

Zu den Attributen der heiligen Cäcilia gehört bekanntlich außer dem Schwert, das auf ihre verjuchte Enthauptung deutet, der Kessel, in welchem ein siedendheißes Bad sie zur Rückkehr ins Heidenthum zwingen sollte. In der Mitte des Bildes steht der Kessel mit der ganz entkleideten Heiligen, welche, die Hände faltend, zum Himmel emporblickt, von dem ein Engel mit Palme und Siegeskranz zu ihr niedersehwebt. Unter dem Kessel brennt helles Feuer, eifrig von drei Schergen geführt. Links sitzt der Präfect oder Statthalter, der die Tortur verordnet, inmitten von Kriegskenten und Volk; rechts in einer Chornische stehen zwei Priester neben der sitzenden Statue eines Apiter, zu deren Opferdienst Cäcilia gezwungen werden sollte. Zwei kopflose Leichen liegen zu Füßen der Statue, die Leiber der beiden Brüder, Valerianus und Tiburtius, die ihr standhaftes Bekenntniß des neuen Glaubens mit dem Tode gebüßt und deren Häupter nun von den Hentern der Heiligen im heißen Bade als Schreckenszeichen vorgehalten werden, in Uebereinstimmung mit der höhnischen Handbewegung des Präfecten. Nur eine Gruppe an der rechten Seite zeigt Mitleid und Entsetzen. — Die Darstellung ist sehr lebendig und erinnert — auch in der Zeichnung — an die späteren Gemälde in den Stauzen des Vaticans, so daß Rafael derselben nicht ganz fremd sein mag, wenn auch nur ein — allerdings wenig geschickter — Gehülfe von ihm für die Ausführung anzunehmen ist.* Näher dem Meister steht das Bild der Altarnische, während die anderen beiden Linnettengemälde noch ganz innerhalb der engen Schranken des Ferniginismus befangen sind.

Für uns hat indeß an dieser Stelle nur der Umstand Bedeutung, daß auch hier, auf einem der heiligen Cäcilia gewissermaßen eigenen ländlichen Wohnsitz, wo Alles auf Erholung und Erheiterung

abgesehen war und die Musik unentbehrlich zur Gesellschaft gehörte, ihrer auch nicht mit der leisesten Andeutung gedacht wird, und daß auch hier die Heilige nur als standhafte Märtyrerin gefeiert ist.

Inzwischen gewann der Cultus der jungfräulichen Heiligen immer größere Verbreitung: Altäre wurden ihr geweiht und Capellen, selbst eigene Heiligthümer erbaut. Immer glänzender wurde in den Kirchen ihr Jahrestag, der 22. November, gefeiert, wobei neben hellstrahlendem Kerzenlicht Antiphonien und Vespere, Gesang und Instrumentalmusik herkömmlich und in naturgemäß stets wachsender Ausdehnung die alle Herzen und Sinne bewegenden Kräfte waren. Aber auch die bildende Kunst blieb nicht zurück, wenn ihr die Gelegenheit geboten wurde, das Andenken an die Glaubensheldin zu verherrlichen. In Citta di Castello ist ihr ein Kloster und eine Kirche erbaut, deren Hauptaltar mit einem Gemälde von Luca Signorelli geschmückt ist, das zu den Perlen italienischer Kunst gehört und als eine der ausdrucksvollsten und ansprechendsten von den der Heiligen dargebrachten Huldigungen anzusehen ist. Da kniet St. Cäcilia vor der heiligen Jungfrau, auf deren Schoß das Jesuskind sitzt, und wird von diesem aufs lieblichste mit Rosen bekränzt, in zarter Anspielung auf ihr frühes Gelübniß, ewig die Braut Christi zu sein. Hinter ihr stehen St. Franz und ein heiliger Bischof; sie wendet ihre Blicke auf die heilige Clara, neben der noch die Heiligen Antonius und Ludwig von Toulouse an der feierlichen Handlung theilnehmen, während im Vordergrund die Heiligen Katharina und Margarethe knien und die Rosen sammeln, die — den Händen der heiligen Jungfrau entfallend — von Engeln vertheilt werden. Es ist beinahe des Guten zu viel; aber doch spricht die Absicht des Künstlers unverkennbar aus dem Bilde, in dem Herandrängen so vieler Heiligen zur Bekränzung Cäciliens ein Sinnbild zu sein oder Zeugniß zu geben von der allgemein verbreiteten Verehrung, mit welcher ihr Name genannt und gefeiert wurde.

Einen immer weiteren Umfang gewann ihr Cultus, und nun trat sie auch in eigener Person wieder dabei auf. Wie sie einst dem Papst Paschalis im Traum er-

* Zwei Handzeichnungen, eine im Kupferstichcabinet zu Dresden, eine zweite in der Sammlung des Erzherzogs Karl in Wien, streiten um das Vorrecht der Originalität; nach Bolari gehört das Blatt in die erste Reihe der von Marc Anton nach Rafael's Zeichnung gefertigten Tafeln.

schienen, um ihm in der Auffindung ihres Zeichnam's behülflich zu sein, so hatte sie sich (ums Jahr 1513) einer edeln Bologneserin, der Elena Duglioli dall' Oglio, Verwandten des Cardinals Pucci von Santi Quattro, offenbart, um sie in dem Entschluß, ihr eine Capelle zu erbauen, zu

delten Gegenstand eine neue Seite abzugewinnen oder aus einer unbeachteten Bemerkung das Motiv für eine neue Darstellung zu schöpfen. Nun heißt es in den Acten der Heiligen von Cäcilie: Cum esset symphonia instrumentorum illa in corde sua soli Deo psallebat,* und



Sancta Cäcilia von Domenichino.

beihälften. In ihrem Auftrage wandte sich der Cardinal an Rafael, um von ihm das Altargemälde für die Capelle der heiligen Cäcilie in der Kirche S. Giovanni in Monte zu Bologna zu gewinnen, ein Vorgang, welchem wir eine der herrlichsten Schöpfungen des großen Meisters verdanken. (S. Illust. S. 195.)

Zu den Vorzügen Rafael's gehört die besondere Fähigkeit, einem oft behau-

die Legende erzählt,** daß sie, beim Eintritt als Brant ins Haus des Verlobten mit schallender weltlicher Musik empfangen, nicht darauf geachtet, da sie im Geiste himmlische Musik vernommen. Mit beiden Nachrichten treten wir nicht nur dem

* Stabler's Heiligenlexikon.

** Rossmüller's Lexikon der kirchlichen Dichtung, S. 68.

Verständniß des rafaclischen Gemäldes näher, sondern auch einer eigenthümlichen seltsamen und doch thatjächlichen Erfahrung. Schon Mozart hat es einmal einem Freunde geschrieben, daß er ununterbrochen Musik höre; dasjelbe habe ich von neueren Tonkünstlern, namentlich von Felix Mendelssohn, Karl Eckert z., vernommen, daß sie fortwährend innerlich und willenlos so deutlich Musik vernähmen, daß sie sie niederschreiben könnten. In ähnlicher Weise sieht man ja auch mit geschlossenen Augen bestimmte prächtige Farben, Ornamente, Landschaften, Thier- und Menschengestalten aller Art, ohne daß man Schierling genossen oder in Fieberträumen läge.

Bevor wir indeß mit diesen Erwägungen an das Gemälde Rafael's herantreten, dürfen wir auch ein Merkmal nicht unbeachtet lassen, durch welches es sich von ähnlichen Aufgaben unterscheidet. Von altersher war das Christkind auf dem Schoß der Mutter, das Verbum caro factum, anschließend an den Altardienst, der Haupt- und Mittelpunkt des Gemäldes; Heilige, denen der Altar gewidmet war, wurden in der Doppelbeziehung zu Christus und zu dem Stifter des Heiligtums als Nebenpersonen aufgeführt. Wochte man auch in einzelnen Fällen vom Herkommen abgewichen sein — mit großer Entschiedenheit tritt in dem rafaclischen Bilde als Hauptpersönlichkeit die heilige Märtyrerin auf, aber nicht als solche, auch nicht in Beziehung zum wesentlichen Altardienst, sondern als der Gegenstand der zu ihrer Verherrlichung veranstalteten kirchlichen Festlichkeiten.

Läßt uns die überwältigende Schönheit des Bildes Zeit und Ruhe, nach dem Gedankeninhalte desselben zu fragen, so begegnen wir leicht verschiedenartigen Auslegungen, und es will uns fast bedünken, daß irrige Deutungen mitunterlaufen, ja derart zur Herrschaft gelangen, daß von diesem Gemälde und seiner bewundernswerthen Freiheit der Auffassung, Großheit der Darstellung und Vollkommenheit in Form, Farbe und Ausführung eine ganz neue Legende der heiligen Cäcilie ausgeht. Hatte doch den Altmeister Francesco Francia, der ja auch selbst ihr heiliges Leben und seliges Sterben zur eigenen rühmlich gelösten Kunstaufgabe

gemacht und dem Rafael das Bild zur Ausbesserung etwaiger auf dem Transport erlittener Beschädigungen, ja selbst zu Verbesserungen und günstiger Aufstellung übersendet hatte, die alle seine Erwartungen weit überbietende Vortreflichkeit — nach Vasari's Bericht — zum Tode erschütterte!

Wohl ist sie noch die in jungfräulicher Reinheit strahlende, durch materlose, beseeelte Schönheit entzückende Heilige; aber kein Zug erinnert an die durchlebten Glaubenskämpfe ihrer Jugend und an ihr blutiges Martyrium. Die Kunst Rafael's schöpft für ihre Huldigung aus einer anderen Quelle. Der St. Cäcilientag war bereits seit langer Zeit mit Festbeleuchtung, Lobgesängen und vielstimmiger Instrumentalmusik in den Kirchen gefeiert worden. Versetzen wir uns vor dem Bilde im Geiste an einen solchen Tag! Cäcilia ist — gleichwie im Traume der seligen Elena Duglioli — persönlich gegenwärtig in der auf ihren Wunsch ihr erbauten und geweihten Capelle, umgeben von bernfeneu, glaubwürdigen Zeugen. Nahehende Musik hat die weiten Räume der Johanneskirche und der darin befindlichen Capelle erfüllt, Sinne und Seele der Hörer bewegt; aber Cäcilia hat sie kaum vernommen, und Rafael wußte es aus den Acten der Heiligen, daß im lauten Zusammenklang der musikalischen Instrumente ihre Seele nicht gegenwärtig, sondern bei Gott war. Sie hörte nur den himmlischen, ihn, seine Allmacht, Weisheit und Güte preisenden Lobgesang von Engelschören. Wie wichtig ist daneben alle irdische Musik! Ton- und werthlos, zum Theil schon zertrümmert liegen ihre Werkzeuge am Boden, und selbst das weihvollste und mächtigste derselben, die Orgel, entsinkt zerfallend ihren Händen!

Von den Zeugen scheint der Schutzpatron Bologna's, St. Petronius, überrascht von dem Ereigniß, durch Johannes Aufklärung zu erhalten. Magdalena wendet sich, ihrer Natur gemäß, doch ernstern Sinnes, an die Ansehewelt, um auf das, was neben ihr geschieht, aufmerksam zu machen, und Paulus scheint über den Anspruch im Korintherbrief in seiner Rechten nachzudenken, daß ohne die Liebe selbst „Engelzungen ein

tönendes Erz wären und eine klingende Schelle*.

Ich jagte bereits, daß von Rafael's Bilde der heiligen Cäcilie eine ganz neue Legende derselben ausgehe. Die katholische Kirche feiert sie noch als Märtyrerin an dem ihr geweihten Tage; für die übrige Welt ist sie fortan die Schutzheilige der

eines jeden musikalischen Instrumentes einzeln gepriesen, am Schlusse singt:*

Der Ode folgte später (1735) Händel's berühmtes und großartiges Oratorium, das Alexanderfest, zu welchem ihm gleichfalls Dryden den Text geschrieben und das mit folgenden Versen (nach Kauler's Uebersetzung) schließt:



Sancta Cäcilia von Carlo Dolci.

Tonkunst, allerdings in der unausgesprochenen Beziehung zu ihrer höheren idealen Bedeutung. Ihr zu Ehren werden musikalische Feste im großen Stil gefeiert; das erste 1683 in London, zu welchem Henry Purcell die Oden für den Concertsaal componirte. John Dryden schrieb zu einem Londoner Cäcilienfeste 1687 eine „Ode auf den Cäcilientag“, die Händel in Musik setzte und in welcher er, nachdem er Eigenschaft und Werth

„So klang ein Lied,
Als Balge noch nicht athmeten,
Der Orgel Mund noch schwieg,

* In deutscher Uebers. nach „Händel's Werke“, Brg. XXIII, Ausg. der deutschen Händelgesellschaft:

„Orpheus bezwang die wilde Brut;
Der Baum, entwurzelt seinem Grund,
Er folgt der Laute Klang.
Doch sieh! Cäcilia wirkte größer That!
Als sie der Orgel Stimm' und Sang verlieh,
Da laucht ein Engel und wähnt entzückt
Sich auf der Erd im Himmel.“

Der Griech' seiner Flöte Ton,
 Der Saiten Chor noch nicht gestimmt
 Zu Stolz, Wuth und Schmerz
 Und sanfter Rärtlichkeit.
 Vom Himmel kam Cäcilia,
 Entwarf den liebervollen Plan,
 Die Zauberharfe, reich an Phantasi,
 Schaff' Raum der eingeschränkten Kunst,
 Dehnt pompreich, dehnt den Lobgesang
 In tausend Stimmen aus,
 Entflammt vom höhern Geist.
 Timotheus, * entlag dem Preis!
 Rein, Beide theilt den Kranz!
 Er zog den Menschen himmelan,
 Den Engel sie herab."

In beiden Cantaten wird Cäcilia als die Schöpferin der Orgel gefeiert, und seit Rafael ihr dies Instrument in die Hände gegeben, ist es zum danernden Attribut für sie geworden. Man hat freilich in der Choristin des Genter Altarwerts der Brüder van Eyck, die sich mit keinem Zuge, auch nicht in der Kleidung und dem Kopfschmuck, von den Mitspielenden unterscheidet, nur weil sie an der Orgel sitzt und — was sie offenbar mit einer etwas unsicheren Vorsicht thut — die Tasten der Claviatur berührt, Cäcilien gesehen (s. *Musik*. S. 197). Wie dem übrigens auch sei, jedenfalls beruht die herrschend gewordene Annahme der Erfindung der Orgel durch Cäcilien auf einem leicht zu berichtigenen Irrthum über das Alter derselben. Schon den alten Römern war sie bekannt (als Hydraulus, Wasserorgel) und zwar als eine Erfindung des Alexandriner's Ktesibios, der unter Ptolemäus Energetes um 140 v. Chr. lebte.** Ein Instrument von nur wenigen Pfeifen in Verbindung mit einer Claviatur hatte sie, als Lieblingsinstrument Nero's, das er mit Leidenschaft, selbst öffentlich im Circus und im Theater, spielte,*** bereits zehn und zur Zeit Constantin's des Großen sechsundzwanzig Pfeifen.† Und so vermehrte sich nach und nach deren Zahl, daß Claudian†† unter dem Kaiser Theodosius sie mit zahllosen Halmen einer ehernen Saat vergleicht. Man bediente sich der Orgel wegen ihres

weittragenden beherrschenden Tones bei den Festspielen im Circus und im Amphitheater, in den Theatern, bei öffentlichen Festen, am byzantinischen Hofe bei jeder Feierlichkeit. Es war durch die nach und nach vervollkommnete Mechanik ein bequemes und angenehmes Instrument geworden. Pumpen vertraten die Stelle der Blasebälge, durch Wasser brachte man einen gleichmäßigen Winddruck hervor. Die Hebel der Pumpen ließ man durch Knaben in Bewegung bringen, wenn der Orgelspieler (Hydraule) diese Arbeit nicht mit seinen Füßen verrichtete.*

Die Sage von der Erfindung der Orgel durch die heilige Cäcilia ist durch die historischen Thatfachen beseitigt; auch in der Geschichte der fortschreitenden Vervollkommnung dieses Instrumentes wird ihr Name nicht genannt, so daß wir ihn erst seit dem sechzehnten Jahrhundert in dieser Verbindung sehen, zu welcher augenscheinlich, wie gesagt, Rafael's allseitig bewundertes Meisterwerk die Veranlassung gegeben. Nun ist es allerdings ein eigenthümlich starker Ausdruck der Ironie der Geschichte, und in so wunderbarem Widerspruch arbeitet in der Menschenbrust die Phantasie, daß Cäcilia von dem Augenblick an, in welchem sie das Unzureichende, ja die Werthlosigkeit irdischer Musik vor aller Welt unwidersprechlich und in aller Weise kund gethan, als Schutzheilige der Tonkunst gefeiert wird; ja, daß sie, die Braut Christi, wie wir gesehen, in einer der großartigsten musikalischen Schöpfungen der Menschheit im Wettstreit antritt mit einem fürstlichen Flötenbläser und mit ihm nicht nur den Siegeskranz theilt, sondern ihm den Ruhm lassen muß, „den Menschen himmelan zu heben“, während sie — man denke an das rafaellische Bild! — „den Engel zur Erde herabzieht“. Aber der Eindruck der Orgel in ihren Händen, der Instrumente zu ihren Füßen bleibt überwiegend. Ueberall werden ihr zu Ehren musikalische Feste gefeiert, musikalische Vereine und Bruderschaften gebildet, die sich unter das Patronat ihres Namens

* Ein berühmter Flötenvirtuos am Hofe Alexander's von Macedonien.

** S. Vitruvius IX, 6; X, 13. Plin. H. N. 7, 125.

*** Sueton: Nero, 41.

† P. O. Porphyrii Organon: Poetæ min. eur. Wernsd. II, p. 405.

†† Claudian. de Cons. Mallii Theodosii v. 315 sq.

* Eine ausführliche Mittheilung über die Orgel bei den alten Römern finden wir in dem Werte: Die römische Villa zu Rennaig und ihre Nothw. Von Domcapitular v. Wilmonski. Bonn 1864. Unter den aufgefundenen und nachgebildeten Nothw. bildern ist auch das einer Orgel.

stellen und (wie deren drei in München) ausdrücklich ihr angeloben, „Gott mit Psalmen, Hymnen und Lobgesängen zu verherrlichen“; ja noch mehr! sie wird zur ausübenden Künstlerin, zur Virtuosiin auf verschiedenen Instrumenten, vornehmlich

anreizen mußte, und deshalb konnte sich die Schule von Bologna den Ruhm nicht entgehen lassen, ihr die ersten Zeichen der Huldigung gegeben zu haben. Wohl griff Domenichino, als ihm die Aufgabe ward, die Cäcilienkapelle in der Kirche S. Luigi



Sancta Cäcilia von Rubens.

auf der Orgel, die von nun an fast unzertrennlich mit ihrem Namen verbunden ist. Der Dichtkunst schließen sich zu ihrer Verherrlichung die bildenden Künste an; vornehmlich ist sie den Malern ein willkommener Gegenstand, und es war natürlich, daß sie zunächst da, wo sie in neuer verklärter Gestalt wieder ins Leben getreten war, zu mannigfacher Darstellung

bei Francesi zu Rom affresco auszumalen, noch einmal zurück zu bildlichen Darstellungen aus der Legende, deren bei Weitem schönste sie als Wohlthäterin der Armen schildert, an die sie ihre Kleider und sonstige Habseligkeiten vertheilt; aber für den Hauptschmuck der Capelle, für das Altargemälde, wußte Guido Reni nichts Passenderes und Besseres zu liefern als eine

Copie der rafaclischen Cäcilia. Später hat er ihr ein Bild eigener Erfindung gewidmet, das sich in England im Privatbesitz befinden soll und durch den Grabstichel Guilielmo Morghens in weiteren Kreisen bekannt geworden ist. Der Künstler hat der Heiligen die Geige in die Hand gegeben, die sie — nicht nach Geigerart gegen Hals und Brust, sondern senkrecht auf einen Tisch gestemmt — mit dem Bogen in der Rechten streicht. Das Haupt ist mit einem turbanartig zusammengelegten Tuche bedekt, der Blick der großen Augen träumerisch nach oben gerichtet, als ob sie ihre musikalischen Eingebungen aus der unsichtbaren Welt empfangt. Sie ist ohne auszeichnenden Schmuck nach der Zeittracht mit haufsig zusammengezogenen Armen gekleidet und steht vor einer großen Orgel.

Angelegentlicher scheint sich Domenichino mit Darstellung der in neuer Weise verherrlichten Heiligen beschäftigt zu haben. Von seiner Hand ist in der Galerie Vorghese zu Rom das Bild einer mit einem Turban geschmückten, elegant modern gekleideten weiblichen Gestalt mit einem offenen Notenbuch in der Hand neben einem Clavier oder einer Orgel und einem daran gelehnten Violoncell, unzweifelhaft eine heilige Cäcilia, wenn sie auch Perfetti als cumäische Sibylle in Kupfer gestochen, von deren musikalischen Anwendungen weder Sage noch Geschichte sprechen.

Ähnlich ist die Halbfigur der heiligen Cäcilia, ehebem in der Galerie Narescalchi zu Bologna, die, entzückt aufwärts blickend, die Orgel oder das Clavier spielt, Kunstfreunden bekannt durch den Kupferstich von Allio. — Ein andermal hat Domenichino sie — wie wir im Kupferstich von Sharp sehen — mit einer Palme neben der Orgel gemalt, und sonst noch in verschiedenen Variationen, von denen das Künstlerlexikon von Nagler Nachricht giebt.

Keine derselben indeß reicht an die einheitlich durchgeführte Eigenthümlichkeit, Innerlichkeit und Schönheit seiner Cäcilia im Louvre, von welcher unsere Abbildung S. 199 dem Leser eine wenn auch nur annähernde Vorstellung geben mag. Reich und festlich gekleidet nach der Zeittracht, geschmückt mit Perlen und Edelsteinen, steht die Heilige an einem Tisch,

auf welchem sie die Bassgeige (oder ist es ein Violoncell?) aufgestellt, der sie mit dem Bogen in der Rechten Töne entlocken will zur Begleitung ihres Gesanges, welcher — wie ihr nach oben gerichteter Blick unverkennbar es anspricht — zum Lob und Preise Gottes aus ihrem Herzen dringt. Sie beachtet es nicht, daß ein kleiner, ganz nackter Knabe, den ein Flügelpaar an den Schulterblättern zum Engel stempelt, ein aufgeschlagenes dickes Notenbuch mit beiden Händen auf seinem Kopfe tragend, ihr vorhält.

Zunächst muß es uns wohl auffallen, die Heilige, die uns schon als Orgelspielerin eine neue Erscheinung war, nun auch ein Instrument behandeln zu sehen, das wohl am wenigsten von weiblichen Händen in Bewegung gesetzt wird. In dieser Stellung erinnert sie uns lebhaft an die (vorher erwähnte) Cäcilia Guido Reni's, gewissermaßen als solle sie ihr sagen, daß man nicht die Geige, wohl aber die Bassgeige auf den Tisch aufstellen könne zum Spiel; eine Ansicht, die übrigens ebenfalls — wenigstens bei Fachleuten — auf Widerspruch stoßen möchte.

Ist uns aber dieses Instrument wegen seiner Unförmlichkeit in den zarten Händen der Heiligen befremdlich, so macht ein Anderes keines neben demselben ungeachtet seines entschiedenen Gegensatzes den gleichen Eindruck. Sollte Cäcilia so wenig empfindlich als die tonreiche Tochter der Mnemosyne und weniger als die erhabene Schutzgöttin der schönen Künste, Athene, gegen die das Antlitz entstellende Flöte gewesen sein? Oder sollte schon Domenichino, wie Dryden später beim Alexanderfest, an den Timotheus Alexander's gedacht haben? — Es ist Alles so natürlich im Bilde, Instrument, Handgriff und Haltung des Bogens so schulgerecht — und doch! wie soll man sich das Accompagnement der Bassgeige zu einer weiblichen Solopartie vorstellen? Und mit welchen Zauberkünsten soll es erreicht werden, in dem kleinen dicken Jungen mit dem gleichbedeutenden Notenbuch einen Sendboten aus der überirdischen, unsichtbaren Welt zu sehen? Aber ungeachtet der Künstler, der Strömung der Zeittracht folgend, seine Kräfte auf die möglichst genaue Uebereinstimmung alles Dargestellten mit der Wirklichkeit beschränkt und

damit auch erschöpft zu haben scheinen könnte, gelingt es ihm dennoch, die Heilige in der Kraft und Wahrheit unmittelbarer Empfindung und hingebender Andacht über die sie umgebende Wirklichkeit zu erheben. — Das Bild, dessen Figuren Lebensgröße haben, war ursprünglich für den Cardinal Ludovisi gemalt, kam nach

und zwar fast ausschließlich dem Orgelspiel hingegeben. Eines der ausprechendsten und beliebtesten, hundert und aber hundertmal copirten Gemälde dieser Richtung gehört zu den Pierden der Dresdener Galerie. Wer war dort und hat nicht gern einmal Halt gemacht vor der heiligen Cäcilia von Carlo Dolce (s. Illustr.



Sancta Cäcilia von Delarocque.

der Zeit aus dritter Hand an König Ludwig XIV. von Frankreich und mit dessen Sammlung in die Galerie des Louvre, so daß unsere Abbildung bei Vielen nur eine Erinnerung wecken wird. Es ist auch häufig gestochen worden, zuerst von Etienne Picart; von F. G. Müller, F. Gignon, Filhol u. A. m.

Je mehr wir uns nun der Gegenwart nähern, um so mehr sehen wir die heilige Cäcilia in ihren Darstellungen der Musik,

S. 201), die reich und festlich gekleidet, wie sie auch Domenichino vorgestellt, an einer Hausorgel sitzt, mit den Händen auf den Tasten der Claviatur, still und stumm vertieft in ihr Spiel, dem sie sich ohne irgend einen anderen Gedanken irdischer oder überirdischer Art hingegeben! Die Lilien in ihrem Schoß sollen uns vielleicht an ihre unverkehrte Jungfräulichkeit erinnern, die zarte Aureole über ihrem Haupt an ihren Rang in der kirchlichen

Aristokratie; der Zauber des Bildes aber liegt in dem weichen Ausdruck der wohlgefälligen Formen, der milden Farbenharmonie und in dem vollkommenen Schmelz der malerischen Ausführung.

Unbewußt hat die Heilige an der Hand Carlo Dolce's, nicht ohne Rücksicht auf eine sorgfältig gewählte Toilette, andächtigen Kunstgenuß sich hingebend, den Weg der eigenen Verweltlichung betreten. Die Kunst selbst war ihr heilig geliebt. Es giebt aber keinen Stillstand auf der abschüssigen Bahn, und wenn ein Kubens, vor dessen Genius Christenthum und Heidenthum, Göttliches und Menschliches in Sinn und Wesen so wenig als in Form und Farbe sich von einander unterscheiden, der Aufgabe sich bemächtigt, der Welt die Heilige der Tonkunst vorzuführen, so wird sie so weltlich erscheinen als möglich, d. h. so wie wir sie in dem Gemälde von ihm im Berliner Museum sehen, von welchem wir in Holzschnitt eine Nachbildung geben (s. Illust. S. 203). Hier sitzt eine Dame der vornehmen Gesellschaft (wir würden, wenn wir nicht des Künstlers Gattin, Helene Forman, in ihr erkannten, in Versuchung sein, eine durch den Liebesgott in die Gesellschaft eingeführte Virtuosa zu erblicken) und angesuchter, berechneter einfacher und doch sichtlich reicher Toilette, bei der nur Strümpfe, nicht auch Schuhe, für überflüssig gehalten sind. Sie hat sich um wohlgefälliger Nachlässigkeit halbseitlich auf einem Fauteuil vor dem Instrument niedergelassen und berührt kaum mit den Fingerspitzen die ihnen aufs genaueste bekannten und folgamen Tasten, während sie zugleich als Zeichen ihrer Virtuosität wie als Ausdruck ihrer ort- und zeitgemäßen Begeisterung lächelnd ihr Angesicht und ihre schönen Augen nach der Decke wendet. — Das besüßelte Knäblein am Instrument ist, wie man sieht, bemüht, den Blasebalg in Bewegung zu setzen; ein anderer, von den Tönen der Orgel angelockt, fährt halbverhüllt durch einen Vorhang aus der Höhe herab. Zwei gleich den anderen beiden unbekleidete, aber flügellose, der Heiligen wohl nahe verwandte Kinder müssen als die Repräsentanten des Publikums dienen, mit dem Ausdruck des verschiedenartigen entzückenden Eindrucks, den das Spiel der Virtuosa hervorbringt. Die Aureole,

die herkömmliche Anzeichnung der Heiligen, fehlt und ist durch einen scheinbar zufälligen Lichtschimmer auf der Wand hinter dem Kopf Cäcilien's ersetzt. Die angebetete Himmelsbürgerin ist ganz und gründlich verweltlicht.

Dessen ungeachtet blieb sie die Patronin der Tonkunst und so vieler derselben gewidmeten Vereine. Ohne Orgel wurde sie fast nie mehr gedacht noch gesehen, und viele Orgeln schmückten sich mit ihrem Bilde. Zinner größere Verbreitung fanden die Cäcilienfeste, und noch bis auf den heutigen Tag wird in Paris der 22. November ihr zu Ehren in der Kirche St. Eustache mit großem Kunst- und Prachtaufwand gefeiert. — Auch hat die Malerei in Frankreich nicht versäumt, des reizenden Stoffs sich zu bemächtigen. Hier tritt uns vor Allem einer der berühmtesten Künstler dieses Landes, Zeitgenosse und glücklicher Nebenbuhler von Ch. Lebrun am Hofe Ludwig's XIV., entgegen: Pierre Mignard von Troyes, geb. 1610, gest. 1695, wegen seines langen Aufenthaltes in Rom und seiner Umgebung an die italienische Kunst und deren große Meister Le Romain genannt, mit einem Gemälde der h. Cäcilia, das in der Sammlung des Louvre aufgestellt und außerdem der Welt durch C. Duflos' Kupferstich bekannt ist. Die Heilige, bekleidet ungefähr wie bei Domenichino, mit einem Turban auf dem Kopfe, sitzt in einer offenen Säulenhalle, aus der man in die Landschaft sieht, neben einem mit einem bunten Teppich bedeckten Tisch. Ein Violoncell lehnt daran, ein kleines Notenbuch liegt darauf. Die Heilige greift in die Saiten einer schulgerecht vor ihr stehenden Harfe und singt dazu in sichtlich erhobener Stimmung. Dennoch scheint der Künstler es recht wohl empfunden zu haben, daß die Harfnerin bei aller Züchtigkeit ihres Spiels noch keine untrügliche Heilige vorstelle, und gab ihr — seinem bolognesischen Vorbilde folgend — einen Engel in Kindesgestalt zur Gesellschaft, der, in ein Notenbuch vertieft, sich an sie anlehnt und auch wohl ein der Tonkunst nahe befreundeter Liebesgott sein könnte. Wenn übrigens der liebe Knabe durch seine zierliche Stellung verräth, daß er bereits die Schule der Grazien — allerdings der französischen Abtheilung — besucht hat und damit auch das Gepräge der

Heiligkeit seiner Cäcilie einigermaßen ver-
wünscht, so ist Mignard auf dem von Do-
menichino eingeschlagenen Wege der Ver-
weltlichung der Legende nicht stehen ge-
blieben. Zur Geige und zum Baß hat
er das Cello gefügt und die Harfe; Hir-

nichts, welche Duflos seiner Platte ge-
geben und die, in der Orthographie seiner
Zeit geschrieben, lautet:

Aux doux tons du Louye enchante
nos oreilles Chrétiens prêtons nos cœurs
et joignons nos Concerts. — Ne chan-



Sancta Cäcilia von Ary Schjeter.

tenflöte, Flageolet und Tamburin liegen
zerstreut am Boden, und so sehen wir
die himmlische Beschützerin der Tonkunst
zur ausübenden Künstlerin auf Erden und
fortschreitend zur Beherrscherin aller mu-
sikalischen Instrumente, zur laut bewun-
derten Tausendkünstlerin werden.

Und daran ändert auch die Unterschrift

tons que Dieu seul et que tout l'Univers
Retentisse de ses merveilles.

Fortan bleibt indeß Cäcilie immer
häufiger und fester mit der Orgel, als dem
„von ihr erfundenen“ musikalischen Lieb-
lingsinstrument, verbunden. Die neuere
französische Malerschule, die sich von dem
akademisch-antiken und theatralischen Da-

vidismus losgesagt und ihre Bestrebungen auf innere Wahrheit und äußere Lebereinstimmung mit lebensvoller Wirklichkeit gerichtet und als deren vornehmste Repräsentanten Ingres, Delaroche und Ary Scheffer angesehen sind, konnte sich einen so romantisch verlockenden Gegenstand, als in der heiligen Künstlerin ihnen sich darbot, nicht wohl entgehen lassen. Zwar von Ingres ist mir kein auf Cäcilien bezügliches Bild bekannt, dagegen wissen wir, daß seine beiden Collegen die reizende Aufgabe angenommen und mit liebevoller Hingebung durchgeführt haben. (S. Illustr. S. 205.)

Wir kennen Delaroche nach seiner „Marie Autoinette“, seinem „Cromwell am Sarge Karl's I.“, seinem „Napoleon in Fontainebleau“ und nach so manchen anderen Schilderungen erschütternder tragischer Momente; und so traut man kaum seinen Augen, wenn wir seinen Namen unter einem Bilde der heiligen Cäcilie sehen, das von keiner noch so gottseligen Klosterjungfrau an Zartheit und Süßigkeit übertroffen oder auch nur erreicht werden könnte. Die Heilige sitzt unter freiem Himmel im leichten Morgenanzug auf einem etwas erhöhten Thronessell; schlaf hängt der linke Arm über die Seitenlehne herab; dankbar — wie nach überstandnem Leid wendet ihre Seele sich durch die weit geöffneten feuchten Augen zum Himmel, während sie mit der Rechten leise die Tasten einer Kinder- oder Miniaturorgel berührt, die ihr von zwei vor ihr knieenden Engeln dargereicht wird. Bewundernswürdig ist die bis ins kleinste Detail vollendete Ausführung des Gemäldes; aber wie fern steht es der Aufgabe und wie fremd und fraglich erscheinen uns die idealen Gestalten in ihrer bildnißartigen Naturwahrheit!

Aus einem anderen und wärmeren Ton spricht das Bild Ary Scheffer's zu uns, obwohl es von der heiligen Cäcilie als sicheres Merkmal nur die Aureole über dem Haupte hat (s. Illustr. S. 207). Unverkennbar ist die Innerlichkeit und Wahrheit der Empfindung, die, um zu wirken, die gar zu geuchte prärafaelische Einfachheit der äußeren Erscheinung nicht bedurft hätte. Ungeachtet der der französischen Kunst eigenen porträtartigen Zeichnung des Charakters und der vollkommenen Herrschaft

über die technischen Mittel der Ausführung glaubt man die Nachwirkung der deutschen Herkunft des Künstlers — er ist der Sohn des Malers Johann Baptist Scheffer zu Mannheim, eines Schülers von Tischbein und dessen Gattin, der Malerin geborene Lamme, erst nach des Vaters Tode 1809, vierzehn Jahre alt, nach Paris übergesiedelt — in dem Gedankengang seiner Conception wahrzunehmen. Cäcilie steht im einfachen Hauskleid (beiläufig! dessen Faltenwurf eine unauflöslliche Zeichnung erduldet) hell erleuchtet in einem dunklen Raume vor einer (sehr primitiven) Hausorgel, deren Tasten sie soeben berühren wollte, oder berührt hatte, als wunderbar neue musikalische Klänge, gleichwie aus fernen Himmelhöhen herabkommend, ihr Spiel unterbrechen. Himmlische Sänger aber, wie Rafael sie ihr gezeigt, sind nicht zu sehen; was sie hört, ist Wirkung ihrer schöpferischen Phantasie; alles Ideale ist als übernatürlich beseitigt, in rationalistischer Wahrheit steht die begeisterte, fromme Orgelspielerin forschend und zweisehend vor ihrer o wie armen! unmusikalischen Erfindung und — vor uns. — Bis zu solchen Verirrungen war die Heilige durch die neue, im Ursprung so schöne Legende geführt worden!

Das war doch ein hartes, unverdientes Loos, bitterer fast als das erste Martyrium und wohl dazu angethan, eine Wandlung zu erfahren. Da war es der zu neuem und wahren Leben erwachten deutschen Kunst beschieden, die nahezu entwürdigte Heilige mit Anerkennung der Gleichberechtigung ihrer Doppellegende wieder zur rechten Geltung zu bringen als Beschützerin der Tonkunst sowie als bis zum Tode treue Befürmerin des christlichen Glaubens.

Der Künstler, dem dies hocherfreuende Werk aufs vollkommenste gelungen, ist der leider in früher Jugend vom Tod dahingeraffte Maler Johann Scheffer von Leonhartshof aus Wien, geb. 1795, gest. 1822. Er gehörte zu dem Künstlerkreise, der sich ums Jahr 1812 in Rom um Fr. Overbeck gebildet, und ist demselben ohne Wandel tren geblieben. Nach einer zweiten italienischen Reise im Jahre 1817, auf welcher ihm die Auszeichnung zu Theil wurde, den Papst Pius VII.

nach dem Leben zu malen, wandte er sich, vollkommen ausgerüstet mit den Mitteln seines Berufes, an ein Gemälde, das bei seinem Erscheinen auf der Ausstellung in Wien im Jahre 1820 allgemeines Erstaunen und höchste Bewunderung erregte: St. Cäcilia an der Orgel, von einigen Engeln mit Gesang begleitet. — Cäcilia an der Orgel war nichts Neues; selbst Engel hatte man schon öfter bei ihrem Spiel sich betheiliegend gesehen, und

heiligen Cäcilia mit den beiden über ihr schwebenden Engeln, von denen der eine betend und segnend sein Mitleid äußert, während der andere die Palme des Martyrthums auf ihren entseelten Körper niederzulegen im Begriff ist (s. beifolgende Illustr.). Scheffer hat es nicht, wie Maderno, vermieden, ihr Antlitz zu zeigen. Der tiefe Frieden der reinen, unschuldsvollen Seele kann nur in den Gesichtszügen sichtbaren Ausdruck finden, in dem



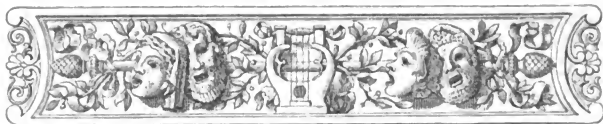
Sancta Cäcilia im Sterben, von Johann Scheffer von Leonhardshof.

doch hier erschien dies Alles wie zum ersten Male, ganz neu, ganz anders: der Himmel aufgethan und eine geträumte Welt wirklich geworden. Das Bild kam in den Besitz des Herzogs Albert von Sachsen-Teichen; der Kaiser aber unterstützte den Künstler zu einer dritten Reise nach Italien, und nun schuf er hier, die Seele noch voll von der Heiligen, die ihm die Wege nach Rom bereitet, und unter dem tiefen Eindruck, den Maderno's ergreifendes Marmorbild in Trastevere von ihr geschaffen, das große und rührend schöne Gemälde von der sterbenden

die Gliedmaßen des hingestreckten Körpers noch die Zeichen der Todeskrämpfe an sich tragen. Dieses vorzügliche und allgemein bewunderte Werk befindet sich in der Gemäldeammlung des Belvedere zu Wien.

Und so wäre denn die schöne Legende von der gefeierten Sancta Cäcilia nach so manchen Wandelungen und Erweiterungen, ja selbst auf Abwegen zu ihrem heiligen Ursprung zurückgekehrt und der Kreislauf eines idealen Daseins durch die bildende Kunst in unseren Tagen würdig und befriedigend geschlossen worden.





Goethe's muskalisches Leben.

Von

Ferdinand Hiller.

II.

Von größerer Bedeutung ist die Operette „Scherz, List und Rache“, die in den Jahren 1784—1785 entstand. Durch die Vorstellungen eines Buffo, Namens Berger, der mit seiner Frau am Weimarer Hofe auftrat, kam Goethe auf den Gedanken, eine solche Operette zu schreiben, und zwar mit der entschiedenen Absicht, daß Kayser, der ihn durch seine Briefe aus Italien überrascht hatte, sich durch die Composition einen Namen zu machen Gelegenheit fände. Troß Allem, was der Dichter selbst später rührend darüber sagt, hätte das echte Libretto, von einem Cimarosa, Paisiello, Rossini componirt, ein Meisterwerk werden und die heiterste Wirkung ausüben können. Goethe sandte es an Kayser. Die Briefe, die er ihm darüber schreibt, zeigen aufs Neue, mit welcher Schärfe er die Aufgabe, die er sich gestellt, anzusehen verstand. So schrieb er:

Weimar, den 25. April 1785.

„Ich freue mich, daß Sie an dem kleinen Singpiel eine Art von italiemischer Gestalt gefunden haben, geben Sie ihr nun den Geist, damit sie lebe und wandle.

Die Vitiganti habe ich leider noch nicht, sobald sie kommen, sollen sie auch wieder an Sie fort. Vielleicht kann ich Ihnen auch die neueste Oper von Paisiello, *Il re Teodoro*, bald nachschicken.

Sie thun sehr wohl, solche Muster sich

vor die Seele zu stellen, ein anderes ist nachahmen, ein anderes nach Meistern, die gewisse Formen des Vortrags durchstudirt haben, sich bilden.

Ich erwarte nun Ihre Fragen, um nichts überflüssig zu schreiben. Auf Ihre erste und vorläufige Folgendes. Ich habe im Recitativ weder den Reim gesucht noch gemieden; deswegen ist es meist ohne Reim, manchmal aber kommen gereimte Stellen in demselben vor, besonders wo der Dialog bedeutender wird, wo er zur Arie übergeht, da dann der Reimklang dem Ohre schmeichelt. Weiter ist keine Absicht dabei, und gedachte Stellen bleiben deswegen immer Recitativ, der Componist mag sie nachher trocken oder begleitet* ausführen. Ebenjo zeichnet sich, was nach meiner Absicht melodischer Gesang sein sollte, durch den Rhythmus aus, wobei dem Componisten frei bleibt, bei einigen Arien zu verweilen und sie völlig auszubilden, andere nur als Cavatinen zc. vorübergehen zu lassen, wie es der Charakter der Worte und der Handlung erfordert.

So sind z. B., obgleich das Stück auf Handlung und Bewegung gerichtet ist, an schicklichen Orten dem Gesang die schuldigen Opfer gebracht. Wie die Arien:

* *Recitativo secco* oder *acompañato*, die technischen Ausdrücke des Italiens für leichtes recitatives Sprechen oder Uebergeben ins höhere Declamatorische, wo dann das ganze Streichquartett begleitend dazu trat.

Hinüber, hinüber u. s. w.

Sie im tiefsten Schlaf zu hören u. s. w.

O, kennst du noch Erbarmen u. s. w.

Ebenso steht der Gesang: Nacht, o Holde! zu Anfang des vierten Actes, als das in den letzten Acten der italienischen Stücke beliebte und hergebrachte Hauptduett da u. s. w., und tausend solcher Absichten von Anfang bis zu Ende, die Sie alle wohl ausstudiren werden.“ G.

Weimar, den 20. Juni 1785.

„Wenn meine zutrauliche Hoffnung auf Sie hätte vermehrt werden können, so würde es durch Ihren letzten Brief gesehen sein. Glück zu! daß Sie gleich ans Werk gehen und mir den ersten Act vorausschicken wollen. Immer ist es besser versuchen als viel reden, in den Grundstücken sind wir einig, die Ausführung ist Sache des Genies und hängt noch überdies von Humor und Glück ab.

Als ich das Stück schrieb, hatte ich nicht allein den engen weimariischen Horizont im Auge, sondern den ganzen deutschen, der doch noch beschränkt genug ist.

Die drei Rollen, wie sie stehen, verlangen gute, nicht außerordentliche Schauspieler, ebenso wollte ich, daß Sie den Gesang bearbeiteten für gute, nicht außerordentliche Sänger.

Folgen Sie übrigens Ihrem Herzen und Gemüthe. Behen Sie der Poesie nach wie ein Walwasser den Felsriunen, Ripen, Vorsprüngen und Abfällen und machen die Cascade erst lebendig.“

Aus einigen der folgenden Briefe ersehen wir, daß Kayser dem Dichter die fertigen Stücke zusendet und dieser sie sich vorführen läßt. Das Lob, welches der Dichter einzelnen derselben spendet, mußte den Wunsch, sie kennen zu lernen, aufs höchste anfeuern. Nach vielfältigen vergeblichen Versuchen verdaute ich es der Güte der Freiherren v. Goethe, die beiden ersten Acte von „Scherz, List und Rache“ in Partitur und die anderen in ausgeschriebenen Singstimmen auf meinem Flügel zu haben und hierdurch nicht allein mir eine Vorstellung von Kayser's Talent als Compomist bilden zu können, sondern auch eine Anschauung zu gewinnen von der musikalischen Geschmacksrichtung Goethe's in jener Zeit und auf diesem Felde; ich will suchen, das Ergebniß kurz zusammenzufassen.

Die melodische Erfindungsgabe Kayser's scheint eine beschränkte gewesen zu sein. Seine Gesänge sind der Hauptsache nach aus den damals landläufigen Melismen zusammengesetzt; bei allem Liebartigen sich mehr deutscher, bei allem Scenischen sich mehr italienischer Weise nähernd. In einzelnen Stücken geht er jedoch weit über sich hinaus und findet anmuthig, charakteristisch, ja individuell gezeichnete Melodien, namentlich wenn ein elegischer Ton angeschlagen wird. Im Anfsan seiner Stücke nimmt er sich im Allgemeinen die Italiener zum Muster, aber er überbietet in pedantisch-philistritzer Weise ihre schon etwas breiten Ausführungen. Die Wiederholung der Textesworte nicht allein, sondern ganzer Theile eines längeren Stückes wächst ins Ungeheuerliche, dazu instrumentale Vor- und Zwischenstücke ohne Ende! — Und hier mischt sich wieder der deutsche Zug ein, nach dem Ausmalen von Einzelheiten des Textes, der oft bis ins Peinliche geht. Die Instrumentation ist nicht allein von der größten Einfachheit, sondern auch von ziemlicher Ungeschicklichkeit — die eines Mannes, der, wenn er auch etwas gelernt, das Erlernete noch wenig geübt hat. Nur zu den Versen: „Wern in stillen Melancholien wandl' ich an dem Wasserfall,“ findet sich ein reicheres, erfindungsvolleres Instrumentenspiel. Hier und da zeigen sich rhythmische Züge, die fein und geistreich, während sich die harmonische Bewegung im Herkömmlichen abspinn und nur zuweilen durch eine taum zu rechtfertigende Härte darin unterbrochen wird.

Eine Weihnachtscantate für zwei Solostimmen mit Streichquartett, die mir (ebensfalls aus den reichen Goethe'schen Sammlungen) in Partitur gedruckt vorliegt, steht weit zurück gegen die besseren Stücke der Oper — sie ist dem berühmten „Stabat mater“ von Pergolese nachgeahnt, aber in jedem Sinne eine beschränkte Imitation und scheint zu beweisen, daß Kayser trotz seiner Neigung zur älteren Kirchenmusik der Italiener und dem Stindium, das er derselben widmete, nicht die Kraft besaß, in dieser Richtung Bedeutenderes als im Singspiel zu leisten.

Mit den Beurtheilungen Goethe's einzelner bezeichneter Stücke wird sich (obgleich sie offenbar aus einer dem Tonsetzer geneig-

ten Stimmung hervorgehen) jeder Musikus einverstanden erklären müssen. Er nennt die Arie: „Ein armes Mädchen“ „ganz trefflich“ — sie wird noch heute in ihrer schalkhaften Schüchternheit gefallen können. So sind auch die anderen in den Briefen vom 28. October und vom 4. December 1785 genannten Nummern jedenfalls die besten und verdienen das geispdete Lob. Daß der Dichter aber einen feinen geistreichen Zug („Der Einfall bei Zaudre nicht, die Zeit vergeht“ ist launig und unerwartet,“ wie Goethe sich ausdrückt) so sicher herausföhlte und hervorhob, ist um so bemerkenswerther, als der bezeichnete Uebergang nur eine Modulation aus einem Spredton in einen anderen recitativisch darstellt und eigentlich erst auf der Bühne zu vollkommener Wirkung gelangen kann. Später wurde es freilich dem Dichter klar, daß Kayser das Ganze „zu ausführlich“ behandelt hatte. Er schiebt die Schuld dieser „Ausführlichkeit“ auf den Ernst und die Gewissenhaftigkeit des Componisten — die Grundlage der schönsten moralischen Eigenschaften kann aber bei Producten der Einbildungskraft nichts bessern, wenn das Talent nicht ausreicht.

Auf die Ausstellungen, die der Musikus an den Textesworten gemacht zu haben scheint, geht Goethe mit Freundslichkeit, ja mit Liebe ein und sagt selbst, daß er seit Jahren keine so laugen Briefe geschrieben. Eine äußerst interessante Stelle, welche ins Allgemeine übergeht, lautet wie folgt:

„Ihre Erinnerungen wegen des Rhythmus kamen zur rechten Zeit. Ich will Ihnen auch darüber meine Geschichte erzählen. Ich kenne die Gesetze wohl, und Sie werden sie meist bei gefälligen Arien, bei Duettis, wo die Personen übereinstimmen und wenig von einander in Gesinnungen und Handlungen abweichen, beobachtet finden. Ich weiß auch, daß die Italiener niemals vom eingeleiteten fließenden Rhythmus abweichen und daß vielleicht eben darum ihre Melodien so schöne Bewegungen haben. Allein ich bin als Dichter der ewigen Jamben, Trochäen und Daktylen mit ihren wenigen Maßen und Verschränkungen so müde geworden, daß ich mit Willen und Vorjah davon abgewichen bin. Vorzüglich hat mich Gluck's Composition dazu verleitet. Wenn ich unter seine Melodien statt eines

französischen Textes einen deutschen unterlegte, so müßte ich den Rhythmus brechen, den der Franzose glaubte sehr fließend gemacht zu haben, Gluck aber hatte wegen der Zweifelhafteit der französischen Quantität wörtlich Längen und Kürzen nach Belieben verlegt und vorjährlich ein anderes Silbenmaß eingeleitet, als das war, dem er nach dem Schlander hätte folgen sollen. Ferner waren mir seine Compositionen der Klopstock'schen Gedichte, die er immer in einem musikalischen Rhythmus gezaubert hatte, merkwürdig. Ich fing also an, den fließenden Gang der Arie, wo Leidenschaft eintrat, zu unterbrechen, oder vielmehr, ich dachte ihn zu heben, zu verstärken, welches auch gewiß geschieht, wenn ich nur zu lesen, zu declamiren brauche. Ebenso in Duetten, wo die Gesinnungen abweichen, wo Streit ist, wo nur vorübergehende Handlungen sind, den Parallelismus zu vernachlässigen oder vielmehr ihn mit Fleiß zu zerstören, und wie es geht, wenn man einmal auf einem Wege oder Abwege ist, man hält nicht immer Maß. Noch mehr hat mich auf meinem Gange bestärkt, daß der Musikus selbst dadurch auf Schönheiten geleitet wird, wie der Bach die lieblichsten Brunnen durch einen entgegenstehenden Fels gewinnt. Und haben Sie nicht selbst Recitativstellen auf eine unerwartet glückliche Weise in rhythmischen Gang gebracht?

„Doch es ist genug, daß Sie es erinnern, daß es Ihnen hienüderlich ist, und ich will mich wenigstens in Acht nehmen, und ob ich gleich nicht ganz davon lassen kann, so will ich Ihnen in solchen Fällen eine doppelte Lesart zuschicken, und wenn ich es ja verjäumen sollte, auf Ihre Erinnerung jederzeit nachbringen.“

Es spricht nicht für Kayser's Einsicht, daß er auf Goethe's lebendigere Rhythmus nicht einzugehen vermochte. Ein gleichmäßiges Fortsetzen derselben rhythmischen Formen ist der Musik nichts weniger als förderlich. Abgesehen vom Liede, in dessen Wesen es begründet ist, daß nicht allein der Inhalt, sondern auch die sprachliche Form mit der musikalischen Hand in Hand gehe, wäre dem Componisten eine concise, lebendige, musikalisch gedachte Prosa viel förderlicher als alle abgezählten und gereimten Verse — nur in seltenen Fällen hat der Reim Wichtigkeit für die Musik,

während die gleiche Form der Strophen u. dgl. ihm rhythmische und metrische Lebendigkeit erchweren. Welches Gedicht, und wäre es das herrlichste, hätte so vielen Tonsetzern durch eine Reihe von Jahrhunderten dienen und die mannigfachste Behandlung hervorrufen können, wie es beispielsweise der Text der Messe gethan? Zum Unsinn wird dieses Festhalten am Reim und am sprachlichen Tonfall bei Uebersetzungen von Texten, wo man nur darauf zu sehen hätte, daß der Sinn und womöglich das ursprüngliche Wort selbst sich unter den ihnen gewidmeten Tönen wiederfinde, statt die Musik sprachlichen Bedingungen zu opfern, die ohne alle Wirkung und Wichtigkeit sind.

Goethe giebt sich nicht nur die größte Mühe, die Arbeit Kayser's zu fördern, er thut auch schon vor beendigter Arbeit Schritte, um denselben günstige Verhältnisse vorzubereiten. Aus den bezüglichen Briefen mögen jedoch nur noch einige Stellen folgen, die von allgemeinem Interesse sind.

„Der Musiker kann Alles, das Höchste und Tiefste kann, darf und muß er verbinden, und bloß in dieser Uebergangung habe ich mein protensartiges Ehepaar einführen können und wollte noch tollerem Zeug wagen, wenn wir rechte Sänger, Acteurs und ein großes Publikum vor uns hätten.“

„Wir sind die Meinungen eines Künstlers, der das Mechanische seiner Kunst versteht, immer höchst wichtig und ich setze sie über Alles. Es kommt nicht darauf an, was man mit dem einmal gegebenen Organ machen will, sondern was man machen kann.“

„Der Dichter eines musikalischen Stückes, wie er es dem Componisten hingiebt, muß es ansehen wie einen Sohn oder Zögling, den er eines neuen Herrn Dienste widmet. Es fragt sich nicht mehr, was Vater oder Lehrer aus dem Knaben machen wollen, sondern wozu ihn sein Gebieter bilden will; glücklich, wenn er das Handwerk besser versteht als der erste Erzieher.“

„Hätt ich die italienische Sprache in meiner Gewalt wie die unglückliche deutsche, ich lüde Sie gleich zu einer Reise jenseits der Alpen ein, und wir wollten gewiß Glück machen.“

Wir werden einem erneuten Versuche

Goethe's, mit Kayser gemeinschaftlich zu arbeiten, während des Aufenthaltes in Italien begegnen, aber damit beginnen, denselben auf seiner italienischen Reise und während seines ersten Aufenthaltes in Rom als Musiker zu begleiten.

Am 7. October 1786 giebt er in einem Briefe aus Venedig folgende Beschreibung des einst so viel besprochenen, jetzt gänzlich verschollenen Gesanges der venetianischen Schiffer, wovon eine uns in mehreren Sammlungen aufbewahrte, halb recitativische Melodie den Strophen des „Gernsalemma liberata“ galt.

„Auf heute Abend hatte ich mir den famosen Gesang der Schiffer bestellt, die den Tasso und Ariost auf ihre eigenen Melodien jängen. Dieses muß wirklich bestellt werden; es kommt nicht gewöhnlich vor, es gehört vielmehr zu den halbverklungenen Sagen der Vorzeit. Bei Mondenschein bestieg ich eine Gondel, den einen Sänger vorn, den anderen hinten; sie singen ihr Lied an und sangen abwechselnd Vers für Vers. Die Melodie, welche wir durch Rousseau kennen, ist eine Mittelart zwischen Choral und Recitativ, sie behält immer denselbigen Gang, ohne Tact zu haben; die Modulation ist auch dieselbige, nur verändern sie, nach dem Inhalt des Verses, mit einer Art von Declamation sowohl Ton als Maß; der Geist aber, das Leben davon läßt sich begreifen, wie folgt.“

„Auf welchem Wege sich die Melodie gemacht hat, will ich nicht untersuchen, genug sie paßt gar trefflich für einen müßigen Menschen, der sich etwas vor-modulirt und Gedichte, die er auswendig kann, solchem Gesang unterzieht.“

„Mit einer durchdringenden Stimme — das Volk schätzt Stärke vor Allem — sitzt er am Ufer einer Insel, eines Canals, auf einer Barke und läßt sein Lied schallen, so weit er kann. Ueber den stillen Spiegel verbreitet sich's. In der Ferne vernimmt es ein anderer, der die Melodie kennt, die Worte versteht und mit dem folgenden Verse antwortet; hierauf erwidert der erste, und so ist einer immer das Echo des anderen. Der Gesang währt Nächte durch, unterhält sie, ohne zu ermüden. Je ferner sie also von einander sind, desto reizender kann das Lied werden; wenn der Hörer alsdann

zwischen beiden steht, so ist er am rechten Fleck.

„Um dieses mich vernehmen zu lassen, stiegen sie am Ufer der Giudecca aus; sie theilten sich am Canal hin; ich ging zwischen ihnen auf und ab, so daß ich immer den verließ, der zu singen anfangen sollte, und mich demjenigen wieder näherte, der aufgehört hatte. Da ward mir der Sinn des Gesanges erst aufgeschlossen. Als Stimme aus der Ferne klingt es höchst sonderbar, wie eine Klage ohne Trauer; es ist darin etwas Unglaubliches, bis zu Thränen Rührendes. Ich schrieb es meiner Stimmung zu; aber mein Alter sagte: *è singolare, come quel canto intenerisce, e molto più, quando è più ben cantato.* Er wünschte, daß ich die Weiber vom Lido, besonders die von Malamocco und Balestrina hören möchte; auch diese sängen den Tasso auf gleiche und ähnliche Melodien. Er sagte ferner: sie haben die Gewohnheit, wenn ihre Männer aufs Fischen ins Meer sind, sich ans Ufer zu setzen und mit durchdringender Stimme Abends diese Gesänge erschallen zu lassen, bis sie auch von ferne die Stimme der Uebrigen vernehmen und sich so mit ihnen unterhalten. Ist das nicht sehr schön? Und doch läßt sich wohl denken, daß ein Zuhörer in der Nähe wenig Freude an solchen Stimmen haben möchte, die mit den Wellen des Meeres kämpfen. Menschlich aber und wahr wird der Begriff dieses Gesanges, lebendig wird die Melodie, über deren todte Buchstaben wir uns sonst den Kopf zerbrochen haben. Gesang ist es eines Einsamen in der Ferne und Weite, damit ein anderer gleichgestimmter höre und antworte.“

Während des Winters von 1786 bis 1787, in Rom und Mailand, spielte die Musik selbstverständlich nicht nur eine geringe Rolle — die damalige italienische Schablone der Opera seria ist dem Dichter zuwider. Von Rom aus (den 6. Januar 1787) schreibt er: „Heute, als am Dreikönigsfeste, habe ich die Messe nach griechischem Ritus vortragen sehen und hören. — Auch da habe ich wieder gefühlt, daß ich für Alles zu alt bin, nur fürs Wahre nicht. Ihre Ceremonien und Opern, ihre Umgänge und Ballets, es fließt Alles wie Wasser von einem Wachtmantel an mir herunter. — Nun graut

mir schon vor dem Theaterwesen. Die nächste Woche werden sieben Bühnen eröffnet. Anfossi ist selbst hier und giebt Alexander in Indien; auch wird ein Otho gegeben und die Eroberung von Troja als Ballet. Das wäre was für die Kinder.“

Und von Neapel aus, am 9. März 1787, heißt es: „Sie spielen in den Fasten hier geistliche Opern, die sich von den weltlichen in gar nichts unterscheiden, als daß keine Ballets zwischen den Acten eingeschaltet sind; übrigens aber so bunt als möglich. Im Theater San Carlo führen sie auf: Zerstörung von Jerusalem durch Nebukadnezar. Mir ist es ein großer Guckkasten; es scheint, ich bin für solche Dinge verdorben.“

Für die echten wurde er es aber nie, und das Interesse und die Freude, die er schon früher an der genialen Opera buffa der Italiener gefunden, stellen sich auch hier wieder ein. Am 31. Juli schreibt er (von Rom aus): „Nachts in die komische Oper. Ein neues *Intermezzo: L'Impresario in angustia*,* ist ganz vortrefflich und wird uns manche Nacht unterhalten, so heiß es auch im Schauspiel sein mag. Ein Quartett, da der poeta sein Stück vorliest, der Impresario, und die prima donna auf der einen Seite ihm Beifall geben, der Compositist und die seconda donna auf der anderen ihn tadeln, worüber sie zuletzt in einen allgemeinen Streit gerathen, ist gar glücklich. Die als Frauenzimmer verkleideten Castraten machen ihre Rollen immer besser und gefallen immer mehr. Wirklich für eine kleine Sommertruppe, die sich nur so zusammengefunden hat, ist sie recht artig. Sie spielen mit einer großen Natürlichkeit und gutem Humor.“

War es doch ein Concert, welches Goethe der Angelica Kaufmann zu Ehren in seinem großen Ateliersaale gab, das die Aufmerksamkeit des ganzen Stadttheils auf den straniero richtete, der bis dahin ganz still gelebt hatte. Er erzählt darüber Folgendes:

„Die Sache verhielt sich also: Angelica kam nie ins Theater; wir unterjuchten nicht aus welcher Ursache, aber da wir als leidenschaftliche Bühnenfreunde in ihrer

* Jedemfalls das von Cimarola.

Gegenwart die Anmuth und Gewandtheit der Sänger sowie die Wirksamkeit der Musik unjeres Cimarosa nicht gemujsam zu rühmen wujsen und nichts sehnlicher wujschten, als sie solcher Genujsse theilhaftig zu machen, so ergab sich eins aus dem Andern, dajs nämlich unsere jungen Leute, besonders Burg, der mit den Sängern und Musikverwandten in dem besten Bernehmen stand, es dahin brachte, dajs diese sich in heiterer Gesinnung erboten, auch vor uns, ihren leidenschaftlichen Freunden und entschieden Beifall Gebenden, gelegentlich einmal in unserem Saale Musik machen und singen zu wollen. Dergleichen Vorhaben, osters besprochen, vorge schlagen und verzögert, gelangte doch endlich nach dem Wunsche der jüngeren Theilnehmer zur fröhlichen Wirklichkeit. Concertmeister Kranz, ein geujschter Violinist in herzoglich weimarischen Diensten, der sich in Italien auszubilden Urlaub hatte, gab zuletzt durch seine unvermuthete Ankunft eine baldige Entscheidung. Sein Talent legte sich auf die Wage der Musiklustigen, und wir sahen uns in den Fall versetzt, Madame Angelica, ihren Gemahl und wem wir sonst eine Artigkeit schuldig waren, zu einem anständigen Feste einladen zu können. So ward ein glänzendes Concert aufgeführt in der schönsten Sommernacht, wo sich grojsse Massen von Menschen unter den offenen Fenstern versammelten und, als wären sie im Theater gegenwärtig, die Gesänge gehörig betrachteten.

Ja, was das Auffallendste war, ein grojscher mit einem Orchester von Musikfreunden besetzter Gesellschaftswagen, der soeben durch die nächtliche Stadt seine Lujsrunde zu machen liebte, hielt unter unseren Fenstern still, und nachdem er den oberen Bemuhsungen lebhaften Beifall geschenkt hatte, liejs sich eine wadere Bajsstimme vernehmen, die eine der beliebtesten Arien eben der Oper, welche wir sudweise vortrugen, von allen Instrumenten begleitet, hinzugesellte. Wir erwiderten den vollsten Beifall, das Volk klatschte mit drein und Jedermann versicherte, an so mancher Nachtlust, niemals aber an einer so vollkommenen, zufällig gelungenen Theil genommen zu haben."

Aus zunächst folgenden Briefen ersehen wir, dajs er sich inmitten seiner vielseitig-

sten Studien und Arbeiten Kayser's und der für ihn gehegten Pläne erinnert. Nach Beendigung des "Egmont" ichidit er das Manuscript nach Zürich, damit derselbe Zwischenacte und was sonst von Musik nöthig dazu componiren möge. Dann wendet er sich auch dem Singspiel "Erwin und Elmire" wieder zu. "Ich habe gesucht, dem Stückchen mehr Interesse und Leben zu verschaffen. Die artigen Gesänge, worauf sich Alles dreht, bleiben alle wie natujslich." Auch spricht er von einer "gar graciosen Operette auf dem Theater in Valle. Die Leute spielen mit viel Lust und es harmonirt Alles zusammen." Dann theilt er mit: "Wahrscheinlich hab ich die Freunde, Kayser in Rom zu sehen. So wird sich denn auch noch die Musik zu mir gesellen, um den Reihem zu schliejsen, den die Künste um mich ziehen, gleichsam als wollten sie mich verhindern, nach meinen Freunden zu gehen."

Wie sehr er sich mit der besseren Hälfte der vortrefflichen leichten Gattung der italienischen Opernmusik befreundet hatte, geht aus folgenden Zeilen hervor, in denen er sich und seine Freunde fast als eine Claqueurgesellschaft bezeichnet: "Nunmehr aber, nach Verlauf einiger vergnugter Tage, kehrten wir nach Rom zuruick, wo wir durch eine neue, höchst anmuthige Oper im hellen, vollgedrangten Saal für die vermijste Himmelsfreiheit entschädigt werden sollten. Die deutsche Kunstlerbank, eine der vordersten im Parterre, war wie sonst dicht besetzt, und diesmal fehlte es nicht an Beifallklatschen und Rufen, um sowohl wegen der gegenwärtigen als vergangenen Genujsse unsere Schuldigkeit abzutragen. Ja, wir hatten es erreicht, dajs wir durch ein künstliches, erst leiseres, dann stärkeres, zuletzt gebietendes Zitti-Rufen jederzeit mit dem Ritornell einer eintretenden beliebten Arie oder sonst gefälliger Partie das ganze Publikum zum Schweigen brachten, weshalb uns denn unsere Freunde von oben die Artigkeit erwiejen, die interessantesten Exhibitionen nach unserer Seite zu richten."

Der Ankunft Kayser's sieht Goethe offenbar mit Spannung entgegen. "Ich habe doch schon geschrieben, dajs Kayser herkommt?" heijs es. "Ich erwarte ihn in einigen Tagen mit der nun vollendeten

Partitur unserer Scenerien. Du kannst denken, was das für ein Fest sein wird! Sogleich wird Hand an eine neue Oper gelegt und Claudine und Erwin in seiner Gegenwart mit seinem Beirath verbessert.“ „Kaiser ist nun da,“ schreibt er am 10. November 1787, „und es ist ein dreifach Leben, da die Musik sich anschließt. Er ist ein trefflich guter Mann und paßt zu uns, da wir wirklich ein Naturleben führen, wie es nur irgend auf dem Erdboden möglich ist.“ Und weiterhin: „Er ist sehr brav, verständig, ordentlich, gelehrt, in seiner Kunst so fest und sicher, als man sein kann, einer von den Menschen, durch deren Nähe man gesunder wird. Dabei hat er eine Herzengüte, einen richtigen Lebens- und Gesellschaftsblid, wodurch sein übriges strenger Charakter biegsamer wird und sein Umgang eine eigene Grazie gewinnt.“ Mit der Biegsamkeit scheint es aber doch nicht weit her gewesen zu sein, denn in dem folgenden „Berichte“ erzählt Goethe: „Vorerst gingen mehrere Tage hin, bis ein Clavier beigebracht, probirt, gestimmt und nach des eigenwilligen Künstlers Willen und Wollen zurecht gerückt war, wobei dann immer noch etwas zu wünschen und zu forderu übrig blieb. In dessen belohnte sich baldigst der Aufwand von Mühe und Verschämniß durch die Leistungen eines sehr gewandten, seiner Zeit völlig gemäßen, die damaligen schwierigsten Werke leicht vortragenden Talentes. Und damit der musikalische Geschichtskenner sogleich wisse, wovon die Rede sei, bemerke ich, daß zu jener Zeit Schubart für unerreichbar gehalten, sodann auch, daß als Probe eines geübten Clavierpielers die Ausführung von Variationen geachtet wurde, wo ein einfaches Thema, auf die künstlichste Weise durchgeführt, endlich durch sein natürliches Wiedererscheinen den Hörer zu Athem kommen ließ.“

Daß Goethe hier den Musikerpoeten, der gerade zu jener Zeit sein Gefängniß auf dem Asberg wieder verlassen durfte, als Prototyp der Claviermeister nennt (als unter Anderem Mozart in der höchsten Blüthe seines Alles überragenden Genies stand), ist weniger auffallend, als es uns jetzt erscheinen mag, und liegt an dem auch heute noch lange nicht überwundenen Provinzialismus unseres Vaterlandes. Seine

Beschreibung der an den Pianisten gestellten Forderungen des Improvisirens von Variationen findet in den Briefen Beethoven's aus seiner ersten Zeit in Wien volle Bestätigung.

Die Folge dieses „Berichtes“ muß ich in ihrer ganzen Ausdehnung hier wiedergeben, weil sie für die damaligen Anschauungen Goethe's, bei seinen ernenten Versuchen für die Oper zu wirken, von zu großer Wichtigkeit ist.

„Die Symphonie (Overtüre sagen wir heute) zu Egmont brachte er (Kaiser) mit, und so belebte sich von dieser Seite mein ferneres Bestreben, welches gegenwärtig mehr als jemals aus Nothwendigkeit und Liebhaberei gegen das musikalische Theater gerichtet war.

„Erwin und Elmire sowie Claudine von Villa Bella sollten nun auch nach Deutschland abgejendet werden; ich hatte mich aber durch die Bearbeitung Egmont's in meinen Forderungen gegen mich selbst dergestalt gesteigert, daß ich nicht über mich gewinnen konnte, sie in ihrer ersten Form dahin zu geben. Gar manches Lyrische, das sie enthielten, war mir lieb und werth; es zeugte von vielen zwar thörig, aber doch glücklich verlebten Stunden, wie von Schmerz und Kummer, welchen die Jugend in ihrer unberathenen Lebhaftigkeit ausgesetzt bleibt. Der profaische Dialog dagegen erinnerte zu sehr an jene französischen Operetten, denen wir zwar ein freundliches Andenken zu gönnen haben, indem sie zuerst ein heiteres singbares Wesen auf unser Theater herüberbrachten, die mir aber jetzt nicht mehr genügen wollten, als einem eingebürgerten Italiener, der den melodischen Gesang durch einen recitirenden und declamatorischen wenigstens wollte verknüpft sehen. In diesem Sinne wird man nunmehr beide Opern bearbeitet finden; ihre Compositionen haben hier und da Freude gemacht, und so sind sie auf dem dramatischen Strom auch zu ihrer Zeit mit vorübergeschwommen.

„Gewöhnlich schilt man auf die italienischen Texte, und das zwar in solchen Phrasen, wie einer dem anderen nachsagen kann, ohne was dabei zu denken; sie sind freilich leicht und heiter, aber sie machen nicht mehr Forderungen an den Componisten und an den Sänger, als in wie weit beide sich hinzugeben Lust haben. Ohne

hierüber weitläufig zu sein, erinnere ich an den Text der „Heinlichen Heirat“; man kennt den Verfasser nicht, aber es war einer der geschicktesten, die in dieser Sache gearbeitet haben, wer er auch mal gewesen sein. In diesem Sinne zu handeln, in gleicher Freiheit nach bestimmten Zwecken zu wirken, war meine Absicht, und ich wußte selbst nicht zu sagen, inwiefern ich mich meinem Ziel genähert habe. Leider aber war ich mit Freund Kayser seit geraumer Zeit schon in einem Unternehmen besangen, das nach und nach immer bedenklicher und weniger ausführbar schien.

„Man vergegenwärtige sich jene sehr unschuldige Zeit des deutschen Opernweins, wo noch ein einfaches Intermezzo wie die *Serva Padrona* von Pergolese Eingang und Beifall fand. Damals nun producirte sich ein deutscher Buffo, Namens Berger, mit einer hübschen, stattlichen, gewandten Frau, welche in deutschen Städtchen und Ortschaften mit geringer Verkleidung und schwacher Musik im Zimmer mancherlei heitere aufregende Vorstellungen gaben, die dann freilich immer auf Betrug und Beschämung eines alten verliebten Pechen anslaufen mochten.

„Ich hatte mir zu ihnen eine dritte mittlere, leicht zu besetzende Stimme gedacht, und so war denn schon vor Jahren das Singpiel „Scherz, List und Rache“ entstanden, das ich an Kayser nach Zürich schickte, welcher aber als ein ernster, gewissenhafter Mann das Werk zu redlich angriff und zu ausführlich behandelte. Ich selbst war ja schon über das Maß des Intermezzo hinausgegangen, und das kleinlich scheinende Sujet hatte sich in so viel Singstücke entfaltet, daß selbst bei einer vorübergehenden sparbaren Musik drei Personen kaum mit der Darstellung wären zu Ende gekommen. Nun hatte Kayser die Arien ausführlich nach altem Schnitt behandelt, und man darf sagen stellenweise glücklich genug, wie nicht ohne Armuth des Ganzen. Allein wie und wo sollte das zur Erscheinung kommen? Unglücklicherweise litt es nach früheren Mäßigkeitsprincipien an einer Stimmemagerkeit; es stieg nicht weiter als bis zum Terzett, und man hätte zuletzt die Theriatsbüchsen des Doctors gern beleben mögen, um ein Chor zu gewinnen. Alles unser Bemühen daher, uns im Einfachen

und Beschränkten abzuschließen, ging verloren, als Mozart antrat. Die „Entführung“ aus dem *Serail* schlug Alles nieder, und es ist auf dem Theater von unserm so sorgsam gearbeiteten Stück niemals die Rede gewesen.“

Dieser „Bericht“ stammt aus der späteren Redaction vom Jahre 1829 und faßt Mancherlei zusammen, was damals noch nicht so klar vor Goethe's Augen liegen konnte. Die „Entführung“ ist zuerst im Juli 1782 aufgeführt worden — bei der Langsamkeit der damaligen Verbreitung neuer Werke mag sie noch nicht nach Weimar gelangt gewesen sein — jedenfalls hatte sie im Jahre 1787 doch schon ihre Wirkung gethan, aber offenbar nicht in dem Grade, daß sie viele Bemühungen von vornherein vereitelt hätte, die lange nach ihrem Erscheinen an den Tag traten, wie denn das beim Erscheinen aber der größten Meisterwerke sich überall wiederholt. Die Bewunderung Mozarts gehört aber zu den musikalisch bezeichnendsten Aeußerungen Goethe's — wir werden noch oft Veranlassung finden, darauf zurückzukommen, da sie sich bei den verschiedensten Veranlassungen kund giebt.

„Die Gegenwart unseres Kayser's,“ fährt Goethe fort, „erhöhte und erweiterte nur die Liebe zur Musik, die sich bisher nur auf theatrale Exhhibitionen eingeschränkt hatte. Er war sorgfältig, die Kirchenfeste zu bemerken, und wir fanden uns dadurch veranlaßt, auch die an solchen Tagen aufgeführten solennen Musiken mit anzuhören. Wir fanden sie freilich schon sehr weltlich, mit vollständigstem Orchester, obgleich der Gesang noch immer vorwaltete. Ich erinnere mich, an einem Cäcilientage zum ersten Mal eine Bravourarie mit eingreifendem Chor gehört zu haben; sie that auf mich eine außerordentliche Wirkung, wie sie solche auch noch immer, wenn dergleichen in den Opern vorkommt, auf das Publikum ausübt.“

Zu Anfang des Jahres 1788 sehen wir, daß Goethe während des Druckes seiner gesammelten Werke sich mit seinen Singpielen eifrig beschäftigt. Den 10. Januar schreibt er: „Erwin und Elmire kommt mit diesem Brief; möge dir das Stückchen auch Vergnügen machen! Doch kann eine Operette, wenn sie gut ist, niemals im Lesen genug thun; es muß die Musik erst

dazu kommen, um den ganzen Begriff auszudrücken, den der Dichter sich vorstellte. Claudine kommt bald nach. Beide Stücke sind mehr gearbeitet, als man ihnen ansieht, weil ich erst recht mit Kayser die Gestalt des Singspiels studirt habe. Du wirst bald sehen, daß Alles aufs Bedürfniß der lyrischen Bühne gerechnet ist, das ich erst hier zu studiren Gelegenheit hatte: alle Personen in einer gewissen Folge, in einem gewissen Maß zu beschäftigen, daß jeder Sänger Ruhepunkte genug habe u. s. w. Es sind hundert Dinge zu beobachten, welchen der Italiener allen Sinn des Gedichts aufopfert; ich wünsche, daß es mir gelungen sein möge, jene musikalisch-theatralischen Erfordernisse durch ein Stückchen zu befriedigen, das nicht ganz unsinnig ist. Ich hatte noch die Rücksicht, daß sich beide Operetten doch auch müssen lesen lassen, daß sie ihrem Nachbar Egomont keine Schande machten. Ein italienisches Opernbüchlein liest kein Mensch als am Abend der Vorstellung, und es in einen Band mit einem Trauerspiel zu bringen, würde hier zu Lande für ebenso unmöglich gehalten werden, als daß man deutsch singen könne.

Bei Erwin muß ich noch bemerken, daß du das trochäische Silbenmaß, besonders im zweiten Act, öfter finden wirst; es ist nicht Zufall oder Gewohnheit, sondern aus italienischen Beispielen genommen. Dieses Silbenmaß ist zur Musik vorzüglich glücklich, und der Componist kann es durch mehrere Tact- und Bewegungsarten dergestalt variiren, daß es der Zuhörer nie wieder erkennt; wie überhaupt die Italiener auf glatte, einfache Silbenmaße und Rhythmen ausschließlich halten.“

Daran schließen sich folgende Zeilen vom 6. Februar: „Da ich nun die Bedürfnisse des lyrischen Theaters genauer kenne, habe ich geacht, durch manche Anfertigungen dem Componisten und Actoren entgegenzuarbeiten. Das Zeug, worauf gesiebt werden soll, muß weite Fäden haben, und zu einer komischen Oper muß es absolut wie Marli* gewoben sein. Doch hab ich bei dieser wie bei Erwin

auch fürs Lesen gesorgt. Genug, ich habe gethan, was ich konnte.“

Mit welcher nachhaltigen Ernst hat sich Goethe diesen Aufgaben gewidmet — bei welchem großen Dichter wäre eine ähnliche Theilnahme dafür zu finden?

Durch Kayser, der sich für die älteren italienischen Schulen interessirte und auf den Bibliotheken danach forschte, wurde er nun auch der Kirchenmusik näher gebracht. „Morgen früh ist päpstliche Capelle, und die famosen Musiken sangen an, die nachher in der Charwoche auf den höchsten Grad des Interesse steigen. Ich will nun jeden Sonntag früh hin, um mit dem Stil bekannt zu werden. Kayser, der diese Sachen eigentlich studirt, wird mir den Sinn wohl darüber aufschließen. Wir erwarten mit jeder Post ein gedrucktes Exemplar der Gründonnerstagsmusik von Zürich, wo sie Kayser zurückerließ. Sie wird alsdenn erst am Clavier gespielt und dann in der Capelle gehört.“ Dann heißt es (1. März 1788): „Sonntags gingen wir in die Sixtinische Capelle. Es ward ein altes Motett, von einem Spanier Morales componirt, gesungen, und wir hatten den Vorhmad von dem, was nun kommen wird. Kayser ist auch der Meinung, daß man diese Musik nur hier hören kann und sollte, theils weil nirgends Sänger ohne Orgel und Instrument auf einen solchen Gesang geübt sein könnten, theils weil er zum antiken Inventarium der päpstlichen Capelle und zu dem Ensemble der Michel Angelos: des jüngsten Gerichts, der Propheten und biblischen Geschichte, einzig passe. Kayser wird dereinst über alles dieses bestimmte Rechnung ablegen. Er ist ein großer Verehrer der alten Musik und studirt sehr fleißig Alles, was dazu gehört.“

„So haben wir eine merkwürdige Sammlung Psalmen im Hause; sie sind in italienische Verse gebracht und von einem italienischen Nobile, Benedetto Marcello, zu Anfang dieses Jahrhunderts in Musik gesetzt. Er hat bei vielen die Intonation der Juden, theils der spanischen, theils der deutschen, als Motiv angenommen, zu anderen hat er alte griechische Melodien zu Grunde gelegt und sie mit großem Verstand, Kunstkenntniß und Mäßigkeit ausgeführt. Sie sind theils als Solo, Duett, Chor gesetzt und unglaublich ori-

* Marli oder Marly, ein gitter- oder nehmiges, etwas steifes Gewebe (benannt nach dem Dorfe Marli-la-Machine, wo jenes Zeug zuerst verfertigt wurde). (Hegnle's Fremdwörterbuch.)

gineil, ob man gleich sich erst einen Sinn dazu machen muß. Kayser schätzte sie sehr und wird einige daraus abschreiben.“

Den 22. März 1788. „Die Capellmusik ist unentbehrlich schön. Besonders das Riserere von Allegri und die sogenannten Improperien,* die Vorwürfe, welche der gekreuzigte Gott seinem Volke macht. Sie werden Charfreitag früh gesungen. Der Augenblick, wenn der aller seiner Pracht entkleidete Papst vom Thron steigt, um das Kreuz anzubeten, und alles Uebrige an seiner Stelle bleibt, Jedermann still ist und der Chor anfängt: *Populus meus, quid feci tibi?* ist eine der schönsten unter allen merkwürdigen Functionen. Das soll nun Alles mündlich angeführt werden, und was von Musik transportabel ist, bringt Kayser mit.“

Hiermit endigt das, was die italiemische Reise, die mit dem zweiten Aufenthalt in Rom abschließt, von musikalischen Dingen enthält. Der folgende Aufsatz: „Ueber Italien, Fragmente eines Reisejournals,“ beginnt mit einer längeren Auseinandersetzung des „Volksgejanges“ daselbst. Der Gesang der Gondoliere in Venedig (von welchem schon die Rede war), die Ritorcelli, Vaudevilles, Romanze in Rom, das geistliche dialogisirte Lied (zu welchem eine Beilage in Noten gegeben ist), die Tarantella bilden die einzelnen Abschnitte. Der echte Goethe mit seinem Drang nach Wiffen und Klarheit, mit dem Antheil, den er allen höheren volksthümlichen Aeußerungen entgegenbringt, mit der Schärfe der Beobachtung, die ihm eigen, liebt sich aus jeder Zeile heraus. Doch ist das Ganze unserer Zwecken weniger entsprechend, und ich ziehe vor, den geneigten Leser darauf hinzuweisen, als den langen Aufsatz mit seinen poetischen Citaten hier abdrucken zu lassen.**

Das gemeinsame Arbeiten mit Kayser hörte nach Goethe's Rückkehr von Italien auf, und nach einem vernünftigen Versuch, den Componisten am Weimarer Hofe ein Glück machen zu lassen, verschwindet

derselbe aus dem Gesichtskreis des Jugendfreundes, der es offenbar sehr gut mit ihm gemeint hatte. Was uns Herr Burckhardt in seinem interessanten kleinen Buche über sein späteres Leben mittheilt, läßt nicht an die Möglichkeit glauben, daß er das Zeug zu einem Operncomponisten besessen — auch die in den Beilagen gegebenen Gesänge von ihm gehen nicht über die Schablone der Zeit hinaus. Wenn Goethe durch das Berunglückte der mit ihm angestellten Versuche sein Interesse an lyrisch-dramatischen Arbeiten für längere Zeit verloren hätte, es könnte uns nicht wundern. Dem war aber nicht so. Im Jahre 1789 dichtete er den „Großkophtha“ als Oper, „wozu der Gegenstand vielleicht besser als zu einem Schauspiel getaugt hätte,“ sagt er in den Annalen. Und fährt dann fort: „Diese reine Opernform, welche vielleicht die günstigste aller dramatischen bleibt, war mir so eigen und gelänfig geworden, daß ich manchen Gegenstand darin behandelte. Ein Singpiel: ‚Die ungleichen Hausgenossen‘, war schon ziemlich weit gediehen. Sieben handelnde Personen, die aus Familienverhältniß, Wahl, Zufall, Gewohnheit auf einem Schloß zusammen verweilten oder von Zeit zu Zeit sich daselbst verjammelten, waren deshalb dem Ganzen vortheilhaft, weil sie die verschiedensten Charaktere bildeten, in Wollen und Können, Thun und Lassen völlig einander entgegenstanden, entgegenwirkten und doch einander nicht loswerden konnten. Arien, Lieder, mehrstimmige Partien daraus vertheilte ich nachher in meine lyrischen Sammlungen und machte dadurch jede Wiederaufnahme der Arbeit unmöglich.“ Es war immer und immer wieder der echte Tonidichter, der ihm mangelte, und während in Wien Mozart Berge von Schifaneder mit unsterblichen Tönen bescheidete, fand Goethe bei dem besten Willen Niemanden, der irgendwie fähig, ihm genug zu thun. Als er im Jahre 1791 die Leitung des Hoftheaters übernommen, begünstigte ihn, wie er in den Annalen mittheilt, „gar sehr jene Neigung zur musikalischen Poesie“. Aber sie führte nur zu allgemein praktischen Resultaten, nicht zur Realisirung seiner vielgepflegten persönlichen Wünsche. „Einer Unzahl italiemischer und französischer Opern eilte man deutschen Text

* Von Palestrina.

** Der Aufsatz war zuerst in Wieland's „Deutschem Merkur“ erschienen, zwanzig Jahre vor Veröffentlichung der „Italiemischen Reise“.

unterzulegen“ (wobei Vulpus mitarbeitete), „auch gar manchen schon vorhandenen zu besserer Singbarkeit umzuschreiben. Die Partituren wurden durch ganz Deutschland verschickt. Fleiß und Lust, die man dabei angewendet, obgleich das Andenten völlig verschwunden sein mag, haben nicht wenig zur Verbesserung deutscher Operntexte mitgewirkt.“ Und vom Jahre 1792 erzählt er: „Dittersdorf's Opern“ (hätte er doch den frischen Tonsetzer in seiner Nähe gehabt!), „dem singenden Schauspieler leicht, dem Publikum anmuthig, wurden mit Aufmerksamkeit gegeben. Bedeutendes aber geschah, als wir schon zu Anfang des Jahres Mozart's, Don Juan und bald darauf, Don Carlos' von Schiller aufführen konnten.“ Dieser Gleichstellung Mozart's den Größten, die in der Kunst und in der Poesie dagewesen, werden wir noch oft begegnen.

Unterdessen hatten sich Beziehungen zu einem Tonsetzer angeknüpft, welche mehr noch in literarischer als in musikalischer Beziehung gar manchem Wechsel unterlagen, zu dem bekannten Capellmeister Johann Friedrich Reichardt, der als Componist, Kritiker, Revisor, Erzähler, Revolutionär viel von sich zu sprechen gab. Er war jedenfalls ein ungewöhnlich begabter Mann, von bedeutendem musikalischen Talent, der Kunst und Leben geistreich aufzufassen wußte. Dünker hat in seinem interessanten Buche: „Aus Goethe's Freundeskreise“, aufs eingehendste alle die verschiedenen Begegnungen des Musikers mit dem Dichter erzählt — letzterer giebt in den Annalen unter dem Jahre 1795 folgendes Resumé seiner Beziehungen zu ihm: „Man war, ungeachtet seiner vor- und zudringlichen Natur, in Rücksicht auf sein bedeutendes Talent, mit ihm in gutem Vernehmen gestanden; er war der Erste, der mit Ernst und Stetigkeit meine lyrischen Arbeiten durch Musik ins Allgemeine förderte, und ohnehin lag es in meiner Art, aus herkömmlicher Dankbarkeit unbequeme Menschen fortzudulden, wenn sie mir es nicht gar zu arg machten, alsdann aber meist mit Ungehörigem ein solches Verhältniß abzubrechen. Nun hatte sich Reichardt mit Wuth und Angrimm in die Revolution geworfen; ich aber, die gräulichen, unaufhaltbaren Folgen solcher gewaltthätig aufgelösten Zustände mit Augen

schauend und zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durch und durch blickend, hielt ein für allemal an Bestehenden fest, an dessen Verbesserung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verständigen ich mein Leben lang bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und konnte und wollte diese Gesinnung nicht verhehlen.

„Reichardt hatte auch die Lieder zum ‚Wilhelm Meister‘ mit Glück zu componiren angefangen, wie denn immer noch seine Melodie zu: Kennst du das Land, als vorzüglich bewundert wird. Unger (Goethe's damaliger Verleger) theilte ihm die Lieder der folgenden Bände mit, und so war er von der musikalischen Seite unser Freund, von der politischen unser Widersacher; daher sich im Stillen ein Bruch vorbereitete, der zuletzt unaufhaltjam an den Tag kam.“

Die Einzelheiten dieses Zerwürfnisses, die sehr pikanter Natur sind und bei welchen Schiller, dem Reichardt unerträglich war, sich keineswegs als ein Marquis Poja zeigte, gehören nicht in unsere Aufgabe. Es genügt, daß es zu einem eigentlichen Zusammenarbeiten Goethe's mit dem Componisten nicht kam, daß aber letzterer doch der Musiker bleibt, der, wenigstens quantitativ, sich mehr als irgend ein anderer der Goethe'schen Poesien für seine Zwecke bemächtigte. Er hat drei voluminöse Hefte von Goethe'schen Liedern, Balladen, Oden herausgegeben, in welchen sich sogar Fragmente aus größeren Dichtungen befinden, die in Musik zu setzen Niemandem seit jener Zeit eingefallen — auch von den Singspielen hat er die meisten auf eine oder die andere Weise componirt. Einige Betrachtungen an dieselben anzuknüpfen, kann ich nicht unterlassen.

Als Liedercomponist gehörte Reichardt sicherlich zu den Ersten seiner Zeit — höchst bemerkenswerth sind die Fortschritte, die man in seinen veröffentlichten Productionen dieser Gattung beobachten kann. In einem früheren Hefte: „Lieder der Liebe und der Einsamkeit“, wechseln manche ausdrucksvolle, auch rhythmisch interessante ab mit ganz gewöhnlichen, ja philiströsen: — Begleitung im besseren Sinne ist aber kaum vorhanden — nicht immer auch nur eine vollständige harmonische Grundlage, wobei man freilich ins Auge fassen muß,

daß trotz der aufs sorgfältigste ausgeführten kleinsten Compositionen eines Haydn oder Mozart namentlich in Norddeutschland sich eine Art von Schreibweise erhielt, die dem Begleiter von Vocalmusik allzu viel zur Ausfüllung überließ. Eine ganz andere Physiognomie tragen die drei dicken Bände, die bei Breitkopf und Härtel unter dem Titel: „Goethe's Lieder, Oden“ zc. veröffentlicht sind. In diesen Compositionen zeigt sich Reichardt fast als ein Vorläufer Franz Schubert's. Einzelne Stücke sind ganz vortrefflich, die Begleitung ist oft sehr lebendig, im besten Sinne modern; eine freie, prägnante Declamation macht sich vielfach geltend, und Melodien spontanster Eingebung geben manchen Liedern einen dauernden Werth. Doch sind die Sachen wiederum sehr ungleich, und in der Totalität ist die Erfindung nicht hervorragend. Von den Singspielen war mir nur beschieden „Erwin und Elmire“ und „Jery und Bätely“ kennen zu lernen. Der Clavierauszug des ersteren, dem eine überchwängliche Widmung an den Dichter vorhergeht (vom Jahre 1793), ist in jener dürftigen Weise gehalten, die wir aus jener Zeit kaum mehr begreifen. Die lyrischen Stücke sind hübsch, natürlich, lebendig — die Arien aber stehen zu ihnen weder in einem inneren noch äußeren Verhältniß. Sie sind gespreizt und doch gewöhnlich, ganz und gar nach italienischer Schablone — die Recitative, für welche freilich die italienische Umarbeitung einen unendlichen Stoff geliefert hatte, sind tödlich langweilig. Auch in „Jery und Bätely“ finden sich frische kurze Gesänge — die der Musik zugetheilten dramatischen Momente sind aber gar nicht im Clavierauszug enthalten. In dieser Gestalt ist er nur für die unschuldigste Hausmusik bestimmt. „Clandine von Villa Bella“ habe ich mir nicht verschaffen können — sie soll in Berlin mit Erfolg aufgeführt worden sein — keinesfalls war es ein nachhaltiger. Die Arien „Scelte dell' Opera Rosimunda“, die ich durchgespielt, scheinen mir wie die aus „Erwin“ zu beweisen, daß Reichardt gleich Kaumann, Graun und so manchen Anderen den floskelhaften Stil der italienischen Opera seria jener Zeit sich zu eigen gemacht, von dem sich ja noch einzelne Muster in Mozart'schen Opern (im „Idomineo“ und

im „Titus“) finden und der durch die virtuosenhaften Gewohnheiten der Sänger die Bühne so lange beherrschte. Die Fähigkeit, größere Aufgaben in bedeutender Weise zu lösen, war Reichardt offenbar nicht gegeben, trotzdem einige seiner zahlreichen längst verschollenen Opern bei Lebzeiten des Componisten einen großen Erfolg gehabt — ist doch das einzige ausgeführtere Werk, welches längere Zeit dem Namen nach den Musikern bekannt geblieben: „Morgengefang“ (aus Milton), heutigen Tages nicht mehr ausführbar.

Daß ein näheres Zusammenwirken Goethe's und des Componisten letzteren gehoben, ersteren angeregt haben würde, glaube ich kaum. Es ist aber eine müßige Frage. Denn abgesehen von Allem, was den Verkehr der beiden Männer durch ihre so verschiedenartigen Naturen erschwert hätte, fällt in die Blüthezeit Reichardt's die Anknüpfung eines Verhältnisses zu einem anderen Musiker, dem Goethe bis an sein Lebendense treu geblieben, obgleich er für seine musikalischen höheren Zwecke sich unfruchtbar gezeigt, — dieser Musiker war Zelter.

*
*
*

Das freundschaftliche Verhältniß zwischen einem der größten Genies aller Zeiten und Völker und einem Tonkünstler von sehr mäßiger Bedeutung, eine Verbindung, die sich durch mehr als dreißig Jahre hinzieht und an Innigkeit und Vertraulichkeit stets wächst, hat etwas so Wunderbares, daß man sich vor Allem über die Möglichkeit desselben ins Klare setzen muß. Als Einleitung gebe ich das, was Goethe und Zelter selbst darüber ausgesprochen haben. Ersterer sagt in seinen Tag- und Jahresheften:

„Auch mit Zelter ergab sich ein näheres Verhältniß; bei seinem vierzehntägigen Aufenthalt war man wechselseitig in künstlerischem und sittlichem Sinne um Vieles näher gekommen. Er befand sich in dem seltsamsten Drange zwischen einem ererbten, von Jugend auf geübten, bis zur Meisterschaft durchgeführten Handwerk, das ihm eine bürgerliche Existenz ökonomisch versicherte, und zwischen einem eingeborenen, kräftigen, unwiderstehlichen

Kunsttriebe, der aus seinem Individuum den ganzen Reichtum der Tonwelt entwickelte. Jenes treibend, von diesem getrieben, mit jenem eine erworbene Fertigkeit besitzend, in diesem nach einer zu erwerbenden Gewandtheit bestrebt, stand er nicht etwa wie Herkules am Scheidewege zwischen dem, was zu ergreifen oder zu meiden sein möchte, sondern er ward von zwei gleich werthen Mäßen hin- und hergezogen, deren eine sich seiner bemächtigt, deren andere er dagegen sich anzueignen wünschte. Bei seinem reiflichen, tüchtig bürgerlichen Ernst war es ihm ebenso sehr um sittliche Bildung zu thun, als diese mit der ästhetischen so nahe verwandt, ja ihr verkörpert ist und eine ohne die andere zu wechselseitiger Vollkommenheit nicht gedacht werden kann.

„Und so konnte ein doppelt wechselseitiges Bestreben nicht außen bleiben, da die weimarischen Kunstfreunde sich fast in demselben Falle befanden: wozu sie nicht geschaffen waren, hatten sie zu leisten, und was sie Angeborenes zu leisten wünschten, schien immerfort unverfügt zu bleiben.“

Zelter aber schrieb am 1. August 1820, nach mehr als zwanzigjähriger Verbindung mit dem Dichter, Folgendes:

„Was Goethe betrifft, so mag ein so dauerhaft vertrautes Freundschaftsband mit diesem außerordentlichen Manne manche Vermuthung veranlaßt haben, insofern Brüderschaften ohne Blutsverwandtschaft wohl nur beim Trunt entstehen, und so gedenke ich die Veranlassung dazu hier niederzulegen.“

„Im letzten Behnter des vorigen Jahrhunderts waren einige meiner Lieberweisen diesem Freunde zu Ohren gekommen. Da mir die Unzufriedenheit der meisten Dichter mit ihren Componisten von Alters her nicht unbekant und es mir so leicht geworden war, Goethe'sche Verse zur Uebung in Musik zu setzen, so gestehe ich gern den angenehmen Schreck, den ich durch des Dichters Beifall empfand.“

„Was ich von seiner Persönlichkeit aus der Tradition wußte, wo nicht selbst die Opposition anerkannter Zeitgenossen gegen die Wirkung seiner Schriften, rührte den tiefsten Grund in mir auf. Ich hatte Partei genommen für ihn, ohne jagen zu können wie und warum, und mein Glaube an jene Opposition, in der ich manchen

persönlichen Freund zählte, verlor sich endlich ganz.“

„Als nun Schiller seinen ersten Almanach herausgab, erhielt ich den Auftrag, mehrere Goethe'sche Gedichte für diesen Almanach in Noten zu setzen, unter welchen sich ‚Der Gott und die Bajadere‘ und andere auszeichnet haben.“

„Dadurch entstand ein wo nicht lebhafter, doch zusammenhängender Briefwechsel, aus dessen scheinbar leichten Andeutungen ich eifrigst zu errathen suchte, was der Dichter leisten wollen und was erreicht war.“

„Außerdem wurde auch wohl über häusliche Zustände berichtet, von meinem Thun und Treiben und schweren Leiden, woran Goethe den Antheil eines alten Freundes nahm, der mir so wohlthätiger werden mußte, da ich von meinen Jugendgefährten theils durch den Tod, theils durch weite Entfernung getrennt war.“

„Am 12. November 1812 berichtete ich den Tod meines ältesten Sohnes, den Goethe persönlich gekannt und der sich an dem nämlichen Morgen durch einen Pistolenschuß entleibt hatte.“

„Auf diesen kurzen Brief folgte eine schnelle Antwort, die mich wie einen Schicksalsbruder mit dem vertraulichsten Du anredete.“

„Da ich denken mußte, daß eine solche Benennung wohl nur momentan aus Menschlichkeit und Antheil eines erschütterten Herzens heraufgesprungen, beantwortete ich diesen Brief zwar mit der Ergießung einer übervollen Brust, doch mit verdoppelter Ehrfurcht gegen einen von mir aufs höchste verehrten Mann.“

„Goethe's Briefe aber folgten in dieser Zeit oft genug auf einander, daß ich denken durfte, an der Stelle eines verlorenen Sohnes einen lebendigen Bruder gewonnen zu haben.“

„Es würde vergebens sein, den vernichtenden Schmerz von einer Seite und von der anderen den mächtigen Trostgewinn darzustellen. Aus der tiefsten Trauer, die auch meinem Leben drohte, fand ich mich erhoben, und entschlossen ergriff ich wieder und allein mein gutes Nest und ward gerettet.“

„Wenn ich mich nun der vertrauten Freundschaft dieses ewigen Dichters durch meine Kunst und manches Leidens rühme,

so verzeihe ich mir diesen Ruhm gar zu gern, da man sich doch von redlicher Freundschaft lieber etwas überschätzt als gleichgültig gehalten.“

Nach der sechs Bände umfassenden Correspondenz Goethe's mit Zelter, in welcher die Briefe des letzteren die zahlreicheren sind, und aus der Kenntniß seiner Compositionen ist es nicht schwer, sich ein Bild des Mannes zu entwerfen, dem die Unsterblichkeit zu Theil geworden, weil Goethe sein Freund und Mendelssohn sein Schüler gewesen. Was vor Allem hervortritt, ist eine derbe Naturwüchsigkeit, die eines Stückes Humor nicht ermangelte, und die er sich erhielt, ja nicht ohne Absicht in hervortretender Weise steigerte, nachdem er die Erfahrung gemacht, daß sie ihm zu Statten kam. Von Genialität keine Spur, wohl aber eine kräftige Tüchtigkeit. Er besaß jene angeborene Menschenkenntniß, die man öfters bei Leuten findet, welche aus den weniger gebildeten Gesellschaftsclassen hervorgegangen sind. Ueberhaupt sah und hörte er sich Alles mit vieler Unbefangenheit an und hatte einen klaren Blick, der sich nur trübte, wenn seine Eitelkeit ins Spiel kam — denn er hatte davon ein gut Stück, wie die meisten Autodidakten. Ein tiefes Empfinden war schwerlich seine Sache — oder war es eine unverwüßliche Gemüthsgeundheit, die ihm über die schwersten Schicksalsschläge schnell hinweghalf? Auch scheint er nicht viel Wärme in seinen Beziehungen zu den Menschen gehabt zu haben, abgesehen von der Anbetung Goethe's, was nicht ausschloß, daß er sich oft dienstwillig, ja hülfreich zeigt. Er soll seine Lieder, auch als seine Stimme schon gebrochen war, ausdrucksvoll vorgetragen haben. Die Sprache stand ihm in hohem Grade zu Gebote — sein Urtheil ist scharf, und er geht den Dingen unmittelbar zu Leibe — aber er steht in vielen Fällen nicht hinreichend über ihnen. Viel Sinn hatte er auch für die realen Lebensfreuden: eine starke Genußfähigkeit, einen frischen Trieb zu lebhafter, ja wohl auch geräuschvoller Geselligkeit. Trotz einem ziemlich anmaßenden bürgerlichen Selbstbewußtsein wußte er den Einfluß der Mächtigen aller Art wohl zu schätzen und sie zu seinen Zwecken mit Schlaueit zu benutzen. Er hatte sich durch die

Kraft seiner Individualität im damaligen Berlin eine Stellung gemacht, die ihm heutigen Tages schwerlich mehr gegönnt sein würde, — die er als Tonkünstler auch damals nicht hätte erringen können, wenn er nicht zu gleicher Zeit ein Stück Baumeister gewesen, als welcher er denn bei vielen Dingen mitreden und mitthun konnte, die man als wichtige der Musik gegenüber bezeichnet. Großen Einfluß gewann er sich durch seine Stellung als Director der Singakademie, eines Institutes, das damals in Deutschland noch sehr einsam dastand und trotz der alljährlichen Wiederaufführung von Graun's „Tod Jesu“ für die Theilnahme an Bach und Händel Bedeutendes leistete. Auch seine Liedertafel, vielleicht die früheste in Deutschland entstandene, führte ihm Männer zu von großer persönlicher Bedeutung, wenn sie auch als Vocalisten nicht viel geleistet haben mögen. Und zu alledem kam nun die Beziehung zu Goethe!

Was nun seine musikalischen Fähigkeiten betrifft, so waren dieselben mäßig — aber er hatte das Handwerk der Tonkunst gründlich gelernt und tüchtig geübt, und eine natürliche melodische Erfindungsgabe war ihm gegeben, wenn sie sich auch selten erhob über das, was allgemain gang und gäbe. Größeren Aufgaben war er nicht gewachsen — aber unter seinen Liedern finden sich manche von größerer Innigkeit, als man es ihm zutrauen sollte. Unge sucht, gesund ist das Meiste — Einzelnes doch von unglaublicher Geschmacklosigkeit (wie z. B. eine lange Bravourarie für Baß am Ende der „Theilung der Erde“ von Schiller auf die Worte: „So oft du kommst, er soll dir offen sein“). Am besten gelingen ihm, wie es sein ganzes Wesen mit sich brachte, derbereitere Gesänge — und so gipfelt denn auch seine Tondichtung in seinen Männerchorliedern. In diesen weiß er contrapunktische Fertigkeit und eine scharfe declamatorische Auffassung mit witzigem Humor zu vereinen — einige derselben sind kleine Meisterwerke und verdienen keineswegs so vergessen zu sein, wie sie es sind. Denn sie entsprechen einer wesentlichen Seite des Männergesanges, der geselligen Heiterkeit, besser als die vielen Sentimentalitäten, die gegenwärtig Mode sind. In Compositionen dieser Gattung wie in gewissen

kurzen heiteren, frischen Vocalquartetten für gemischten Chor kann man dem auch in Mendelssohn'schen Arbeiten den Einfluß seines Lehrers wahrnehmen — freilich nur in diesen.

Durch die Gattin seines damaligen Verlegers, Frau Unger in Berlin, scheint Goethe zuerst Compositionen von Zelter kennen gelernt zu haben. Er schreibt: „Seine Melodie des Liedes ‚Ich denke dein‘ hatte einen unglaublichen Reiz für mich, und ich konnte nicht unterlassen, selbst das Lied dazu zu dichten, das in dem Schiller'schen Musenalmanach steht.“ Er entlehnte in diesem Lied („Nähe des Geliebten“) der vergessenen Dichterin, Frau Bron geb. Münter, den das Ganze durchziehenden Gedanken, das Versmaß, ja theilweise den Reim, wie er auch Volkslieder umdichtete und ihrer Naturwüchsigkeit die Vollendung der Form gesellte. — Goethe fügt in jenem Briefe hinzu: „Musik kann ich nicht beurtheilen, denn es fehlt mir an der Kenntniß der Mittel, deren sie sich zu ihren Zwecken bedient, und ich kann nur von der Wirkung sprechen, die sie auf mich macht, wenn ich mich ihr rein und wiederholt überlasse, und so kann ich von Herrn Zelter's Compositionen meiner Lieder sagen, daß ich der Musik kaum solche herzliche Töne zugetraut hätte.“

Wie wir früher sahen, spricht sich Goethe in Bezug auf die Kenntniß der musikalischen Mittel nicht immer so bescheiden aus. Herzliche Töne kann man manchen Zelter'schen Liedern auch heute noch zugestehen. Wenn man aber überhaupt die Gesänge jener Zeit beurtheilen will, muß man sich auf einen dem gegenwärtigen Zustande unserer Tonlyrik fernen Standpunkt stellen. Während die Componisten immer mehr, namentlich auch durch den Inhalt der instrumentalen Begleitung, die Gedächtnisse bis ins Einzelne anzumalen, auszudrücken, auszuspinntisieren suchen, überließ man damals dem Sänger, das Colorit für die verschiedenen Strophen der Gedichte ansfindig zu machen, wobei dann die deutlichste Aussprache vor Allen zur Bedingung wurde. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß die poetisch und musikalisch Gebildeten der Schiller-Goethe'schen Zeit (und es hat doch wohl schwerlich an solchen gemangelt!) sich den Vortrag derselben Melodie zehn- bis zwanzig-

mal hätten gefallen lassen, wenn dieselbe in ihrer einfachen Stimmungsweise sich nicht den mannigfachen Nuancierungen des Sängers leicht gefügt hätte. Ich hörte noch manche der Reichardt'schen, Zelter'schen Compositionen durch Eduard Devrient in dieser ihnen ursprünglich zugeordneten Weise vortragen und zwar mit tiefgehender Wirkung. Namentlich die Ballade fügte sich vortrefflich dieser, wenn man will, idealisirten Vankelfängermanier, in welcher die Melodie dem Gedicht als Trägerin dient, während namentlich durch die instrumentale Richtung unserer Zeit das Wort mehr zur Unterlage der musikalischen Bearbeitung wird.

Daß Goethe an Zelter's Melodien sich höchlichst erfreute, zeigt ein Brief vom 11. August 1799. Er schreibt:

„Mit aufrichtigem Dank erwidere ich Ihnen freundlichen Brief, durch den Sie mir in Worten sagen mochten, wovon mich Ihre Compositionen schon längst überzeugt hatten: daß Sie an meinen Arbeiten lebhaften Antheil nehmen und sich manches mit wahrer Reizung zugeeignet haben. Es ist das Schöne einer thätigen Theilnahme, daß sie wieder hervorbringend ist; denn wenn meine Lieder Sie zu Melodien veranlaßten, so kann ich wohl sagen, daß Ihre Melodien mich zu manchem Liede aufgeweckt haben, und ich würde gewiß, wenn wir näher zusammenlebten, öfter als jetzt mich zur lyrischen Stimmung erheben fühlen. Sie werden mir durch Mittheilung jeder Art ein wahres Vergnügen verschaffen.“

„Ich lege eine Production bei, die ein etwas seltsames Ansehen hat. Sie ist durch den Gedanken entstanden, ob man nicht die dramatischen Balladen so ausbilden könnte, daß sie zu einem größeren Singstück dem Componisten Stoff geben. Leider hat die gegenwärtige nicht Würde genug, um einen so großen Aufwand zu verdienen.“

Diese Ballade, die „nicht Würde genug“ haben soll, ist die „Walpurgisnacht“. Und hier, gleich zu Anfang der Verbindung zwischen dem Dichter und dem Musiker, zeigt sich, wie wenig der letztere auf der Höhe stand, die das Verhältniß zu einem wahrhaft fruchtbareren hätte machen können. Denn Zelter antwortet: „Die erste Walpurgisnacht ist ein sehr eigenes Gedicht.“

Die Verse sind musikalisch und singbar.“ (Wirklich?) „Ich wollte es Ihnen in Musik gesetzt hier beilegen und habe ein gutes Theil hineingearbeitet, allein ich kann die Lust nicht finden, die durch das Ganze weht, und es soll lieber noch liegen bleiben.“ Nach dreizehn Jahren spricht er auch wieder davon, berichtet, daß er es zu componiren begonnen, verlangt aber über den historischen Theil Specielleres zu erfahren. Nach den freundlichen Auseinandersetzungen des Dichters — ist weiterhin nicht mehr davon die Rede. Und Goethe's fruchtbarer Gedanke, dem so viel Herrliches hätte entprießen können, der so offenbar zeigt, wie er die musikalischen Mittel, die er „nicht kennt“, mit dem Scharfsinn und dem tiefen Blick des Genies erräth und entdeckt — er war auf dürren Boden gefallen. Und doch gab sich Zelter wunderbaren, wenn auch sich stets wiederholenden Täuschungen über sein Talent hin. Denn er schreibt kurze Zeit nachher an Goethe, daß er zur dramatischen Musik besondere Neigung fühle und glauben dürfe, „daß Großes ihm gelingen könnte“. Der Dichter mag aber doch die Ueberzeugung des Tonsetzers nicht getheilt haben, denn er antwortet: „Man müßte mit dem Componisten zusammenleben und für ein bestimmtes Theater arbeiten, sonst kann nicht leicht aus einer solchen Unternehmung etwas werden. Uebrigens lebe ich in keiner musikalischen Sphäre, wir reproduciren das ganze Jahr bald diese, bald jene Musik, aber wo keine Production ist, kann eine Kunst nicht lebendig empfunden werden.“

In späteren Jahren bittet Zelter um den Text zu einem Oratorium. Diesmal verhält sich Goethe nicht ablehnend und entwirft einen fast allzu großartigen Plan, der das ganze Christenthum umfaßt. Es wird jedoch wieder nichts daraus, so wenig wie aus irgend einer anderen bedeutenderen Aufgabe. Gedichte für seine Liedertafel, für die Zelter nie aufhört beim Dichter anzuklopfen, liefert dieser mit der unendlichen Bonhommie, die ihm eigen war.

Die Verbindung zwischen den beiden Freunden, wie sie aus ihren Briefen hervorgeht, wird mehr als irgend eine andere Quelle uns Goethe's Antheil an der Tonkunst durch eine lange Reihe von Jahren aufs reichlichste zuführen — ein gemeinsames Schaffen höherer Art kam nicht zur Erscheinung.

Fragt man sich nun, wie es kam, daß Goethe mit einem Manne, der tief unter ihm stand, so innig und andauernd den freundschaftlichsten Verkehr aufrecht erhalten mochte, so finden sich hierfür Gründe mannigfachster Art. Zelter war, was der Dichter „eine Natur“ nannte, seine derbe sarkastische Weise berührte ihn wohlthuend — denn ein Stück Frankfurterthum ist ihm innerlich gewiß nie abhanden gekommen — und Aeußerungen, die diesen Charakter trugen, mußten etwas Erfrischendes für ihn haben in der übermäßig gebildeten Atmosphäre, in der er athmete. Dann war der Musiker Zelter ihm interessant, da er ihm von Dingen redete und erzählte, für welche er Niemanden in seiner Nähe hatte. Auch der Berliner Großstädter konnte ihm allerlei Mittheilungen machen, die ihn in der engen Weimarer Abgeschlossenheit unterhielten. Schließlich aber war Zelter doch ein Mann in des Wortes bester Bedeutung — ein Charakter — und die unendliche ungeheuchelte Verehrung desselben, die aufrichtige Liebe, mit der er sich ihm hingab, mußte dem Dichter wohlthun, trotz oder neben aller Anbetung, die ihm so vielfach zu Theil wurde. Zelter wußte die Freundschaft des großen Mannes nicht allein zu schätzen, sondern auch zu benutzen — das schließt aber nicht aus, daß sie sein Lebensodem war. Einige Tage nach Goethe's Tode trat Felix Mendelssohn zu mir ins Zimmer (es war in Paris) mit verweinten Augen und kündigte mir die ernste Nachricht an. „Nun wird auch Zelter nicht lange mehr leben,“ fügte er hinzu; „du wirst sehen, er folgt ihm bald nach.“ Und so geschah's — zwei Monate nach des Dichters Hingang verschied er.

(Schluß folgt.)





Die Auster,

ihre natürlichen Lebensverhältnisse und ihre künstliche Zucht.

Von

Karl Möbius.

Am 15. October 1740 bezahlte man in Hamburg das erste Hundert einer frisch angekommenen Ladung holsteinischer Austern mit Mark 2,40 nach heutigem Gelde; das zweite Hundert mit Mark 2,10; dann wurden 1025 Stück verkauft, das Hundert zu Mark 1,80; dann 1000 Stück, das Hundert zu Mark 1,50; dann 2000 Stück, das Hundert zu Mark 1,20; zuletzt 12500 Stück, das Hundert zu 60 Pf. Diese schönen Zeiten sind längst vorüber, heute kosten selbst die schlechtesten nordamerikanischen Austern mehr, als damals für die besten holsteinischen bezahlt wurde. Woran liegt das? Sind die Austern jetzt weniger fruchtbar als früher oder hat das Meer jetzt weniger Nahrung für das delicateste Weichthier als in vergangenen Jahrhunderten?

Durchaus nicht; denn weder die Auster noch das Meer haben in unserem Jahrhundert ihre alte natürliche Beschaffenheit zu Ungunsten der Austern geändert. Das Meer und die Austern, beide sind dieselben geblieben, die sie in den billigen Austerzeiten waren. Schnell anders geworden ist aber der Consum der Austern, seitdem diese auf Eisenbahnen frisch, wie sie von den Bänken kommen, ins Binnenland geführt werden. Während vor der Zeit des Dampfes Austern fast nur in den Küstengegenden in größeren Quantitäten gegessen wurden, nahm nun auch im Binnenlande die Zahl der Austermesser schnell zu. Da

die Nachfrage nach Austern von Jahr zu Jahr wuchs, so wurden die Austerbänke stärker besücht als früher. Ein Fallen der Preise wenige Tage nach Ankunft einer Ladung in den Küstenplätzen schüßte die Bänke nun nicht mehr vor zu starker Befischung. Daß aber die Austerbänke erschöpft werden könnten, kam den Fischern nicht in den Sinn. Hatten sie doch seit Menschengedenken Jahr für Jahr auf denselben Bänken Austern gefunden; warum sollten sie nun unterlassen, zu nehmen, was in ihre Netze kam? Früher freilich fischten sie nur an solchen Stellen, wo die Austern dicht lagen. Wo sie nur wenig Austern fingen, da machte sich das Fischen nicht bezahlt, weil die Preise niedrig waren. Bänke, welche nur dünn mit ausgewachsenen Austern besät waren, ließ man daher so lange in Ruhe, bis sich auf ihnen wieder das volle, die Arbeit des Fischens lohnende Maß von Marktaustern angesammelt hatte. Als jedoch mit der Zahl der Austermesser auch die Preise der Austern bedeutend stiegen, verlohnte es sich auch noch, auf weniger ergiebigen Stellen zu fischen. Man warf die Netze so lange immer wieder auf denselben Bänken aus, bis fast keine Austern mehr zu finden waren. So wurden z. B. an der Westküste von Frankreich auf den bei Rochefort liegenden reichen Bänken im Jahre 1854 bis 1855 15 000 000 Austern gefischt und zum größten Theil auf der 1854 eröffneten Eisenbahn frisch ins Innere Frank-

reichs gebracht. Neun Jahre später, in der Saison 1863 bis 1864, lieferten dieselben Bänke zusammen nur noch 400000 Austern. Die berühmten Austernbänke in der Bai von Cancale an der Küste der Normandie, auf welchen man von 1840 bis 1850 jährlich im Durchschnitt über 60000000 Marktaustern gefischt hatte, waren durch unmäßiges Befischen in den jetzigen Jahren so heruntergekommen, daß sie kaum noch 2000000 Austern lieferten.

Diese Verarmung der reichsten französischen Austerngebiete brachte den berühmten Embryologen Professor Coste in Paris auf den Gedanken, mit Hilfe des Men-

zu bieten, ließ Coste den Meeresgrund mit Austern- und anderen Muschelschalen bestreuen und Faschinen (Reisbündel) durch Steine auf den Grund senken. (Fig. 1 und Fig. 2.) Sechs Monate nachher waren diese Muscheln und Faschinen dicht besetzt mit jungen Austern. Die Zahl der jungen Austern, welche sich auf einer Faschine von der Größe einer Getreidegarbe niedergelassen hatten, stieg bis auf 20000 Stück. „Diese Massen junger Austern sind Früchte,“ schrieb Coste in seinem Bericht an den Kaiser, „welche nur noch zu reifen brauchen, um nach ungefähr achtzehn Monaten eine reiche

Fig. 1.



Eine Faschine über dem Meeresgrunde schwebend, durch einen Stein verankert, mit jungen Austern besetzt. (Nach Coste.)

ischen die abgefischten Austernbänke wieder productiv zu machen. Es war ihm bekannt, daß in dem See Fusaro (dem Acheron Virgil's) bei Neapel wahrscheinlich schon zu den Zeiten des Kaisers Augustus Austernbrut auf Bündeln von Zweigen gesammelt und groß gezogen wurde. Diese Methode verpflanzte er nach Frankreich, indem er mit Geldmitteln, die ihm Napoleon III. zur Verfügung stellte, im März und April 1858 in der Bucht von St. Brienc an der Nordküste der Bretagne 3000000 reife fortpflanzungsfähige Austern über eine Fläche von 1000 Hektaren, wo früher Austernbänke gewesen waren, auswerfen ließ. Um der zu erwartenden jungen Brut dieser Mutteraustern recht viele geeignete Aufsatzflächen

Grute zu geben. Da 1000 Austern am Produktionsplatze 20 Franken kosten,“ fuhr Coste fort, „so werden die 20000 Austern auf einer Faschine, sobald sie Marktgröße erreicht haben, einen Werth von 400 Franken repräsentiren. Da jede reife Auster 2000000 bis 3000000 Junge erzeugt und da man die Zahl der Brut-sammler beliebig vermehren kann, so wird diese neue Industrie unererschöpfliche Ernten liefern. Man braucht nur die neugegründeten Bänke mit einander zu verbinden, um die ganze Bucht von St. Brienc in ein ausgedehntes reiches Austernlager zu verwandeln. Der überraschende Erfolg dieses Versuchs lehrt, daß überall, wo der Meeresgrund gegen Verschlammung geschützt ist, durch diese neue von der

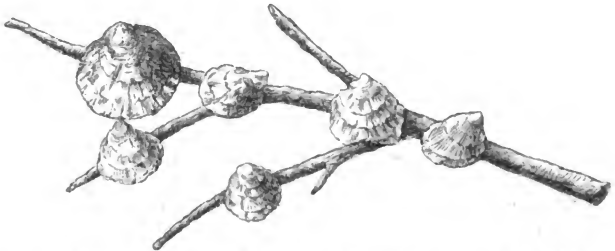
Wissenschaft geleitete Industrie dem Meere größere Ernten abgewonnen werden können als dem Lande.“

Der Coste'sche Versuch machte natürlich großes Aufsehen und veranlaßte Fischer und Capitalisten, ihn an verschiedenen anderen Stellen der französischen Küste nachzuahmen; aber überall erlangten von den großen Mengen junger Auster, welche sich auf Faschinen, Dachziegel und anderen ausgelegten Sammelkörpern niedergelassen hatten, nur sehr wenige eine solche Größe, daß sie als Speiseaustern verkauft werden konnten. Die allermeisten gingen schon als junge Thiere zu Grunde. Diejenigen, welche sich auf Faschinen festgesetzt hatten,

Unterstützung der Regierung fortexperimentirt und endlich auch eine lohnende Methode der künstlichen Austerzucht ausfindig gemacht.

Nachdem endlich die Aufsichtsbehörden der französischen Küstenfischerei erkannt hatten, daß sich da keine Austerbänke künstlich bilden lassen, wo die Bedingungen zu ihrem Bestehen nicht schon von Natur vorhanden sind, ordneten sie eine zweckmäßige Schonung der natürlichen Austerbänke an, nicht bloß deshalb, damit diese endlich wieder die früheren Quantitäten von Marktaustern liefern möchten, sondern in einigen Gebieten auch zu dem Zwecke, um von ihnen alljährlich junge Brut für

Fig. 2.



Zweig einer Faschine, mit jungen, 2–4 Monate alten Austern besetzt, in natürl. Größe. (Nach Coste.)

sauften mit diesen in den Sand und Schlamm des Meeresbodens ein und erstickten darin, nachdem sich das Holz voll Wasser gesogen hatte. Wo die auf Muschelschalen und Ziegeln sitzenden Auster frei von Sand und Schlamm blieben, wurden die meisten von Seesternen, Schnecken und Krebsen verzehrt, bevor ihre Schalen groß und dick genug geworden waren, um den weichen Körper gegen Feinde zu schützen.

So traten nirgend die reichen Austerernten ein, auf welche man nach den Coste'schen Berichten und Zahlen mit größter Sicherheit gerechnet hatte. In fast überall folgten die Mutteraustern, die Sammelkörper und die Arbeit des Ansiegens mehr, als die Ernten eintrugen, und es war daher natürlich, daß man fast überall von weiteren Versuchen abstand. Nur in der Bucht von Arcachon und an der Südküste der Bretagne wurde mit

die künstliche Austerzucht entnehmen zu können, weil nur auf den natürlichen Bänken die Auster regelmäßig Junge erzeugen, dagegen sich in künstlichen Austerbassins selten fortpflanzen.

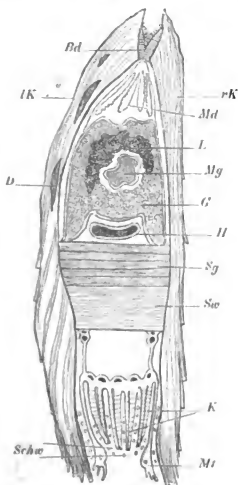
Die neuere französische Austerzucht verfährt folgendermaßen: Im Frühling, bevor die Austerbrut den Bart der Mutteraustern (Fig. 3) verläßt und mit Hilfe eines Schwimmapparates, des Wimperflossens (Fig. 4), das Wasser eine kurze Zeit durchschwärmt, legt man bei niedrigem Wasser Dachziegel, welche mit einer leicht ablösbaren Kalkkruste überzogen sind, bei den Austerbänken auf den Meeresboden, um darauf junge Auster einzufangen. Nach Beendigung ihres Schwärmlbens sinken die jungen Auster zu Boden, legen sich auf die Seite und die ausliegende Klappe ihrer winzigen Schale verwächst, während sie sich ver-

größert, mit ihrer Unterlage: mit einer alten Austerschale, einem Stück Holz, einem Stein oder irgend einem anderen festen Körper am Meeresgrunde, der nicht mit Schlamm bedeckt oder mit Schlick überzogen ist.

Daher sind auch Dachziegel sehr geeignete Austerbrutfänger oder „Sammler“ (collecteurs der Franzosen). Wo sich die junge Auster niedergelassen hat, da bleibt sie zeitlebens, falls sie nicht durch äußere

sobald ihre wachsenden Schalen sich berühren. (Fig. 5.) Diese verwachsen dann mit einander und stören ihre weitere regelmäßige Ausbildung. Um dies zu verhindern, werden die Auster, wenn ihre Schalen einige Centimeter groß sind, von den Ziegeln abgelöst und in Kästen versetzt, deren Boden und Decke aus Drahtgittern besteht, durch welche das flutende und ebende Wasser ein- und austreten kann, damit den Austern bei jedem Stromwechsel Nahrung zugeführt werde. Man legt die jungen Auster, nachdem man sie abgelöst hat, nicht sofort frei in ausgegrabene Bassins, sondern in vergitterte Kästen, damit sie nicht von Seesterneen, Schnecken und Krebsen gefressen werden. Erst wenn ihre Schalen so groß und dick geworden

Fig. 3.

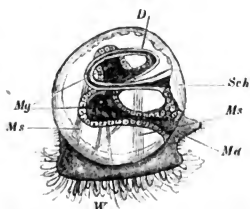


Querschnitt einer holsteinischen Auster.

Bd das Band an der Rückenleite, durch dessen Elasticität die Randränder der beiden Schalenklappen von einander entfernt werden; D h Höhlungen in der Schale mit überreicher Flüssigkeit; G Geschlechtsdrüse, worin Eier und Befruchtungszellen nach einander entstehen; H Herz; K Rippen (vier); L Leber (hellbraunlich); IK linke Klappe; Mg Magen; Mt Mantel, die Hautplatte, aus der die Stoffe der Schale abgelagert werden; rK rechte Klappe; Sg und Sw der Schlichmuskel (Stuhl), wodurch die beiden Klappen an einander gezogen werden. Der obere Theil (Sg) hebt aus grauen Köstern, der untere (Sw) aus weichen; Sch w Schwärmlinge zwischen den Mantel- und Riemenplatten, die zusammen „Bart“ genannt werden.

Umstände an einen anderen Ort versetzt wird; denn sie besitzt keinen Fuß zum Fortkriechen wie viele andere Muscheln. Haben sich also auf einer Ziegelfläche viele junge Auster dicht bei einander niedergelassen, so können sie sich nicht trennen,

Fig. 4.



Ein Austerschwärmling, 150mal vergrößert.

D Darm; Md Mund; Mg die beiden Abtheilungen des Magens; Ms Muskel, welche das Wimperflügel in die Schale zurückziehen; Sch die rechte Schalenklappe.

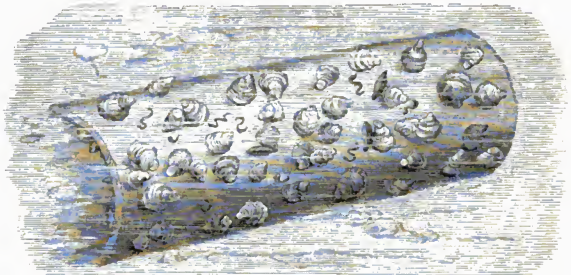
sind, daß sie dadurch ihren Weichkörper selbst gegen diese Feinde schützen können, kann man sie in ausgegrabene Austerbetten bringen. Hier erlangen sie bei reichlicher Nahrung schon im zweiten oder dritten Jahre die in Frankreich beliebteste Größe der Tafelauuster. In den Austerbetten werden die Auster während der niedrigen Ebden, welche bei Vollmond und Neumond eintreten, vom Schlamm gereinigt und in schlammfreie Betten umgesetzt. In dem Wasser der Austerbetten schwimmen mikroskopische Thiere und Pflanzen, welche theils in den Betten selbst entstehen, theils von dem einströmenden Flutwasser mitgeführt werden. Diese Organismen machen die Hauptnahrung der Auster aus. Da weder in den Austerbetten noch in dem Meerwasser außerhalb derselben

eine unbegrenzte Masse dieser Organismen vorhanden ist, so kann auch nur eine gewisse Anzahl Aустern in jedem Aустernbett genügende Nahrung erhalten, und es ist daher eine alte Erfahrung der Aустernzüchter, daß die Aустern mager bleiben, wenn sie sehr dicht liegen, dagegen schneller groß und fett werden, wenn sie in gewissen Entfernungen von einander liegen.

An der Westküste von Frankreich giebt es zwei Gebiete, in denen große Massen Aустernbrut in der Nähe natürlicher Bänke gesammelt werden kann: in der Bucht von Arcachon südlich von Bordeaux und in dem insektreichen Küstenmeer Morbihan an der Südküste der Bretagne.

und Marennes hat der Fluß eine Menge dunklen Schlamm, ein flaches Marschland abgelagert, welches hauptsächlich aus Thon, aus kohlensaurem Kalk und organischen Stoffen zusammengesetzt ist. In diesem Boden hat man zahlreiche Teiche, meistens 200 bis 300 qm groß, ausgegraben, in welche das Seewasser durch Canäle bei Flut einströmt und bei Ebbe wieder abfließt. Da sich das Seewasser hier mit dem süßen Wasser des Flusses mischt, so sinkt der Salzgehalt bis gegen $2\frac{1}{2}$ Procent herab, was günstig ist für die Ausbildung wohlgeschmeckender Aустern. Der Boden der Teiche (claires) ist in der Regel in der Mitte höher als am Rande.

Fig. 5.



Biegel mit jungen Aустern besetzt. (Nach einem Exemplar von Arcachon.)

1880 wurden in der Bai von Arcachon 195 477 000 Aустern gewonnen und dafür pro Tausend durchschnittlich 25 Francs, im Ganzen 4 254 000 Francs gelöst, und aus Morbihan wurden 33 325 000 Tischt-aустern und 155 418 000 junge Aустern ausgeführt.

Da beide Gebiete zu klein sind, um alle daselbst künstlich eingefangenen Brutaустern marktgroß zu ziehen, so müssen die dortigen Aустernzüchter den größten Theil nach solchen Küstengebieten versenden, wo wenig oder keine Aустernbrut eingesammelt werden kann, die aber zum Mästen der Aустern geeignet sind. Unter den Aустernmästgebieten an der Westküste von Frankreich nehmen die niedrigen Ufer zu beiden Seiten der Mündung der Seudre nördlich von der Gironde den ersten Rang ein. Hier in der Nähe der Dertre la Tremblade

Die jungen Aустern werden auf den erhöhten Grund gelegt. Sie erreichen die höchste Delicatesse nicht vor drei bis vier Jahren. Während dieser Zeit werden sie bei niedrigem Wasserstande wiederholt von Schlamm gereinigt und in andere gereinigte Teiche gesetzt. Eine in Paris sehr geschätzte Eigenschaft dieser gemästeten Aустern ist ihre grünliche Farbe. 1880 bis 1881 wurden 151 000 000 Aустern aus den Claires der Seubremündung auf den Markt gebracht und an deren Stelle wieder 190 000 000 junge Aустern zur Mästung ausgelegt.

Was für Summen sind das gegenüber den paar Millionen Aустern, welche die natürlichen Aустernbänke an der deutschen Küste produciren! Woher kommt das? Weshalb helfen wir der Natur nicht auch nach? Warum säumen wir noch, die be-

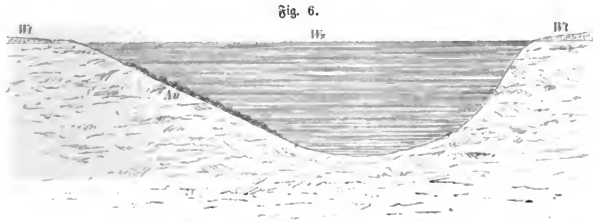
währten französischen Methoden zum Einfangen von Austerbrut und zum Mästen junger Austern bei uns einzuführen?

Diese Fragen, welche sich hier jedem Berehrer holsteinischer Austern andrängen, lassen sich nicht anders verständlich beantworten als durch eine Beschreibung der Lebensverhältnisse der Austern an unseren Küsten.

Die holsteinischen Austern werden gefischt auf ungefähr fünfzig Austerbänken, welche zwischen der festländischen Küste Schleswig-Holsteins und den Inseln Rön, Sylt, Föhr und Amrum liegen, also nicht in der offenen Nordsee, sondern in dem sogenannten Wattenmeere, welches diesen Namen von den Watten, den bei dem

deshalb nur eine sehr geringe Ausdehnung, weil das Wasser des Wattenmeeres während des Flut- und Ebbewechsels fast überall entweder Schlick oder Sand ablagert oder von einer Stelle zur anderen führt. An solchen Stellen können sich von Natur keine Austerbänke bilden, und wollte man daselbst künstliche Austerbänke anlegen, so müßte man durch Veränderung der Flut- und Ebbeströmungen oder durch andere Mittel die Ablagerung von Schlick und Sand verhindern.

Die Austerbänke haben in der Richtung der Stromrinnen ihre größte Ausdehnung. Die meisten sind schmale langgestreckte Flächen des Meeresbodens, welche mit alten Austernschalen bedeckt sind, auf



Durchschnitt einer Stromrinne für das Flut- und Ebbewasser.

A u Austerbank am Abhang der Rinne. W u Wasserspiegel bei niedrigster Ebbe: W trockenliegende Watten

niedrigsten Wasserstande trocken liegenden Strecken des Meeresbodens, erhalten hat. Von diesen flachsten Theilen des Meeresbodens läuft das Wasser während der Ebbe in mehr oder weniger tiefen Rinnen ab und ergießt sich in immer breiter und tiefer werdenden Strömen zwischen den Inseln in die offene Nordsee; während der Flut kommt es in denselben Rinnen wieder aus dem offenen Meere herein und steigt so lange, bis die Watten wieder gänzlich bedeckt sind. (Fig. 6.)

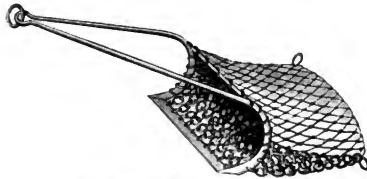
An den Abhängen dieser Rinnen liegen die Austerbänke, jedoch nur an solchen Stellen, wo der Meeresboden nicht mit beweglichem Sand bedeckt ist und wo sich kein Schlick abgelagert; denn da die Austern keinen Fuß haben, so können sie sich nicht in die Höhe arbeiten, wenn sie von Sand und Schlick bedeckt werden, sondern müssen unter diesen ersticken. Der für Austern passende Grund des Wattenmeeres hat

denen die lebenden Austern liegen. Viele stellen sich eine Austerbank vor als eine auf Felsen festgewachsene Masse dicht neben und über einander liegender Austern. Das ist falsch, denn die Austern liegen zerstreut und lose auf den Schalen ihrer Vorfahren; selten sind mehrere lebende Austern zusammengewachsen. Man braucht sie daher nicht vom Meeresgrunde abzubringen, sondern man holt sie mit Netzen herauf, welche an einem eisernen Rahmen befestigt sind, damit sie in den Grund sinken. (Fig. 7.) Die am Boden liegende Seite des Netzes besteht aus einer Schneide, welche unter die am Boden liegenden Schalen und Muscheln fährt. So füllt sich der Beutel, während das Netz fünf bis zehn Minuten von dem segelnden Schiff über die Austerbank gezogen wird, mit allerhand Bodenbestandtheilen an. Wenn es voll ist, wird es von zwei oder drei kräftigen Männern in die Höhe gezogen und auf Deck ent-

leert. Den Hauptinhalt bilden alte abgeriebene Austeruschalen. Zwischen diesen liegen lebende Auster mit festgeschlossenen Schalen, aber auch noch viele andere Thiere, besonders Seeesterne, Seeigel, Einsiedlerkrebse und Wellhornschnecken. Auf Austeruschalen sind häufig Polypen, Schwämme, Moosthiere und Röhrenwürmer festgewachsen. Bei günstigem Wind und Strom werden von einem Fahrzeug vier Netze ausgeworfen (Fig. 8), bei schwachen Winde nur zwei oder eins. Die Austerfischer durchsuchen den ganzen Rezhalt nach lebenden Austern und werfen alles Uebrige dann wieder ins Wasser. Von den Schalen der marktgroßen Auster schneiden sie alle aufsteu-

erwachsene Auster jährlich wenigstens 500 000 000 Austeruschwärmlinge fallen, so gehen für jede heranwachsende holsteinische Auster durchschnittlich mehr als 1 187 000 Schwärmlinge zu Grunde.* Diese massenhafte Vernichtung jungen Austerlebens wird verständlich, wenn man einen Blick auf die Eigenschaften der Auster und auf die Beschaffenheit unseres Battenmeeres wirft. Nachdem sich die jungen Auster aus den Eiern in den Zwischenräumen des Bartes ihrer Mutter so weit entwickelt haben, daß sie schwimmen können, schwärmen sie aus, werden mit dem strömenden Wasser fortgeführt und lassen sich endlich ohne Auswahl eines günstigen Platzes irgendwo am Meeres-

Fig. 7.



Ein schleswig-holsteinisches Austerneß.

Der ganze Rahmen sammt den Säckeln und dem Ringe, an dem das Lau befestigt wird, besteht aus hartem Eisen. Die obere Hälfte des Beutels besteht aus dickem Hanfgarn, die untere Hälfte aus eisernen Ringen. An den hinteren Ecken sind Oesen, in welche die Fischer greifen, wenn sie das Netz ansetzen wollen.

den Thiere ab, spülen sie in Seewasser rein und verpacken sie dann in die Versandgefäße. Als Marktauster gelten nur diejenigen, welche in der Mitte ihrer Klappen wenigstens 18 mm dick sind; alle weniger dicken Auster werden als „Junggut“ oder halbwüchsige Auster auf die Bant geworfen, damit sie weiter wachsen.

Die Zahl der Marktauster, welche in einem Rezwurf gefangen werden, ist sehr verschieden; in der Mitte reicher Bänke kann sie mehr als 100 betragen, während auf schwachen Bänken das Netz nur einige Stück enthält. Die Menge des Jungguts ist selten größer, meistens ist sie viel kleiner als die Anzahl der Marktauster. Nach vieljährigen Beobachtungen kommen auf den schleswig-holsteinischen Bänken nur 1000 Marktauster durchschnittlich nur 421 halbwüchsige Auster. Da nun nach Berechnungen, welche ich auf eigene sichere Beobachtungen gründe, auf 1000

grunde nieder. Alle diejenigen, welche auf wandelbaren Sandgrund oder auf Schlüßboden gerathen werden, weil sie keinen Fuß haben und daher nicht kriechen können, bald bedeckt und erstickt, und von denen, die auf den Austerbänken eine reine Lagerstätte finden, werden die meisten von Fischen, Seeesternen, Krebsen und anderen Thieren verzehrt, ehe ihre Schalen dick genug geworden sind, um sie vor Feinden zu schützen. In kalten Wintern vernichtet auch der Frost noch manche der jungen Auster, die sich auf den flacheren Strecken der Bänke angesiedelt haben. Die regelmäßige Vernichtung ungeheurer Mengen junger Auster ist also eine nothwendige Folge der äußeren Lebensverhältnisse der Auster und ihrer eigenen Natur.

* Leser, welche sich hierüber näher unterrichten wollen, verweise ich auf meine Schrift: „Die Auster und die Austerwirtschaft.“ Berlin, Parey, 1877.

Nun wird man verstehen, warum die großen Hoffnungen, welche Professor Coste erregte, als er seine Fajhinen dicht mit Austern besetzt gefunden hatte, nicht in Erfüllung gehen konnten, denn das Einfangen von Austerbrut ist nur die An- wo das Wasser regelmäßig sinkt und steigt und im Winter eisfrei bleibt oder nur vorübergehend mit Eis bedeckt wird, und wo keine hohen, die Austerzuchtanlagen zerstörenden Sturmfluten zu fürchten sind. Diese Eigenschaften haben nur we-

Fig. 8.



Eine schleswig-holsteinische Austernjacht mit vier ausgeworfenen Netzen jeglud.
Das zweite Netz (von rechts) ist verkehrt gefallen und fangt daher nichts.

fangsarbeit der künstlichen Austerzucht. Um praktische Resultate zu liefern, muß sie ergänzt werden durch unablässige Sorge für die Erhaltung und Ernährung der eingefangenen jungen Austern, bis sie die Größe von Marktastern erreicht haben. Alle diese Arbeiten können aber nur in solchen Küstengebieten ausgeführt werden,

wie Buchten an der französischen Küste und in Holland die Dosterschelde. Durch die in diesen Gebieten betriebene künstliche Austerzucht werden weit größere Massen von Austern gewonnen, als die natürlichen Bänke an der französischen und holländischen Küste zu produciren im Stande sind, weil menschliche Intelligenz und Arbeit

die natürlichen Hindernisse des Heranwachsenden der jungen Auster unablässig bekämpft. Die künstliche Austerzucht verhält sich also ähnlich wie unsere Garten- und Landwirthschaft, welche zu Gunsten der Culturgewächse einen fortwährenden Kampf gegen die wildwachsenden Pflanzen zu führen und den Boden immer wieder mit Nährstoffen zu versorgen hat.

Die künstliche Austerzucht besteht also nicht etwa nur in einer einmaligen Anlage von Austerbänken und dann in dem jährlich wiederkehrenden Abfischen der reifen Auster, sondern in monatlich wiederholten mühsamen Arbeiten in den Austerzuchtanlagen, woraus sich dann auch erklärt, daß trotz der vielen Millionen Auster, welche die künstliche Austerzucht auf den Markt bringt, die Preise für große wohl-schmeckende Auster sich hochgehalten haben.

Ferner wird nun auch verständlich sein, daß auf reichhaltigen Austerbänken der Hauptvorrath nicht aus jungen Auster besteht, sondern aus ausgewachsenen Thieren. Auf den schleswig-holsteinischen Bänken sind die meisten marktfähigen Auster sieben bis zwölf Jahre alt. Zwischen diesen kommen Individuen vor, welche sogar zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre alt sind. In diesem hohen Alter haben die Auster sehr dicke Schalen und einen wässerigen Weichkörper von sadem Geschmack und sind daher wenig werth. Jetzt, da man eingesehen hat, daß die wahre Productivität der Austerbänke nicht nach der Menge der Schwärmlinge abgeschätzt werden darf, sondern durch die Anzahl der halbwüchsigen Auster bestimmt wird, jetzt erst sind wir im Besitz einer sicheren Basis für eine erhaltungsmäßige Befischung der natürlichen Austerbänke. Es dürfen von diesen jährlich nicht mehr alte Auster weggenommen werden, als die Durchschnittszahl der heranwachsenden jungen Auster beträgt. Nimmt man mehr weg, so wird der Bestand der fortpflanzungsfähigen Auster gegenüber den äußeren Lebensbedingungen zu schwach; die Banf wird von Jahr zu Jahr ärmer, bis die Auster endlich so zerstreut liegen, daß sich das Auswerfen der Netze gar nicht mehr bezahlt macht. Bei einer rationellen Bewirthschaftung natürlicher Austerbänke wird vor der Fangzeit, die bei uns vom 1. September bis zum 1. Mai

dauert, der Bestand der Bänke untersucht und danach festgestellt, welche Bänke befishet werden sollen und wie viel Auster von ihnen höchstens entnommen werden dürfen. Durch diese Maßregel sind die schleswig-holsteinischen Austerbänke dagegen gesichert, so erschöpft zu werden, wie viele französische und englische Austerbänke seit einigen Jahrzehnten durch übermäßiges Abfischen erschöpft worden sind.

Von künstlicher Austerzucht nach den in Arcachon, Morbihan, Marenes und in der Osterschelde bewährten Methoden müssen wir absehen, weil unsere Winter zu streng sind und die Sturmfluten gewaltigere Wassermassen gegen die Küsten werfen als an jenen Orten. Wenn sich bei uns überhaupt etwas thun läßt, Austerbrut künstlich zu sammeln und groß zu ziehen, so wird es auf eine unserm Wattenmeer angepaßte Weise geschehen müssen, und wenn dadurch etwas erzielt wird, so wird man mit bescheideneren Resultaten zufrieden sein müssen, als an jenen begünstigten Plätzen erreicht werden. Im Sommer 1881 ist bei Sylt ein Versuch, Austerbrut zu sammeln, gemacht, der in diesem Jahre fortgesetzt werden wird.

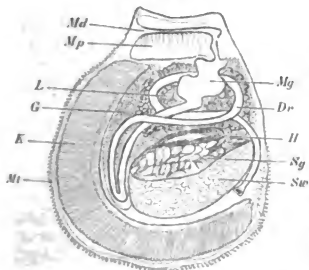
Im März 1880 wurde ein Versuch, nordamerikanische Auster in der Ostsee anzusiedeln, in deutschen Zeitungen mit gespanntem Erwartungen besprochen. Mehrere frühere Versuche, europäische Auster (*Ostrea edulis*) in der Ostsee anzusiedeln, endigten damit, daß die lebenskräftig ausgelegten Auster sämmtlich zu Grunde gingen, offenbar weil sie den geringeren Salzgehalt des Ostseewassers auf die Dauer nicht ertragen können. Daß in vorhistorischen Zeiten Auster in dem Wassergebiete der heutigen Ostsee lebten, beweisen Ablagerungen fossiler Auster in Holstein und im Weichselthale. Diese fossilen Auster liegen gegenwärtig über dem Meeresspiegel. Der Meeressgrund, auf dem sie lebten, hat sich also gehoben und mit ihm wahrscheinlich ein großer Theil des ganzen Ostseebeckens, das westliche Becken der Ostsee ohne allen Zweifel. Durch diese Hebung wurden die Verbindungen zwischen der offenen Nordsee und der Ostsee allmählich schmaler und flacher, was zur Folge hatte, daß weniger Seewasser aus der Nordsee in die Ostsee eindringen konnte als früher. Das Wasser

wurde brackisch, und viele Seethiere starben aus, unter diesen leider auch die Auster. An der Ostküste von Schleswig und an der Küste der dänischen Inseln lebten Aустern noch im Steinalter, denn in den Küchenabfällen jener Zeit liegen neben Schalen von Herzmuscheln auch viele Aустernschalen. Die äußeren Lebensbedingungen für Aустern müssen also seit dem Steinalter im westlichen Theile der Ostsee immer ungünstiger geworden sein, denn gegenwärtig sind die Aустern nur bis in das Kattegat verbreitet. Könnten sie im Sund, in den Belten und an der Ostküste von Schleswig-Holstein leben, so würden sie hier nicht ausgestorben oder sie würden vom Kattegat aus wieder eingewandert

das Wasser desselben nach und nach so salzig, daß an die Stelle der Brackwasserbewohner Nordseethiere traten und unter diesen auch die Auster, die sich jetzt über den größten Theil des Limfjords verbreitet hat. Warum sollte sie nicht ebenso wie in den Limfjord vom Kattegat aus in die Ostsee einwandern, wenn sie in dieser bestehen könnte?

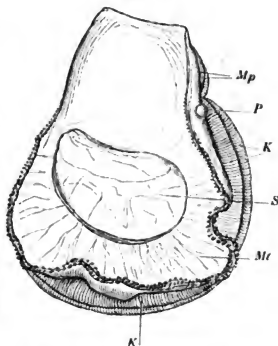
Ob die amerikanische Auster (*Ostrea virginiana*) den geringen Salzgehalt der Ostsee und ihre Temperaturschwankungen besser ertragen kann als die europäische Auster, wird der neueste Versuch bald

Fig. 9.



Rechte Hälfte einer der Länge nach halbirten Auster. Dr Darm (der Darm ist ganz eingezeichnet, obgleich durch einen medianen Längsschnitt nur Theile desselben freigelegt werden); G Geschlechtsdrüse (weiblich); H Herz; K Kieme (jederseits zwei); L Leber; Md Mund; Mg Nagen; Mp Mundplatte (an jeder Seite des Mundes liegen zwei Mundplatten); Mt Mantel; Ng grauer Theil des Schließmuskels; Sw weißer Theil des Schließmuskels.

Fig. 10.



Eine holsteinische Auster mit einer Perle.

Diese sitzt in der rechten Mantelplatte, an der inneren Seite ein wenig unter den Mantelplatten (Mp); K Kiemen der rechten Seite; Mt rechte Mantelplatte, oben, wo die Perle liegt, zurückgebogen; P Perle; S Säftigemuskel.

sein. Denn daß sich die Auster von ihren Wohnstätten in der Nordsee überall hin verbreiten, wo sie die äußeren Bedingungen für ihre Erhaltung und Fortpflanzung finden, das beweist ihre selbständige Einwanderung in den Limfjord. Dieser bestand bis zum Jahre 1825 aus einer Anzahl zusammenhängender Brackwasserseen, welche nur im Osten mit dem Kattegat in Verbindung standen. Mehrere Versuche, im Limfjord Auster anzusiedeln, waren fehlgeschlagen. Nachdem aber eine hohe Sturmflut am 3. Februar 1825 den Damm durchbrochen hatte, welcher den Limfjord von der Nordsee trennte, wurde

lehren. Den vorigen strengen Winter (1880 bis 1881) hat eine größere Zahl der Auster, die im kleinen Belt bei der Insel Arrö 1880 ausgelegt worden sind, ertragen. Sollten sie sich hier andauernd erhalten und fortpflanzen, so hätten die Unternehmer dieses Versuches berechtigten Anspruch auf guten Gewinn und auf den Dank aller deutschen Austerfreunde.

Die französischen Auster werden meistens schon auf den Markt gebracht, wenn sie erst zwei bis drei Jahre alt sind. Sie sind deshalb auch nicht so dick und fleischig wie die holsteinischen. Man verzehrt sie gewöhnlich mit dem Barte, d. h. mit den Mantelplatten und den Kiemen (Fig. 9,

Mt u. K), während die großen holsteinischen Aустern ohne Bart geessen werden, da dieser zäh ist und weniger Geschmack hat als der Rumpf der Auster. Die wohlschmeckendsten Theile sind die Fortpflanzungsdrüsen und die Leber (Fig. 9, G u. L). Die Flüssigkeit in der hohlen Schale einer geöffneten Auster besteht aus Seewasser, welches die Auster zurückbehält, als sie beim Fangen ihre Schale schloß, und aus einem Theile ihres Blutes, welches beim Einschnneiden in ihren Körper ausfloß. Denn um sie zu öffnen und von der Schale zu lösen, muß der Schließmuskel von den beiden Klappen abgeschnitten werden. Gewöhnlich wird dabei auch das Herz verletzt. Dieses liegt in einer Höhlung über dem Schließmuskel (H). Wird es nicht verletzt, so pulsirt es noch einige Zeit nach dem Öffnen der Schale fort.

100 Gewichttheile frischer holsteinischer Auster enthalten 77 Theile Wasser, 21,21 Theile organische Stoffe und 1,79 Theile unorganische Stoffe. Da Kalbfleisch 21,8 Procent, Huhnfleisch 2,7 Procent organische Stoffe enthält, so haben Auster ungefähr denselben Nährwerth wie die besseren Fleischsorten, sind aber wohl leichter verdaulich als diese. Auster sind eine sehr theure Nahrung, denn wenn die eßbaren Weichtheile zwölf holsteinischer Auster 125 Gramm oder $\frac{1}{4}$ Pfund wiegen und wenn man dafür 2 Mark bezahlt, so sind die Auster $6\frac{2}{3}$ mal so theuer als Beefsteakfleisch, von welchem das Pfund Mark 1,20 kostet. Allein die Werthschätzung der Auster beruht nicht vorzugsweise auf ihrem Gehalt an leichtverdaulichen Nährstoffen, sondern hauptsächlich auf ihrem eigenthümlichen feinen Geschmack. Diesen genießt man am intensivsten, wenn man die Auster zerbeißt, weil dann erst alle eingeschlossenen schmeckbaren Stoffe derselben mit den Geschmacksorganen in Berührung kommen können. Kein echter Kenner des feinen Geschmacks guter Auster läßt diese daher ungekaut über die Zunge gleiten, um sie ganz zu verschlucken.

Austernkenner schließen aus dem Geschmack der Auster, wo sie gewachsen ist. In unserem Wattenmeer erhalten die Auster auf den Bänken am nördlichen

und südlichen Ende der Insel Sylt einen so vorzüglichen Geschmack, daß sie nach meiner Meinung den besten englischen Natives aus der Themse bei Whitstable nicht nachstehen. Die englischen Natives, welche Deutschland von Ostende bezieht, sind nicht so fein wie die Whitstaber, welche fast alle nach London gehen. Bei Ostende werden weder Auster gefischt noch künstlich gezogen, sondern nur englische Auster für Sendungen nach dem Binnenlande in großen Bassins aufbewahrt, welche durch Canäle mit dem Meere in Verbindung stehen. Zur Aufbewahrung der holsteinischen Auster dienen ähnliche Bassins bei Husum.

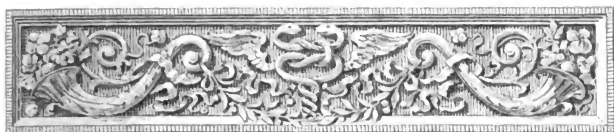
Die Auster des mittelländischen Meeres schmecken salziger und bitterer als die Auster der Nordsee, weil das Mittelmeer fast vier Procent Salz enthält. Die alten Römer zogen daher die in den Lucriner See versetzten Auster den Auster des offenen Meeres vor. Auch war ihnen der feinere Geschmack der britischen Auster bekannt.

Die Auster, welche bei Helgoland und nordwestlich davon in der offenen Nordsee ungefähr 40 m tief leben, haben größere Schalen und ein derberes Fleisch als die Küstenauster.

Die nach Europa gebrachten nordamerikanischen Auster haben einen eigenthümlichen Weigeschmack, welcher für Zungen, die gute europäische Auster kennen, nicht angenehm ist.

Ganz frisch aus dem Meere kommende Auster schmecken zu sehr nach Seewasser. Der Geschmack wird feiner, wenn die Auster einen oder zwei Tage auf der hohlen Klappe im Trocknen liegt. Frische Auster sind völlig geruchlos. Auster, die man im Binnenlande speißt, riechen in der Regel nach abgestorbenen Thieren, welche auf der äußeren Fläche ihrer Schale saßen; denn es ist schwer, die Auster vollkommen von allen anhängenden organischen Massen zu reinigen, ehe sie verpackt werden.

An der Innenfläche der Schale und in den Weichtheilen der Auster entstehen zuweilen Perlen aus Bestandtheilen der inneren Schalenschichten. Gewöhnlich sind diese mattweiß und daher werthlos, doch finden Austerner Perlen zuweilen auch eine Perle mit schönem Glanz. (Fig. 10.)



Eine
preussische Verfassungsdebatte aus dem Jahre 1815.

Von
Prof. Dr. Alfred Stern.

Am 28. August 1814 schrieb Gneisenau an Arndt: „Die Nothwendigkeit, Preußen bald, sogleich eine Constitution zu geben, habe ich mündlich und schriftlich dargethan und dazu angetrieben. Sogar Motive, die nur der Staatskunst angehören, gebieten dies. Es giebt kein festeres Band, um die Einwohner der zu erwerbenden Länder an unsere älteren zu knüpfen, als eine gute Constitution. Ueberdies müssen wir dadurch die Meinung in Deutschland für uns gewinnen. So etwas erwirbt uns den Primat über die Geister. Der dreifache Primat der Waffen, der Constitution, der Wissenschaften ist es allein, der uns aufrecht zwischen den mächtigen Nachbarn erhalten kann. Von einem Montgelas, einem König von Württemberg und den anderen rheinbündischen Regierungen darf man liberale Einrichtungen nicht erwarten, sie sind feindselig gegen uns gesinnt, wir müssen ihnen daher die Herzen ihrer meist neuen Unterthanen dadurch abwendig machen, daß wir den unserigen eine gute Verfassung und würdige Gesetze geben. Sie sehen, daß ich hier nur egoistische Gründe hierfür anführe und die edleren nicht erst erwähnen will.“

Jedermann weiß, daß diese Meinung des Feldherrn von vielen der Besten seines Landes getheilt wurde. Was aber der Nachwelt so gut wie gänzlich unbekannt

geblieben, ist, daß eine Versammlung von preussischen „Nationalrepräsentanten“, die in Berlin tagte, sich ebenfalls mit der Verfassungsfrage beschäftigte und daß aus ihrer Mitte Aeußerungen laut wurden, welche die größte Aehnlichkeit mit Gneisenau's Worten hatten. Diese Versammlung, deren Sitzungen nicht öffentlich waren, von deren Debatten kaum eine Kunde ins Publikum drang, hat auch in den historischen Werken, die sich mit jener Epoche vaterländischer Vergangenheit beschäftigen, nur selten eine Stelle erhalten. Wer ihrer Erwähnung thut, geht wie bei einer gleichgültigen Erscheinung kurz über sie hinweg. Und doch war dies die erste aus Wahl hervorgegangene Versammlung der Art, die Preußen besessen hat. Auch enthalten die vierzehn Bände ihrer Sitzungsprotokolle, die das geheime Staatsarchiv in Berlin aufbewahrt, sehr viel Lehrreiches. Nachdem mir mit dankenswerther Liberalität schon im Frühling 1880 Erlaubniß ertheilt worden war, diese Protokolle zu durchforschen, habe ich kürzlich an einer anderen Stelle, in den „Nachrichten der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen“ 1882, Nr. 1, ihre Bedeutung ins Licht zu setzen gesucht. Hier sei nur eines jener Protokolle in beinahe unverkürzter Form mitgetheilt.*

* Bei dieser Gelegenheit sei im Interesse der Nachkommen eine Bitte geäußert. Der Benutzer des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien

dasjenige vom 7. April 1815, welches eine merkwürdige Verhandlung über die Verfassungsfrage in sich einschließt.

Zur Erläuterung der Debatte braucht wenig vorausgeschickt zu werden. Das Edict über die Finanzen des Staates vom 27. October 1810, mit dem der Staatskanzler v. Hardenberg ein an Versprechungen reiches Programm aufstellte, hatte die Absicht des Königs verkündigt, „der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation sowohl in den Provinzen als für das Ganze zu geben“. Das „fernere Edict über die Finanzen des Staates und das Abgabensystem vom 7. September 1811“ hatte diese Zusage wiederholt. Bis auf Weiteres sollte eine Anzahl erwählter Vertreter der Rittergutsbesitzer, der Bürger und Bauern, die bei der Regulirung der Kriegsschulden mitzuwirken hatten, nach dem Wortlaute des zuletzt erwähnten Edictes „auch vorerst die National-Repräsentation constituiren und hiezu von den Wählenden mit bevollmächtigt werden“. Eine „interimistische National-Repräsentation“ trat also an Stelle jener Notabeln des Jahres 1811, bei denen die Pläne des Staatskanzlers so viel Widerstand gefunden hatten.

Die Sitzungsprotokolle der ersten Versammlung erwählter preussischer Volksvertreter, die sich vom April 1812 bis zum Juli 1815 erstrecken, gewähren ein anschauliches Bild ihrer Thätigkeit. Sie bezeugen gleichzeitig ihre Ohnmacht und ihre Ansprüche. Sie lassen erkennen, daß die Regierung die Versammlung nur als ein beratheudes Organ betrachtete, dessen Rath sie jedoch in wichtigen Fällen einzu-

holen verschmähte, während sich bei den Deputirten gleichzeitig altständische und modern parlamentarische Bestrebungen gegen die Schranken, die ihnen gezogen sein sollten, auflehnten. Bei den Conflicten, die sich zwischen ihnen und der Regierung erhoben, war die Frage nach der Unerläßlichkeit einer Constitution mehrfach berührt worden. Im Frühjahr 1815 hatte man noch keine Sicherheit darüber, daß und in welcher Weise die königliche Zusage, „der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation zu geben“, erfüllt werden würde. Nur Gerüchte darüber waren in Umlauf. Der König und der Staatskanzler weilten in Wien, von wo die Mächte ihr Achtungsmanifest gegen den aus Elba nach Frankreich zurückgekehrten Napoleon schleuderten. Es war gewiß, daß es zu einem neuen Waffengange mit dem Imperator kommen würde, der, um alle Kräfte der französischen Nation zu entfesseln, bereit zu sein schien, sie mit freiherrlichen Institutionen zu beglücken. Da hielt ein Mitglied der in Berlin tagenden Versammlung den Augenblick für gekommen, noch einmal an die Verfassungsfrage zu erinnern: der Landschafts syndicatus Elsner von Ratibor. Man könnte sagen, daß er auf der äußersten Linken saß, wenn sich sonst übliche Parteibezeichnungen auf die kleine Versammlung der „interimistischen National-Repräsentation“ anwenden ließen. Wie die Protokolle beweisen, hat er häufig das Wort ergriffen und mitunter sehr erregte Debatten hervorgerufen. Schon am 29. März 1815 hatte er seinen Collegen angekündigt, daß die Zeitereignisse ihn veranlassen würden, schleunig zu seinem Regimente abzugehen, und ihnen anheimgestellt, seinen Stellvertreter, den er schon privatim davon benachrichtigt habe, officiell nach Berlin zu berufen. Ehe er aus der Versammlung schieb, wollte er noch die Verfassungsangelegenheit, die ihm sehr am Herzen lag, zur Sprache bringen, und er kündigte einen sie betreffenden Antrag an. Lassen wir nunmehr das Protokoll selbst sprechen:

163. Sitzung, 7. April.

Nach Verlesung des Protokolls machte Herr Elsner den von ihm in voriger Sitzung angekündigten Antrag dahin, Se. Majestät den König durch Höchstbediensteten

darf jedes Actenstück, das seiner Hand anvertraut wird, nach Gefallen Wort für Wort oder in verkürzter Form copiren. Der Benutzer des k. geheimen Staatsarchivs in Berlin sieht sich genöthigt, Anstellungen zu machen oder in jedem einzelnen Falle dem Archivvorstande die Frage zur Entscheidung vorzulegen, ob es ihm erlaubt sei, eine ganz vollständige Abschrift zu nehmen. Auch wenn diese Bestimmung im liberalsten Sinne aufgefaßt wird, ist sie doch für die Benutzung der Archive ein kleines Hinderniß, von dem man denken sollte, daß es in Preußen ebenso leicht wegfallen könnte wie in Oesterreich. Der Director der k. preussischen Staatsarchive würde sich gewiß den Dank der Geschichtsforscher erwerben, wenn er eine Beschränkung wegfällen ließe, die sein Colleague, Alfred v. Arneth, nicht für nöthig gehalten hat.

zu den Verhandlungen mit den Ständen bestimmte Mittelsperson, den Fürsten Staatskanzler, unterthänigst zu bitten, die Ausarbeitung und Ausführung der allergnädigst versprochenen Landesverfassung durch die neuen Ereignisse nicht unterbrechen zu lassen, vielmehr die Einführung einer definitiven Landesrepräsentation nach Möglichkeit zu beschleunigen. Er sagte: Es wären ihm zwar Gerüchte zugekommen, daß der Entwurf zu einer solchen Verfassung bereits fertig sei und nächstens mitgetheilt werden solle, allein er sei nicht im Stande, diese Gerüchte als zuverlässig anzuerkennen, wolle es daher der Versammlung überlassen, inwiefern dadurch eine Verschiebung des obigen Antrags zweckmäßig werden möchte. ... Er hoffe, daß endlich die so oft wiederholten Verheißungen einer bestimmten Verfassung in Erfüllung gehen werden und daß demgemäß eine neue mit bestimmten Rechten versehene Versammlung die Stelle der gegenwärtigen ersetzen und thätiger für das allgemeine Beste zu wirken im Stande sein werde. Durch die Erfüllung dieser seit mehreren Jahren gegebenen Verheißungen werden endlich die Wünsche derjenigen Staatsbürger in Erfüllung gehen, welche man allein als den Kern des Staates betrachten kann, d. h. derjenigen, welche nicht bloß für ihr Selbst leben, sondern an dem Wohl und Weh ihrer Mitbürger und an der darauf Einfluß habenden Gesetzgebung lebhaften Antheil nehmen.

Mit Schmerz habe sich ihm die Bemerkung aufgedrungen, daß diese Versammlung bei einer großen Zahl ihrer Mitbürger nach und nach in ihrem Vertrauen gesunken ist und daß die Meinung immer stärker wird, welche die Versammlung für zwecklos, vielleicht für schädlich hält. So sehr auch Alle, welche das Innere der Versammlung durch den Augenschein kennen, das Gegentheil wissen, so ist doch das Publikum hiervon nicht zu überzeugen wegen ermangelnder Deffentlichkeit der Verhandlungen. Es entstehe der Verdacht gegen die jetzigen Mitglieder, daß sie aus persönlichen Rücksichten den Zeitpunkt nicht zu beschleunigen wünschen, wo sie durch eine fester constituirte Versammlung abgelöst werden. ... Ein solcher Verdacht könne nicht besser widerlegt wer-

den, als wenn die Versammlung in den oben aufgestellten Antrag eingehe. Er beabsichtige aber nur die erwähnte Ablösung, nicht die Auflösung der jetzigen Versammlung, vielmehr halte er es für sehr wichtig, daß diese bis zur Einführung einer fester constituirten verbleibe und bis dahin als Gegengewicht diene gegen die Opposition, welche aus unläuterer Absichten wider jede verfassungsmäßige Repräsentation erregt und erhalten werde. Es sei immer besser, daß diese Versammlung als daß keine hier sitze. Dringende äußere Umstände, wie diejenigen sind, welche die neuesten Weltbegebenheiten herbeigeführt haben, machen die Einführung einer Verfassung zu einem vorzüglichem Bedürfniß, nicht als ob darin ein Mittel liege, den Muth der bewaffneten Macht anzufeuern, oder als ob dies nöthig sei, sondern weil dies der schönste Zeitpunkt zu sein scheine, um der Nation einen ausgezeichneten Beweis des Vertrauens und des Auerkenntnisses ihrer Anstrengungen für die Aufrechterhaltung des Thrones und ihrer Selbständigkeit zu ertheilen. Es werde die Welt befremden, wahrzunehmen, daß gerade diejenige Nation, welche nach Verhältniß ihrer Kräfte bei Weitem das Meiste zur Befreiung Europa's gethan habe, später als sonst aus vollkommener Sklaverei ... errettete Völker durch eine bestimmte Verfassung eine Garantie für ihre Rechte erhalten soll. Noch mehr werde sie darüber erstaunen, wenn sie erfährt, daß hier eine Versammlung vorhanden sei, welche die gesetzmäßige Stimme habe, um die Wünsche der Nation auszusprechen. Daß eine liberale Verfassung zu diesen Wünschen gehöre, könne Niemand bezweifeln, und daß des Königs Majestät darin einstimme, beweise die seit 1810 wiederholt ausgesprochene Verheißung einer solchen Verfassung und selbst die interimistische Zusammenberufung von Deputirten. Aber auch die mit unserem Staatskörper neu vereinigten Glieder, welche den Druck der Tyrannei so schwer empfunden haben, setzen den größten Werth auf eine repräsentative Landesverfassung, deren Einführung so laut vorher verkündigt worden ist.

Der Präsident — es war Friedrich August Burchard v. Hardenberg, ein Verwandter des Staatskanzlers — antwortet:

Er glaube, daß Niemand in der Versammlung sei und wohl nur Wenige in der Nation, die nicht den Wunsch hegen werden, daß die Einführung einer den Absichten des Königs entsprechenden Verfassung erfolge. Ohne Zweifel werde die Nation es gern sehen, daß, wenn die Verfassung nicht erscheinen sollte, des Königs Majestät darum von uns gebeten würde. Daß eine solche bereits ausgearbeitet sei und nächstens zugesandt werden solle, habe auch er durch das Gerücht vernommen, doch mangle es hierüber an einer authentischen Quelle. Er zweifle sogar an der Wahrheit, da er bis jetzt nichts davon gehört habe, daß man sich hiermit in Wien beschäftigt. Wenn es aber wirklich der Fall sein sollte, so lasse sich vermuthen, daß über den Entwurf zur Verfassung erst die Meinung des Staatsministeriums werde eingeholt werden. Was den jetzigen Zeitpunkt betrifft, so glaube er fest, ein von der Versammlung in dieser Hinsicht bei des Königs Majestät zu machender Antrag möchte für jetzt ohne Wirkung bleiben, einmal wegen der politischen Verhältnisse der neu acquirirten Lande, dann weil die durch die neuesten Zeitereignisse bewirkte Vermehrung der Geschäfte wohl nicht die Beschleunigung des Definitiventschlusses über die unserm Reich nach seinen verschiedenen Theilen zu gebende Verfassung zulassen möchte.

Der Baron v. d. Red: Der Antrag sowie die ihm zum Grunde gelegten Motive des Redners entsprechen ganz seinem eigenen Gefühl. Allein er halte sich überzeugt, daß, wenn die einzuführende Verfassung etwas Dauerhaftes werden soll, erst die äußeren Grenzen der Monarchie bestimmt sein müssen. Bis dahin also . . . würde er für die Berathung des Antrags stimmen.

Herr v. Bredow: Nachtheilig kann die Aeußerung des Wunsches nicht werden, so gestellt und so ausgedrückt, wie vom Redner geschehen. Es sei aber sehr wichtig, die früheren hierüber erteilten Verheißungen in Erinnerung zu bringen, besonders wegen der neu hinzutretenden Provinzen. Es muß ihnen Alles daran liegen, daß bestimmt werde, auf welche Art sie gegen die übrigen zu stehen kommen und mit dem Ganzen verknüpft werden. Nur die Darlegung der be-

stimmten Gestalt, die der gesellschaftliche Verein in unserem Staat annehmen wird, kann sie überzeugen, daß es ein wahres Glück für sie sei, unserem Staatskörper einverleibt zu werden. Und wie viel liege nicht daran, eine solche Ueberzeugung in der öffentlichen Meinung hervorzu- bringen, wie viel leichter werde dann das Regieren! Dies beweise das alte Preußen, welches diese interimistische Versammlung repräsentire. Wir, die alten Unterthanen, kennen das Gute, welches in unserer Verfassung liegt, und das allgemeine Gefühl hiervon äußert ununterbrochen die wohlthätigsten Wirkungen. Aber von den neuen Provinzen ist dies nicht so zu erwarten. Bei ihnen will jenes erst hervorgebracht sein, nicht durch Verheißungen, sondern durch die That. Eine Verfassung sei hierzu das Sicherste und Unentbehrlichste, eine Verfassung, welche für so heterogene Theile als die des neu zu bildenden Staates ein gemeinschaftliches Interesse begründe und allen Unterthanen gleiche Rechte und Vortheile zusichere. . . . Man kommt in Frankreich auf die Ideen zurück, welche zur Zeit der ersten Revolution eine so große Macht über die Gemüther, eine so ungeheure Wirkung auf alle gebildeten Völker und ihre Staatsformen geäußert haben. Ist die Furcht übertrieben, daß diese Ideen auch jetzt noch viele Schwache blenden, täuschen, fortreißen werden? Und ist in einem solchen Zeitpunkt nicht zweckmäßig, der Täuschung ein Gegengewicht zu geben in der Wahrheit, die Unterthanen zu überzeugen, daß ihnen nichts Besseres geboten werden könne, als was sie durch die Vereinigung mit unserem Staat wirklich erlangen. . . .

Herr Riß: Ich schließe mich in allen Stücken an den Antrag an. Ich habe ihn früher schon, wiewohl ohne Erfolg, gemacht, jetzt erneuere ich ihn, um so nothwendiger ist dabei Eile, weil wir wissen, daß Frankreich nicht bloß durch Waffen, sondern weit mehr durch Verbreitung täuschender Grundsätze zu seinem Vortheil gewirkt habe. Jetzt äußert es dieselbe Tendenz. Die Vorsicht gebietet, ihr entgegenzutreten.

Herr Landtagsrath v. Brandt: Ich unterstütze nicht nur den Antrag in sich, sondern wünsche auch, daß er gerade jetzt

zur Ausführung gelange. Es ist dies der Wille der großen Mehrheit derer, die uns gerundet haben, und er ruht auf den königlichen Versicherungen. Dieser Schritt wird die größte Theilnahme erregen und zur Stärkung der inneren Kraft des Volkes in dem jetzigen Zeitpunkt beitragen. Dadurch aber werden die äußeren Anstrengungen nachhaltig werden.

Herr Zittelmann stimmte aus ähnlichen Gründen dem Antrage bei, insofern nach ihm bloß im Allgemeinen das Verlangen nach der längst verheißenen Verfassung ausgedrückt werden soll, ohne sich in das Einzelne dabei einzulassen.

Herr v. Burgsdorf: Niemand könne lebhafter die Verfassung wünschen als er. Doch halte er den jetzigen Augenblick für den Antrag nicht passend, es sei denn, daß in der Ausarbeitung des Entwurfes schon sehr weit vorgeschritten wäre. Ist dies nicht der Fall und soll also dem Antrage gemäß die Arbeit beschleunigt werden, so fürchte er, wenn dies geschehe, sie werde den Charakter der Eile und des Augenblicks an sich tragen. Eine Staatsverfassung, die bestehen und dem Bedürfnis angemessen sein soll, ist das schwierigste von allen Werken und muß sich aus den schon vorbereiteten, im Staat und seinen Theilen schon vorhandenen Bestandtheilen herausbilden. Was wäre es, wenn man den Ständen im Voraus bedeutende Rechte zusicherte (und dies müßte doch geschehen, wenn eine ständische Verfassung entstehen soll) und wenn man sich hinterher gedungen fühlte, diese Rechte wieder zu suspendiren? Ob der jetzige Zeitpunkt, wenn er zur Erhaltung des Staates eines Dictators bedürfte, zur Beschleunigung einer ständischen Verfassung, die der militärischen Gewalt zur Seite stehe, sich eigne? Die ständische Verfassung des Ganzen bedürfte einer Vorbereitung in den Verfassungen der Provinzen, und was also jetzt am meisten an der Zeit sein möchte, wäre dies, daß in den neuen Provinzen ständische Versammlungen gebildet und zu einer festen Form und Wirksamkeit gebracht werden. Daraus lasse sich erst ein weiterer sicherer Schritt zu einer größeren Verbindung, die sich über das Ganze erstreckt, mit Glück unternehmen. In der Zwischenzeit wünschte er, daß der Entwurf zu einer Landesver-

fassung als ein wahres Nationalwerk mit der weitesten Mitwirkung der öffentlichen Meinung ausgearbeitet würde. Man sollte dabei den Weg einschlagen, welcher bei Entwerfung des allgemeinen Landrechts betreten worden, wo alle stimmfähigen Mitglieder des Publikums gehört und zu einer Concurrenz ihrer Gutachten darüber eingeladen würden. Betrachtet man die Verfassungsentwürfe, welche in der neueren Zeit in anderen Ländern zur Ausführung gekommen, so werde man um so eher zurückgehalten, die Beschleunigung eines Entwurfs von ähnlicher Beschaffenheit in unserem eigenen Lande zu wünschen und den Verzug dabei für einen Nachtheil anzusehen, vorausgesetzt, daß die Weisheit die Zeit nicht ungenügend verstreichen lasse. Was aber diese erwogen und für das Zweckmäßigste erkannt habe, werde sich nicht immer den Beifall des großen Hauses erwerben, und daher sei der Versuch mißlich, den Lügen eines Urvators durch ein wahrhaft gelungenes Werk der Weisheit begegnen zu wollen.

Herr v. Below schlug zur Berücksichtigung der gegenseitig angeführten Gründe vor, fürs Erste bloß an des Staatskanzlers Durchlaucht die Anfrage zu richten, ob zur Erfüllung jenes allgemeinen Wunsches Hoffnung vorhanden sei. . . . Die Verfassung selbst aber müsse in jedem Falle vom Monarchen unmittelbar ausgehen, und er zweifle, ob es die jetzige Stellung dieser Versammlung gestatte, darum im Namen des ganzen Landes eine Bitte zu thun.

Herr v. Quast hielt es für an sich unschädlich, bei dem Staatskanzler darauf anzutragen, daß jetzt mit der Bearbeitung der ständischen Verfassung vorgeritten würde, doch nicht im Gegensatz zu dem Scheinrepublikanismus. Zu diesem Ende müsse ein Anspruch des Königs erfolgen; dieser aber sei bereits vorhanden. Zur Belebung der Nation würde es der weiteren Entwicklung dieses Auspruchs in den Grundzügen einer Verfassung nicht bedürfen. — Denn, sagte er, der alte Geist ist noch da. Jeder sieht die Heuchelei der Bosheit durch, und Jeder weiß, daß von diesem Kampf sein Wohl und Wehe abhängt.

Graf Kapsteng: Er finde den Gegenstand sehr wünschenswerth, doch jetzt nicht

an der Zeit. Die Ertheilung einer Constitution werde auf den Willen der Nation nicht wirken und auch zu spät kommen; denn dieser Wille bedarf keiner Verbesserung, es werde auch noch viel Zeit erfordern, den Entwurf derselben zur Reife zu bringen, und seine endliche Publikation könnte vielleicht erst gegen das Ende dieses Krieges möglich werden. Uebrigens ist das beste Mittel, die intensive Kraft einer Nation zu erhöhen, wenn die derselben obliegenden Lasten vertheilt werden nach gerechten Grundfäden.

Herr Elsner bestimmte hierauf seinen Antrag näher dahin, daß bloß an den Fürsten Staatskanzler ein Gesuch gerichtet werde.

Herr v. Reinersdorf: Dies scheint mir unzulässig. Nur der König kann eine Verfassung ertheilen. Er könnte es mit Recht ungnädig aufnehmen, wenn wir die Bitte darum an einen Dritten richteten.

Herr Elsner: Es ist hier nicht vom Geben einer Constitution die Rede; dieses hat des Königs Majestät schon versprochen. Es ist bloß von Beschleunigung ihrer Ausarbeitung die Rede und dies lebiglich Sache des Fürsten Staatskanzlers.

Die Herren v. Bülow, Baron v. Bock, Herr v. Arnim erklären sich alle dafür, daß nur bei dem Staatskanzler ein Beschleunigungsgesuch eingereicht . . . werden solle. . . . Auch die Herren Bock und des Grafen v. Reichenbach Excellenz sprachen bedingungsweise für den Antrag. Letzterer wünschte, daß damit zugleich eine Erinnerung an die Stände der Provinzen, wo dieselben gegenwärtig ruhen, verbunden würde.

Herr Bittelmann reichte sich dem an mit dem Antrage, daß in dem zu erlassenden Schreiben der Provinzialverfassungen ausdrücklich erwähnt werden möge.

Herr Müller bestand auf dem dieser Erwähnung beizufügenden Zusatz, daß dabei eine aus allen Ständen zusammengesetzte Provinzialrepräsentation vorausgesetzt werde.

Herr v. Burgsdorf sagte, es sei seine Meinung nach dem Vorhergesagten gewesen, die Provinzialverfassungen zunächst zu berücksichtigen. Provinzialversammlungen aus einfachster organisirt, würden das beste Interimistimum darbieten.

Nach beendigter Debatte wurde erstens

über den Antrag des Herrn Elsner im Allgemeinen abgestimmt und derselbe mit 22 Stimmen gegen 13 angenommen.

Die vom Herrn Präsidenten aufgeworfene Frage, ob dieserhalb bloß an den Herrn Staatskanzler oder auch an des Königs Majestät geschrieben werden soll? wurde mit 32 gegen 3 Stimmen dahin beantwortet, daß bloß an den Staatskanzler.

Herr v. Quast meinte, daß es vielleicht zweckmäßig sein möchte, in dem Schreiben vorzuschlagen, daß in einem etwa an die Nation zu erlassenden Aufruf öffentlich ausgesprochen würde, was der Staat früher wegen einer zu ertheilenden Verfassung verheißt habe, werde wenigstens nach beendigtem Kampf unfehlbar zur Ausführung gelangen.

Die Herren Graf Carmer und Elsner bemerkten dagegen, wie eine solche jetzt anzusprechende Erklärung so leicht nachtheiligen Mißverständnissen unterliegen könnte. Worauf . . . dieser Vorschlag einstimmig beseitigt wurde. Der . . . Zusatz wegen Erwähnung der Provinzialverfassung wurde mit 25 Stimmen gegen 10 angenommen.

* * *

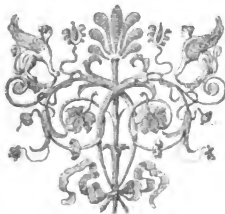
Ueber das historische Interesse der im Vorigen mitgetheilten, aber auffälliger Weise bisher vergessenen Debatte braucht man kein Wort zu verlieren. Eine Frage bliebe jedoch zu beantworten, ob die Beschlüsse der Versammlung eine praktische Wirkung gehabt haben. Irre ich nicht, so steht die berühmte Verordnung des Königs Friedrich Wilhelm III. vom 22. Mai 1815 mit ihr in Zusammenhang. Es ist jene Verordnung, von der Heinrich v. Treitschke in der „Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert“ Band I, Seite 697 sagt: „Mit welcher freudhaften Zuhilfenahme ging der Staatskanzler wieder zu Werke! Er ließ den König versprechen, daß die Provinzialstände wieder hergestellt oder, wo sie nicht mehr beständen, neu eingeführt werden und aus ihnen durch Wahl die allgemeine Landesrepräsentation hervorgehen solle. So band er der absoluten Krone im Voraus die Hände, und dies in einem Augenblicke, da er selber über die provinzialständischen Rechte

jenes bunten Ländergemischs, das in den preußischen Staat neu eintrat, nicht einmal oberflächlich unterrichtet war! Die öffentliche Meinung, dankbar für Alles, was freisinnig hieß, nahm die königliche Verbeihung mit heller Freude auf, vornehmlich gefiel ihr die der Modeansicht entsprechende Zusage einer schriftlichen Verfassungsurkunde.“ Es ist hier nicht der Ort, das harte Urtheil, welches H. v. Treitschke über die Verordnung vom 22. Mai 1815 fällt, auf seine Gründe hin zu prüfen oder mit anderen Beurtheilungen desselben königlichen Erlasses zu vergleichen. Genüge es, darauf hinzuweisen, daß sich in der Verordnung über die zu bildende Repräsentation vom 22. Mai gleichsam ein Reflex der Debatte vom 7. April erkennen läßt.*

* In einer „Schrift zur sächsischen Provinzialgeschichte“ findet sich eine Notiz über den Elsner'schen Antrag. So theilte mir H. v. Treitschke brieflich mit, indem er mich um Ausschluß über jene Angelegenheit bat, als ich damit beschäftigt war, im Locale der Universitätsbibliothek zu Göttingen einige Bände der fraglichen Protokolle genauer zu durchforschen, welche die Direction der kgl. preussischen Archive die Güte gehabt hatte, dort hin zu senden. Ich habe leider auf mein Ersuchen um genauere Angabe weder von H. v. Treitschke noch durch weitere Nachforschungen erfahren können, um welche Schrift zur sächsischen Provinzialgeschichte es sich handelt.

Die interimistische Landesrepräsentation blieb nach jener denkwürdigen Debatte noch einige Monate versammelt. In ihren Verhandlungen kam mitunter eine Gereiztheit zum Ausdruck, wie sie sich bei dem Mißverhältniß ihrer Befugnisse und der aus ihrer Mitte geäußerten Forderungen schon früher oft genug Luft gemacht hatte. Rief doch ein Mitglied in einer Sitzung aus: Man mache der Nation schon im Auslande den Vorwurf, daß sie gutmüthig genug sei, sich Alles gefallen zu lassen. Allein in Sachen der Verfassung wurde nichts weiter erlangt. Am 24. Juni 1815 bemerkte zwar der Prääsident, daß nach dem, was er aus sicherer Quelle erfahren habe, er erwarten dürfe, daß die Versammlung noch während der Abwesenheit seiner Durchlaucht des Herrn Fürsten Staatskanzlers aufgelöst und mit den Grundlinien der neuen Constitution bekannt werden würde. Von diesen beiden Erwartungen traf aber nur die erste ein, die zweite nicht. Am 10. Juli 1815 erfolgte in der That die Auflösung der Versammlung.

Warum aber die Grundlinien der neuen Constitution nicht so bald bekannt wurden, ist mit unauslöschlichen Zügen in die ehernen Tafeln der Geschichte eingegraben.





Die schriftstellerische Production für die Bühne.

Gen

Gustav zu Putlik.

Die Klage, daß die dramatische Kunst und Literatur zurückgehe, ist so alt als das Theater selbst und liegt zum Theil darin, daß die Eindrücke, die wir von der Bühne empfangen, sich in der Erinnerung idealisiren und beim Vergleich mit der Gegenwart dadurch in glänzenderem Lichte erscheinen. Anders wird im Laufe der Zeit die Darstellungskunst und mit ihr die dramatische Literatur, das ist nicht zu leugnen, und zwar muß sie das, indem sie dem Geschmack, der Bildung, dem Anfordern und dem Nachgeben des Publikums folgt; geringer in einzelnen Beziehungen, stärker nach anderen. Bei der Kunst des Schauspielers ist das schwer nachzuweisen, da wir die Vergangenheit der Gegenwart nicht gegenüberstellen können und Tradition und Erinnerung aus oben angegebenen Grunde nicht allein unzuverlässig sind, sondern auch zu kurzen Zeitraum zum Vergleich umfassen. Der Jüngling hat immer mit anderem Auge gesehen, mit anderer Empfänglichkeit genossen als der Mann und der Greis. Bei den Stücken, die die Bühnen brachten und die dem Publikum gefielen, können wir schon sicherer urtheilen, denn der größte Theil ist uns im Druck erhalten, ein Theil sogar durch die Kritik der Zeit in ihrer Wirksamkeit gekennzeichnet.

Nehmen wir nun die Werke unserer Classiker an, die nicht allein hoch aus der Flut der übrigen dramatischen Pro-

duction hervorragen und nicht nur der Zeit ihres Schaffens, sondern allen Zeiten angehören, so müssen wir ebenso die Harmlosigkeit des Gebotenen als auch die Klavetät der Zuschauer vor hundert Jahren bewundern, der Zeit Schröder's und Eckhof's, in der schon die Darstellungskunst auf einer in vieler Beziehung vielleicht nie wieder erreichten Höhe stand. Französische und englische Burlesken wechselten mit den gediegenen Werken Lessing's, dem Goethe'schen „Göz von Verlichingen“ und einzelnen Shakespeare'schen Dramen, die sich freilich in unzureichenden Bearbeitungen Bahn brachen; neben dem feinen französischen Lustspiel und Familiendrama stand die Arlekinade, und der feierlich von der Reuberin verbannte Hanswurst lebte als täppischer Diener in jedem Lustspiel wieder auf. Später klagten Goethe und Schiller, daß sie das Repertoire mit den oberflächlichen und leichtfertigen Lustspielen des Bielschreibers Kokebue nicht nur theilen müßten, sondern von diesen sogar verdrängt würden, und daß Jssland's hausbackene Familienstücke die Bühne über Gebühr beherrschten. Der Beifall des Publikums wandte sich sogar den Eintagsfliegen der Repertoire reichlicher zu als den Perlen unserer dramatischen Literatur, und die Theaterdirectoren, z. B. der Director Schmidt in Hamburg, klagt bitter in seinen nachgelassenen Lebenserinnerungen, daß keine Vorstellungen spärlicher besucht würden als die unserer classischen Stücke. Holt man dann aber aus dem

Staub der Bibliotheken die vor vierzig bis fünfzig Jahren (auch noch jüngere) auf allen Bühnen heimischen Lieblingsstücke des großen Publikums hervor, bringt man sie wieder, so werden sie stets einen geringen Eindruck machen, oft entschiedene Zurückweisung erfahren. Den Lieblingsstücken unserer Tage wird es ebenso gehen, ja sie verbrauchen sich schon in wenigen Jahren, obgleich sie den älteren an Bühnentechnik meist überlegen sind. Die dramatische Literatur ändert sich eben mit dem Geschmack des Publikums, und beide stehen in Gegenwirkung. Schlechter aber sind unsere beliebten Repertoirestücke nicht als die aufgetauchten und vergessenen Lieblingsdramen im Laufe von fast ein und einem halben Jahrhundert.

Neben der nun schon chronisch gewordenen Klage über den Verfall der Bühne geht aber eine andere gleichen Schritts: die immer wiederholte über den Mangel an brauchbaren Novitäten, der fast wie einen Widerspruch die Theaterleiter die Klage wegen Uebersättigung mit unausführbaren Stücken entgegenstellen. Wie begründet letztere Klage ist, kann man fast mit statistischer Genauigkeit feststellen.

Jeder irgend größeren Theaterleitung werden gegen dreihundert Stücke jährlich eingereicht werden, den verschiedenen Bühnen einer großen Stadt zusammen etwa das Dreifache in mannigfacher Genre, und das ist immer noch ein geringer Bruchtheil der Gesamtproduction, die sich in Abschriften auf über hundert deutsche Bühnen vertheilt. Und aus dieser Spreu wie wenig Körner! Zu jeder Zeit hat sich eine kleine Anzahl von Namen, um einen trivialen Ausdruck zu gebrauchen, von ständigen Lieferanten hervorgehoben, die die Theater regelmäßig mit ihren Productionen versorgen und, weil sie bühnengerechte Waare lieferten und erprobte, wenn auch nicht neue Effecte brachten, dem Publikum mundgerechte Kost aufstichteten und den Schauspielern leichte und oft doch lohnende Aufgaben stellten. Das Handwerk siegte über die Kunst, die Routine oft über das Talent, wenn dies seine Kraft an unbrauchbare Aufgaben verschwendete oder an Mangel an Bühnenkenntniß zerfiel. Wer könnte den Bühnen zumuthen, bei dem immer

steigenden Verlangen des Publikums nach Neuem Zeit und Kräfte an das Unausführbare zu wagen, selbst wo es zuweilen unverkennbare Begabung bekundet! So mußten die Bühnenleiter immer wieder das verdrießliche, oft schmerzliche Geschäft der Zurückweisung übernehmen. Wenn ich diese Aufgabe eine schmerzliche nenne, so ist der Ausdruck gewiß voll berechtigt, denn in wie viele, oft bis zum Tragischen gesteigerte Lebensgeschicke läßt es blicken? Geschieterte Hoffnungen, gebrochenes Selbstvertrauen, Groll im Wahn des Verfolgtheins reiben ein halbes Leben auf und vernichten Anlagen, die nicht selten zu reichen Erfolgen berechtigt gewesen wären. Daneben dann wieder die Lächerlichkeit der Selbstüberschätzung; das Verlangen nach Belehrung, das fast niemals ernst gemeint ist; der Versuch, durch Empfehlungen auf die schwer zugänglichen Bretter zu gelangen, und das Nichtbegreifen, daß man nicht einen Versuch wagt, der so leicht erscheint und fast immer unmöglich ist. Und alles das, weil die Betreffenden sich nicht die Mühe geben, das zu lernen, wofür es freilich kaum einen anderen Lehrer giebt als die Erfahrung, die nur Wenigen geboten wird. Der Maler muß zeichnen lernen, den Stift, den Pinsel zu führen, die Farben zu mischen verstehen, ehe er seine Leinwand zum Bilde aufspannt, ja jeder Handwerker hat seine Lehrzeit durchzumachen, ehe er seine Arbeit auf den Markt bringen kann, nur zur Schriftstellerei hält sich Jeder für vorbereitet, wenn er nur nothdürftig orthographisch schreiben kann, und zuweilen kaum das. Um aber, und sei es nur ein kleines einactiges Drama, zu schreiben, dazu gehört neben der glänzendsten Begabung noch immer ein ausdauerndes Studium, ein Schatz von Erfahrungen, den die Wenigsten zu erwerben für nöthig finden.

Und doch, bei so vielem vergehenen Streben immer wieder diese stets wachsende Ueberproduction auf dem Gebiete des Dramas, dies vermehrte Ringen nach dem zweifelhaften Kranz eines Bühnenerfolges, der selbst beim glücklichsten Gelingen nicht ohne Dornen ist! Es läßt sich das nur durch den unverkennbaren Zauber, die mächtige Wirkung der Bühnenkunst, die keine andere in dem Maße er-

reicht, auf Zuschauer, Darsteller und Dichter erklären. Wer hat nicht erste Menschen, denen kaum je im Leben ein Lächeln die Lippen umspielt, im Theater aus vollem Herzen lachen sehen? Wer hat nicht Thränen bemerkt in den Augen von Leuten, die sich gewöhnten, eigene Gesichte ohne Zeichen der Bewegung zu ertragen? Und dann, wie berauschend, wie begehrenswürdig erscheint nicht der Beifall einer zufällig zusammengetretenen Menge, öffentlich errungen und dargebracht? Das ist's, was selbst einem Nero, der blasiert war durch die Herrschaft über die Welt, abgestumpft gegen den Pomp der Triumphzüge, gegen die Huldigungen von Völkern, noch den Kranz des Schauspielers lockend erscheinen ließ und den Beifall der Menge begehrt, den er doch befehlen konnte. Wir haben Schauspieler und Autoren gefannt, die sogar der spärliche Applaus von Händen, die sie selbst dafür bezahlten, die Kritik, die sie inspirirten, zuweisen selbst schrieben, beglückte und berauschte.

Neben dem wahren Beruf zum dramatischen Schriftsteller ist sicher jener Zauber der Bühne die Haupttriebfeder, die immer wieder den Versuch wagen läßt, auf die heißen Bretter des Theaters zu kommen, sei es nun als Darsteller oder als Schriftsteller; aber auch dem schon geprüften Autor bleibt die lebendige Verbindung mit der Schaubühne und ihre Anregung notwendig, soll er nicht seine mühsam gesammelten Erfahrungen wieder verlieren und außer Fühlung kommen mit dem Geschmack und den Anforderungen des Publikums, mit der Leistungsfähigkeit der Darsteller. Die Schaubühne regt mächtig an zur Production, aber zugleich bringt sie leicht in die Gefahr der Nachahmung. Ein erfolgreiches Stück, eine geniale schauspielerische Leistung rufen immer eine Reihe ähnlicher Productionen hervor, die sich in einem kurzen Zeitraum zusammengruppieren und ein mehr oder weniger schnell wieder verschwappendes Genre in den Repertoiren repräsentieren, das sich dann in eigener Verflachung überlebt. Wer wie der Schreiber dieser knappen Skizze seit einer langen Reihe von Jahren die Repertoire der deutschen Bühnen studirte und verfolgte, kann leicht die Gruppen dieser einzelnen Gattungen nachweisen

und die Namen nennen, die durch einige Decennien die Bühnen beherrschten, die Uebergänge finden, die eine neue Geschmackrichtung anbahnten. Aber auch das unfruchtbare Geschäft der Prüfung massenhaft den Bühnen angebotener Stücke läßt die schnelle Geschmackswandlung deutlich erkennen und dabei schließlich herausfühlen, welchen Anregungen die einzelnen Producte ihr Entstehen verdanken. Wir wollen versuchen, das klar zu machen und damit einen Blick in die Werkstatt der dramatischen Schriftsteller werfen.

Nennen wir die erste Gattung: die Schauspielerdramen. Die Bezeichnung wird sich leicht rechtfertigen, und kleine unscheinbare Anzeichen lassen den Kundigen diese Gattung leicht erkennen. Wenn wir ein Stück zum Lesen aufschlagen, und bei den Winken für die Regie in Klammer steht: „rechts und links immer vom Schauspieler angenommen“, so können wir fast mit Sicherheit schließen, das Stück sei von einem Schauspieler oder Regisseur geschrieben, von Jemand, der auf der Bühne Verscheid weiß, der von ihr aus die Wirkung seines Werkes berechnet. Das ist nicht gleichgültig, weder für das Stück selbst noch für seinen Erfolg. Stellen wir uns nun vor, wie solch Stück entstand.

Der Verfasser denkt sich in seiner Phantasie auf der Bühne; er spielt ein Stück, ja er spielt alle einzelnen Rollen desselben, es ist eine Stegreifkomödie in der Einbildungskraft. Vor ihm das Publikum. Er fühlt, wie die oder jene Wendung des Dialogs, der Action einschlägt, wie diese oder jene Nuance der Darstellung auf das gefüllte Parterre wirkt. Nothwendig fällt dabei der Hauptaccent auf die schauspielerische Wiedergabe, die Ausführung bekommt etwas Subjectives und die Production erhält dadurch ihre eigentümlichen Vorzüge, aber auch ihre besonderen Schwächen. Hat der Autor schauspielerisches Talent, wird er sogenannte dankbare Rollen schreiben und dem Darsteller die halbe Arbeit vorwegnehmen. Der leichte Beifall, den dieser mit solchen Rollen erringt, wird dem Erfolg des Stückes zu Gute kommen, aber der innere Zusammenhang der einzelnen Figuren, das Ensemble der Handlung, die Situation wird leiden. Nehmen wir Beispiele aus den höchsten

Vorbildern. Shakespeare war Schauspieler und der Erfolg seiner Komödianten lag ihm am Herzen. Er schuf ihnen zum Beispiel Aufgaben wie die Wahnsinns-scene der Ophelia, die Nachtwandelszene der Lady Macbeth. Die Nebenfiguren, die Königin, der König, Laertes, Arzt und Kammerfrau, werden Staffage. Die Hauptfigur kommt und geht wieder, der volle Eindruck ist auf diese concentrirt, der Erfolg für sie fast unaussprechlich. Das konnte nur ein Dichter schaffen, der wie Shakespeare Begabung und Uebung des Schauspielers besaß. Betrachten wir die Stücke, deren Autoren zugleich Schauspieler waren, von Molière, Schröder, Ifland bis zur Birch-Pfeiffer hinab, so werden wir immer finden, daß der Beifall, den sie errangen, meist zunächst den Darstellern galt, daß sie jedenfalls diesen gut vorbereitete Gelegenheiten boten, ihr Talent geltend zu machen. Die Schattenseiten dieser Entstehungsart stellen sich dann bei den Bühnenwerken schnell heraus, bei denen die schauspielerische Begabung die dichterische überbot. Da haben wir anstatt eines kunstgerecht gegliederten Stückes eine oder mehrere Paraderollen, ein Virtuosenstück anstatt eines Dramas, grobe Mosaik für ein fein in einander schattirtes Bild. Immerhin aber werden die Bühnen, und namentlich die gastirenden Virtuosen, gern nach solchen Stücken greifen, um ihre Mitglieder oder sich selbst damit in günstiges Licht zu stellen.

Als Gegensatz zu den Schauspieler-dramen müßten wir nun eine zweite Gattung „Zuschauerstücke“ nennen, obgleich diese Bezeichnung nicht vollkommen zutrifft. Wir meinen solche Stücke, deren Autoren, angeregt durch die Leistungen der Bühne, denen sie als Zuschauer folgten, zum Wag-uiß des eigenen Schaffens gedrängt werden. Bei solchen Stücken wird immer die Bezeichnung „rechts und links vom Zuschauer“ angewandt, die mise-en-scène genauer angedeutet sein, selbst die Illusion der Decoration wird sich weitläufiger bezeichnet finden, eine Illusion, der der Schauspieler nicht mehr unterworfen ist, dafür aber gern das Kostüme beschreibt — das Persönliche für das Allgemeine. Im Gegensatz zu der früher bezeichneten Gattung sind die Zuschauerdramen das Spiegelbild der Bühne, wie es sich in der

Schaffenskraft des Autors gestaltet. Dieser versteht sich in der Phantasie auf einen Platz im Zuschauertraum, und vor seiner Einbildungskraft spielt sich ein entstehendes Stück in Gedanken ab. Er schafft zuschauend. Naturgemäß ist es nicht mehr die einzelne Rolle, die ihn beschäftigt, sondern die Gruppe, nicht die Action, sondern die Situation, nicht das Subjective, sondern das Objective. Selbstverständlich entsteht dadurch eine vollkommen anders vorbereitete Wirkung, z. B. wird an die Stelle der beabsichtigten und durch Maske, Ton und Pausen der Rede erstrebten Komik eine unfreiwilligere, durch die Situation erzeugte entstehen; die Contraste vertheilen sich auf die zusammen agirenden Darsteller; der Humor kann selbst durch einen ernst erscheinenden Vorgang gewedt werden, wenn der Zuschauer, eingeweiht in die Fabel des Stückes als die Figuren, die es vorführt, die Lösung durchsieht; während die Personen des Stückes noch in Furcht, Schrecken oder Verlegenheit agiren. Wir erinnern z. B. an eine in Lustspielen und Possen oft gebrauchte Situation, in der ein Mensch sich einbisset, einen anderen wider Willen oder in der Aufregung um das Leben gebracht zu haben, während das Publikum den Irrthum durchschaut. Die gerechtfertigte Angst, Neue, Furcht vor Entdeckung wirkt komisch und desto mehr, je wahrcheinlicher sie dargestellt wird. Mit der Nahrung ist es ebenso. Im Schauspielerdrama erschüttert uns der Schmerz, der gezeigt wird, wir weinen ihn mit; im Zuschauerstück rührt uns das Geschick, das wir erleben, der edle Entschluß, die Hingabe, die Entsagung, selbst wenn der Darsteller sie uns jubelnd zeigt. Das „Lachen Sie doch, Mariuelli“ der Gräfin Orsina ist höchste Tragik, und die komische Verlegenheit des Wachtmeisters, den Tellheim auf den Lügen ertappt, mit denen jener ihn das Geld aufschwappen will, treibt dem Zuschauer die Thränen ins Auge. Freilich war Lessing der objectivste Dichter der deutschen dramatischen Literatur, der Meister der Kritik, selbst über seine eigenen Productionen.

Eine dritte Gattung hat längst ihre Bezeichnung gefunden und weckt mit dieser die Scheu, um nicht zu sagen Verungschätzung, der Bühnenleiter und Schau-

spieler. Je ungerechtfertigter das nun ist, desto bebauerlicher bleibt die Ueberproduction auf diesem Gebiet. Wir meinen das Buchdrama. Es wird den Theatern meist als Manuscript geboten und ist fast immer in süßfüßigen Jamben verfaßt. Die Tragödie, das Stiefkind des Publikums zu allen Zeiten, der Liebling junger, noch unfertiger Schauspieler, wird in ihm vorzugsweise gepflegt. Zu den Buchdramen finden wir am meisten Bildung und Gelehrsamkeit, oft eine unverkennbare Begabung des Autors, daneben aber geringe Hoffnung auf Bühnenerfolg. Die Stoffe pflegen historische zu sein, mit Vorliebe der alten Geschichte entnommen oder der deutschen Kaiserzeit, zeitweise sogar dem altdeutschen Epos und Sagenkreise, und es ist auffallend, daß einzelne Stoffe, als lägen sie in der Luft, gleichzeitig von einer ganzen Reihe von Autoren ergriffen werden. So verjuchten vor etwa sechzig Jahren sich alle jungen Dichter an Konradin, dem allerwenigst dramatischen Stoff der Hohenstaufenzeit, und vierzig Jahre später waren es die Brünhilden und Kriemhilden der Nibelungen Sage, die zur Dramatisirung reizten. Die Verfasser solcher Dramen nehmen nun ihre Anregungen und Vorbilder nicht unmittelbar von der Bühne und deren Leistungen, sondern aus der Lectüre dramatischer Werke. Namentlich ist der Einfluß der gedankenreichen, scharf charakterisirenden Shakespeare'schen Gestaltungen oder des edlen Pathos sentenzenvoller Schiller'scher Dichtungen unverkennbar. Die Bühne und ihre Wirkung, ja selbst ihre notwendigen Anforderungen bleiben unberücksichtigt, und meist mögen die Autoren der Buchdramen diese kaum oder doch nur vorübergehend kennen, vielleicht weil Lebensverhältnisse und Wohnort sie vom Besuch einer besseren Schaubühne fern halten. In vielen Fällen ist das sehr betrübend. Wie oft haben wir Dramen, die einen warmen poetischen Pulsschlag, sogar unentwickeltes dramatisches Gestaltungstalent befundeten, aus der Hand gelegt mit dem Bedauern, daß Mangel an Bühnkenntniß die Aufführung mindestens hoffnungslos, meist unmöglich machte. Das wird der Dichter nun niemals begreifen und oft immer wieder neue Versuche wagen, vertrauend auf die eigene

Kraft, unterschätzend, was, durch Routine und Bühnenerfahrung erzeugt, die große Menge anzieht und von ihr durch Beifall ausgezeichnet wird. Die Dichter dieser Gattung halten sich für die Regeneratoren der dramatischen Literatur, versuchen es mit den Waffen der Poesie, dem Ungeschmack entgegenzutreten, und vergessen, daß sie erst das Schlachtfeld erkämpfen müssen, ehe sie versuchen können, auf demselben zu siegen. Dann sollen es der Eigensinn oder boshafter Unverstand der Bühnenlenker sein, die ihnen den Weg verlegen, den Zugang abschneiden, und dilettirende Freunde oder bequeme, unaufrichtige Lobhudelei bestärken sie in dieser Ansicht. Kommt aber je einmal ein solches Stück auf die Bühne, so verschwindet es schnell wieder, im besten Falle nach einem spärlichen Achtungserfolge.

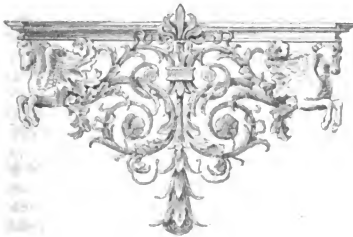
Wie aber kann man lernen, ein bühnergerechtes Drama zu schreiben? Das ist die Frage, die uns immer wieder entgegentritt, wenn ein Stück von der Aufführung zurückgewiesen wird, selbst von denen, die sich nicht die geringste Mühe gegeben haben, sich das Jedem Zugängliche anzueignen. Freilich ist das ein mühseliges und langes Studium, das mit dem gründlichen Erforschen der oft mißverstandenen, zuweilen bedächtig übertriebenen aristotelischen Theorie der Einheiten anfangen sollte und mit der Technik des modernen Dramas endigen müßte. Vergebens haben die Romantiker uns die goldenen Regeln fortdeemonstriren wollen, die uns das classische Alterthum hinterließ. Wir kommen immer wieder auf dieselben zurück, und nur wer sie beherrscht, kann es versuchen, sie zu brechen oder sie zu erweitern; zu übersehen sind sie nicht, und sie als überwunden zu verpöten, sollte Niemand versuchen. Scharf und regelrecht gegliedert muß sich das Drama aufbauen nach unumstößlichen Gesetzen wie das Werk der Architektur, das freilich schon beim Aufbau zusammenbräche, wenn es gegen die Regel der Schwere verstieße, während das Drama, das sich willkürlich fügte, erst vor dem Lampenlicht zu zerfallen scheint.

Ein anderer Fehler unserer beginnenden Dramatiker ist es, daß sie zu früh anfangen zu produciren, und wenn sie

wirklich ihre wissenschaftlichen Studien machten, diese nicht an der Beobachtung der Praxis und Erfahrung reifen lassen. Shakespeare's Productionen fallen in die volle Kraft des Mannesalters, und welche Zeit des gründlichen Geisteslebens, welches ernstes kritisches Studium ging nicht bei Lessing voraus, ehe sich aus der Reihe seiner dramatischen, ziemlich bedeutungslosen Versuche die drei Meisterwerke gestalteten, die unsterblich bleiben werden. Das ist Trost und Mahnung zugleich. Aber noch weitere Entwicklung ist dem nothwendig, der seine Kraft der schwersten Gattung der Literatur zuwenden will. Das Drama verlangt neben der regelrecht gegliederten Fabel auch noch scharf gezeichnete Charaktere, und um die zu schaffen, braucht der Dichter das Studium und die Erfahrung des Lebens. Wohl können uns die „Ränber“ von Schiller mit der ungezügelter Leidenschaft des Stoffes und des Wortes ergreifen, wohl zeigen sie uns ein gigantisches Talent, das damit endete, daß es Früchte zeitigte, die am mächtigsten von allen deutschen Dichtungen in das Herz der Nation griffen — volle Zustimmung, veredelndes Befriedigtsein

können wir dem Erstlingswurf des weltunerfahrenen, jugendlichen Genies nicht zollen. Bei Schiller jedoch tobte sich die ungebändigte Kraft nur aus, um sich dann um so reiner zu entfalten; geringere Begabung verbraucht aber ihre Kraft und erschöpft ihr Können in den frühreifen Werken. Wenn es die höchste Aufgabe des Dichters ist, seine Zeit zu belehren, so kann doch nur der lehren, der nicht allein lernte, sondern auch das Wissen reif und abgekärt werden ließ.

Das aber geht über die Grenze, die diese knappe Skizze sich zog, die nur dem Vorwurf entgegenzutreten versuchte, als verschlossen sich die Bühnen einsichtslos und eigensinnig der dramatischen Production und überhörten den oft erschollenen Ruf: „Wird uns denn nie ein Dalberg wiederkommen?“ Viel gerechtfertigter wäre fast der Vorwurf, daß die Bühnen zu willig ihre Kraft an die flüchtige Tagesliteratur verschwenden, die dem Geschmac schadet, die Sitte verlezt, der aber der Stempel der Bühnenroutine aufgeprägt ist. Wenn die Schiller wiederkommen, werden die Dalberge nicht fehlen.





Die Thonfiguren aus Tanagra.

Von

Arthur Milchhöfer.

Als Cäsar das ehemals so prächtige Korinth, welches seit der Zerstörung durch Mummius in Schutt und Asche lag, vermittlest einer Colonie zu neuem Leben erweckte, sängen die römischen Ansiedler, vermuthlich weil über der Erde nichts mehr zu holen war, den Boden zu durchwühlen an, und siehe da! man fand wunderherrliche Dinge in solcher Anzahl vor, daß man damit ganz Rom überschwemmen konnte. Der rauhe Römer war seit des Mummius' Zeiten um Vieles kunstsinziger geworden; die „korinthischen Todtenwaaren“ oder „Nekrokorinthia“, wie man jene Säckelchen nannte, kamen so sehr in die Mode, daß man um des Gewinnes willen alle Gräber, wie Strabo erzählt, bis auf das letzte ansleerte. Es bestand dieser ihr Inhalt zum größten Theil unzweifelhaft aus Thonfigürchen, wahrscheinlich meist in Gefäßform, deren viele zum Glück den Römern doch noch entgangen sind und bis auf unsere Tage wohlverwahrt in ihren Gräbern ruhten.

Einen ähnlichen Triumphzug, wie vor zwei Jahrtausenden die zierlichen korinthischen „Nippesjachen“ in Rom, hielten seit dem Winter 1873 die Thonfigürchen aus Tanagra durch alle Museen und reicheren Kunstsammlungen Europa's.

Tanagra, die friedliche böotische Landstadt, nahe der attischen Grenze jenseits des Parnesgebirges gelegen, übte auf den gebildeten Reisenden des Alterthums einen besonders wohlthuenden Eindruck

aus. Ihre Tempel lagen, dem Getriebe des täglichen Lebens entrückt, beisammen auf der Höhe der Burg, ihre Häuser waren sauber und wie die Heiligthümer, was ausdrücklich hervorgehoben wird, mit hübschen, thönernen Bildwerken ausgestattet. Viel Aufhebens haben indeß die Tanagräer von diesem ihrem Kunstzweige, auf welchen sie der vortreffliche weiße plastische Thonboden (zugleich der Träger des Olivenreichthums) hinwies, angenscheinlich nicht gemacht; ihre von der kunsterrfüllten Atmosphäre des benachbarten Athen angehauchten Producte blieben im Lande, und in den Gräbern — unserer einzigen Bezugsquelle heute — fand man oft gerade die reizendsten Stücke achillos verstreut oder gleich während der Bestattung zerfchlagen vor.

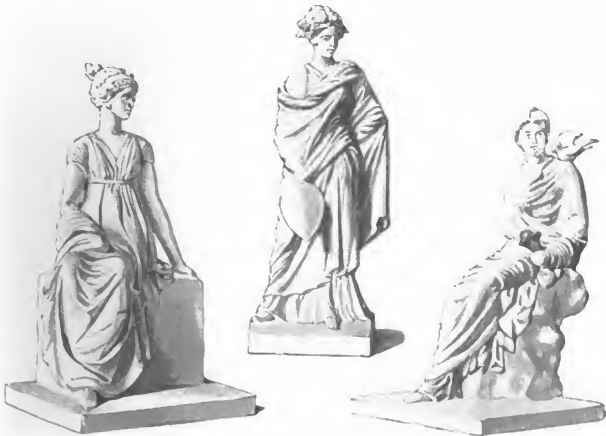
Die Bauern des elenden Dorfes Stimatari, welche von Ungefähr auf die ersten Terracotten stießen, waren, wie es in solchen Dingen zu geschehen pflegt, auch die glücklichsten Finder. Der Zufall ist und bleibt hier der einzige Gebieter. Die einfachen Erdgräber liegen gruppen- und reihenweise, doch regellos neben den alten Wegen; von beiden ist jede äußere Spur verwischt, nur der tastende Spaten vermag bei zunehmender Uebung das „gegrabene Erdreich“ von dem „gewachsenen“ zu unterscheiden.*

Für das Verständniß, welches indeß

* In Korinth, wo der Leichnam unter Steinplatten zu ruhen pflegt, bedient man sich mit vielem Geschick des großen Erdbotters (triveli).

die heutige albanesische Bevölkerung anfangs diesen Dingen entgegenbrachte, möge ein Fall als Beleg dienen, der mir an Ort und Stelle erzählt wurde und lebhaft an die Geschichte von der Wittwe und der Henne mit goldenen Eiern erinnert: der Entdecker einer wundervollen, reich vergoldeten Thonfigur schabte sorgfältig das edle Metall, welches ihm das Werthvollste an der Sache schien, herunter und glaubte damit ein ganz besonderes Geschäft machen zu können.

wohl im Vergleich zu den ersten Resultaten mit mäßigem Erfolge. Immerhin gelangte manches hübsche Stück in die athenischen Sammlungen, und zwar haben diese letzteren Funde wenigstens dadurch eine besondere Wichtigkeit erlangt, daß sie wegen ihrer unbezweifelbaren Authenticität als zuverlässigste Controle gegen die Fälschung dienen, welche sich bald, da die eigentliche Quelle zu versiegen anfing und zudem durch die strenge Aufsicht unterbunden wurde, dieses Zwei-



Terracotten aus Tanagra.

(Die Originale befinden sich im Antiquarium des Königl. Museums zu Berlin.)

So war es denn kein Wunder, daß der Segen dieser reichen Ernte nicht in die Taschen der Einwohner, sondern in die der athenischen Knechtshändler floß, welche ihnen auf dem Fuße folgten, sie durch Contracte banden und in jeder Weise übervortheilten. Es hilft nichts, daß heute in den Dörfern, nachdem den Lenten die Augen aufgegangen sind, lebhaftere Entrüstung gegen jene Industriellen herrscht.

Zuletzt kam, wie gewöhnlich etwas post festum, die griechische Regierung, verbot alle eigenmächtigen Ausgrabungen und ließ solche durch die griechische „Archäologische Gesellschaft“ anstellen, wie-

ges zu bemächtigen begann. Es gelang später zu Athen in Folge gegenseitiger Denunciationen einigen dieser Fälscherwerkstätten auf die Spur zu kommen; ich sah dort auf dem Polizeiamte Körbe voller Gipsformen, welche man zuletzt auf dem Grunde eines Brunnens zu verbergen gesucht hatte, und im Bureau des Generalaufsehers der Alterthümer liegt heute zur nachträglichen Belehrung unbesonnener Käufer eine kleine Sammlung aus, welche Modelle und alle Stadien der Fabrication moderner Terracotten bis zu einer fast beängstigenden Vollendung darstellt.

Als ich im März 1878 auf einer von Athen aus unternommenen Fußwanderung

über den Paß von Phyle im Parnesgebirge Tanagra erreichte (ein unfreiwilliges Nachtquartier unter freiem märkstem Himmel in einem der labyrinthischen Querthäler des Asopos belehrte uns, wie wenig oft ein gerader Weg der kürzeste ist), fand ich dort die Ausgrabungsthätigkeit bereits in Stagnation begriffen. Die Bauern gruben zwar noch heimlich des Nachts trotz polizeilicher Wachsamkeit weiter und hatten den Fremden, wenn er ihr Vertrauen gewann, wohl noch Einiges zu zeigen, aber sie hielten selber den Vorrath an „guten Gräbern“ für erschöpft.

Auf dem Kunstmarkte trat die jüngere und zum Theil raffinirtere, wenn auch künstlerisch nicht überlegene Gattung kleinasiatischer Terracotten in den Vordergrund.

Aber der Stern von Tanagra ist nicht gesunken, zu erblicken. Ganz neuerdings, im Frühling 1881, gelang es der griechischen „Archäologischen Gesellschaft“ bei wiederholtem Versuche, einige Stücke allerersten Ranges aufzudecken, ja ein „Gros mit hinsinkender Psyche“ und eine meerentstiegene Aphrodite scheinen sogar den Anspruch auf die Palme der Schönheit unter allem bisher Gefundenen erheben zu wollen.

Mittlerweile hatten die Figürchen aus Tanagra überall und nicht bloß in Fachkreisen lebhafteste Bewunderung erweckt. Auf Pariser Kunstausstellungen sind von Liebhabern für außerordentliche Stücke fünf-, sechs- bis zehntausend Francs gezahlt worden. Im Auftrage des „Deutschen archäologischen Institutes“ gab Kekulé eine Auswahl des Vorzüglichsten auf Farbendrucktafeln von eminent künstlerischem Werthe heraus. (Das Prachtwerk: „Die antiken Thonfiguren von Tanagra.“ 1877.) Auch moderne poetische Blüthen haben die kleinen Meisterstücke gezeitigt, ein erfreulicher Beweis, wie echte Kunst auf jede Kunst befruchtend wirkt.

Eine Erzählung in Versen von Gottfried Kinkel: „Tanagra“, ist den Lesern der Monatshefte in der vorigen Nummer vorgeführt worden. Praxias, des unruhigen Soldatenlebens müde, erneuert zu Hause den alten Bund mit der Kunst und findet ihr lebendiges Gegenbild in der Geliebten, Helena. Statt der Götter, an welche

die Zeit den Glauben verloren hat, will er Menschen bilden und statt der Tempel die Wohnhäuser mit dem Schönen erfüllen.

Ich zweifelte nicht daran, daß sich das Publikum diese schöne Gabe dankbar angeeignet hat. Auch für den Forscher ist es von nicht geringem Interesse, zu beobachten, wie der Dichter das Material verwertet. Mit der beneidenswerthen Freiheit des letzteren, aus den Wirkungen auf die lebendigen Ursachen zurückzublicken und diese in anziehenden Gestalten zu verkörpern, verbindet Kinkel einen feinen Sinn für das Historische, wenn er den Aufschwung der Kleinkunst in diesem reizvollen „Genre“ als eine Concession an den veränderten Zeitgeist erklärt. Die poetische Wahrheit ist darum nicht weniger echt, weil sie der Phantasie zu ihrer Ergänzung bedarf. Dabei hat Kinkel selbst im Detail nichts verabsäumt, um im Geiste des Alterthums zu bleiben. Wenn z. B. Helena mit ihrer Fertigkeit als Malerin den kleinen Werken des Praxias erhöhte Anziehungskraft verleiht, so entsproß diese Idee des Dichters auch der Anschauung eines antiken Vasenbildes, auf welchem ebenfalls ein Mädchen beschäftigt ist, kleine Thonfigürchen mit Farbenschmuck zu überziehen.

Bemerkenswerth erscheint mir, daß Kinkel sowohl wie E. v. Willdenbruch, den wir gleich näher zu erwähnen haben werden, das Auftreten der Thonfigürchen in Tanagra gewissermaßen zu einem psychologischen Problem verarbeitet haben, daß beide gleichsam wie für eine vereinzelte und unvermittelte Erscheinung eine individuelle Erklärung suchen. Es wird hoffentlich nicht pedantisch klingen, an dieser Stelle auch die nüchterne Wirklichkeit in ihr Recht zu setzen. Die Thonplastik wurde in Tanagra seit ältester Zeit geübt; sie ist vertreten, wenn auch nicht so allgemein verbreitet, in allen Vorstadien der heranreisenden Kunst. Die Vorzüglichkeit der dortigen Thonerde, der Mangel an anderem Material führten den einen Zweig zu so hoher Vollendung. Aekulische Erscheinungen finden wir in Kleinasien wieder; in Attika und in Korinth war die künstlerische Thätigkeit weniger auf die eine Technik concentrirt; wiewohl sich auch hier höchst Vollendetes gefunden hat, war-

fen sich Neigung und Production doch vorzugsweise auf andere Gebiete, namentlich auf Gefäß- und Metallarbeit.

Etwas anders als Kinkel formulirt und löst Ernst v. Wiltenbruch das „Problem“ in seiner liebenswürdigen Novelle „Der Meister von Tanagra“. Der schöne Myrtolaos, ausgewachsen in Tanagra, aber attischen Blutes, eifert dem großen Praxiteles nach, jedoch erkennt er rechtzeitig genug die Schranken seiner Befähigung, um dadurch schweren Conflicten zu entgehen. Selbstgenügsam und dennoch

Mehr als einmal hörten wir in Athen, angeblickt der oft bis zur Täuschung vollkommenen, für echt ausgegebenen Fälschungen, lebhaftes Bedauern äußern, daß es keiner der dortigen Firmen einfallen wollte, derartige Imitationen unter ihrem wahren Namen und zu entsprechenden Preisen in den Handel zu bringen. Die Ausführung dieses Gedankens blieb einem intelligenten jungen Kunsthändler, Herrn Friß Gurlitt in Berlin, vorbehalten, der seit Beginn vorigen Jahres eine Reihe der schönsten Terracotten unseres



Terracotten aus Tanagra.

(Die Originale befinden sich im Antiquarium des königl. Museums zu Berlin.)

eines originellen Ruhmes sicher, bildet er von nun an immer nur den einen geliebten Gegenstand in unzähligen Variationen — Hellenodite.

Wer wollte mit dem Dichter rechten, wenn wir heute mehr als einem einzigen Frauideal in jenen anmuthigen Gestalten begegnen? Immerhin besetzt sie alle ein Geiß, so daß der Besitz einer einzigen uns gar viele ersetzt.

Solcher glücklicher Besitzer giebt es, abgesehen von den ersten Museen Europas, begreiflicher Weise nur wenige. Doch ist neuerdings von Berlin eine höchst erfreuliche Anregung ansgegangen, welche darauf abzielt, das Beste in dieser Gattung bis zu einem gewissen Grade Gemeingut aller Kunstfreunde werden zu lassen.

Museums von geschickten Bildhauern modelliren und vervielfältigen läßt. Selbst das schwierige Problem des Farbensauftrags (an den meisten Figürchen ist außer dem Deckweiß ein zartes Rosa oder Blau, auch Gold verwandt) ist mit zunehmender reicherer Erfahrung bereits sehr glücklich gelöst worden. Einige der „edirten“ Frauengestalten, die man ja eben ganz und voll nur in der körperlichen Nachbildung genießen kann, sind identisch mit denen, welche unsere Abbildungen zu Anfang dieser Zeilen darstellen.

Voraus beruht nun aber der Reiz, den diese weiblichen „Situationsbildchen“ auf jeden kunstsinigen Beobachter ausüben? Bei der Mehrzahl der Gebildeten erfahren ja sonst die gerühmtesten unter den er-

haltenen Kunstwerken des Alterthums das Schicksal der meisten „Classiker“: man gesteht ihnen den kalten Lorbeer zu, aber man reservirt sich auch das Recht, ihnen kühl gegenüberzutreten. Dieses Verhältniß gänzlich umzugestalten, wird selbst der begeistertste und beredteste Alterthumskenner wohl nie im Stande sein. Es steht nicht zu erwarten, daß Werke, welche einem fremden Religions- und Sagenkreise angehören, ohne Keit in unser modernes Empfinden aufgehen sollen. Selbst die Aphrodite von Melos, selbst der Hermes aus Olympia waren dem alten Künstler und seinem Publikum immer noch etwas mehr und etwas Anderes, als sie uns jemals werden können. Und doch hat keine Zeit an ihren Gebilden das rein Menschliche in so abgeklärter Form dargestellt als das griechische Alterthum. Es wäre wunderbar, wenn daselbe uns nichts hinterlassen hätte, was sich mit den Idealen der Gegenwart vollkommen decken würde.

Diesen Vorzug der Neutralität besitzen aber (nebst manchen anderen Werken des antiken Genres und namentlich den überaus zart empfundenen, noch keineswegs nach Gebühr bekannten attischen Grabreliefs) die Thonfigürchen und unter ihnen besonders die Mädchengestalten aus Tanagra. Es ist nichts Fremdes zwischen ihnen und uns; wir richten dieselben Fragen an sie und erhalten die gleiche Antwort wie irgend einer ihrer Zeitgenossen. Wir wollen hier nicht untersuchen, wie weit sich diese kleinen Schöpfungen von einem mythischen Hintergrunde abgelöst haben. Auf der Stufe, welche sie einnehmen, waren sie selbst in der Intention ihres Künstlers nichts Anderes

als schöne Menschengestalten, die nur das zu empfinden scheinen, was in ihrer Natur begründet liegt. Meist sind es Liebesgedanken, welche entweder ihnen halb unbewußt genahnt sind und über sie einen Schimmer naiven Frohsinns ausgießen, oder welche sie veranlassen, bald schalkhaft, bald träumerisch, bald schwermüthig das Köpichen zu senken, wenn sie nicht gar die Träume der Schlafenden ausfüllen. Wegen diese gefühlsinnige Existenzmalerei treten alle mythologisch bestimmten Darstellungen sowie jene zahlreichen tanagräischen Knaben- und Jünglingsfiguren in der allgemeinen Gunst beträchtlich zurück. Der „Meister von Tanagra“ kennt sie nicht einmal. — Noch ferner steht für unser Empfinden eine dritte Gruppe von Gestalten, welche in dem Inhalt aller griechischen Terracottengräber regelmäßig neben jenen idealsten Erscheinungen austritt und gewissermaßen ihre Kehrseite darstellt. Es ist der Chor derb naturalistischer Figuren aus barchischem Gesolge, wie Silene, Priape und gerabezu possenhafter, lasciver Caricaturen. Sie bilden nach antiker Anschauung fast mit Nothwendigkeit das Gegengewicht zur ersten Kunst, wie das antike Schauspiel durch das Satyrstück, die Burleske, ergänzt wird.

Es ist wunderbar und wäre wohl psychologisch noch tiefer zu begründen, als hier geschehen kann, wie der antike Geist selbst in einer verhältnißmäßig untergeordneten Kunstgattung jede Einseitigkeit vermeidet, jede Hebung durch eine Senkung ausgleicht und unter Umständen selbst auf Kosten der Schönheit zur Totalität der Erscheinungen strebt.





Gedächtnisrede auf Berthold Auerbach

(bei der am 19. März vom Berliner „Literarischen Club“ veranstalteten Feier).

Von

Friedrich Spielhagen.

Die feierlichen Klänge sind verhallt; — durch die andachtsvolle Stille ertönt ein Menschenwort — es kommt aus einer jagenden, ja schier verzagten Brust. Und was mir jetzt das sonst nicht muthlose Herz banger schlagen läßt — es ist nicht die Beklemmung, die nur dem Ueberleben erspart bleiben mag, der in einer so großen, so auserwählten Versammlung als Sprecher aufsteht — es ist der Zweifel, ob Sie, deren Blicke jetzt auf mir ruhen, nicht mehr von mir erwarten, als ich, und jetzt ich, wie es sich ziemt, meine beste Kraft ein, irgend zu leisten im Stande bin. Zwar, das weiß ich ja, Niemand von Ihnen verlangt und erwartet, ich werde jetzt aus dem Grabe, das sich eben erst geschlossen, um das des ersten bitteren Schmerzes millionenstimmige Klage seines trauernden Volkes noch nicht verhallt ist, das Bild des großen Mannes hervortreten lassen, wie es dereinst stehen wird, umflossen vom Strahlenglanze voller Erkenntniß, in dem Pantheon deutscher Nation — an diesem Bilde werden noch Hunderte berufener Hände zu meiseln und zu feilen, werden noch Generationen dankbarer Nachkommen zu schmücken und zu kränzen haben — Sie verlangen nichts von mir, als daß ich Zeugniß ablegen soll für den theuren Todten; und meinen, daß gerade mein Zeugniß, der ich ihm als Freund, als Kunstgenosß lange Jahre so nahe gestanden,

von besonderer Wichtigkeit; daß ich, wie der Jurist es ausdrückt, ein classischer Zeuge sei.

Das meinen Sie, müssen Sie meinen, und eben das ist es, was mich bedrückt.

Ja, ich war sein Freund; und der vertraute Verkehr mit ihm war mir ein Hochgewinn meines Lebens; aber sollte der wehmüthige Nachklang unvergeßlicher Stunden nicht allzu parteiisch in mein Zeugniß hineintönen, das Wahrheit sein soll und nichts als Wahrheit? — Ja, ich war sein Kunstgenosß; aber pflegen sich die Urtheile des Kunstgenossen über den Kunstgenossen, besonders wenn ihre Atelier sehr benachbart sind, durch kühle Objectivität auszuzeichnen?

Kühle Objectivität!

Wohl mag die der literarhistorische Offizier haben, der hoch zu Ross hinter der Blänkerkette reitet; aber stehst du in der Kette selbst, feuernd, ladend, wieder feuernd; für einen Moment Deckung suchend, die du im nächsten wieder aufgeben mußt, weil das Signal zum Avanciren erschallt; und wieder im nächsten bläfst: zur Attaque, Gewehr rechts! Marsch, marsch — hurrah! ja, da gewinne du, da bewahre du den kühlen objectiven Ueberblick! da erzähle du dem Wißbegierigen, wie's mit dem Kameraden war, dem guten Kameraden! Was ist da viel zu erzählen? Wir marschirten eben zwanzig Jahre lang in gleichem Schritt

und Tritt. Als er die letzten seiner Dorfgeschichten: „Eckweiß“, „Josef im Schnee“ dichtete, schrieb ich meine „Problematischen Naturen“; gleichzeitig arbeiteten wir — er an „Auf der Höhe“, ich an „Fu Reih und Glied“, zu welchem Roman er, der große Titelfinder, mir den Titel fand; und schrieb „Hammer und Amboß“, während er sein „Landhaus am Rhein“; und so ging's weiter, gingen wir weiter, Schulter an Schulter, Schritt für Schritt — seine „Brigitta“ und mein „Quisjana“ erschienen fast an demselben Tage, und dann:

Eine Kugel kam geflogen!

und:

Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir!

Wollen Sie mein Zeugniß noch?

Gut! ich gebe ihm das höchste, das ich zu geben habe; und kann es so kurz machen wie das, welches Hamlet über seinen Vater sprach: Er war ein Dichter, nehmt Alles nur in Allem!

In der That! du mußtest kommen, uns das zu sagen! das weiß die Welt!

O freilich, was man denn, mit leiser Veränderung jenes ironischen Faust-Wortes, so wissen heißt! wie man denn wissen kann, daß Jemand etwas sei, wenn man so recht eigentlich nicht weiß, es wenigstens gar mancherlei Deutung fähig: was jenes Etwas ist. Oder wäre es wirklich nur ein Problema müßiger Spitzfindigkeit und sonst ein Abgemachtes unter anderen ehrlichen Leuten: was und wer ein Dichter? War's nicht Schiller, der den Roman-Schreiber nur den Halbbruder des Dichters nannte? so wäre denn unser Freund, der nur Romane und Novellen geschrieben, nur ein halber Dichter! — Oder soll's ein wahres Wort unseres großen Aesthetikers Friedrich Vischer sein: „Keller wird nie sehr populär werden, einfach, weil er wirklich ein Dichter ist“, so wäre der sehr populäre Verfasser der Schwarzwälder Dorfgeschichten mindestens kein wirklicher Dichter; — und hat es nicht romantische Stimmen gegeben, die unter einander munkelten und raunten: der Friedrich Schiller ist im Vergleich mit dem Wolfgang Goethe gar kein Dichter? Scheint es danach nicht, daß es halbe und ganze, wirkliche und nicht wirkliche, nur vergleichsweise so oder auch nicht so zu nen-

nende Dichter giebt? mithin die Fragen: was ist ein Dichter? wer ist ein Dichter? denn doch nicht ganz so müßig sind? und derjenige, welcher einen Anderen mit diesem schönen Titel schmückt, ein wenig die Verpflichtung hat, über die eigentliche Bedeutung desselben im Klaren zu sein oder möglichst rasch ins Klare zu kommen?

Also: wer ist Dichter? vielmehr — denn der Dichter ist ja auch wohl Künstler — wer ist Künstler?

Der, welcher, um seine innere Welt zu äußern, d. h. um die Eindrücke, die Empfindungen und Gedanken, welche der Contact mit der Welt in ihm erweckt und entstehen läßt, wiederzugeben, des Gleichnisses bedarf; der also niemals jene Eindrücke, Empfindungen, Gedanken abstract giebt, sondern immer gebunden an einen bestimmten Fall, an ein Concretes, welches denn freilich so geläutert und verklärt sein muß, daß das gedankliche Resultat ganz in ihm vorhanden und enthalten, aber niemals ganz von ihm entbunden und abstrahirt werden kann.

In diesem tiefsten Grunde sind alle Künste unter einander gleich. Wenn man die Phantasie des großen Bildhauers, Malers, Musikers, Dichters, die in ihren Äußerungen so unendlich weit aus einander liegen, bis auf ihre ersten Formen verfolgen könnte, würden sie, wie die Embryonen der verschiedenen Lebewesen, nur von der tiefsten Einsicht kaum noch zu unterscheiden sein; und ewig wird es ein Problem bleiben, was denn nun die ursprünglich unterschiedslose Phantasiebegabung hier zur Dichtkunst oder Musik, dort zur Malerei, Plastik oder Baukunst treibt.

Wir aber müssen festhalten: in Gleichnissen sprechen sie alle: die Baumeister mit ihren sich auf einander thürmenden, zum Himmel ragenden, zum Himmel deutenden Steinen; die Musiker mit ihren durch einander wogenden, einander suchenden und fließenden, endlich in selbigem Zusammenklang sich vereinigenden Tönen; und Rafael's heilige Cecilia, wenn ihr seliger Mund reden könnte, würde sagen: Was naht ihr mir mit Cymbeln und Geigen, mir, die bereits die Harmonie der Sphären hört, ja deren Seele schon nichts mehr ist als ein Ton dieser göttlichen Musik!

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß“ — das ist doch nur halb richtig: es wird ein volles Gleichniß erst unter des Künstlers Hand, — der das Vergleichene — die göttliche Idee — durch die ihm innewohnende, gottbegnadigte Kraft dergestalt in das Unzulänglich-Vergängliche zu legen vermag, daß es, seiner Bedürftigkeit, so weit Menschenkraft reicht, enthoben, mit der reinen und starken Hand des Säumanns, der ansägen zu säen, aus der Endlichkeit hinüber in das Ewige weist.

Und so deckt denn unser Freund selbst den mitterlichen Urgund an, in welchem alle Künste wurzeln, und läßt zugleich aus demselben klar und rein das Sonderwesen der Dichtkunst hervorstechen, wenn er tief- und scharfsinnig, wie es seine Weise war, gelegentlich sagt:

„Das Material der Dichtkunst ist wohl das geprägte Wort, aber näher und tiefer gefoßt: der Ausdruck des individuellen Empfindens, der persönliche Athem.“

Und damit haben wir die Antwort auf unsere Frage: wer ist Dichter? Der, dessen individuelles Empfinden mit dem persönlichen Athem ausströmt, so voll, so ganz, so unmittelbar, daß jeder Versuch, es in ein anderes Material — in Töne, die erst im Zusammenklang wirken, in Farben, die sich erst mit Linien vermählen müssen, in formsproden Stein und zähes Erz — zu übersezen, ein Aufschub und Aufenthalt und schließlich doch ein Unzulängliches wäre; daß es für ihn nur ein Uebersetzen giebt, welches im Grunde kein Uebersetzen ist, selbst insofern nicht, als das Wort in dem Moment, in welchem sich die Empfindung voll und ganz darein ergießt, seine Prägung empfängt. Nur wenn wir uns das völlig klar machen, verstehen wir Zusammenhang und Differenz der Dichtkunst mit den anderen, von den anderen Künsten; verstehen und begreifen wir auch erst, warum wieder die Dichtkunst sich in verschiedene Arten theilen kann und muß. Das geprägte Wort ist allen ihren Arten das gemeinsame Material, aber doch mit Unterschied. Der dramatische Dichter muß das Wort abgeben an den Schauspieler, der die von ihm erdichtete Handlung darstellt; der Lyriker kann es freilich nicht abgeben, aber es wird ihm in den höheren Lagen der Empfindung nicht mehr voll genügen und

zum Gesang werden, wenn nicht gar versagen; es ist nur Einer, der es nicht abgeben kann, weil, was er zu sagen hat, Niemand weiß als er, dem die Muse es gab; und dem es auch voll genügt, weil er sicher ist, daß die Fülle der Gesichte, die er zu offenbaren hat, ihn davor schützt, in irgend einem Augenblick von der Empfindung bewältigt zu werden; — und der sich darum, weil er zugleich des Wortes Leib- und Seeleneigner und souveräner Gebieter ist, nach dem Worte nennt: der epische Dichter.

Und weil nun das Thun und Walten des epischen Dichters ganz persönlich und ganz gegenwärtig, ganz directes Ausathmen der Empfindung im Worte ist, das sich im Ausathmen von selbst prägt, so scheint es ja freilich, als ob es das Höchste der Dichtkunst darstelle; der epische Dichter auf der Rangliste der Poeten zu oberst stehe. Ich weiß es nicht; — eines aber weiß ich sicher: jeder Dichter wird dreimal selig die Glücklichen schätzen, denen es vergönnt war, in tönender Halle oder lieber noch unter freiem Himmel, auf offenem Markte, angeht das ewigen Meeres, vor ihrem andächtig lanchenden Volke ihren Athem ausströmend, zu singen und zu sagen. Glauben Sie mir, es kommt aus tiefster Dichterbrust, das Wort des Dichtersfürsten: „Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön.“ — Und wenn es einen modernen Dichter gegeben, der zum Homeriden geboren war und nicht der letzte gewesen sein würde; wenn ein moderner Dichter den vollen epischen Athem hatte in der mächtigen, von überquellender Empfindung geschwellten Brust, und auch wahrlich die Stimme gehabt hätte, diesen Athem auszuströmen in klangvoll hallendem, glänzend geprägtem Wort: dann war es Berthold Auerbach.

Ich bin überzeugt, verehrte Anwesende, daß Sie diese persönliche Anwendung unserer theoretischen Sätze schon längst anticipirt und ebenso jede einzelne unserer Betrachtungen des Dichtergenies durch das Bild unseres genialen Fremdes, wie es vor Ihrer Seele steht, illustriert haben. Und gäbe es eine charakteristischere Illustration? Wer von Ihnen das Glück gehabt hat, auch nur eine Stunde mit Auerbach beisammen gewesen zu sein, weiß, wie ihm Alles — in der Erörterung der

Dinge des hausbadenen Lebens wie in der Analyse der abstractesten Gedanken — sofort zur Vorstellung wurde, sich in ein Bild verwandelte, zu einem extemporirten und fast immer wunderbar treffenden Gleichniß formte, also die Grundbedingung alles künstlerischen Schaffens bei ihm die Grundstimmung der Seele war.

Und Keiner hat die Banne seiner Unterhaltung gekostet, dem es nicht völlig klar geworden, daß dieser künstlerische Geist, um sich auszudrücken, nur die Sprache, das Wort zum Wehül habe; nicht, weil er so quellend sprach wie selten ein Mensch, sondern weil in seinem Sprechen eine Gegenständlichkeit war, welche der Beihülfe der bildenden Künste entzathen mochte; eine Weite des geistigen Horizontes, die sich eben mit nichts mehr decken ließ als mit dem weitgreifenden, ferntreffenden Wort; hin und wieder vielleicht mit der Musik, der aber doch wieder die Möglichkeit abgeht, die Fülle des Details zu erschöpfen, die er in dem deductorischen Aufbau seiner Phantasie- und Gedankengebilde gar nicht entbehren konnte.

Und wer nun wiederum eine Einsicht in das epische Weien mitbrachte, welches ein- für allemal das betrachtende, auf dem breiten Untergrund der individuellen Selbstbeobachtung basirte ist, dem konnte wiederum nicht zweifelhaft bleiben, daß dieser Beobachter und Betrachter par excellence seine epische Souveränität niemals für die Vollst eines lyrischen Ergusses hingeben, niemals an einen dramatischen alter ego abtreten würde; daß er nur in der epischen Dichtungsart das adäquate Organ seines überreichen Inneren hatte.

Und weil nun dieser gottbegnadete Mensch, welcher unter uns zugeknöpften, naturentfremdeten, die Worte zählenden Modernen umwandelte sich ein lebendiges Stück frei-natürlichen, wortreichen homerischen Alterthums, nicht unter südlicher Sonne in den Gassen, Märkten und Hallen einer ionischen Stadt sich zum Rhapjoden heranträumen, betrachten und bilden durfte, so war es vielleicht das ungünstigste Geschid noch nicht, das ihn auf einem Dorje geboren werden ließ. Eines wenigstens hat der Dorfplatz mit dem Marke einer antiken Weltstadt gemein: es geht da Manches unter freiem Himmel vor, was

sich sonst innerhalb der verschwiegenen Häusermauern abspielt; es herrscht da eine Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, in der es für den, der Ohren hat zu hören und Augen zu sehen, sehr viel zu hören und zu sehen giebt; und Alles in Allem ihm, dessen Haus einmal die große Welt und dessen erste und letzte Aufgabe sein wird: ein Weltbild zu geben, eine Welt in nuce, eine Abbeviatur der großen Welt dargeboten ist mit ihren mancherlei Licht- und schweren Schattenseiten: Haß, Liebe — Klugheit, Dummheit — Güte, Bosheit — nur Alles handgreiflicher, sinnlicher, sinnenfälliger — so gerade die rechte Nahrung für ein episches Gemüth! Wenn man von Auerbach erzählt — und ich kann es ja bestätigen — daß er auf der Promenade durch Wald und Feld aus einem tiefsten Gespräch heraus auf eine einzelne Vogelstimme lauschte, auf einen blühenden Busch, irgend ein kleinstes Naturphänomen achten und den Genossen darauf aufmerksam machen konnte; ja wenn es ihm ganz natürlich war, einen belegenden Freund erst auf ein neues Kleidungsstück, das dieser etwa trug, anzusehen und anzureden, so war darin einmal immer der epische Dichter, in dessen sonderbar vielgeschliffenem Auge sich eben Alles zugleich spiegelt — und zweitens der Dorfknabe, der seine ersten Menschen nicht anders hat sprechen hören als in der discreten Begleitung der Naturstimmen; der seine ersten Menschen nicht anders gesehen hat als auf dem Hintergrunde von Wald und Feld, von dem sie sich so klar abhoben, daß dem betrachtenden Auge keine Bewegung und keine Geste entging; und kein neuer Knopf an der alten Weste, geschweige denn die neue Weste selbst.

Und da nun bekanntlich diese ersten Menschen, auf die der stauende Blick des Kindesauges fällt, wenn sich der Dämmervorhang allmählich vor dem Weltspiel hebt, für jeden Menschen die Flügelente sind unabsehbarer Reizen, die hinterherkommen und sich gefallen lassen müssen, nach jenen rangirt zu werden; und für den Dichter Specien die paar Duzend Acteurs und Actricen, die, je nach ihrem Charakter, abwechselnd alle seine Hauptrollen spielen müssen — die Nebenrollen holt er sich von der nächsten Straße, aus

dem ersten besten Salon —, so mag wohl der Dichter von Glück sagen, erweisen sich diese seine paar Typen nun auch als typisch im eigentlichen Sinne: als wirkliche Originale und Charakterköpfe, wie sie eben vorzugsweise in einfachen Verhältnissen gedeihen, welche die Menschen nicht in sich zurückdrängen, von allen Seiten beengen und beschränken, sondern denselben verstaten, sich frei auszuwachsen mit allen Eden und Ranten ihrer Creatürlichkeit. — Dies Glück, solche Menschen als erste Menschen zu haben — es wurde unserm Auerbach; und seine Brust ist von diesem Glückesgefühl geschwellt, wenn er gelegentlich ausruft:

„In den dunklen Waldesgründen und an Bergeshängen giebt es noch Charaktere wie die wilden Rosen, einblättrig und offen bis in den Herzessgrund, und Weißdornblüthen, die nur in einer Sturmnacht aufbrechen. Hier ist die Herrschaft der halben Zustände, der relativen Hingebung, die sich in der Reflexion einen Hinterhalt wahr, noch spärlich. Hier ist noch Lachen und Weinen, Jauchzen und Klagen herzhast und ohne Zurückhaltung. Die Leidenschaft hat hier noch ihren vollen Ruch, man weicht ihr nicht aus; sie wird hier leicht zur absoluten; das ganze Sein brennt in ihr auf und verzehrt sich.“

Hätte ein so begnadeter Dichter nicht mit Faust's Worten sprechen dürfen: „Erhabner Geist, du gabst mir Alles!“ Oder was gab er denn mehr und Anderes jenen Sängern des Altertums, die den Sohn des Laertes zu begleiten hatten auf seiner gedankenvollen Wanderung zur Circe, vorbei an schroffen Bergeshängen durch den kühlen Waldesgrund, wo ihm Hermeias begegnet mit dem schützenden Kraute vorjchauender Klugheit? die zu singen hatten die Leidenschaft, in der des großen Peliden göttliches Herz in einer Glut, die durch die Nahrtausende strahlte, aufbrennt und sich verzehrt?

Was er ihnen mehr und Anderes gab? Weh dir, Berthold Auerbach! weh dir, armem modernen Epiker, daß du darauf nicht mit freudig erhobener Stirn antworten konntest: nichts Anderes, nichts mehr! daß du darauf gesenkten Auges erwidern mußtest: ein unendlich Kostbares, durch nichts Anderes, durch keine noch so große dichterische individuelle Begabung,

keine scheinbar noch so freundliche Gunst der ersten bleibenden und fortbildenden Eindrücke zu Erzielendes: eine einheitliche, übersichtliche Welt zu schildern, in der jedem Wesen — von dem Vater der leichtlebigen Götter durch die Reihen der kampfesfrohen Helden bis zu dem letzten der mühsalbehafteten Sterblichen, ja hinab bis zu des Hades klagevollen Sclaven — seine bestimmte unverrückbare Stelle angewiesen war; und weiter: eine durch die Tradition geheiligte, durch unendliche Uebung erprobte Methode des Gesanges; und weiter: ein hörbegieriges Publikum, nicht in sich geschieden durch die Unduldsamkeit der religiösen Bekenntnisse, durch die tiefe Klust der Stände und Vermögensverhältnisse, die noch tiefere der Bildung und der Kenntnisse; und zuletzt und vor Allem — für diesmal und für dich, als Stoff deines Gesanges — ein zu einer nationalen Großthat geeintes Vaterland.

Ein Vaterland! mein Vaterland! wo bist du? was bist du? ein politisch unbestimmtes Etwas, ein geographischer Complex, durch den eine breite Mainlinie von Ost nach West und ein Gewirr von anderen Fluß- und Berglinien von Süd nach Nord und auch wieder nach Ost und West läuft und es in so und so viele schwarzweiße, blauweiße, grünelbe und durch alle Combinationen der Farbenscala nuancirte Vaterländer und -Ländchen theilt; und ach! auch die Herzen theilt, die alle nur einen patriotisch-centripetalen Schlag haben sollten und nun centrifugal nach allen Himmelsrichtungen der Heimat und — wer weiß — über den Baunkreis der gemeinsamen Abstammung und Sprache hinaus und hinüber schlagen nach dem verlockenden Idol fremdländischer und fremdsprachiger Cultur und Sitte — und wär's auch übertünchte Barbarei und Sittenlosigkeit!

Meine Verehrten! das sind leider keine rhetorischen Phrasen, das ist der wahre Ausdruck der bangen Klage, die sich aus dem Herzen des deutschen Epikers ringen mußte, der sich Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre zu dem bekennen und das in Angriff nehmen wollte, was denn doch auf der weiten Gotteswelt einzig und allein sein Verus war. Nur des Epikers, fragen Sie? Ich möchte das nicht so ohne Weiteres bejahen; ich gebe viel-

mehr gern zu: auch die Saiten der Lyra mögen höher tönen, wenn sie zu Gefängen von Atrous' Söhnen und Kadmos' Ruhme erklingen; aber zu alter und neuer Zeit strahlten und schimmernten Liebeslust und Liebesleid wie Sonnen- und Mondenschein über Berg und Thale und fanden überall empfindsame Herzen. Und die bunten Schlagbäume hemmten auch damals nicht den patriotischen Schmerz, im Gegentheil, sie waren wie unbarmherzige Hämmer auf so manches weiche deutsche Dichtersherz, bis es hart wurde wie Stahl und erglühte und aufsprühte in hellodernden Tropf- und satirische Brandfunken stiebenden Spottliedern. Und auch er, dem ein paar Quadratfuß Bretter die Welt bedeuten, mochte unter noch weit schlimmeren Verhältnissen freiheitsstrunkene Jünglinge ihre Ketten zerreißen und in die Wälder fliehen lassen; in der Jungfrau zarter Hand die Driflamme gegen den Erbfeind erheben; zeigen, wie feindliche Brüder am Hassesstahl verbluten; mit den todesblaffen Lippen des sterbenden Patrioten feierlich zur Einigkeit mahnen. Ober ein Anderer, dem sich des Lebens Räthsel und des Vaterlandes Schmach nur mit leichten Jügen auf die glatte Stirn schrieben, holte wohlgemuth die alten erprobten Giebertmänner aus dem Kasten, setzte ein paar neue Plüden auf die abgeschabten Kleider und — da hat man doch wieder einmal lachen können! sagten die Leute, wenn sie Abends nach Hause gingen.

Aber der Epiter! dem zur Aufgabe ward, darzustellen das, was ist, in dem Wilde einer begebenheitsreichen Handlung — einem Bilde, das wie jedes gute und bedeutende Bild von einem einheitlichen und bedeutenden Standpunkte gesehen und gemalt sein will; und der jener Tendenz, die seiner Phantasie eingeboren, folgen muß: sich nie mit dem niedrigeren Standpunkt zu begnügen, sobald er den höheren erklimmen kann, den möglichst hohen, damit sein Bild größere und die größten Dimensionen gewinne und ein Abbild werde der Welt, die er in seinem Busen trägt, und die doch nichts ist als ein verklärtes Abbild der sinnfälligen Welt — ja, der Reiche-Arme ist übel daran, wenn diese Welt ein in politischen oder socialen Krämpfen und Kämpfen zuckendes Chaos ist, oder auch ein

stagnirender Sumpf, in dem sich nichts begiebt, was des Singens und Sagens werth wäre. „O, du glücklicher Jüngling“, apostrophirt ein ästhetisirender römischer Schriftsteller den Achill: „o, du glücklicher Jüngling, der du als Hero der deiner Thaten den Homer gefunden hast.“ Wir von der Gilde müssen das Wort umkehren: O, du glücklicher Homer, der du zum Gegenstand deines Gesanges die Thaten eines Achill fandest! Wie hat es ein Volksepos gegeben außer in einem Volke, das auf große Thaten zurücksehen konnte, während es selbst noch in frohester Thatkraft stand; nie hat es einen guten, in höheren Sinne volkstümlichen Roman gegeben und kann keinen geben außer in einer Nation, die im wohligen Gefühl seiner sich dehrenden Kraft thatenfroh und thatenbereit in sich hinein und um sich her auf die anderen Nationen blicken darf, und wo selbst „der kleine Kahn der Familie auf der reichen bewegten Woge des öffentlichen Lebens schwimmt“.

Und Goethe's — von dem ja dieses Wort ist — eigene Romane? Wo bewegte sich, als er sie schrieb, reich die Woge?

Aber hat er, der jenes Wort — als leise Klage für sich, den Dichter, als laute Anklage für seine Nation, die keine war — sprach, sie nicht vermisst, diese reiche Woge? und — Hand aufs Herz! — vermiffen wir sie nicht? Und wenn wir auch deshalb um Alles in der Welt jene Wunderwerke des Geisterkönigs nicht missen möchten, wer von uns wagte, und wäre er ein Zaubermächtiger, heute Prospero's Stab in seine Hand zu nehmen, die von Leidenschaft freilich nicht zittern soll und darf, in der aber der Fuß des actualen öffentlichen Lebens schlagen soll und muß? Nein, wir, wie wir nun einmal sind, wir können nicht mehr in Zauberpalästen auf stillen Geisterinseln mit Wesen wohnen, deren verklärte oder halbverklärte Leiber keine staatl. polit. tischen Kleider und Falten umgeben. Wir müssen unsere Menschen, die vom Baum der politischen Erkenntniß geessen haben, bekleiden. Das mag un bequem sein und uns große Mühen und Kosten verursachen und Alles in Allem die betreffenden Herren und Damen nicht schöner machen, aber — wir müssen es. — Und wir

können auch nicht mehr aus einer Titanhöhe, von der man „die äußere Welt mit ihren Wolfgruben, Weinhäusern und Gewitterableitern von Weitem unter seinen Füßen wie ein zusammengegeschrumpftes Kinderbüchlein liegen sieht“, in eben dieses Gärtchen hinabfallen; mit einem Schulmeisterlein Wuz „uns in die Ackerfurche einnisten und in jeder Lehre, die über uns nicht, einen Baum- und Regenschirm haben“. Dazu geht heutzutage der Wind zu rauh, und es regnet und hagelt auch gelegentlich allzu dicht und scharf. — Und „historische Romane“ zu schreiben, ist auch nicht Jedermanns Sache; ist nur die Sache derer, die wohlgenuth drei Reiter über die nebelverhüllte Haide traben und an einem Kreuzwege still halten lassen, nur daß sie um Gotteswillen nicht wissen, was die Kerle da eigentlich wollen; oder auch nur zu genau wissen, was sie — ich meine jetzt nicht die drei Kerle, sondern die Herren selbst — wollen, und auch voll des Glaubens sind, zu können, was sie wollen, nämlich: den erhabenen Geist der Zeiten, die vergangen sind, heraufbeschwören in das helle Licht der Gegenwart; und nur vergessen, daß die Geister im Allgemeinen etwas lichter sind und, wenn sie dann allzu heftig bedräut und mit heiligen, aus tausend Büchern mühsam zusammengelener Lohe schier verjengt werden, als — Scholast hinter dem Ofen hervortreten, so daß ein unbefangenes, ungeweihtes Auge des Herrn Beschwörers allereigenste geistreiche Person zu sehen glaubt.

Ich würde nicht gewagt haben, hier mein Ihnen überdies hinlänglich bekanntes ästhetisches Glaubensbekenntniß auch nur in diesen nothgedrungenen kurzen Andeutungen zu geben, wenn es nicht Zug für Zug und Punkt für Punkt ebendaselbe wäre — und hier kann ich wahrlich als classischer Zeuge gelten —, zu welchem sich Berthold Auerbach von dem Moment, da er sich in ästhetischen Dingen zur Klarheit durchgekämpft, theoretisch stets und energisch bekannt hat und von dessen Vorschriften und Pflichten er auch praktisch seitdem niemals abgewichen ist. Dieser Gleichklang von Theorie und Praxis bei ihm wird wahrlich nicht gestört, sondern eher erhöht durch das Factum, daß

er sich noch in späteren Jahren mit der Idee eines großen historischen Romans trug, den er — niemals auch nur in Angriff nahm und den er, hätte er es gethan — ich nehme es auf meinen Zeugniseid — niemals ausgeführt haben würde — er, der wie nur je ein Grieche zur Zeit des Homer in der Gegenwart lebte; er, der in seiner breiten Brust nicht Athem genug hatte, seine individuelle Empfindung auszuströmen, die Empfindung eben der Gegenwart: der geliebten Sonne zu seinem Haupte, der geliebten Erde zu seinen Füßen, der Scharen der Lebendigen, die da zwischen Himmel und Erde an ihm vorüberzogen und die er alle, alle an sein großes Herz hätte ziehen und drücken mögen; er, der wieder und immer wieder betont und einschärft, daß nur der ein Dichter ist, der es wagt, sein Empfinden ohne Rest und Abzug einzujeten! Ich könnte Ihnen dafür tausend Belegstellen aus seinen Schriften anführen; hier eine für tausend: „Es ließe sich darthun, daß die Zurückziehung der Persönlichkeit aus den öffentlichen Darlegungen weit mehr Eitelkeit als Bescheidenheit ist. Man will sich in seinem eigenen Wesen für sich bewahren und sich nicht ganz und gar ausgeben. Die Enthaltung der persönlichen öffentlichen Betheiligung hat uns jene Schen vor persönlicher Hingabe eingefloßt. Wir verdienen es keinem Vyrker, ja wir finden es schön und nothwendig, wenn er sein eigenes Leben preisgiebt. Ist die höhere geschlossene Form hier allein deckender Schild, und soll nicht auch der Prosaiser sich ganz geben?“

Woh! sagen Sie; aber wenn er jener Zeit keine große Welt zu schildern fand, keine Nation mit großen Zielen und damit also keine großen, nicht einmal größere epische Aufgaben zu lösen — Eines blieb ihm doch — und du selbst hast uns ja gesagt, daß es ein Herrliches darum war gerade für den epischen Dichter: die kleine Welt seiner bergumschlossenen, tannendurchrauschten Heimat mit den prächtigen Charakterköpfen. Freilich, und wir werden alsbald darauf zu sprechen kommen. Hier muß zuvor gesagt werden, daß der Mensch, wie im bürgerlichen Leben, so auch im dichterischen, sein Erbe nicht vor der Mündig-

keit antreten darf; und daß mit Fug, weil, thäte er's früher, er es aller Wahrscheinlichkeit nach vergeuden und verwüsten würde.

Was aber nenne ich dichterische Mündigkeit?

Wir hörten eben aus berufenstem Munde: der Dichter solle sich ganz geben; gewiß! aber wir müssen auch verlangen, daß er ein Ganzes zu geben habe, d. h. da er sich selbst geben soll, daß er selbst ein Ganzes sei. Müssen es doppelt und dreifach verlangen von dem epischen Dichter, dessen Standpunkt, wie wir ausmachten, ein einheitlich fester und zugleich hoher sein muß, weil er anders nicht ein gut componirtes, bedeutendes Bild schaffen kann. Und nicht einmal eines in bescheidenen Dimensionen. Auch um das Kleine gut und scharf und richtig zu sehen — und vielleicht gerade dazu vorzugsweise — muß man hoch stehen, wie der Geier, dem schärfsten Auge entrückt, in der Aetherhöhe schwebt, um in der Wüstenbreite und Weite die spärlich-kümmerliche Beute sicher zu entdecken. Und konnte Werthold Auerbach diesen sicheren, hohen Standpunkt haben? von vornherein haben? Nun, dann hätte er ihm wahrlich von Apollo im Traum geschenkt werden müssen. Der giebt zwar seinen Söhnen viel, und gar diesem geliebten hatte er sehr viel gegeben. Dies konnte ihm kein Gott über Nacht geben: daß der Schwabe in dem Märker und Pommer seine leiblichen Brüder sah; daß der Dörfler den Städter auch als ein Geschöpf Gottes gelten ließ; daß der Sohn der Armuth den Kindern des Reichthums nur wünschte, es möchte ihnen nicht allzu schwer werden, in das Himmelreich zu kommen; daß das Kind des Juden, der Talmudschüler, von ganzer Seele auf ein Himmelreich verzichtete, in dem nicht Platz gewesen wäre für Alle, die — es in sich tragen: Reich und Arm, Christ und Jud und Mohamedaner; und sich überzeugt hielt wie vom eigenen Dasein, daß Keiner es in sich trägt, dem es nicht genügt, ein Mensch zu sein.

Zwei Momente also sind es — die politisch-mißliche Lage, in welcher der Dichter seine Heimat, und der von physischen, ökonomischen, moralischen Mauern einge-

zwängte und beschränkte Gesichtskreis, in welchem er sich selber fand —, aus welchen für ihn zwei Aufgaben erwuchsen, von denen er die eine nur lösen zu können hoffen durfte mit Hülfe Aller, während er die andere nur ganz allein in die Hand nehmen, fördern und vollenden mußte: die Schaffung eines großen einigen freien Vaterlandes, die Befreiung und Läuterung seiner selbst — Aufgaben, die ich gleichsam Nebenaufgaben zur Hauptaufgabe seines Lebens nennen möchte, wie es Hülfswissenschaften zu der Haupt- und Berufswissenschaft giebt. Im Verfolg der einen mußte der Dichter zum Politiker werden, zur Abolvirung der anderen zum Philosophen.

Oder will man für Politiker lieber „glühender Patriot“ und für Philosoph „sich mit philosophischen Dingen eifrigst Beschäftigender“ sagen, so würde damit vielleicht eine Thatfache angedeutet werden, die ich hier offen auszusprechen kein Bedenken trage: die Thatfache, daß Auerbach zum Berufspolitiker oder Philosophen keineswegs auserwählt und berufen war. Zu dem ersteren fehlte ihm der rasche Ueberblick und das feste Zugreifen, auch wohl die Menschenverachtung, will sagen: Schätzung des Menschen je nach seinem politischen Tageswerth; zu dem anderen die Concentration des Denkens auf den springenden Punkt des Untersuchungsobjectes und die Ruhe zum glatten Abwickeln eines großangelegten Gedankengepinnetes. Daß er darum nichtsdestoweniger einen tiefen Einblick hatte in politische Dinge und daß er diese Einsicht auch zu formuliren verstand; daß er reich und überreich war an genialen philosophischen Aperçus — nun, das brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Viel eher muß mit der Wahrhaftigkeit eines Zeugen bemerkt werden, wie es dem alten Meister nicht immer gelang, zur rechten Stunde am rechten Ort das Zauberwort zu finden, welches den philosophischen Wesen und die politische Schaufel in die Erde baunte, und es dann manchmal bei ihm auf Flur und Treppe — im poetischen Sinne — ein wenig unwohnlich wird. Ich für mein Theil möchte deshalb die philosophisch-politischen Fakten auf seiner schönen Dichterstirn nicht missen; mir dünkt, sie stehen ihm gut, wie dem

Schweizer ſeine Narben, und er hat ſie ſich nicht in Vanditenkämpfen erworben, ſondern im offen-ehrlichen Kampfe, un — als ein in ſich ſelbſt freier Mann — mit freiem Volke auf vaterländiſchem Boden ſtehen und dichten zu können.

Und wem ſie nicht gefallen und wer etwa ſprechen möchte: er war eben ein Grübler, der Alles in der Poefie ſchwer nahm, in deſſen Hand alles Poetiſche ſchwer, ja wohl ſchwerfällig wurde, ihm erwidere ich: ja, wie ihr von dem Manne des gewöhnlichen Lebens, der von früheſter Jugend auf ſchwer hat arbeiten müſſen, um zu dem Seinigen zu kommen: zu ſeinem täglichen Brod am häuslichen Herd, — nicht verlangen könnt, daß die Hand, die er euch zum Willkomm bietet, keine Schwielen habe. Aber Gefallen oder Nichtgefallen — es iſt einmal ſo, konnte nicht anders ſein. Wer Auerbach nicht unter dieſem Geſichtswinkel zu ſehen vermag, der wird niemals verſtehen, weſhalb dieſer gottbegnadete Dichter in einer Zeit des Lebens, wo tauſendmal Mündere als geborene Ritter vom Geiſte ſich ſchämen würden, anders als mit lyriſchem Sporengelirr oder mit dramatiſchem Panzergeraſſel durch die hochauſſehende Welt zu ſtürmen, erſt einmal ſich ſeinen, des Juden, Platz in der Literatur erkämpfen mußte mit einem ſcharfſantigen publiciſtiſchen Kieſel, den er dem kritiſchen Goliath Wolfgang Menzel an die unverſchämte Stirn ſchleuderte. Und würde niemals verſtehen, weſhalb er ſich um eben dieſe koſtbare Zeit in das Studium der Philoſophen verſenkte und ſich unter allen als Heiligen für ſein ganzes Leben bis zu ſeinem letzten Athemzuge den Spinoza erkor — ganz gewiß nicht aus Zufall, ſondern aus tiefeſtem Herzen- und Geiſtesbedürfniß; denn der Mann, der uns lehrte, die menſchlichen Handlungen weder zu beklagen noch zu verlachen, ſondern zu begreifen, iſt ſo gewiß der Philoſoph des epiſchen Dichters, wie der Prophet des kategoriſchen Imperativs der Pflicht der Philoſoph für die Dramatiker iſt. — Und würde weiter nicht verſtehen, wie der Jüngling, der keinen Blutſtropfen eines Berchwörers in ſeinen Adern hatte und dem man kein Geheimniß abzufragen brauchte, weil er's von ſelbſt mittheilte, zu ſeinem „Hohenasperg“

kam; und wie der ſchon geklärte Mann, der erſolgreiche Dichter, der alles Andere war, nur kein Revolutionär und Barricadenkämpfer, unweigerlich mit den Wiener Studenten von 1848 fraterniſiren mußte; und auf der Schwelle des Greiſenalters vor Straßburg von den Belagerungsschanzen um ſein geliebtes Münſter und die armen bombardirten Brüder und Schweſtern langen und bangen, bis ſich die ausgeſtandene Bein des Hartens in einem „Wieder unſer!“ Luſt machen konnte, deſſen grenzenloſen Jubel nur der belächeln mag, der die Wunde nicht gefühlt wie er. — Und abermals nicht verſtehen, warum der arbeitsamſte der Menſchen nicht geru auf einem Sängers- oder Schützenfeſte ſehlen mochte, das ihm erreichbar war; und ebenſo wenig auf einem Gedekfeſte, wo es galt, den Ruhm deutſchen Geiſtes und deutſcher Kunſt zu mehren in frommer Huldigung des Genius. Und da war denn wahrlich Keiner, der dieſer Huldigung einen ſtaunenderen, ergreifenderen Ausdruck zu geben verſtand als der Mann, der in ſolchen Momenten erſt wahrhaft ſeinen wahren Beruf zu erfüllen ſchien: „ausſtrömend ſeine Empfindung in ſeinem perſönlichen Athem.“ Es iſt ein ſchönes, tieffinniges Wort unſeres Freundes: „In einem Strome ſind auch Quellen.“ Er hat es urprünglich auf die dichterische Erfindung gemünzt, welcher während des Schaffens aus dem Schaffen ſelbſt immer neue Nahrung erwächſt; es ſei mir erlaubt, es hier unzubedenken auf die Quellen gläubender Vaterlands- und heißen Ringens nach Selbſtläuterung und Selbſterkenntniß, die unſichtbar in dem tiefen Strombett ſeines dichterischen Schaffens aufwallen und hier und da vielleicht die äſthetiſche Reinheit der poetiſchen Waſſer trüben, um ihnen dafür eine wunderbar anmutthende und erquickliche Herzwärme zu verleihen.

Aber nun der dichterische Strom ſelbſt, haſt du uns von dem nicht noch gar Vieles zu ſagen? von ſeinem Urſprung, ſeinem Lauf: wie er ſich hier durch kritiſche Engpässe zu winden hatte, dort im breiten Bett der Volksgunst behaglich ergehen konnte? wo die Waſſerſcheide lag zwiſchen ihm und den concurrirenden poetiſchen Nachbarflüſſen? und was denn ſonſt daran merkwürdig und wiſſenſwerth

ist? Darüber müssen sich doch Bücher schreiben lassen!

Gewiß! und sie werden auch geschrieben. Wir Deutschen sind ja ein schreiblustiges Volk, und er verdient vor vielen Anderen, daß man sich in sein Wesen versenke, seine Art eifrig studire und seinem reichen Wirken bis in die letzten Spuren nachgehe. Aber sollte ich mir wirklich nicht schmeicheln dürfen, daß es mir bereits jetzt gelungen sein sollte, bei Einem und dem Anderen unter Ihnen für dieses Wesen und seine Art ein etwas helleres Licht der liebevollen Erkenntniß zu entzünden; und damit für das tiefere Verständniß seiner Werke? Denn auch von den Werken eines Dichters — und von denen besonders — gilt Wallenstein's Wort von den Thaten und Gedanken des Menschen:

Die innre Welt, sein Mikrokosmos, ist
Der tiefe Schacht, aus dem sie ewig quellen.
Sie sind nothwendig wie des Baumes Frucht,
Sie tann der Zufall gütelnd nicht verwandeln.
Hab ich des Menschen Kern erst unterlucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.

Und da erscheinen mir denn Auerbach's Werke so nothwendig im Einzelnen und Einzelsten, selbst in ihrer chronologischen Folge; die Entwicklung seines Genies geht so normal vor sich; die diversen Phasen sind so scharf von einander gegliedert und in sich selbst wieder so ausgeprägt, fügen sich zu dem Ganzen seiner dichterischen Existenz so harmonisch zusammen, daß man diese seine individuelle Entwicklung als typisch für die Entwicklung eines Dichters seiner Gattung beanspruchen kann.

Ja, er repräsentirt die Gattung in einer Reinheit und Ganzheit, welche auch für das nur mäßige Gedeihen der anderen Dichtungsarten in seinem Wirken keinen Raum läßt. Wer deshalb, weil er kaum je ein lyrisches Gedicht gemacht und weil seine Theaterstücke als solche verfehlt, ihm die lyrische und dramatische Ader abprechen wollte, der hat eben das wahre epische Wesen noch nicht gefaßt und begriffen, daß es die Elemente der beiden anderen Dichtungsarten in sich gebunden hat und hält wie die Luft Sauerstoff und Stickstoff, von denen man keines aus ihr herausnehmen kann, ohne daß sie aufhörte, athembare zu sein.

Wer leugnen möchte, daß Auerbach die süßesten lyrischen Töne anschlagen konnte, der hat nicht sein Variütele, wer verneinen wollte, daß er den tragischen Donner zu entfesseln wußte, der hat seinen Dietrich — was sage ich, der hat ihn nie mit Herz und Phantasie gelesen. Ja, so wunderbar es klingt, wer Auerbach liest, ohne sich über dem Wesen bewußt zu werden, daß das Alles eigentlich gar nicht, das heißt im tieferen Sinne geschrieben, sondern gesprochen ist, der versteht ihn überhaupt nicht zu lesen; und der versteht auch nicht, was der Dichter aus seiner Seele Grund gelegentlich äußert: „Es giebt viele köstliche Geschichten, die nicht bloß ihres Inhaltes wegen, sondern weil ihre Wirkung vornehmlich im lebendigen Ton liegt, nicht aufgezeichnet werden können.“ Wer ihn aber einmal eine dieser köstlichen Geschichten hat erzählen hören mit jenem schalkhaft drolligen Ton, den man nicht hören konnte, ohne daß Einem das Herz im Leibe lachte, — und den man sich jetzt nicht in der Seele zurückerufen darf, ohne daß Einem die Augen übergehen — ja, der weiß, daß dieser Dichtermensch in gerader Linie von jenen schriftlosen Athmern einer seligen epischen Vorzeit abstammte.

Und er war voll von diesen köstlichen Geschichten. Es fällt mir nicht gleich ein, wer gesagt hat: „Um eine gute Geschichte zu erzählen, muß man drei im Kopfe haben“ — er hatte tausend; er war ein uner schöplicher Brunnen von Geschichten; und er glich auch darin dem Vater Homer, daß er die Genealogien und Verschwägerungen und Freundschaften hinüber und herüber von Hunderten von Familien in seinem wunderbaren Gedächtniß aufspeicherte und bei jeder passenden Gelegenheit zur Verfügung hatte. So lebte er denn stets, wenn andere Dichter nach Stoffen schreien wie die jungen Raben nach Speise, in einem behäbigen Wohlstand, ja in einem embarras du richesse, der ihm beim Componiren zu einem wirklichen Hinderniß wurde, da er nur immer abzuwehren hatte und, gutmüthig wie er war, selbst den andringlichen Besucher schwer von sich zu weisen vermochte. Daraus — und aus dem schon erwähnten analogen Umstände, daß durch sein geschäftiges Gehirn stets so viele Gedan-

ten zuckten wie Sternschnuppen durch eine klare Laurentiusnacht — ergab sich denn ein wunderliches Phänomen für den, welcher in der glücklichen Lage war, sein dichterisches Schaffen durch alle Stadien begleiten zu können. Die ursprüngliche Conception war stets sounentklar, die erste Skizzirung herrlich leicht und led und vollkommen übersichtlich. Was man nun das ausgeformte Werk, so wollte es Einem manchmal — nicht als etwas Anderes — das wäre ja unmöglich — aber als etwas von der ersten Conception und Skizze mehr oder weniger weit Abweichendes erscheinen, bis dann, nachdem man den ersten Eindruck der Lectüre in sich hatte verkühlen lassen, in der reconstruierenden Rückerrinerung wieder der Grundplan mit überzeugender Deutlichkeit heraustrat. Es war wahr und wahrhaftig die Villa, die uns der Baumeister im Grundriß gezeigt und in den Facaden dargestellt, nur daß er noch ein paar Neben- und Hinterhäuser, die gar nicht im Contract ausbedungen waren, hinzugefügt und auf seinen lauberen Zeichnungen die Schlingpflanzen und die Rosen vergessen hatte, welche die Wände, Simse und Gebälke zur fröhlichen Sommerzeit überpinnen und übernickeln würden. Da sagen denn Leute, die da glauben, mehr von der Kunst zu verstehen wie der Meister, und nicht werth gewesen wären, seine Schuhiemen zu lösen: er wußte nicht zu componiren! Ich aber, der ich in ihm immer, mit Herz und Mund, meinen Meister verehrt habe, ich sage: er wußte zu componiren, nicht bloß seine kleineren Sachen, wo ja seine herrliche Kunst selbst dem Laien aufgehen muß, sondern auch seine großen. „Auf der Höhe“ ist ein Meisterwerk der Composition und ein glänzender Beweis absoluter Beherrschung des vorsichtig gewählten Stoffes; im „Landhaus“ wird allerdings der volle, bis dahin durchweg regulirte Strom zuletzt gezwungen, in Wasserfällen und Cascaden zu zerplittern und zu zerstäuben, wie er in „Waldfried“ nach allen Seiten überquillt und kaum in der mit sicherer Ueberlegung angewandten, höchst behnbaren Form des Ich-Romans zusammengehalten werden mag. Aber diese aus der Ueberfülle geborenen Mängel sind charakteristisch für alles epische Wesen, das

immer die ganze Welt umschweifen und umfassen möchte, und die nur in der modernen Epik scharfer hervortreten als in der antiken, wo man ja von einzelnen Dichtern gar nicht reden kann, weil alle einen gemeinamen Stoff vorfanden; einer dem anderen, so zu sagen, in die Hände arbeitete; einer den Faden, den der andere hatte fallen lassen, wieder aufnahm und fortspann, bis derselbe dann endlich ein Ende nahm, das heißt alle Variationen des Themas gründlich erschöpft waren. Das ist bei uns in vielen und gerade in den bedeutendsten Fällen unmöglich. So kann z. B. das Thema „Sonnenkamp“ — der moderne Conquistadore, dem die Menschen Waare sind, aus denen man Geld macht, mit welchem Gelde man Alles, was auf Erden köstlich ist, kaufen darf: Haus und Hof, Weib und Kind, willfährige Freunde, gefällige Maitressen, Rang und Titel — Alles, Alles, nur keine Ehre, die dem Frechling wenigstens von der poetischen Gerechtigkeit abgeschuitet wird, sollte sie ihm auch in Wirklichkeit das Laissez-faire, laissez-aller einer frivolten Gesellschaft gewähren — ich sage: dies Thema kann von einem einzelnen Dichter gar nicht erschöpft werden, es hat zu viele Variationen: für den einen „Sonnenkamp“, den der Dichter nach Amerika und in einen nebenbei viel zu rühmlichen Tod schickt, ersten Hunderte unter uns, laufen unter uns herum, mit dem Golde in ihren Taschen klimpernd, den ehrlichsten Mann mit der frechstummen Frage anstierend: Lieber Mann, was kostete du?

Ich wiederhole: Auerbach's scheinbar individuelle Fehler sind im Grunde die dem epischen Wesen inhärenten. Sie treten bei ihm nur deshalb so scharf hervor, weil er in seiner dichterischen Individualität die Gattung so rein repräsentirt, und dürfen uns mithin indirect als ebenso viele vollgültige Beweise seiner großen epischen Kraft und Tugend gelten.

In diesem Zusammenhang möchte ich noch eine andere, scheinbar individuelle, im Grunde wieder echt epische Eigenthümlichkeit Auerbach's hervorheben, auf die ich bereits exemplificirte, als ich Sonnenkamp's Tod einen allzu rühmlichen nannte. Wie die epische Natur, trotzdem sie das dramatische Element in sich schließt, dem

rein tragischen und auch dem rein komischen Fall aus dem Wege geht, weil dieselben ihre strengemessenen Kreise stören, so will sie auch von der abgrundtiefen Bosheit und der bodenlosen Lächerlichkeit nicht gern etwas wissen und kennt oder will keine Ungeheuer und keine Frauen kennen. Es ist tief charakteristisch für den epischen Goethe, wenn er von sich behauptet, daß die dramatische Darstellung eines rein tragischen Falles ihn zerstören würde; und ein anderes Mal, daß der Humor zuletzt, das heißt in der komischen Consequenz der Caricatur, die Kunst zerstöre. So ist es auch bedenklich für ihn, daß in seinen Romanen kein einziger grundschlechter oder grundlächerlicher Mensch vorkommt. Läßt sich nicht dasselbe von den homerischen Gedichten behaupten? Selbst der Cyllop, das gefesselte Scheusal, ist allerdings für die Menschen, die ihm ungerufen ins Gehege kommen, ein etwas unbequemer Wirth, findet aber in all seinem Jammer für den Liebingswidder, sein Bädchen, seinen Freund die gemüthlichsten Worte; und Herkules ist ein Rabulist und Schwäher, aber Vater Homer liebt alle seine Kinder und läßt selbst das ungezogenste mit einer Tracht wohlverdienter Prügel davonkommen. So ist es auch mit Auerbach: er liebt sie alle, alle; Todtschläger oder Mörder, wie Landolin und Diethelm, haben sich in ihrem tiefsten Fall noch immer eine ganz respectable Portion Ehrlichkeit und Gewissen bewahrt, sind trotz ihrer Verbrechen alles Andere eher als das, was man im eigentlichen Sinne Verbrechernaturen nennt. Und, was ganz hierher gehört: so fällt es Auerbach schwer, ja unmöglich, die völlige Gemüthsleere eines modernen Blasirten darzustellen. Sein „Franken“ im Landhaus, sein „Bruder Irma's“ in „Auf der Höhe“ sind, welche Mäuren des ausgehöhlten Wüstlings sie sich auch geben, im Grunde wahre Dilettanten der Gemüthlosigkeit; Auerbach kennt so wenig eine völlig öde Seele wie der Physter einen völlig leeren Raum; und wie jener gute König dem ärmsten Bauer ein sonntägliches Huhn in den Topf wünschte, so hat der leerste Tropf bei ihm noch immer ein sonntägliches Stück Gemüth in dem kümmerlichen Alltagsbecken.

Aber wohin gerathe ich, wenn ich so

fortfahren will, mich auf dem schmalen Gange analytischer Betrachtungen zwischen den Diamanten, Smaragden und Rubinen der wunderreichen Schatzkammer zu ergehen, die Berthold Auerbach heißt! Wie viel ich auch von den Kleinodien mit eifrigen Händen faßte, es würde mit mir sein wie mit Chamisso's Abdallah:

Und was er fortzutragen die Kraft hat, minder
ihn freut.
Als was er liegen muß lassen, ihn heimlich wurmt
und reut.

So verstaten Sie mir denn noch einen und den anderen Blick, nicht des gierigen Schatzgräbers, sondern des bescheidenen Wanderers, der sehr wohl weiß, daß er das Bild der bedeutenden Landschaft, auf welcher sein trunkenes Auge ruht, nicht in allen zauberischen Einzelheiten erschöpfen kann, aber es sich doch gern in seinen großen Zügen für immer einprägen möchte.

Ich habe bereits vorhin gesagt, daß die dichterische Entwicklung Auerbach's typisch sei für die Entwicklung eines Dichters seiner Gattung. Für mich steht es fest, daß der epische Dichter zwar auch keine andere Aufgabe hat wie der antike, dies ist: ein verkürztes Bild der Welt, so weit sie sein Blick überschauen kann, zu geben, daß ihm aber nicht wie jenem, in Folge des prästabilirten Einklangs seiner individuellen Seele mit der Volkseele, der Staudpunkt für dies Bild von vornherein gegeben ist, sondern daß er denselben erst suchen muß und ihn nirgend anderswo als in seiner Seele, bei sich selbst, in seinem Ich finden kann.

Er muß, er mag wollen oder nicht, sich selbst als einheitlichen Punkt, das heißt als Helden dieses Bildes, das heißt der Erzählung, setzen; aber er thut es selten, fast nie, direct, offen, sondern indirect, heimlich, indem er sein Ich in eine fremdartige Maske hüllt — je freudartiger, je besser — und den so anstarrten Helden in Lagen bringt, in denen er selbst nie gewesen ist, in die er sich eben nur hineinträumt, aber in der Falschheit der mit seinem Ich vorgenommenen Veränderungen.

Das ist der Auerbach des „Spinoza“, des „Dichter und Kaufmann“. Er ist der Baruch nicht, den sie als Benedict in den Bann thaten, und ist es auch wieder

und fragt sich: wird an dein Sterbelager trotz alledem, trotzdem du nichts willst, als dich empordenen und läutern zum „freien Menschen“, die Hohngestalt des ewigen Juden treten? — Er ist Ephraim Kuh nicht und ist es auch wieder und fragt sich: wird die Wifere einer nicht bürgerlich voll anerkannten und gesicherten Existenz auch in dir ein frühliches Talent im Keime kniden, ja zu einem Fluch deines Lebens machen?

Dann, wenn der Dichter seine Hand durch diese Vorübungen geschmeidigt und gefestigt, seine historisch-epischen Maskenscherze absolviert, seine von egoistischen Träumen und Aspirationen geläuterte Seele mit der Bildung seiner Zeit erfüllt hat, dann erst kann er an seine wirkliche Arbeit gehen: mit freiem, objectivem Blick und sicherer Kunst zu schildern das, was ist.

Das ist der Auerbach der Dorfgeschichten. Er ist der Tolpatz, der Ivo nicht, der Buchmaier, der Bachmüller nicht, der Lucian nicht, der Diethelm nicht — aber er kennt sie alle, alle, schaut ihnen bis in den tiefsten Herzensgrund, deckt diesen tiefsten Herzensgrund auf, den Zuschauer, ich meine den Leser, bis in den tiefsten Herzensgrund erschütternd.

Das, was ist! ihm ist! für ihn ist! was er am besten, was er bis jetzt vielleicht — vielmehr gewiß — allein wahrhaft kennt — sein angestammtes väterliches Erbe, auf dem er, als auf seinem Eigen, steht, das edle Gut verwaltend, es nuzend, ganz ausnuzend, aber wie ein betriebamer, fleißiger Wirth; nicht wie einer, der auf den Raub baut.

So sieht er, so waltet er, umrauscht von dem Eifal seiner Nation, die sich eben jetzt eifrig rüstete, in ihr politisches Erbe einzutreten, wie er in sein dichterisches eingetreten war; und der er in seinem Schaffen sinnbildlich zeigte, wie man, um in sein Erbe zu kommen, um seines Erbes froh zu werden, mit dem Anfang beginnen, mit dem Grundpflug pflügen müsse, damit die alte eingeborene Kraft des Bodens sich bewähre und den Fleiß des Säemanns lohne hundert- und tausendfältig — so waltet er, sage ich, jahrelang, schier zwanzig Jahre auf seinen Füßen; es ist zuletzt kaum eine Scholle noch, die er nicht umgewandt, kein Fruchtbäum, von dem er nicht gepflückt, kein

wilder Rosenstrauch, der ihm nicht einmal seine offenen Blüthen erschlossen.

Dann kommt ein Tag, wo über seiner Thür nicht mehr steht: „Dies Haus ist meine Welt!“ wo die alte Zuschrift einer neuen hat Platz machen müssen: „Die Welt ist mein Haus.“

Was ist geschehen?

Ist ein wetterwendischer Sinn in den bedächtigen Mann gefahren? ist er des kostbaren Erbes, des trauten Heims überdrüssig geworden? Lüftet ihn nach reicherm Gewinn?

Mit nickten!

Er folgt nur einfach dem eingeborenen Befehl der epischen Phantasie, der fähnen Seglerin, welcher jeder Wind recht ist, der ihr die Finnen schwellt; die — wie der Bach vom Walde die Eier hat, zum Strom in der Ebene zu kommen, und der Strom in der Ebene die Sehnsucht, im Meere zu verfließen — weiter will, weiter muß, neu Land erobern, neue Menschen, neue Verhältnisse; ans dem Dorfe in die Kreisstadt eilt, wenn sie die Kreisstadt, ans der Kreisstadt in die Hauptstadt, wenn sie die Hauptstadt haben kann.

Nun kommt, ihr Hauptstädter! kommt, Herr König und Frau Königin! kommt, ihr Herren und Frauen vom Hofe! kommt, ihr Kakaen und ihr Fosen! kommt, ihr Großen und ihr Kleinen! steht mir Red und Antwort, just wie meine Voll- und Halbbauern, meine Knechte und Wägde es mußten! Kommt du, große Welt, und laß dich schildern! Ich hatt's schon längst gethan: du warst die Sehnsucht meiner jungen Seele; du bist die Erfüllung meines dichterischen Vernses! Nur daß du leider nicht egißirtest! nur daß du erst geschaffen werden mußtest im heißen Ringen deines Volkes, in dem ich mitgerungen nach meinen besten Kräften! Meine Kräfte sind vielleicht nicht mehr so frisch als an dem Tage, da ich mit dem Buchmaier die Axt mitten durch das schwarze Bureaufratenbrett und die alberne Verordnung hieb — nur die Götter altern nicht — gleichviel! es ist nicht meine Schuld, daß ich so spät gekommen. Laß sehen, ob's zu spät ist!

Das ist der Auerbach von „Auf der Höhe“, vom „Landhaus am Rhein“, von „Waldfried“. Es war noch nicht zu spät: der lange heiße Sommer nicht mehr der

Schwarzwälder Dorfgeschichten mit seinem mächtigen Tannenrausch und segenspendenden Gewittern — ein milder Herbst mit anmuthigem Säufeln in den Zweigen und klarblauem Himmel und mit Früchten — Früchten die Hülle und Fülle, die von den edlen wohlgepflegten Bäumen herniedersehauern, so sie der wunderfame Mann nur berührt — und durch die stille sonnige Luft hier und da einmal ein weißer Sommerfaden, leise daran mahnend, daß die schönste Sonne einmal untergehen muß.

Die Früchte sind eingebracht; der alte Landmann fühlt denn doch des Sommers Arbeit und des Herbstes Last. Verwalte und baue weiter die große Staatsdomäne, wer will; ich weiß, es ist auch die Hauptdomäne des epischen Dichters, aber — ich ziehe mich auf mein Allentheil zurück; da weiß ich noch ein paar gute Stellen, die müssen mir noch daran und sollen mir eine wadere Nachernte geben, bevor der Winter kommt.

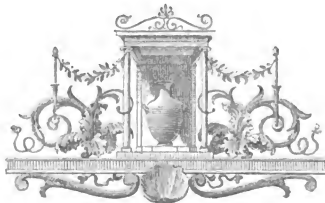
Das ist der Auerbach von „Nach dreißig Jahren“, vom „Forstmeister“, „Laudolin“ und „Brigitta“.

Dann kam — nicht der Winter — gelobt sei Gott! — dann kam der milde Tod und sprach: Du frommer und getreuer Knecht! komm mit mir! du bist über Wenigem getreu gewesen und bist deshalb über Vieles gefeßt; und bist über

dem Vielen getreu gewesen wie über dem Wenigen! für dich hab ich keine Schrecken; komm! — du wendest dich von mir? schüttelst das greise Haupt? hast noch so viel, so viel zu thun? die Geschichte deines Lebens? ... Nun, die Werke eines Dichters sind die Geschichte seines Lebens! auch Shakespeare, dein tragischer Genoff, hat keine andere hinterlassen. Laß sie von Anderen schreiben — mußt du denn Alles, Alles auf deine breiten Schultern nehmen? — Das Leben ist so süß, du magst nicht sterben? — Sterben! du! — Nun denn, neige mir dein Ohr, ich will dir ein Wörtlein sagen; ich weiß, du hörst es gern!

Und er hat's gern gehört, des Jenge war der heilige Frieden, die schier stolze Ruhe auf seinem schönen Todtenangeficht.

Er hat's gern gehört! ich weiß es. Er war — als ein echter Dichter, das heißt ein echter Mensch — ein Menschenmensch, wie er sich wohl im Scherze nannte, weil er seine geliebten Menschen keinen Augenblick entbehren konnte — nicht unempfindlich gegen den Ruhm, so lange er lebte. — Ruhm aber und Liebe und Preis und Lob und Dank, die sein Volk dem Genius sollte, so lange er unter ihm wandelte — wenn er von ihm geschieden, dann saß es die duftigen Blumen alle zusammen in einer unverwelklichen Kranz und nennt ihn: Unsterblichkeit.





Correspondenzen.

Skizzen aus St. Petersburg.



Es war am 6. Januar dieses Jahres. Hellblinker Sonnenchein auf den Straßen, warme Lüfte aus dem Westen, als gälte es, jetzt bereits den Venz zu erwecken, von den Dächern tropfte und rieselte es; eine unabhsehbare Menschenmenge wogte oder vielmehr schob sich auf den Hauptstraßen, dem Newski-Prospect, der Morstoi u. s. w. Denn dieser Tag ist einer der höchsten Festtage der griechischen Kirche: es gilt die „Wasserweihe“, ein stark mit Anschauungen aus der Heidenzeit vermischtes Fest, an dem sich jedes Menschenkind, außer den bösen Sapadniks (den „Weslern“), sein geweihtes Fläschlein oder Krüglein Wasser heimträgt; der Kaiser muß sonst selbst an der Rewa zugegen sein, aber dieses Mal hatte er doch gefehlt. Nun zeichnete sich aber dieser Tag seit Alters her durch seine ehrwürdige und sprüchwörtliche Kälte aus; zwanzig Grad, das schien das Mindeste, selbst unter der verweichlichten Regierung des letzten Kaisers; und nun gar Aprilwetter und Aprilsonne! Wenn das der verstorbene Kaiser Nicolaus erfahren, er würde geschnitz und gesagt haben: Die Welt wird schlechter mit jedem Tag! Und das Publikum auf den Straßen? das machte eben ein Gesicht, als ob das sich Alles von selbst verstände und als ob das stets so zu dieser Zeit gewesen, fröhlich, ausgelassen! Ein Fremder, der hierher vershienet gewesen wäre mit der naheliegenden Vermuthung, tieftraurigen Gesichtern über das Nationalunglück oder wilden Revolutionsphysiognomien zu begegnen — denn der Vulcan arbeitet ja unter der Erde in ungeschwächter Kraft fort —, würde sehr erstaunt gewesen sein, diese heiteren, harmlosen Gesichter zu sehen, diese ausgelassene Fröhlichkeit und Ungenirttheit, und würde gefragt

haben: Ist dies nun das echte Gesicht St. Petersburgs oder ist es eine Maske?

Es ist dies aber — und darum gedente ich eben, wo ich mich anschide, meine erste „Skizze aus St. Petersburg“ für Sie zu schreiben, so lebhaft jenes Tages — es ist dies, sage ich, die erste Frage, die jeder Fremde thut, der hierher kommt, und über der Zucongruenz seiner apriorischen Vorstellungen von der Physiognomie St. Petersburgs und dem wirklichen Ausdruck derselben in tiefes Staunen versinkt.

Die Frage ist nicht so leicht zu beantworten; und Sie wollen freundlich das Folgende nur als einen Versuch dazu betrachten.

Im Allgemeinen kann man sagen: sich über nichts wundern, ist die wahre Devise jedes echten Petersburger, auch des, der von Jotzag nie etwas gehört; und auch nichts bewundern, es müßte denn eine hübsche Frau sein. Das steckt ihnen im Blute: den Reactionären sowohl als den Revolutionären; eine Maske brauchen sie also eigentlich nicht, sie haben dieselbe bereits mit auf die Welt gebracht. Nach dieser Seite sind die Petersburger anderen Großstädtern, z. B. den Berlinern und Wienern, vollkommen „über“, so sehr sie sonst hinter jenen zurückstehen mögen. In Berlin und Wien wundert man sich doch noch über seltsame Fälle; hier hat das Wundern längst aufgehört. Welche Aufregung würde es dort verursacht haben, wenn man eines schlimmen Tages die bekannten infernalisshen unterirdischen Minen und Gänge entdeckt hätte; hier geht man hin, schüttelt den Kopf im höchsten Falle und — geht weiter. Ist das Theilnahmlosigkeit? keineswegs: der Petersburger ist ein sehr scharfer Beobachter, und Jeder, der hierher kommt, muß es auch werden. Ist es philosophische Höhe, ja eine Art Ueberreife?

oder die fündlichste Untreife? beides und keines von beiden. Es ist im letzten Grunde die Folge von so vielen und widersprechenden Gegenständen, die in Kultur und Natur hier zusammenstoßen und sich zerreiben. Ost und West, alte und neue Zeit, asiatische Rohheit und europäische Verfeinerung, herrliche Paläste und rohe Hütten, fündliche Naivität und vornehmer Raffinement, erassete despotische Gefühle und Liberalismus im hohen Adel, uraltägnyrischer Formelstram und allermodernte Utopien einer unmöglichen Zukunft — das Alles giebt sich hier ein tolles Rendezvous oft in einem und demselben Kopfe. Und da ist es denn freilich kein Wunder, daß, wo Alles schwankt, gerade* das Schwankende, Leichtlebige das einzig Beständige hier am Orte ist.

Petersburg ist eben ein viclumvorbener Ort, auch klimatisch an der Grenze zweier Welten gelegen. Bald ist es ein solider Sturmwind, der direct von der Lenamündung ungehindert herankümt; bald ist es ein Gruß vom Golfstrom her, welcher den Spaziergängern so heiß macht, daß sie die Pelzmütze abnehmen.

Genau so, wirklich als ob hier Wind und Wetter den Menschen und seinen undefinirbaren Plural: das Publikum, machten und nach ihrer Laune zurecht kneteten, stürmen die verschiedenartigsten Strömungen in Kunst und Literatur zusammen und juchen sich natürlich gegenseitig zu verdrängen. Da giebt's manchen harten Zusammenstoß, da giebt's unendliche Reibung. Reibung aber erzeugt Wärme, eventuell Flammenglut; und so mag sich denn die oft tropische Begeisterungsfähigkeit erklären, welche mit einem Male einer angenehmen Eis-temperatur weicht. Einen festen Barometerstand kann schon deshalb die Stimmung des Publikums nicht haben, weil dazu die solide Basis, die entwickelte Nationalität, fehlt. St. Petersburg ist kaum eine russische Stadt, das wissen die Russen selbst am besten und ärgern sich natürlich darüber; immerdar schauen sie zurück in die eigentliche Heimat und finden doch, daß sie die zweite nicht mehr entbehren können. Petersburg ist ja „das Fenster“, durch welches Ausblick nach Westen schaut; es ist aber auch das Fenster, durch welches der Westen nach Rußland hineinschaut und von dem er nicht mehr zu vertreiben ist. Da stoßen denn oft die Nasen hart an einander. Ja, wenn die Fremden nur als Gäste hier sich fühlen wollten! Als ob der echte Russe sich nicht auch, natürlich nur im Geheimen gefanden, als Gast hier fühlte! Und da sind es denn vor Allem die Deutschen, die das Gastrecht im weitesten Umfange beanspruchen und breit und behäbig, nach Philisterrart, ihren Platz behaupten. Das ist ein wesentlicher Grund des Aergers, den die hitzigeren russischen Patrioten auf die Deutschen haben; und da dieser Grund, Alles in

Allem, kein unehrenvoller ist, haben diese keinen Grund, Böses mit Bösem zu erwidern. Das Wahre an der Sache ist: sie können eben beide nicht mehr ohne einander auskommen; daher zanken sie sich am meisten und vertragen sich doch stets; und wenn sie sich auch nicht vertragen, gleiche Verbindungen fesseln sie an den gleichen Ort. Wenn z. B., wovon im letzten Jahr so häufig die Rede, die Regierung nach Moskau überjiedelte und mit ihr das ganze Russenthum, was wäre die Folge? Die deutsche Colonie würde hier bleiben und mit ihr die kleinen, die englische und schwedische, die holländische und dänische; mit einem Worte: Petersburg würde ein Collectivhandelsplatz germanischer Nationen werden. Das darf man natürlich nicht zulassen; und so muß man eben hier bleiben und sich weiter erheben. Eine Artung dieser Reibung in schlimme Confecte befürchte ich nicht; auch der Pöbel fühlt sich fremd hier; und selbst der Wolf bleibt nicht mehr Wolf, wenn er sich in einer fremden Hürde weilt. Dazu die permanente Unbeständigkeit des Publikums, oder sollte vielleicht gerade diese am ehesten zu Ausschreitungen führen? Wie dem auch sei — vorläufig zeigt sich die Concurrrenz und Reibung nur auf dem Gebiete der Literatur und Kunst, und so lange sie sich darauf beschränken, müssen alle Unzuträglichkeiten gern hingenommen, ja als ein Nutzen für beide Theile angesehen werden. Wie Vieles wird, um damit zu beginnen, dem vielsprachigen Charakter der Residenz gemäß, hier in Musik und Theater geübet; und man möge nicht etwa glauben, daß lauter Oberflächlichkeit und Leichtsinns dahinter stecke, so sehr es den Anschein hat. Wo schon der Schein positiven Wissens für bürgerlich gilt, prüft man auch leichtlich mit Unwissenheit, ohne sie zu besitzen. Es steckt aber sehr viel positives Wissen in der vielföpfigen Menge des russischen Publikums, besonders in musikalischer Beziehung. Wer hier in dem ersten Kammermusikverein die Hunderte aufmerksam lauöender Zuhörer sieht, die meisten kennt und also ihr tüchtiges künstlerisches Streben zu beurtheilen vermag, der wird Achtung bekommen vor diesem Mittelpunkt der Kunst. Doch von ihm und dem musikalischen Leben überhaupt ein ander Mal; hier nur einige Worte über die Theater und speciell über das deutsche, das jetzt eine interessante Krisis durchgemacht hat. Es sind im Ganzen der Theater bekanntlich fünf, alle kaiserlich. Dem Charakter der Mehrzahl der Bevölkerung entsprechend, wird das russische Schauspiel auf zwei Bühnen gespielt und dazu florirt eine russische Oper. Die letztere ist vorzüglich und wird auch vom deutschen Publikum häufig genug besucht. Dazu kommt das französische Schauspiel und die italienische Oper, welche beide insofern zu-

lammenstehen, als beide sich nur als Gäste fühlen, daher mit großer Höflichkeit dem russischen Publikum entgegenkommen und von demselben auch sehr stark, stärker als die eigenen Theater besucht werden. In gewisser Hinsicht dienen ja auch sie einer Culturaufgabe, mehr aber doch noch dem gewöhnlichen Sinnenreiz und der Mode. Costüme, Decorationen, schöne Stimmen, schöne Frauen — sie gelten hier mehr als die Kunst, und der Petersburger — und er allein etwa? — ist so sehr geneigt, beides zu verwechseln. Die deutsche Bühne hat weitaus den härtesten Stand, eben weil sie am festesten gewurzelt ist; eben weil sie nicht bloß Gast sein will, sondern sich auf dem eigenen Boden stark und sicher fühlt. Auch sie will ja wesentlich und in erster Linie die russische Literatur fördern helfen; aber dieser dünkt die dargebotene Nahrung zu schwer und aufdringlich, und sie zieht sich trotzig zurück, vielleicht nur, weil sie für ihre Selbständigkeit vom nächsten Nachbar fürchtet. Mit der italienischen und französischen Bühne wäre es in einem solchen Falle der Abneigung einfach aus; die deutsche zieht sich, durch den Widerstand gereizt, trotzig zurück und — behauptet sich auf ihrem eigenen Boden, natürlich nicht mit dem Glanz und Schimmer, den sie entwickeln könnte, wenn sie von der Gunst des russischen Publikums und des Hofes mitgetragen würde. Welche Fehler der Strategie ihre Führung dabei macht und welche Fehler ihr mit Unrecht zur Last gelegt werden, das erforderte eine genauere Untersuchung; so viel liegt auf der Hand, daß die beste und sauberste Führung eben nur gut genug wäre für diesen vorgeschobenen, gefahrvollen Posten, dessen Stehen oder Fallen keineswegs etwas Gleichgültiges für die deutsche Literatur ist. So mag es denn sein Gutes haben, daß das deutsche Theater eben jetzt eine gefährvolle

Kriß bestehen und alle Kräfte anspornen muß, um seine Lebensberechtigung zu behaupten. Daß es sie — nach längeren oder kürzeren Kämpfen — behaupten wird, halten wir für zweifellos. Haben wir doch einen wichtigen Verbündeten allein schon im Wandelmuth der Russen, um so mehr als diese nicht eigentlich principieell unsere Gegner sind, sondern nur der Unbequemlichkeit der Concurrenz halber in Aufregung gerathen, aber sofort überzugehen bereit sind, wenn ihr leicht entzündetes Temperament durch irgend eine unermuthete oder annuthige Erscheinung entflammt wird. Das haben wir so recht eigentlich bei dem Gastspiel der Berliner Hofschauspielerin Fel. Barlang gesehen, deren eclatanter Erfolg bei Ihnen vielleicht Staunen erregt hat, der aber auch hier wesentlich von den Russen bedingt wurde, während das deutsche Publikum sich mit weniger Hitze und einfacher Theilnahme begnügte. Aber von dem „Kampfe zwischen der Barlang und der Bernhard“ haben Ihnen ja seiner Zeit die Tagesblätter treulich berichtet; und ich bitte um Verzeihung, daß ich überhaupt auf ein Ereigniß zu sprechen gekommen, das Ihnen von Ihrer olympischen Höhe wie ein richtiger Frochmäusekrieg erschienen sein mag, während er für uns ein regelrechter, mit obligater Hixe von beiden Seiten geführter Kampf war, in welchem, wie das so zu geschehen pflegt, extra und intra muros wader über die Schnur gehauen wurde. Aber ist nicht die Verschiedenheit des Standpunktes, von dem Sie und von dem wir die Dinge sehen, an und für sich schon bezeichnend und lehrreich? Und daß man die Dinge bei uns nie und unter keinen Umständen sub specie aeterni betrachten darf — davon wird Ihnen, denke ich, bereits meine erste Skizze den Beweis geliefert haben. Die Ueberzeugung davon aber ist der Anfang der Einsicht in russische Verhältnisse.





Literarische Mittheilungen.

Militärische Literatur.



Auf den verschiedensten Gebieten stellt man jetzt diejenigen Schriften zusammen, welche grundlegend für das Studium derselben geworden sind: ein Verfahren, das unserer Neigung entspringt, die Principien, die unsere Thätigkeit auf einem Gebiete regeln sollen, in ihrer Entstehung kennen zu lernen. So treten nimmehr in dem Verlage von F. Schneider u. Comp. in Berlin Militärische Classiker des In- und Auslandes hervor, ein Unternehmen, welches unter der Leitung hervorragender Officiere, zum Theil des großen Generalstabes, steht und daher sehr hohe Erwartungen zu erregen geeignet ist. Dieser Erwartung entsprechen in der That die bis jetzt erschienenen Hefte. Es ist für ein in Deutschland erscheinendes Sammelwerk solcher Art so gut als selbstverständlich, daß es mit Friedrich dem Großen beginnt, und so enthält das erste Heft eine Anzahl militärischer Aufsätze desselben, insbesondere seine berühmten „Generalprincipia vom Kriege“. Die folgenden Hefte (zwei bis fünf) enthalten die epochemachende Schrift des Schülers von Scharnhorst, des wahrhaft philosophischen Kriegsschriftstellers G. v. Clausewitz: „Vom Kriege.“ Dieses Werk liegt uns aber auch zugleich in einer anderen Ausgabe vor, welche im Verlage von Ferdinand Dümmler in Berlin soeben erschienen ist: die vierte Auflage des von diesem seltenen Manne hinterlassenen Buches in drei zierlich und vortrefflich ausgestatteten Bänden.

Der erste Keim zu diesem Werke lag in jenen Vorträgen, welche Clausewitz im Jahre 1812 dem Krouprinz von Preußen hielt; in Koblenz begann er dann eine zusammenhängende Beschäftigung mit diesem großen Problem, gewann aber erst, seitdem er 1818 die Direction der allgemeinen Kriegsschule in Berlin erhalten hatte, freie Muße zu dessen Ausarbeitung.

Zwölf Jahre vergingen in ununterbrochener Beschäftigung mit demselben, als er seit dem Frühjahr 1830 wieder in praktische Thätigkeit in Breslau, Berlin, Posen trat, aus welcher er so bald schon 1831 durch den Tod gerissen wurde. So sind nur die ersten sechs Bücher zur Niederschrift gelangt, von den anderen sind bloß Skizzen erhalten. In beiden Ausgaben sind dieselben, wie sie von Clausewitz' Gattin und seinem Freunde herausgegeben worden waren, auch in diesem Abdruck mitgetheilt. In der oben erwähnten Classikerausgabe hat der als Militärschriftsteller höchst bedeutende Oberst v. Scherff den Text mit Anmerkungen begleitet. Für diese Ausgabe sind nun zunächst die Schriften von Scharnhorst ins Auge gefaßt, und wie man vernimmt, hat der rühmlichst bekannte Major im großen Generalstabe G. v. d. Goltz Ausgabe und Commentar übernommen.

Wir erwähnen noch ferner folgende kriegsgeschichtliche Werke: Christian v. Sarauw, Die Feldzüge Karl's XII. (Leipzig, Bernhard Schlicke.) Es giebt wenige Theile der Kriegsgeschichte, welche eine so verschiedene Beurtheilung erfahren haben als die Feldzüge dieses heldenhaften Königs. Man kann sagen, daß ein von dem jetzigen König von Schweden in der Kriegswissenschaftlichen Akademie zu Stockholm gehaltenen Vortrag die richtige Beurtheilung eingeleitet hat. Die ganze kriegerische Thätigkeit dieses außerordentlichen Mannes war ein Kampf um die Aufrechterhaltung der Großmachstellung, welche Gustav Adolf für ein verhältnißmäßig kleines und schwachbevölkertes Land durch sein militärisch-politisches Genie errungen hatte; die Unternehmungen Karl's sind in diesem Zusammenhange nach einer wohlbedachten Anlage mit eiserener Consequenz ausgeführt worden. Dem entsprechend hat dieses große militärische Genie

seine Soldaten zu unerhörter Anspannung ihrer Kräfte zu bringen vermocht, und niemals selbst nicht unter den größten Strapazen und in verzweifelter Lage, hat sich das Heer, das ihn vergötterte, seiner Herrschaft entzogen. Aber es lag in diesem Geiste eine Rücksichtslosigkeit, welche die naturgemäße Unterordnung militärischer Operationen unter die politische Absicht, wie sie Clausewitz so meisterhaft als Grundregel entwickelt hat, vergaß und so eine

unhaltbare politische Lage herbeiführte. Dies ist das Ergebniß des vorzüglichen und wahrhaft gebiengen Werkes von Sarauw.

Sodann: E. v. Colomb, Beiträge zur Geschichte der preussischen Cavallerie seit 1808 (Berlin, Th. Hofmann's Verlag), eine Schrift, welche unternimmt, die Bedeutung der preussischen Cavallerie seit ihrer Reorganisation von 1808 für den Krieg einer unparteiischen und interessanten Würdigung zu unterziehen.

Neue Ausgaben von Hans Sachs.

Seitdem man in Deutschland allenthalben sich's angelegen sein läßt, die in Vergessenheit gerathenen Schätze unserer alten Literatur dem lesenden Publikum wieder näher zu bringen, mußten sich natürlich auch die schon oft gemachten Versuche erneuern, durch eine passende Auswahl aus den Werken des fruchtbarsten aller deutschen Dichter, des Nürnberger Schusters und Meisterfängers, dieselben den größeren Kreisen des deutschen Volkes bekannter und verständlicher zu machen. Bei der erstaunlichen Masse seiner poetischen Schöpfungen, die selbst in den fünf dicken Foliobänden der alten Nürnberger Ausgabe noch bei weitem nicht vollständig publicirt worden sind, ist eine sehr sorgfältige Auswahl mehr geboten als bei irgend einem Anderen. Schon in den von K. Gödeke und F. Tittmann bei Brockhaus herausgegebenen „Deutschen Dichtern des sechzehnten Jahrhunderts“ ist eine Auswahl von Hans Sachs in drei Bänden gegeben: Meistergesänge, Spruchgedichte (Fabeln, Schwänke etc.) und dramatische Gedichte enthaltend. Eine kleinere Auswahl enthält das zur Jubiläumsfeier 1874 von Lüpeltberger herausgegebene Bändchen „Hans Sachs, sein Leben und seine Dichtung“ (Nürnberg, H. Wallhorn).

Neuerdings hat sich auch die bekannte Reclam'sche Universal-Bibliothek durch Aufnahme des Hans Sachs verdient gemacht. Die zwei Bände dieser sehr verständigen Auswahl von Karl Pannier enthalten 1) *Poesische Werke* (Meistergesänge, Fabeln, Schwänke u. s. w.), 2) *Dramatische Dichtungen*.

Der Herausgeber bietet diese Auswahl des Hans Sachs „sprachlich erneuert“, und er hat sich bei dieser sehr dankenswerthen Arbeit mit richtigem Gefühl darauf beschränkt, nur die veraltete Schreibweise einer sprachlichen Erneuerung zu unterziehen, ohne dem Dichter damit die ihm zukommende Farbe seiner Zeit irgendwie zu schwächen oder zu verändern. Die veraltete

Orthographie ist ja mit ein wesentlicher Grund, daß das Lesen des Hans Sachs unserem Publikum so sehr erschwert wird. Das ebenso pietätvolle wie verständige Verfahren von K. Pannier ist deshalb ganz geeignet, mit dieser Auswahl des Trefflichsten einem wirklichen Bedürfniß zu genügen. Unter den dreizehn Schauspielen dieses zweiten Bändchens befinden sich zwei Tragödien, zwei Komödien und neun Fastnachtsspiele. Unter den Tragödien hätte vielleicht eine zweckmäßiger, für die Behandlungsweise dieser Gattung charakteristischere Auswahl getroffen werden können. Dagegen ist es nur zu billigen, wenn unter den dramatischen Gedichten den Fastnachtsspielen der Vorzug gegeben ist.

Von einem ganz anderen Gesichtspunkte ist die kürzlich erschienene Ausgabe von Edmund Göpke zu betrachten, welcher die *Sämtlichen Fastnachtsspiele des Hans Sachs* in chronologischer Ordnung publiciren will. Die äußerst verbiestvollen, bei W. Niemeyer in Halle erscheinenden „Neudrude deutscher Literaturwerke des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts“ brachten zunächst das erste Bändchen, welches zwölf Fastnachtsspiele enthält, darunter die beiden frühesten, welche Hans Sachs geschrieben hat, in den Jahren 1517 und 1518. Göpke's Ausgabe hat ihren Werth vor Allem durch die streng philologische Behandlung, indem er für den Text nicht nur die verschiedenen alten Drucke, sondern, soweit dies möglich ist, auch die Originalmanuscripte des Dichters zu Rathe gezogen und dadurch in vielen Fällen erst die richtige Lesart hergestellt hat. Das kürzlich erschienene zweite Bändchen enthält weitere dreizehn Stücke dieser Gattung, so daß die Zahl der jetzt erschienenen Fastnachtsspiele sich auf fünfundzwanzig beläuft. Danach würden wir in sechs oder sieben Bändchen, deren jedes nur zehn Druckbogen stark ist, zum ersten Male eine vollständige Ausgabe der Fastnachtsspiele des Hans Sachs in Händen haben.

Volksthümliche historische Schriften.

Wenige populäre historische Werke haben einen Erfolg gehabt, welcher dem der deutschen Geschichte von Müller vergleichbar wäre: **Geschichte des deutschen Volkes** in kurzgefaßter Darstellung. Von David Müller. Pracht-Ausgabe. In der Reihe der Auflagen die neunte besorgt von Prof. Friedrich Junge. (Berlin, Franz Bahlen.) Dieser Erfolg ist wohlverdient. Eine tiefe, ja glühende nationale Begeisterung, ein umfassendes historisches Studium, welches sich durch tüchtige Arbeiten über die Conciliengeschichte bewährt hatte, Kraft der Darstellung, die einst den Verfasser nicht ohne Erfolg auf das Gebiet poetischer Darstellung getrieben: dies Alles vereint sich zu einem Ganzen von seltener Harmonie. Es ist dem Verfasser noch vergönnt gewesen, den außerordentlichen Erfolg seines Werkes zu erleben; jetzt nach seinem Tode erscheint die neunte Auflage der Prachtausgabe in vorzüglicher Ausstattung.

Einen freieren Gang nimmt ein Werk von ähnlichem populärem Charakter, welches die Hauptpunkte in der Geschichte Europa's vom fünfzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart umfaßt: **Marksteine im Leben der Völker**. Von Chr. F. Maurer. (Leipzig, E. Kummer.) Die Reformation, der Abfall der Niederlande, der dreißigjährige Krieg und so weiter die größten Dramen der europäischen Geschichte bis zur Gegenwart, werden mit einem hervorstechenden Sinn für das Lebendige, Wirkame, Einrückliche in den geschichtlichen Ereignissen entwickelt.

Auch das Jahr 1879 hat seine gewohnt tüchtige Darstellung empfangen in: **Politische Geschichte der Gegenwart**. Von Wilhelm Müller. XIII. „Das Jahr 1879.“ (Berlin, J. Springer.) Die Vorzüge dieser Zusammen-

stellungen sind unseren Lesern bekannt. Ein an der geschichtlichen Forderung geübter Sinn macht sich auch in der Darstellung des Gegenwärtigen geltend.

Für noch weitere Kreise, welche sich über die Geschichte unserer Zeit in der Kürze zu belehren den Wunsch haben, ist ein Buch bestimmt, welches in vierter Auflage vorliegt: **Erzählungen aus der neueren Geschichte**. 1815 bis 1871. Von Ludw. Stacke. (Oldenburg, G. Stalling.) Die Julirevolution 1830, die Februarrevolution 1848 und die mit dem zweiten Krieg in Schleswig-Holstein 1864 beginnenden deutschen Kriege bilden die natürlichen Mittelpunkte der Darstellung.

Ein vielversprechendes Unternehmen erscheint in dem verdienten Verlag von Friedr. Andreas Bertels in Gotha: **Encyclopädie der neueren Geschichte**. In Verbindung mit namhaften und außerordentlichen Historikern herausgegeben von Wilhelm Herbst. Die Leistungen der Verlagshandlung, welche auf dem historischen Gebiete in erster Reihe steht, sowie die außerordentliche Begabung des Rectors von Schulportia, Wilhelm Herbst, auf dem Gebiet der Geschichte lassen uns auf die Encyclopädie ganz besondere Hoffnungen setzen. Diefelbe wird zweifellos eines der geschätztesten Hilfsmittel der Gebildeten, sich auf geschichtlichem Gebiete zu orientiren, sein. Die Artikel sind kurz zusammengedrängt, nüchtern und sachgemäß. Sie entsprechen genau dem Bedürfnis, welches das Werk veranlaßt hat. Wenn wir einen Wunsch äußern dürfen, so wäre es der, daß noch consequenter, als hier geschieht, auf die besten Schriften verwiesen würde, welche eine ausführlichere Auskunft darbieten. Das Werk ist auf zwei Bände angelegt.

Literarische Notizen.

Kupferliche nach Werken neuerer Meister in der I. Gemäldegalerie zu Dresden. Text von Dr. W. Rossmann. Commissionsverlag von A. Gutbier in Dresden.

Bei der enormen Productivität, welche in unserer Zeit die Photographie, der Lithdruck und die Heliogravure auf dem Kunstgebiete entwickelt, hätte man mit Recht befürchten müssen, daß die künstlerische Wiedergabe von Kunstwerken durch den Stich oder die Radirung aufhören werde, um so mehr, als die Photographie keine Anlage von großen Capitallen voraussetzt. Daß es nicht so gekommen

ist, daß die Werke der Kunst sich nicht durch die Erzeugnisse der Maschine verdrängen ließen, ist ein erfreulicher Umstand und nicht hoch genug anzuschlagen. Besonders war die Gefahr groß, wo es galt, umfassende Galleriewerke erscheinen zu lassen. Wir begrüßen unter oben gegebenem Titel ein solches Galleriewerk, das wie die berühmten vergangener Jahrhunderte auf Reproduction der Originalgemälde durch die Künstlerhand namhafter Stecher beruht. Das Museum in Dresden besitzt bekanntlich neben der Galerie alter Meister auch eine hervorragender Maler der

Gegenwart. Die Hauptwerke der letzteren werden auf Veranlassung des Ministeriums des Inneren und der Generaldirection der k. Sammlungen für Kunst und Wissenschaft in gelungenen Stücken zu einem Brachtwerke vereinigt. Die erschienene erste Lieferung enthält drei Blätter: „Der Waldstrom“, radirt von V. Friedrich nach A. Calame; den „Besuch des Grafen Philipp von Esch mit seiner Gemahlin im Marienhospital zu Ppnen 1187“ hat Th. Langer nach F. Baumwols in gemischter Manier gestochen; „Ein Gruß aus der Welt“ (eine junge Nonne am Fenster) ist von E. Büchel nach dem in Rom 1879 früh verstorbenen G. A. Kuntz mit brillantem Grabstichel ausgeführt. Diese drei Blätter, deren jedes für sich ein vollendetes Kunstwerk ist, begleitet ein lichtvoller Text aus der erprobten Feder des Geh. Hofraths Dr. W. Rohmann, der die nöthigen Nachweise über die Künstler, Maler wie Stecher, bringt. Die Ausstattung hält sich auf voller Höhe der Zeit. Wir begrüßen das Brachtwerk um so freudiger, als damit Meistern des Grabstichels und der Radirnadel Gelegenheit geboten wird, Meisterwerke zu schaffen und gebiegene Compositionen gefeierter Maler zum Gemeingut zu machen. Jährlich erscheint eine Lieferung zum Preise von 30 Mk. Da die Blätter auch einzeln zu haben sind und jedes sich zur eleganten Zimmerzierde eignet, so kann auch der minder Bemittelte mit kleinem Opfer sich in den Besitz eines oder mehrerer wirklicher Kunstwerke setzen.

*
*
*

Thiere der Heimat. Deutschlands Säugethiere und Vögel. Von A. und K. Müller. Erste Lieferung. (Kassel, Th. Fischer.) Von diesem lange vorbereiteten Werke ist jetzt die erste Lieferung erschienen und wird gewiß von den Vielen, denen die Mittheilungen der erfahrenen Brüder in dieser und anderen Zeitschriften bekannt sind, mit lebhafter Freude begrüßt werden. Die als überaus sorgfältige Beobachter bekannten Verfasser beabsichtigen aus dem reichen Schatze ihrer langjährigen Naturbeobachtungen, welche sich vorzugsweise auf unsere einheimischen Vögel und Säugethiere beziehen, eine Lebensgeschichte unserer höheren Thierwelt darzustellen und dabei ganz besonders das Seelenleben zu berücksichtigen. Sie wollen ein wirkliches Seelenleben der höheren Thiere nachweisen und werden im Laufe ihrer Darstellung diesem interessanten Thema einen eigenen Abschnitt widmen. Schon in dem ersten Capitel dieser Lieferung über das Ehe- und Familienleben der Vögel werden wir in die eigenartige Darstellung der Verfasser eingeführt, welche sich hier dadurch charakterisirt,

daß, obgleich das zu erreichende Ziel — der Nachweis eines Seelenlebens — nicht außer Acht gelassen wird, doch in der Beurtheilung psychischer Verhältnisse, in der Begründung und Erklärung der Motive für einen Act aus dem Vogelleben eine gewisse wohlbegründete Zurückhaltung geübt wird. Vor oft verfallen andere Autoren in den Fehler, zu sehr vom menschlichen Standpunkt aus zu urtheilen und menschliche Beweggründe unterzuschoben, während, wie die Verfasser mit vollem Recht hervorheben, „das Verständniß der Thierseele für uns seine unübersteigliche Grenze“ hat. Gewiß wird man sich immer unter Berücksichtigung der mitgetheilten Beobachtungen mit der gegebenen Deutung einverstanden fühlen. — In dem ersten Capitel erhalten wir über folgendezüge aus dem Ehe- und Familienleben der Vögel eine nach allen Seiten abgerundete Darstellung: über Paarung und Werbung zur Minnezeit, über den Gesang, das Eierlegen und Brüten, die Entwicklung des Vogels im Ei, die Pflege und das Wachsthum der Jungen sowie die Führung und Anleitung derselben nach dem Verlassen des Nestes. Unterstützt wird die Darstellung durch eine große Zahl vorzüglicher Illustrationen in Holzschnitt und Steindruck, deren Originale von C. F. Feder und A. Müller herrühren. Da jeder Lieferung zwei Tafeln beigegeben werden sollen, so wird sich die Zahl der größeren Illustrationen auf fünfzig bis sechzig belaufen. Trotz dieser werthvollen und künstlerisch ausgeführten Beigaben ist der Preis für die einzelne Lieferung ein sehr niedriger. So kann dem Unternehmen die allgemeine Anerkennung und Theilnahme nicht fehlen; hoffentlich ist dieselbe so groß und so anhaltend, daß nicht bloß dieses Werk bald zu Ende geführt, sondern in nicht allzu langer Zeit an die Fortsetzung desselben über die anderen Wirbelthiere Deutschlands gedacht werden kann.

Zeitsfragen und Abenteuer. Von J. S. von Kirchmann. (Leipzig, F. J. Weber.) Schon aus dem ersten dieser gesammelten Essays ist die eigenartige Stellung, die der große philosophische Schriftsteller zu den großen Fragen der Zeit und der Wissenschaft einnimmt, zu erkennen. Die moderne Cultur ist ihm kein Fortschritt zum Ziele der Menschheit; wenn er auch nicht in Abrede stellen mag, daß die Arbeit für die Erreichung dieses Zieles gegenwärtig eine weit größere als früher ist, so scheint ihm doch der Erfolg — und zwar auf allen Gebieten — keineswegs dem Aufwande von Mitteln zu entsprechen. Auf denselben resignirten Ton sind fast alle Arbeiten Kirchmann's gestimmt, von denen die über die „Moderne Cultur“, „Natur und Geist“, „Ueber öffent-

liches Recht" und gegen die „Sittenlehre der Bessimisten" in populärer und anregender Weise philosophische Fragen erörtern, während die in das Gebiet der „Abenteurer" gerechneten Skizzen „Sanct Veatenberg", „Sylt im Winter", „Eine Privataudienz bei Pio Nono" und eine „Besteigung des Olympe" als Reiseschilderungen fesseln und unterhaltend sind.

Berliner Märchen. Von Walter Gottkeil. (Berlin, Walthor & Apolant.) In dem Titel dieses Buches liegt eine *contradictio in adjecto*. Man kann sich wohl einen Märchenwald, nimmer aber eine Märchenresidenzstadt denken. Aber gerade der Reiz dieses Contrastes zwischen dem Leben der großen Weltstadt und dem Weben des sinnigen Märchens wird diesem Buche schon um seines Titels willen zahlreiche Leser zuführen. Wir sind der Meinung, daß dasselbe Niemanden enttäuschen, Viele befriedigen und unsere junge Welt mächtig erregen wird. Der Ton des Volksmärchens ist in diesen kleinen Erzählungen sehr glücklich getroffen: dieser naive, ungekünstelte, herzliche Ton des Einverständnisses, der Gedankenfäden spinnend von dem Märchen-erzähler zu den empfänglichen Herzen seiner kleinen Zuhörer. Möchte die Zahl dieser kleinen Zuhörer für die vorliegende Märchen-sammlung recht groß werden!

Reise um die Pariser Welt. Von Theophil Zolling. Zwei Bände. (Stuttgart, Spemann.) Theophil Zolling kennt Frankreich, zumal Paris und die Pariser, sehr genau. Seit Jahren hat er sich diese Stadt, ihre geistige und gesellschaftliche Entwicklung zum Studium gemacht. Das Resultat dieser Studien liegt in zwei Bänden der „Collection Spemann" vor, in denen Zolling ein nach allen Richtungen hin vollständiges und übersichtliches Bild der großen Seinestadt — der „Sonne der Civilisation" nach Victor Hugo — mit Treue und Geschick ausführt. Der Pariser und die Pari-

serin, die Reichen und die Armen, Millionäre und Lumpensammler, die Unsterblichen der Akademie und die Führer der Politik, die dramatischen Autoren und die Heroinen des Theaters läßt Zolling Neuem passiren, und auch die Helden der Commune lernen wir durch ihn kennen. Beßßen wir ein gleich anschauliches Bild der deutschen Reichshauptstadt, so wäre damit eine fühlbare Lücke ausgefüllt. Vielleicht ist Theophil Zolling der Mann für eine solche allerdings nicht gerade leichte Arbeit.

Die ersten Lieferungen von *Jahres-Supplement 1881 bis 1882 zu Meyers Conversations-Lexikon* sind uns zugegangen, und die Durchsicht derselben hat gezeigt, daß auch diesmal wieder die größte Sorgfalt auf die Ausföhrung verwendet wurde. Die Hefte, deren Inhalt bis jetzt nur bei den ersten Buchstaben des Alphabets verweilt, bringen treffliche Artikel über neuere politische Ereignisse, wissenschaftliche Versammlungen, Erfindungen, Kriegen und dergl., die sämmtlich von sachverständigen Verfassern herröhren. Auch die Retrologe und kleineren Notizen, welche als ergänzende Fortsetzung des *Conversations-Lexikons* gelten, sind mit großer Umsicht und richtiger Auswahl zusammengestellt.

Die erste Lieferung eines kleinen Wertes, welches alle Blumenfreunde und überhaupt die Verehrer der Natur erfreuen wird und Frühlingsblumen betitelt ist, in Leipzig bei G. Freytag erscheint und Aglaja v. Endereß zur Verfasserin, den bekannten Professor Moriz Wilkom zum wissenschaftlichen Begleiter hat, dabei ganz besonders reizend durch prächtige Abbildungen in Farbendruck nach Bildern von Jenny Schermaul und Josef Seboth ausgestattet ist, wurde kürzlich verandt. Das Buch verspricht innerlich gediegen und zugleich äußerlich geschmackvoll zu werden. Es sind zahlreiche Holzschnitte in den Text gedruckt. Wir kommen darauf zurück.



Das Versand-Geschäft MEY & EDLICH, PLAGWITZ-LEIPZIG

Hoflieferanten
des Königs



Seiner Majestät
von Sachsen

versendet nachstehende Waarengattungen **direct** nur an Consumenten **selbst** vom kleinsten Quantum an in bester Qualität zu den billigsten Preisen nach allen Ländern Europas.

Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf in einem oder dem anderen angebotenen Artikel hat, sich den illustrirten Preis-Contrant von dem Versand-Geschäft Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig, kommen zu lassen, welcher auf frankirtes Verlangen gratis und franco an Jedermann gesandt wird.

SPECIALITÄTEN

des

Versand-Geschäfts MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig:

- | | |
|--|---|
| Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemdchen für Herren, Damen und Kinder; | Frauenhemden;
Leinene Kragen und Manschetten für Damen, Herren und Kinder. |
| Stoffrüschen; | Shirtings, Chiffons und Hemdentuch. |
| Rüschen in Batist, Tüll, Mull, Gaze etc. für Damen. | Baumwollene Strumpfwaaeren f. Frauen, Herren und Kinder; |
| Schwarzseidene Cravatten für Herren und Knaben; | Wollene Strumpfwaaeren, Gamaschen, Hosen und Jacken; |
| Weisse Batist- und Atlas-Cravatten für Herren; | Gesundheitsjacken f. Damen u. Herren. |
| Bunte Satin-Cravatten; | Gestickte Streifen und Einsätze; |
| Schwarzseidene Bindeshlipse. | Stickereien in Batist und Leinon; |
| Manschettenknöpfe mit Eindrehfuss u. Feder; | Handstickereien; |
| Kragen- und Vorhemdchenknöpfe. | Piqués, Körper (Croisés) und gerauchte baumwollene Stoffe (Barchent). |
| Leinene Handtücher, lein. Wischtücher, Hausleinen und Prima geklärt Croas-Leinen im Stück und per Meter. | Monogramm-Briefpapiere u. Couverts. |
| Rein leinene Taschentücher für Damen, Herren und Kinder; | Parfums, Toilette-Seifen, Pomaden, Haaröle und Zahnpasta. |
| Leinene Oberhemden-Einsätze; | Stearinkerzen. |
| Herren- und Knaben-Oberhemden; | Japanischer und Chinesischer Thee; |
| Nachthemden für Herren; | Chocoladen, Mey's Cacao pulverisirt; |
| | Kaffee-Ersatz; |
| | Biscuits und Waffeln. |
| | Cigarren. |

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei geliefert und zwar innerhalb Deutschland, Oesterr.-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.

Illustrirte Preis-Courante werden auf Verlangen an Jedermann gratis und franco versandt.

Das Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig, garantirt und verschiebt nur beste Waare zu den billigsten Preisen. Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das

Versand-Geschäft MEY & EDLICH,
Plagwitz-Leipzig und 9 Neumarkt, Leipzig.

Abonnementspreis
für das Ausland
bei directer Zusendung
unter Kreuzband incl. Porto
= Mark 13,— pro Quartal.



Abonnementspreis
für das Deutsche Reich
bei allen Reichspostanstalten
für alle 4 Blätter zusammen
= Mark 5,25 pro Quartal.

Berliner Tageblatt

nebst seinen 3 Separat-Beiblättern

Illustriertes Witzblatt „**ULK**“

Illustr. belletrist. Sonntagsblatt „**Deutsche Lesehalle**“

„Mittheilungen über Landwirtschaft, Gartenbau u. Hauswirtschaft“

ist in Anerkennung der Reichhaltigkeit, Vielseitigkeit und Gediegenheit seines Inhalts
die gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands

geworden, indem es sich seit mehreren Jahren einen festen Stamm von circa
70 Tausend Abonnenten dauernd erhalten hat. Die Vorzüge des „*Berliner Tageblatt*“
bestehen vornehmlich in Folgendem:

- „Täglich zweimaliges Erscheinen als *Abend- und Morgenblatt*, wodurch das „*B. T.*“
in der Lage ist, alle Nachrichten *stets 12 Stunden früher* als jede nur ein Mal
täglich erscheinende Zeitung zu bringen.
- „Gänzlich *unabhängige, freisinnige politische Haltung*.“
- „*Spezial-Korrespondenten an allen wichtigen Plätzen* und infolge dessen *rascheste und*
zuverl. Nachrichten; bei bedeutenden Ereignissen *umfassende Special-Telegramme*.“
- „*Ausführliche Parlamentsberichte*.“
- „*Graphische Wetterkarte* nach telegraphischen Mittheilungen der deutschen Seewarte.“
- „*Umfassende Handelszeitung und Courszettel* der Berliner Börse.“
- „*Vollständige Ziehungslisten der Preussischen und Sächsischen Lotterie*, sowie Aus-
losungen der wichtigsten Loospapiere.“
- „*Reichhaltige u. wohlgesichtete Tagesneuigkeiten* a. d. Reichshauptstadt u. d. Provinzen.“
- „*Theater, Kunst und Wissenschaft* werden im Feuilleton des *B. T.* in ausgedehntem
Maasse gepflegt, ausserdem erscheinen in demselben *Romane und Novellen* unserer
ersten Autoren.“

Für die Monate **Mai und Juni** abonnirt man zum Preise **3 Mk. 50 Pf.**
von
bei allen deutschen Reichspostanstalten und wird allen neu hinzutretenden Abon-
nenten der gegenwärtig im Feuilleton des „*Berliner Tageblatt*“ erscheinende und
bis 1. Mai abgedruckte Theil des Romans:

„**Im Sonnenschein**“ von **Ludwig Habicht**

gegen Einsendung der Abonnements-Quittung *gratis und franco* nachgeliefert.

➡ **Probenummern gratis und franco.** ⬅

!!! Interessanteste Wochenschrift!!!

Deutsches Montags-Blatt.

Diese beliebte und zu allgemeiner Anerkennung gelangte *literarisch-politische*
Wochenschrift zählt die *ersten Autoren Deutschlands* zu ihren ständigen Mitarbeitern,
sie interessirt ihre Leser durch eine Fülle von Mittheilungen und Anregungen aus
allen Regionen des geistigen Lebens der Nation. Die Zuverlässigkeit der politischen
Informationen des „*Deutschen Montags-Blattes*“, die Frische seiner literarischen
und künstlerischen Mittheilungen und Kritiken, sowie überhaupt die Mannigfaltig-
keit seines Inhalts machten es bald zum

Lieblingsorgan der geistigen Aristokratie

und der *billige Abonnementspreis* von Mk. 2,50 pro Vierteljahr erleichterte seine
Verbreitung in den gebildeten Kreisen deutscher Zunge. Alle *Buchhandlungen und*
Postanstalten (Nr. 1304 der Post-Zeitungs-Preisliste pro 1882) nehmen Bestellungen
entgegen.

Probenummern versendet auf gefl. Verlangen die *Expedition des „Deutschen*
Montags-Blattes“, Berlin SW. Jerusalemstrasse 48.

Westermann's
illustrirte deutsche
Monats-Hefte
herausgegeben von
Friedrich Spielhagen



Inhalt.

<p>Wilhelm Jensen: Der Teufel in Schiltach. Ein absonderer historischer Beitrag. III. (Schluß)</p> <p>Leopold v. Sacher-Masoch: Artaban und Pachomia. Eine Skizze aus Kleinrußland</p> <p>Engen Zabel: Wilhelm Jordan. Ein literarisches Porträt</p> <p style="padding-left: 2em;">Mit dem Porträt Wilhelm Jordan's.</p> <p>Ferdinand Hiller: Goethe's musikalisches Leben. III. (Schluß)</p> <p>Arthur Milchhöfer: Aus Arkadien. III. (Fortf.)</p> <p style="padding-left: 2em;">Mit vier Illustrationen: Typen aus Arkadien.</p> <p>H. Rudolf: Auf der Berliner Stadtbahn</p> <p style="padding-left: 2em;">Mit einer Karte der Stadt- und Ringbahn in Berlin und sieben Illustrationen: Halle des Bahnhof's „Alexanderplatz“. — Spree-Flußbrücke an der „Zanowibrücke“. — Am Bahnhof „Alexanderplatz“. — Die Perkulesbrücke am Bahnhof „Börse“. — Uebergang am Bahnhof „Friedrichstraße“. — Die Spreeufer mit dem Fließkanal der Stadtbahn bei Belleoue. — Uebergang am Zoologischen Garten.</p> <p>Otto Zaharias: Schützende Formen und Farben in der Thierwelt</p> <p style="padding-left: 2em;">Mit fünf Figuren: Blattschmetterling (Kallima paralecta), fliegend und sitzend. — Phyllium sicifolium und Acanthops. — Gespenstheuschrecke (Phasma). — Megalodon ensifer. Großschildiger Grasspinner aus Neu-Guinea. — Eine mit Pterochroza ocellata verwandte brasilianische Heuschrecke mit Oberflügeln von frappanter Blattähnlichkeit.</p> <p>Ernst Curtius: Die antike Kunst in ihrer Beziehung zur modernen Bildung</p> <p style="padding-left: 2em;">Mit einer Illustration: Tempel des Zeus in Olympia.</p> <p>Correspondenzen:</p> <p style="padding-left: 2em;">Helen Zimmer: Aus London</p> <p style="padding-left: 2em;">Rudolf Gense: Von den Berliner Theatern</p> <p style="padding-left: 2em;">Fanny Lewald: Römische Briefe. IV.</p> <p>Literarische Mittheilungen:</p> <p style="padding-left: 2em;">Neue Novellen</p> <p style="padding-left: 4em;">Das Sinn-Gedicht. Novellen von Gottfried Keller.</p> <p style="padding-left: 2em;">Ein „Tendenz-Roman“</p> <p style="padding-left: 4em;">Der neue Ahasver. Roman aus Jung-Berlin von Fritz Rauthner.</p> <p style="padding-left: 2em;">Lebensbilder</p> <p style="padding-left: 4em;">Napoleon Bonaparte. Von Arthur Böhtlingk. — Mendelssohn's Schriften zur Philosophie, Metaphisik und Apologetik. Von Moriz Brasch. — Schelling's positive Philosophie. Von Konstantin Franz. — Novalis' Briefwechsel mit Friedrich und August Wilhelm, Charlotte und Karoline Schlegel. Von J. M. Reich. — G. F. Dinter's Leben, von ihm selbst geschrieben, mit Erläuterungen von Niebergisch. — Erinnerungen an Friedrich Fröbel. Von Rudolf Benjen.</p> <p>Literarische Notizen</p> <p style="padding-left: 2em;">Wilhelm v. Humboldt's Aesthetische Versuche über Goethe's „Hermann und Dorothea“. Mit einem Vorwort von Hermann Pottner.</p> <p>Literarische Neuigkeiten</p> <p>Literarische Anzeigen</p>	<p style="text-align: right;">Seite</p> <p style="text-align: right;">277</p> <p style="text-align: right;">327</p> <p style="text-align: right;">332</p> <p style="text-align: right;">348</p> <p style="text-align: right;">361</p> <p style="text-align: right;">368</p> <p style="text-align: right;">381</p> <p style="text-align: right;">389</p> <p style="text-align: right;">395</p> <p style="text-align: right;">399</p> <p style="text-align: right;">401</p> <p style="text-align: right;">405</p> <p style="text-align: right;">407</p> <p style="text-align: right;">410</p> <p style="text-align: right;">411</p> <p style="text-align: right;">I</p> <p style="text-align: right;">III</p>
---	---

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig.
 Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Monatshefte wird strafrechtlich verfolgt.
 Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Preis vierteljährlich 4 Mark. — Sechs Hefte bilden einen Band.

Der freundlichen Beachtung unserer Leser empfehlen wir folgende Extrabeilagen:
 Von Herrn **Fr. Wihl. Grunow** in Leipzig, betr. „Geschichte der modernen Kunst“.
 Von Herrn **Theodor Hofmann** in Berlin, betr. neue Verlagswerke.
 Von den Herren **Levy & Müller** in Stuttgart, betr. „Literaturproben“.



Der Teufel in Schiltach.

Ein absonderer historischer Beitrag

von

Wilhelm Jensen.

III.

Nmerkennbar besaß die sonderartige Schiltacher Winter- schwalbe, je mehr der Herbst vor- schritt, immer tristigeren Grund, mit dem ausgewählten Platz und der Voll- endung ihres Nestbaues durchaus zu- frieden zu sein. Es mangelte in keinerlei Richtung etwas zu ihrer vollen Behag- lichkeit; wohin ihr Flug streifte, wett- eiferte Alles, die Freude an ihrer Ueber- winterung auszudrücken, und der Haus- herr, unter dessen Gebälk sie ihre Maurer- kunstarbeit angebracht, wies sichtlich den Gedanken ihres einstmaligen Wiederfort- zuges als etwas seine Wünsche höchst un- erquicklich Beeinträchtigendes möglichst von sich ab. In gleicher, wenn auch der weiblichen Natur gemäß anders gearteter Weise erhöhte die Hausfrau ihre mütter-

lich-schwesterliche Sorgfalt, als erwarte ihr vorahnendes Gemüth, daß über kür- zer oder länger sich noch ein anderes Schwälblein in dem Nest einsinden und daselbe in traulichem Einvernehmen mit dem ersten theilen werde, wie es einmal durch die Natur und die von dieser ein- geflüßten Wünsche vorgeschrieben worden, obwohl es andererseits ihr nicht unter- worfene, so alles irdischen Begehrens ent- sleidete Gottesgeschöpfe gab, die ihren Daseinszweck einzig in der eigensichtslosen geschwisterlichen Hingabe für das Wohl- befinden und die dankbare Verpflichung ihrer Mitmenschen erkannten.

Wenn dies auf Frau Josefa unbe- strittene Anwendung fand, so traf es da- gegen bei der Jungfrau Frida Trautwein nicht ganz in dem nämlichen preiswürdi-

gen Maße zu. Sei es, daß ihr das Vorbild der Ersteren nicht genugsam vor Augen trat oder daß die Natur sie mehr für die auch den Schwaben angeborenen Neigungen empfänglich gemacht, es ließ sich bei der nun einmal durch die Schöpfung in die Welt berufenen menschlichen Verschiedenartigkeit im Grunde deshalb noch kein gerechtfertigter moralischer Vorwurf gegen sie erheben. Zumal nicht in Anbetracht der unzweifelhaften Thatsache, daß sie um zehn Lebensjahre jünger als Damian Uebelhör's Ehegenossin, keine Frau, sondern ein erst eben vollwachsendes Mädchen und als solches noch nicht fähig mit der Befähigung anseherig war, über den Werth oder Uwerth mancher Vorkommnisse des Lebens ein selbständig-gerechtes Urtheil fällen zu können. Aus diesem Gefühl unzulänglicher Erkenntniß erwächst jedoch in derartigem jugendlichen Alter leicht ein mehr oder minder seines Zieles bewußter Antrieb, sich dem noch verhäulsten Born der Wissensbefriedigung möglichst zu nähern, und wenn sich diesem begründeten Verlangen unerwartete Hindernisse in den Weg stellen, dieselben mit kluger Umsicht zu erforschen und nach Kräften zu beseitigen. Da nun aber für Frida Trautwein schon seit geraumer Zeit aus der täglichen Unterredung und Tanzgemeinschaft mit Görz Rüdenklau mehr und mehr eine Hoffnung auf Bereicherung ihrer noch jugendlich mangelhaften Kenntnisse entfloßen war, so ließ sich ihr nicht verdenken, daß sie im Fortschritt der Wochen jezt mit steigender Befremdung und einiger Bekümmerniß seine seltenere Anwesenheit unter dem Lindenbaum wahrnahm und ihre Gedankenrichtung auf einen zu muthmaßenden Grund derselben verwandte. Bei dem immerhin nicht zu beträchtlichen Umfange ihrer Vaterstadt konnte ihr die Entdeckung auch nicht lange verborgen bleiben, daß der Vermißte jezt allnachtsmittäglich den Weg nach dem

Schiltacher Schlosse einschlug, und da sie ihrerseits niemals eine übermäßige Vorliebe für den Ritter Burkhard Söldenrich zu gewinnen im Stande gewesen, verfiel sie nach menschlich-herkömmlicher Weise, von sich selbst auf Andere zu schließen, wiederum binnen Kurzem auf die Vermuthung, daß noch eine sonstige Anziehungskraft dabei theilhaftig sein müsse, den jungen Kriegsmann zu so regelmäßigem Besuch der Burg zu veranlassen. Diese Folgerung zeugte unfraglich von Frida Trautwein's scharfsinniger Erwägung des Gegenstandes, aber ebenso legte ihr daraus entspringendes Thun einen Beweis von in ihr seßhafter Mädchenengier ab, denn sie war kaum zu der erwähnten Schlußziehung gelangt, als sie schon am nächsten Morgen den Schloßberg hinanwanderte, und zwar unmerkbar in der Absicht, sich vermittelst ihrer eigenen Sinne über die Berechtigung oder Grundlosigkeit ihrer aufgetauchten Muthmaßung zu vergewissern.

Es war natürlich, daß sie sich zu diesem Behuf zunächst dem Bohrunn ihrer seit manchen Wochen schon nicht mehr gesehenen Kindergepielin und Freundin zu wandte, bei der sie jedenfalls die beste Beihülfe für ihre Nachforschung erhoffen konnte, und sie fand die Besuche auch an der vermutheten Stelle. Stilla Söldenrich hatte sich, seitdem sie herangewachsen war, in richtiger Erkenntniß, daß sie gut daran thue, soweit es gehe, überall für sich selbst zu sorgen, in einem der Eckthürme des alten Baues ein nicht zu umfangreiches Gemach eingerichtet und denselben mit weiblicher Fingigkeit, Fleiß, Ausdauer und Geschmack beinahe einen wohnlichen Anstrich zu geben gewußt. Es stand nach dem allgemeinen Verfall rundumher anzunehmen, daß sie an Allem, dem Estrich, den Wänden, Fenstern und alten Hausrathstücken, unermülich mit eigener Hand gebessert haben mußte, und

nicht weniger legten die von ihr gefertigten einfachen Vorhänge, die Tischbede und der Ueberzug des Bettes Zeugniß von ihrer Sauberkeit und Geschicklichkeit ab. Zwischen allen diesen Dingen aber stand sie selbst, ebenso einfach und ebenso sauber, ungefähr in der Erscheinung, wie die Kinderwärchen aus dem Munde der Ammen und Großmütter eine verkleidete Fee darzustellen pflegten, zeigte sich über den unerwarteten Besuch Frida Trautwein's sehr erfreut, und diese erwies sich beim Eintreten fast betroffen von der sich ihr eigentlich zum ersten Mal aufdrängenden Wahrnehmung, daß Stilla Söldenrich ein überaus anmuthsvoll-schönes Mädchen und trotz der Kleidung ein unverkennbares vornehm-eigenartiges Edelfräulein geworden sei. Doch verschwieg sie diese unabweisbare Erkenntniß und redete gleicherweise nicht von dem ursprünglichen Zweck ihres Kommens, sondern befragt die Freundin theilnehmend über den Verlauf ihrer Tage in der Einsamlichkeit des alten Dohlungemäuers, und Stilla senzte zur Antwort tief an — denn es war November geworden und das letzte Laub draußen von den Bäumen heruntergefallen — und erwiderte, es seien nunmehr kaum noch anderthalb Monate, bis sie nach dem Beschluß ihres Vaters zu den weißen Schwestern ins Cistercienserkloster hinübergehen müsse. Frida entgegnete darauf, an der Bekümmerniß der Freundin noch reger als zuvor Antheil erweisend: „Ist dir denn in jüngster Zeit eine absondere Widerernignung gekommen, das Gelöbniß abzulegen, da du es nach meinem Bedünken in Kaltenbrunn wohl mannigfaltig annehmlicher finden magst als hier, zumal wenn die Winterkälte einbricht?“ Doch die Befragte versetzte, den braunen Kopf schüttelnd, rasch: „Ich wollt dem ungeacht lieber bis an mein End hier frieren als dort, denn mir ist's, als könnt man im Kloster auch am Djeu

nimmer warm werden, und es ist mir so angst davor, weiß selbst nicht warum. Aber mehr Widerernignung als früher hab ich nicht, weniger eh, wenn's so fortgeht, daß der fremde Mensch alltätlich zu meinem Vater hierher kommt — Rüdtenklau ist sein Name — vor dem ich mich schier noch mehr fürchte als vor den weißen Schwestern.“

So war das Gerede auf den jungen Kriegsmann verfallen, ohne daß Frida Trautwein davon begonnen; doch obwohl sie sich in Bezug auf denselben abweichender Anshannung hingab, legte sie keinerlei Empfindsamkeit darüber an den Tag, daß ihre gleichgültig hingeprochenen Aufträgen von Stilla in jeglicher Richtung beinahe mit einer an ihr ungewohnten Festigkeit zu Ungunsten Görz Rüdtenklau's beantwortet wurden. Sie befiehl ihn unverschämt, frech und widerwärtig, von plumphen Behaben, daß sie allemal erschrack von dannen laufe, wenn sie seine Antunst höre, und nur nothgedrungen in Gegenwart ihres Vaters ihm einmal Rede und Antwort stehe. Dergestalt ließ sie kein gutes Haar an ihm und zwar im wörtlichsten Sinne der Spruchwendung, denn sie erwiderte auf Frida's eingeschaltete Frage, ob sie auch sein Gesicht nicht von hübscher Naturbildung finde, daß sie ihm erst gestern in ihrem Widerwillen geradeaus an den Kopf geworfen, sie habe noch niemals einen Menschen mit einem garstigeren Bart gesehen, weil es ihr vorkommen, daß er sich auf denselben etwas zu gut halte und sie ihn damit verdrießen könne. Darüber lachte Frida Trautwein ungemein lustig auf, redete jetzt äußerst vergnüglich von vielfältigen anderen Dingen weiter und nahm erst beim Fortgehen eine traurige Miene an, als sie Stilla freundschaftlichst küßte und sagte: „Wenn ich dir nur helfen könnte, du Arme, daß du nicht ins Kloster kämest! Es ist wahrhaft schrecklich zu denken, und ich

wollte Alles vollbringen, was in meinen Kräften stände, daß du nach deinem Wunsch allzeit hier zu bleiben vermöchtest!"

Damit verließ sie, und zwar draußen nach dem Ausdruck ihrer Züge weit mehr befriedigt als bekümmert, die Burg. Es ist aber in der Welt herkömmlich, daß Freudigkeit selten allzu lange andauert, vielmehr öfter rasch und manchmal ganz unvermuthet plötzlich wieder ein Ende nimmt. Und dies geschah Frida Trautwein nach wenigen Tagen, als ein Fremder um die Dämmerung in die Wirthsstube ihrerß Vaters trat und einen Trunk von demselben begehrte. Gervas Trautwein brachte das Verlangte und stand auf die Zahlung dafür wartend, doch der Gast sagte: „Rechnet's zu dem Uebrigen, Freund!" Und nun erst erkannte Frida zu ihrer sprachlosen Ueberraschung das völlig veränderte und gänzlich bartlos gewordene Gesicht Görz Rüdtenklaus's. Es stand ihm sichtlich zu seinem Vortheil, denn seine wohlgeprägten Züge traten bededter dadurch zum Vorschein, allein die Augen des Mädchens schienen eine entgegenge setzte Auffassung zu hegen, da sie ihn sogleich mit einer fast heftig klingenden Verwunderung um den Grund befrag, weshalb er sich so unkenntlich entstellt habe. Er erwiderte lachend darauf, daß es ihm nicht länger gesiemlich erschienen, das christliche Pfarrhaus, in dem er sich aufhalte, durch das Aussehen eines Landsknechtes zu verunehren, denn es sei ein lutherisches Gebot, auch den üblen Schein zu meiden, dem er solchergestalt Folge geleistet. Frida Trautwein entgegnete nichts auf diese sachgemäße Erläuterung, doch beim Schlafengehen schloß sie diesmal und auch ferner die Fürbitte, daß Stilla Söldenrich vor der Noth, ins Kloster gehen zu müssen, behütet werde, in ihr Abendgebet nicht mehr mit ein.

Görz Rüdtenklaus hatte aber seinen

Trunk in der Gaststube und nicht unter dem Lindenbaum eingenommen, weil auch dieser sein letztes sommerliches Blatt abgeworfen und gleich der übrigen Natur draußen um die Stadt nicht mehr zum Verweilen und zur Vergnügung im Freien einlud. Der Novembermond ging mit Wolken, Nebel und Regen über Thal und Berge, und der December that es in allem Dem seinem Vorgänger völlig gleich. Doch es war keine winterliche Starre, die sie über die Erde legten, das Brombeergerank in den Schluchten sah wie zuvor noch mit grünem Blattwerk auf, das Unkraut trieb am Wegrand fort und mancherlei kleine Blumen mischten noch blaue, rothe und weiße Farbenflecken in das raschelnde Braun des Laubes hinein. Wie es von jeher sein Brauch gewesen, kam oftmalß der Föhnwind schnaubend, heulend und winselnd vom Alpengebirg herüber, warf und wühlte sich in alle Thäler des Schwarzwalds und füllte diese tagelang mit einer Wärme, als ob jeder alte Tannenstamm sich in einen vollgeheizten Backofen verwandelt habe und seine innere Glut in die wirbelnde Luft aushauche. Dann standen die Berge wie in das dunkelste Blauschwarz eines Färbekübels eingetaucht, in meilenweiter Entfernung sah man jeden Zweig einer Kiefer sich gegen den Himmel rütteln und schüteln, und wenn Görz Rüdtenklaus von einer Anhöhe südwärts blickte, lag die kahle Scheitelkonjur des Kandels so dicht vor ihm, als müsse er in etwa drei Stunden mit Leichtigkeit zu ihr hinaufsteigen können. Sogar die graue Ugestalt des Kandelssteins stach manchmal deutlich erkennbar aus dem dunklen Nadelholzgestrüpp des Abhangs hervor und betrog den Blick über die dazwischen gebreiteten Vergrüden und Einschnitte, die mindestens eine volle Tageswanderung bis zu der verächtigten Throntuppe des höllischen Erbfürsten erheijchten.

Der junge, bartlos gewordene Kriegsmann aber verbrachte alltäglich mehrere Stunden in Wald und Feld, als ob er dies für die Erhaltung seiner leiblichen Gesundheit durchaus benöthigend erkannt, und ging dabei einer eigenthümlichen Liebhaberei nach. Es befand sich Niemand draußen, sein Gebahren zu beobachten, doch falls Einer Gelegenheit dazu gehabt, hätte er auf die Muthmaßung verfallen müssen, daß Görz Rüdtenklan etwas Wichtig-Werthvolles verloren habe und an jedem Morgen sein Nachsuchen erneuere. Er mußte ungefähr über die mögliche Fundstelle einen Anhalt besitzen, denn er bewegte sich stets in engerem oder weiterem Kreis um den Berg, auf dem das Schiltacher Schloß lag, und stellte offenbar in der ganzen Rundung desselben die sorgfältigsten Nachforschungen an. Sein Blick tauchte sich scharf in jede noch so enge Felszerklüftung, er brach durch das dichteste und dornigste Untergestrüpp und scharfte nachmal eifrig das viele Schuh hoch angehäuften weße Laub vom Boden. Allein augenscheinlich that er dies Alles trotz seiner Ausdauer immer vergebens und hatte das Gesuchte nie aufgefunden, wenn die Mittagszeit ihn ins Pfarrhaus zurückberief, um seinen dortigen Verpflichtungen Genüge zu leisten.

Am Nachmittag dagegen führten die letzteren ihn stets auf dem geraden, grasverwachsenen Wege in das Schloß selbst hinein, wo der Ritter Burthard Söldenrich ihn zumeist bereits ungeduldig erwartete und ihm hastig die Thür seines öden Wohnraums aufschloß, in welchem Beide regelmäßig mehrere Stunden mit einander verbrachten. Sie gaben sich an dem wurmzerfressenen Tisch eifrig gemeinsamer Arbeit und Prüfung mit allerhand mineralischen und vegetabilischen Ingredienzen hin, doch auch in den gewechselten Reden über andere Gegenstände ergänzten sich jederzeit ihre Meinungen in völliger Ueber-

einstimmung; das Auge des Ritters hatte allgemach seinen anfänglich argwöhnischen Seitenblick mehr und mehr verloren, er hielt mit mancher Erwiderung auf eine beiläufige Frage nicht zurück und gewann unverkennbar ein wachsendes Zutrauen zu seinem keinerlei Bewirthung heischenden oder sonstige Unkosten veranlassenden täglichen Gäste, der rückhaltslos bekundete, daß er durch dies Zusammensein lediglich seinem eigenen Vortheil nachzutrachten suche. Mit der Dämmerung verließ der letztere jedesmal das Gemach, denn die Sparsamkeit des Schloßherrn vermied vorzeitig überflüssiges Angünden einer Lampe, und er brachte gemeinlich den Abend bei der Beleuchtung eines dunstig brennenden ölgetränkten Wandspans zu. Doch entfernte Görz Rüdtenklan sich nach seiner Verabschiedung niemals sofort aus der Burg, sondern blieb stets noch geraume Weile bald hier, bald dort in Betrachtung irgend eines Dinges stehen, und gewöhnlich ereignete es sich, daß Stilla Söldenrich, die ihn schon fortgegangen glaubte, zu ihrem Unmuth plötzlich an einer Ecke auf ihn stieß und sich gezwungen sah, auf eine Anrede von ihm Erwiderung zu geben. Sie mußte dies nach einem strengen Gebot ihres Vaters, in dessen Gegenwart sie einmal ihren Widerwillen gegen den täglichen Besucher unverhohlen zu Tage gefördert, daß der Ritter mit ergrimtem Zornausbruch schidliche Artigkeit für jenen von ihr verlangt hatte. So entgegnete sie, wenn Görz Rüdtenklan sie betraf und ansprach; allein obwohl er seine Worte jetzt durchaus in andere, einem Edelräulein gegenüber ziemlichere Form als früher kleidete, machte die Art ihrer Antworten und besonders ihres Blickes doch kein Hehl daraus, daß er ihr immer noch ebenso widerwärtig erschiene, wie sie es ihm damals geradezu ins Gesicht gesprochen. Er konnte sich selbst auch nicht darüber in Zweifel belassen, und wenn

sie grußlos rasch von ihm weiterging, sahen seine Augen ihr gemeiniglich mit einem absonderlichen Ausdrucksgemisch nach, in welchem sich Begehrlichkeit und Zorn, die Empfindung einer erlittenen Demüthigung und Vergeltungsgelüft verwunderlich mit einander paarten.

Als jedoch der December nun bereits über die Mitte vorgeschritten war, schlug Görz Rüdtenklau bei seiner Ankunft in der Burg eines Nachmittags zunächst nicht den Weg nach dem Aufenthaltsraum des Ritters ein, sondern er wandte sich dem Eckthurm zu, in welchem Stilla Söldnerich sich ihre Behausung hergerichtet hatte. Er stand zum ersten Mal vor der Thür derselben und hielt etwas für die Jahreszeit Selteneß und mit seinem Wesen wenig in Uebereinstimmung Befindliches in der Hand: ein Sträußchen von blühenden Weischen und kleinen lichtblauen Ehrenpreisfellen, die der laue Föhnwind vorzeitig auf die Bermuthung des wieder andrehenden Frühlings gebracht zu haben schien und die der junge Kriegsmann am Vormittag bei seinem Umschweifen auf der Berghalde zusammengelesen hatte. Damit stand er eine Weile unschlüssig vor der Thür, bis er leise anpochte und eine Stimme von drinnen „Ja“ antwortete. Dann sah Stilla halb verwundert und halb bestürzt auf den Eintretenden, der auf sie zuschritt und ihr mit artiger Vereignung den Strauß darbot, indem er beifügte: „Ihr scheint in verfloßener Zeit Abneigung zu hegen, zu den Blumen hinauszugehen, so erschien es mir, als trügen dieselben den Wunsch, zu Euch zu kommen.“

Doch die Angesprochene erglühte sichtlich vor Verdruß etwas am Haarrand und versetzte rasch: „Ihr irrt Euch, ich trage nicht den Wunsch, daß Jemand zu mir komme, und habe kein Gefallen an Blumen, als wenn ich sie mir selber angefncht. Vielleicht könnet Ihr sie mit

meinem Vater zusammen nutzen, Ihr wißt ja den Weg zu seinem Gemach.“

Mit dieser ein wenig spottenden Anspielung auf das tägliche geheimnißvolle Treiben der Beiden drehte sie gleichgültig den Kopf ab, in Görz Rüdtenklau's Augen aber loderte jetzt ein heftiger Strahl auf, und er entgegnete:

„Ob Ihr Gefallen an den Blumen habt oder nicht, dünkt mich, wäret Ihr doch für die Mühwaltung, sie zu suchen und Euch zu bringen, wohl einen Dank entgelt schuldig —“

Nun blickte sie ihn nochmals an und fiel ein: „Den würd ich auch jeglichem Anderen dafür erweisen, aber damit Ihr gleichfalls nicht in Ungewißheit verbleibt, was ich von Eurer Mühwaltung, die ich nicht begehrt, halte, will ich Euch den Dank, welchen sie bei mir verdient, nicht verschweigen.“

Damit streckte Stilla Söldnerich schnell ihre Hand aus, ergriff den kleinen Strauß, ohne die Finger, die ihn hielten, zu berühren, und warf ihn mißgütlich auf den Estrich nieder. Doch auch gleichzeitig fast hob Görz Rüdtenklau seinen Arm, rief lechfordernden Tones: „Wenn Ihr mit solchen Worten den Dank weigert, so muß ich ihn mir selber nehmen!“ und die Hand ungestüm um ihren Nacken schlingend, zog er sie gewaltjam gegen sich heran, um sie zu küssen. Beinahe gelang ihm dies trotz ihrem kräftigen Widerstand, ihr Ringen bewahrte noch den Mund vor seinen Lippen, aber diese drückten sich fest auf ihre Wange und standen im Begriff, ihr rücksichtslos angestrebtes Ziel zu erreichen, als etwas dazwischen trat, das in verwunderlicher Weise sowohl den Angreifer als die Bedrängte einen Augenblick Eroberungsgelüft und Abwehr völlig vergessen ließ. Draußen lag es wie ein schwerer, grauschwarzer Bleimantel um die Burg her, und aus demselben begannen auf einmal und zum ersten Mal im angebrochenen Winter vor

dem Fenster handbreite weiße Kloden in dichtem Gemenge herabzutanzten, und plötzlich stießen Görz Rüdenlau und Stilla Söldenrich zugleich das Wort: „Schnee!“ aus und hielten die Augen offenbar mit einem ihre gegenwärtige Lage vergessenden, wenn auch verschiedenartigen Ausdruck auf das flatternde Gewirbel hinausgerichtet. Die von diesem veranlaßte doppelte Abwesenheit ihrer Gedanken war allerdings nur von flüchtiger Dauer, aber sie gab dem Mädchen in der Rückkehr ihrer Bestimmung einen secundenlangen Vorsprung, daß sie sich mit einem unvermutheten Ruck von ihrem Bedränger loszumachen, die Thür zu erreichen und dem ihr Nachfolgenden in dem vielwinkeligen, ihr von Kindheit auf überall bekannten Gebäude zu entflüchten vermochte. Dort barg sie sich, an allen Gliedern vor Aufregung und Empörung zitternd, in einer dunklen Zufluchtsecke, bis es heute noch frühzeitiger als sonst zu dämmern begann und sie sich mit Ohr und Auge vergewissert hatte, daß Görz Rüdenlau die Burg wieder verlassen. Alsdann begab sie sich in das Wohngemach ihres Vaters, der sie mürrisch und mißtrauischen Blickes empfing, da er irgend einen Auspruch an seinen Sädel als Beweggrund ihres ungewöhnlichen Eintritts argwohnte. Sein Gesicht hellte sich jedoch beruhigt auf, wie sie ihm hastig und heftig mittheilte, was ihr widerfahren, seine Lippen stießen sogar ein heijeres Lachen hervor, und er ver setzte: „Was sich's mich an, wenn er dich küssen will, es kostet nichts. Ist mir angenehm, daß er danach trachtet und sich so billig bezahlt macht; kommt mir zu Gute. Was nichts kostet, hast du ihm jederzeit willig zu geben, wenn er's begehrt, denn ich ernähr dich nicht dafür, daß du unnütz im Hause aufwächst.“

Bisher hatte Stilla noch niemals einen Widerspruch gegen ihren Vater gewagt, doch jetzt zum ersten Mal stürmte etwas

ihr geradeaus vom Herzen herauf, das die Furcht vor dem Ritter wie Spreu über den Haufen warf, und ihre Gefühle und Worte nicht mehr beherrschend, erwiderte sie:

„Wenn Ihr Eurer Tochter in Eurem Hause Schnj gegen freche Gewaltthat versagt, vielmehr selbst mir gebieten wollt, Schimpfliches zu dulden, um Eure Geldgier zu befriedigen, da bin ich vor Gott und Menschen aller Kindespflicht gegen Euch ledig, wie's mir im Herzen immer gewesen, und ich wollt nur, daß ich todt und begraben lag wie meine Mutter, die Ihr auch aus Verzweiflung unter die Erde gebracht habt — so bleibt mir kein Trost, als daß draußen der Schnee zu fallen anhebt und es nur noch wenig Tage sind, daß ich mein achtzehntes Jahr erreicht und mich für meine Lebzeit auch in das weiße Schneekleid einwickeln kann, um keinen — ich will's nicht mit Worten sagen — mehr zu haben, den ich Vater heißen muß —“

Ein trampschastes Schluchzen brach Stilla Söldenrich's Stimme ab, und sie lief in ihr Thurmgemach zurück, kniete dort vor ihrem Bett nieder und weinte laut. Das Herz hämmerte ihr hörbar in der Brust, und sie sprach nach einer Weile vor sich hin: „Ich hätt's mir immer zu denken vermocht, es sei noch die einzige Zuflucht und das beste Heil für mich, zu den weißen Schweltern fortzintommen — könnt's heint sein, ging' ich gleich, denn ich weiß nicht, vor wem von den Weiden ich mehr Angst hab —“

Dann strömten ihr die Thränen wieder aus den Wimpern, und es ward fast Nacht um sie herum, aber aus dem Dunkel zog jetzt ein süßer Duft vom Boden zu ihrem Gesicht herauf, daß sie zuletzt beinahe unbewußt mit der Hand nach der Stelle tastete, von woher er kam. Nun hielten ihre Finger den kleinen Weischenstrauß, den sie zuvor weggeworfen, aber sie dachte

in der Gegenwart nicht daran, woher derselbe gekommen und daß er das ganze Unheil über sie gebracht, sondern ihr kam's nur mit schrecklicher Traurigkeit in den Sinn, daß sie im Kloster niemals mehr Blumen sehen und pflücken würde. Und obwohl ihr nun auch einfiel, aus welcher widerwärtigen Hand die Beilchen zu ihr ins Zimmer gelangt seien, war der Geruch derselben, an dem sie sich vielleicht zum letzten Mal erfreuen konnte, doch so frühlingsköstlich, daß Stilla ihr schluchzendes Gesicht auf den kleinen Strauß legte und mit jedem Luftzug seinen Duft als schmerzlichen Trost einathmete.

Draußen aber war am anderen Morgen der Schnee spurlos wieder vergangen, nur auf den obersten Tannen der Bergkuppen hing er hier und da wie ein zurückgebliebenes Schleierstück der Nacht, und es währte bis zum Weihnachtssonntag, ehe die Wolken sich bereit zeigten, ihren weißen Inhalt wieder herabzuschütten. Diesmal thaten sie es jedoch in ergiebigerem Maße und verhießen der über Alles ausgedehnten Decke längere Dauerhaftigkeit, denn kurz nachdem sie sich entleert, rissen sie aus einander und ließen das erste Mondviertel am klaren Himmel hervortreten. Die Wetterkundigen Schiltach's weisagten daraus sofort das unumkehrige Eintreten der Winterkälte, und ihre prophetische Weisheit bewährte auch nach dieser Richtung manzweifelhafte Glaubwürdigkeit, da schon in der folgenden Nacht der Schnee unter den Füßen der aus Gervas Trautwein's Gaststube Heimkehrenden zu knistern begann und der Morgen alle Gassen und Tümpel in und um die Stadt, ja sogar den Rand der Kinzig mit Eis bedeckt zeigte. Diese Wahrnehmung diente dazu, Görz Rüdenklaus in den letzten Wochen unverkennbar von etwas mißmuthigen Schatten überlagertes Gesicht zu erheitern, als ob die eingetretene Klarheit der winterlichen Landschaft seinen

Augen ermögliche, ihren Blick mit sicherer Bestimmtheit auf einen Zielpunkt zu richten, der sich deutlich darbiete und nicht unter allerhand rinnenden Rebellen im ungewissen Herbstlicht verschwinne. Im Anfang seines Schiltacher Aufenthaltes hatte er noch manchmal des Vermächtnisses seines in der Schlacht gefallenen Zeitgenossen Erwähnung gethan, und es befand sich ungefähr ein halbes Duzend zumeist jugendlicherer Persönlichkeiten in der Stadt, welche sich gleichmäßig in der Stille das ausschließliche Verdienst beimaßen, den eigentlichen Beweggrund für den Aufschub der Weiterreise des jungen Kriegshelden gebildet zu haben. Dann war dieser, wie es schien, selbst der von seinem Gelöbniß ihm auferlegten Nöthigung uneingedenk worden, und jeder für Schiltach's Wohlfahrt bedachte Mund hatte sich weislich behütet, ihn durch ein unvorsichtiges Wort an seine erfreuliche Vergesslichkeit zu erinnern. Aber jetzt wachte das Gedächtniß seiner heiligen Verpflichtung ersichtlich mit unwiderstehlicher Mahnung in ihm auf. Es berante ihn der Gemüthsruhe, daß er die Ausführung derselben so lange verabsäumt habe, und er that im Pfarrhause seinen Entschluß kund, den Wechsel des Jahres zu benutzen, um dem seinem unvergesslichen Freunde geleisteten Eidschwure nachzukommen. Er gab auch jetzt keine nähere Ansklarung darüber, als daß derselbe ihn einige Tage in südlicher Richtung fortführe, lehnte dadurch von vornherein jede etwaige genauere Anfrage ab und nur Ursula Hödenfeller, die vielleicht nicht der Zufall allein zur Ohrenzengin seiner Mittheilung gemacht, heftete unter dem dickwulstigen Lid einen kurz entporzudenden Blick auf ihn, als vermöge sie sich zu denken, wohin er um die Scheidezeit des Jahres seinen Weg einzuschlagen gedenke. Sie fuhr, einer vom plötzlichen Lichtstrahl geblendeten Nacht-eule ähnlich, zuckend zusammen, schlich in

die Küche hinaus und kauerte sich dort, in tiefes Nachsinnen gebudt, am glimmenden Herde auf den Boden. Görz Rüdtenklu aber nahm seinem Vorhaben gemäß am Abend vor dem letzten Jahrestage von seinen Hauswirthen für kurze Frist Abschied, legte sich frühzeitig zum Schlaf und erhob sich schon wieder lang vor dem Beginn des Morgens, um seine Wanderung anzutreten. Noch in völliger Lichtlosigkeit kleidete er sich eilig an, wurde indeß bei dieser Beschäftigung durch die von der geöffneten Thür herlingende leise Stimme Frau Josefa's unterbrochen, welche frag: „Seid Ihr schon erwacht? Ich vermochte die Nacht hindurch nicht zu schlafen, weil ich sorgte, daß Euch auf Eurem Wege Gefahrniß bedrohen könnte, und gedachte, an Eure Thür zu pochen, um Euch zu wecken.“

Sie schwieg, verharrete jedoch offenbar noch auf der Schwelle, und er versetzte, daß er fertig sei und herankommen werde. Doch nun lönte ihr Fußtritt kaum vernehmlich auf ihn zu, und sie erwiderte dicht vor ihm: „Ich will Euch hier bitten, Ihr möget behutsam auf Eurer Reise sein, daß Euch nichts Uebles widerfahre. Es ist erst gestern, wie uns berichtet, ein Handelsmann droben an der alten Schiltachburg überfallen und halbtodt auf dem Wege gefunden worden, und meine schwersterliche Sorgniß um Euch —“

Görz Rüdtenklu stieß einfallend, hörbar erstaunt, aus: „Gestern, sagt Ihr? Ohne daß ich davon erfahren? Ihr müßt Euch täuschen —“

„Nein, es ist nur zu gewißlich wahr,“ entgegnete Frau Josefa, „meine Hand kann's Euch versichern,“ und sie streckte zum Behuf dieser nachdrücklichen Bestätigung ihre Hand nach der des jungen Mannes und ergriff sie. „Mir ist's, als müßte von der Weihe, die ich ehmal's empfangen, meinen Lippen noch so viel verblieben sein, um Euch durch ihre Berührung gesegnet

und vor jeglicher Gefahr behüten zu können.“ Doch erschien ihrer mit unbestimmten Schrecknissen erfüllten Einbildung die Kraft eines einmaligen Segens, den sie unmittelbar darauf dem Aufbruchgerüsteten ertheilte, augenscheinlich nicht ausreichend, denn sie wiederholte schleunig zu mehreren Malen ihre fürsorgliche Weihe. Dann stand Görz Rüdtenklu allein draußen vor dem Pfarrhaus. Frau Josefa dagegen hatte sich in die Küche begeben und rief den Namen Ursula's. Da sie keine Antwort erhielt, stieg sie zur Schlafkammer der Magd hinauf, rief dort abermals gleich vergeblich, bis sie durch die Thür hinein und an das Bett der Alten trat. Sie streckte die Hand vor, um die feste Schlaferin zornig an der Schulter anzurütteln, aber zu ihrem Erstaunen wies die Lagerstatt sich unausgefüllt, fühlte sich kalt an und Ursula Rödtenfeller war nicht auffindbar, sondern hatte das Haus heute Morgen, wie es schien, bereits noch frühzeitiger als Görz Rüdtenklu verlassen.

Dieser Schritt, seiner vorher gemachten Angabe getreu, rasch in südlicher Himmelsrichtung an dem Flühchen Schiltach aufwärts. Als er das Ende des sadartig auslaufenden Thales erreichte und zum Hochrücken des Schwarzwaldes hinaufstieg, begann der Tag um ihn mählich zu granen; man sah an seinem Umherblicken, daß er den von ihm aufgesuchten Weg nicht kannte, aber gewohnt war, sich auf der Erde nach geringfügigen Merkzeichen ohne zandernden Anhalt zurechtzufinden. Zu diesen zählte sichtlich der Briellopf für ihn, unter dem vorüber er, Thennenbrenn zur Linken lassend, zur hohen Benzenebene aufbog und ein Stück der alten Römerstraße auf ihr verfolgte. Der Schnee lag überall festgefroren und behinderte ihn nicht am gleichmäßig schnellen Marsche; so war's noch vor der Mittag'stunde, als er von links her das Rauschen des Wassersturzes bei der Stadt Tryberg vernahm und, zum

ersten Mal Rast machend, sich an dem Inhalt seines von Frau Josefa sorglich mit Speise und Trank angefüllten Zwerchfades stärkte. „Wer solche Schwester findet, leidet nie leibliche Noth,“ lachte er, die halbgeleerte Zinnflasche wieder einsteckend, „denn sie ist jederzeit auf die brüderliche Kräftigung bedacht,“ und wohlgelabt wanderte er auf der Straße nach Schonach weiter. Von hier stieg er ins Hinter-Frechthal hinab, verharrte jedoch nicht lange in demselben, sondern drehte sich auf kaum sichtbaren Wegen, deren Auffindung und Festhaltung seinem Spürsinn ein glänzendes Zeugniß anstellte, unter dem östlichen Abfall des Rohrhardtsberges geradeaus gegen das Simonswälder Thal, das er mit dem grau ausdämmernden Licht des kurzen letzten Decembertages erreichte. Ihm gegenüber hob sich eine mächtige schwarze Bergwand, deren Kuppe schon im Dunkel verschwamm, und er kletterte noch eine Weile durch den dichten Tannenwald, der den Fuß des Kandels umgürtete, empor; dann jedoch verließen ihn die Hülfsmittel seines Gesichtes, vollständige Finsterniß schloß ihn ein und zwang ihn, Halt zu machen. Aber auch an derartige Behinderungen schien Görz Kudenklau gewöhnt und vorbereitet, sie zu Gunsten seines Zwecks und Zieles auszunutzen. Er warf sich gedulbig auf den schragen, hier nur halb überschreiten Boden, stemmte seine Füße gegen eine Raunwurzel und schlief in der nächsten Minute mit ruhig sorglosem Athemzug. Ganz unverkennbar lag er in festem Schlaf, denn er redete ab und zu im Traum und sagte einmal laut verständlich: „Ich hatte gedacht, du hättest die Blumen gern und wüßtest mir besseren Dank dafür.“ Verwunderlicher Weise aber bewahrte trotzdem etwas in ihm unausgeseht eine Erwartung, über deren Eintreffen ihn offenbar seine Sinne zu unterrichten beauftragt waren, denn in gleichmäßigen Zwischen-

räumen schlug sich immer eines seiner Augenlider auf, blickte kurz ins Dunkel und fiel wieder zu. So verrannen ziemlich viele Stunden, etwa ein Drittel der eingebrochenen Nacht, doch immerhin keine so beträchtliche Zeit, daß der Morgen sich bereits anzukündigen vermochte, aber dennoch fing ein bleicher Schimmer an, zwischen dem tiefgeschattenden Nadelholzgezweig zu weben, und wie die Wimpern des Schlafers sich abermals aus einander gebogen, sprang er plötzlich, im selben Augenblick auch voll erwacht, empor und setzte im beginnenden Vollmondlicht seine unterbrochene Wanderung fort. Es erwies sich als äußerst mühsam, den Kandel von der Ostseite her weglassen hinaufzuklettern, und Görz Kudenklau hätte sich unfraglich viel unnöthige Anstrengung erspart, wenn er den Umweg über die Stadt Waldkirch eingeschlagen und ein Stückchen vor dieser, dem Lauf des Albersbaches folgend, dem Gipfel zugestiegen wäre. Allein seine Unverdroffenheit bezengte, daß er keine Ermüdung befürchtete und vor keinerlei Schwierigkeit zurückschreckte, sobald sein Blick sie zu überwinden im Stande war, und dazu verhalf ihm die höher am Himmel aufschwimmende Mondscheibe in erwünschtestem Maße. Auch strebte er nicht der obersten Spitze des Berges entgegen, sondern umschritt diesen in mittlerer Höhe von der Ost- zur Nordseite, und als er dergestalt ungefähr zwei Stunden rastlos vorwärtsgebrungen und an einer von Fännen entblößten Stelle Athem schöpfend aufblickte, hing plötzlich fast in taghellem Licht einige hundert Fuß über ihm eine gewaltige weißgraue Felsmasse herab. Hastig sprang er durch den Schnee, über moosiges Gestein und knatternd dürres Reisig darauf zu und stand nach wenigen Minuten zweifellos unter dem Kandelstein, denn derselbe drehte sein zerhacktes thurmhohe Granitgesicht gerade gegen Mitternacht hinanz.

Mitternacht mußte es auch der Zeit nach ungefähr sein, und da es obendrein diejenige und besondere war, welche, nach dem einstmaligen Papste Sylvester benannt das Heilsjahr 1532 von dem des kommenden Jahres 1533 schieb, so bildete diese Stelle, wie der Handel überhaupt, unverkennbar den wenigst wünschenswerthen Anhaltort in der Welt für jeglichen Angehörigen der Christenheit, der nicht mit der allerhöchsten satanischen Majestät selbst und ihrem heillosen Gefolge in Zusammenstoß gerathen wollte. Es war durchaus unzweifelhaft, daß um diese Stunde dieser Nacht der höllische Erbfürst hier in eigener Person einen Hofhalt und eine Musterung seiner Getreuen abhielt, zu der sich von Nord und Süd aus weitem Umkreis her ebensowohl noch der Schultzeiß von Niederwinden als Pfeiser auf einer Zaurruhe wie die dicke Bärbel vom Freiburger Fischmarkt einfanden, die sonst bei den gewöhnlicheren teuflischen Wochenfestlichkeiten den Hexenvorsitz auf dem Kägelsee vor der Dreisamstadt führte. Auch das Äußere der Stätte kennzeichnete sie für jeden nicht von der Gesicht- und Denkraft Verlassenen sofort deutlich als Haupttummelplatz mitternächtlich schandbaren Umtriebes. Die wüste Tanzbegier der Festgäste konnte hier allerdings ihrem Gelüst nicht fröhnen, sondern mußte dasselbe etwas höher empor auf dem nackten Scheitel des Handels befriedigen, auch die Ofen- und Hengabeln, Besenstiele, Ruten, Böcke, Schweine und sonstigen diabolischen Reithiere droben abstellen, denn zwischen dem wild über einander geschlenderten Felsgebäck hier unten vermochte der Fuß sich nur mit vorsichtigem Klettern zu bewegen. Uralte vom Blitzschlag abgestorbene Riesentannen griffen mit johlen, geisterhaft verdorrten Armen entsezt über die Gräuel, die sie seit Jahrhunderten gewahrt, um sich, selbst ihre Wurzeln hatten sich vor Schauer zu

mannshohem Geflecht aus dem Boden aufgetrümmt. Ueber dem unheimlichen Durcheinandergemengel aber ragte der furchendurchriszene, ungestalte Kandelstein noch gerade so herab, wie vor Menschengedanken die Arglist des Erzfeindes ihn sich als Kanzel aufgerichtet; weit überhängend, schien er nur eines Anstoßes seines ränkevollen Meisters zu bedürfen, um mit donnerndem Gepolter durch den Wald nieder und gerade auf die fromme Stadt Waldkirch herunterzukrachern, damit ihr wohlverdienter Anhm als unerträglichster Widersacherin der sündhaftesten Kandelunholbinnen zugleich mit ihren, köstlichen Wohlgeruch in den himmlischen Wohnungen verbreitenden Scheiterhaufen ausgelöscht werde.

So war es entschieden äußerst befremdlich, daß Görz Kündenklau's Bäge von allen diesen angehäufsten Schrecknissen der wirklichen und der Geisterwelt durchaus keinerlei Wahrnehmung verriethen, obwohl er ganz offenbar nicht zu den von der Gesicht- und Denkraft Verlassenen zählte. Im Gegentheil bekundete er beide Fähigkeiten in vollster Ausgiebigkeit, denn seine Augen bohrten sich mit glänzender Schärfe in das vor ihm ausgebreitete überschnitte Trümmergewirr hinein, und er sagte mit lauter Stimme: „Ist ein klein Loch, sieht schwarz, liegt also, fällt kein Schnee ein, muß sein Mitternacht Sylvester, so der Mond scheint, hat Benzel Böheim in solcher eingeborgen, fällt durch ein Nitz des Kandelsteins ein Lichtstreif grad drauf wie ein Uhrweiser, hat auch sonst in der Nacht natürliche Influssenz derer Planeten —“

„Dumme Teufel!“ brach der mitternächtliche Sprecher spöttisch auslachend ab. „Müssen ihre Narrethei überall dranhängen —“

„Narrethei —“ wiederholte es unmittelbar darauf dicht über ihm, und sein Kopf flog in die Höhe. Und es gehörten

starke Nerven dazu, um bei der absonderlichen Sachlage des Raumes und der Zeit nicht von einem unwillkürlichen Schreck überrüttelt zu werden, denn aus einer dunkel verschatteten Einkluft des Felsens funkelten dem Aufschauenden zwei gelbgrünlich glimmernde Augen einer großen Nachtente entgegen, ein sauchender Ton kam von dem aufgesträubten Gefieder derselben her und dann nochmals ein halb schnarrender, halb freischender Ruf, der fast genau wie „Narrethei“ klang.

Aber Görz Rüdenklauf bewies, daß er außer dem Amulet an seinem Hals auch innerlich ein solches in Gestalt ungemein kräftiger Nerven, sei's von seiner Mutter oder von seinem Vater, mit auf den Lebensweg bekommen. Er sah den unvermutheten Nachtgenossen einen Augenblick mit völlig gleichgültigem Gesicht an und versetzte: „Was fahelst du, Narr? Klopff für mich bei Damian Uebelhör aus Fensterkreuz und lüg ihm an, Wenzel Böhmeub's Weiß wär in dich gefahren und du hütetest hier seine ungar'schen Ducaten.“

Damit drehte er den Kopf wieder von dem Vogel ab und suchte hastig mit dem Blick auf dem Boden weiter. Und nun lag in der That eine kleine schwarze Gesteinshöhlung vor ihm, die, von einem Felsüberhang gedeckt, sich rundumher allein von Schnee frei zeigte, und durch einen schmalen Spalt im Mandelstein fiel ein kaum mehr als haarbreiter Mondlichtstreifen gerade darüber hin. Keine andere Stelle konnte in Frage stehen, mit fiebernder Hirtigkeit tauchte die Hand des Niedergeknieten in das enge dunkle Loch, das sich fast wie ein künstlich ansgeraneter Gang anfühlte. Sein Arm verschwand beinahe bis an die Schulter darin, allein dann stießen seine Finger auf harte, undurchdringliche Felswand, und es war schlechterdings nichts in der Ausbuchtung enthalten als ein Hänschen vom Wirbelwind der Jahre hineingetriebener dürr-

raschelnder Blätter. Es mußte allerdings einmal Einer in der Sylvesternacht hier gestanden und Schnee und Mondenstreif so mit Augen gesehen haben, aber entweder war Wenzel Böhmeub oder Michael Pütter ein Schalksnarr gewesen, der sich den Spaß gemacht, Jemanden bald hundert Jahre nach seinem Abscheiden aus der Welt noch um Mitternacht in Winterzeit auf den Kandel zu verlocken, oder es hatte schon ein Anderer vorher Witterung von den Zechinen und Ducaten des edlen burgundischen Hauptmanns Herzog Karl's des Kühnen gewonnen und als Erstberechtigter den Schatz vergnüglich mit sich in die weite Welt hinansgetragen.

Und nun brach als Erstes eine weit durch den nächtlichen Bergwald schallende wüthige, sarkastisch-sardonische Lache aus dem Munde Görz Rüdenklauf's. „Ha, ha, ha!“ lachte er, und: „Ha, ha, ha!“ gab getreulich die graue Felswand des Mandelsteins zurück, und aus allen Winkeln, Spalten und Ecken rund umher rief das Echo vielstimmig: „Ha, ha, ha!“ Darum hatte er den alten abgegriffenen Papiersegen jahrelang sorglich in seinem Kollerfutter aufbewahrt — darum war er auf seinen Sohlen von der Donau im Ungarlande bis hierher dicht an ihren Ursprung gelaufen — darum hatte er sich im Pfarrhaus von Schiltach unermüdet ein Schwalbennest gemanert, tausendmal im Stubirgemach Damian Uebelhör's den Teufel in alle erdenkbaren Thier- und Menschengestalten verwandelt, Gerbas Trantwein's Eber überwunden, Frida Trantwein nebst einem halben Duzend ihrer Freundinnen schön gethan und die wachsende schweesterliche Zuneigung Frau Josefa's über sich ergehen lassen — um hier in der Sylvesternacht im Schnee vor einem leeren Manjeloß auf den Knien zu liegen und den Mondstrahl wie einen Uhrzeiger darüber rücken zu sehen. Der das Alles gethan und gegenwärtig noch

that, war unfraglich ein so vertrauensseliger, tolpatschiger, gimpelhafter, mit Recht an der Nase geführter dünner Teufel und Tropf, daß ein kluger Kopf über solchen Einfaltspinsel nicht genug lachen konnte. Und da Görz Rüdtenklaus sich oft das tröstliche Zeugniß ausgestellt hatte, daß er, wenn auch sehr faßl an sonstigen Glücksgütern, mindestens nicht mit einem Ueberfluß an Dummheit zur Welt gekommen sei, so folgte er seiner nächsten Eingebung, nochmals das unter den obwaltenden Umständen Klügste zu thun, und wiederholte sein Gelächter, daß vermutlich dranten in der frommen Stadt Waldkirch sich mehr als ein feinhöriges Christenkind ob der höllischen Sylvesteroffenbarung des Kandelfürsten grausend die Decke über die Ohren zog.

Es verträgt aber nicht die Stimmung eines Jeden, der an sich selbst seinen Spott ausläßt, daß ein Zweiter sich herausnimmt, ihn darin freigebig zu unterstützen, und da in diesem Augenblick der Vogel in der Felsspalte sich einfallen ließ, in anzüglicher Weise seinen vorherigen Ruf „Narrethei!“ ausnehmend deutlich zu wiederholen, fuhr der euttäuschte Rechtsnachfolger Wenzel Böhmeim's plötzlich auf, packte einen faustgroßen Stein und schleuderte denselben ingrimmig nach dem unberufenen Bestätiger seiner Selbstbeurtheilung. Kreischend und sauchend schoß die Gule mit glühenden Augen aus ihrem Winkel ins Tannendunkel hinein; Görz Rüdtenklaus starrte ihr einen Moment nach, dann ergriff er einen noch größeren Stein, warf ihn krachend, schetternd und zersplitternd auf das „klein Loch, sieht schwarz, liegt also, fällt kein Schnee ein“ und darauf schoß er gleich dem aufgeschreckten Vogel blindlings von dannen, durch Gestrüpp und Gebüsch, doch nicht abwärts, sondern weiter zum Gipfel des Berges hinan. Er mußte den in ihm lodenden Verdruß irgendwie durch Erschöpfung

seiner körperlichen Kraft vertoben, an irgend etwas auslassen, das Blut hämmerte ihm mit siedender Hitze: „Narr! Narr!“ in die Schläfen, instinctiv raunte er nach oben, sich auf der freien Spitze den kalten Wind um den Kopf pfeifen zu lassen. Hier unten ging derselbe nur hoch in den Tannenvipfeln, aber in ihnen zeigte er an, daß er einen schnellen Umschlag des Wetters brachte und mit tausenden Stößen drüben aus seinem alten Lauerloch zwischen dem Wasgenwald und Zuragebirge herausfuhr. In wenigen Minuten hatte er den Himmel mit einem dunstigen Schleier überzogen, nur an einem brandig gelben Fleck ließ sich noch erkennen, wo der Mond stand, über dem schneebedeckten, fahlen Scheitel des Kandels wob sich ein geipensüßiges Aschenticht, in dem das Auge nur hier und da einen dunklen Felsblock unterschied, wenn der Fuß schon fast gegen ihn anließ. Görz Rüdtenklaus aber hatte jetzt die oberste Kuppe erreicht und nahm von der Veränderung des Himmels nichts wahr. Ihn ließ Alles durchans gleichgültig, was Mond, Luft und Erde trieben, daß es kein Wind mehr, sondern heulender Sturm war, der um ihn schnaubte. Im Gegentheile, der gefiel ihm, denn er konnte gegen ihn aufschreien, lachen, höhnen, ihn an grimmiger Lauge überbieten. Und das that er, so laut seine Lunge es vermochte, und schrie: „Hätt ich dich, Wenzel Böhmeim — das Genick drehte ich dir auf die Brust, du Schuft — Schuft — Schuft!“

Da flatterte, flog, vom Winde mitgerissen, unerkennbar, etwas Dunkles, Schwarzes dicht an ihm vorbei. Wie ein losgebrochenes Felsstück oder wie eine ins Vierfache gewachsene Nachtule. „Holloho, wer bist du!“ stieß Görz Rüdtenklaus aus, sprang mit einem Satz hinterdrein und packte danach. Es wollte sich zeternd losreißen, aber seine Hand hielt es fest, und unverkennbar war's nach dem Gefühl

das Kleidungsstück eines Weibsbildes; und der junge Schatzgräber lachte plötzlich auf: „Bist du eine leidhaftige Heze, die heut Nacht ihren höllischen Wuhlen auf dem Kandel sucht? Du kommst mir recht und sollst einen Tanz mit ihm machen, daß du dran gedenkst! Wart, er hat dich in den Krallen, morgen früh können sie dich drunten austräuchern!“

Und das unkenntliche weibliche Etwas, das seiner Austobelust in die Hände gefallen war, gewaltjam mit den Armen fassend, hub er an, dasselbe im Kreise zu drehen, zu schwenken, schleifen, schleudern und wirbeln. Er riß die Füße seiner Tänzerin mit sich herum, sie mußte mit ihm; der Schnee stob unter ihnen, er schrie: „Spiel auf mit deiner Fidel, alter Drache!“ und der Sturm schnob, als ob er auf das Geheiß gewartet, in winselnd pfeifenden Stößen um sie her. Dazwischen ächzte und stöhnte der Mund der in immer tollerem Umschwung herumgewirbelten, bis Görz Rüdtenklaus selbst der Athem und der Spaß verging, daß er sie fahren ließ und ihr als Abschiedsgruß zurief: „Mit dir tanz der Teufel, alte Heze! Hüt dich ein andermal vorm Kandel, sonst wirst du im Bratofen geröstet!“ und geradaus über den verschneiten Gipfel fortschickend, stürzte er sich jetzt mit heller Lache und gewaltigen Sprüngen wieder abwärts in den Bergwald, knatternd und krachend durchs Dickicht hinunter, wie ein ungestüm niederbrechender Wildebeer, bis er in kaum einer Stunde am Albersbach entlang die platte Sohle des Elzthales etwas oberhalb Waldkirchs erreicht hatte. Dort hielt er zum ersten Mal einige Augenblicke inne und fühlte erleichtert, daß der Ingrim in ihm sich ausgewüthet, sein Blut weniger rasch hämmerte und er seine Gedanken wieder auf etwas zu richten vermochte. Am Spurgeleis unterscheidbar lag die nach Elzsch führende Landstraße vor ihm, er unrmelte: „Eine vernünftige Kage, die

keine Maus erwischt, macht sich wieder nach der Küche auf die Beine, wo ihr Futternapf steht,“ und er schlug rasch den wiedergewonnenen Weg ein. Als er unter den Manern der schlafenden Stadt Elzsch vorüberkam, summte ihm von der Thurnuhr erst der Schlag der dritten Morgenstunde nach, so hurtig hatte er seinen Abstieg vom Gipfel des Kandels ins Werk gesetzt. Doch seine in einem halben Duzend europäischer Länder erprobten Muskeln verspürten nichts von Ermattung, er schritt vorwärts, als ob er vor einer Stunde zu einem Spaziergang ausgewandert sei. Der ungewisse Schimmer des gran verhängten Mondes schwand, nur der Schnee verbreitete noch einen matten Schein, und die Nacht ward am dunkelsten, wie er, das Joch zwischen der Elz und Kinzig überschreitend, bei Hausach wieder in das Thal der letzteren zurückgelangte. Stromauf am rauschenden und plätschernden Fluß wandte er sich nun ostwärts gegen Schiltach, hatte jedoch erst eine kurze Strecke in der neuen Richtung hinter sich gelassen, als in der Mitte eines die Straße von beiden Seiten einengenden Föhrenwaldes dicht vor ihm ein lautes Geschrei aufstunte. Es war ein mehrmals ausgestoßener Hülserschrei, und im Lauf um eine Wegede biegend, gewahrte Görz Rüdtenklaus nur die Schattenumrisse zweier von dem weißen Untergrund absteckender, mit einander ringender Gestalten. Die eine ragte lang in die Höhe und gehörte ersichtlich einem gewaltthätigen Angreifer an, denn die andere, kürzere und didere fiel jetzt mit dumpfem Aufschlag zu Boden, zeterte und warf mit allen Gliedmaßen um sich. Im Nu hatte der junge Kriegsmann die Stelle des ungleichen Handgemenges erreicht, seine lange Hiebwaaffe hervorgerissen und ohne Wort einen wuchtigen Streich damit gegen den Kopf des über seine zappelnde Beute gebückten Straßenträbers geführt. Dieser fuhr mit einem

jähren Rud auf, ein kirrender Ton gab Kunde, daß die Klinge, die ihn getroffen, unschädlich von eiserner Scheiteltappe abgesprungen sei, aber zugleich legte ein heftiges Zucken seines rechten Armes Zeugniß ab, daß der niedergleitende Hieb ihn nicht unbeträchtlich an der Schulter verwundet haben müsse. Das Alles hatte sich mit der äußersten Geschwindigkeit und, abgesehen von dem Geknatter des Schlagens, mit völliger Lautlosigkeit zugetragen, und im nächsten Augenblick war der Platz, auf dem die dunkle Gestalt des Angreifers gestanden, leer, nur ein Geflach seitwärts im Föhrengestrüpp verkündete, daß er seinen Beruf als Wuschlepper betätigte und sich eilfertig in sichernden Versteck zurückbegab. Eine Bewegung Görz Rüdtenklaus' schien die Reigung desselben zu bekunden, dem Verschwundenen nachzusehen, aber die Rücksichtslosigkeit solcher Verfolgung in der Finsterniß des Waldes mußte sich ihm sofort aufdrängen, denn er wandte sich statt dessen rasch an den noch auf dem Boden Ausgestreckten und redete ihn an: „Sammelt Eure Knochen zusammen, Freund, und steht auf! Tragt Ihr Euren Plunder noch im Wams? Wer seid Ihr? Habt nicht Angst, daß Ihr aus dem Regen in die Traufe gefallen! Ganz sauber können Menschenhäute bei dem vielen Dreck in der Welt nicht bleiben, aber Diebsfinger hängen an meiner nicht dran.“

Nun raffte der Ueberfallene sich auf, griff mit zitternden Händen zuerst nach der Geldbörse vor seinem Magen und stieß aus: „Gott und allen seinen Heiligen sei Lob! der Gauner hat sie nicht erwischt — sie ist noch da!“ und er streichelte sie zärtlich wie ein für seine treue Anhänglichkeit caresfirtes Thier. Dann gab er Antwort, daß er von Billingen komme und nach der Reichsstadt Wieberach im Rinzigthal hinübergewollt, um eine Trift Ochsen einzuhandeln; da sei's hier aus

dem Busch gebrochen und habe ihn, schier ehe er sich zur Wehr setzen gekonnt, geworfen. „Welcher Teufel mußte Euch denn reiten,“ fiel Görz Rüdtenklaus ein, „in der Neujahrnacht mit vollem Guldensfell ohne Geleit von Billingen nach Wieberach Euren Weg zu nehmen?“

Der Handelsmann versetzte: „Es gilt doch der kaiserliche Landfrieden allerwegs im Reich.“ Doch nun lachte sein Befreier auf: „Es liegt auch die Stadt Nürtenberg allerorten im Reich, daß die Raben Keinem auf Rad und Galgen die Augen hacken, eh er dran vom Wind geschaukelt wird. Ihr beheißt Euch doch nicht etwa Weit Mattenklotz, Freund?“

Der Angesprochene erwiderte, sein Name laute Marquard Dünneber, und antwortete auf weiteres Befragen, er könne keinerlei Rnthmaßung angeben, woher der Wegelagerer von seiner Geldbörse Kunde besessen, noch wie das Aeußere desselben beschaffen gewesen, da er nichts als eine schwarze Gestalt zu unterscheiden vermocht und keinen Stimmenlaut von ihr gehört. „So werdet Ihr Euch schwerlich zu seinem Hochzeitstanz mit der Jungfer Häufin laden können,“ lachte Görz Rüdtenklaus, „denn mich hat auch keine Rabenmutter geworfen, daß ich mehr von seiner Geiernase gesehen als Ihr. Gehabt Euch wohl auf Eurem Ochsenweg und bauet nicht zu sehr auf den Himmel, daß er Euch wieder in der Drängniß einen absonderlichen Erzengel mit dem feurigen Schwert zum Beistand schickt.“

Er wollte seinen Weg fortsetzen, aber jetzt bat der Handelsmann mit dringlicher Angst, ihn nicht allein zu lassen, sondern ihn bis zum nächsten Ort, wo er den hellen Tag abwarten könne, das Geleit zu geben, jeglichen Entgelt dafür wolle er mit Freuden erstatten. Görz Rüdtenklaus versetzte nach kurzem Bedenken: „Wenn's der Zufall einmal gemacht, daß man sich von den vielen Kreidestrichen,

die der Teufel Einem auf seiner Tafel angetraht, einen ausgewischt hat, soll ein Christengemüth sich dran genügen, Freund. Nach Euren Grojschen laßt mich drum nicht begehren, aber ein guter Frühmibiß wird Euch auf den Schreck heilsam sein, und ich will Euch dabei auf Eure Kosten zur Förderung Eurer Leibeskraftigung behülflich werden, so gut es in meiner Macht steht.“

Demgemäß begleitete er durch den jetzt mit grauem Schimmer anbrechenden Morgen des ersten Jauuartags Marquard Dünnebieer zu dem unweit entfernten Städtchen Wolfach zurück, kehrte dort mit ihm beim Hirschenwirth ein und kam seinem Versprechen in so ershöpfendem Maße nach, daß fast drei Stunden verfloßen waren, ehe er sich am lichten Vormittag wieder auf die Umkehr gen Schiltach machte. Diese Zwischenzeit aber hatte auch der Südwest nach Kräften benützt, mit tausend Zungen überall an dem Schneebehang der Berge und Wälder zu leden; es zog eine schwärzliche Kruste über die gestern noch weißglänzenden Halden, tropfte von jedem Gezweig und verwandelte die feste Decke der Landstraße von Schritt zu Schritt mehr in einen unter dem Fuß senfzenden und quirlenden Wasserbrei. Diese Wahrnehmung besaß offenbar für den Wanderer keineswegs etwas Erfreuliches, er stieß einen ärgerlichen Fluch über sich selber aus, verlangsamte jedoch seinen Marsch nicht, wie es nach dem schlüpfrigen Boden zu erwarten stand, sondern beschleunigte ihn immer stärker, und seine Augen ließen noch schneller als seine langen Beine voraus, so daß sie schon nach etwa zwei Stunden den Kirchturm von Schiltach vor sich aufsteigen gewahrten. Doch seltsamerweise schritt Görz Rüdtenklaus nun nicht weiter auf die Stadt zu, sondern bog eilig unter dem Schloßberg zur Linken ab. Ihm mußte plötzlich die Erinnerung an

den Verlust, dem er hier früher oftmals nachgetrachtet hatte, zurückgekommen sein, denn er kreiste wieder unverkennbar suchend um die waldbewachsene Anhöhe auf und nieder, bald hier, bald dort. Dann hielt er auf einmal kurz an wie ein Spürhund, der auf die Fährte eines Wildes getroffen. Der Schnee war zum größten Theil auch hier bereits fortgeschmolzen, nur ab und zu lag er noch in einzelnen Flecken, und in einem solchen prägte sich jetzt ein deutlicher Fußstapfen aus. Es war Jemand vor kurzer Zeit hier gegangen, schnell, mit großen Schritten; drüben befand sich an einer anderen Stelle der nämliche Eindruck. Dann verschwand die Spnr auf dem trocken gelegten Boden, allein ihr Entdecker besaß sichtlich ein zu reges Interesse daran, sie noch weiter ausfindig zu machen, und es gelang ihm jedesmal, ein abermaliges Merkzeichen ihrer Richtung zu erspüren. Und nun führte sie an einen kleinen strauchübernickten Felshang, neben dem der Schnee sich angehäuft gehabt und noch in voller Lage erhalten hatte. In ihm prägten die Stapfen eines breiten Stiefels sich mehrfach sogar mit den Eisennägeln der Sohle aus und nahmen alsdann plötzlich ein Ende. Der umherliegende Schnee ließ keinen Zweifel darüber, daß sie sich nicht weiter nach irgend einer Seite fortbewegt haben konnten, sondern sie schienen sich von hier aus in die Luft gehoben zu haben und verschwunden zu sein. Doch Görz Rüdtenklaus schien seinerseits keinen starken Glauben an derartige geflügelte Stiefel zu hegen, denn er trat hastig dicht an die Felswand hinan und brach mit dem Arm das wild verrauhte Gesträuch davor aus einander. Eine Weile vergeblich, dann jedoch fuhr in einer Ecke seine Hand nicht wider festes Gestein, sondern ins Innere, und wie er das Rankenwerk durchriß, sah ihn eine in den Berg hineinführende, etwa vier bis fünf Schuh hohe, völlig

lichtlose Erdöffnung entgegen. Eine Weile stand er betrachtend davor, als ob er in diesem Augenblick das seit geraumer Zeit von ihm Aufgesuchte gefunden, nicht darauf mit einem kurzen, sonderbaren Lachen: „Sollte nur Wenzel Böhheim's Gedächtniß sich geirrt haben, daß er hier seine Ducaten vergraben?“ und wandte sich, in Nachdenklichkeit vertieft, der Stadt Schiltach und seinem kurz darin verlassenen Schwalbennest zu.

Wenn aber Görz Rüdenschlau sich nach seiner nächtlichen Herabkunft vom Kandel mit einer Katze verglichen hatte, die wieder an die bekannte Hansthür zurückwandert, so bot jemand anders am Spätabend des nämlichen Tages eine unvergleichlich viel größere Aehnlichkeit mit einem in Wind und Wetter tage- und nächtelang verlaufenen, von Nässe triefenden und Schmutz starrenden, matt und müde heimwandelnden zottigen Hunde dar. Oder vielmehr mit einer Hündin, denn wer fast bis auf die hechelnd aus dem Munde hängende Zunge dies getreuliche Abbild darstellte, war Ursula Rüdenschlau, welche nach Einbruch der Nacht mit aufgeringelten Haarsträngen und aufgeweichten Schuhsohlen lautlos durch die Hofhinterthür des Pfarrhauses in die Küche desselben hineinschlich und dort in der Finsterniß auf einen Holzhackelock am Herd mit athemlos stöhnender Brust zusammenfiel. Zu ihrem Glück war Frau Josefa indeß vor der Hand zu sehr über die glückliche Rückkunft des ihrer schweesterlichen Fürsorge vertrauten anderen Hausangehörigen erfreut und von seiner Bewillkommnung in Anspruch genommen, um sofort die Heimkehr der Vermißten sowie den Aufzug derselben zu bemerken und über ihre zweitägige unerlaubte und strafwürdige Abwesenheit Nachforschung zu halten. Doch auch am folgenden Morgen ergab die angestellte Untersuchung nichts, als daß die peinlich Befragte ant-

wortlos mit fast blödsinnigem Ausdruck vor sich hinstarrte. Sie schüttelte nur zu Allem den Kopf und schien selbst nicht mehr zu wissen, wo sie in der Sylvesternacht gewesen sei. Was Ursula Rüdenschlau jedoch nur zu unumstößlich wußte, war, daß der leibhaftige höllische Erzfeind ohne Pferdefuß auf zwei gewöhnlichen Menschenbeinen im Pfarrhause umhergehe und daß die gesammte Stadt Schiltach mit all ihren Zusassen männlichen und weiblichen Geschlechts mehr oder minder des Teufels sei.

* * *

Es kommt nicht unwesentlich auf die Augen an, mit denen man die Dinge zwischen Himmel und Erde in Betrachtung nimmt. Viele gewahren dieselben gestern, heute und morgen fortwährend in der nämlichen Gestalt, derweil es von jeher Einige bedünkt hat, es sei Alles derartig veränderlich, daß sich daran unausgesetzt eine Wandlung vollziehe, welche insofern große Aehnlichkeit mit dem menschlichen Herzen biete, als sie auch nicht eine Secunde hindurch in Stillstand gerathe. Nachdenkliche Gemüther sind deshalb sogar auf den Gedanken eines Zusammenhangs von Ursache und Wirkung zwischen den beiden rastlosen Beweglichkeiten verfallen und haben das genannte Menschenherz als den eigentlichen Urheber, das primum movens, aufgefaßt, dessen unablässige Veränderungslust nichts um sich herum in seinem ruhigen Zustande verharren lasse, sondern Alles immerfort in den unsinnigen Umtrieb verseehe, den sie allerorten mit ihrer geschärfteren Sehkraft wahrzunehmen vorgeben. Sie behaupten, dies kleine, sich ewig mit neuem Blut anfüllende Gefäß trage ganz allein die Schuld an jeglicher irdischen Unrast und sei eine niemals nthätige Werkstatt, aus der alle die Erscheinungen hervor-

gingen, welche die menschliche Ausdrucksweise mit den Bezeichnungen groß, edel, mutig, jämmerlich, schön, dumm, närrisch, liebenswerth, habgierig, klug, hinterlistig, artig, begierig und noch unzähligen anderen belegt hat. Was aber in ihrer Aufstellung am verwunderlichsten klingt, ist ihre Aussage, daß Herz wisse allerdings in vielen Fällen ganz genau, nach welchem dieser mannigfachen Erzeugnisse seine Thätigkeit strebe; weit häufiger indeß, als man gewöhnlich glaube, besitze es selbst keine deutliche Vorstellung davon, woran es bei Tag und Nacht unermüdet in seiner abgeschlossenen Werkkammer klopfte, hämmere, wirke und webe, und werde deshalb manchmal von seiner eigenen vollendeten Arbeit aufs außerordentlichste überrascht. Zumal wenn diese, wie es vorkomme, grobe Stoffe allmählich zu einem feinen Gespinnst umgestaltet, dünngebredhtlichen Fäden eine größere Haltbarkeit versichern, vielfältig geknüpft, verschlungen, eingeschlagen und so mit heimlicher Unverdrossenheit ein Weberkunstwerk zu Stande gebracht habe, das plötzlich einmal den vollgültigsten Beweis einer still-unmerklichen Veränderungsmeisterchaft vor Augen stelle.

Ueber die Veränderungslaute dessen, was man in der Tagesprache gemeiniglich den Himmel benennt, konnten aber auch die gewöhnlichsten Augen in und um Schiltach sich mit dem Beginn des Jahres 1533 keiner Meinungsverschiedenheit hingeben. In der Sylvesternacht und an dem darauf folgenden Tage hatte der Thauwind gehent, als ob er alle Tannenstämme des Schwarzwaldes als Orgelpfeifen zu benutzen verstehe, den Schnee weggeblasen und die Straßen in einen für kein irdisches Geschöpf genießbaren Brei zerührt. Doch am Morgen darauf wirbelte es wieder von handgroßen Flöcken herunter, tanzte den ganzen Tag hindurch wie ein nur mit zerrissenen Heubdenstüden

bekleidetes Herzensgindel über Berg und Thal, Dächer und Baumwipfel durch die Luft und trieb auch noch die folgende Nacht sein Unwesen in derselben freizuliebenden Manier fort. Dann kam der Ostwind, schnob über das glatt und weit ausgestreckte Todtenkleid der Erde und sträubte dasselbe zu unzähligen Faltenwürfen, Wälsten und Falbeln auf. Er hängte es in Kragenform an alle Aeste, wölbte und bauste das große Sterbelinnen zu runden Brusthügeln empor und achtete sorgsam darauf, daß nirgendwo ein unbedecktes Glied der Begrabenen hervorblicke. Die Lebendigen dagegen jagte er, wo er eines derselben ansichtig ward, mit pridelndem Athemgehauf hinter ihre Thüren in den Ofenwinkel zurück, verstopfte und verklebte ihnen jede Ritze im Gebäud und die Bleirahmen ihrer Fensterscheiben mit fein zerriebenem Staubmehl und ließ Gervas Trautwein's wie von Zucker überkrusteten Lindenbaum unter trübheligem Geheuz das Haargezweig durch einander ringeln und rütteln, daß unablässiges Puderwirbel auf den trostlos öden Platz drunter herabstäubte.

Zumersch in jedoch bewahrten die Straßen der guten Stadt Schiltach noch einen Rest des Sicherungsgefühls, welches der Anblick schützender Mauern, Thüren und Dächer, besonders rauchender Schornsteine einflößt; und wer seine körperliche und gemüthliche Empfindung mit der vollen Unwirthlichkeit der vom Jahreswechsel gebrachten Kernerung erfüllen wollte, der mußte das Thor verlassen und sich ein Stück Wegs in eines der drei gegen einander laufenden Thäler hineinbegeben. Am ausgiebigsten für solchen Zweck geeignet, obgleich die Wahl schwierig sein mochte, erschien vielleicht noch das gen Norden gerichtete, wo die Kruzig, ihrem Ursprung näher, völlig unter maunshoch aufgeworfenen und zerborstenen Eischollen

verschwand und nur unsichtbar durch einen darunter gurgelnden Ton ihre heimliche Lebensfortdauer ankündigte. Rings umher lag die unabsehbare gleichmäßige Einneblache, über die nur da und dort einmal die Sprungspur eines Hasen, Fuchses oder einer Wildkatze weglief und oft höchst unverständliche Schriftzüge von den eigentlichen Absichten ihrer Urheber hinterlassen hatte. Um hier indeß den Höhepunkt des Eindrucks der Verödung zu erzielen, ward das Aufstehen eines von aller menschlichen Nachbarschaft entlegenen Gebäudes erforderlich, und den besidlenbaren Beleg dafür lieferte weiter aufwärts das vormalige Benedictinerkloster Alperispach. Dies vereinigte in sich sämtliche Erfordernisse allerinnerquicklichsten Anblicks; der Wind hatte den Schnee rundum fast bis an die Fenster desselben hinaufgekehrt, und es lag tagüber in lautlose und Nachts in lichtlose Grabesstille versunken, denn die früheren Ordensbrüder waren mit der Ankunft des Herbstes sämmtlich nach verschiedenen Richtungen in die Welt davongewandert um dieser durch die Ausbreitung der von ihnen angenommenen gereinigten Lehre behülflich zu sein. Eine anderweitige Besitzergreifung und Benutzung der umfangreichen Banlichkeiten hatte bis jetzt nicht stattgefunden, und so führte keine Menschenspur aus dem Kloster heraus und keine hinein. Nur Krähen saßen manchmal wie eine Versammlung schwarzer Unholde auf dem Dachfirst und trächzten auf die leeren Gehöfte und verlassenen Gemächer herunter, in denen sich schlechterdings nicht mehr der Schatten einer Erfrentlichkeit auch für ihre gegenwärtig ungemein hochgesteigerten Natrurgelüste vorfand. Rundhin aber um das einsame Gemäuer lag, sein weißes Gebiß flüchtig, der Winter wie ein grimmiger Polarbär; seine Eiszähne krachten und hielten alles Lebendige, was nicht von Flügeln über seinem aufgerissenen

Rachen fortgetragen werden konnte, in respectvoller Entfernung von Alperispach zurück.

Einen wohlthuedenden Gegensatz dazu bildete jedoch die nur durch den bewaldeten Bergrücken davon abgetrennte andere Heimstätte der Abwendung von allen weltlichen Interessen und Gedanken im Thal der sogenannten kleinen Kinzig. Man gewahrte tröstlich auf den ersten Blick, daß sich hier die weibliche Frömmigkeit noch unverändert forterhalten hatte, denn aus den Schornsteinen des Klosters Wittichen sive Kaltenbrunn stieg den ganzen Tag hindurch der anheimelnde Rauch von Ofen-, Küchen- und sonstig wünschenswerthen Herdfeuern, und der nicht durch Schneewehen vertrammette, sondern säuberlich offen bewahrte Zugang zum Hauptthor des Gebäudes bewies die sowohl heilige als menschenfreundliche Gesinnung der Insassinnen, sich nicht eigenmächtig etwaiger Bedrängniß dranhin zu verschließen, vielmehr allen zufluchtsbedürftigen — selbstverständlich weiblichen — Angehörigen der römisch-katholischen Christenheit ihre geöffneten Thüren und Arme entgegenzustrecken. Und diese liebevolle Bereitwilligkeit standen sie heute im Begriff aufz augenfälligste zu bethätigen, denn es war der Festtag der heiligen drei Könige, und die Cistercienserschwester warteten auf die gemeldete Ankunft einer neuen Theilnehmerin an ihrer frommen Weltentsagung in der Person der einzigen Tochter des Schiltacher Schlossherrn und Ritters Burkhard Söldenrich. Sie legten durch ihr freudiges Harren aber ihre irdische Eigenmächtigkeit um so berebter an den Tag, als der Ritter der Ankömmlingin nach seiner Aussage keinerlei Mitgift an profanen Gütern zu geben vermochte und sich nur geäußert hatte, da sie seine einzige Erbin sei, solle einmal nach seinem Abscheiden aus der Welt das alte Burggemäuer mit seinem karglichen Inhalt ihr

rechtlich anheim. Damit hatte sich die Anspruchslosigkeit der Schwester-Oberin, die einzig nach dem Seelenheil der erwarteten jungen Novize trachtete, auch völlig einverstanden erklärt und sich nur, um ihrer Pflicht gegen den Orden nicht ungetreu zu sein, von dem Ritter eine unterschriftliche, rechtskräftige Bestätigung seiner Worte ausstellen lassen. So öffnete denn das Kloster Kaltenbrunn heute mit christlicher und schweesterlicher Liebe der eintreffenden neuen Mitbewohnerin Thüren und Arme.

Gegenwärtig freilich befand sich Stilla Söldenrich räumlich noch nicht in der Lage, sich dieses gastlichen Empfangs erfreuen zu können, denn sie fuhr erst, ungefähr um die zehnte Vormittagsstunde, auf einem von zwei Ochsen gezogenen Karren vor die Thür Gervas Trautwein's, um von der Tochter desselben Abschied zu nehmen. Es hatte den Ritter harte Selbüberwindung gekostet, sie nicht auf eigenen Füßen an ihr heutiges Weg- und Lebensziel gehen zu lassen, und nur die offenbare Unmöglichkeit, daß sie so durch den Schnee bis dorthin gelangen würde, ihm die verschwenderische Ausgabe für das Gespann abgenöthigt. Auf dem Holzwagen aber saß Stilla Söldenrich durchaus nicht mit einem Gesichtsausdruck, der auf eine Geburtstagsfeier bei ihr schließen ließ. Noch weniger erregte sie den Anblick einer Braut, die im Begriff steht, ihr aufgeschlossenen und obendrein mit himmlischer Seligkeit beglückenden Armen entgegenzueilen. Ihre Züge redeten allerdings, daß sie einer großen Widerwärtigkeit bereitwillig den Rücken wandte, aber nicht minder, daß sie etwas ihr unbekannt Schreckniß Einflößendem mit innerlichem Grausen näher kam. So stand auf ihrem Gesicht zu lesen, das Bleiben wie das Gehen falle ihr eigentlich gleich unmöglich, und trotzdem gab es kein Drittes. Sie wurde wie ein geworfener Ball wil-

lenlos aus einer Hand in die andere hinübergewechselt, befand sich augenblicklich in der ihr gegebenen Flugrichtung und konnte den drüben auf sie wartenden und zum Haschen geöffneten Fingern nicht ausweichen. Dies Bewußtsein hatte sie in eine gewisse stumpfsinnige Gleichgültigkeit versetzt; die Dinge auf der Erde lagen einmal so, sowohl im Allgemeinen als für sie ganz im Besonderen, es ließ sich nichts Anderes thun, als sich schweigend darein zu fügen. Und dies hatte Stilla bis jetzt auch ohne Kundgebung ihrer Gemüthsverfassung durchgeführt, und erst das Hervortreten Frida Trautwein's aus der Thür brachte die äußere Ruhe der jungen Zukunftsnonne etwas zum Schwanken. Bei dem Anblick der Kindergepielin kam ihr plötzlich die Erinnerung an viele köstliche Jugendtage in Thal und Berg, Wald und Feld zurück, die ihr noch von keinem geheimen Schauer vor der Rückkehr in ihre väterliche Behausung vergällt gewesen. Sie mußte denken, wie herrlich es wäre, zu leben, wenn jene Zeit immer so geblieben, oder — ja, oder wenn sie nicht die Tochter des Ritters Burkhard Söldenrich, sondern des Lindemwirths Gervas Trautwein wäre, hier von ihrem Karren absteigen und als Schenklin für den Durst der waderen Schiltacher Bürger ihre Tage verbringen könne. In adeligem Hochmuth hatte ihr Vater sie allerdings nicht herangebildet, und es kam ihr auch mit keinem Gedanken in den Sinn, daß sie durch die Erfüllung ihres Wunsches irgend eine Einbuße erleiden würde; sie hätte es im Gegentheil für einen in Wirklichkeit weit himmlischeren Gewinn angesehen als den für die ideale Auffassung solcher Bezeichnung einzig würdigen, dem ihr Ochsengepann sie entgegenführte. Doch Stilla Söldenrich's Erkenntniß war offenbar hierzu noch nicht reif genug; ihr drängte sich nur diejenige der Unmöglichkeit auf,

aus ihrem Selbst herauszugelangen und eine Andere zu werden, als sie war, und darüber brach sie jetzt bei dem Abschied von der Jugendfreundin in ein heftiges Schlachzen aus. Frida Trautwein that das Klämliche, und es mochte sein, daß sich unbewußt ein paar kleine Krotodils- thänen mit in das feuchte Geriesel auf ihren Wangen hineinmischten, aber weh that ihr das Leidwesen der ehemaligen Gespielin gegenwärtig im Grunde doch, wenn sie auch nicht gerade Hand zur Ausschirmung der beiden Ochsen in den Stall ihres Waters angelegt haben würde, und jedenfalls waren die Anzeichen ihrer Bekümmerniß nicht geeignet, die Gemüths- verfassung Stilla's tröstlich zu verbessern. Diese weinte vielmehr nur noch krampf- hafter und warf, wie das Fuhrwerk sich nun wieder in Bewegung setzte, einen so entseflich traurigen Blick zurück, daß derselbe beinahe die Wirkung eines laut her- vorgestoßenen angstvollen Hülfserns aus- üben mußte. Der Zufall wollte aber, daß dieser Blick bei der Drehung des Wagens an eine völlig falsche Adresse, nicht in das Gesicht der Freundin, sondern gerade in die Augen des im selben Mo- ment des Wegs herankommenden Junkers Görz Rüdtenklaus gerieth, den Stilla Söl- denreich hinterdrein noch einige Herzschläge lang reglos anstarrte, als habe sie unter den obwaltenden Umständen sogar die unheimliche Furcht vor ihm und die Wi- derwärtigkeit seiner zum letzten Mal im Leben von ihr wahrgenommenen Buge vergessen. Dann knarrte das Gefährt um die Straßenecke und durchs Thor hinaus, an der Kinzig stromauf. Durch die inner- meßliche Leere der weißen Schneeland- schaft zog es auf der Landstraße Schritt um Schritt wie ein sich zur Nichtstätte bewegender Armsünderkarren vorwärts, bis es nach zwei Stunden die Thorein- fahrt des Klosters Kaltenbrunn erreichte. Die Schornsteine desselben paßten dicht-

vergnüßliche Mittagsbranchfäulen gegen den Himmel an, und eine Anzahl von Schwe- stern sah, vom Hals bis zu den Füßen wandelnden weiblichen Schneemännern gleich, der Ankommenden erwartungsvoll entgegen. Doch ergab sich für diese an- fänglich noch eine Schwierigkeit, ohne Be- nützung ihrer zu Eis erstarrten Füße in den Hofraum hineinzugelangen, da eine der zum Empfang bereitstehenden Nonnen wachsam vorblickenden Auges erklärte, nach den Ordensvorschriften dürfe nur ein von Kühen oder Stuten gezogener Wagen Einlaß im Allerheiligsten der inneren Klosterumfassung erhalten. Allein die herankommende Oberin entschied nach kur- zem Bedenken zu Gunsten der Reophytin; dem Gespann sei in Erwägung, daß es nicht aus Stieren, sondern aus Ochsen bestehe, für diesmal die Einfahrt zu ver- statten. So knarrte, freisetzte und rump- pelte der Karren weiter zwischen den Mauern durch, und das Thor des Klosters Kaltenbrunn drehte sich hinter Stilla Sölbenreich zu.

Unter solchen hartwinterlichen Zustän- den aber lag es unfraglich einer Schwalbe, die ein schüßendes und wärmendes Nest gefunden, nahe, dasselbe sorglich vor jeder möglichen Gefährdung zu behüten, und Görz Rüdtenklaus war seinerseits eben- falls von der unbedingten Wichtigkeit und Nothwendigkeit solcher Obachtnahme über- zeugt. Trotzdem gelang diese ihm nicht zur völligen Befriedigung seiner nachbar- lichen Umgebung, aus der hauptsächlich Frau Josefa Uebelhör und Jungfrau Frida Trautwein dann und wann eine Ungenügsamkeit an seinem Verhalten nicht ganz zu hehlen vermochten. Er gab sich zweifellos die größte Mühe, ihren be- rechtigten Erwartungen nachzukommen, doch es war eine Veränderung in ihm vorgegangen, deren Grund und eigent- liches Wesen sich nicht entdecken ließ, die sich jedoch zeitweilig der Wahrnehmung

als etwas unbestimmt Vorhandenes anfnöthigte. Besonders empfand Frau Josefa dies in Gestalt einer Abnahme der Zutraulichkeit ihres Gastes gegen sie oder, vielleicht richtiger bezeichnet, in einer Verringerung seiner Neigung, bei einem Alleinbefinden mit ihr ihre schweesterliche Vertraulichkeit zu erwidern. Es schien in ihm nach dieser Richtung mit dem neuen Jahr ein früher nicht zur Geltung gelangtes Gewissensbedenken aufgetaucht zu sein, und er hatte eines Tages sogar eine Aeußerung über ausschließliche Vorrechte Damian Uebelhör's fallen lassen, denen nicht Schädigung zu bereiten ihm als Hausgast desselben ein Gebot der Pflicht und Ehrenhaftigkeit sein müsse, wie stark auch sein eigenes Empfinden und Wünschen dazu im Widerspruch stehen möge. Trotz den Erläuterungen Frau Josefa's war es ihr jedoch ersichtlich nicht gelungen, die einmal erwachte Gewissensbeunruhigung ihres jungen Hausgenossen in dem ihr erwünschten Maße zu beschwichtigen, und ihr Thun legte an den Tag, daß sie von Woche zu Woche eifriger passende Gelegenheiten, besonders in der Dämmerungszeit, herbeizuführen suchte, um jenen durch häufigeren Zuspruch unter vier Augen von der Grundlosigkeit seines Bedenkens und ihrer stetig wachsenden schweesterlichen Opferbereitschaft für ihn zu überzeugen.

In ähnlicher, wenn auch naturgemäß etwas anders gearteter Weise strebte Frida Trautwein danach, die Ursache der von ihr nicht minder empfundenen unbeabsichtigten Veränderung Görz Rüdtenklaus's zu ergründen, um dieselbe vernünftest der gewonnenen Erkenntniß beseitigen zu können. Sie war eben ein Mädchen und unterschied sich wesentlich dadurch von Frau Josefa, daß sie durchaus kein schweesterliches Gefühl für den jungen Kriegsmann besaß, sondern aus der Beschaffenheit ihrer Zuneigung zu ihm wie aus ihren

daraus entspringenen Hoffnungen und Wünschen sich selbst nicht und auch kaum vor ihm ein Hehl machte. So befand sich jenes feine, zur Zählung des seelischen Pulschlagles einer mit nicht gleichgültigen Augen betrachteten Persönlichkeit und zur Messung seiner Blutwärme überaus geeignete, sowie alle sonstigen Schwankungen ausnehmend rasch und sicher kennzeichnende kleine Instrument weiblicher Empfindung vielleicht bei ihr auf einer noch erhöhteren Stufe der Ausbildung als bei der Ehegenossin Damian Uebelhör's, aber er lieferte auch Frida Trautwein nur den thatsächlichen Nachweis einer Wirkung, ohne die unsichtbare Ursprungsquelle derselben mit seiner Wünschelruthe entdecken zu können. Wer dagegen keinerlei Verwandlung oder höchstens eine vortheilhafte, seine Zufriedenheit steigende an Görz Rüdtenklaus wahrnahm, war der Ritter Burkhard Söldenrich. An jedem Nachmittag wie zuvor fand sich der anspruchslöse Gast im Schlosse ein — ein Umstand, welcher Frida Trautwein immerhin wesentlich zur Beschwichtigung ihrer Unruhe diente, da sich aus der regelmäßigen Fortsetzung dieser Besuche ergab, daß sie doch lediglich durch eine unbegreifliche Vorliebe für den einäugigen Burgherrn veranlaßt worden — und dieser letztere gab sich mit immer regerem Eifer im Verein mit dem täglich Eintreffenden seinen Forschungen und Experimenten zur Umwandlung des Silbers in Gold hin. Offenbar fehlte der Mischung zur Herstellung des großen Magisteriums stets nur noch ein einziger Bestandtheil, dessen Erkennung Beide mit unermüdlicher Ausdauer von Tag zu Tag näher rückten. Nur um die Wende des Jahres hatte Görz Rüdtenklaus unter dem Vorwand einer nothwendigen Reise sich für einige Tage verabschiedet gehabt und bei seiner Rückkunft den Ritter anfänglich in einer mürrischen und wortkargen Laune angetroffen, da derselbe während der Ab-

wesenheit des jungen Kriegsmannes im Dunkel auf der Treppe angeglitten war und sich dabei nicht unerheblich die Schulter verletzt hatte. Er trug den linken Arm deshalb in einer aus alten Lumpen zusammengeknöteten Binde; der Zuhörer sprach kurz seine Bedauerniß über den Unfall aus, legte jedoch im Uebrigen bei dem vortrefflichen, hohen Alter verheißenden Anssehen des Ritters nicht viel Gewicht darauf und berichtete anknüpfend mit wenigen Worten, daß er sich derweil im Osten, in der Stadt Rottweil, aufgehalten. So hatte der Fortgang Stilla Sölbenrich's unverkennbar nicht die geringste Verminderung der Anziehungskraft des alten Burggenäuers auf Görz Rüdenschlau ausgeübt, und nur darin war auch hier die Zeit ihrem allgemeinen Veränderungsgelüft nachgekommen, daß sie den Schloßherrn zu der Neuerung veranlaßt hatte, das Burgtbor nicht mehr zu Jedermanns beliebigem Eintritt offen stehen zu lassen. Der alchemistische Gast mußte jetzt allnachmittäglich laut mit dem Schwertgriff anpochen, damit der Ritter eigenhändig öffnete, und ebenso geleitete dieser den Fortgehenden zurück und schloß die schwere Eichenthür wieder hinter ihm zu.

Wenn der Tag für den Schiltacher Gast dergestalt an mannigfachen abwechselnden Verpflichtungen keinen Mangel litt — denn den Abend verbrachte er stets in dem Studirgenach Damian Lebelhör's, dessen Schlußverzeichnis tausendfältiger höllischer Ränke, Schlingen und Vermummungen zu erstaunlicher Dike anwuchs —, so kehrte jeder Morgen doch regelmäßig mit einer beträchtlichen Anzahl von Stunden bis zum Mittag zurück, über welche Görz Rüdenschlau freie Benützung zustand, und er verlängerte dieselben gemeiniglich noch dadurch, daß er schon im Dunkel sein Bett und das Pfarrhaus verließ und dem bärbeißigen Winter zum Troß wie im Herbst

durch Berg und Thal umherschweifte. Nur that er dies nicht mehr auf den ehemaligen Wegen oder vielmehr der Weglosigkeit um den Schloßberg, sondern seine Vorliebe hatte sich mit dem neuen Jahre dem oberen Lauf der Kinzig zugewandt und zwar unparteiisch den beiden Gabelquellen derselben in gleichem Maße, so daß er von ihrem Zusammenfluß aus bald die Thalrichtung zur Linken, bald die zur Rechten einschlug. In der ersten gelangte er alsdann nothwendig ziemlich rasch an eine Stelle, wo in einiger Entfernung das Kloster Kaltendrunn vor ihm aufstieg. Dies schien ihm jedoch kein weiteres Interesse, im Gegentheil seiner protestantischen Sinnesart eher eine Abneigung, sich dem Gebäude mehr zu nähern, einzulösen, denn er blieb gewöhnlich auf dem nämlichen Fleck ziemlich weit davor stehen, betrachtete wohl eine Weile die Mauern, Dächer und Fenster, drehte sich alsdann aber stets schweigsam um und kehrte wieder zurück. In das Thal der eigentlichen Kinzig dagegen drang er trotz den Schwierigkeiten, welche ihm dort die ungebahnten Schneemassen entgegensetzten, mit sichtlich regerer Theilnahme an der landschaftlichen Winter Schönheit desselben weiter vor, so daß er sogar bis an die Ringmauer des verlassenen Klosters Alperspach gerieth. Der Gedanke, daß von hier die früheren Bewohner zur Ausbreitung der gereinigten Lehre in die Welt davongezogen, mußte im höchsten Grade seine Sympathie wecken und dieselbe auch auf die leblos zurückgeliebene einstige Hülle der frommen Brüder übertragen, denn er versuchte eines Tages, das Thor des einsamlich-öden Gebäudes zu öffnen, um ins Innere hineinzugelangen. Das erwies sich allerdings ziemlich schwierig, allein der junge Kriegsmann legte Zeugniß ab, daß er sich für die Ueberwindung solcher Hindernisse in mancher Herren Ländern einestheils erprobte Geschicklichkeit und

anderentheils große Unverdroffenheit angeeignet hatte. Beide zusammen, unter kräftiger Beihilfe seines Schwertes, brachten es schließlich zu Stande, ihm die wohlverriegelte Thür durchgänglich zu machen und weiteren Eintritt in das alte Banwerk des hochseligen Herrn Albertus von Zollern zu ermöglichen. Er durchwanderte die menschenleeren Räume desselben, besichtigte eine Anzahl der verödeten, doch noch mit ihren einfachen Einrichtungsgegenständen versehenen Zellen und zeigte allgemach für eine der letzteren eine solche Zuneigung, daß er eine Reihe von Tagen hindurch an jedem Morgen wieder zu ihr lehrte, sich darin auf den Strohpfühl des Bettes setzte und stundenlang, unfraglich in erbauliches tiefes Nachdenken versunken, dort verharrete. Offenbar suchte er auch über die Lebensweise der gewesenen Mönche seine Kenntnisse zu bereichern, stöberte in Ecken und Schränken nach mancherlei Gegenständen, deren sie sich bedient, herum und nahm zu seiner ersichtlichen Freude wahr, daß sie sich auch mittelst Defen und noch angesammelter Holzvorräthe vor der Winterkälte zu behüten gewußt hatten. Dann kam ihm eines Tages vermuthlich gleichfalls das Interesse, sich eine Vorstellung davon zu machen, wohin jene sich zumeist gewendet haben möchten, um die Güte ihres Schöpfers, in der Natur zu preisen und zu bewundern, denn er begab sich ins Freie hinaus, musterte kurz die Umgegend und stieg den zunächst gegen Westen gelegenen walrigen Bergrücken hinan. Der Schnee war hart gefroren, und so ward es dem Fuße möglich, wenn auch mit ziemlicher Mühe zu dem Scheitel der Anhöhe hinaufzugeselangen, und da dieser die nämliche Stelle bildete, an der vor ungefähr zehn Jahren der Benedictinermönch Damian Uebelhör mit der Cisterciensernonne Josefa Platner einigemal durch Zufall zusammengetroffen — und da die

Natur trotz ihrem Umwandlungsgelüft im Allgemeinen hier keine merklichen Veränderungen bewerkstelligt hatte — so lag das Kloster Kattenbrunn noch ebenso drunten auf der anderen Seite des Bergrückens vor dem Blick Görz Rüdenklaus wie ehemals vor denen des gegenwärtigen Schiltacher lutherischen Pfarrers und seiner Ehegenossin. Und gleich diesen fand er, ungeachtet der winterlichen Oede des Schneewaldes, ein derartiges Wohlgefallen an dem erreichten Punkte, daß er seinen Gang hierher mehrfach wiederholte. Muthmaßlich stellte eine überaus lebhaft eingeübte Bildungskraft ihm die anmuthigen Reize des Ganzen zur Sommerzeit so vollkommen her, daß er selbst nicht des Lichtes zum Genuß dieser Empfindung bedurfte, denn einmal zog dieselbe ihn sogar an einem Abend hierher, und er suchte in völligem Dunkel nicht nur von der Waldhöhe einen Weg nach dem Thal der kleinen Rinzig hinunter, sondern lehrte aus dem letzteren noch einmal ungesättigt in ungewandeter Richtung bergan wieder auf die andere Seite zurück.

Solche vielfältige Bewegung in der frischen Winterluft trug nun begreiflicherweise erheblich dazu bei, dem jungen Umherwanderer eine äußerst blühende Gesichtsfarbe aufzuprägen und seinen Anblick für jedes, körperliche Gesundheit und Kraft nicht unterschätzende Auge, besonders naturgemäß für diejenigen der Jungfrau Frida Trautwein und der Frau Josefa Uebelhör, zu etwas höchst Erfreulichem zu gestalten. Die beiden Letzteren fühlten sich deshalb auch ziemlich gleichmäßig außer Stande, jede nach ihrer Art die in ihnen dadurch hervorgerufenen freudige Erregung zu verheimpflichen, doch in eigenthümlicher Folge führte diese gleiche Rundgebung derselben zu gänzlich verschiedenen Resultaten. Gervas Trautwein's niedliches und jugendliches Töchterlein zog durchaus keinen wahrnehm-

baren Vortheil davon, während Frau Josefa jetzt eine abermalige, fast plötzliche, außerordentlich befriedigende Veränderung ihres Hausgenossen bemerkte. Er vermied unverkennbar, wie längere Zeit hindurch, ein Alleinsein mit ihr nicht mehr, sondern strebte selbst, ein solches geflissentlich herbeizuführen. Dann setzte er sich dicht neben sie, und seine früheren Gewissensbedenken waren sichtlich durch seine richtige Erkenntniß ihrer schwesternlichen Zuneigung nunmehr vollständig unterdrückt worden. Ja, gemeinlich faßte er selbst zu vertraulichem Halt ihre Hand und legte nicht allein für die seeliche Gemeinschaft der Gegenwart, sondern auch für die ganze Lebensvergangenheit Frau Josefa's die eingehendste Theilnahme an den Tag. Er begriff nicht, wie väterliche Grausamkeit es vermocht haben konnte, ein so liebreizendes weibliches Wesen von gleicher leiblicher und geistiger Anmuth seinem ihm von der Natur gesetzten Beruf zu entfremden, und sie mußte ihm alle Einzelheiten ihres Eintritts ins Kloster und dortigen Aufenthalts erzählen. Er interessirte sich für jede Einrichtung desselben, den äußeren Bau wie die inneren Räumlichkeiten, Ordensregel und Kleidung der Schwestern, die Vorschriften jeder Stunde und den Brauch und Verlauf des Tages. Denn überall bei ihren treulichen Erwidierungen gewahrte er sie mit lebendiger Vorstellungskraft unter dieser nothwendig in einem jugendlichen Gemüth alle Lebensfreudigkeit allmählich ertödtenden Zwangsumgebung und drückte, nachträglich ihre damalige Lage schmerzlich mitempfindend, ihre Hand fester in der seinigen. Dergestalt mußte er zuletzt mit dem ganzen Innern des Klosters so vertraut werden, als ob er selbst Jahre darin zugebracht habe und befähigt sei, sich in jedem Winkel desselben im Dunkel zurechtzufinden; aber auch auf die Inwohnerinnen erstreckten sich seine theil-

nahmsvollen Nachfragen und vorzüglich auf die Oberin, deren Strenge der ehemaligen Schwester Benedicta manche trübseelige Stunde bereitet gehabt. In der Rückerinnerung daran vermochte die Berichterstatteiner noch heute ein Gefühl der Bitterkeit nicht völlig zu unterdrücken, welches ihre Zunge verleitete, einen Verdacht anzudeuten, daß die hochwürdige Oberin für ihre eigene Person in der Stille nicht immer einem Hauptgebot der Ordensregel mit der nämlichen Unerbittlichkeit nachgetrachtet habe, wie sie solche ihren Mitschwestern zur Pflicht gemacht. Görz Rüdenklau aber ward durch die lebhafteste Vorstellung, wie die reine Natur der Schwester Benedicta unter solchen Erkenntnissen gelitten haben müsse, derartig ergriffen, daß er hastig aufsprang und davoneilte.

Unter solchem Wachstum der Zufriedenheit Frau Josefa Uebelhör's waren auch die Tage wieder etwas in die Länge gediehen, ohne daß der Winter die geringste Miene machte, sich um diesen Kalendersfortschritt des Jahres zu bekümmern. Er hatte den Februar hindurch das nämliche eisuntrottelte Gesicht in alle Fenster gereckt wie im Januar, und sogar der Anfang des Märzmondes zeigte keine weiße Haarbörste weniger auf seinem Kopf und um seine, grimme Kälte ausblasenden Riefen. Der Wind schraubte mit einer unausgesetzten Stetigkeit aus Osten, daß man ihm das sichere Bewußtsein anmerkte, die tröstliche Delhinterlassenschaft aus den Brustknochen der heiligen Walpurgis könne seiner hündischen Wuth nichts anhaben, und selbst Görz Rüdenklau ward diese offenbar eines Morgens zu toll, so daß sein Auge sich nach einem Odbach gegen den ohrenerschneidenden Anbläser umfah. Da er sich aber zufällig gerade im Thalgrund der kleinen Kinzig befand, bot sich ihm als solches, nächstes und einziges rund umher

nur das Kloster Kaltenbrunn dar, und er schritt zum ersten Mal eilig auf dieses zu und klopfte ohne langes Besinnen mit seinem Schwertgriff laut an das Thor. Eine Laienschwester öffnete, die bei dem doppelt erschreckenden Anblick eines Mannes und seiner kriegerischen Wehr entsetzt zurückfuhr, und dadurch mochte es dem Einlaßbittenden erst zur Deutlichkeit gelangen, daß er hier in seiner zwiefach ungeeigneten Erscheinung eines ausreichenden Grundes benöthigte, um auf einen Erfolg seines Besuches rechnen zu können. Demgemäß sagte er schnell, daß die Nothwendigkeit einer gewichtigen Mittheilung an die Schwester-Oberin ihn hergeführt, und hatte, während er geneldet wurde, in dem leeren Empfangsranne Zeit, sich auf etwas seiner Vorgabe Entsprechendes zu besinnen. Nach einer Weile erschien die Herbeigerufene hinter einer Zwischenwand des abgetheilten Zimmers, aus dessen jenseitiger Hälfte ihre Augen nur durch ein kleines dichtes Gitterwerk hervorschimmerten, und forderte den Aufömmeling mit noch jugendlich-kräfziger Stimme zur Ansrchtung seiner Botschaft auf. Diese bejaß auf den ersten Moment ein wenig Ueberraschendes, mußte indeß auf weiterreichender Einweihung des jungen Kriegsmannes in die gemüthlichen Bedürfnisse seines Schiltacher Heimathanses beruhen, denn er stellte sich als Zugehörigen desselben dar und erwiderte, daß die vormalige hiesige Cistercienserschwester Benedicta und gegenwärtige Frau Pastorin Josefa Uebelhör von innerlicher Reue über ihren Glaubenswechsel und ihr Verlassen des Klosters erfüllt sei und keinen sichereren Wunsch hege, als in die fromme Gemeinschaft desselben zurückkehren zu können.

Diese unverhoffte Bußfertigkeit einer für immer, sowohl in der Zeitlichkeit als Ewigkeit, Verlorengelauten versetzte die Schwester-Oberin begreiflicher Weise in

eine außerordentlich freudige Aufregung, daß sie nur noch einmal einen prüfenden Blick auf den Ueberbringer der köstlichen Nachricht durchs Gitter warf und alsdann, eine verborgene kleine Wandthür aufklickend, rasch zu ihm in die andere Hälfte des Raumes hinübertrat. Sie bot ein stattliches Ansehen im Anfang der vierziger Jahre und entsprach in ihrem Behaben ganz der Schilderung, welche Frau Josefa von ihr entworfen. Eine strenge Haltung kennzeichnete ihre würdevolle Stellung, und nur ab und zu verrieth einmal ein flüchtiger Glanz im Hintergrunde ihrer Lider, daß unter ihrem schneeweißen Kleide die menschliche Theilnahme an den Erdendingen nicht völlig ausgelöscht sei. Dies erwies sie auch im Verlauf der Uuterredung mit Görz Rüdenschau, welcher besonders hervorhob, daß er ihr nur im Vertrauen über den Seelenzustand Frau Josefa's Mittheilung gemacht und daß vor der Hand Niemand, besonders die letztere selbst nicht, etwas von dem Schritte erfahren dürfe, zu dem er sich gedrungen gefühlt, wenn man nicht die Wiedergewinnung ihrer rennütigen Seele gefährden wolle. Dies mußte der Oberin natürlich große Besorgniß und das Pflichtgefühl äußerster Behutsamkeit einflößen, und nach kurzem Erwägen stellte es sich ihr als das Gerathenste heraus, daß der Hausgenosse der zur Einsicht ihrer Verirrung Gelangenden den Fortschritt ihrer Erkenntniß überwache, nach Kräften fördere und schließlich den Zeitpunkt bestimme, an dem das Kloster berechtigt werde, unter Anrufung der geltenden Gesetze die nur noch durch äußere Gewalt Zurückgehaltene der ersehnten Gemeinschaft wieder einzuverleiben. Zur Veredung alles dessen und Berathschlagung über die erforderlichen Maßregeln erschien der Ueberlegenden eine häufige, womöglich tägliche Meldung an wünschenswertheiten, und Görz Rüdenschau versprach bereit-

willig, sich dieser heiligen Pflicht zu unterziehen. Die vorsorgliche Bedachtbarkeit der Oberin fügte noch hinzu, daß es am besten sein werde, wenn er, um mögliche Auffälligkeit zu vermeiden, sein Kommen in das abendliche Dunkel verlege, zu welcher Zeit sie ihn dann, zur Verhütung jeder Störung seiner vertraulichen Mittheilungen, in ihrem Wohngemach empfangen werde. So reichte sie ihm zur Verabschiedung die Hand, auf die er ehrerbietig seine Lippen drückte, und von ihrem Segen geleitet, verließ er das Kloster Kaltenbrunn, das augenscheinlich seinen kühl anwehenden und winterfrostig abschreckenden Namen keineswegs verdiente.

Deshalb muthmaßlich bewies er auch mit regstem Eifer, daß er des in ihn gesetzten Vertrauens würdig sei und einer eingegangenen Verpflichtung aufs genaueste nachkomme. Zu den drei folgenden Tagen stellte er sich pünktlich um die verabredete Zeit ein und fand keinerlei Schwierigkeit mehr vor, ins Innere des Klosters hineinzugelangen, da die Oberin ihn bereits bei seinem zweiten Besuch mit einem Schlüssel versehen hatte, um selbst das Thor öffnen und unbemerkt den Weg zu ihr einschlagen zu können. Trotz den ausnehmend getreulichen Schilderungen der Räumlichkeiten, die er aus dem Munde Frau Josefa's erhalten, fiel es indeß dem jungen Manne offenbar jedesmal noch schwer, sich in dem dunklen Labyrinth der Kreuzgänge zurechtzufinden. Er verirrete sich bald hierhin, bald dorthin, ehe er sein angestrebtes Ziel erreichte, und mußte oftmals sein Ohr eine Weile lauschend an eine Zellentür drücken, um sich zu vergewissern, ob dieselbe in das Gemach der Oberin führe. Auch am vierten Abend seiner Wiederkehr sah er sich zu einer solchen vorgängigen Untersuchung genöthigt, erkannte dann jedoch an einem von drinnen hervorklingenden schluchzen-

den Stimmenton rasch seinen Irrthum und traf schon um wenige Secunden später in dem richtigen Gelaß ein, dessen Bewohnerin ihn heute mit besonderem Wohlwollen empfing. Es lag dazu allerdings genugsamer Grund vor, denn es war kein geringes Opfer an irdischer Behaglichkeit, daß der Kommende seinem heiligen Zweck darbrachte. Draußen heulte der Ostwind um die Mauern, als ob er einen Wettstreit mit seinem alten Widersacher aus Südwest, wer das höllennäßigste Geschmaube, Gerassel und Gepolter bewerkstelligen könne, zum Austrag bringe, und leistete die Draufgabe dabei, daß er mit tausend angerausteten winzigen Eisnadeln in der Luft herumfuchtelte und selbst die bußfertige Leibesabhartung der Nonnen auf eine zu übermäßige Prüfung gestellt und dieselben von den Bettstühlen ihrer ungeheizten Zellen an den Ofen des Refectoriums zusammengetrieben hatte. Es war in Wirklichkeit ein dies Martis oder vielmehr eine zu Ehren des rauhen Kriegsgottes beginnende Nacht, welche die Schwester-Oberin aufs unwiderleglichste von dem Seelenerrettungseifer des erwarteten Ankömmlings überzeugen mußte. Sie hatte deshalb, um seine leiblichen Kräfte zu unterstützen und erfrischen, eine Flasche besonderen Klosterweins zur Labial-Erfranker für ihn bereit gestellt, setzte sich, während er dankbar und mit sichtlichem Vergnügen einen Becher nach dem anderen ausleerte, an seine Seite und nahm regen Antheil an seinem Befinden.

Frohgemuth verließ Görz Müdenklan das Gemach der Oberin; draußen aber im fast lichtlosen Kreuzgang stieß, fauchte und winfelte der Wind durch irgend einen von ihm entdeckten Spalt, als ob er die vollste Berechtigung, auch in diese geheiligte Stätte einzudringen, beanspruche, und verwirrte offenbar die Sinne des eilig Davonschreitenden dergestalt, daß dieser

sich nicht dem Thor zuwandte, sondern vor der Thür der Zelle innehielt, an der er bereits bei seiner Ankunft heute, wie auch schon mehrmals früher, zur Bergeweiherung seines Ohres gehorcht hatte. Und im nächsten Augenblick that der Lauschende etwas außerordentlich Schnelles, Unerwartetes und Unbegreifliches, denn er öffnete, ohne vorher anzupochen, geräuschlos die kleine Thür und trat, den Finger auf die Lippen legend, in die dahinter befindliche Zelle ein. In dieser befand sich aber die einzige, nicht aus der eisigen Kälte in das Refectorium gestüchtete Nonne, und zwar war dies die jüngste Angehörige der schwesternlichen Gemeinschaft, das vormalige junge Schiltacher Burgfräulein Stilla Söldenrich. Ihre Augen sahen bei der Bewegung der Thür über dem schneeweißen Cistercienser Ordenskleid aus einem fast ebenso schneeartigen, thränenüberströmten Gesicht auf, gewannen jedoch keinen Moment Zeit, Ueberraschung, Staunen oder Schreck an den Tag zu legen, denn in der nächsten Secunde hatte der Mund des jungen Kriegsmannes geklüffert:

„Ich sah Euren Blick, Fräulein, als Ihr Schiltach verließ, daß Ihr lieber unter die weiße Erde als hierher gegangen wäret, und da mir Euer Aukß heut das Nämliche noch deutlicher redet, will ich wenigstens zu etwas nütz in der Welt sein und Euch einen besseren Aufenthalt verschaffen, wenn Ihr Euch mir vertrauen wollt.“

Beim letzten Wort aber streckte Görz Hüdenklat schnell die Hand aus, um die Lippen Stilla Söldenrich's verschlossen zu halten, denn sie hatte einen Schrei ausgestoßen und fiel mit dem nächsten Herzschlag vor namenloser Aufregung, Bestürzung, Gedankenlähmung ohne Antwort besinnungslos hintenüber. Vielleicht eine Secunde lang sah er sie, wie seine Hand sie aufgefassen, unschlüssig-verwirrt

an, dann hob er sie, auch ohne ihre Entgegnung abzuwarten, plötzlich auf seine Arme, lief mit ihr durch die Thür, den Kreuzgang hinunter und dem Aukßenthor zu. Dies öffnete er vermittelst des ihm von der Vorsorge der Schwester-Oberin eingehändigten Schlüssels, schloß es pflichtgetreu wieder hinter sich ab und wandte sich mit seiner reglosen Traglast geradeaus gegen Osten, dem nahen Berg-
abhang zu.

Kein Auge im Kloster Wittichen hatte etwas von ihm wahrgenommen, und nach kaum hundert Schritten befand er sich bei dem einzig von der Schneedecke aufgestrahlten matten Schimmer der Nacht völlig aus der Gesichtweite. Dennoch eilte er mit möglichster Hurtigkeit vorwärts, die Anhöhe hinan, wo sich nur eine einzige Spur und zwar die seiner eigenen Füße eingedrückt, als er eines Abends von der anderen Seite des Berges her bis hier heruntergestiegen. Der Richtung, welche diese Stapsen deuteten, folgte er; seine Bürde war verhältnißmäßig keine schwere, doch immerhin die eines vollervachsenen Menschenkinds, und er mußte steilauf mit ihr zwischen dichten Stämmen vordringen. Manchmal hielt er nothgedrungen an, um seine erschöpft-leuchende Brust zu beruhigen, und lauschte mit gebücktem Ohr einen Moment auf den kaum vernehmlichen Athemzug des Mädchens, dann setzte er mühsam, strauchelnd, gleitend sein Emporklimmen fort. Es dauerte wohl fast eine Stunde, bis er den Stamm des Waldrückens erreicht hatte, auf dem Damian Uebelhör einstmals in Sommertagen mit der Schwester Benedicta im erbaulichen Gespräch gekußmandelt war, und er stieß einen ächzenden Laut des Triumphs aus. Aber nun warf sich ihm der Stwind mit einer so ingrimmigen Wuth entgegen, als stehe er im Dienst der heiligen Humbelina, welche zuerst in grauer Vorzeit vermittelst des

reinigenden Cistercienser Schwesterkleides dem Himmel erbündige weibliche Seelen zugeführt hatte, und vollziehe den Auftrag, die ohne ihr eigenes Zutun dieser tödtlichen Aussicht Enteilende zusammt ihrem Seligkeitsentwender wieder ins Thal der Kinzig zurückzuschrauben. Doch was Görz Rüdengkau einmal unternommen, schien er sich auch von dem lautest tobenden Widerspruch des Himmels oder der Hölle nicht ausreden und auf halbem Wege unvollendet im Stich zu lassen; seine Arme brachen fast aus den Gelenken, seine Kniee gruben sich da und dort schlotternd in einen Schneebrock, allein seine Kraft bewies allem Zorngeheul und Eisnadelgehagel des Sturmes ihren Oberwillen — und nach Ablauf einer abermaligen Stunde ungefähr lag Stilla Söldenrich wiederum in einer kleinen Zelle und gleichfalls auf einem Klosterbett ausgestreckt, nur gehörte dies keiner Pflegstätte weiblicher Weltentfugung, sondern der vormaligen frommen Behausung der Benedictinermönche zu Alperspach an. Mit Stahl, Feuerstein und Zunderlunte hatte Görz Rüdengkau eine bereitstehende Lampe entflammt und stand über die unbeweglich vor ihm auf das Lager niedergelassene weiße Nonnengestalt gebeugt.

Sie war noch immer bewußtlos; er legte leise seine Hand auf die ihrigen, und dieselben fühlten sich vollständig wie in lebloses Eis verwandelt an. Rasch flog er jetzt auf den Ofen des kleinen Wohnraumes zu, vor dem sorglich, gleich der Lampe auf dem Tisch, Holzscheite in Bereitschaft gestellt waren, und eine Minute später knatterte das untergelegte Reifig von feurigen Zungen durchlodert auf. Dann stand der junge Kriegsmann wieder an dem Bett, und zwar zum ersten Mal, seitdem er durch Wenzel Böhheim's und Michael Pütter's Veranlassung nach Schiltach gelangt war —

vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben — rathlos.

Die völlige Schneefarbe des Gesichtes beeinträchtigte die jungfräuliche Schönheit Stilla Söldenrich's nicht, aber es ließ sich nicht anders bezeichnen, sie lag in ihrer Cisterciensertacht da wie eine überaus schöne aufgebahrte Leiche. Es regte sich nichts an ihr, kein Glied, keine Wimper, auch die Brust nicht; ein Athemzug ließ sich nicht mehr vernehmen. Sie war weiß und kalt wie der Schnee draußen, und das Leben in ihr verstummt wie die öden Zellen und Gänge des verlassenem Klosters Alperspach.

Durch Görz Rüdengkau's ganzen Körper dagegen hämmerte, wogte und wüthete es bei diesem Anblick mit einer siedenden Hitze, wie er Aehnliches noch niemals, so lang er zu denken vermochte, empfunden. Er fühlte, daß er auch im Begriffe stand, die Besinnung zu verlieren; die enge Mönchszelle begann sich schwankend, als würde sie vom draußen fortheulenden Oststurm geschüttelt, um ihn auf und nieder zu heben, und irren Blicks ergriff er mit seinen fiebernden Fingern die beiden kleinen Hände des Mädchens und hielt dieselben angstvoll-trampffast zwischen die seinigen gepreßt. So saß er auf dem Bettrand eine lange Weile, nur ab und zu von einem zuckenden Schauer durchrüttelt, nichts als sein eigener sturmschnell rasender Herzschlag war in dem todtenstillen Raum hörbar. Aber dann ward's ihm plötzlich, als habe das Eis zwischen seinen Händen ein wenig von der starren Kälte verloren — athemlos blickte er nieder — ganz leis, schien's, hatte sich die Brust bewegt. Ein unbezwingliches Zittern packte ihn vom Scheitel zur Sohle — da kam ein Hauch, kaum um eine Feder zu regen, von den halbgeöffneten Lippen der Erfrorenen, doch er kam und ein zweiter folgte, und die Hände hatten wieder, wenn auch nur für das feinste

Gefühl merklich, an Wärme gewonnen. Erhellendem Bliz gleich durchfuhr ein Gedanke, eine Erinnerung Görz Küdenklaus Hirn; er drehte sich hastig an der weißen Gestalt abwärts, schlug, doch kaum um Handbreite, den Kleidsaum von ihren Füßen zurück und streifte mit fieberhafter Schnelligkeit die Schuhe von diesen ab. Sie waren noch völlig blutlos erstarrt und zuckten nur einmal unwillkürlich mit leisem Ruck, wie er sie jetzt fest mit seinen heißen Händen umschloß, dann aber mußten sie das Wohlthunende der in sie hinüberströmenden Wärme empfinden, denn sie blieben ruhig in seiner belebenden Obhut.

Lud mählich athmete Stilla Söldenrich vernehmbar, ein leichter Seufzerlaut kam von ihren Lippen, sie hob die eine Hand etwas, wie um dieselbe an die Stirn zu bewegen, doch der Arm fiel, zu schwach, wieder an der Brust nieder. Da leuchtete noch ein anderer Gedanke an etwas, das er völlig vergessen, wie mit trunkenem Glückesstrahl unter den Lidern des jungen Mannes auf. Er sprang empor und lehrte sogleich mit der vorsorglich von ihm erbetenen Flasche aus dem Keller des Klosters Kaltenbrunn zurück, richtete den Kopf der langsam zum Leben Erwachenden zart in die Höhe und führte ihr den feurigen Wein an den Mund. Sie trank mechanisch, mit festgeschlossenen Augen, noch ohne Bewußtsein, doch sichtlich begann das Blut danach mit leiser Röthe in ihren Wangen zu kreisen; er ließ rasch ihre Stirn sich behutjam wieder zurücklegen und setzte die unterbrochene Erwärmung der Füße mit seinen Händen fort. Auch das lustig brennende Feuer des Ofens vollzog jetzt seine Aufgabe und verbreitete milde Lust durch den kleinen Raum; etwa fünf Minuten vergingen noch so, dann flog der Oberkörper Stilla's plötzlich halbaufgerichtet in die Höhe, mit einem heftigen Ruck zog sie ihre Füße aus den

umfassenden Händen unter ihr Kleid zurück und die weit angegeschlagenen Augen starrten mit dem Ausdruck des höchsten Schrecks in das Gesicht des vor ihr Stehenden.

Und nun auf einmal erschien dieses, wenn auch in anderer Art, doch fast noch rath- und hilfloser als zuvor. Es hatte etwas von dem eines großen Knaben, der eine Freveltthat ausgeübt, dabei ertappt worden und scheu den Blick vor der unvermeidlich herannahenden Strafe abdreht. So stand er, wortlos auf das Gefürchtete wartend, aber offenbar zu nahe im Bereich desselben, so daß ihm der letzte Rest von Muth entfiel und er jetzt abgewandten Kopfes vor der drohenden Gefahr davonlief, so weit die Engniß der alten Mönchs-kemenate es verstattete. Es schien, als ob er am liebsten in den Boden selbst hineingetrochen wäre, denn er hockte sich so klein, wie es ihm irgend möglich ward, zusammen, und da saß er im äußersten Winkel der Zelle, leider jedoch immer noch kaum weiter als in dreifacher Armlänge von der Bettstatt entfernt, auf einem Holzstöß und hegte zum ersten Mal im Leben den ihm bisher durchaus fremdartigen Wunsch, seine Mutter hätte vor ungefähr einem Vierteljahrhundert die Menschheit nicht mit ihm bereichert.

Stilla Söldenrich's Augen aber waren einigemal unter sichtlichem Bemühen zur Ansammlung ihrer Gedanken durch den unbekanntem Raum auf und nieder gegangen, und nun trat das Unabwendbare und Schreckensvolle ein, daß auch ihre Lippen sich zu bewegen anfingen und laut verständlich sagten:

„Jetzt weiß ich's — Ihr habt mich hierher gebracht — mitten durch ein eisiges Wasser, in dem ich nicht mehr Athem holen konnte. Wo bin ich hier? Was wollt Ihr mit mir? Weshalb habt Ihr mich weggetragen? Wer seid

Ihr, daß Ihr ins Kloster hineingekommen?“

„Ich bin ein schlechter Kerl“ — kam es wunderlich halblaut von dem Holzfloß aus der Ecke zurück. Es war die einzige Antwort, welche der stotternde Mund des großen Knaben wußte, aber sie klang so überzeugungsvoll und renbedauerlich, daß sie keinen Zweifel an dem gründlichen Bewußtsein ihrer Richtigkeit in der Selbsterkenntniß des Erwidernden beließ. Weiter sagte er nichts, sondern duckte nur den Kopf gleich dem Vogel Strauß noch mehr hinter seine herausgezogenen Kniee herunter; das Mädchen aber war augenscheinlich von dieser Entgegnung und noch beträchtlicher von dem Ton derselben derartig überrascht, daß auch sie nichts als ein einziges Wort darauf versetzte, denn sie fragte nur, mit größtertaunten, doch nicht mehr schreckgefüllten Augen in den Winkel hinüberblickend:

„Warum —?“

„Warum?“ wiederholte er, und seine sonst äusserst redfertige Zunge hatte, wenigstens für den Anfang, ebenfalls etwas finberhaft Ungelenkes — „ja, warum? Ich habe bisher nie darüber nachgedacht — es ist mir nur eben eingefallen. Wenn Ihr es wissen wollt, will ich's gern sagen — was ich selber davon weiß. Das ist nicht viel, aber Schlechtigkeit und Verlogenheit ist Alles. Ich bin kein Junker, sondern nichts als ein gemeiner Landsknecht, der als dummer Teufel aus dem Ungarland fortgelaufen, um auf dem Kandelsstein einen Schatz zu graben, den die Männe vorher weggefressen, und Görz Rüdtenkhan heiß ich auch nicht. Wo ich den Namen gefunden und wie einen gestohlenen Rock an mich gepaßt, weiß ich nicht mehr, aber ich brauchte einen, denn hinter dem Baun, wo der Wind zuerst über mich gepfiffen, hatte keiner bei mir gelegen. Da hab ich den genommen und auf ihn gehört wie ein Hund auf seinen

Lockruf. Und wie einen Hund hat man mich damit angeschrien, denn zum Loden war Niemand für mich in der Welt. Vermuthlich bin ich nicht vom Mond nach Belschland heruntergefallen, aber woher ich eines Tags dort angelangt, hat mir Keiner sagen können, und ich hab auch Keinen drum befragt. Ich war dazu da, im Lager Unrath zu kehren, Geschirr blank zu putzen, an den Ohren gerissen zu werden und mich, wenn ich Hunger hatte, mit den Hunden um die Knochen zu balgen. Nachher durft ich Pferde striegeln und schartige Plempen ausdengeln und bekam Stockhiebe, wenn ich's faul und schlecht gemacht. Das war ehrenvoller, und daran vermert ich's, daß ich größer geworden, und dann hatt ich selbst eine Eisenkappe mit auf dem Schädel und hab in einem Duzend Herrenländer mit drauf losgehauen und gestochen, damit auch Andere es einmal ordentlich verspüren sollten, wie die Hiebe schmecken. Und wie alle Anderen hab ich's gemacht, gehungert und geschlemmt, durch die Kehle geschüttet und auf der Wurfbank gesucht, mich bei Banern und Bürgern durchgelogen von Land zu Land. So bin ich nach Schiltach gekommen; sag't schon, wozu: um Michael Böheimb's elendige Narrethei; hab den Lenten für Kost und Trunk hier blauen Dunst ins Gehirn geblasen wie anderswo, auch Eurem Vater mit dem großen Ellixir ans geschabten Dachziegeln, Damian Uebelhör mit dem Teufel vom Vorstenwies bis zum Apfelwurm; hab den Jungferu schön gethan und mir von einer zutraulichen Schwester schön thun lassen; weiß der Leibhaftige, das war das Härteste. Aber es ist mir nie gekommen — bis — bis ganz vor Kurzem — daß ich ein schlechter Kerl sei.“

Damit verstummte Görz Rüdtenkhan und zwar mit denselben Worten und dem nämlichen Ton der Vollüberzeugung von ihrer Richtigkeit, womit er begonnen.

Stilla Söldenrich hatte, ohne ihre Stellung im geringsten zu verändern, zugehört, nur aus ihren Augen war jetzt der letzte Rest des erschreckten Ausdrucks, der bei der Wiederkehr ihres Bewußtseins darin gelegen, spurlos fortgeschwunden. Ersichtlich kreiste das Blut gegenwärtig wieder mit voller Lebenskraft durch ihre Glieder, denn es färbte bereits ihre Wangen, Schläfen und Stirn fast mit einem blühenderen Roth, als dieselben es vor ihrem Eintritt in das Cistercienserkloster besaßen. Ein kurzes Weitchen versetzte sie nichts, und nur der Wind schnurrte und pfliff draußen im Gang an den Wänden der behaglich erwärmten Zelle entlang. Dann öffnete Stilla die Lippen, schloß sie jedoch wieder und schwieg noch einige Secunden lang, bis sie gleichfalls, etwas zaudernd, ihre vorherige Frage wiederholte:

„Und warum ist Euch — ganz vor Kurzem — der Gedanke gekommen?“

Der Angeprochene war unverkennbar wiederum auf diese Frage nicht vorbereitet, er sah zum ersten Mal aus seiner Ede auf, und dies brachte abermals keinen Vortheil für die Geleutigkeit seiner Zunge mit sich:

„Weil“ — stotterte er — „mir kam's wohl schon länger — seit Monden — aber heut erst so — daß ich nicht von hier fortgehen könne, ohne Eure Verzeihung für das zu erbitten, was ich in meiner Schlechtigkeit an Euch begangen — oftmals — doch am meisten damals in Eurem Gemach —“

Er kam nicht weiter, und es war, als ob die Lippen Stilla Söldenrich's, ihre eigenthümliche und über diese Stunde hinaus nicht wohl zu bemessende Lage völlig vergessend, mit einer Anwendung zum Lachen kämpfen mußten, wie sie erwiderte:

„Und darum — um mir das hier zu sagen — habt Ihr mich mit List

und Gewalt aus dem Kloster fortgeholt?“

„Ja,“ brachte Görz Rüdtenklay noch stotternd hervor — „nein — weil ich wußte, Ihr könntet's nicht ertragen und müßtet drin sterben — das hatt ich an Eurem letzten Blick gesehen — und —“

„Und?“ wiederholte sie.

„Und weil —“ und auf einmal hatte sein Mund das bänglich-ungewisse Stocken überwunden, und auch seine Augen ruhten groß und glänzend auf dem schönen Gesicht vor ihm — „und weil ich Euch noch einmal im Leben sehen mußte und Euch sagen, Ihr hättet's gemacht, daß ich zur Einsicht gekommen, welch ein schlechter, nichtsnutziger Lumpen ich gewesen. Das wollt ich Euch sagen und es Euch danken, daß ich es nicht fürder mehr sein werde, obzwar es mir nun ganz gleichgültig ist, was Zeit und Umstand fernerhin mit mir anfangen. Denn Ihr habt's auch gemacht, daß ich erst hier innen eingesehen, wie jämmerlich das Leben es mit mir gemeint und mich ohne Vater und Mutter, Geschwister, Sippschaft, Freunde und Liebe ganz allein, verlassen und elendiglich wie einen Hund in die frostige Welt hineingestoßen hat. Das weiß ich Alles jetzt, und die bittere Noth hast du mir angethan, Mädchen, und deshalb hast auch du etwas an mir zu vergüten, daß ich den Muth habe, dich zu bitten, einmal, ehe ich wieder weiter in den großen Schneehaufen draußen davonlaufe, deine Hand küssen zu dürfen, ohne daß du mir sagst, wie entsetzlich widerwärtig ich dir sei.“

Das war die erste Offenbarung der mit Görz Rüdtenklay vorgegangenen eigenthümlichen Veränderung, nach deren Ursache sich besonders die Jungfrau Frida Trautwein und Frau Josefa Uebelhör seit einigen Monaten vergeblich oftmals die Köpfe zerbrochen gehabt, und der im Winkel Eigende war über das Ergebnis

seines eigenen Mundes, daß man so etwas wirklich mehr oder minder verständlich mit Worten sagen könne, selbst derartig verdußt, daß es ihm gar nicht in die Vorstellung gerieth, auch nach dem Inhalt seines Schlupfahes zu handeln. Vielmehr blieb er, und nach seiner Miene jetzt wieder in sehr muthloser Erwartung einer Antwort, unbeweglich auf seinem Plage, und es war äußerst merkwürdig und überraschend, auf einmal und eigentlich ohne alle Vorbereitung zu erkennen, daß sich auch in Stilla Söldenrich eine kleine abgeschlossene Werkstatt befinden mußte, in der bereits seit geraumer Zeit unermüdlich geklopft, gehämmert, gewirkt und gewebt worden, ohne daß sie selbst eine deutliche Vorstellung besaßen, woran dort so eifrig gearbeitet werde. Offenbar aber war die Urheberschaft wieder in dem Kleinen, immer mit neuem Blut angefüllten Gefäß zu suchen, dem von nachdenklichen Gemüthern die Schuld an aller irdischen Unrast und Wandlung beigemessen wurde — das auf dem Holzstoß vor ihr einen groben Stoff allmählich zu einem feinen Gespinnst umgestaltet und ebenso in ihr selbst sich einiger dünnbrechlicher Fäden bemisstert hatte, um daran vielfältig zu knüpfen, schlängen, einzuschlagen und so mit heimlicher Unerdroffenheit ein Weberkunstwerk zu Stande zu bringen, von dessen völlig fertiger Vollendung sie bis vor einer Minute selbst noch gar keine Ahnung gehabt. Denn plötzlich flog Stilla Söldenrich wie eine große weiße Taube von ihrer Lagerstatt auf, gerade gegen den reglosen jungen Landsknecht hinan, und rief:

„Du — Görz Ridenklan — wie du heißt — wer du bist — ich bin ja noch viel verlassener, trostloser, elendiglicher in der Welt dran als du — mich hat kein Mensch je lieb gehabt und ich auch keinen, ehe mir einer in den Weg kam, der mir so widerwärtig war, daß ich vor ihm ins

Kloster lief, um darin zu erfrieren. Aber das warst du nicht, denn du hast mich ja nicht erfrieren lassen, sondern mich mit deiner eigenen Wärme wieder lebendig gemacht, ich weiß es jetzt wohl — und ich weiß auch, daß du kein schlechter Kerl bist, wie du sagst, und nie gewesen, vielmehr nur ein armes, umgeworfenes, vom Leben ausgeraubtes Menschengeschöpf wie ich auch — und da paßt meine Hand in keine andere auf der Welt besser, nicht daß du sie küssest, denn das ist sie nicht werth und hat sie nicht um dich verdient — sondern daß du sie in deine nimmst und dir Abbitte von ihr thnn läßt —“

Das sagte hastig Stilla Söldenrich's Mund, aber ihre Augen sprachen noch viel mehr, und plötzlich flog nun auch Görz Ridenklan von seinem reumüthigen Sitz auf, stieß einen Ton aus der Brust, wie vermuthlich das Kloster Alperspach ihn seit seiner Gründung noch nicht gehört, schlang beide Arme um den Hals des Mädchens, dessen braunes Haargelock unter der Cistercienserschere gefallen war, so daß seine Hände auf der weichen weißen Rundung ihres Nackens zusammentrafen, und küßte nicht ihre Hand, sondern ihre Lippen. Und dann hob er sie janzchend wie im Kloster Kaltenbrunn auf die Arme, trug sie an die Bettstatt zurück, setzte sich auf den Rand derselben und Stilla auf seine Kniee, legte ihren Kopf an seine Brust und seine beiden Hände wie über ein schlafendes Kind sanft und fest über ihre Schläfe, und nur der Wind heulte, rüttelte und fauchte draußen um das Kloster Alperspach durch die Nacht.

Sie schlief indeß nicht und er ebensov wenig; daß sie eine ganze Zeit lang unbeweglich so dajaßen, entsprang nur einem übereinstimmenden Bedürfniß der beiden Weberknechte in ihnen, sich nach so andauernder und besonders in den letzten Minuten so blitzhaftiger Thätigkeit eine

Weile Ruhe zu gönnen und zum ersten Mal zu betrachten, was für ein curioses gemeinames Stück Arbeit sie da eigentlich fertig gestellt hatten. Und beide redeten veruehmlich, daß auch die nähere Begutachtung keinen Zweifel belasse, das- selbe trage in sich selbst festesten Halt und Bestand, sei ganz unlöslich in der Ver- knüpfung und mübertrefflich in der Aus- führung und habe gar nicht anders werden können, als wie die fest um euander ge- schlungenen Arme es gegenwärtig sinn- bildlich darstellten. Nach dieser befriedi- genden Prüfung der inneren Haltbarkeit drängten allgemach aber in Stilla's Seele sich allerhand bedeutlich aufwachende Fra- gen über die äußere zusammen, ihr brau- nes Köpfchen fing an, sich unruhig auf seiner Ruhestatt hin und her zu regen, und fuhr zuletzt unter dem übermächtigen Anblausen der gleich dem Dsturm draußen heranschauubenden Gedanken mit einem Ausruf: „O Gott!“ in die Höhe. Dann besand sich ihr rosenrothes Gesicht zum ersten Mal wieder in Anschauungsweite vor dem ihres Zellengenossen, und sie stieß, ihn mit anderer Aengstlichkeit als zuvor anblickend, nochmals aus: „O Gott — wo sind wir denn hier — und wohin soll ich — sollen wir Beide denn?“

„Darüber habe ich vor der Hand noch nicht nachgedacht,“ antwortete Görz Rü- denklan nicht sehr trostreich, aber genau der Wahrheit gemäß, und daß er noch keine Zeit dazu gefunden, konnte Stilla ihm im Grunde nicht zu sehr übel neh- men. Gleicherweise indeß ließ es sich ihr nicht verargen, wenn sie von dieser Frage etwas früher und dringlicher in Anspruch genommen worden, und er fügte deshalb sofort, doch mit großer Seelenruhe hinzu: „Darüber wollen wir also jetzt zusam- men nachdenken“ — und um dies besser zu ermöglichen, legte er den rechten Arm wieder um ihren Nacken, zog ihren Kopf abermals an seine Brust und fuhr fort:

„Ans Kloster, denke ich, willst du nicht zurück?“

Sie mußte trotz ihrer Rathlosigkeit die Lippen verziehen: „Du — nein, du nicht, ich meine, Görz Rüdenklan war wirk- lich —“

„Was?“

„Was du von ihm gesagt — wenigstens werden die weißen Schwestern es auch von ihm sagen.“

„Das heißt, dünkt meinem Ohr, du willst nicht wieder zu ihnen. Im Uebri- gen haben sie keinerlei Ahnung, welcher Marder die Taube aus ihrem Schlag ge- holt, und werden mutmaßen, daß sie von selbst in den Schnee hinausgeflogen ist. In das alte Gulenneß zu deinem Vater kannst du auch nicht wieder, scheint mir —“

Ein Aufjucken des Mädchens unterbrach ihn, ihre Stirn fog schreckhaft wieder von ihm und sie entgegenete verwirrt, mit stotternder Zunge:

„Nein — lieber tod — überall hin, nur zu ihm nicht! Er würde mich um- bringen wie meine Mutter — ist nie mein Vater gewesen — mir graut vor ihm —“

Ein eigenthümliches Lächeln spielte um die Lippen des jungen Hörers:

„Glaubst du, daß er Leute, die ihn nicht zu Willen sind, nur so einfach um- bringt?“

Run sahen Beide Augen sich einen Moment sonderbar an, dann warf Stilla Söldenrich, die ihrigen verbergend, den Kopf plötzlich an seine Brust zurück und schluchzte:

„O Gott — ich glaube nichts — ich weiß nichts —“

Berstunmt lag sie eine Weile so, seine Hand strich zart über ihr Gesicht, ihr Herz hämmerte wieder unruhvoll heftig hin und her. Endlich stammelte sie leise:

„Und wenn du's weißt — willst du mich doch — zu deiner Frau —?“

Lachend, doch aus glücklichem Herzen herauf, antwortete Görz Rüdtenklau:

„Willst du mich aus Liebe für deine Schwiegereltern heirathen, Mädchen? Ich kann dir nicht dafür stehen, daß mein Vater nicht heutigen Tags noch irgendwo an der Herberge der drei Säulen als Schenkzeichen aushängt, und meine Mutter — wenn ich eine besessen — ist vielleicht bei Gelegenheit eines christlichen Holzbrandes mit in Rauch aufgegangen. An mir wenigstens hätte sie's redlich verdient, denn sie hat mich vermuthlich irgend wohin geworfen und liegen lassen wie eine blinde junge Kage, und darin passen wir also wieder zusammen, Stilla, wie unsere Hände. Der Mensch thut besser, sich nicht zu viel drum zu bekümmern, aus welchem vermoderten Sumpf sein Samen Korn aufgewachsen sein mag, sondern wohinaus er in die lustige Luft weiter zu grünen gedenkt. Und da die Welt draußen einstweilen nicht grün, vielmehr so weiß als möglich ist, dünkt's meinem Fränkchen Verstand, das du mir heut Nacht übrig gelassen, als Bestes und Einziges, daß du vor der Hand hier in der alten Mönchskemenate im Kloster Alperspach verbleibst, wo die Spürnase keiner Schneeeule dich auswittern wird und ich Acht haben kann, meinem Täublein täglich so lang Futter zu streuen, als es in dem wunderlichen Schlag mutterjeßelnallein in den Winter hinausgurren muß.“

„In Alperspach — hier — allein — wenn du fort bist?“ erwiderte Stilla, sich schein umblidend. „Nein — laß uns zusammen von bannen — gleich — durch den Schnee, wohin du willst, ich gehe mit dir!“

Doch er lachte: „Damit sie den Vogel an seinem Gefieder erkannten und ihn mir wieder wegfliegen, bevor aus Morgen und Abend der andere Tag geworden! Wir müssen erst eine Wanderschwalbe aus dem Schneefinken machen; ich bin selbst von

der Art und werd mich schon drauf verstehen. Das wär das Vergste nicht, aber eine Cistercienser Schwesterstafche pflegt kahl zu sein wie die eines Landsknechtbruders, und zwei Menschendifter mit leerem Saß finden auf Erden kein Wohlgefallen und selbst nicht viel davon am Himmel, den sie mit sich herumtragen.“

Betroffen sah das Mädchen bei diesem zum ersten Mal mit neuer Schreckhaftigkeit in ihr geregten Gedanken auf und stotterte schier verzagend:

„O Himmel — ja — wie sollen — wie können wir —?“

Görz Rüdtenklau aber fiel ihr in die ängstliche Frage: „Hab nicht zu viel Sorgniß, Kind! Weißt du, Wenzel Böheim hat einen Schatz hier herum vergraben und Michael Pütter hat sich nur in der richtigen Stelle geirrt. Das verstehst du nicht, mein künftiger liebster Hauschatz, und brauchst's auch nicht. Es ist immer etwas Teufelswerk von Nöthen, um einen Schatz zu heben, aber an diesen kann auch Einer gerathen, ohne drum wieder ein schlechter Kerl zu werden, denn der gute Wenzel Böheim, der mich hierhergebracht, hat ihn eigentlich dir zu Recht vermacht und mich beauftragen wollen, ihn für dich einzuholen. Es giebt verwunderliche Schätze in der Welt, aber du bist der beste, und den muß ich gleich noch einmal heben.“

Und der junge Landsknecht schlang die Arme um Stilla Södenrich's schlanken Leib, hob sie empor, setzte sie wieder auf seine Kniee und flüsterte ihr Mancherlei ins Ohr, was kein anderes zu hören brauchte und auch Niemand sonst, als das nächtliche Windgebräus an den Fenstern des alten Klosters Alperspach vernahm. Doch zuletzt kam ein Moment, darin stand Görz Rüdtenklau auf der Schwelle der kleinen Mönchszelle, winkte noch einmal mit glänzenden Augen zurück und wanderte eilig, ohne des erwärmenden Hüß-

mittels der Schwester-Oberin zu bedürfen, durch das Dunkel der grimmigen Winter-
nacht seinem Schwalbennest in der guten
Stadt Schiltach zu.

*
*
*

Schon am nächsten Morgen aber fand
Görz Rüdtenklau sich wieder innerhalb
der Maueru des Klosters Alperspach ein
und bot, allerdings nicht in der äußeren
Erscheinung, doch seinem Thun und Trei-
ben nach, jezt Tag um Tag die merk-
würdigste Nehmlichkeit mit einer Schwalbe,
welche regelmäßig in ihr Nest zurückkehrt,
um den darin harrenden, unflüggen Hun-
ger mit Nahrung zu versorgen. Wer ein
achtsames Auge über den Küchenangelegen-
heiten des Schiltacher Pfarrhauses ge-
halten hätte, müßte von einer räthsel-
haften Zunahme des täglichen Verbrauchs
darin in Verwunderung und auf den Ver-
dacht der Mitbewohnerschaft auffällig
wählerischer Ratten gerathen sein, die von
Allem sich nur das Beste, doch dies gleich
in ganzen Stücken aneigneten und mit so
ungewöhnlichen Zähnen ansgerüstet wa-
ren, daß sie sogar zinnerne Flaschen zu-
samt dem Inhalt derselben verschwinden
ließen. Allein es befand sich Niemand im
Hause, der irgend etwas von diesen Vor-
gängen und der daraus zu folgernden
naturgeschichtlichen Merkwürdigkeit wahr-
nahm. Diejenige, welche unstreitig zunächst
dazu berufen gewesen wäre, war Ursula
Röckenfeller, aber diese regte seit gerannmer
Zeit den Eindruck, überhaupt keinerlei
Sinneswahrnehmungen mehr zu machen.
Sie hörte nicht, wenn Jemand ihren
Namen rief, und fiel über Bänke und Ge-
räthe, die am hellen Tage breit im Wege
standen. Gemeiniglich kanerte sie, einer
haarigen Winkelspinne gleich, in einer Ecke,
sprang ab und zu auf, schob einige Mal
wie an unsichtbaren Nestsäden hastig kreuz
und quer und hochte sich wieder in ihr

dundles Brutloch zurück. Denn sichtlich
brütete Tag und Nacht etwas hinter ihren
unnschielenden Augen, nur wenn sie den
Schritt ihrer Herrin vernahm, fuhr sie
horchend auf, ob dieser sich dem Gemach
des jungen Hausgenossen zuwende. Das
geschah mit großer Pünktlichkeit täglich
um die Dämmerzeit, und dann schlich
Ursula Röckenfeller auf den Behen aus
der Küche hinaus und stand wie eine an
einem Maujeloch lauernde Kage mit grün-
lich glimmernden Augensternen vor der
Thür, die Frau Josefa hinter sich ge-
schlossen. So befand sie sich offenbar
weder in der Gemüthsstlage noch dem Voll-
besitz geistiger Urtheilskraft, um den Unter-
schied des häuslichen Bedarfs zwischen der
Gegenwart und früherem Verbrauch richtig
zu bemessen, und ebensowenig erübrigte
die Thätigkeit Damian Uebelhör's dafür
einen Augenblick der Muße. Der Pfarrer
war neuerdings durch einen großartig er-
hebenden Gedanken Görz Rüdtenklau's in
sieberhafte Erregung versetzt, die eigenste,
wirkliche Gestalt und Erscheinung des
höllischen Fürsten, wie dieser sich ohne
betrügerische Vermummung unter den
Seinigen bewege, ansündig zu machen
und zu Nuß und Abschreckung der Christen-
heit seine derartige eigentliche Natur als
Bildniß dem heilsamen Werke „De rebus
diabolicis“ vorzusetzen. An diesem Plan
arbeiteten Beide rastlos bis über jede
Mitternacht hinaus und waren in ihrer
Erkenntniß so weit vorgerückt, daß die
eifrig erforschte Gestaltung ihnen als eine
völlig unanzweifelbare deutlich vor dem
geistigen Blick stand. Um diese aber zum
Zweck der Abcounterfeinung auch vor die
leiblichen Augen zu stellen, hatte der junge
Kriegsmann es über sich vermocht, seine
Vereitwilligkeit zu erklären, mit eigener
Person diese Erscheinungsart des leib-
haftigen Feindes zur Anschauung zu brin-
gen, wie sie ihm unter seinen hundert-
fältigen Erfahrungen und eigenen Begeg-

nungen mit demselben einmal selbst vorgekommen. Das hatte Damian Uebelhör mit einem ebenso begeisterten als dankbaren Ausblick vernommen und seinen unschätzbaren Gast gebeten, keinen Tag zu säumen und keine Kosten zu sparen, sondern auf die Rechnung des Pfarrers alles dasjenige zu beschaffen, was zur augenfälligsten und vollendetsten körperlichen Darstellung des großen Weltverderbers erforderlich sei. Und so legte Görz Rüdenkan eine neue Geschicklichkeit an den Tag, mit Beihülfe eines Schiltacher Schneiders, dem der geheimnißvolle Endzweck seiner Thätigkeit jedoch selbstverständlich unbekannt blieb, unter allerhand Bekleidungsstoffen das Geeignete auszuwählen und zur schließlichen Gesamtverwendung zu bereiten.

Durch diese Beschäftigung mußte aber sein Augenmerk weiter auf das interessante menschlicher äußerer Umhüllung überhaupt und zwar nicht nur männlicher, sondern auch weiblicher gelenkt worden sein, denn er bewies zu anderen Zeiten des Tages jezt gleichfalls eine rege erwachte Theilnahme an der Kleidung Frau Josefa's und vermochte sein innerliches Begehren nicht schweigend zu verbergen, sich ein Urtheil darüber zu bilden, welche ihrer Gewandungen am vortheilhaftesten ihre Schönheit hervorhebe. Diesem Wunsche kam sie in ihrer stets bewiesenen Gefälligkeit bereit entgegen, sann selbst ernstlich darüber nach, in welcher Weise sie ihm die sicherste Entscheidung ermöglichen könne, und gelangte zu dem Ergebniß, ihn am besten einmal in ihr Gemach zu führen und ihren ganzen Vorrath an Kleidern dort vor seinem Blick auszubreiten. Er betrachtete dieselben mit großer Aufmerksamkeit und sprach die Vermuthung aus, daß ein zeisiggrünes Gewand den Reiz ihres Wuchses besonders erhöhen würde. Sie stimmte dieser Annahme freilich nicht bei, er ver-

harrte jedoch zuversichtlich auf derselben. In solcher Zufriedenheit nahm denn Damian Uebelhör's Ehegenossin so wenig wie Ursula Rödenkeller etwas von der neuerdings in ihrem Hause eingemieteten merkwürdigen Ratte wahr, obwohl diese ein Geschöpf von ganz besonderer Schlauheit, Körperkraft und Seltsamkeit der Gेलüste sein mußte. Denn um einige Tage später hatte sie sogar das zeisiggrüne Kleid — muthmaßlich von der Farbe angelockt und dasselbe als etwas für ihren Hunger Verwerthbares betrachtend — aus dem Schrank fortgeschleppt und spurlos in einem ihrer Schlupflöcher verborgen, ohne jedoch Frau Josefa Kummer damit zu bereiten, denn auch diese häusliche Einbuße entzog sich der Kenntnißnahme ihrer erfreulicher angeregten und beschäftigten Gedanken.

In solcher erwartungsvoll-sreudigen Stimmung der letzteren trug aber bei ihr, wie mehr oder minder bei allen mit lebendigem Blut begabten Geschöpfen, wesentlich der Umstand bei, daß mit dem Ausgang des Märzmondes plötzlich und geradezu über Nacht der grimelige Polarbär von unsichtbaren Händen aus allen Thälern, Schluchten, Klüften und Winkeln des Schwarzwaldes herausgeschleudert worden war. Ueberall, wo er eben noch auf seinem großen weißen Lager die Zähne gefletscht und knurrend sein eisbetrotteltes Fell geschüttelt, flogen, wie trunken taumelnd, gelbe Schmetterlinge, blähten mit kaum glaublicher Schnelligkeit Weischen herauf und betrieben ebenso hurtig Vögel unterschiedlichsten Gefieders und mannigfaltigster Sangesart das vernünftig-eifrige Geschäft des Nestbaus. Die neue Stimmung, welche sie ergriffen, ließ ihnen dasselbe als unumgängliches Erforderniß scheinen, denn der Frühling übte nach dem Vorbild des entthronten Winters, wenn auch mit weniger frostigem und unlieblichem Geheiß, doch genau eine

ebenso unbedingte Herrscherwillkür, die ihre Tyrannei nur dadurch erheblich abschwächte, daß sie äußerst Wenige betraf, welche ihr Abneigung und Widerstand entgegenzusetzen trachteten. Unter die Zahl der letzteren jedoch gehörte Frau Josefa Uebelhör keineswegs, vielmehr fühlte sie sich freudig gleich den Blumen, Schmetterlingen und Vögeln auch von ihrer menschlichen Verpflichtung durchdrungen, sich der Herrschaft des Frühlings nicht zu entziehen, sondern seinen Geboten unterthan zu erweisen. Sie wartete im Gegentheil von Tag zu Tag mit lebhafterer Ungeduld auf eine Kundgebung seiner Willensmeinung und unterschied sich dergestalt vielleicht unter sämmtlichen Zu- und Anwohnerinnen des Schiltachs am hervorragendsten von den Inhabinnen des Cistercienserklosters Kaltenbrunn, deren weiße Erscheinung durch den jähen Wechsel eisigsten Winterathems und fast sommerlicher Sonnenglut wenigstens äußerlich nicht die geringste Veränderung erlitt. Ebensovienig indeß fand eine solche in der vielseitigen Tagesthätigkeit Görz Rüdtenklaus's statt. Am Nachmittag stellte er sich mit gewohnter Regelmäßigkeit bei dem Ritter Burkhard Sölbeurich ein, den die an ihn gelangte Botenschaft von dem räthselhaften Entweichen seiner Tochter aus dem Kloster kaum zu einer momentanen Unterbrechung seiner alchemistischen Arbeit und nur zu der kurzen Aeußerung veranlaßt hatte, die Sache gehe ihn nichts an, die Schwestern sollten achten, daß sie die verkaufene Dirn wieder zu Händen bekämen und sie mit Striden in ihrer Zelle festbinden. Wenn der junge Kriegsmann aber am frühen Morgen schon zur Erhaltung körperlicher Rüstigkeit seinen hurtigen und weiten Lauf entweder durch das obere Kinziathal oder über die Berge, doch stets in nördlicher Richtung ausgeführt hatte, fand er zumeist vor der Mittagstunde noch Zeit, im Kloster Kalten-

brunn vorzutreten und durch eine Unterredung mit der Schwester-Oberin in Erfahrung zu bringen, welchen Erfolg oder bisher bedauerlicher Weise steten Mißerfolg die Nachsuhnung nach der vermittelst völlig unbegreiflicher Hülfsmittel über die hohe Mauer oder durch die verschlossene Thür entflohenen Novizin gehabt habe. An der Entdeckung derselben nahm Görz Rüdtenklaus ebenso unausgesetzt regen Antheil wie an der Wiedergewinnung der Person und des Seelenheils der vormaligen Schwester Benedicta, so daß im Maße der Wiederkehr dieser vertraulichen Besprechungen auch die Werthschätzung der letzteren sich bei der Oberin von Tag zu Tag noch steigerte, und am Abend gab der eigentlich kaum mehr als Gast betrachtete Zugehörige des Schiltacher Pfarrhauses sich zu Damian Uebelhör's außerordentlichster Befriedigung so unermülich seiner Anfertigung zur getreuen Bildnißwiedergabe der unvermummt-familiären häßlichen Hausherrtracht hin, daß der Pfarrer diese mit Nächstem an ihm für ihre heilsame Ausnützung zu verwerthen hoffen konnte.

Dergestalt war nun bereits der neunte Tag im Aprilmonat des Jahres 1533 herangekommen und die Sonne hatte schon seit zwei Wochen unablässig mit so julimähiger Hitze vom wolkenlosen Himmel auf die Häuser der guten Stadt Schiltach herabgebrannt, daß überall die angedörrte Holzschindelbedachung und Seitenwandbedeckung derselben sich leise knisternd und knasternd an den Seiten krumm in die Höhe zu ziehen anhub. Diese ansahmsweise anhaltende und nach allen Richtungen überaus wirksame Verfrühung sommerlich-brütender Himmelsglut trug aber nicht dazu bei, Frau Josefa's ungeduldige Erwartung der herannahenden Herrlichkeiten des Frühlings zu beschwichtigen, und als sie um die Sonnenuntergangszeit des genannten Tages den Schritt

Görz Rüdtenklaus heimkehren und sich der Kammer des letzteren zuwenden hörte, folgte sie ihm schon in der nächsten Minute dorthin nach und zwar mit einer Entschlossenheit ihres Gesichtsausdrucks, welcher deutlich bejahte, daß sie es endlich an der Zeit halte, sich heute auch über den Einfluß, welchen der Lenzmond auf das Gemüth des jungen Kriegsmannes übe, genau zu unterrichten. Dieser zeigte sich jedoch ungemein zerstreut und abwesenden Geistes, so daß ihre Worte nicht den gewünschten Erfolg ihres Wissensgelüstes erzielten. Dazu rebete sie lächelnd: „Ich denke, Ihr habt Euch jetzt genugsam überzeugt, daß ich keine teuflische Vermummung, sondern ein wirkliches Weib bin, so daß Ihr bei mir Eures einstmaligen Schutzmittels nicht bedürftig seid,“ und unter diesen Worten nestelte sie ihm den Rock so weit auf, daß ihre Hand das kleine Amulet zu fassen vermochte, das ihn, nach seinem Bericht am ersten Abend unter Gervas Trautwein's Lindenbaum, dereinst im Lagerzelt vor der höllischen Anfeindung in Weibsgestalt beschirmt gehabt. Doch ob Görz Rüdtenklaus sich noch so sehr in Gedankenabwesenheit befand, daß er sich trotzdem solcher Befürchtung abermals hingab, er fuhr, offenbar in diesem Moment erst zur Besinnung und Auffassung des an ihm Geschehenden gelangend, plötzlich zurück. Das Nämliche aber that ganz zugleich auch die Hand Frau Josefa's, denn im selben Augenblick hatte ein knarrender Ton das Oeffnen der Thür verkündet, und aus den beiderseitigen entgegengesetzten Bewegungen ergab sich ein so heftiger Ruck, daß der hülfreiche Talisman des jungen Landsknechtes sich nicht nur von seiner Halskette losriß, sondern gewaltsam auch aus den Fingern, die ihn gehalten, durch die Kammer davonflog. Klirrend hüpfte und rollte die Amuletmünze in Gestalt eines alten durchlöchernten und verbeulten Se-

bastianspfennigs über den Boden und zwar gerade vor die Füße Ursula Ködenfeller's, welche durch ihr unvermuthetes plötzliches Eintreten den Anlaß zu seinem lustigen Flug gegeben hatte, stumm auf die beiden Gestalten vor sich hinstarrte und nur unwillkürlich jetzt den Blick auf das kleine kreiselnde und klappernde Ding dicht neben ihrem Rocksaum niederschlug. Aber im gleichen Moment lief ein krampfhaftes Zucken durch ihre sich weit aufreißenden Lider, einer rauhaarigen Spinne, die nach einer in ihrem Netz zappelnden Fliege hervorsteht, ähnlicher denn je, packte Ursula Ködenfeller mit herabfahrender Hand das herrenlos gewordene Amulet und stürzte, die Thür hinter sich zuschlagend, ohne einen Laut wieder davon.

Frau Josefa hatte gleichfalls kein Wort geäußert, auf ihrer Stirn dagegen kennzeichnete ein stark ausgebrochenes Roth äußersten Amuth über die unzeitige Durchkreuzung ihrer Belehrung, welche nun bereits zum zweiten Mal in sehr ähnlicher widerwärtiger Weise durch die nämliche ungeschlachte Persönlichkeit stattgefunden. Allerdings beschwichtete es ihre zornige Erregung beträchtlich, daß Görz Rüdtenklaus sie um die Vergunst bat — weil eine genaue Verabredung und wichtige Prüfung ihn gegenwärtig nöthige, sich in Damian Uebelsör's Studiergemach einzustellen — ihm ihre Wiederkehr am nächsten Tage zuzusagen, wo er sie hier erwarten werde. Aber nach draußen zurückgelangt, schritt Frau Josefa dennoch, um ihrerseits ebenfalls nichts zur Verhütung solcher wiederkehrenden Unterbrechung zu verjäumen, geradeaus in die schon dämmernde Küche hinüber und sagte kurz, doch mit unbeirrbarer Willensbestimmtheit:

„Morgen früh scharst du dich ans meinem Hauje zum Teufel, alte Hexenkrot! Verstanden? Basta!“

Aus dem dunklen Winkel, in welchem Ursula Röckenfeller zusammengelauret hockte, kam keine Antwort, und sie brachte überhaupt an dem Abend keinen Ton mehr zwischen ihren zahnlosen Lippen hervor. Nur als die Bewohner des Pfarrhauses sich zum Schlaf begeben, rakte sie die Herdlohlen wieder aus der Asche, blies darauf, zündete ihre zuvor ausgelöschte Küchenlampe nochmals an und kroch mit dieser in ihr Schnipfloch zurück, wo sie blöden Auges und lautlos lippenmurmeltend auf den Sebastianspfennig in ihrer verranzelten Hand niederstierte. Ihr Mund buchstabirte ohne Ton die Inschrift der alten verschabten Münze, sie schloß die Augen und ihre Finger befühlten die Venten und Buckel des durchlöchernten Geldstücks. Mehr als eine Stunde verbrachte sie so, dann that Ursula Röckenfeller etwas Entsetzliches, dem zum Glück keine anderen Augen als ihre eigenen zu Zeugen dienten. Sie öffnete das Kleid an ihrem Hals, streifte es weiter abwärts und betrachtete ein erbseingroßes dunkles Mal in Gestalt und Farbe einer Maulbeere, das von dem braungelben Grundton seiner Umgebung allerdings kaum mit erheblichem Gegensatz abstach. Und nun stand sie auf, sagte mit der einen Hand ihre dunstende Lampe, mit der anderen eine wuchtige Küchenaxt und schlich auf den Zehen an die Kammerthür, durch deren unvermuthetes Aufreißen sie am Abend den gerechtfertigten Verdruß Frau Josefa's auf sich geladen. Ein paar Sekunden stand sie hochend, dann trat sie geräuschlos hinein.

Der Inhaber des Gemaches lag fest schlafend in seinem Bett ausgestreckt. Schritt um Schritt bewegte sich seine mitlernächtliche Besucherin gegen ihn zu, hielt jetzt die Lampe in der Linken, streckte ihre Rechte, langsam vorrückend, nach dem Halse des Schlafers und zog ihm behutjam das grobe Vinnenhemd bis an

die Mitte der Brust herab. Unter dem Rande desselben hervor hob sich nun von seiner weißen Haut ein dunkler Fleck, unverkennbar ein Muttermal, und eigenthümlicher Weise an der nämlichen Körperstelle und von gleicher Maulbeerenform und -Farbe wie dasjenige, welches die alte Pfarrköchin zuvor an sich selbst betrachtet hatte. Eine Weile sah sie mit Stier aus den Höhlen quellenden Augen darauf hinunter — und nun losch in dem Blick Ursula Röckenfeller's sichtlich der letzte Lichtfunke menschlicher Vernunft aus. Statt seiner loberte ein grelles Zuden des Wahnwizes zwischen ihren Lidern, sie griff mit der Rechten hinter sich zurück, und ihr dürrer sehniger Arm hob die schwere Axt gerade über der Stirn des Schlafenden in die Luft.

Doch zugleich sagte Götz Rüdtenklauf mit einem hübschen Lächeln um die Lippen: „Stilla —“, wachte offenbar von dem eigenen Wortklang halb auf, schlug die Wimpern aus einander und blickte einen Moment verwundert in das von dem rothglühenden Lampendocht ungewiß überhellte Gesicht der mit gehobener Hand vor ihm Stehenden. Allein der Traum hielt sein Bewußtsein unstrickt, er murmelte nur: „Was willst du, alte Pomeranze? Dank dafür, daß du mich hent Abend vor dem Weibsteufel bewahrt hast?“ und schon wieder im Schlaf, stieß sein Mund ein kurzes Anflachen drein und die Lider fielen ihm zu. Er wachte auch nicht von einem dröhnenden Gepolter auf, mit dem ihm selben Augenblick die Axt aus dem schreckhaft erstarrten Fingern Ursula Röckenfeller's hart an seinem Kopf vorbei auf den Rand der Bettstatt und weiter zu Boden herunterstürzte, während sie selbst mit verzerrter Irjünsmiene, die vom Anfblick eines neuen Gedankens überjunktet erschien, wieder aus der Thür lief und diese fest hinter sich verriegelte. Sie kehrte in ihre Küche

zurück, holte aus verstaubter Ecke eine alte eingerostete Pechspanne hervor und begann die Eisenjinken derselben mit Berg zu umwinden, das sie in Zwischenräumen mit darauf geträufeltem Del durchsättigte.

Görz Müdenklau aber schlief ruhig und fest bis zu der Stunde, wo er täglich zu erwachen und seinen Morgengang im Schiltachthal aufwärts anzutreten pflegte. Dies that er stets noch vor Ablauf der Nacht, und so kleidete er sich auch heute in völliger Dunkelheit an, bedurfte indeß etwas längerer Zeit dazu als gewöhnlich und wich auch darin von der Ueblichkeit ab, daß er keinerlei Versuch anstellte, durch die verschlossene Thür hinauszugelangen, sondern geräuschlos das Fenster öffnete und sich behend in den Pfarrgarten hinunterschwang. Dann eilte er schnell durch die Finsterniß davon, zwischen den stillen Häusern der Stadt entlang, doch wiederum nicht nach seinem sonstigen Brauch in nördlicher Richtung. Vielmehr wandte er sich unter dem Schloßberg an der Kinzig Stromab; ein erster matter Schimmer begann am Himmel zu dämmern, und in ihm kam dem hurtig Laufenden ein frühzeitiger ländlicher Wanderer entgegen, der jetzt, aufblickend, einen fürchterlichen Schrei von sich stieß und hinterrücks wie leblos an den Wegrand fiel. Der junge Landknecht besaß indeß offenbar keine Zeit, dem Bauersmann bei dem ihm zugestoßenen plötzlichen Unfall hilfreich beizuspringen, denn ohne sich umzusehen, bog er mit noch erhöhter Geschwindigkeit rechts in den Wald hinein ab, hnschte pfadlos zwischen den dichten Stämmen hindurch weiter und verschwand nach einer Weile mit einem Mal, als ob die Erde ihn aufgeschluckt habe, aus dem beginnenden Morgenglicht.

Dies hob heute jedoch später anders als in den letztverfloßenen Wochen an. Es begrüßte die waldigen Bergspitzen

mit keinem goldhellen Sonnenaublid, sondern kam herbstlich grau, träge und schleichend heraufgerückt. Die lange andauernde Hitze hatte offensichtlich ihre schließlich einmal unabwendbare Wirkung geübt und alle Thäler um Schiltach mit einer dichten, bleischweren Dunstbede überlagert, die nur ein trübes Halblight auf Alles herunterließ und obendrein Miene machte, sich mit dem Vorschreiten des Tages zusehends noch schwärzlicher zu verbilden und nur hier und da mit weit niederhängenden, brandig-sonderbaren Falbeln zu verbrämen. Diese Unsicherheit der Beleuchtung erzielte aber im oberen Thal der Kinzig einen merkwürdigen Gegenjaß, indem es die einzige Bewohnerin des Klosters Alperspach mit einem Gefühl der Sicherheit erfüllte, welches sie die Warnung Görz Müdenklau's, ihren Schlupfwinkel niemals zu verlassen und sich keiner Gewahrung außerhalb der Mauern auszuweichen, heute Morgen als überförmlich betrachtete ließ. Fräulein Stilla Söldenrich wußte, daß draußen die Weischen blühten, denn sie hatte in den vorausgegangenen Tagen aus dem Fenster ihrer Zelle einen nahen Rainhang ganz mit blauem Schein überkleidet erblickt. Dabei war ihr die Erinnerung an den kleinen Strauß gekommen, den das widerwärtige Gesicht ihr im Spätherbst in ihre Schloßthurmbehansung gebracht, und daß sie damals gedacht, es sei zum letzten Mal, daß sie Weichendust einathme, und nun faßte sie ein unbewingliches Gelüst, sich zu vergewissern, ob derselbe jetzt im Frühling, wie es ihr zweifellos erschien, ihre Sinne nicht noch weit köstlicher anmuthen werde. So schlüpfte sie, und zwar nicht weiß wie früher gekleidet, denn der Schneefuß hatte sich curiöser Weise mit dem Lenzanbruch in einen grünen Feisig umgemausert, nach dem nahen Rain hinaus, pflückte ganze Hände voll von ihren kleinen, wunderdustreich wie noch nie zuvor sich unter ihr

schmiegenden Lieblingsfeldchen und schaute dann und wann in die Richtung, aus der sie Görz Rüdenklau erwartete, der ihr gestern beim Abschied den Auftrag ertheilt, sich heute für seine Ankunft völlig bereit zu halten, um wahrscheinlich unter seiner Führung ihren bisherigen Anfuhrort mit einem besseren zu vertauschen.

Stilla Söldenrich würde indeß vermuthlich dies Weiskenverlangen, das die Willkürherrschaft des Frühlings über sie verhängte, auch heute noch gezügelt haben, wenn sie eine warnende Ahnung davon besäßen, daß sie durch andere Unvorsichtigkeit in letzter Zeit bereits die Aufmerksamkeit und schlimmen Verdacht entfernter Mitbewohner des Ringzithalgrundes auf sich gezogen. Hier und da hatte einmal aus der Weite ein erschreckt staunendes Auge am Abend einen matten Lichtschimmer in dem verlassenen Kloster Alperspach gewahrt, doch selbstbegreiflich Niemand sich zu näherer Ergründung desselben herangewagt, da alle Vermuthungen als kaum anzuzweifeln ergaben, daß der furchtbare höllische Verderber in eigener Person sich der öden Zellen bemächtigt habe, um an der Hinterlassenschaft seiner ausgewanderten frommen Todfeinde grauenvolle Rache und Verwüstung zu üben. Ohne Görz Rüdenklau's Vorwissen, der in den jüngsten beiden Tagen durch noch gewichtiger Angelegenheiten abgehalten gewesen, im Kloster Kaltenbrunn wie sonst einzusprechen, war aber auch in das letztere die nachbarliche Alperspacher Teufelskünde hinübergelaugt und von der Schwester-Oberin mit nachdenklichem Gesicht aufgenommen worden. Sie hatte sich das bisher von dem Treiben des höllischen Geistes in Erfahrung Gebrachte, so viel oder wenig darüber mitzutheilen war, eingehend berichten lassen und vermöge ihrer geheiligten Unantastbarkeit nur sehr geringe Anzeichen persönlicher Befürchtungen, dagegen äußerst lebhaftige Reigung

an den Tag gelegt, sich mit eigenen Augen über die Art der auffälligen neuen Bewohnererschaft der vereinsamten Mönchszellen Gewißheit zu verschaffen. Und in weiterer Folge dieses Aufklärungsgelüstes erblickte Stilla Söldenrich heute Morgen, wie sie einmal wieder vom Weiskenpfülden emporjah, plötzlich eine dichte Schar weißer weiblicher Gestalten mit Scapulier, Schleiern, Kreuzen, Rosenkränzen und Gebetbüchern in den Händen von dem Berggrüden, der die beiden Ringzithaler aus einander schieb, herabsteigen. Hinter ihnen folgten einige Duzende von Bauern mit Speißen, Heuzinken, Dreschflegeln und sonstigen im Nothfall nützlich als Hiebgeräth verwendbaren läublichen Haus- und Stallmitteln ausgerüstet. Auch eine Anzahl von Weibern und Kindern begleitete den Zug, jedoch mit scheu vorwärts spähenden Blicken und sorgsamer Deckung hinter den geistlichen und weltlichen Waffen des Vordertreffens; allen an der Spitze aber schritt mit einem schuhhohen Crucifix zwischen den Fingern muthig die Schwester-Oberin, und zwar in dem Moment, als die Blumenjucherin sie zuerst gewahrte, schon so nahe, daß es dem Mädchen unmöglich fiel, die Mauern des Klosters Alperspach wiederzugewinnen. Dasselbe hätte ihr offenbar im Uebrigen auch keinerlei Zuflucht mehr zu bieten vermocht, und eine Secunde lang saß Stilla wie ein gebudtes Häschchen von Schreck gelähmt ratlos zwischen ihrem Weiskenkraut. Dann schoß ihr als einzige Rettungshoffnung der Gedanke durch den Kopf, Görz Rüdenklau, der von der Stadt herkommen mußte, entgegenzulanfen; sie flog in die Höhe und durchs Ringzithal abwärts nach Schiltach. Die Augen der Oberin jedoch errenten sich noch jugendlicher Sehstärke, sie erkannte trotz der immer dicker gewordenen Luft und der veränderten Kleidung sofort das Gesicht und die Gestalt der Fliehenden und rief:

„Da ist euer Teufel, wie ich ihn mir gedacht, die uns wegelaufen den Dirn! Fangt sie ein und sperrt sie in den Bußkeller zu den Kröten hinunter, wohin ihre satanische Weltlusterheit gehört!“ Und da der Anblick des grünen Flüchtlings in Wahrheit nach keiner Richtung irgend etwas Teufelsmäßiges darbot, so schwoll bei diesem Zuruf der Wuth in allen himmlischen und irdischen Gemüthern des Gefolges der frommen Oberbefehlshaberin plötzlich derartig an, daß Alle ihren bisherigen bedachtamen Schritt zum Lauf beschleunigten. Bedauerlicher Weise aber trug Stilla Söldenrich auch nicht einmal in der Behinderung eines ihrer Füße ein diabolisches Merkzeichen an sich, sie hinkte nicht, sondern schien im Gegentheil um die Wette mit den um sie hertaumelnden gelben Sommervögeln auf Flügeln davonzufliehen, so daß sie anjünglich unverkennbar den Vorsprung zwischen sich und ihren Verfolgern noch erweiterte. Doch an ein Verbergen oder Entrinnen zur Seite war für sie nicht zu denken; die beiden Bergwände des Thales beließen ihr keine andere Wahl, als geradenwegs am Fluß abwärts auf Schiltach zu weiterzulaufen, wo sie nusehbar angehalten werden mußte, und mit vielstimmigem Hälloh, Durcheinandergeschrei und christlichem Wetteifer der Beine wälzten sich in aufgeloßtem Knäuel die weißen Schwestern, Bauern, Weiber und Kinder hinterdrein.

Während sich solchergestalt nun das Fräulein Stilla Söldenrich zur Strafe ihrer Unvorsichtigkeit und Beiknechtshaberei in schlimmer, ziemlich hoffnungsloser Drängniß befand, that ihr Vater, der Ritter Burkhard Söldenrich, seelenruhig das Nämliche, was er allmorgentlich zu vollbringen pflegte. Er trat — nach der Meinung der alten weiblichen Burgenienerschaft, um in der Stille seine Andacht abzuhalten — in die zerfallene

Schloßcapelle, verweilte jedoch in derselben nicht, sondern stieg durch eine kaum wahrnehmbare Thür auf enger gewundener Treppe zu einem noch tiefer belegenen unterirdischen, völlig lichtlosen Raume hinunter. Hier schlug er sich mit Stahl und Zunderschwamm Licht, entflamnte eine an eiserner Klammer hängende Lampe und erhellte so ein ziemlich umfangreiches Verließ, das, zum Theil in den Felsen gehauen, zum Theil roh aufgemauert, den Beschauer überall mit nacktem, vorspringendem, fenchtropfendem Gestein anstarrte. Das Ganze bildete einen für menschliche Empfindungen äußerst wenig anziehenden Aufenthaltsort und mochte dies Gefühl ehemals vor der Sicherstellung des „ewigen Landfriedens“ in ausgiebigem Maße manchem Handelsmann oder vielleicht auch edelgeborenen Herrn eingefloßt haben, deren Geduld hier zur Aushändigung eines geziemeuden Bösegeldes an den jeweiligen Herbergebesitzer durch den Tropfenfall müde gemacht worden. Der gegenwärtige Schloßinhaber lebte jedoch in einer Zeit besserer Bürgerschaft für Hab und Gut, Leib und Leben friedfertiger Wandersleute und besaß deshalb keinen Anlaß, von den üblen Erinnerungen der früheren Bestimmung dieses Raumes gemüthlich belästigt zu werden. Im Gegentheil leuchtete sein eines Auge fast wie von einem phosphorescirenden Glanz ungewohnter Vergnüglichkeit auf, wie er jetzt in die entlegenste Ecke des Gelasses hineintrat, dort einen beträchtlichen Stein auf dem Gemäuer zur Seite drückte und seine Hand in eine dadurch geöffnete Höhlung hineinstreckte. Und er vollzog dies in einer Art, die einem Augenzeugen kaum einen Zweifel darüber belassen hätte, es sei darü die eigenthümliche Form der täglichen Morgenandacht Burkhard Söldenrich's zu gewahren. Nun starrte er, wie kein Blick der frommen Zuassenen des Klosters Kaltenbrunn sich begieriger nach den ver-

heißenen Schätzen des himmlischen Lohnes ihres entfangungsvollen Erdenwandels richten konnte, auf seine Finger, die aus dem dunklen Loch etwas Glimmerndes, Gleißendes, Glitzerndes heraufhoben und zwischen sich durch klingend, klappernd und klirrend wie einen goldenen Regen wieder herunterrieseln ließen. Ein köstliches Gefühl schon gesicherter, unverlierbarer Seligkeit mußte ihn darans durchströmen, denn er setzte diese andächtige Beschäftigung minutenlang stets in gleicher Weise fort, doch plötzlich jetzt zuckte etwas in dem Gesicht des Ritters, sein scharfes Ohr hatte noch einen anderen Ton als den des goldenen Geriefels aufgefangen, rasch stieß er den Stein wieder in die Mauer zurück und sprang, sein Auge erstaunt-mißtrauisch vorbohrend, in die Mitte des Verließes. Aus der entgegengesetzten Ecke desselben kam ein Geräusch, als ob dort eine Ratte oder ein größeres Thier sich durch einen Schlupfgang hervorarbeite — und im nächsten Moment trug sich etwas überaus Furchtbares, Athemlähmendes, medusenhaft den Blick Versteinuerndes zu. Aus einer etwa vier Schuh hohen Oeffnung des Felsgesteins, die lichtlos geradeaus in die Unterwelt hinabzuführen schien, tauchte ein gehörnter, völlig von kohlschwarzem Haupt- und Barthaar umzottelter Kopf, aus dem nur zwei rothglühend umränderte Augen mit weißem Ausblick hervorstachen. Ein scharlachfarbiges Wammis folgte hinterdrein, an dem sich augenverwirrend allerhand Nachtgethier, Kröten, Eidechsen und Schlangen in noch feurigere Erscheinung wie lebendig gewordene Flammen heraufringelten — und dann stand der leibhaftige Oberste des teuflischen Reichs im ungewissen Geflacker der Mauerlampe riesig emporgewachsen da und rief mit hohler Stimme aus fletschenden weißen Zähnen: „Dein Maß ist voll, Burchard Söldenrich! Wieh dein Lottergold heraus, sonst fahr ich mit

dir selber in den Schwefelspfuhl!“ Und als ob auch der Himmel keinen Zweifel an dem Vollgewicht dieser Drohung der satanischen Majestät übrig lassen wollte, fuhr im selben Augenblick aus der schwarz verdickten, brandigen Wolkendecke draußen ein ungeheurer Blüßkeil, warf seinen Abglanz durch die offen gebliebene Thür der Schloßcapelle droben blendend noch bis in das unterirdische Verließ herab, füllte dies mit schwarzlichtem Gestank und schütterte unmittelbar darauf mit dem Getrach eines Bergzusammensturzes die Stadt und Burg Schiltach bis in den Felsgrund der letzteren hinein.

Alles das geschah mit einer Zusammenwirkung, um auch die stärksten Nerven des Jahrhunderts zum Wanken zu bringen, und eine Secunde lang starrete auch der einängige Ritter Burchard Söldenrich wirklich verdußt, reglos und sprachunfähig drein. Aber dann bewies er, daß er, um seine Zeit unbekümmert, sich in seiner Burg selbst von dem Höllensfürsten nicht ins Bodshorn jagen lasse, schrie: „Glaubst du, Hallunke, wer du bist, ein altes Plärweib zu uasführen?“ und schnellte sich gleichzeitig an die Wand, von der ein Haufen eisernen Waffengeräths, Arm- und Beinshienen, Stahlkappe und Schwert herabhingen. Doch ehe seine aufgereckte Hand das letztere zu fassen vermochte, hatte die Teufelsgestalt sich ihm mit einem Satz nachgeschwungen, selbst eine lange Hieb- waffe von der Hüfte gerissen, hielt ihn wie von einer metallenen Klammer festgepackt und antwortete jetzt mit der Stimme Görz Rüdtenklaus':

„Ich war ein Narr, daß der Teufel sich vorm Teufel fürchten sollte, aber hier vor seinem Stachel! Rühr dich nicht, sonst kostest du ihn in deinen verkrumpten Magen hinein!“

Die Spitze des Schwertes funkelte dicht vor den Augen des Ritters, der nothgedrungen sein Vorhaben ansag und

nun, plötzlich seine wilde Miene völlig verändernd, erwiderte:

„Ihr seid's? Wolltet Euch einen Spaß mit mir bereiten, sehen, ob ich auch ein so dummer Teufel sei, wie sie überall in der Welt herumlaufen. Kommt, Freund, wir wollen hinaufgehen an unser Geschäft.“

Doch der junge Landsknecht entgegnete lachend:

„Dazu bin ich hier — ich weiß, Ihr habt die Goldwackerkunst von mir gelernt —“

Hastig fiel der Andere ein: „Ich verstehe Euch nicht, meine Hoffnung ruht ja auf Euch, daß Ihr sie mich lehret, um meine Armuth — was wollt Ihr?“

Aber Görz Rüdengkau's Geduld war zu Ende, er riß mit jäher Faust den schlotternden Ritter weiter von seiner Waffengewehr zurück und donnerte:

„Was du willst, Burkhard Söldenrich, Rad und Rabenstein oder das Gold, das Beit Mattenlodt und Marquard Dünnebier und all ihre Genossen seit zwanzig Jahren mit dem großen Magisterium in deinen Sack hineingeht! Unser Vertrag geht auf ehrliche Theilung, dein Silber magst du in den Krallen behalten, 's würd mir zu schwere Bürde sein, ich will nur das Gold. Will's auch nicht für mich, sondern für Jemand, dem's rechtmäßig zugehört, wie's einmal auf dieser schustigen Erde für Recht gelten muß. Hab aber nicht Zeit mehr zu warten, du kennst die Plempe hier, hast sie schon im Fleisch gespürt, als du in der Neujahrsnacht von der Treppe gefallen. Drum noch einmal, Burkhard Söldenrich, Rad und Rabenstein, und es wird ein noch lustigerer Spaß sein als heut, den die Krähen sich mit dir machen — oder wo glimmert's im Hamsterloch?“

In den Worten des jungen Kriegsmannes und ihrem gebieterischen Ton lag jedoch nicht das Geringste der von ihnen

vorausgedeuteten Späßhaftigkeit, vielmehr ein so blutig-sicherer Ernst, daß der Ritter Burkhard Söldenrich ächzend ausstieß: „Mein Leben — laß mir nur mein Leben und mein Silber!“ und angstvoll die Hand ausstreckend nach der geheimen Maueraus- höhlung wies, in der seine Finger noch vor kurzer Frist ihre Morgenandachtsbegier gestillt. Doch Görz Rüdengkau begnügte sich nicht mit der vorgezeichneten Richtung, sondern zog den Schloßherrn selbst mit sich dorthin, dessen zuckende Hand den Stein herausheben und den vergrabenen Schatz offenbaren mußte. Und jetzt brach unwillkürlich der Kandelsteingast der letzten Sylvesternacht in eine curiose Lache aus: „Hab Dank, Wenzel Böheim! hattest doch vollkommen Recht, ist ein klein Loch, sieht schwarz, liegt also, fällt kein Schnee ein“ — und rasch in die Oeffnung hineingreifen, zog er Handvoll um Handvoll von glimmernden, klimpernden Goldgulden, Ducaten und Zechinen hervor, die er in die Brusttasche und alle Säcke seines Kollers unter dem rothen Teufelsgewand einheimste. Bei dem Klang des Goldgeriesel's indes verließ Burkhard Söldenrich noch einmal das Gedächtniß an das mit doppelter Bedrohung über seinem Nacken funkelnde Schwert Görz Rüdengkau's und des Heuters der „ordentlichen Reichsdeputation“ zur absoluten Ueberwachung des kaiserlichen Landfriedens. „Mein Gold!“ stöhnte er aus heiser röchelnder Brust, und besinnungslos schnürten seine knochig ausgemergelten Finger sich kraftvoll um die Kehle des jungen Schatzhebers, der sich nicht anders von der plötzlichen würgenden Umstrickung frei machen konnte, als daß er wüthig mit dem Schwertknauf auf den Schädel seines Angreifers herunterstieß. Da lösten sich die krallenden Hände, betäubt kolleerte der Ritter und weglagernde Buschklepper hinterwärts zu Boden und fast betäubt stand auch sein Ueberwinder,

nach Luft ringend. Es fauste und heulte ihm in den Ohren, und er mußte erst sein Bewußtsein sammeln, das offenbar im Begriff gewesen, von dem zurückgepreßten Blut seiner Halsadern auszulöschen. Doch jetzt kam es ihm voll wieder mit freiem Blick und beruhigtem Herzschlag, nur vor seinem Gehör ließ das Säusen und Heulen nicht nach, schwoh vielmehr noch stärker an, mit hundert in der Ferne kreischenden, schreienden Stimmen und sturmschnellem Glockengeläut untermischt. Es war ein Getöse von der Oberwelt her, als ob Posaunen und Gezerer des jüngsten Gerichtes dort zusammendröhnten, räthselvoll-unbegreiflich, sinnbethörend, und in seiner Aufregung stürzte Görz Rüdenklastatt durch den unterirdischen Ausbruchgang der alten Burg in den Wald zurück die gewundene Ecktreppe hinan und, ohne seiner höllischen Verkleidung zu gedenken und sie abzuwerfen, durch die Schloßcapelle ans Thor. Da schlug ihm von drunten, wo die gute Stadt Schiltach lag, eine einzige ungeheure, bis in die Wollen lodernde Riesenflamme entgegen.

Und nun befindet der wahrheitsgetreue Berichterstatter der Vorgänge in und um Schiltach am Morgen des zehnten Apriltages des Jahres 1533 sich nicht mehr in der Lage, mit geschichtlicher Gewissenhaftigkeit verbürgen zu können, was den Anlaß dazu gegeben, die gesammte Stadt in weniger als einer Stunde ohne Nebenlassung eines einzigen Gebäudes in einen heillosen, vollständigen Schutthaufen zu verwandeln. Seine Meinung neigt sich dahin, daß der einzige an jenem Morgen aus dem schweren, tagverdunkelnden, doch völlig regenlosen Wettergewölk herabgefahrene Blitzschlag das Pfarrhaus entzündet und bei dem gleichzeitig losgebrochenen Sturmwind den Brand mit rasender Geschwindigkeit über alle von der wochenlangen Sonnenhitze zunderartig ausgebröckelten Dach- und Wandschindeln der

Häuser fortgewälzt habe. Dem steht aber, wie nicht zu verschweigen, allerdings eine andere gewichtige und späterhin von den Ausagenden auch mit gerichtlichem Eid verstärkte Anschauung entgegen. Dieser gemäß hatten mehrere Augen — freilich bei dem unsicheren Licht nur in Umrissen — von der Gasse aus wahrgenommen, daß um die bejagte Zeit sich über dem Dach des Pfarrhauses eine dunkle, entsetzlich aussehende Weibsgestalt mit windfliegenden Haarsträhnen und etwas wie einer Beckspanne in den Händen herausgehoben. Dieselbe habe mit grauenvoller Stimme gerufen: Die ganze Stadt Schiltach sei des Teufels, der Teufel selbst liege eingeschlossen unter ihr im Hause und sie sei des Teufels Mutter! Und im nächsten Augenblick sei sie in einem dick um sie her aufqualmenden Rauch verschwunden, aus dem nur ein rother Höllenschein aufgebrochen und sie spurlos mit in die Luft hineingelodert habe. Hieraus entnahmen die Augenzengen, und auch das Gericht schloß sich später aus mannigfachen Erwägungen ihrer Ansicht an, daß es eine Hexe gewesen, welche vom Teufel aufgelistet, die Stadt zu verderben, und sowie sie ihr Werk vollbracht, von ihrem Buhlen geradenwegs in die Hölle fortgeschleppt worden. Es redete fast unwiderleglich dafür, daß derselbe sich bereits im ersten Morgengranen des Tages dicht in der Nähe Schiltachs gezeigt und durch seine Erscheinung einen Laubmann befinnungslos in den Weggraben geworfen hatte, sowie daß er um die Stunde der großen Brandnoth selbst noch einmal von vielen Augen unter besonderer Bewandtniß öffentlich erblickt worden. Die einzige Bewohnerin der Stadt aber, auf die aller Verdacht, jenes Weib des satanischen Lächerbods gewesen zu sein, sich hinwälzte, war die Pfarrerstöchin Ursula Rökenseller, denn die Wetterhexe hatte sich einestheils an dem Hausdach Damian Uebelhör's er-

hoben, um dies der unter ihm weilenden Frömmigkeit und streitbaren Gottesgelahrtheit halber zuerst in Mäße zu legen, und anderentheils bildete Ursula Rödckenseller die einzige Angehörige Schiltachs, über welche die schüßenden Engel des Himmels nicht ihre Fittiche gebreitet hatten, so daß sie allein — wenn ihr höllischer Leib- und Seeleverderber sie nicht in seinen Klauen mit sich genommen — zu Kohle verbrannt mit unter dem großen, tagelang qualmenden Schutthaufen hätte verschottert liegen müssen.

Das sind die beiden streitigen Anschauungen über die Ursache des bedauerlichen totalen Untergangs der trefflichen Stadt Schiltach am Morgen des zehnten Apriltages im Jahre 1533 post Christum natum. Mit historischer Gewißheit aber kann der Geschichtschreiber wieder berichten, daß, nachdem der erste Entlehnungsanlaß stattgehabt, das Feuer wie an Spinnweben von Dach zu Dach lief, hier übersprang, dort ans der Lust niederfiel und kaum den Inwohnern Zeit ließ, sich unter Zurücklassung ihrer sämmtlichen Habe mit tausendstimmigem Geschrei, Klagen und rathlosem Getümmel aus den gleichzeitig brennenden Häusern ins Freie, hauptsächlich gegen den zunächst Lebenssicherheit bietenden Schloßberg zu flüchten. In kürzerer Frist als einer Viertelstunde war Alles zwischen den alten Ringwanern in eine einzige loderbende, sprühende, rauchende, fauchende und schraubende Masse verwandelt, aus der nur noch kurz die sich von selbst zum letzten Mal bewegenden Glocken der St. Trudpertskirche herauswimmerten, um dann als zerschmolzene Unrathschladen dicht neben Gervas Trautwein's Lindenbaum niederzustürzen, der vergeblich seine eben mit neuer Frühlingstfreudigkeit ausgrünenden Astarme knatternd, jessend und zischend vor den ledenden Flammenzungen wegzuringen trachtete. Die ächzende Glocke hatte sein letztes

Stündlein ebenfalls verkündet, und auch der gute Wein in Gervas Trautwein's Keller, den derselbe stets sorglich vor dem Wasser behütet, reichte schließlich nicht hin, den über ihn gerathenen unauslöschlichen Durst der feurigen Zungen zu stillen.

Das Alles zusammen hatte das Säusen und Heulen in Görz Rüdcklau's Ohren hervorgerufen, und dieser Anblick allgemeinsten kopfloser Verwirrenheit war's, der ihn in dem Moment, wo er die Aufschwölbung des Burgttores erreichte, empfang und selbst auf ihn, dem schon manches Unerwartete im Leben begegnet, eine so überraschende Wirkung übte, daß er, wie seinen gesunden Sinnen nicht traugend, auf das Geloder, Gepraffel und Geschrei hinunterstarrte. Doch bevor er dieses mit einem nur halb deutlichen Verständniß aufzufassen vermocht, wurden seine Augen ruckhaft von einem anderen, ebenso sonderbaren und zunächst unerklärlichen Vorgang links hin zur Seite herumgerissen, denn von dort her kam es jetzt, einem großen grünen Vogel ähnlich, um eine Waldecke gebogen, gerade auf den Schloßhügel zu, und dicht hinterdrein jagte es wie ein athemlos kreischender, anders gefiederter Schwarm. Einem Flug von Dohlen und schwarzweiß gesprenkelten Efstern glich es, die einen Zeißig zu haschen suchten, der die letzte ermattete Schwingenkrast aufbot, ihnen zu entriunen. Doch Stilla Söldenreich konnte nicht mehr, sie drückte beide Hände gegen die Brust, um diese vor dem Auseinanderpringen zu bewahren, und lief eigentlich ohne Bewußtsein nur mehr instinctiv dem alten Eulennest ihrer Kindheit zu, als ob dort ein Wunder geschehen und ihr Vater ihr Aufnahme und Schutz gewähren müsse. So aber waren ihre Sinne von tödlicher Angstbetäubung und diejenigen ihrer Verfolger von heiligem Wetteifer überwältigt, daß weder die Eine noch die Anderen auch nur eine Secunde durch den Anblick der

brennenden Stadt angehalten wurden, sondern Beide nach wie vor blindlings ihren Zielen entgegen trachteten. Stilla jedoch war außer Stande, ihre fragwürdige Zuflucht mehr zu gewinnen; etwa hundert Schritte trug der Fuß sie noch die ziemlich steile Anhöhe hinan, dann verging ihr der Athemrest, sie stand zum ersten Mal seit einer Stunde still und griff taumelnd mit den Armen in die Luft. Die Schwester-Oberin des Klosters Kallenbrunn dagegen bewies, daß sie noch überausnehmend ungeschwächte Beine verfügte und dieselben kraftvoll zu benutzen wußte, denn sie befand sich noch immer unter den Vordersten der Nachsetzenden und rief jetzt triumphirend: „Greift zu! Faßt sie!“ und ein Duzend ihrer bäuerlichen Hülfsmannschaft sprang mit ausgereckten Fäusten auf die leuchtend Ersehnte zu.

Da geschah es, als ob die heillose Zeit das fromme Sprüchwort von der Hülfe Gottes, „die am nächsten, wenn die Noth am höchsten“, in schandbarer Böswilligkeit dahin zu travestiren sich erfrecht, daß sie an die Stelle des üblichen Erretters den großen Affen Gottes gesetzt und denselben angestiftet, seinen höhnischen Nachahmungstrieb auch auf diesem Gebiet zu bethätigen. Denn im gleichen Moment scholl etwa fünfzig Schritte über der Bedrängten der laute Ruf: „Stilla!“ — ihr Kopf fuhr auf, einen Herzschlag lang stunkte sie, hatte mit dem nächsten, wie von einem türkischen Zauber neu belebt, die Kraft zurückgewonnen, sich noch einmal aufzuraffen, einem jauchzenden Vogel gleich weiter aufwärtszufliegen — und plötzlich wälzte sich hinter ihr der verfolgende Schwarm wie eine belfernde Meute vor einem schwebend und zahnstetend aus dem Dickicht hervorbrechenden Wildkeiler zurück, kollerte zeternd, heulend und jammernd zwischen haltlos herumliegenden Ästen, Dreischlegeln und Heuforken den

Abhang hinunter und kreischte: „Er hat sie — Er holt sie — der Leibhaftige hat sie in den Krallen!“

Und es war graufenerregend anzusehen — nicht nur die weißen Schwestern und ihr Hülfsgleit, auch sämtliche Flüchtlinge aus der guten Stadt Schiltach, die den entsetzlichen Ruf vernahmen, starrten, für den Augenblick alles Andere vergeßend, von Schauer gelähmt, nach der Mitte des Schloßbergs hinauf. Blutig von der ungeheuren Lohe drunten angestrahlt, ward Stilla Söldenrich dort von zwei rothen Armen aufgefaßt, ein schwarzer Kopf mit Hörnern und langem Bocksbart bückte sich drüber, die Hände desselben umklammerten sie, hoben sie in die Höhe und wirbelten im nächsten Moment, spurlos mit ihr verschwindend, gerade in die dicke, schwarze Rauchmasse hinein, die der Sturm nach dem Waldgebirg hinter der Burg hinüberschnob. Und es war im Grunde nichts Wunderbares, sondern nur zu Begreifliches und Folgerichtiges, daß der Teufel leibhaftig eine weggelaufene Nonne zu höllischen Qualen in den Schwefelspuhl davontrug.

Wie aber die ewige Schutzwallung stets darauf bedacht ist, die menschliche Schwäche nicht dem Gelübe des großen satanischen Verderbers unterliegen zu lassen, so war es der Wille der Vorsehung, die Einbuße dieser Stunde, in der eine Seele verloren ging, durch den himmlischen Rückgewinn einer anderen wenigstens mit einiger Tröstung und Bekundung ihres Gerechtigkeitsinnes wieder auszugleichen. Und zwar bediente sie sich als irdischen Wertzeugs dazu der scharfen Sehkraft und Geistesgegenwart der Oberin des Klosters Kallenbrunn, deren Auge jetzt unsern vor sich unerwartet auf das Gesicht der ehemaligen Schwester Benedicta traf. Diese war gleich den übrigen Bewohnern der Stadt aus dem Glutanhang der kolossalen

Braudstätte fortgeeilt, stand, unzweifelhaft nach einer göttlichen Fügung, gegenwärtig völlig vereinzelt an einen Baumstamm gelehnt und mußte dem Anblick so sehr den Eindruck reumüthiger Betrachtung eines Verjümmnisses erregen, daß ihre einstmalige Vorgesetzte, offenbar von plötzlichem Mitgefühl überwältigt, hastig einigen der neben ihr befindlichen Bauern ein paar Worte ins Ohr flüsterete. Und im folgenden Moment wurde Frau Josefa Uebelhör so unvermuthet schnell von mehreren kräftigen Armen um den Leib, an Schultern und Füßen gefaßt, aufgehoben und fortgetragen, daß fast eine halbe Minute darüber verging, ehe sie ihrer Besinnung habhaft ward und sich durch lautes Geschrei dem ihr Geschehenden zu widersetzen anhub. Doch die Lust am Schiltach war derartig von Genuß, Begehren und Gelärm angefüllt, daß Niemand auf eine einzelne freischwebende Stimme Acht gab, und zum Ueberflus verhinderte die Schwester-Oberin eine Weiteräußerung derselben vermittelt eines zweckmäßig zwischen die Zähne Frau Josefa's hineingebrückten Schleiers. Gleichzeitig jedoch bewegte sich auf ihre Anordnung der so eifertig aus dem Kinzigthal herabgekommene Zug hurtig stroman wieder zurück, und die Glocke des Klosters Kaltenbrunn verkündete erst gerade die Mittagsstunde, als die zur Errettung einer bedrohten Seele Ausgezogenen, wenn auch mit anderem als dem erhofften Erfolge, doch jedenfalls gleich freudig-erfolgreich dort eintrafen. Die frühere Schwester Benedicta war indeß muthmaßlich durch die vielfältige Sinnesaufregung des Tages so sehr der klaren Erkenntniß von der Erfüllung ihres sehnlichsten Verlangens beraubt, daß sie sich am Eingang des heiligen Gebäudes zeternd und zappelnd mit allen Gliedmaßen zur Wehr setzte und derartig die einer Nonne geziemende Zurückhaltung

vergessen ließ, daß die Oberin sie in den Dufsteller hinunterzutragen und dort bis zur Wiebergewinnung schwererlicher Sanftmuth und Schicklichkeit mit sicherem Strickwerk zu befestigen gebot. Dies geschah, denn Görz Rüdtenkau löste, anderweitig zu dringend beschäftigt, sein gestriges Versprechen für die Dämmerstunde nicht ein, und Damian Uebelhör besaß von dem neuen oder alten derzeitigen Aufenthaltort seiner Ehegenosfin vor der Hand keine Ahnung. Doch als er späterhin zufällig Wissenschaft darüber erlangt, haudelte er merkwürdiger Weise so, als ob diese Veränderung ihn gar nicht angehe und er nur einmal geträumt habe, die Schwester Benedicta sei durch seine Beihülfe einige Monate lang die Frau Pastorin Josefa Uebelhör gewesen.

Im Uebrigen hatte Damian Uebelhör auch genugsam Nöthigung, seine Gedankenkraft in anderer Richtung zu verwenden, denn bei der unglaublichen Plöchlichkeit des Ausbruches der Feuersbrunst war sein beinahe für den Druck vollendetes Manuscript „De rebus diabolicis“ gleichsam auf einem blasphemisch von höllischen Fäusten angeschürten riesigen Scheiterhaufen mit in den Flammen untergegangen. Und da sein Gedächtniß nicht für die Wiederernenerung ausreichte und sich kein Gewährsmann wiederfand, der ihm für die Ränke, Schliche, Fellen, Arglisten, Schlingen, Lücken, Bosheiten, Gelüste, Gestaltungen, Vermummungen und Verklappungen des großen Erzhiulers und Erzschalks aus eigenen Begegnungen und Erlebnissen tausendfältiges wahrheitsgetreues Zeugniß abstatte konnte, so ist das Werk zum unerseßlichen Schaden der Christenheit auch später nicht in den Druck gelangt, sondern, und zweifellos zum frohlockenden Zähneblecken zahlloser unsauberer Geister, nicht mehr zur Wiebergewinnung aus der Asche erstanden. Die gute Stadt Schiltach dagegen lag bereits

nach Ablauf eines Jahres wieder wie ein neugeborenes Kind in sanfteren und frischen Windeln oder Schindeln in ihrer grünen, von der Kinzig geschaukelten Thalwiege, und Damian Uebelhör hat es noch erlebt, bei einem guten Trunk unter dem neugepflanzten „Lindenbaum“ Gervas Trautwein's zu sitzen, auch später, nach dem eines Tages plötzlich erfolgten Tode desselben, manchmal noch bei Alois Mindelaub einen Becher zu leeren, dem Frida Trautwein als dessen eheliche Genossin nachher die weit im Umkreis gepriesene Wirthschaft zugebracht. Zum Glück indeß erlebten sämmtliche damaligen Bewohner Schiltachs, mit Ausnahme einiger noch unverständiger Kinder, es nicht mehr, daß die treffliche Stadt im schlimmen Jahre 1590 abermals und zwar unter alleiniger Verschonung der Kirche und des Pfarrhauses durch eine Feuersbrunst völlig zu Grunde ging, woraus wohl mit Recht von dem Chronisten des letzteren Ereignisses gefolgert worden, daß der ††† bei diesem seine glühende Krallen nicht im Spiele gehabt.

So wenig aber Görz Rüdckenlan jemals

Kunde davon zu erlangen vermocht, durch wen ihm ursprünglich im Wesschland der Eintritt in die Welt eröffnet gewesen, so wenig ist es dem bisherigen Bericht-erstatler gelungen, durch seine Forschungen Aufhellung über das weitere Verbleiben des jungen Landknechtes in der Welt zu gewinnen. Alle eifrigen Durchmusterungen derzeitiger und späterer Ueberlieferung haben nichts Anderes als den lärglichen Fund ergeben, daß gegen das Ende des Jahrhunderts in der Stadt Bamberg an der Regnitz kurz vor dem Regierungsantritt des protestanteneindlichen Bischofs Reithard von Thüngen ein Rathsherr Namens Görz Rüdckenlan mit Hinterlassung einer ungewöhnlich zahlreichen, doch — wie bemerkt wird — wohlverforgten Familie hochbetagt gestorben ist. Ob dieser jedoch der nämliche gewesen, der im September des Jahres 1533 durch Wenzel Böhmeim's Veranlassung in die Stadt Schiltach an der Kinzig gekommen, hat der Historiograph nicht in Erfahrung bringen können und muß alle Vermuthungen darüber als unnachweisbar unterlassen.





Artaban und Pachomia.

Eine Skizze aus Kleinrußland

von

Leopold v. Sacher-Masoch.

Artaban war mit seiner Flinte im Walde. Wo sollte er auch sein? Mag der das Getreide schneiden, der es geäet und den Acker gepflügt. Wenn man den Adler in einen Käfig sperrt, wird er deshalb doch nicht singen. Wie dieser gewohnt ist, in dem reinen Aether zu freijen, so war Artaban zwischen hundertjährigen Tannen und taujendjährigen alterstgrauen Felsen angewachsen. Er fühlte sich nur frei unter der Saphirkuppel, mit der Gott sein wunderreiches Haus gedeckt hat, das modernde Strohdach einer von Menschenhand erbauten Lehmhütte benahm ihm den Athem, er lebte im Walde, hier war ihm jede Gestalt und jede Stimme befreundet. Sein Vater hatte ihn schon als Kind in die Wildniß mitgenommen, und er suchte Blumen, Beeren und Schwämme, während der erstere im grünen Schatten verborgen auf einen Luchs oder Bären lauerte.

Hier wuchs er mit den jungen Tannen um die Wette und war ein schöner, kühner Bursche mit einnehmenden Zügen, als sein Vater starb und ihm sein ganzes Hab und Gut, die alte Türkenflinte, deren rostiger

Lauf noch Spuren eines Aoranspruches in goldigen Lettern zeigte, hinterließ. Er ging jetzt allein auf die Jagd und kletterte von Felsen zu Felsen, wo außer ihm nur noch die Gemse kletterte, und so war er auch heute im Walde, wie gestern und wie an dem ersten Tage, an den er noch zurückdachte.

Es dämmerte, der letzte Abendstrahl legte einen matten rothen Schimmer um die schlanken Stämme, während ringsum die Schatten gespenstlich wuchsen. Artaban ging auf weichem, sammetnem Moose zwischen jungem Nadelholz, als es sich plötzlich im Dickicht regte. Bedächtig nahm er die Flinte von der Schulter. Hier war der Holzschlag in der Nähe, und dort, wo Alles von Blumen und Beeren leuchtete und duftete, bauten die wilden Vienen gern ihre Wohnungen in die Höhlungen der Bäume, und wo diese waren, konnte auch ein Bär sein.

Artaban machte sich schußfertig. Ein dunkles, zottiges Fell zeigte sich deutlich zwischen niedrerem Wachholder- und Brombeereengebüsch; schon schlug er an, als zum Glück noch rechtzeitig ein helles Lachen ertönte.

Artaban erschrak und machte das Kreuz. Zu gleicher Zeit richtete sich vor ihm die jugendliche schlanke Gestalt eines hübschen Bauernmädchens auf, das den umgekehrten schwarzen Lammpelz über den Kopf genommen hatte und eine große Peitsche in der sonnenbraunen Hand hielt.

„Wer ist da?“ rief Artaban.

Das Mädchen lachte noch immer.

„Weißt du, daß ich dich für einen Bären angesehen habe? Woher bist du und was thust du hier?“

„Ich bin Pachomia, die Tochter der Wittve Grynial aus Jablotow,“ gab sie zur Antwort; „und du bist wohl Artaban, der Jäger; ist es nicht so?“

Er nickte zustimmend und ging dann mit ihr hinaus auf die Waldblöße, auf der ihre Pferde weideten und sie ein kleines, lustiges Feuer angezündet hatte. Sie warf den Pelz zur Erde, und als sie sich jezt auf demselben ausstreckte, sah Artaban erst, wie jung und schön sie eigentlich war. Ihr rundes, frisches Gesicht mit den schelmischen schwarzen Augen leuchtete im Widerschein des Feuers wie eine Erdbeere, auf die das rothe Abendlicht fällt. Artaban setzte sich zu ihr, und sie begannen leise zusammen zu sprechen, leise und vertraulich wie zwei Kinder. Während sie von ihrem einfachen Leben voll Plage und Entbehrung erzählte, verschante er sich förmlich in die reine kindliche Bildung ihrer Züge, und wenn er von den Gefahren sprach, die er bestanden hatte, blickte sie von der Seite fast furchtsam auf ihn.

Die Sonne war untergegangen, der Purpur des Abendhimmels verblaßt, schon schwirrten die ersten Fledermäuse durch die bleierne Luft und der Mond zeigte sich über den Wipfeln der Tannen, die gleich schwarzen Lanzen in die Dämmerung ragten. Sie bemerkten dies Alles nicht, sie hörten weder das spöttische Gelächter der Eulen noch den weinerlichen

Ruf der Wildfakn, sie saßen beisammen und sprachen, bis Pachomia, den Kopf an Artaban's Brust gelehnt, einschlief. Lange hielt er sie in seinen Armen, ohne sich zu regen, ja ohne nur tief Athem zu holen, und wurde nicht müde, sie anzusehen.

Als er sich aber endlich doch bewegte, drehte sie sich ärgerlich herum und sprach im Schläfe, die Stirn leicht runzelnd: „So bleib doch ruhig,“ dabei machte sie eine Bewegung mit der Hand, als wollte sie eine Fliege verschrecken.

Er blieb nun wirklich ruhig, bis auch ihm die Augen zufielen und sie Beide wie zwei Kinder unschuldig und süß neben einander schliefen bis zum Morgen. Als die Vögel ringsum ihre Lieder angestimmt hatten und das erste weiße Licht durch die düsteren Stämme drang, erwachte er zuerst, dann sie. Sie lächelte ihn an, schüttelte sich wie im Fieber, sprang auf und zog langsam ihren schwarzen Lammpelz an, aus dem ihre rothen Wangen und ihre feurigen Augen noch lebhafter hervorglühten, dann schwang sie sich, die Peitsche in der Hand, auf den Rücken des nächsten Pferdes und trieb die anderen langsam hinab, dem Dorfe zu.

Seither sah man Artaban und Pachomia immer beisammen. Alle Welt wußte es bald, daß sie sich liebten, nur sie selbst wußten es nicht, und als sie es endlich wußten, sprach doch Keines von ihnen ein Wort davon. Ihre Liebe war keusch wie das kleinrussische Volkslied.

Ein Jahr verging, dann traf Artaban das Loß, dem Kaiser zu dienen. Als er das Dorf verließ, ging Pachomia mit ihm bis zu der kleinen Brücke, auf welcher der heilige Johann von Nepomuk stand; dort nahmen sie Abschied, indem sie sich lange bei der Hand hielten. Keines versprach dem Anderen irgend etwas, sie dachten nicht einmal daran, sich zu schreiben; wezu auch? Sie vergaßen sich nicht, auch ohne sich von einem Winkelschreiber in erhabe-

nen Ausdrücken abgefaßte Briefe zu senden, und sie blieben sich treu ohne Schwur.

Mehr als ein Bewerber ließ vergeblich seine Vertranten mit der vollen Flasche an die Thür der Wittve Grynial klopfen. Pachomia seudete jedesmal den Brauntwein wie den Freier wieder heim. Die Mutter starb, sie hörte doch Keinen an; ihre Hütte brannte nieder, sie nahm trotzdem keinen Mann; sie zog es vor, in Dienst zu gehen.

Die Frau des Pfarrers nahm sie in die Küche, und Pachomia machte solche Fortschritte in der Kunst des Lucullus, daß Artaban, als er nach acht Jahren zurückkehrte, sie als unumschränkte Beherrscherin des Herdes und der Speisekammer im Edelhose fand.

Als er das erste Mal hereinkam, lehrte sie ihm mit einer heftigen Bewegung den Rücken; dann begann sie laut zu lachen und verbarg das Gesicht in dem bauschigen Aermel ihres gestickten Hemdes. Als er sie endlich herumdrehte, glänzten helle Thränen an ihren langen Wimpern. Nun saß er da und sie ging geschäftig hin und her, und sie sahen sich nur immer an und konnten sich nicht satt sehen Eines an dem Anderen. Artaban war noch größer und kräftiger geworden, oder war es nur die gerade Haltung und die hübsche weiße Uniform mit dem dunkelblauen Aufschlag, die ihn so erscheinen ließ? Sein Gesicht glänzte wie Bronze und zeigte einen ruhigen Ernst, der ihm gar gut ließ. Pachomia war dagegen entschieden gewachsen, und ihre schönen, vollen Glieder drohten bei jeder Bewegung das rothe Nieder und den knapp anschließenden, buntgestreiften Rock zu sprengen.

Es traf sich gut, daß der Gutsherr gerade einen Jeger brauchte. Wer hätte besser dazu getaugt als Artaban? Er bewarb sich um die Stelle und erhielt sie auch.

Der Gutsherr hatte die Absicht, das

Wild zu hegen; um also Artaban zur Ausrottung der Raubthiere anzueisern, überließ er ihm jede Jagdbeute dieser Art.

„Wir müssen es dahin bringen wie in Böhmen,“ sagte der Gutsherr; „ich war dort als Offizier, da schoß auf so einer Kreisjagd ein Schütze seine hundert Hasen.“

Artaban sah ihn, so weit es der Respect erlaubte, erstaunt an. „Nun hier,“ sagte er dann, „muß man vorläufig zufrieden sein, wenn hundert Schützen zusammen einen Hasen schießen.“

Da ihn sein Herr jetzt mit Pulver und Blei versorgte, so knallte Artaban Tag und Nacht in den Waldbergen herum. Nur selten geschah es, daß ein Schuß verschwendet war, und dann schrieb es der Jeger dem alten Weibe oder dem Geistlichen zu, denen er am Morgen begegnet war.

„Warum nimmst du dir keine Frau?“ fragte ihn einmal Pachomia.

Artaban seufzte. „Wie soll ich etwa heiraten?“ gab er zur Antwort. „Als Soldat konnte ich nicht daran denken, und jetzt — als einfacher Jeger!“ Er machte eine Bewegung mit der Hand, als werfe er eine Scholle in ein frisches Grab. Pachomia fragte ihn nicht mehr; Jahre gingen dahin, ohne daß sie ihn fragte.

Artaban ging in dieser Zeit Tag und Nacht, Sommer und Winter im Walde umher. Sein wetterbraunes Antlitz blieb sich immer gleich, man sah ihn nie heiter, nie traurig, stets nur von demselben ruhigen Ernst, wie von einem großen Entschluß besetzt. Er war der bravste, mächtigste Mensch, nur nannte ihn der Brauntweinpächter Schwolkes einen Geizhals. Nie betrat Artaban eine Schenke, nie trank er wo anders als aus einem frischen Bergquell, dessen blitzenden Strahl er in seinem Hute auffing. Statt Tabak rauchte er Kirschblätter. Nie setzte er in die Katerie, nie betrat er einen Jahrmarkt, nie berührte er eine Karte. Nie

mand wußte, wo er wohnte oder aß; Niemand errieth es, was er mit seinem Gelde anfang, und doch bekam er außer seinem Lohn und Deputat noch Trinkgelder bei den Jagden, Prämien für jede Raufe oder Klaue eines Raubthieres, die er ablieferte beim Kreisamte, und machte noch stets mit den Fellen und Federn einen guten Handel; denn es fehlte in dem weiten Revier nicht an Bären, Wölfen, Luchsen, Wildschafen, Mardern, Füchsen, Iltissen, Adlern und Geiern.

Seine alte einläufige Flinte mit dem halbverlöschten Koranspruch auf dem damaascirten Lauf und dem silberbeschlagenen Schaft war rostig und mit Spagat zusammengebunden, aber was er auf Korn nahm, das lag auch schon da. Artaban hatte auch einen Hund, der ebenso merkwürdig war wie seine Flinte. Dieser Hund hieß Poroch (Pulver), und er verdiente diesen Namen, denn er war so schwarz wie Kohle und slog gleich bei dem geringsten Anlaß wie Feuer in die Höhe. Poroch war furchtbar mager, aber dabei so lustig, wie wenn er täglich seinen Braten zu verspeisen hätte. Er hatte nur ein Ohr, mit diesem aber führte er eine gar berebte Zeichensprache. Es hatte manchmal den Anschein, als ob er sich nur von Fliegen ernähre, so viel Scharfsinn, Geduld und Verstellung bot er auf, um dieselben zu fangen, und so eilig schlang er die Erhaschten hinab. Bei aller Fröhlichkeit war dieser Hund aber kein „Galfacter“, sondern ein seltener Charakter. Alle Leute, mit denen Artaban gut war, begrüßte Poroch mit freundlichem Wabeln, die anderen sah er gar nicht an.

Artaban und Pachomia sahen sich jeden Sonntag zuerst in der Kirche, und auch hier nur von ferne, denn er stand bei den Männern in dem mittleren Raum unter der großen Kuppel, gleich hinter den Sängern, nur durch die goldschimmernde Bilderwand vom Hochaltar getrennt, während

die Frauen rückwärts im Vorderraum beteten; erst nach der Messe wechselten sie Wort und Gruß. Wenn Pachomia stets etwas auf sich hielt, so ging wieder Artaban in der Woche wie ein zweiter Robinson in Bundschuhen und einem aus Tuchlappen, Lederflecken und Eichhörchenfellen wunderbar zusammengesetzten Anzug einher. Dafür warf er sich am Sonntag in vollen Staat, und wenn sie zu sammen durch das Dorf schritten, er in seinem langen Rod von blauem Tuch mit glänzendem schwarzen Ledergürtel, die schwarze Lammfellmütze nach Perjerart auf dem Kopfe, und sie in rothen Stiefeln, weißen, farbig gesticktem Schafpelz, die Brust mit Korallen und Münzen bedeckt, die langen üppigen Röcke mit rothen Bändern durchflochten, da schienen sie zwei Gestalten aus Tausend und einer Nacht, und alle Blicke hingen mit Vergnügen an ihnen.

Am Sonntag Abend kam Artaban zu ihr in den Edelhof, und jedesmal brachte er ihr irgend etwas, und wenn es auch nur eine Hand voll bunter Muscheln vom Tyffassaße oder ein Buschen Waldblumen war. Er saß dann irgendwo in einer Ecke, rauchte seine kurze Holzpeife und sah ihr zu, wie sie so in der Küche wirtschaftete. Sie sprachen wenig, und wenn sie schon sprachen, von allem Anderen, nur nicht von dem, was ihre Herzen bewegte.

Ihre Liebe sprach sich in der vollen irdenen Schüssel aus, die sie jeden Sonntag Abend seinem Hunde vorsetzte, der dann plötzlich rund wurde wie eine Kugel; seine Liebe dagegen blieb immer stumm und heimlich.

Manchmal sahen sie sich die ganze Woche nicht und es hörte auch Keines von dem Anderen, und wenn ja etwas von Artaban zu Pachomia drang, so war es gewiß nichts Gutes, sondern jedesmal die Kunde von irgend einer Gefahr, der er mit Mühe und Noth entkommen war. Pachomia

sagte bei solchen Gelegenheiten nichts, sie schüttelte nur den Kopf.

Eines Abends mitten im Winter hörte sie, daß auf der Straße nach der Kreisstadt die Wölfe Jemand zerrissen hatten; sie bebte am ganzen Leibe und stand dann in der Küche und betete, und ihre Thränen fielen in den Teig herab, den sie mit beiden Händen knetete. Plötzlich klopfte es leise an das Fenster. „Wer ist da?“ fragte sie zu Tode erschrocken. Eine helle, lustige Hundestimme gab Antwort, und als sie die Scheide anhauchte und die Frostblumen mit der warmen Hand herabwischte, sah sie draußen Artaban stehen und seine Flinte im Mondlicht blißen. Nicht lange darauf, am heiligen Abend, kam Artaban Mittags im vollen Glanze daher. Seine schwarzen Haare triefen von Fett, und er hatte die gelben Handschuhe an den Händen, die er noch als Corporal getragen. Nachdem er wiederholt geseufzt, sich die Stirn mit dem rothen Taschentuch getrocknet und den Schnurrbart gehörig aufgedreht hatte, begann er feierlich: „In Erwägung dessen, daß der Mensch nicht allein sein soll, wie es Gott der Herr selbst in der heiligen Schrift niedergeschrieben hat —“

Pachomia erschraf. Sie wurde bleich, trotzdem sie beim glühenden Herde stand, und wurde dann wieder purpurroth.

„In Erwägung,“ fuhr Artaban fort,

„daß ein Mann einem Weibe so zu sagen den nöthigen Schutz bietet, sowie in Erwägung dessen, daß du eine vater- und mütterlose Waise bist, Pachomia, so wollte ich dich nämlich bei dieser Gelegenheit fragen, ob du nicht geneigt wärest, in den heiligen Stand der Ehe zu treten?“

Pachomia zitterte am ganzen Leibe, sie sah ihn groß an, groß und freudig, sprechen konnte sie nicht.

„In Erwägung, daß ich mir in diesen Jahren bei fünfhundert Gulden redlich erworben und erspart habe,“ fügte Artaban noch hinzu. Sein Mund saß zwischen ihm und ihr auf der Erde und sah, sein einziges Ohr hoch erhoben, Beide immerfort gespannt an.

„Was frage ich nach deinem Gelde,“ sagte endlich Pachomia, „ich gehöre so wie so dir, ob du mich jetzt zum Weibe nimmst oder nicht.“ Ein Lächeln schlich über Artaban's dunkles Gesicht, ein Lächeln so hell und so warm wie ein Sonnenstrahl. Er reichte der Geliebten die schwere große Hand, und mit dem linken Arm nahm er sie zum ersten Male um den Leib. Sie sahen sich an und dann küßten sie sich, auch zum ersten Male, sie, die sich seit fast fünfzehn Jahren so rein und so heiß geliebt, während sich Porock, wie von zehn Horrißen auf einmal gestochen, im Kreise herumzudrehen und laut und freudig zu bellern begann.





Wilhelm Jordan.

Ein literarisches Porträt

von

Eugen Zabel.

Wenn man die Provinzen unseres Vaterlandes in Bezug auf ihren Antheil an der Hervorbringung der modernen Nationalliteratur mit einander vergleicht, wird man leicht finden, daß sich Ostpreußen in der Erzeugung poetischer Talente über ein gewisses mittleres Maß nicht erhoben hat. Die östlichen Marken Deutschlands sind zwar für die politische Geschichte von großer Bedeutung gewesen und ihre Bewohner stehen mit Recht im Ruf einer schlichten Gebiegenheit des Denkens und Handelns, aber die Sonne der Kunst hat ihre Strahlen immer nur mit Unterbrechungen dorthin gesendet. Königsberg, die „Stadt der reinen Vernunft“, wie man halb spöttisch, halb anerkennend zu sagen pflegt, ist wohl der Geburtsort zweier Erzromantiker, wie E. T. A. Hoffmann und Zacharias Werner, indessen darf man in dieser Thatfache eine Ausnahme von der Regel erblicken, die den Ostpreußen weniger auf dem Gebiete der Kunst als auf dem des abstracten Denkens einen Preis zuerkannte. Nicht umsonst hat hier der größte Denker neuerer Zeit, Immanuel Kant, gelebt und der geistigen Atmosphäre eine eigenthümlich logische Schärfe und Kälte verliehen, die auch auf die Werke der Dichtkunst übergegangen ist und als Reflexion den unmittelbaren Schwung der Phantasie beeinträchtigt. Ostpreußische Typen sind, wenn wir an keine

bestimmte Gattung der Poesie denken, Fanny Lewald, Wilhelm Jordan, Ferdinand Gregorovius, Albert Dulk, Ernst Wichert und Robert Schweißel. Ihnen gemeinsam sind die Fähigkeit des Willens, der Ernst und die Gründlichkeit des Wesens. Sie haben sich Alle aus kleinen Verhältnissen emporgearbeitet, nur wenig wurde ihnen mühelos geschenkt, das Meiste ist in hartem Kampfe errungen und dem Schicksal abgetropft worden. Sie gehören in Reiche der Poesie nicht zu den Kaisern und Königen, sondern zu den freien tapferen Burgherren, denen es weder an Triumphzeichen noch an Wunden mancher Art fehlt.

In Charakter und Weltanschauung, in Erscheinung und Sprache hat vielleicht kein zweiter Dichter so viel Ostpreußisches bewahrt wie Wilhelm Jordan. Er hat die kräftige Hand, die sich bei seinen Stammesbrüdern, den Hütern der deutschen Sprachgrenze, herauszubilden pflegt, das breite, fast derbe Gefüge des Körpers, den schweren Accent Ostpreußens, aber zugleich auch einen unwiderstehlichen Trieb zum Geistlichen und Sittlichen, eine staunenswerthe Idealität, die ruhig nach dem Höchsten trachtet und der kein Spott etwas anhaben kann, endlich eine tiefwurzelnde keusche Vaterlandsliebe. Eine eigenthümliche Erdschwere mischt sich bei ihm mit einem Durst nach Wissen, der nicht durch äußerliche Thatfachen, sondern

durch gefehmäßiges Erkennen gelöst werden kann. Eine solche mehr philosophisch angelegte Natur mußte, wenn sie sich dichterisch versuchte, den Stoff eher verflüchtigen als zu festen bleibenden Gestalten jammeln. Man durfte von ihr eine virtuose Leistung auf dem Gebiete der Gedankendichtung erwarten, die dazu berufen wäre, sich das Herz der ganzen Nation zu gewinnen. In der That sehen wir Jordan bei aller Anerkennung, auf die auch seine ersten dichterischen Gaben Anspruch machen konnten, jahrelang ohne tieferen Einfluß bleiben, bis es einem merkwürdigen, wohl einzig zu nennenden Umstande gelang, den inneren Reichthum, welchen der Dichter in sich barg, für die Gesamtheit unseres Volkes zum Ausdruck zu bringen. Der Mann, dem man eine nur künstliche Existenz in der Literatur zuerkennen wollte, vernüpfte plötzlich seinen Namen mit der deutschen Götter- und Helden Sage, indem er ihr blinkendes Gold aus Schutt und Trümmern ausgrub und ihm eine künstlerische Fassung gab, der allseitige Bewunderung zu Theil wurde.

Wilhelm Jordan wurde am 8. Februar 1819 in Jnsferburg geboren und war von 1838 bis 1842 Schüler der Universität Königsberg, wo namentlich die Vorlesungen von Karl Rosenkranz für seinen Bildungsgang von Einfluß waren. Der jugendliche Nachfolger Herbart's, der sich schon damals als einer der treuesten Schüler Hegel's zeigte, wußte stets eine zahlreiche Zuhörerschaft zu seinen Füßen zu versammeln und sie mit der Macht seiner Rede zu entflammen. Die Hegel'sche Philosophie beleuchtete zu jener Zeit alle Wissensgebiete, über welche sie sich an der Hand der dialektischen Methode negartig auszubreiten wußte, und Rosenkranz' Aufgabe bestand namentlich darin, das System zu vervollständigen, es mit den neuesten Resultaten der Wissenschaft in Einklang zu bringen und seine Wahrheit am Leben selbst zu erproben. Auch auf Jordan übte diese Lehre ihren vollen Zauber aus, wenn ihm auch das geistreiche Spiel mit Begriffen als solches nicht genügte und er demselben nur huldigte, um zu einer tieferen Anschauung des Wirklichen zu gelangen. Noch mehr wurde er aber von dem politischen Zeit-

geiste erfaßt, der damals durch die Lande wehte. Der Freiheitsdrang jener Tage hatte sich in dem ostpreussischen Liberalismus einen maßgebenden Ausdruck verschafft und in Königsberg durch die „Vier Fragen“ von Johann Jacoby eine Formulierung erhalten, die überall das größte Aufsehen erregte. In demselben Jahre, in dem diese politische Broschüre erschien (1841), sehen wir auch Jordan mit seiner Gedichtsammlung „Globe und Kanone“, der ein Jahr später die „Irdischen Vantassen“ folgten, den Kampfplatz betreten. Es waren die Ergüsse einer stürmischen, leidenschaftlich erregten Studentenjeele, der die theologischen, philosophischen und naturwissenschaftlichen Vorlesungen Zeit ließen, im Sinne des Jung-Hegelthums an allen die Oeffentlichkeit beschäftigenden Fragen Theil zu nehmen. Die Anschauungen von Strauß, Feuerbach und Ruge hatten sich darin ihrer wissenschaftlichen Ausschließlichkeit begeben und waren Wohlklang und Rhythmus geworden. Der jugendliche Dichter setzte von 1842 bis 1843 seine Studien in Berlin fort, wo er „Litthauische Volkslieder und Sagen“ herausgab. Dann siedelte er nach Leipzig über, wo er seine Jugendgedichte in vermehrter Gestalt unter dem Titel „Schaum“ (1846) erscheinen ließ. Die in ihm gährende Lebenslust, der revolutionäre Drang seines Wesens hatten jedoch üble Folgen: er wurde infolge eines blasphemischen Toastes zuerst verhaftet und dann aus Leipzig und Sachsen verwiesen. In Bremen bis zum Februar 1848 als Lehrer und Schriftsteller thätig, ließ er sich auf die erste Nachricht von der Februarrevolution als Correspondent der „Bremer Zeitung“ nach Paris schicken; doch kehrte er schnell wieder nach Berlin zurück, als es sich um die Einberufung eines deutschen Parlamentes handelte. Mit Eifer und Erfolg stürzte er sich nun in die politischen Debatten der constitutionellen Clubs, und der oberbarnimische Kreis erkannte seine Beredbarkeit an, indem er ihn in das Frankfurter Parlament wählte. Längere Zeit saß Jordan auf der äußersten Linken, aber die Rede, die er gegen die Polen hielt, führte einen Bruch mit seinen Parteigenossen herbei, und eine zweite Rede über den Waffenstillstand von Wilmö nöthigte ihn, eine eigene Partei

zu bilden. Seine rhetorische Begabung sollte sich aber nicht nur im Parlamente bewähren; die Ermordung des Fürsten Sichnowsky gab ihm einen schmerzlichen Anlaß, dem unglücklichen Fremde eine Leichenrede zu halten, die man wegen ihres Schwunges, ihres Gedankenreichtums, ihrer Wärme classisch nennen muß. Zum Secretär des Marineauschusses ernannt und dann als Ministerialrath in die Marineabtheilung des Reichsministeriums für Handel berufen, erlag er dem Mißgeschick, das die deutsche Flotte betraf. Die Versteigerung derselben machte den Dichter zu ihrem Pensionär, als welcher er seinen Wohnsitz in Frankfurt a. M. aufschlug, um ganz unabhängig seiner poetischen Thätigkeit zu leben.

Der Freiheitskranz des „tolle Jahres“ hüllte einer schnellen Ernüchterung Platz gemacht; die Welt, die noch eben so rosig anzusehen war, sah wieder grau und leer aus. Auf dem Wege vom Denken zum Handeln war man beim bloßen Reden stehen geblieben und das entschwundene Ideal hatte eine unheimliche Leere in den Gemüthern zurückgelassen. Nun galt es wieder Trost in der Phantasie und Idee für die verlorene Wirklichkeit zu finden. Litterarisch hat diese Periode einen mannigfachen Ausdruck erhalten, den glänzendsten wohl in Gukow's „Rittern vom Geiste“, die nicht nur ein unfaßendes Culturgemälde jener Zeit enthalten, sondern auch die dauernde Pflege des Idealismus in die Hand eines jener Geheimbünde legen, die wir schon bei Goethe und Jean Paul angedeutet finden. Jordan sah die Geschichte seines Vaterlandes bedroht und fühlte zugleich die Wunde bluten, die ihm das Dahinschlachten eines treuen Geistesgenossen geschlagen hatte. Aus der bedrückenden Enge des Gegenwärtigen und Einzelnen suchte er den Ausweg und Ausblick ins Allgemeine. Nicht zu verzagen, sondern ruhig weiterzuarbeiten und die Waffen des Geistes zu schmieden, daß ihnen, wenn der Tag heraufdämmert, Schärfe und Glanz nicht fehle, das war die Aufgabe. Vermögen wir Mitbewohner der Erde, die ja selbst nur ein Pünktchen in dem unendlichen All ist, der Entwicklung der Menschheit die Wege vorzuschreiben und dürfen wir murren und verzagen, wenn der Schicksalswagen anders

rollt, als wir es dachten? Wie, wenn gerade dasjenige, was wir für unheilvoll erachteten, sich vom Standpunkt einer höheren Erkenntniß als segensbringend erweist; wenn das Böse nur dazu dient, die Kraft des um seine Existenz ringenden Guten zu stählen; wenn die Nacht nur den Zweck hat, uns die Fülle des erwarrenden und belebenden Tageslichtes voll empfinden zu lassen? Das war ja die Grundidee zweier der erhabensten Dichtungen, welche die Weltliteratur kennt, des Job und des Faust, der feste Boden, auf dem die Ormuzd- und Ahirmanreligion der Perser stand. Sollte es unmöglich sein, auf Grund der neuen wissenschaftlichen Errungenschaften nicht etwa mit jenen schlechtthin unvergleichlichen Werken in die Schranken zu treten, sondern nur die Welt sich im Kopfe einer geistig und seelisch stark erregten Individualität spiegeln zu lassen und damit eine moderne „Theodicee“ zu schreiben?

Jordan führte den Plan, sich selbst geistig läuternd und mit den Schwierigkeiten der Aufgabe an Kraft zunehmend, mit dem ganzen Feuer eines jugendlichen Enthusiasmus aus; denn um ein Werk wie den „Demirgos“ (drei Theile, Leipzig 1854) zu schreiben, das an Umfang wie an Ideenfülle sich mit wenigen Erzeugnissen unserer Litteratur messen läßt, bedarf es des naiven fröhlichen Selbstvertrauens der Jugend. Das Haar muß noch ungebleicht sein, die Wangen müssen noch in jenem heiligen Feuer erglühen, das die glücklichsten Einfälle zu einem Geschenk der Götter macht, wenn man so weit in seinen künstlerischen Absichten anzuholen soll. Gewiß ist es, daß das Werk, wenn es Jordan nicht als Dreißiger, sondern als Fünzigiger angelegt hätte, in seinem ganzen Bau geschickter, in seiner Ausführung reifer geworden wäre. Aber wer weiß, ob es bei der vorsichtigeren Art des Mannes überhaupt zum Abschluß gekommen wäre, ob die neuen entzückenden Absichten, die sich dem Geiste bei der Behandlung dieses Themas bieten, den Autor nicht immer weiter gelockt und ihm die Fähigkeit genommen hätten, an Ziel, Form und Beschränkung zu denken? So, wie der „Demirgos“ vorliegt, bezeichnet er jedenfalls eine schöne Blüthe in dem reichen Kranze philosophischer Dichtung, der

unserere neuere Literatur schmückt. Geistig verwandt mit Schöpfungen wie „Ritter Wahn“ und „Ahasver“ von Julius Rosen, dem „Ahasver“ und „König von Sion“ von Robert Hamerling, unterscheidet sich das Werk doch wesentlich von ihnen sowohl durch den Optimismus, an dem es mit inniger Glaubenswärme hängt, als auch durch die in allen Dichtungsformen, in der lyrischen, epischen und dramatischen, sich ergehende Darstellung, wodurch Jordan's Arbeit in vieler Beziehung den Charakter des Zusammenzurablen erhält.

Ueber die Natur und Bedeutung der Gattung zu sprechen, welcher im System unserer Aesthetik der „Demirgos“ eingereiht werden muß, dürfte für unseren Zweck überflüssig sein. Halten wir nur daran fest, daß es im Wesen der philosophischen Dichtung liegt, die Figuren nicht in ihrer vollen Leiblichkeit auszugestalten, sondern sie zu Trägern bestimmter Vorstellungen und Begriffe zu machen. Das ist im Sinne der reinen Poesie, die eine absolute Verschmelzung von Idee und Gestalt begehrt, ein Mangel; aber auch dem größten Talente wird es bei der Erörterung der höchsten Probleme der Menschheit nicht immer beschieden sein, zu Bild und Farbe vorzudringen. Es handelt sich nur darum, daß das concrete Leben vom Geiste nicht völlig aufgezehrt und zur leeren Hülle herabgesetzt werde. In dieser Beziehung wird man allerdings dem Jordan'schen Werke den Vorwurf nicht ersparen können, daß es in allem Stofflichen und Erfinderiichen eine auffallende Armuth bekundet. Die Menschen des Demirgos haben eigentlich gar keine Physiognomie, ihr Thun ist gleich Null und durchaus interesselos, sie leben nicht in der Wirklichkeit, sondern sind in einem ununterbrochenen Wettkampfe des Geistes begriffen. Man athmet gleichsam eine Luft, die nur aus Sauerstoff besteht. Dieser Vorwurf des völlig Unplastischen wiegt für unser Gefühl viel schwerer als der andere, den man gegen die Arbeit erhoben hat, daß Jordan nämlich die Idee der Wette zwischen dem Geiste des Guten und dem Geiste des Bösen dem Goethe'schen „Faust“ entlehnt habe. Hat doch auch Goethe diese Form nicht erfunden, sondern nur dem Hiob nachgebildet.

Fassen wir daher das Dichtwerk als

dasjenige an, was es einzig und allein ist: als ein mit außerordentlichem Wissen, Geist und Sprachtalent durch drei Bände fortgeführtes Lehrgedicht, in welchem eine Reihe glänzender Gedanken denselben Mittelpunkt umtreiben. Das Thema ist die Rechtfertigung des Bösen in der Welt, und dieses Thema wird unaufhörlich bald nach dieser, bald nach jener Seite gewendet und von Betrachtungen aller Art umspinnen. Das Gute ist an sich Verheit und Tod, erst durch den Widerspruch des Bösen kommt es zur Lebens- und Daseinsfülle.

Zu Beginn der Dichtung sehen wir den Demirgos, der als Lucifer austritt, sich mit dem Agathodämon, dem Geist des absolut Guten, begegnen; sie streiten um ihre Berechtigung, die Welt zu beherrschen, und schließen endlich eine Wette des Inhalts, daß derjenige, der sich als unfähig erwiesen hat, das Geschick der Erde allein zu lenken, vor dem Anderen die Waffen strecken müsse. Nachdem der Demirgos mit seiner Herrschaft den Anfang gemacht hat, will Agathodämon in menschlicher Gestalt die Dinge prüfen, indem er in der Hülle eines idealistischen Jünglings austritt, der müde und zerfallen mit der Welt sich durch einen Pistolenschuß das Leben nehmen will, als er zu sinnlicher Liebe entflammt wird. Heinrich's Liebe zu Helene lobert ein paar Mal in heller Flamme an, sinkt dann aber wieder zu kalter Asche zusammen; er kommt in einen Kreis von eiteln bald pathetischen, bald wüthenden Reformschwärmern, bei deren Schilderung Jordan seiner satirischen Lanze den Zügel schießen läßt und uns plötzlich in die unmittelbare Gegenwart versetzt. Unser Held schließt ein inniges Freundschaftsbündniß mit dem Fürsten Felix, dem offenbar Fürst Lichnowsky Modell gesehen hat, denn wie dieser wird auch jener später von einer wüthenden Rote ermordet. Infolge dessen sagt Heinrich sich auch von der politischen Bewegung los, um im Anschauen der ewigen Natur, in der Welt-erkenntniß das heiß begehrte Glück zu finden. Wir werden in das Studirzimmer eines berühmten Forschers, Alexander, geführt, der in tiefinnigen Reden das Geheimniß des Entstehens und Vergehens aller Dinge zu enthüllen versucht, aber Heinrich's zu hoch gespannter Idealismus

bleibt immer unbefriedigt. Der Streit und die Schmerzen, an denen sich die Menschheit emporringt, erfüllen ihn mit Wehmuth und Wuth, bis er endlich die Erde und ihren Schöpfer verflucht. Damit muß Lucifer das Spiel verloren geben, er überläßt dem Agatophädon, der aus der Hülle des Helden, in der er gesteckt hat, nun wieder heraustritt, die Aufgabe, die Welt allein nach den Ideen des Guten und Schönen zu lenken. Das Reich der ewigen Bonnen, Nirgendheim, eröffnet sich uns, wo man ohne Sorgen und Mühen den Tag verlebt und so maßlos im Glücke schwelgt, daß alles Streben aufhört und der Menschengestalt schließlich nach Erlösung aus dieser köblichen Qual des absolut Guten schmachtet. Damit hat auch dieses System abgewirksamstet und es bleibt dem Autor nur noch übrig, die Verjöhnung der Gegensätze in einer höheren Wahrheit auszusprechen und einen philosophischen Bogen über dieses Labyrinth von künstlerischen, wissenschaftlichen, socialen, politischen, autobiographischen Betrachtungen zu wölben. Das thut er in geistreicher Gegenüberstellung seiner Hauptfigur mit den Helden der großen dichterischen Theodiceen aller Zeiten, des Aeschyleischen Prometheus, des Hiob und des Goethe'schen Faust, die sich in meisterhaften Nachdichtungen aus den Wolken vernehmen lassen und ihre Stimmen zu einer großartigen Gedankenharmonie vereinigen. Die Dichtung schließt mit einem Idyll ab, in welchem sich Heinrich durch Bewährung strenger Lebenspflichten an der Seite Helene's, die ihm wiedergegeben ward, seines Kindes und Kindeskindes das wahre Glück erobert. Gleichzeitig sehen wir Lucifer und Agatophädon sich als gleichberechtigte Ausstrahlungen des göttlichen Weltens erkennen, sich versöhnen und zum Heil der Menschheit einen ewigen Bund schließen.

Wir haben damit die Hauptrichtung angegeben, innerhalb deren sich Jordan's groß angelegte Dichtung bewegt, ohne an die zahlreichen Beziehungen und Abschweifungen, von denen sie wie von einer Schnur umwunden ist, auch nur erinnern zu können. Der Autor ist unermüdlich, die Dinge im Spiegel seiner pantheistischen Weltanschauung erscheinen zu lassen und Hunderte von Facetten der einmal er-

kannten Wahrheit anzuschleifen. Diese geistige Ueberfülle hat etwas Erdrückendes, man sehnt sich oft danach, den Bogen weniger straff gespannt zu sehen, um so mehr, als in dem Menschenalter, das seit der Vollendung des Werkes verlossen ist, ein Theil der Audeutungen an Verständlichkeit verloren hat. Aber wenn sich der „Demiurgos“ an einzelnen Stellen auch zum Mysteriösen und Abstrusen verdunkelt, so tritt sein Grundgedanke doch mit strenger sittlicher und verschönernder Mahnung deutlich vor den Leser hin. Eine Lebensphilosophie, wie die von Jordan verkündete, welche des Menschen Glück und Ehre allein in die Arbeit, in die Entwicklung aus Niedrerem zu Höherem setzt und nichts so sehr verachtet wie den thatenlosen Genuß, hat etwas Mannhaftes, Charaktertätiges und Großartiges; sie könnte dazu berufen sein, unsere Anschauung vom Leben zu idealisiren, unsere Jünglinge und Jungfrauen zu Vollnaturen zu schmieden, die bescheiden im Glück und unverzagt im Unglück ihren Ruhm darin erblicken, sich selbst und damit ihr ganzes Geschlecht fortzubilden. Leider ist aber die Haltung dieser Dichtung eine so vornehme und ausschließliche, daß ihr eine populäre Wirkung niemals beschieden sein kann. Ein Lederbissen für literarische Feinschmecker, wird sie immer „Caviar fürs Volk“ bleiben. Das hindert aber nicht, anzuerkennen, daß der „Demiurgos“ dichterisch hervorragende Stellen enthält, die durchaus allgemein verständlich sind und nur deshalb unbekannt geblieben sind, weil sie in der Flut der philosophischen Gespräche untergehen. Die Rhapsodie über den Champagner, welche ein zur Verlobung von Heinrich und Helene geladener Poet zum Besten giebt und in der er diesen Wein als Bild des menschlichen Lebens feiert, gehört wegen ihrer Ideenfülle und Virtuosität in der Behandlung der Sprache zu dem Originellsten, was wir der Jordan'schen Muse überhaupt verdanken.

Zu einer gerechten Würdigung der Dichtung kommen wir aber erst dann, wenn wir uns vergegenwärtigen, welche Bedeutung sie für die Person ihres Verfassers hat. Selten hat sich ein Dichter so entschieden und voll in jugendlichen Jahren ausgesprochen, wie es Jordan im „Demiurgos“ thut. Dieses Werk ist eine

vollständige Zusammenfassung der dichterischen und philosophischen Eigenart des Autors, zwar nicht die reifste, wohl aber die charakteristischste und persönlichste Schöpfung, die wir seinem Fleiß und Talent verdanken. Sein Lustspiel „Durchs Ohr“ ist weit amüthiger und liebenswürdiger, seine „Nibelungen“ sind ungleich plastischer und künstlerischer als der „Demiurgos“, aber dieser überragt sie beide deshalb, weil er die Farbentöne, in welche sich die Natur des Dichters später zerlegte, mit kühner Energie zusammenfaßt und ihn sowohl als Meister des sprachlichen Ausdrucks und philosophischen Dichters wie auch in seiner Eigenschaft als Gelehrter und Begründer der neueren Stabreimpoesie vollkommen reif und abgeschlossen zeigt.

Denken wir zunächst an die rhetorische Seite der Arbeit, so müssen wir Jordan's Fähigkeit, die Sprache wie eine Claviatur zu behandeln und auf ihr mit Virtuosität und sicherem Anschlag vom feinsten Piano bis zum kräftigsten Forte zu spielen, laute Bewunderung zollen. So unplastisch der „Demiurgos“ als Dichtung ist, so plastisch erscheint die Sprache mit ihrer gesunden Muskelatur, ihrer kristallinen Reinheit, ihrer körnigen Frische. Wie das Stoffgebiet mannigfach wechselt, so tummeln sich auch die Versmaße bunt durch einander: Jamben, Trochäen und Anapäste, italienische Octaven, Bierzeilen und ähnliche Reimverschlingungen geben sich ein glänzendes Nendevous und der Dichter beherrscht sie mit spielender Leichtigkeit, niemals verlegen in der Wahl des bezeichnenden Wortes, des charakteristischen Bildes, der musikalischen Wendung. Der Nachdichtungen aus Prometheus, Ijob und Faust haben wir bereits gedacht, sie gießen den theilweisen Inhalt dieser Dichtungen in neue geschmackvolle Formen und kündigen den Uebersetzungsmeister an, der seine Gabe der Dolmetschung später an Homer und Shakespeare bewähren sollte. Aber es ist bezeichnend und nur zu wenig beachtet, daß der „Demiurgos“ auch die ersten Keime zu jener Stabreimpoesie enthält, die ihrem Träger einen so großen Ruf verschaffen sollten. Die beiden Gedichte „Enthülle dich, hohes Geheimniß“ (II, 21) und „Da wallen und wogen“ (III, 10) liefern den unwiderleglichen Be-

weis, daß die Alliteration keine bloße Laune des Verfassers, sondern selbst in seiner ersten Periode durch ein natürliches Mitsfühlen mit dem Geiste unserer Sprache bedingt war.

Ebenso ist Jordan's philosophische und naturwissenschaftliche Anschauung in seinem Jugendwerke genau so ausgesprochen, wie sie sich in den späteren Schriften des Reiteren entwickelt hat. Wie gesagt, ist der Autor durchaus Pantheist, ein begeisterter Verehrer der Einheit in der Natur, der kein Stäubchen verloren gehen läßt, und, wie sie jeden Stein, jede Pflanze, jeden Menschen unter die Herrschaft ihrer Gesetze zwingt, auch der beschneidensten Individualität die Theilnahme am Weltproceß sichert. Das Gesetz der aufsteigenden Entwicklung, das den Kampf ums Dasein braucht, um zu immer feinerer Differenzierung des Erdenstoffes zu gelangen, hat Jordan mit dichterischem Weitblick erkannt und als eine Art Darwinianer vor Darwin seinem Naturforscher Alexander in den Mund gelegt.

Diese Art von Naturphilosophie kommt in den späteren Dichtungen Jordan's, namentlich den „Nibelungen“, als lebhaftes und inniges Naturgefühl zum Ausdruck. An sich ist die Natur allerdings dem Menschenschicksal gegenüber theilnahmlos, so daß Turgenev einmal tiefsinmig sagen konnte, keine Kiefernadel würde an den Zweigen erzittern, wenn der letzte Mensch vom Angesicht der Erde verschwinden sollte, aber trotzdem setzen wir unseren Schmerz und unsere Freude in das Blühen der Blumen, das Dunkel des Waldes hinein, wir sprechen zu ihnen und glauben eine von ähnlichen Empfindungen zehende Antwort zu erhalten. Das hat unser Dichter prächtig verwerthet, ja an einem bedeutungsvollen Wendepunkte seines Hauptwerkes bei Sigfrid's Tode (Sigfrid-Sage, dreißigster Gesang) läßt er sogar die ganze Stufenreihe der Natur vom Leblosen und Anorganischen durch das Thierreich hinauf bis zum Menschen vor unserem Auge erstehen und sie theilnehmen an der dramatischen Spannung, die uns beim Herannahen der Katastrophe erfüllt.

Des Autors philosophische Anschauung wendet sich gegen die officielle Kirche und Theologie, welche sich mit den Erungen-

schaften der Wissenschaft im Widerspruch befindet, aber keineswegs gegen die Religion, die er als Hüterin der idealen Vorstellungen des Volkes nach Kräften zu stützen bemüht ist. Ihm ist das Glaubensbedürfnis, das die Nationen erfasst und Jahrhunderte lang erfüllt hat, kein leerer Wahn, die mythenbildende Phantasie nicht Lug und Trug, vielmehr die Trägerin notwendiger Wahrheiten, die symbolisch bald in dieser bald in jener Form ausgedrückt, den Kern des Ewigen in sich bergen. Darum periphrastiziert er die Nüchternheit der drei Brüder Bauer, Bruno, Edgar und Egbert, welche die selbstgeschaffenen Ideale des Volkes zu vernichten glauben, wenn sie ihre historische Existenz bestreiten; er verspottet sie als die „Heilige Familie“ (Demingos I, 292) und läßt Faustin (III, 126) jene Auffassung von Gott, Unsterblichkeit, Auferstehung u. s. w. als symbolisch ausgedrückte Wahrheiten aussprechen, die er selbst später poetisch in den „Andachten“ und wissenschaftlich in der „Erfüllung des Christenthums“ mit Wärme vertrat.

Und endlich, auch die reine Vaterlandsliebe des Dichters finden wir in ihrem Streben nach Einheit und Macht in einer Form ausgesprochen, auf die ausdrücklich hingewiesen werden muß. Wenn der „Demingos“ ein Kind des Schmerzes und der Trauer über die zertrümmerten Hoffnungen auf Kaiser und Reich ist, so verlegte er gleichzeitig die Erfüllung dieser Hoffnungen mit Bestimmtheit in die nächste Zeit und ertheilte seinem Dichter die Rolle eines Propheten, der mit Scharfblick den Lauf der Dinge von ferne erkennen konnte und das Reifen der Frucht versprechen durfte, da er sie stetig schwellen sah. Wenn es nach den unvergeßlichen Tagen des Franzosenkrieges nicht an rückwärts gewendeten Propheten auf dem deutschen Barnack geseht hat, die das bereits Vorhandene zu einer in frühere Zeit zurückdatirten Verheißung machten, so dürfen wir Jordan nachrühmen, in der trübsten Zeit den Glauben an das Licht nicht eingebüßt zu haben. Die Worte Heinrich's am Ende des „Demingos“ (1854)

„Da! endlich, endlich weicht der Fluch,
Des ew'gen Bundes Stunde schlug.
Dort ich ich meinen König reiten
Mit aller Stämme Heeresmacht —

Da fließt der Rhein — ha, welch ein Erreiten!
Sieg! Sieg! Gewonnen ist die Schlacht! —
Vom Dome tönt die Krönungsglocke,
Der Münster steht auf deutschem Grunde“ —

und die Verheißung der Muse im Vorgesang der „Sigfrid-Sage“ (1867)

„Davor du dein Lied noch völlig vollendet,
Werden geworfen die eisernen Bürtel.
Die stürzende Roth des Sturmes naht schon:
Dann Feil und Hülse nur Helben verheizen,
Erwed ich aus uns den Weltüberwinder“ —

sind aus jener höchsten dichterischen Begeisterung hervorgegangen, welcher es vergönnt zu sein scheint, den sonst so fest verschlossenen Schleier des Schicksals zu einem flüchtigen Einblick in die Zukunft zu lästen.

Zu Jahre 1858 schrieb der König von Bayern einen Preis für das beste Trauerspiel und einen für das beste Lustspiel aus. Preisrichter waren Schaf, Sybel und Geibel. Den ersten Preis erhielt Paul Heyse für seine „Sabinerinnen“, das Accessit Wilhelm Jordan für die „Wittwe des Agis“. Dieses Stück hat zwar seinem Schicksal, in die Reihe der unaufgeführten Literaturdramen gestellt zu werden, nicht entgehen können, aber es fesselt bei jeder neuen Lectüre durch die Klarheit der dramatischen Motive und den geistigen Schwung der Sprache.

Jordan hat es an Muth und Ausdauer nicht fehlen lassen, um die weltbedeutenden Bretter, die sein erstes Drama nicht tragen wollten, doch noch unter seine Herrschaft zu bringen. Die „Wittwe des Agis“ war nicht der erste Versuch und blieb nicht der letzte. Ihm waren bereits zwei gänzlich verschollene Schauspiele: „Graf Dronie“ und „Der falsche Fürst“, sowie zwei Lustspiele: „Die Liebestreuger“ und „Tauschen täuscht oder die Ergänzungen“, vorausgegangen; ihm folgten noch der glücklichste und der unglücklichste Wurf, den der Dichter auf dramatischem Gebiete gethan hat, das Lustspiel „Durchs Ohr“ (1871) und das Trauerspiel „Arthur Arden“ (1872), sowie in der allerjüngsten Zeit das Lustspiel „Graf und Grobschmied“ (1881). „Arthur Arden“ ist einer jener mit zäher Liebe und systematischer Treue ausgeführten Irrthümer, die sich bei jedem Dichter nachweisen lassen, in dessen Muth ein so auf fallendes Verkennen seiner Fähigkeiten, wie es dieses Drama zeigt, bei einem

philosophisch so hochgebildeten, mit so feiner Selbstkritik begabten Autor ungewöhnliches Erstaunen erregen. Er wollte einen dämonischen Charakter zeichnen und lieferte nur eine zur Ironie herausfordernde Frage, er wollte erschüttern und konnte im besten Falle nur abstoßend und widerwärtig wirken. Thomas Arden, der eigentliche Held des Dramas, ist ein Schenksal aus dem Geschlecht des Frau von Moor, Edmund Mosler, Richard III., nur mit der Nuance, daß er ein moderner, lebenswürdig erscheinender Elegant ist, der das Verrückteste in bestehender Form wie etwas Selbstverständliches entwickelt. Wenn Jordan in der Vorrede zu dem Stücke, welches Friedrich Haase gewidmet ist, die Erwartung ausspricht, der Künstler würde als Thomas Arden seinen Zeitgenossen ein Bild vorhalten können, vor dessen furchtbaren Zügen nicht wenige heilsam erschrecken, weil sie in dem Hölleideal auch einige der eigenen erkennen müssen, so weisen wir im Gegentheil jede Verwandtschaft zwischen dieser Figur und irgend einem menschlichen Wesen entschieden ab und geben dem Schauspieler Recht, wenn er Bedenken getragen hat, sein Talent an der Verkörperung dieser Rolle zu erproben.

Dagegen hat sich Jordan um unsere Bühne durch die Einführung des Lustspiels in Versen ein hoch anzuschlagendes Verdienst erworben und auf einem Terrain, wo die Erfolge nur zu oft hinter dem Rücken des guten Geschmacks errungen werden, die geistreiche Amnuth, den lebenswürdigen Humor zu ihrem Rechte kommen lassen. Es wäre indessen falsch, anzunehmen, daß nur das Sprachgewaltige seines Talentes den Dichter veranlaßt hätte, den Vers wieder auf die Bühne zu verpflanzen, wo ihm im modernen Stück scheinbar eine so ungasliche Stätte bereitet wird. Der Vers ist in der That keine bloße Spielerei, sondern die amuthige Hülle für einen von Geist und Laune getragenen Inhalt, mit ihm bekommt das Lustspiel eine künstlerische Haltung, an die es sonst nicht gewöhnt ist, gleichsam einen verklärten Leib, der Bildung und Geschmack in sich schließt. Was den Franzosen seit Molière's Zeiten in der Literatur und auf der Bühne geläufig ist, giebt sich bei uns als Aus-

nahmerscheinung, die aber zugleich ein höheres ästhetisches Geſetz enthält und den Weg zur Verfeinerung dieses nur zu nachlässig behandelten Genres angiebt.

Die „Liebeslengner“ erinnern in ihrem Sujet und den geistreich pointirten Versen an das anmuthigste Lustspiel der spanischen Literatur, Moreto's „Donna Diana“. Das billigste Mittel aus der Hansapothete des deutschen Lustspiels, das Mißverständniß, kommt in dem Stücke etwas häufig zur Verwendung, auch sind vielleicht nicht alle humoristischen Consequenzen aus dem Sujet gezogen, aber dafür ist der Reiz der Conversation in dem Stücke ein unwiderstehlicher. Uebrigens ist daselbe in neuester Zeit vom Verfasser wesentlich umgearbeitet und zu Gunsten einer lebhafteren dramatischen Bewegung verbessert worden. Das zweite, ungleich erfolgreichere Stück: „Durchs Ohr“, das über die meisten deutschen Bühnen gegangen ist, geht von dem artigen Grundgedanken aus, daß das Ohr ein feinerer Sinn sei als das Auge und das Seelenleben Anderer unmittellbarer erschließe. Dieser Satz hat gegenüber der Behauptung, daß in den Augen das Herz liege, nicht nur den Reiz der Neuheit, sondern wird auch durch die Psychologie der Gegenwart befestigt, die das Gehör als den obersten der menschlichen Sinne auffaßt. „Durchs Ohr“ verließen sich zwei Paare in einander und zwar auf einem Maskenballe, wo die beiden Freunde Heinrich und Robert von den Stimmen zweier Schwestern, Clara und Mathilde, bis ins Innerste getroffen werden. Die Vorzüge des Lustspiels liegen nicht auf Seiten der Fabel. Die Handlung ist nicht nur ausnehmend einfach, sondern auch ziemlich unwahrscheinlich. Nach der ersten Scene kennt man den Verlauf des Stückes, dessen eigentlicher Reiz in dem großartigen Schluß der Sprache und dem feinen, über dem Gauzen liegenden geistigen Duft zu suchen ist. Wie Goldförmner sind die Gedanken und Wiße, die originellsten poetischen Wendungen ausgestreut. Man süßt sich in eine vom Alltagsstaub befreite Sphäre, unter lanter gute und geistreiche Menschen versteht. Und trotz dieser eminenten rhetorischen Technik, die gleichsam bis auf das innerste Mark der deutschen Sprache dringt, nichts Erzwungenes und Gekünsteltes, sondern Alles leicht und gefällig,

eine Frucht, die im Augenblick der Reife wie von selbst vom Baume abfiel. Das Stückchen verlangt auf der Bühne ungleich mehr schauspielerischen Geist als eigentliches Talent; es ist leicht zu spielen, aber schwer zu sprechen. Namentlich handelt es sich darnum, die zahlreichen Pointen der Rede nicht etwa aufs schärfste herauszuarbeiten, sondern sie nur als feine Vichter dem Dialog aufzusetzen. In dieser Beziehung kann „Durchs Ohr“ geradezu als Prüffstein für den Geschmack und Berstand unserer Schauspieler gelten.

Jordan hatte als philosophischer Dichter in seinem „Demiurgos“ ein beachtenswertestes Selbstbekenntnis abgegeben, er hatte sich auf den weltbedeutenden Brettern in einer Weise versucht, der Kraft und Eigenart nicht abzusprechen war, aber noch fehlte seinem Werke der unmittelbare Zug zum Volksthümlichen. Er hatte ihn im Anschauen des modernen Lebens zu finden gehofft, mußte sich aber bald gestehen, daß er weder die Gabe besäße, einen Stoff der Gegenwart fesseln zu gestalten, noch überhaupt sich lebhaft für die Dinge erwärmen könne, die sich vor seinen Augen entwickelten. Jordan ist nur in geringem Maße ein moderner Mensch, das conventionelle Leben mit seinen kalten Verbindlichkeiten ist ihm geradezu verhaßt, er braucht große Ideen und starke Leidenschaften, wenn er sich wahrhaft begeistern soll. Je geringer sein Talent, zu erfinden, ist, desto größer erscheint sein Kunstverständnis, seine Fähigkeit, ein gegebenes Sujet zu durchglühen, es einzuschmelzen und neu zu formen. Seine Sprach- und Sagenstudien hatten ihn bis ins Mittelalter und drüber hinaus bis in jene Zeit geführt, als sich aus dem Schoß der germanischen Poesie die ersten Mythenbildungen herauskristallisirten. Indem er über das Nibelungenlied hinweg bis zu den ersten Quellen desselben schritt, wie sie in der „Edda“ und der nordischen „Völsungasage“ frisch und rein sprudeln, machte er die Wahrnehmung, daß unser großes nationales Epos das gewaltige Sagenerbe keineswegs im Sinne seiner Erzeuger und ersten Bewahrer verwaltet, sondern in vieler Beziehung dem Geschmack der ritterlichen Mode angepaßt habe. Er sah in ihm große Leidenschaften verkleinert und zu galantem Rächeln verkürzt, das Herbe,

das unserem Epos ebenso wenig fehlen darf wie die Knorren dem Eichenstamm, oft verjüht, das Barte nicht selten verbildet. Für Jordan weht in unserem Nibelungenliede nicht die Luft, welche die Nabeln des Tannenhochwaldes erzittern läßt und in welcher die Lerche der aufgehenden Sonne ihr Morgenlied entgegen singt, sondern die Luft, in welcher sentimentale Liebesjeuzer gewechselt wurden zwischen dem Ritter und seinem Fräulein. Unser Dichter mochte zwischen der letzten Redaction unserer Volksgeänge und jener ersten nordischen Fassung etwa denselben Unterschied bemerken wie zwischen einer auf schännendem Rosse über das Schlachtfeld einherjirengenden Walküre, die Wotan aus Valhall ansgejchickt hat, und einem in Sammet und Seide auftretenden Edelfräulein. Und wie Jordan die Trümmer der alten Sage ausgrub, um sie im Lichte der Neuzeit zu ihrer ursprünglichen Größe zusammenzufügen, wie er das Eis zum Schmelzen zu bringen wußte, das sich für unser modernes Empfinden um manche dieser Götter- und Helbengeschichten gelegt hat, mußte er sich auch zu der eigenthümlichen Form dieser Dichtungen, zum Stabreim bekennen, der, wenn auch größtentheils in der neueren Poesie vergessen und nur noch im Sprüchwort erhalten, doch als plastisches und metrisches Mittel für die Neubildung des Epos von einer ungeahnten Bedeutung wurde.

Der Dichter hat etwa zwanzig Jahre an die Erfüllung dieser Aufgabe gesetzt, die Totalität des germanischen Sagentoffes nach den älteren und ältesten Fassungen und nach unserer tieferen Einsicht in das Wesen des Epos neuzubilden, und die Früchte der Arbeit liegen in den beiden Epen „Sigrifid's Sage“ (Zwei Theile, 1868) und „Hildebrand's Heimkehr“ (Zwei Theile, 1874) vor, die sowohl in einer größeren wie in einer billigeren Volksausgabe eine durch zahlreiche Auflagen bezeugte Verbreitung in unserem Volke gefunden haben. Jordan hat es durch die eigenthümliche Stellung, die er als Dichter und Rhapsode seiner Geänge in unserer Literatur einnimmt, nach dem Vorgang der wissenschaftlichen Forschung ermöglicht, daß wir an die Schönheit der alten germanischen Götterwelt glauben, auch nachdem wir ihre Wirklichkeit längst preisgeben

mußten. Die große nationale Einigung des Winters 1870/71 kam hinzu, um in uns das volle Verständniß für die Wunderwelt der deutschen Sage nicht nur im Kopfe, sondern auch im Herzen zu erwecken, das theure Vermächtniß unserer Altvordern nicht nur ruhig hinzunehmen, sondern es unter dem Wehen eines mächtigen geschichtlichen Geistes als unver-

sitzen, ist diese tausendjährige Vergangenheit für uns unmittelbarste Gegenwart geworden. Es ist unmöglich, an das gewaltige Schicksal, das uns aus der wiedergewonnenen Heldeusage entgegenbröhut, zu erinnern, ohne dieser beiden Männer vergleichend zu gedenken. Sowohl die Schöpfung des Einen wie diejenige des Anderen weist auf die Mitte der fünf-



Wilhelm Jordan.

äußerliches Gut lebhaft zu empfinden. Wenn man zu Beginn der sechziger Jahre noch fragen konnte: „Was ist uns Sigfrid?“ so haben wir es jetzt deutlich erkannt, daß diese Figur die dichterische Form bildet, in welche der Genius unseres Volkes seine idealsten Vorstellungen von Heldeuthum und Manneschönheit als Inhalt ergossen hat. Heute, wo wir in Wilhelm Jordan den epischen Erneuerer und Rhapsoden, in Richard Wagner den musikalisch-dramatischen Bildner der deutschen Sagen be-

ziger Jahre zurück. Es ist nicht nachweisbar, daß der Erzähler den Componisten oder umgekehrt angeregt habe, vermuthlich haben Beide nichts von einander gewußt, da ein literarischer oder künstlerischer Zusammenhang zwischen ihnen nicht besteht. Um so merkwürdiger ist es, daß sie Beide über das Nibelungenlied hinaus zu den älteren Formen der Sage greifen und aus deren Umschmelzung und Vertiefung ihre Heldengestalten gewinnen, daß sie ferner eine vielgestaltige und doch

strenge Form, der Eine ein Doppelvers, der Andere eine Trilogie nebst Vorspiel für ihre Schöpfungen sich gebildet und daß sie endlich den Reim aufgegeben und die altgermanische Form des Stabreims sich zu eigen gemacht haben. Solcher Analogien giebt es mehrere in der Geschichte der Kunst; es ist, als ob die Aufgabe, die der Geist eines Volkes stellt, zu gleicher Zeit in mehreren Köpfen zur Reife gelangt. Der Baum sproßt in Kraft und Saft, voll und rund prägen die Früchte an seinen Zweigen und es bedarf nur eines Windstoßes, daß sie zur Erde fallen und den Menschen schmackhafte Labung bieten. So groß indessen die Ähnlichkeit zwischen Jordan und Wagner ist, so unbedingt unterscheiden sie sich auch wieder. Nicht nur infolge der Verschiedenheit, die zwischen dem Epos und dem Drama als solchem besteht, sondern rein durch ihre Naturen und ihre künstlerischen Anschauungen. Der Musikdramatiker baut eine Welt gewaltiger Leidenschaften auf, die uns zunächst abtödtet und in die wir uns erst allmählich versetzen können; er kümmert sich blutwenig um den Katechismus unserer Sittlichkeit, ja er freut sich wohl gar, wenn er ihn mit einer kühnen Wendung umgehen kann; er lockert den Stoff nach der Seite der Empfindung auf das feinste auf und erreicht einerseits in der nach außen drängenden Leidenschaft, andererseits in dem idyllischen Naturgefühl eine außerordentliche Kunsthöhe. Der Epiker dagegen verwebt in den alten Sagenstoff unsere ganze moderne Moral, er treibt die ursprünglichen Rohheiten hinaus und den Lichtstrom humaner Empfindungen hinein, er wäscht das Blut ab, wo er es irgend kann, und blickt zu dem Leitstern schöner Menschlichkeit hinan. Jordan humanisirt, Wagner heroisirt; jener neigt sich freundlich unserer Bildung, dieser haßt alles Conventiönelle; jener ist streng sittlich, dieser weiß nichts von Sitte; jener verherrlicht nur das Gefühl und die Leidenschaft, sofern sie von der Vernunft geleitet und besänftigt werden, diesem ist die Innerlichkeit auch ohne solche Zuchtmittel ein und alles. Dem Gefühl Jordan's liegt die berückende Liebeszene zwischen Sigmund und Siglinde im ersten Acte der „Walküre“ gerade so fern, wie Wagner eine Stelle von der

ungejuchten, wahrhaft homerischen Einfachheit des letzten Actes Sigfrid's und seines Abschieds vom schwächlichen Sohne Brunhilde's in „Sigfrid-Sage“ unerreichbar sein würde.

Was nun den Stabreim, jenes Versmaß, anbetrifft, in welchem die Lieder der Edda sowie das Hildebrandslied abgefaßt sind und welches Jordan für seine Nachdichtungen erneuert hat, so sucht er bekanntlich seine musikalische Wirkung nicht wie der Reim durch das gleichmäßige Erklängen gewisser Endsilben, sondern durch die Ueberstimmung der durch den Sinn hervorgehobenen Worte in den Anfangsconsonanten zu erreichen. Geleht ist, daß dieser epische Vers vier Hebungen haben müsse, während über die dazwischen liegenden Senkungen nichts ausgesagt ist, dieselben vielmehr in ihrer Zahl, je nach dem Zweck der Darstellung, schwanken können. So giebt es Verse, die wie der folgende fast nur aus Hebungen bestehen:

„Hildebrant's Herz stand still.“

während sich andererseits der Vers einer onomatopöetischen Wirkung zu Liebe zu folgender Breite ausweiten kann:

„Plätscherten mit den Schweißsen und plauberten geschwägig.“

Indem der Dichter diesen fast gänzlich verloren gegangenen Vers unserer Sprache wieder zurückgewinnen will, verrennt er sich nicht etwa in die Einseitigkeit, den Reim hierdurch verdrängen zu wollen. Er hält ihn für die Lyrik, das Drama und die untergeordneten Gattungen der Poesie, wie Satire und Posse, für unentbehrlich und will ihn nur im Epos, besonders im altdeutschen Epos, nicht als die charakteristische Form der Darstellung anerkennen, schon deshalb nicht, weil er eine mindestens zweizeilige Art von Strophe mit sich bringe und auch eine solche schon zu viel sei für dessen freie Bewegung, und weil er ferner den Grad von Anschaulichkeit nicht gestatte, die eine wesentliche Eigenschaft des Stabreims ausmacht. In seiner kleinen Schrift „Der epische Vers der Germanen und sein Stabreim“ hat Jordan mit seinem Ohr die Unterschiede zwischen dem altdeutschen und dem modernen Verse gezogen. In der That hat der Stabreim etwas Schweres, Wichtiges, Elementarisches, während der Endreim leicht, be-

weglich, geistig ist; jener will ein schwer zu behandelndes Material mit kräftiger Hand anfassen und zu plastischen Gebilden ausarbeiten, dieser seinen Inhalt in regelmäßigen Tact auf gefälligen Rahne hin- und herschaufeln, der eine ist der Malerei, der andere der Musik verwandt. Der Charakter der Form entscheidet zugleich über den Inhalt, dem man sie anpassen soll: alles Moderne, was den Kreis unserer täglichen Empfindungen ausfüllt, wird ebenso sehr am Endreim wie alles aus der Heldenzeit der Vergangenheit Stammende, das Ausnahmiszustände schildert, am Stabreim die ihm ebenbürtige Form finden. Und schließlich, alle Theorie in der Kunst erhält erst durch die Praxis Sinn und tiefere Bewährung. Jordan hat seine Kunst erprobt wie nur je Einer, nicht allein am Studirtische, sondern im unmittelbaren Zusammenleben mit dem Volke, für welches er dichtete. Für ihn hat das bloß literarische Dasein einer poetischen Schöpfung etwas Ungenügendes; nicht nur mit dem Auge, sondern auch mit dem Ohr soll man das aufwachen, was der Dichter eronnen hat, damit es zu dem Leben, dem es entnommen ist, wieder zurückkehre und dadurch seine Daseinsberechtigung erweise. Vom Liebe nehmen wir Alle gern an, daß es einer Melodie bedarf, um seine volle Wirkung auszuüben, und geben Altmeister Goethe Recht, wenn er behauptet, „Lied will ja gesungen sein“; ein Drama ist todt, wenn es nicht durch eine Aufführung auf der Bühne erlöst wird aus dem Gefängniß der Lettern. Ebenso verlangt nun Jordan, daß ein Epos vorgetragen und nicht nur gelesen werden müsse, und er selbst hat sich zum Rhapjoden seiner Leistungen mehr als zwei Decennien hindurch gemacht, zugleich lehrend und lernend, zugleich für sein Werk Bewunderer und Kritiker, den Muth zur Vollendung des Riesenwerkes und weise Einsicht in seine kunstvolle Gestaltung gewinnend. Er hat in dieser eigenthümlichen Stellung in etwa 170 Städten vor mehr als einer halben Million Zuhörern gesprochen und sowohl für seine Kunst wie seinen Vortrag seltene Anerkennung gefunden. In Deutschland giebt es keine irgendwie nennenswerthe Ortschaft, wo Jordan nicht gewesen ist, er hat in Europa als Rhapjode einen Weg

von Zürich nach St. Petersburg, in Amerika einen solchen von New-York nach San Francisco gemacht. Es ist bezeichnend, daß der Autor seine Dichtungen durchaus frei aus dem Gedächtniß vorträgt, und was das sagen will, begreift man erst, wenn man sich vergegenwärtigt, daß das Doppelreim achtundvierzig Gesänge von ca. 700 Versen, also im Ganzen etwa 33600 Verse enthält. Diesen ungeheuren poetischen Reichthum trägt Jordan mit solcher spielenden Leichtigkeit in seinem Kopfe, daß er beliebig hierher und dort hin greifen kann. Das scheinbar unabsehbare, von seiner eigenen Lebenserfahrung und Weltanschauung durchtränkte Stoffgebiet ist eben ganz und gar sein eigen, Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blut. Bei Indispositionen oder unerwarteten Störungen kommt es wohl vor, daß im Laufe des Vortrags dieser oder jener Uebergang anders geräth, als er sich im Buche macht, die Phantasie ist in solchen Augenblicken stärker als das Gedächtniß und macht die festgewordenen Gebilde wieder flüssig, doch geschieht das immer nur für einen Augenblick und vollständig unmerklich für den Zuhörer. An ein Stocken des Stromes der Erzählung ist schon deshalb nicht zu denken, weil wir es hier mit nichts Auswendiggelerntem, sondern etwas Selbstgefundnem und Erlebtem zu thun haben.

Darin liegt ein gewaltiger Unterschied zwischen Jordan's Vortragskunst und der Fertigkeit der übrigen Vorleser und Recitatoren. Sie sind die Interpreten fremder Dichtungen, die sie sich erst künstlich zu eigen gemacht haben. Man mag vor ihrem Talent die größte Achtung haben und wird doch zugeben müssen, daß zwischen ihnen und den Dichtungen, welche sie uns nahe führen, eine unabsehbare Kluft gähnt. Wie anders liegt dagegen die Sache bei Jordan, wo der Rhapjode dem Dichter voll auf ebenbürtig ist, weil beide nur eine Person bilden. Der producirende und der reproducirende Künstler stehen auf einer Stufe und verstehen sich auf das unmittelbare. Daher fällt vor allen Dingen dasjenige fort, was bei anderen Rhetoren so störend wirkt: das Auswendiggelernte. Der Dichter hat nichts Fremdes seinem Gedächtniß eingeprägt; was er gedichtet, hat er ohne Weiteres behalten und weiß

es nun wie etwas Selbstgesehenes und Gehörtes zu berichten, indem er sich während des Vortrags des empfangenen Eindrucks immer ausführlicher und deutlicher zu erinnern scheint. Wer Jordan hört, glaubt das Plätschern eines vielröhrigen Brunnens auf dem Markte einer kleinen deutschen Stadt zu vernehmen, in sternklarcr Nacht, wenn der Mond die einzelnen Tropfen in glühende Silberfingeln verwandelt. Kaum hat man die ersten Staberse vernommen, so ist man wie erlöst aus dem Alltagsstreiben mit seinen niederen Interessen, das Ohr nimmt den Rhythmus dankbar auf, und zugleich glaubt das Auge die einzelnen Bilder wie Fresken an der Wand zu erblicken. Sie schieben sich an dem Auge vorüber, indem das eine aus dem anderen organisch entsteht und einen Zusammenhang von überwältigender Großartigkeit ergibt.

Jordan ist für seinen Rhapsodenberuf von der Natur beanlagt worden durch ein markiges Vahorgan, das er sicher und ohne Affectation beherrscht. Er spricht nicht dialektfrei, sondern seiner Stimme haften noch die schweren Endsilben, der breite ei-Laut seiner ostpreussischen Heimat an. Hierzu sind allerdings noch manche andere Eigenthümlichkeiten, auch ein Stück Frankfurter Sprechweise hinzugekommen, um den Eindruck des Correcten abzuschwächen. Aber dieser Dialekt hat nichts Störendes, denn seine Eigenart steht im engsten Zusammenhang mit der Natur des Künstlers. Gerade so volltönend und breit ausgelegt wie seine Rede-weise ist auch das Talent des Dichters, gerade so zähe und frei von aller schwächlichen Unentschiedenheit ist auch sein Charakter. Für den Vortrag seiner Dichtung hat er sich eine etwas singende, auf- und abschwebende Rede-weise angeeignet, welche die Phantasie des Zuhörers wie auf sanften Wellen trägt und einen eigenartigen Ersatz bietet für die musikalische Begleitung, ohne welche im Kindesalter der Völker der epische Vortrag nicht gedacht werden konnte.

In Jordan's Nendichtungen „Sigfrid-Sage“ und „Hildebrand's Heimkehr“ erkennen wir eines der kunstvollendeten Epen, welches die Weltliteratur bisher geschaffen hat, denn in ihnen vereinigt sich die Phantasie des dichtenden Volksgeistes

in seiner ganzen unmittelbaren Einfachheit und Größe mit dem philosophisch geschärften Knnitverstaude unserer Zeit. So wie das Epos jetzt vorliegt, ist ihm der seltene Vortheil zu Statten gekommen, daß es in einem naiven zeugungssträftigen Alter des Volkes geboren und zugleich im Westalter des Geistes in künstlerische Facht genommen ist. Erwägt man die Verfahrenheit, die sich in unserer neueren erzählenden Literatur, zumal im Roman, geltend macht, so wird man der strengen Gesetzmäßigkeit, mit welcher der Dichter den Ansprüchen des epischen Stiles nachgekommen ist, das höchste Lob zollen müssen. Wie zwei mächtige Hallen, wo überall das Tageslicht hindrängt und man aus jeder Nische schnell und bequem wieder zur Mitte gelangen kann, über welcher der das Ganze zusammenhaltende Schlußstein sichtbar ist, breiten sich die beiden Dichtungen vor uns aus. In ihrer Anlage scheint Alles Natur zu sein, während doch Alles bewußte Kunst ist. Der ungeheure Stoff ist im Allgemeinen in der Steigerung und dem Niedergang der Erzählung, in der Rhythmik der einzelnen Theile, in dem Hinsinken der Ruhepunkte am Ende jedes Gesanges meisterhaft beherrscht worden. Das Charakteristische jedoch, was diesem Doppelbome seine maßgebende Bedeutung für alle Zeiten sichern muß, liegt darin, daß jedes Epos zwar eine streng in sich abgeschlossene Einheit bildet, daß aber beide Epen zusammen wiederum ein Ganzes und zwar ein höheres Ganzes ergeben. Auf dem Gedanken, daß die reine Helbengestalt Sigfrid's den Reid und die Nacht zum Morde herausfordert, ruht das eine Epos so fest wie das Schiff auf seinem Kiel, und genau so ist es mit dem anderen Theil, der in sich verständlich und abgeschlossen durch die auf Sigfrid's Tochter Schwanhild angewendete Erziehung eines strahlenden Geschlechtes zur Demuth und Bescheidenheit erscheint. Von einem höheren Gesichtspunkte aus betrachtet ist aber auch Sigfrid's Tod unauflöslich verknüpft mit dem furchtbaren Nachenerk an Egel's Hofe, wovon in „Hildebrand's Heimkehr“ die Rede ist. Man sieht, die um die beiden Theile gelegte Klammer ist ohne Weiteres lösbar, ihre Verknüpfung ist Freiheit in der Nothwendigkeit.

Sollen wir einige Stellen nennen, die mit besonders lebhaftem Farbenzauber die Phantasie des Lesers und Hörers berühren, so erwähnen wir aus der „Sigfrid-Sage“ die nach der Wälungsalage gedichtete erste Begegnung Sigfrid's mit Brunhilde, den Ritt durch die Flammen, das Erweden der schlafenden Schildjungfrau, das Brautwerben Sigfrid's um Krimhild und dasjenige Gunther's um Brunhilde, Krimhild's Brautnacht, endlich Sigfrid's Tod, die Versöhnung der Königinnen an der Leiche desselben und das Ende Brunhilde's, die sich mit Sigfrid verbrennen läßt. In dem zweiten Theile wird das Nachwerk Krimhild's an Egel's Hofe nicht als geschehend, sondern als bereits geschehen geschildert, wir erfahren davon theils durch den Mund des Sängers Horand, theils durch Hildebrand, den alten Waffenmeister Dietrich's von Bern, der am Hofe des norwegischen Königs Formunref weilt, um den letzten Sproß des Wälungengeschlechts, Schwanhild, zu befreien und sie seinem Sohne Hadubrant zu vermählen. Auch hier treten wieder Momente von überwältigender Großartigkeit und Einfachheit hervor: das erste Erscheinen Hildebrand's am Hofe Formunref's, die Werbung Egel's um Krimhild, Hagen's Nachtwache, Ortlieb's und Krimhild's Tod, der Kampf zwischen Hildebrand und Hadubrant und vieles Andere. Es kann nicht Wunder nehmen, wenn einer so umfangreichen Dichtung an einzelnen Stellen der Athem ausgeht, wenn die altgermanischen Götter, soweit sie redend eingeführt werden, etwas Zerflohenes und Abgeblaßtes oder manche Wendungen in der bis auf die letzten Quellen zurückgeführten Vorgeschichte der Selden etwas Verworrenes haben, aber im Ganzen überwiegt der Eindruck des Lebensvollen und Ergreifenden. Jordan ist sich der epischen Strenge seiner Schilderungen wohl bewußt, er besitzt in ihr einen festen granitnen Grund, von dem er sich weder zur bloßen Stimmungslyrik noch zu dramatischer Hast entfernt. Selbst das prächtige „Vornenslied“ ist durchaus plastisch und abgeschlossen gehalten, es besteht aus feststehenden Versen und Formen. Andererseits sind wieder dramatische Höhepunkte ohne Aufwand von falscher Rhetorik wieder gegeben, wie z. B. Sigfrid's Tod, bei

dessen Ausmalung Jordan die Ruhe des Erzählers bewahrt und nur durch das zärtlichste Sichanschmiegen an das Naturleben, das Hervorrufen des naivsten Glaubens an das Mitfühlen des AUs unsere Theilnahme an dem Hergange des Wordes so vertieft, daß wir auf das unmittelbarste erschüttert werden. Ueberhaupt sind die meisten Naturbilder Jordan's wahre Cabinetstücke ihrer Art. Frei von allen conventionellen Manieren, sind sie aus der Anschauung des wirklichen Vorganges hervorgewachsen. Wie unser Auge sich im Anblick der Natur nicht genug thun kann, wie wir verweilen, schauen und wieder schauen, so find auch diese dichterischen Bilder mit liebevollem Detailaufwand gemalt. Dabei besitzt Jordan die Kunst des Epikers, bei der Beschreibung einer Person oder eines Zustandes die charakteristischen Merkmale nicht trocken aufzuzählen, sondern sie zu Momenten einer Handlung zu machen und dadurch ein Bild hervorzurufen, in hohem Maße. Geradezu classisch erscheint uns die Schilderung der im Rheine badenden Krimhild, weil sie von vollendeter Zartheit und Reinheit ist und den sinnlichen Zauber ohne Rest in einen ästhetischen verwandelt. Das ist das Eigenthümliche bei Jordan, daß er bei seinem angespannten geistigen Ringen den natürlichen Menschen in sich nicht unterdrückt hat, sondern es in jedem Verse verräth, daß er der Gast der Natur in Feld und Wald, in Thal und Gebirge gewesen ist. Freilich das Ganze, wie es jetzt in schöner Ordnung vor uns liegt, konnte nur dem bewußten Geiste entstammen. Der Dichter mußte die Gesetze des Epos aus den großen erzählenden Dichtungen aller Zeiten und Völker abgeleitet haben, um sie in so muster-gültiger Weise erfüllen zu können. Er hatte in seinem praktischen Abspähenberufe Erfahrungen gemacht, die sich als Leuchte auf dem Wege der Erkenntniß des Entstehens und Werdens dieser Werke erwiesen. So sehr sich auch die äußeren Umstände geändert haben, unter denen sich die epische Kunst entfaltet, so mußte es Jordan doch leicht erfassen, daß für seine Neudichtung der Nibelungen dieselben Momente maßgebend gewesen sind, die bei den Epen der Vergangenheit thätig waren: die Vorarbeit einer langen Reihe von Geschlechtern, die

ihre Blutwärme dem Sagenstoffe mitgetheilt hatten, und die Mitarbeit der hörenden Menge, die dem Rhapsoden durch ihre stumme oder lante Kritik zu verstehen giebt, wo er das Herz seiner Nation gerührt und wo er es kalt gelassen habe. Jordan hat diese Studien in einer kleineren Schrift: „Das Kunstgebet Homer's und die Rhapsodie“ (1869), und einem größeren Buche: „Epiische Briefe“ (1876), niedergelegt, von denen namentlich das letztere allen seinen Zuhörern zu empfehlen ist, weil es in die fortlaufende Schilderung der Epen der Inder, Perfer, Römer, Griechen und Germanen eine Anzahl höchst interessanter Aufschlüsse mischt, die sich zu einer Art angewandten Aesthetik des Epos zusammensügen. Mit besonderer Verehrung und Liebe mußte der deutsche Dichter natürlich an dem Vollen der beiden großen erzählenden Dichtungen hängen, die uns das Mutterland der Schönheit und Freiheit, Griechenland, geschenkt hat. Die Griechen, die unser Aller Lehrmeister sind, haben diese erziehende und bildende Kraft an Jordan's Kunst in ganz besonderer Weise bewährt, indem sie ihm das Beste verriethen, was er überhaupt wissen konnte. Den Dank hierfür hat unser Dichter in ebenjo verdienstlicher wie bewundernswürdiger Weise durch eine neue Uebersetzung der Werke Homer's abgestattet, von welcher die „Odysee“ 1876, die „Ilias“ fünf Jahre später erschien. Daß die bisherigen Uebersetzungen des Griechendichters, die Voß'sche nicht ausgenommen, den Sänger des Sigfrid und des Hildebrand wohl ermutigen konnten, das Werk zu unternehmen, hat seine jetzt erfolgte Vollendung unzweifelhaft erwiesen, denn Jordan's Uebersetzungen sind gänzlich frei von jenen schulmäßigen Vorstellungen, die gleichsam mit deutschen Worten griechisch reden lassen, während es doch die Aufgabe des Uebersetzers sein soll, durchaus im Geiste seiner Sprache zu schaffen und bei dem Leser und Hörer den Eindruck einer Originaldichtung zu hinterlassen. Wie groß die Fortschritte sind, die unser Dichter in dieser Beziehung dem trefflichen Voß gegenüber gemacht hat, kann man auf jeder Seite nachweisen. Der Dichter der „Iliade“ hatte noch keine Ahnung von der Fülle mannigfaltiger und anschaulicher Ausdrücke, welche unsere Sprache hundert

Jahre nach ihm in Umlauf gesetzt hat, und, was noch bemerkenswerther ist, er denkt nur in der Büchersprache, während doch die „Odysee“, in der unaussprechlich das Rauschen des Meeres vernehmbar ist, eine ganz bestimmte Anschaulichkeit und Kenntniß dieses Elementes herausfordert. Jordan weiß den Farbenreichtum seiner Ausdrücke in der „Odysee“ nicht minder als in der „Ilias“ meisterhaft zu verwerten, ihm wird Alles zur sichtbaren Gestalt, zu faßlichem Körper. Man muß eine Anzahl homerischer Stellen in verschiedenen Uebersetzungen und dann in der Jordan'schen gelesen haben, um begreifen zu können, daß dieses Abwischen des Schulstaubes von den in unserer Sprache wiedergegebenen Versen des blinden Sängers, diese Belebung und Erfrischung des Sprachkörpers wie Morgenthau auf den empfänglichen Leser wirkt. Da sich Jordan außerdem in den Einleitungen und Anmerkungen zu seinen Uebersetzungen mit den Philologen in streng wissenschaftlicher Weise auseinandergesetzt und eine Anzahl interessanter Aufschlüsse und Erklärungen gegeben hat, dürfen wir seiner Uebersetzung ein doppeltes, dankbar anzuerkennendes Verdienst nicht abprechen.

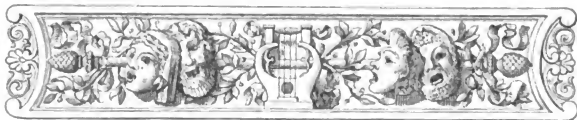
Auf dem untersten Grunde des Jordan'schen Gemüthslebens ruht aber ein Etwas, das sich einer bloß wissenschaftlichen Erklärung entzieht; eine Kraft der Seele, die gar nicht anders wirken kann, als sie eben wirkt; ein Herd, auf dem ununterbrochen ein heiliges Feuer brennt: der Glaube an die Größe und Macht des deutschen Volkes. Ohne daß dieses Gefühl jemals chauvinistisch aufgebaut wäre, erfüllt es doch den ganzen Menschen als ideales Feuer. Aus Vaterlandsliebe versuchte es der Dichter, seinem Volke den Glauben an die halb verklungene Heldenjage wiederzugewinnen, und als dies Werk vollendet war, als er den Zweiflern und Spöttern bewiesen hatte, daß die Ideale unserer Vorfahren auch die unserigen zu sein verdienten, setzte er seine beste Kraft ein, um auch die Vorstellungen des religiösen Lebens von ihrem dogmatischen Ballast zu befreien und auf ihren rein menschlichen Inhalt zurückzuführen. Er sieht die Scharen der Gläubigen in den Kirchen immer mehr zusammenschumpfen und die Anhänger jener

philosophischen Titanen sich jeden Tag vermehren, welche die Herzen nicht nur von inhaltsbaren Symbolen befreien, sondern auch das tiefere religiöse Gefühl, den Aufschwung zum Idealen, das Bewußtsein, in einem großen Zusammenhang natürlicher und geschichtlicher Entwicklung zu leben, gewalttham ertödteten wollten. Jordan erklärt diese unthwilligen Zerstörer der Phantasieschätze unseres Volkes für Vertreter einer nüchternen und unzureichenden Weltanschauung, weil sie bei symbolisch ausgedrückten Wahrheiten sich immer nur an das Vergängliche des Symbols, das natürlich bei dem erwachenden Bewußtsein einer Nation veränderlich sein muß, nicht an das Ewige der Wahrheit halten. Die ersten Keime hatte diese Anschauungsweise, wie bereits erwähnt, im „Demiurgos“ getrieben, nun wuchs sie weiter und gestaltete sich zu der Gedichtsammlung „Andachten“ (1877) und den religionsphilosophischen Vriefen „Die Erfüllung des Christenthums“ (1879) aus. Es giebt einen Gott, eine Unsterblichkeit, eine Auferstehung, ein Gebet, nur darf man diesen Vorstellungen keinen Inhalt geben, der mit unseren wissenschaftlichen Erfahrungen in directem Widerspruch steht, sondern sie im Feuer der modernen Erkenntniß von den Schlacken des Kinderglaubens reinigen — das ist die Grundmelodie, die in diesen beiden Büchern, in dem ersten poetisch, in dem anderen philosophisch, ausgeführt wird. Wie dem Dichter das im Einzelnen gelungen ist und wie er die frommen Erzählungen des Knabenalters zwanglos zu den festen Ueberzeugungen der Mannesjahre ummodellt, wie er dem Gemüth nichts von dem raubt, was es so gern sein Eigen nennt, und doch auch dem Verstande Alles zugesteht, worauf er vollständigen Anspruch hat, kann hier nicht ausführlich erörtert werden, zumal Jordan in seiner anregenden selbständigen Weise nichts Doctrinäres und Abgeschlossenes giebt, sondern mit hülfreicher Hand den Vorhang nur lüften will, durch dessen vollständige Beseitigung sich jeder Einzelne den Anblick der Wahrheit selbst verdienen muß.

Der Dichter könnte uns noch wegen mancher anderen Veröffentlichung beschäf-

tigen, so wegen der Gedichtsammlung „Strophen und Stäbe“ (1871), in der sich Persönliches und Allgemeines, Nachgebildetes und Ahasjabisches im bunten Wechsel der Formen findet, so auch wegen einer Uebersetzung des Sophokles und mehrerer Shakespeare'scher Dramen, die er für die sogenannte Dingelstedt'sche Ausgabe in Leipzig bearbeitet und mit werthvollen Einleitungen begleitet hat. Doch fügen diese Arbeiten seiner Physiognomie keinerlei neue Züge hinzu. Er hat einen ganz bestimmten Mittelpunkt, von dem er betrachtet sein will, und seine Kraft hat sich so unbedingt nach einer einzigen Richtung ausgegeben, daß man diese festhalten muß, wenn man ein klares Bild des Autors erhalten will. Er ist und bleibt der glückliche Erneuerer unserer Heldensage in einer Form, die in vieler Beziehung musterhaft genannt werden muß. Hierzu war er mit seinem tiefen Ernst, seinem unablässigen Fleiß, seinem feinen Kunstsinne in ungeröthlichem Maße geeignet. Er hat sich eingenistet in unseren Sprach- und Sagenschatz und ihm Schönheiten ersten Ranges abgewonnen. So vielfach Jordan's Verdienste um die Erhebung unserer Empfindungen zum Großen und Guten auch sein mögen, eine Gestalt ist es vorzugsweise, die wir von ihm dauernd festhalten können. Wir sehen ihn vor uns als Hüter der uralten nationalen Sagenkunst, die er durch das Licht seines Talentes und unserer Wissenschaft neu belebt hat, von seinen Lippen strömen die Worte, um in regelmäßigem Flusse unser Herz in freudige und stolze Erregung zu versetzen; wir empfinden, daß er ein Zuchtmeister zu allen männlichen Tugenden, ein Lehrer der Vaterlandsliebe sei, und wenn die letzten Verse verklingen sind und der Beifall einer begeisterten Zuhörerschaft sein Ende erreicht hat, müssen wir einer jener Heldengestalten gedenken, die durch ihn ein so eigenartiges Leben erhalten haben, und mit ihr in der Anwendung auf den Dichter sprechen:

„Du hast mir das Herz mit heiligen Schauern
Aufs liebste bewegt. Nun tastet nach Worten,
Den Dank nach Verdienst dir darzubringen,
Umsonst umher meine suchende Seele.
Die du traurig zugleich und bewunderungstrunken
Mit der markterlötherten Nür gemacht hast.“



Goethe's musikalisches Leben.

Von

Ferdinand Hiller.

III.

Eine der Musik gewidmete Arbeit Goethe's, die noch in die letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts fällt, ist das Fragment „Der Zauberflöte zweiter Theil“. Es hat etwas Kührendes, den Dichter des „Faust“ anknüpfen zu sehen an das Product Schickaneder's; zu betrachten, wie er sich vertieft in die von Letzterem gegebenen Personen und Verwickelungen — und wie dabei der mächtige Geist, der in ihm webte, fast wider Willen fortwährend sich geltend macht. Daß er dem Versuche keinen großen Werth beilegt, geht daraus hervor, daß er ihn, trotzdem Pfand die Aufführung bevorstelligen wollte, auf einige vornehme Worte Schiller's hin für immer bei Seite legte. Hervorgegangen war er unbedingt aus der Verehrung Mozart's. Die Hinneigung zu demjenigen musikalischen Genius, dessen Wesen vielleicht dem seinen am nächsten stand, findet sich immer und immer wieder auf das stärkste ausgesprochen. Und da sie Zeugniß ablegt für das Verständniß des musikalisch Schönsten, so wird es wohlgethan sein, wenigstens Einiges davon hier zusammenzustellen, zur Befriedigung der Anhänger der alten Schule — derjenigen, die sich an Homer, an Phidias, an Rafael, an Goethe selbst erbaut und erhebt.

„Die Entführung aus dem Serail“ ichlung Alles nieder,“ schreibt er nicht ohne Unmuth bei der Erzählung seiner miß-

glückten Versuche im Singpiel. Mit um so höherer Genugthuung aber spricht er von der Aufführung der Mozart'schen Opern während seiner Theaterleitung. Und auf einen Brief Schiller's vom 29. December 1797, in welchem dieser von der möglichen Entwicklung der Oper in erhabenem Sinne spricht, antwortet er (am 30.): „Ihre Hoffnung, die Sie von der Oper hatten, würden Sie neulich im „Don Juan“ auf einen hohen Grad erfüllt gesehen haben; dafür steht aber auch dieses Stück ganz isolirt, und durch Mozart's Tod ist alle Aussicht auf etwas Aehnliches vereitelt.“

Aus den Gesprächen mit Eckermann ist Mehreres anzuführen: „Das musikalische Talent,“ sagt Goethe, „kann sich wohl am frühesten zeigen, indem die Musik ganz etwas Angeborenes, Inneres ist, das von außen keiner großen Nahrung und keiner aus dem Leben gezogenen Erfahrung bedarf. Aber freilich, eine Erscheinung wie Mozart bleibt immer ein Wunder, das nicht weiter zu erklären ist. Doch wie sollte die Gottheit überall Wunder zu thun Gelegenheit finden, wenn sie es nicht zuweilen in außerordentlichen Individuen versuchte, die wir anstauen und nicht begreifen, woher sie kommen.“

Ein andermal heißt es: „Was ist Genie anders als jene productive Kraft, wodurch Thaten entstehen, die vor Gott und der Natur sich zeigen können und die

eben deswegen Folge haben und von Dauer sind. Alle Werke Mozart's sind von dieser Art; es liegt in ihnen eine zeugende Kraft, die von Geschlecht zu Geschlecht fortwirkt und sobald nicht erschöpft und verzehrt sein dürfte."

Ferner: „Mozart starb in seinem sechs- unddreißigsten Jahre, Rafael im gleichen Alter, Byron nur um Weniges älter. Alle aber hatten ihre Mission auf das vollkommenste erfüllt, und es war wohl Zeit, daß sie gingen, damit auch anderen Leuten in dieser auf eine lange Dauer berechneten Welt noch etwas zu thun übrig bliebe."

„Wie kann man sagen, Mozart habe seinen Don Juan componirt!" ruft Goethe später aus. „Composition! — Als ob es ein Stück Kuchen oder Biscuit wäre, das man aus Eiern, Mehl und Zucker zusammenrührt! — Eine geistige Schöpfung ist es, das Einzelne wie das Ganze aus einem Geiste und Guß und von dem Hauche eines Lebens durchdrungen, wobei der Producirende keineswegs versuchte und stückelte und nach Willkür verfuhr, sondern wobei der dämonische Geist seines Genies ihn in der Gewalt hatte, so daß er ausführen mußte, was jener gebot."

Und endlich: „Versuche es doch nur Ein- und bringe mit menschlichem Willen und menschlichen Kräften etwas hervor, das den Schöpfungen, die den Namen Mozart, Rafael oder Shakespeare tragen, sich an die Seite setzen lasse. Ich weiß recht wohl, daß diese drei Edlen keineswegs die Einzigen sind — allein, waren Andere so groß als jene, so überragten sie die gewöhnliche Menschennatur in eben dem Verhältniß und waren ebenso gottbegabt als jene."

Es ist aber lange nicht so leicht, Mozart's ganze Größe aufzufassen, als man gemeinhin wohl glaubt — der beste Beweis dafür ist, daß es sehr bedeutende Künstler giebt, die sich nicht zu ihm erheben können.

Wie fern Goethe in allen Dingen Einseitigkeit lag, geht auch aus seinen musikalischen Vorhaben hervor, in welchen Joh. S. Bach eine hervorragende Rolle spielt. So schreibt er an Zelter: „Bei dieser Gelegenheit muß ich erzählen, daß ich, um die Gedichte zum Aufzug zu schreiben, drei Wochen anhaltend in Vorka zu-

brachte, da mir dann der Inspector täglich drei bis vier Stunden vorspielte und zwar auf mein Ersuchen nach historischer Reihe: von Sebastian Bach bis zu Beethoven, durch Philipp Emanuel, Händel, Mozart, Haydn durch, auch Duffel und dergleichen mehr." Und eine Reihe Jahre später: „Wohl erinnerte ich mich bei dieser Gelegenheit an den guten Organisten von Vorka; denn dort war mir zuerst bei vollkommener Gemüthsruhe und ohne äußerliche Zerstreung ein Begriff von eurem Großmeister (J. S. Bach) geworden. Ich sprach mir's aus: als wenn die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte, wie sich's etwa in Gottes Busen kurz vor der Welterschöpfung möchte zugetragen haben. So bewegte sich's auch in meinem Innern, und es war mir, als wenn ich weder Ohren, am wenigsten Augen, und weiter keine übrigen Sinne besäße noch brauchte." Daß Goethe sich bei dieser Musik andere Gedanken machte, als es der Organist von Vorka that, ist sehr wahrscheinlich. Auf das wohltemperirte Clavier namentlich kommt er noch öfter zurück.

Welch klaren Blick Goethe in das musikalische Getriebe, insbesondere der Oper, gethan, zeigt eine der Anmerkungen zur Uebersetzung des Diderot'schen „Rameau's Nefte". Die Beherzigung der einfachen Worte hätte eine unendliche Ersparniß an bedrucktem Papier bewerkstelligen können, und sie dürfen in diesen Zusammenstellungen nicht fehlen.

„Alle neuere Musik wird auf zweierlei Weise behandelt, entweder daß man sie als eine selbständige Kunst betrachtet, sie in sich selbst ansbildet, ausübt und durch den verfeinerten äußeren Sinn genießt, wie es der Italiener zu thun pflegt, oder daß man sie in Bezug auf Verstand, Empfindung, Leidenschaft setzt und sie dergestalt bearbeitet, daß sie mehrere menschliche Geistes- und Seelenkräfte in Anspruch nehmen könne, wie es die Weise der Franzosen, der Deutschen und aller Nordländer ist und bleiben wird.

„Nur durch diese Betrachtung, als durch einen doppelten ariadneischen Faden, kann man sich aus der Geschichte der neueren

Musik und aus dem Gewirr parteiischer Kämpfe heraushehlen, wenn man die beiden Arten da, wo sie getrennt erscheinen, wohl bemerkt und ferner untersucht, wie sie sich an gewissen Orten, zu gewissen Zeiten, in den Werken gewisser Individuen zu vereinigen gestrebt und sich auch wohl für einen Augenblick zusammengefunden, dann aber wieder aus einander gegangen, nicht ohne sich ihre Eigenschaften einander mehr oder weniger mitgetheilt zu haben, da sie sich denn in wunderbaren, ihren Hauptstämmen mehr oder weniger annähernden Ramificationen über die Erde verbreiteten.

„Seit einer sorgfältigen Ausbildung der Musik in mehreren Ländern mußte sich diese Trennung zeigen, und sie besteht bis auf den heutigen Tag. Der Italiener wird sich der lieblichsten Harmonie, der gefälligsten Melodie bestreihen, er wird sich an dem Zusammenklang, an der Bewegung als solchen ergötzen, er wird des Sängers Kehle zu Rathe ziehen und das, was dieser an gehaltenen oder schnell auf einander folgenden Tönen und deren mannigfaltigstem Vortrag leisten kann, auf die glücklichste Weise hervorheben und so das gebildete Ohr seiner Landsleute entzücken. Er wird aber auch dem Vorwurf nicht entgehen, seinem Text, da er zum Gesang doch einmal Text haben muß, keineswegs genug gethan zu haben.

„Die andere Partei hingegen hat mehr oder weniger den Sinn, die Empfindung, die Leidenschaft, welche der Dichter ausdrückt, vor Augen; mit ihm zu wetteifern, hält sie für Pflicht. Seltsame Harmonien, unterbrochene Melodien, gewaltsame Abweichungen und Uebergänge sucht man auf, um den Schrei des Entzückens, der Angst und der Verzweiflung auszudrücken. Solche Componisten werden bei Empfindenden, bei Verständigen ihr Glück machen, aber dem Vorwurf des beleidigten Ohres, insofern es für sich genießen will, ohne an seinem Genuß Kopf und Herz theilnehmen zu lassen, schwerlich entgehen.

„Vielleicht läßt sich kein Componist nennen, dem in seinen Werken durchaus die Vereinigung beider Eigenschaften gelungen wäre, doch ist es keine Frage, daß sie sich in den besten Arbeiten der besten Meister finde und nothwendig finden müsse.

„Uebrigens was diesen Zwiespalt be-

trifft, so ist er wohl nie gewaltjamer erschienen als in dem Streit der Gluckisten und Piccinisten, da denn auch der Bedeutende vor dem Gefälligen die Palme erhielt. Ja, haben wir nicht noch in unseren Tagen den lieblichen Paisiello durch einen ausdrucksvolleren Componisten verdrängt gesehen — eine Begebenheit, die sich in Paris immerfort wiederholen wird.

„Wie der Italiener mit dem Gesang, so verfuhr der Deutsche mit der Instrumentalmusik. Er betrachtete sie auch eine Zeit lang als eine besondere für sich bestehende Kunst, vervollkommnete ihr Technisches und übte sie fast ohne weiteren Bezug auf Gemüthskräfte lebhaft aus, da sie denn bei einer dem Deutschen wohl gemäßen tieferen Behandlung der Harmonie zu einem hohen, für alle Völker musterhaften Grade gelangt ist.“

*
*
*

Die Reizung Goethe's, dem Tondichter in die Hände zu arbeiten, offenbart sich fast bis an sein Lebensende in Versuchen, die leider zum größten Theil zu nichts führten, weil Zelter der einzige Componist blieb, der ihm nahe stand. Das hierauf Bezügliche will ich in chronologischer Folge hier zusammenstellen.

Zelter war durch die wohlwollende Weise, mit der ihm Goethe begegnet, offenbar in einen poetischen Nausch gerathen, in welchem er sich Aufgabem gewachsen glaubte, zu denen ihm schließlich doch die Kraft abging. Von den Chören der „Braut von Messina“ ausgehend, befragt er den Dichter über den Charakter des Chors in der griechischen Tragödie. Dieser giebt ihm über denselben seine Ansichten kund und knüpft daran folgende Auseinandersetzung, die man eher seitens des gelehrten Musikers erwarten dürfte.

„Wie sich nun,“ schreibt Goethe im August 1803, „die griechische Tragödie aus dem Lyrischen löswand, so haben wir noch in unseren Tagen ein merkwürdiges Beispiel, wie sich das Drama aus dem Historischen oder vielmehr Epischen loszuwinden trachtete; wir finden es in der Art, mit welcher in der Charwoche in katholischen Kirchen die Leidensgeschichte abgejungen wird.“ Nachdem er nun ein Stück aus der bekannten Vertheilung der Rollen in

diesem liturgischen Drama aufschreibt, setzt er hinzu: „Man hat, wie ich mich erinnere, in Passionsoratorien schon diesen Weg eingeschlagen, doch ließe sich wohl, wenn man recht von Grund und Haus aus zu Werke ginge, noch etwas Neues und Bedeutendes hervorbringen.“ Trotz aller hohen Intuitionen Zelter's führt diese Verhandlung zu keinem Resultat.

Viele Jahre später, bei Gelegenheit des Lutherfestes im Jahre 1816, spricht Zelter den Voratz aus, dem Reformations-Jubiläum eine Cantate zu weihen „im Sinne des Händel'schen ‚Messias‘“. Mit dem jugendlichsten Eifer geht Goethe darauf ein. Was er dabei über das Christenthum sagt, ist von höchstem Interesse — den Plan zu einem großen, ja übermächtigen Oratorium, den er daran knüpft, kann ich nicht enthalten, mit den darauf bezüglichen Bemerkungen hier wiederzugeben.

„Erster Theil.

- 1) Die Gesehgebung auf Sinai.
- 2) Das kriegerische Hirtenleben, wie es uns das Buch der Richter, Ruth u. s. w. darstellt.
- 3) Die Einweihung des Tempels Salomons.
- 4) Das Zersplittern des Gottesdienstes, der sich auf Berge und Höhen wirft.
- 5) Die Zerstörung Jerusalems, und in Gefolg derselben die Gefangenschaft zu Babel.
- 6) Propheten und Sibyllen, den Messias ankündigend.

Zweiter Theil.

- 1) Johannes in der Wüste, die Verkündigung aufnehmend.
 - 2) Die Anerkennung durch die drei Könige.
 - 3) Christus erscheint als Lehrer und zieht die Menge an sich. Einzug in Jerusalem.
 - 4) Bei drohender Gefahr verliert sich die Menge; die Freunde schlafen ein; Leiden am Delberg.
 - 5) Auferstehung.
- „Hält man die beiden Theile gegen einander, so erscheint der erste absichtlich länger und hat eine entschiedene Mitte, woran es jedoch dem zweiten auch nicht fehlt.

„Im ersten Theile parallelisiren Nr. 1 und 6. Sinai und die Zerstörung, die Zeit der Richter und der Baaldienst; Nr. 2 und 4: idyllisch enthusiastisch, die Einweihung des Tempels als höchster Gipfel u. s. w.

„Im zweiten Theil würde sich das Morgenliche vor Sonnenaufgang in Nr. 1 und 5 steigend ausdrücken. Nr. 2 und 4 sind im Gegenjake. Nr. 3, Einzug in Jerusalem, möchte die freie, fromme Volksfreude, wie die Einweihung des Tempels die fürstlich priesterliche Begrenzung des Gottesdienstes ausdrücken.

„Tausend andere Verhältnisse werden dir beim ersten Anblick einfallen. Diese Dinge dürfen nicht historisch, sondern lyrisch verknüpft werden; Jedermann kennt das Ganze und wird sich auf Flügeln der Dichtkunst gern aus einer Region in die andere versetzen lassen.“

Zelter möchte „in Bewegung kommen“ und verlangt mehr und Näheres. Der liebenswürdige Dichter schreibt drei Seiten voll Einzelheiten der Ausführung, die mit den Worten schließen: „Das Irdische fällt Alles ab, das Geistige steigert sich bis zur Himmelfahrt und zur Unsterblichkeit.“ Hieran schreibt Zelter Allerlei über Chor, Halbchor, Solostimmen, Arien und Recitative und — es ist nie mehr davon die Rede. Glücklicherweise hat Goethe später die Himmelfahrt des Faust gedichtet — und noch viel später hat Schumann sie componirt.

Im Jahre 1811 dichtete Goethe die Cantate „Rinaldo“ für einen Prinzen von Gotha, der eine gute Tenorstimme hatte. Winter componirte sie — und wie viele Andere seitdem! Und mit Brahms, dem letzten und besten derselben, wird die Reihe noch nicht geschlossen sein; denn die „Umrisse“, die er dem „Rustus“ damit gegeben, können oft noch „mit Starke oder feinen Fäden“ ausgeführt werden.

Anders kam es mit der „Idylle“, die er zum Geburtstag der Herzogin im Jahre 1813 schrieb. Der treffliche Viehoff sagt uns, er habe sich bei derselben, nicht wie beim „Rinaldo“, mit einem „beziehungslosen Stoff“ begnügt — denn „Damon“ sei der Dichter selbst, und sein Verhältniß zum Hofe sei darin leise angebeutet. Das giebt allerdings keine feste musikalische Anregung. Dennoch ist es verwunderlich,

daß die harmonischen Verse keine bekannt gewordene Composition gefunden — um zu wirken, müßte diese freilich mit dem anzerlesensten melodischen Zauber angethan sein.

Von demselben Jahre berichtet Goethe: „Der Löwenstuhl“, eine Oper, gegründet auf die alte Ueberlieferung, die ich nachher in der Ballade „Die Kinder, sie hören es gerne“ ausgeführt, gerieth ins Stocken und verharrete darin.“ Zelter spricht er nicht davon — er hielt es wohl für überflüssig nach den Erfahrungen, die er gemacht. Wie der Dichter sich die dramatische Darstellung des Stoffes gedacht haben mag, ist auch aus den Noten,* die er dazu geschrieben, nicht ersichtlich, wie wohl er den Gegenstand „einem Jüngerem“ zu theatralischer Ausführung empfiehlt. Wenn ein Meister wie Goethe ein Motiv in einer beliebigen Form hingestellt hat, kann man sich nicht leicht eine andere dafür denken.

Eine Aeußerung, die zu der Grundansicht, die mich bei dieser Arbeit beherrscht, nur allzu gut paßt, findet sich in den Annalen aus dem Jahre 1816. Dort heißt es: „Besonders werth jedoch erschien mir Hydis Persische Religion; und wie denn, sobald ein bedeutender Stoff mir vor die Seele trat, ich denselben unwillkürlich zu gestalten aufgefodert wurde, so entwarf ich eine orientalische Oper und fing an sie zu bearbeiten. Sie wäre auch fertig geworden, da sie wirklich eine Zeit lang in mir lebte, hätte ich einen Musiker zur Seite und ein großes Publikum vor mir gehabt, um genöthigt zu sein, den Fähigkeiten und Fertigkeiten des einen, sowie dem Geschmack und den Forderungen des anderen entgegenzuarbeiten.“

Das Unerwartetste, was eigentlich nicht in dieses Capitel gehört, es aber doch schließen mag, begegnet uns in einem Briefe Goethe's an Zelter vom 23. Februar 1814. Er hatte den Freund ein paar Monate vorher um eine vierstimmige Composition des Textes „In te Domine speravi, non confundar in aeternum“ erucht. Und nun schreibt er: „Zu dem ‚In te Domine speravi‘ hätte

* In diesen heißt es: „Der Gegenstand war mir sehr lieb geworden, auf den Grund, daß ich ihn zur Oper ausarbeitete.“

ich auch ein lauges Märchen zu erzählen, wie ich mir bei sonderbaren inneren und äußeren Bedrängnissen diese Worte in meiner böhmischen Einsamkeit rhythmisch klanglos, aber doch vierpersönlich, um nicht vierstimmig zu sagen, componirt und keinen angelegentlicheren Wunsch gehabt, als diese schönen Worte durch dich musikalisch commentirt zu hören. Ich kam in Verjuchung, vier Linien unter einander zu ziehen, um die Art, wie ich es genommen, anschaulich zu machen. Jetzt, da ich deine Composition höre, bin ich darüber völlig belehrt und finde darin eine angenehme Erfahrung. Der Dilettant nämlich wird durchaus nur durch das Fäßliche und eine unmittelbare Wirkung gerührt, und dies charakterisirt auch seine Productionen, wenn er in irgend einer Kunst sich verjuchend auftritt. Meine Composition, die sich ziemlich abgerundet und fixirt hat, ähnelt einer von Tomelli, und es ist immer wunderbar und lustig genug, daß man sich zufällig auf solchen Wegen ertappt und sich einmal seines eigenen Nachtwanbelus bewußt wird. Um hierüber in einem anderen Faße klar zu werden, dem ich mich ernstlicher gewidmet habe, sendire ich ältere landschaftliche Skizzen und werde hierbei auch das Aehnliche gewahr.“

Der unmusikalische Goethe, der sich als Sechziger im Componiren verjucht! So streng sich der Dichter oftmals gegen anmaßendes, selbstgefälliges und streng kritisirendes Dilettantenthum ausspricht, so sehr lag es in seiner umfassenden Natur, Alles zu verjuchen, was irgend verjucht werden konnte.

Die Leidenschaft, sich den Grund der hervorstechendsten Füge im Wesen unseres größten Dichters. Und so finden sich denn auch mehrfache Verjuche, nicht allein in die Wissenschaft der Tonsetzkunst, mit Beziehungen auf die Musik, einzubringen, sondern auch selbständig sich ein System, eine Theorie aufzubauen. Diese Bemühungen würde man bei dem univervalen Forscher natürlich finden, wenn der Dichter sich auch für die schöne Kunst der Töne nicht interessirt hätte, und sie gehören deshalb auch kaum in den Rahmen dieser

- Skizze. Uebergehen darf ich sie jedoch um so weniger, als es auch bei ihnen an genialen Lichtblitzen nicht mangelt.

Nabe lag es dem autonomen Schöpfer einer Farbenlehre, ein Verhältniß derselben zur Tonlehre anzudeuten — die denselben gewidmeten Paragraphen gehen über Andeutungen nicht hinaus, wirken jedoch hierdurch vielleicht noch anregender. Sie lauten:

„Daß ein gewisses Verhältniß der Farbe zum Tone stattfindet, hat man von jeher gefühlt, wie die öfteren Vergleichen, welche theils vorübergehend, theils unständiglich genug angestellt worden, beweisen. Der Fehler, den man hierbei begangen, beruht nun auf Folgendem:

„Vergleichen lassen sich Farbe und Ton unter einander auf keine Weise, aber beide lassen sich auf eine höhere Formel beziehen, aus einer höheren Formel beide, jedoch jedes für sich, ableiten. Wie zwei Flüsse, die auf einem Berge entspringen, aber unter ganz verschiedenen Bedingungen in zwei ganz entgegengesetzte Weltgegenden laufen, so daß auf dem beiderseitigen ganzen Wege keine einzelne Stelle der anderen verglichen werden kann, so sind auch Farbe und Ton. Beide sind allgemeine elementare Wirkungen, nach dem allgemeinen Gesetz des Trennens und Zusammenstrebens, des Auf- und Abschwankens, des Hin- und Widerwägens wirkend, doch nach ganz verschiedenen Seiten, auf verschiedene Weise, auf verschiedene Zwischenelemente, für verschiedene Sinne.

„Möchte Jemand die Art und Weise, wie wir die Farbenlehre an die allgemeine Naturlehre angeknüpft, recht fassen und dasjenige, was uns entgangen und abgegangen, durch Glück und Genialität ersetzen, so würde die Tonlehre nach unserer Ueberzeugung an die allgemeine Physik vollkommen anzuschließen sein, da sie jetzt innerhalb derselben gleichsam nur historisch abge sondert steht.

„Aber eben darin läge die größte Schwierigkeit, die für uns gewordene positive, auf seltsamen empirischen, zufälligen, mathematischen, ästhetischen, genialischen Wegen entsprungene Musik zu Gunsten einer physikalischen Behandlung zu zerstören und in ihre ersten physikalischen Elemente aufzulösen. Vielleicht wäre auch hierzu auf dem Punkte, wo Wissenschaft

und Kunst sich befinden, nach so manchen schönen Vorarbeiten Zeit und Gelegenheit.“

Eingehenderes findet sich im Briefwechsel mit Zelter, wo die Frage Goethe's: „Woher kommt wohl die so allgemeine Tendenz nach den Moltonarten, die man sogar bis in die Polonoisen spürt?“ zu höchst originalen Aeußerungen die Veranlassung wird. Die langen Explicationen Zelter's, zusammengesetzt aus sich widersprechenden akustischen und musikalischen Erfahrungen, konnten den Dichter unmöglich befriedigen, und seine Bemerkungen über die kleine Terz, als dem charakteristischen Intervall der Moltonart, sind nicht allein von naturwüchsigster Verständigkeit, sie sind auch mit dem heitersten Humor hingestellt. Sogar diejenigen, die diesen Fragen nur das oberflächlichste Interesse zuwenden, werden mit Behagen die folgenden Auseinandersetzungen des Dichters lesen. Die mit Nummern bezeichneten Sätze enthalten die Citationen der Zelter'schen Thesen, das darauf folgende die Randglossen Goethe's. „Ein Gleichniß als Nachschrift“ dient zur Einleitung.

„Ein Gleichniß als Nachschrift.

Alle Künste, indem sie sich nur durch Ausüben und Denken, durch Praxis und Theorie herausarbeiten konnten, kommen mir vor wie Städte, deren Grund und Boden, worauf sie erbaut sind, man nicht mehr entziffern kann. Felsen wurden weggesprengt, eben diese Steine zugehauen und Häuser darans gebaut. Höhlen fand man sehr gelegen und bearbeitete sie zu Kellern. Wo der feste Grund ausging, grub und mauerte man ihn; ja vielleicht traf man gleich neben dem Urfelsen ein grundloses Sumpffeld, wo man Pfähle einrammen und Rost schlagen mußte. Wenn das nun Alles fertig und bewohnbar ist, was läßt sich nun als Natur und was als Kunst ansprechen? Wo ist das Fundament und wo die Nachhülfe? Wo der Stoff, wo die Form? Wie schwer ist es alsdann, Gründe anzugeben, wenn man behaupten will, daß in den frühesten Zeiten, wenn man gleich das Ganze übersehen hätte, die sämmtlichen Anlagen natur-, kunst-, zweckgemäßer hätten gemacht werden können. Betrachtet man das Clavier, die Orgel, so glaubt man

die Stadt meines Gleichnisses zu sehen. Wollte Gott, ich könnte auch einmal an Ihrer Seite meine Wohnung dort aufschlagen und zum wahren Lebensgenuß gelangen, wobei ich alle Fragen über die Natur und Kunst, über Theorie und Praxis herzlich gern vergessen möchte.

1) Die Molltonart unterscheidet sich von der Durtonart durch die kleine Terz — — Unterscheidet sie sich nicht auch durch die Verkleinerung oder Verengerung der übrigen Intervalle?

2) Welche an die Stelle der großen Terz gesetzt.

Dieser Ausdruck kann nur gelten, wenn man von der Durtonart ausgeht. Ein Theorist nordischer Nationen, der von den Molltönen ausginge, könnte ebenso gut sagen, die große Terz werde an die Stelle der kleinen gesetzt.

3) Unsere heutige diatonische (natürliche) Tonleiter — —

Daß die diatonische Tonleiter allein natürlich sei, dagegen geht eigentlich meine Dpposition.

4) Entspringt aus der Theilung der Saite, theilt man diese in die Hälfte.

Daß die Theilung der Saite in bestimmbare Theile Klänge hervorbringt, die für das Ohr harmonisch sind, ist ein sehr hübsches Experiment, das denn auch eine gewisse Tonleiter begründen möchte; aber was auf diese Weise nicht gelingt, sollte es nicht auf eine andere Weise möglich sein?

5) Man mag aber die Saite in so viel Theile theilen, als man will, so entsteht niemals eine kleine Terz, obgleich man dieser dadurch immer näher kommen kann.

Es ist von einem Experiment zu viel gefordert, wenn es Alles leisten soll. Könnte man doch die Electricität erst nur durch Reiben darstellen, deren höchste Erscheinung jetzt durch bloße Berührung hervorgebracht wird. Man müßte auf ein Experiment ausgehen, wodurch man die Molltöne gleichfalls als ursprünglich darstellen könnte.

6) Demnach ist diese kleine Terz kein unmittelbares donum der Natur, sondern ein Werk neuerer Kunst — —

Ich leugne die Folgerung, da ich die Vorderfälle nicht zugebe.

7) Lud man muß sie als eine erniedrigte große Terz betrachten.

Dieses ist eine Ausflucht, deren sich die Theoristen gewöhnlich zu bedienen pflegen, wenn sie etwas die Natur Beschränkendes festgesetzt haben; denn alsdann müssen sie auf eine sehr paradoxe Weise, was sie einmal behauptet, wieder aufheben und vernichten. Wenn eine große Terz ein Intervall ist, das uns die Natur giebt, wie kann man sie erniedrigen, ohne sie zu zerstören. Wie viel und wie wenig kann man sie erniedrigen, daß es keine große Terz und doch eine Terz sei? und wo hört sie denn überhaupt auf, noch eine Terz zu sein? Mein supponirter nordischer Theorist würde mit eben dem Rechte sagen, die große Terz sei eine erhöhte kleine.

8) Wie sie denn auch von den strengsten Componisten wie ein consonirendes Intervall behandelt worden — —

Hier tritt ja deutlich der Fall ein, der in der Kunst und in der Technik so oft vorkommt, daß sich der praktische Sinn vor einer theoretischen Beschränkung ohne viel Complimente zu retten weiß.

9) Das heißt, sie darf überall wie die große Terz frei und unpräparirt eintreten, was in einem reinen Stil keine Dissonanz darf.

Wenn sie als consonirendes Intervall behandelt wird, so ist sie consonirend; denn dergleichen läßt sich durch Convention nicht recht festsetzen. Wenn sie frei und unpräparirt eintreten darf, so ist sie keine Dissonanz; sie ist von Natur harmonisch und ebenso Alles, was wieder aus ihr entspringt.

Hier tritt eine oben schon berührte, bei der ganzen Naturforschung höchst merkwürdige Betrachtung ein. Der Mensch an sich selbst, insofern er sich seiner gesunden Sinne bedient, ist der größte und genaueste physikalische Apparat, den es geben kann. Und das ist eben das größte Unheil der neueren Physik, daß man die Experimente gleichsam vom Menschen abgesehert hat und bloß in dem, was künstliche Instrumente zeigen, die Natur erkennen, ja was sie leisten kann, dadurch beschränken und beweisen will. Ebenso ist es mit dem Berechnen. Es ist Vieles wahr, was sich nicht berechnen läßt, sowie sehr Vieles, was sich nicht bis zum entschiedenen Experiment bringen läßt. Dafür steht ja aber der Mensch so hoch,

daß sich das sonst Undarstellbare in ihm darstellt. Was ist denn eine Saite und alle mechanische Theilung derselben gegen das Ohr des Musikers? Ja, man kann sagen, was sind die elementaren Erscheinungen der Natur selbst gegen den Menschen, der sie alle erst bändigen und modificiren muß, um sie sich einigermaßen assimiliren zu können? Doch in diese Betrachtungen will ich mich diesmal nicht verlieren; ich behalte mir vor, nächstens besonders darüber zu reden, sowie noch über einige andere Punkte mir Auskunft zu erbitten."

Nach mehr als zwanzig Jahren kommt Goethe (im Briefwechsel mit Zelter) auf die Haupt- und Staatsaction der kleinen Terz zurück und vertheidigt das gute Recht derselben mit demselben Ungestüm wie früher. Er schreibt am Gründonnerstag, den 31. März 1831:

„Nun erinnerst du dich wohl, daß ich mich der kleinen Terz immer leidenschaftlich angenommen und mich geärgert habe, daß ihr theoretischen Musikanten sie nicht wollten als ein donum naturæ gelten lassen. Wahrhaftig, eine Darm- und Drahtseite steht nicht so hoch, daß ihr die Natur allein ausschließlich ihre Harmonien anvertrauen sollte. Da ist der Mensch mehr werth, und dem Menschen hat die Natur die kleine Terz verliehen, um das Unnennbare, Sehnsüchtige mit dem innigsten Behagen ausdrücken zu können. Der Mensch gehört mit zur Natur, und er ist es, der die zartesten Bezüge der sämtlichen elementaren Erscheinungen in sich aufzunehmen, zu regeln und zu modificiren weiß.

„Brauchen doch Chemiker schon den thierischen Organismus als ein Reagens, und wir wollen uns an mechanisch bestimmbare Tonverhältnisse klammern, dagegen die edelste Gabe aus der Natur hinaus in die Region einer willkürlichen Künsterei hinüberschieben?“

Am 6. September 1826 schreibt Goethe an Zelter: „Die Tabelle der Tonlehre ist nach diesjährigen Studien und, wenn du dich erinnerst, nach Unterhaltungen mit dir etwa im Jahre 1810 geschrieben. Ich wollte den Forderungen an einen physikalischen Vortrag keineswegs genug thun, Umfang und Inhalt mir selbst aber klar machen und Anderen andeuten; ich

war auf dem Wege, in diesem Sinne die sämtlichen Capitel der Physik zu schematisiren. Gegenwärtige Tabelle fand ich beim Aufräumen des Musikschrankes, ich hatte sie nicht ganz vergessen, wußte aber nicht, wo ich sie suchen sollte. Ebenso vermiße ich noch mehrere Aufsätze (ebenfalls musikalische), die mir vielleicht ein Zufall erwünscht wieder in die Hände führt.“

Diese sogenannte Tabelle ist eine übersichtliche Aufstellung einer unbegrenzten Theorie der Tonlehre, von den Urphänomenen der Musik ausgehend bis zum „Eingreifen des Genies“, und zeigt, wie ernst es Goethe gemeint. In einem seiner letzten Lebensjahre noch sagt er darüber: „Ich freue mich meiner Tabelle als eines zwar nackten, aber wohlgegliederten Skelets, welches der echte Künstler allein mit Fleisch und Haut überkleiden, ihm Eingeweide geben und ins Leben praktisch und denkend einführen mag.“

Ein höchst interessanter Aufsatz Dünker's, „Goethe's Tonlehre und Christian Heinrich Schloffer“,* gehört hierher. Dieser Letztere, ein Concertist aus der genialen Gruppe der Maler und Dichter, die sich um die Zeit der sogenannten Befreiungskriege dem Katholicismus in die Arme geworfen, scheint sich auch auf ernste Weise in Musik vertieft zu haben. Er war von Goethe gut aufgenommen, und die Theorie der Tonkunst muß zwischen ihnen zur Sprache gekommen sein. Die merkwürdigen Aeußerungen des Dichters, die Dünker aus einem ungedruckten Briefe an Schloffer wiedergiebt, gehören jedoch jener mystischen Grübeleien an, in welche der sonnenhafte Apollonpriester sich zuweilen versetzte. Die dafür sich näher Interessirenden mögen sie in jenem reichhaltigen Bande aufsuchen — ich stehe denselben als ein durchaus Verständnisloser gegenüber.

In „Wilhelm Meister's Wanderjahren“, diesem seltsamen Buche, einem Reliquien-schrein gleichem, in welchem Kostbares neben Gleichgültigem mit derselben Acht-samkeit aufbewahrt wird, finden sich auch Andeutungen zu einer Erziehungslehre durch die Musik und zur Musik. Auf manchen Erfahrungen beruhend, sind sie

* „Aus Goethe's Kreundschaft.“ Darstellungen aus dem Leben des Dichters. 1868.

weniger idealer Natur als unmöglicher Handhabung. So z. B. sollen die verschiedenen Instrumente in aus einander liegenden Ortschaften, ja zu Anfang in Einsiedeleien gelehrt werden, „wo sie Niemand zur Verzweiflung bringen.“ Es würde nicht leicht sein, für eine Hochschule eine kleine Provinz zu erlangen — wohl aber dürfte „das traurige Leiden“, das „in der wohl eingerichteten bürgerlichen Gesellschaft“ durch musikalische oder un-musikalische Anfänger hervorgerufen wird, eher durch die Polizeibehörde als durch ein Unterrichtsministerium gelindert werden können. Die hohe Meinung, die Goethe von der Kulturkraft der Musik hegt, zeigt sich übrigens auch hier, wie sie in den Briefen an Zelter mannigfach ausgedrückt wird.

Wie wenig es war, was Goethe in den letzten dreißig Jahren seines Lebens von guter und schöner Musik zu hören bekam, ist aus dem Briefwechsel mit Zelter und den Gesprächen mit Eckermann ersichtlich. Zeitweise that er selbst sein Bestes, um sich und Andere musikalisch zu erfreuen und zu bereichern — allein es fehlte an den genügenden Mitteln um ihn her.

Die bevorstehende Vermählung des Erbprinzen mit der künstlerisch hochgebildeten russischen Kaiserstochter läßt Goethe zu Anfang des Jahres 1803 ernsthaft daran denken, für die Organisation der Oper und namentlich des Orchesters zu wirken, und er ersucht Zelter um guten Rath. Eine Folge von Aufsätzen über Orchesterinstitutionen, die dieser einfindet, erscheint Goethe (der sie später drucken läßt) wie „eine Art von Satire auf die Weimarer Zustände“. Aus dem Jahre 1805 erfahren wir trotzdem noch von Opern, die unter seiner Regide gegeben werden, ein paar Jahre später aber schreibt er dem Freunde aus Karlsbad (den 27. Juli 1807) Folgendes: „Ob wir gleich Stimmen und Instrumente in Weimar haben und ich noch dazu der Vorgesetzte solcher Anstalten bin, so habe ich doch niemals zu einem musikalischen Genuß in einer gewissen Folge gelangen können, weil die garstigen Lebens- und Theaterverhältnisse immer das Höhere

aufheben, um dessentwillen sie allein da sind oder da sein sollten.“

„Mit der Oper, wie sie bei uns zusammengekehrt ist, mag ich nicht abgeben, besonders weil ich diesen musikalischen Dingen nicht auf den Grund sehe. Ich möchte daher das Säckulum sich selbst überlassen und mich ins Heilige zurückziehen. Da möchte ich denn nun alle Woche einmal bei mir mehrstimmige geistliche Gesänge aufführen lassen, im Sinne Ihrer Anstalt, obgleich nur als den fernsten Abglanz derselben. Helfen Sie mir dazu und senden mir vierstimmige nicht zu schwere Gesänge, schon in Stimmen ausgeschrieben“ u. s. w. Zelter schlägt sehr passend ein Heft Haydn'scher „in ihrer Art sehr guter Gesangstücke“ vor, die denn auch einstudirt wurden und im folgenden Winter mit Erfolg zur Aufführung kamen. Bei der Erzählung davon schreibt Goethe:

„Meine kleine Anstalt geht recht gut; nur schreiten die jungen Leute, wie Sie wohl wissen, gar gern aus dem Wege und jeder dünkt sich behaglicher, wenn er solo irgend ein lamentables oder ein jammervolles Bedauern verlorener Liebe singt. Ich lasse ihnen dergleichen wohl zu gegen das Ende jeder Session und verwünne dabei die Matthiassen, Salis, Tiedgen und die sämmtliche Klerisei, die uns schwerfällige Deutsche sogar in Liedern über die Welt hinausweist, aus der wir ohnehin geschwind hinanskommen. Dabei tritt noch der Fall ein, daß die Musiker selbst oft hypochondrisch sind und daß selbst die frohe Musik zur Schwermuth hinziehen kann.“ Mutatis mutandis ist es bei uns, nach Verlauf von mehr als siebzig Jahren, ziemlich dasselbe geblieben.

Ueber den Fortgang jener „Hauscapelle“ melden die Annalen durch mehrere Jahre das Günstigste. Am Donnerstag wurde probirt und am Sonntag das Einstudirte ausgeführt. Dabei bemerkt der Dichter wieder in seiner erfahrungreichen Weisheit: „Dadurch, daß die Probe von der Ausführung vollkommen getrennt blieb, ward das dilettantische Pfsuchen völlig

* Die Oper wurde ihm hauptsächlich durch die Jagemann verleiht. Als er im Jahre 1808 darüber ernstlich mit dem Herzog sprach, wollte er, daß die Oper von seiner Zeitung förmlich ausgehoben werde, weil er sonst keinen Frieden vor-ausjah.

entfernt, das gewöhnlich erst im Augenblick der Aufführung noch probirt, ja bis den letzten Augenblick unausgemacht läßt, was denn eigentlich aufgeführt werden kann und soll. Die Donnerstage waren kritisch und didaktisch, die Sonntage für Leben empfänglich und genußreich.“

Daß die Zelter'schen Compositionen Goethe'scher und Schiller'scher Dichtungen bei diesen Zusammenkünften eine Hauptrolle spielten, ist selbstverständlich — ihre gesunde Natürlichkeit mundete dem Dichter. Jedoch wurde auch von altitalienischen Meistern Vieles vorgeführt, „ihr Andenken gegründet, Vergnügen und Nutzen, Anwendung und Fortschreiten in eins verbunden.“ Allzu lange sollte aber die Herrlichkeit nicht währen, denn schon aus dem Jahre 1811 läßt sich Goethe in den Annalen folgendermaßen vernehmen:

„Mit der Musik fühlte ich mich nicht so glücklich; was ich meine Hauscapelle zu nennen wagte, fühlte ich im Innersten bedroht. Niemand merkte einige Veränderungen, aber es hatten sich gewisse Wahlverwandtschaften eingefunden, die mir fogleich gefährlich schienen, ohne daß ich ihren Einfluß hätte hindern können. Noch zu Anfang des Jahres ward nach herkömmlicher Weise versahren, doch schon nicht mehr in so regelmäßiger wöchentlicher Folge. Noch trugen wir echte alte Sachen vor, mehrere neue Canons von Ferrari belebten die Lust der Sänger und den Beifall der Zuhörer; ich aber hatte mich schon in diesen Verlust ergeben, und als bei meiner bevorstehenden Sommerreise zu Ende Aprils eine Pause eintreten mußte, so war schon mein Entschluß gefaßt, nie wieder zu beginnen. Ich verlor dabei sehr viel und mußte deshalb ernstlich bedacht sein, mich anderwärts zu entschädigen.“ Ob hierzu die erneuerte Gegenwart Brizzi's* in Weimar viel beitrug, mit welchem man italienische Opern auf Italienisch aufführte (Goethe stellte dazu einen Sprachmeister an), mag dahingestellt bleiben. Denn schon im November 1812 klagt er gegen Zelter:

„Wir leben hier mit einem ganz disproportionirten Aufwande an Musik doch eigentlich ganz lang- und klanglos. Die Oper mit ihren alten Inventarientücken und den für ein kleines Theater zugefügten und langsam genug producirten Neuigkeiten kann Niemanden entschädigen. Indessen freut mich's, daß Hof und Stadt sich weiß machen, es sei eine Art von Genuß vorhanden. Der Bewohner einer großen Stadt ist von dieser Seite glücklich zu preisen, denn dorthin zieht sich doch so mancher bedeutende Fremde. Madame Wilder hätte ich hören mögen.“ Und einige Jahre später schreibt er: „Leider, wenn ich an Musik denke, kommt es mir seltsam vor, daß ich von diesem höchsten und schönsten Genuß gänzlich abgeschnitten bin.“ Und wieder nach zwei Jahren, von Jena aus: „Deine Motette hat mich erfreut und betrübt: erfreut, insofern ich sie mit den Augen aufnehmen und einigermaßen genießen konnte; betrübt, weil ich die Hoffnung aufgeben muß, sie zu hören. Es sind unter den jungen Leuten hier recht hübsche Stimmen und chorweise machen sie ihre Sache auch gut; was aber nicht nach Rükow's wider Jagd klingt, dafür hat kein Mensch keinen Sinn.“ Wie er sich dann in der Einsamkeit zu Berka von dem dortigen Organisten und Vadem inspector Schüb täglich mehrere Stunden lang classische Claviermusik vorspielen ließ, ist schon erwähnt worden.

Hier und da erfolgt dann doch noch ein Besuch der Oper. Eine Aufführung des Rossini'schen „Tancred“ wird die Veranlassung zu folgenden merkwürdigen Zeilen an Zelter: „Deine musikalischen Relationen haben mich ganz ungläublich gebiet; insofern es möglich ist, durch den Begriff die Musik zu erfassen, so hast du es mir geleistet, und ich begreife nun wenigstens, warum ich den ‚Barbier von Sevilla‘ unter Rossini's Arbeiten so vorzüglich rühmen höre. Neulich Abends besuchte ich den ‚Tancred‘; er ward sehr loblich vorgetragen und ich wäre auch recht zufrieden gewesen, wenn nur keine Helme, Harnische, Waffen und Trophäen auf dem Theater erschienen wären. Ich half mir aber gleich und verwandelte die Vorstellung in eine Favola boscareggia, ungefahr wie der Pastor Fido. So puzte

* Antonio Brizzi, ein geschickter italienischer Tenorist, hatte an allen europäischen Höfen großen Erfolg. Eine Zeit lang war er Mitglied vom Hoftheater Napoleon's — später gehörte er der italienischen Oper in München an. (Fétis, Biographie universelle.)

ich mir auch das Theater heraus, da waren pouffinische und anmuthige Landschaften, stuzte die Personen zusammen, idelle Hirtin und Hirten wie in „Daphnis und Chloë“, sogar an Faunen fehlte es nicht, und nun war wirklich nichts auszu sehen, weil die hohle Prätenjion einer heroischen Oper wegfiel.“

Lebhast kann ich mir den alten Herrn vorstellen, wie er in seiner verborgenen Parterresloge, in sich versunken, dasitzt und zu den leichtgeschürzten Rossini'schen Weisen seiner ewig jungen Phantasie freien Spielraum läßt.

Eine bedeutzamere Anregung ward ihm durch Händel's „Messias“. In einer Besprechung des Rochlitz'schen Werkes: „Für Freunde der Tonkunst“, heißt es in Beziehung auf „die gemüthlich ausführliche Darstellung“ jenes Meisterwerkes: „Sie erregte in mir die unwiderstehlichste Sehnsucht, von dem Werke, das mich früher an die ernsteste Tonkunst herangeführt, so viel abermals zu vernehmen, daß die alten halb verklungenen Gefühle sich wieder entwickelten und die jugendlichen Genüsse in Geist und Seele sich demals erneuerten. Dazu gelangte ich denn jetzt unter der Anleitung eines waderen Musikdirectors, durch Theilnahme von Tonkünstlern und Liebhabern. Ich folge nunmehr dem Gange des unschätzbaren Werkes nach vorliegender Anleitung, man schreitet vor, man wiederholt; und so hoffe ich in einiger Zeit ganz wieder von Händel'scher Geistesgewalt durchdrungen zu sein.“ Erstler kann man's doch nicht nehmen. Vom 14. April 1824 erzählt Eckermann: „Abends hatte ich bei Goethe einen musikalischen Kunstgenuß bedeutender Art, indem ich den Messias theilweise vortragen hörte. Goethe, in einiger Ferne sitzend, im Zuhören vertieft, verlebte einen glücklichen Abend.“

So wichtig ist dem Dichter jede halbwegs hervorragende musikalische Erscheinung, so selten kommt dergleichen an ihn heran, daß er nie versäumt, in den kurzgefaßten Annalen davon zu berichten. So von dem „vorzüglichen Genuß“, den die Vorträge Hermsstedt's* ihm gebracht,

da er, „von musikalischen Freunden lange Zeit entfernt, diesem herrlichen Kunst- und Naturelement beinahe entfremdet worden“. Alexander Voucher, der geniale französische Geiger (der es nicht verschmähte, nebenbei durch seine Aehnlichkeit mit Napoleon auf das Publikum zu wirken), setzt ihn „in Verwunderung und Erstaunen“. Von der Mißder meldet er dem Freunde, daß er vier kleine Lieder von ihr gehört, „die sie dergestalt groß zu machen wußte, daß die Erinnerung daran mir noch Thränen auspreßt“. Höchst charakteristisch sind die Aeußerungen, die die Bekanntschaft mit dem Talente Paganini's hervorrufen. Zuvörderst schreibt er an Zelter: „Paganini hab ich dann auch gehört und jogleich an demselben Abend deinen Brief aufgeschlagen, wodurch ich mir denn einbilden konnte, etwas Vernünftiges über diese Wunderlichkeiten zu denken.“ (Etwas denken mußte er sich.) „Mir fehlte zu dem, was man Genuß nennt und was bei mir immer zwischen Sinnlichkeit und Verstand schwebt, eine Basis zu dieser Flammen- und Wolkenfäule.“ In den Gesprächen mit Eckermann, sich über ein Lieblingsthema, das Dämonische, vielfach auslassend, sagt er: „Unter den Künstlern findet es sich mehr bei Musikern als bei Malern. Bei Paganini zeigt es sich in hohem Grade, wodurch er denn auch so große Wirkungen hervorbringt.“ Daß er aber das Außerordentliche eines derartigen Talentes wohl zu würdigen wußte, beweist folgender humoristischer Ausspruch: „Wer kann sich von seinem Kinde versprechen, daß es in der Musik vortrefflich sein wird? Zehntausend gegen Eins, es wird nur ein elender Saitenkräher werden. Ja, es wäre vielleicht eher ein Kind zu finden, ein Königreich zu regieren, einen großen König daraus zu machen als einen großen Violinspieler!“

Seit dem Jahre 1820 war Hummel Capellmeister in Weimar geworden. Um dieselbe Zeit hatte Goethe sich einen Streicher'schen Flügel (damals in Deutschland das höchste Ideal eines Clavierinstrumentes) angeschafft. „Der nicht genug zu preisende Capellmeister“ (wie Hummel von ihm bezeichnet wird), „ließ sich darauf hören und verstand von Zeit zu Zeit durch die merkwürdigsten Aus-

* J. H. Hermsstedt (geb. 1778, gest. 1846), Musikdirector beim Fürsten von Schwarzburg, war einer der ausgezeichnetsten Clarinetisten dieses Jahrhunderts; Spohr hat mehrere Concerte für ihn componirt.

übungen den Besitz des vorzüglichen Instrumentes ins Unschätzbare zu erheben.“ Na, mit Eckermann plaudernd, vergleicht er Napoleon mit dem glänzenden Meister. „Ich muß bewundern,“ sagte der Sammler, „wie Napoleon bei seiner Jugend mit den großen Angelegenheiten der Welt so leicht und sicher zu spielen wußte, als wäre eine vieljährige Praxis und Erfahrung vorangegangen.“ — „Liebes Kind,“ erwidert Goethe, „das ist das Angeborene des großen Talentes. Napoleon behandelte die Welt wie Hummel seinen Flügel; Beides erscheint uns wunderbar, wir begreifen das Eine so wenig wie das Andere, und doch ist es so und geschieht vor unseren Augen.“ Und weiterhin: „Das ist die Facilität, die sich überall findet, wo ein wirkliches Talent vorhanden ist, in Künsten des Friedens wie des Krieges, am Clavier wie hinter den Kanonen.“

Die letzten schönen musikalischen Lichtblicke wurden Goethe durch Felix Mendelssohn zu Theil.* Schon früh, wenn auch nicht so früh, als es natürlich schiene, spricht Zelter dem Freunde von dem begabten Schüler, — im Herbst 1821 nimmt er ihn mit nach Weimar und stellt ihn Goethe vor, in dessen Hause er nun längere Zeit blieb. Es ist heiter, wie Goethe den genialen Knaben zum ersten Mal so zu sagen ausprobirt. Er muß auf ein gegebenes Thema improvisiren, Bach'sche Fugen spielen, Manuscripte von Mozart und Beethoven vom Blatt lesen und was dergleichen mehr. „Die musikalischen Wunderkinder sind zwar hinsichtlich der technischen Fertigkeit heutzutage keine so große Seltenheit mehr; was aber dieser kleine Mann im Phantasiren und Primavistapfeilen vermag, das grenzt an Wunderbare, und ich habe es bei so jungen Jahren nicht für möglich gehalten,“ sagte Goethe zu den Zuhörern. — „Alle Nachmittage,“ berichtet später Felix, „machte Goethe das Streicher'sche Instrument mit den Worten an: „Ich habe dich heute noch nicht gehört, mache mir ein wenig Lärm vor.“ Schwer ließ er ihn von dannen, und die rührendste Zuweisung für den

heranwachsenden Künstler zieht sich durch die letzten zehn Lebensjahre des Dichters, wie aus schriftlichen und mündlichen Äußerungen, namentlich auch aus den einfachen Erzählungen Mendelssohn's, hervorgeht. Zum letzten Mal lehrte Felix bei seinem großen Gönner ein im Jahre 1830, zum Beginn seiner Wanderjahre. Er war damals schon ein fertiger Mann, ein großer Künstler, und das Verhältniß zum greisen Dichter nahm eine ernstere Gestalt an. Nach der Abreise Mendelssohn's berichtet Goethe an Zelter: „Mir ward seine Gegenwart besonders wohlthätig, da ich fand: mein Verhältniß zur Musik sei noch immer dasselbe; ich höre sie mit Vergnügen, Antheil und Nachdenken, liebe mir das Geschichtliche; denn wer versteht irgend eine Erscheinung, wenn er sich nicht von dem Gang des Herkommens penetrirt? Dazu war denn die Hauptsache, daß Felix auch diesen Stufengang recht löblich einfiel und glücklicherweise sein gutes Gedächtniß ihm Musikstücke aller Art nach Belieben vorführte. Von der Bach'schen Epoche heran hat er mir wieder Haydn, Mozart und Gluck zum Leben gebracht, von den großen neueren Technikern hinreichende Begriffe gegeben und endlich mich seine eigenen Productionen fühlen und über sich nachdenken machen; ist daher auch mit meinen Segnungen geschieden.“ Aus Italien, der Schweiz, aus Paris schrieb Felix bekanntlich dem Dichter ausführliche Berichte und erhielt von ihm manchen liebevollen bedeutsamen Brief. Er componirte während dieser Reise die „Walpurgisnacht“, welchem Unternehmen Goethe sein volles Interesse schenkte. Hören sollte er die herrliche Composition nicht mehr und auch den Schöpfer nicht wiedersehen. Den Grundgedanken des Gedichtes bezeichnete er dem jungen Freunde brieflich folgendermaßen: „Das Gedicht ist hochsymbolisch intentionirt. Denn es muß sich in der Weltgeschichte immerfort wiederholen, daß ein Altes, Begründetes, Geprüftes, Veruhigendes durch aufstrebende Neuerungen gedrängt, geschoben, verrückt und wo nicht vertilgt, doch in den engsten Raum eingesperrt werde. Die Mittelzeit, wo der Haß noch gegenwirken kann und mag, ist hier prägnant genug dargestellt, und ein fremdiger unge-

* Man lese hierüber die reizende Schrift: Goethe und F. Mendelssohn: Partholob. Von Dr. Karl Mendelssohn-Partholob. Leipzig, bei Hirzel.

förster Enthusiasmus lodert noch einmal in Glanz und Klarheit hinaus.“ Diese letzten Worte mag man aus Mendelssohn's Musik heraus hören.

Einer tiefen, aber fast pathologischen Begeisterung, in die Goethe in seinem vierundsiebzigsten Lebensjahre durch Musik versetzt wurde, muß ich zum Schlusse gedenken. Sie entstand durch die polnische Pianistin Frau Szymanowska, unter den merkwürdigsten Verhältnissen. Leidenschaftliche Neigung hatte ihn in Marienbad für eine edle Mädchengestalt, Ulrike v. Levezow, ergriffen, eine Werther'sche Sehnsucht nach ihr erfüllte ihn mit krankhafter Heftigkeit nach seiner Rückkehr. Unter diesen Umständen hörte er die talentvolle Clavierpielerin, die überdies eine sehr schöne Frau war. Gern wollen wir ihm verzeihen, daß er sie im ersten Rausche (worüber sich schon der Knabe Felig zu spötteln erlaubt) neben oder über Himmel stellt, denn sie begeisterte ihn zu den herrlichsten Versen. Schöner ist die Tonkunst kaum bejungen worden!

„Die Leidenschaft bringt Leiden! Der reichwichtigste
Kellommene Herz, das allzu viel verloren?
Wo sind die Stunden, überschnell verflüchtigt?
Vergebens war das Schönste dir ertoren!
Trüb ist der Geist, verworren das Beginnen;
Die lehre Welt, wie schwindet sie den Sinnen!
Da schwebt Musik heroor mit Engelschwingen,
Verflücht zu Millionen Tön' um Töne.
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne.
Das Auge neht sich, fühlt in höherm Sehnen
Den Güterwerth der Töne wie der Thränen.“

Ueberschant man nun, wie Goethe, fast noch Knabe, dem Tonsetzer seine ersten hrischen Versuche widmet, wie er als

dramatischer Dichter sein Bestes thut, um ihm in die Hände zu arbeiten, wie er, auf der Höhe seiner Schaffenskraft angelangt, dem Tonrichter die herrlichsten Aufgaben zu stellen sucht — anderentheils als Leiter einer Bühne den ersten musikalischen Meisterwerken Verständnis und Anerkennung verschafft — sich selbst bis in die letzten Lebensjahre durch die Schätze der Tonkunst anzuregen und zu erfreuen trachtet, jedem Talente mit Wohlwollen und Achtung entgegenkommt, auf die mannigfache Art daran arbeitet, sich Klarheit zu verschaffen, ins Innerste unserer wunderbaren Kunst einzudringen — trotzdem er fortwährend im Stiche gelassen wird, durch die Menschen und die Verhältnisse, — so wird man zugestehen müssen, daß Aehnliches sich bei keinem der großen Dichter findet, deren Lebenswege wir verfolgen können und deren Arbeiten uns vorliegen. Keiner hat so viel für Musik gethan, sich so sehr für sie bemüht, ihr so viel Zeit und Arbeit gewidmet, ihre Größe tiefer erkannt und deutlicher ausgesprochen. Noch gar Manches hätte ich nachweisen, anführen können, was sich hierfür Sprechendes in seinen größten wie in seinen geringsten Schöpfungen findet — aber ich denke, man darf auch des Besten nicht zu viel thun. Hoffentlich steht nach dem Gegebenen für den Leser fest wie für den Schreiber dieser Skizze, daß unser hoher Dichter die Tonkunst aufs innigste liebte, ehete, empfand und verstand, daß aber leider sein Glück mit derselben seiner Liebe nicht gleich kam; daß er mehr säete als erntete — mehr gab als empfing — Höheres aufstrebte als erreichte!





Aus Arkadien.

Von

Arthur Milchhöfer.

III.

Tripolita, den 3. August.

Tripolita oder Tripolis, wie es heute im officiellen Keingriechisch heißt, hat bei mehr als 8000 Einwohnern nur ein halbes Gasthaus anzuweisen, wenn damit nicht schon zu viel gesagt ist. Als die Stadt einst in der guten alten Türkenzeit noch über 20 000 Seelen zählte, besaß sie wahrscheinlich gar keines. Wozu auch? Der Grieche selbst, falls er einmal zum Reisen genöthigt ist, sieht sich wohl vor, daß er alle Etappen seiner Straße mit „Gastfreunden“ belegt findet; der Handlungsreisende verliert sich selbst heute noch nicht so leicht hierher, und der fremde „Lords“ wird, so calculirt man, nicht ohne Dragoman reisen, und dieser hat gewiß wie überall so auch hier seinen „Kumbaros“ (Gewatter), bei welchem er Unterkommen schafft.

Somit ist eigentlich schon das halbe Gasthaus für Tripolis eine auffallende Erscheinung, vielleicht eine Concession an den Zeitgeist oder eine Art von monumentalem Luxus; nicht als ob sich das bescheidene Haus an der Ecke des Marktes in der Construction vor anderen besonders auszeichnete, aber es trägt mit großen blauen Buchstaben die Erinnerung an eine Heldenthat des Freiheitskrieges an der Stirn geschrieben, welche man gern verewigt sehen mochte. „Ta Trikorpha“, so lautet die Aufschrift, ist der Name des

„dreieckigen“ Berges, eines Ausläufers des hohen Mánalos, der die Stadt im Westen begrenzt.

Worin besagte Heldenthat bestand oder vielmehr welche eigentlich gemeint, ist mir zur Stunde noch unklar. Sind es die graufigen Ereignisse des Jahres 1821, welche den Schlusseffect einer mehrmonatlichen Belagerung oder besser gesagt Aushungerung von 30 000 Ottomanen durch die aufständischen Griechen bildeten? Tripolis besaß damals noch vierzehn Fuß hohe Ringmauern und eine Citadelle; als Hauptstützpunkt der türkischen Herrschaft in Morea umschloß es nicht nur die stärkste Militärmacht, sondern auch die vornehmsten Familien, die reichsten Schätze. Die Griechen hielten alle Bergpässe der Ebene verperrt, das Hauptcorps lagerte hart über der Stadt auf Trisorpha unter Kolotronis und Mavromichalis. Vor einem Sturm hüteten sie sich wohl, die Bente mußte ihnen ja mühelos von selber zufallen. Trotz allen unvermeidlichen Zwistes entwickelten sie diesmal eine ungewöhnliche Ausdauer; je matter der Feind dort unten wurde, desto zahlreicher strömten die beutegierigen Scharen herzu. Keiner wollte die Gelegenheit verjäumen, auch dabei zu sein, wenn es zur Theilung ging, und so lauerten zuletzt mehr als 10 000 Griechen, eine nie wieder erreichte Zahl, wie Raubvögel von ihren Felshöhen auf die günstigste Gelegenheit, über das sichere Opfer

herzufallen. Nachdem die Führer durch Privatverhandlungen mit einzelnen Vornehmen, die man heimlich herausließ, ihren Antheil an reichen Lösegeldern gesichert hatten (die berühmte „Freiheitsheldin“ Vbukufina wagte sich sogar in die Stadt, um Gold und Geschmeide einzukauffen), nachdem der erwerbsstümmige Grieche es sich sogar nicht hatte versagen können, mit dem Erbfeind unter den Mauern der Festung einen lucrativen Handel mit Lebensmitteln zu betreiben, brach jener verhängnißvolle 5. October an, dem der Himmel selber, wie uns berichtet wird, sein düsterstes ahnungsvolles Gepräge verlieh. Jener „gemüthliche“ commercielle Privatverkehr, dessen ich eben erwähnte, diente einigen Bewaffneten als Vorwand, sich auf einem Theil der Bastionen festzusetzen; das Weben des griechischen Kreuzes auf der Linne wird Signal für einen allgemeinen Sturm, dem die schwachen Mauern und die bis zur Apathie Ermatteten im Inneren nicht zu widerstehen vermögen. Was nun folgt, spottet jeder Beschreibung. Nur einigen türkischen Truppen, namentlich den Albanesen aus Epirus, welche sich noch im letzten Moment zu compacter Masse hatten sammeln können, gestattete man vorsichtig genug freien Abzug. Alles, was weder Widerstand leisten noch Lösegeld bieten konnte, wurde niedergemacht, ohne Schonung der Weiber und Kinder, am wenigsten der Juden, welche längst ein Gegenstand des erbittertsten Hasses waren. Ueber 8000 Menschen fielen damals in den Straßen und Häusern von Tripolis unter dem Messer der Griechen. Aller Besitz mußte herrenlos werden, ehe man sich ungestört dem zweiten und wichtigsten Theile der Arbeit, der Plünderung, hingeben konnte, welche womöglich noch gründlicher ausgeführt wurde. Es war der Mühe wohl werth, denn man spricht noch heute, daß der Reichthum so mancher Familie seit jenem Tage datirt. Vießen doch die Mäioten ihre Weiber mit Maulthieren aus den Bergen herabkommen, um sie reich beladen wieder heimzuschicken. Ja noch mehr. Unsere Vorstellung von einem recht radicalen Verfahren, wie es bei derartigen Gelegenheiten üblich ist, pflegt in dem Ausdruck zu gipfeln: man ließ Alles mitgehen, was nicht „uiet- und

nagelfest“ war. In unserem Falle bleibt das Bild noch hinter der Wirklichkeit zurück: man zog, als nichts mehr übrig war, buchstäblich die Nägel aus dem Holze, und noch Tage später konnte man Nägellein sehen, welche Thüren und Fensterbrüstungen auf ihren Eisel aus der leichenverpesteten Stadt entführten.

Sind das die Erinnerungen, welche der Name des Lagerberges und Operationspunktes „Tritorpha“ über dem Gasthause zu Tripolita erwecken soll? Oder will er das Andenken der Schlacht erneuern, welche dort oben vier Jahre später tobte, als der furchtbare Ibrahim Pascha mit seiner ägyptischen Flotte in Messenien gelandet war und auf seinem Siegeszuge quer durch den Peloponnes Tripolis von Neuem besetzt hatte? Wiederum sind die Griechen auf Tritorpha versammelt; Ibrahim erwartet sie nicht in der Ebene (auch würden sie es nie gewagt haben, ihm in offener Feldschlacht zu begegnen); er stürmt die Höhen und besiegt Kolototronis nach neunstündigem Ringen. Dieser 5. Juli bezeichnet freilich eine Niederlage, aber eine Niederlage nach tapferster Gegenwehr, bei welcher sich Ioannis Kolototronis, der Sohn, den Beinamen des „Edeln“ (Gennacos) erwarb. Nehmen wir zum Ruhme der Griechen an, daß sie auf diesen verlorenen Tag stolzer zurückblicken als auf jenen Erfolg vom 5. October und daß „ta Trikorpha“, unser Gasthaus, keinen anderen meint.

Uns Ankömmlingen winkte der erinnerungsreiche Name zunächst nur als Aufforderung, ohne Weiteres unter Dach zu treten und uns damit der kleinen Volksversammlung zu entziehen, welche sich bereits um die „Gäste“ gebildet hat. Ein Biedermann aus der Gruppe nimmt sogar schon die Gelegenheit wahr, uns einige Gemmen neuester Fabrication für antik anzubieten, wie sie heute in dem harmlosen Bergdorf Stenuika massenhaft gefälcht werden. Ein Anderer hatte es diensteifrig übernommen, den Wirth, welcher an einer anderen Straßenecke sein Speisehaus hat, von dem seltenen Ereigniß unserer Ankunft zu benachrichtigen. Wir ergriffen unterdessen von den vollkommen unbewohnten und unverschlossenen Räumen Besitz und installirten uns ruhig in dem größten Gemache, welches mit seinen Fenstern und

Balcon den Markt beherrscht. Nicht allzu lange darauf erschien ein kleiner Junge — einen anderen Aufwärter haben wir nie zu Gesicht bekommen —, der unser anspruchsvolles Verlangen nach Wasser, Seife, Handtüchern u. s. w. mit ungeheuerlichem Erstaunen entgegennahm, um sich dann, einstweilen auf Nichtwiedersehen, zu entfernen.

Nun, wir haben es schon schlimmer

Mangel an Ehrgeiz, träge Resignation, Dürftigkeit in geistiger und materieller Existenz. Auch die griechischen Städte theilen sich in diese doppelte Physiognomie. An denjenigen Küstenorten, die dem angeborenen Sinn des Griechen, dem Geist des Handels, Nahrung geben, pulst frisches Leben, so in Piräus, in Syra, Patros und Kalamata. Das Binnenland verharret noch in einer durch viele Um-



erlebt, sind von der Berechtigung und endlichen Bewilligung unserer Wünsche im Allgemeinen überzeugt und verlassen daher zunächst ruhig die gastlichen Räume, um die alte Bekanntschaft mit Tripolis zu erneuern und den Mächten, in deren Obhut wir uns begeben haben, Zeit zu gewähren, sich mit ihren ungewohnten Pflichten vertrauter zu machen.

Griechenland, das moderne, hat zwei Gesichter, ein altes und ein jugendliches. Auf der einen Seite unfertige Zustände, aber ein Werden, Wachsen und Regen der flügge gewordenen Kraft, auf der anderen traditionelles Verharren in alten Formen,

stände begünstigten Stagnation. Auch Tripolis, die „Dreistadt“, deren Name allein uns noch verkündet, daß sie die Erbschaft dreier blühender Städte des Alterthums (von Mantinea, Tegea und Palantium) angetreten hat, lebt nur für sich und die allernächste Umgebung in jener idyllischen Zurückgezogenheit und conservativen Beschränktheit, die dem Staatsökonomien ebenso fatal wie dem rückblickenden Culturhistoriker werthvoll sein muß. Vor die Aufgabe gestellt, dir die Beschreibung einer echtgriechischen Stadt zu liefern, würde ich weder Athen mit seiner „europäischen“ Cultur, noch den Piräus mit

seiner Mischbevölkerung, sondern ohne Frage Tripolis zum Beispiel wählen, selbst wenn ich nicht das Glück hätte, soeben auf Markt und Straßen von Tripolis herumzuschlendern.

Obwohl die Stadt erst im Laufe der letzten vierzig bis fünfzig Jahre aus Schutt und Asche neu erstanden ist, erweckt sie doch nicht den Eindruck erster Jugendblüthe. Die Gassen sind wenig belebt, die einzelnstehenden grauen, hier und da auch grell getünchten Steinhäuser ohne besonderes architektonisches Gepräge, man müßte denn die zahlreichen blumengeschmückten Balcons dahin rechnen, mit denen die Fagaden garnirt sind: Sie haben sich noch aus der Zeit des Holzbaues erhalten, den das kostbar gewordene Material längst eingehen ließ. Zum Gebrauch scheinen jene Veranden fast nie zu dienen; kein Mädchenkopf bengt sich über die Blumen: die Sitte ver-

bietet es und die Einsamkeit ist wenig dazu angethan, das Verbot verlockend zu machen.

Dort auf der Straße nach Mantineaia heraus liegen am nördlichen Ende der Stadt die Anfänge eines mit hellem und dunklem Marmor verkleideten Gebäudes von wunderlichem Grundriß; es sollte ein Sommerpalast für König Georgios werden, welcher patriotische Gedanke einem Besuch des jungen Herrschers in Tripolis entspraug, um ihn freilich nicht lange zu überdauern. Seitdem König Otto, der Bayer, den man einst verjagte, gestorben ist, lebt sein Gedächtniß in jedem Winkel

des Landes desto frischer und wehuthsvoller fort.

Indem die Bewohner von Tripolisa so für neue Ruinen sorgten, haben sie den Denkmälern der Vergangenheit, den Zeichen des Türkenjoches, um so radicaleren Untergang bereitet. Jede Pläze bezeichnen jetzt die Stellen, wo die Moscheen, Schulen, Paläste, die Verwaltungs- und Militärgebäude standen. Selbst das Ge-

schent der von den Bergen herabgeleiteten Quellen, welches man klug genug ist, an allen Orten sorgsam zu conserviren, sollte wenigstens in Vergessenheit gebracht werden durch die nüchternen Brunnenhäuser, welche an Stelle der malerischen türkischen Fagadenbauten getreten sind. Die Mauern und das Castell hat Ibrahim Pascha noch selber geschleift, als er im Jahre 1828 Morea räumen mußte. Unter Trompetenschall wurden die Werke und mit ihnen ganze



Theile der Stadt dem Erdboden gleich gemacht und die öden Flächen mit Salz bestrent. Weder Natur noch Menschenhand sollte auf den Ruinen neues Leben pflanzen. Und doch ist die Stadt in ihrer Art wieder emporgeblüht, so gut es eben ein Binnenort vermag, dem der belebende Hauch des Meeres fehlt.

Freilich, was wir bisher gesehen, entspricht dieser Behauptung nur wenig, aber es begreift auch nicht denjenigen Punkt, von dem ich dich eigentlich zu unterhalten wünsche.

Das Herz der Stadt, ja Kopf und Seele zugleich ist wie im Alterthum der

Marktplatz, der Mittelpunkt des öffentlichen geschäftlichen Lebens wie der beschaunlichen Ruhe. Die oberen Stockwerke der Häuser in diesem regelmässigen, nicht allzu großen Biered ruhen auf Stein Pfeilern, hinter denen sich alle Läden, Werkstätten, Cafés der Außenwelt öffnen. Ihr Halbdunkel wird noch gesteigert durch die hohen, breitwipfeligen Platanen, welche, durch unterirdische Wasseradern gespeist, hier trefflich gedeihen. Die vierte Seite wird von der neuen, noch im Bau begriffenen Kirche begrenzt, die wiederum viel zu hoch und viel zu modern für ihre sitzvolle Umgebung erscheint. Sie ist mir zudem als Alterthumsfreund noch besonders unheimlich, denn ich wittere in ihren Marmorwänden und Verzierungen Heliotomen antiker Steine und Säulentrommeln, die durch den unbarmerzigen Meißel des Steinmeßers zuerst ihrer heidnischen

Form entkleidet worden sind. Nun gehen auf dem Marktplatz, unter dessen gastlichen Arkaden (nota bene ein Name, der nicht in Arkadien geboren ist) ich so viel unfreiwillig freie Zeit verträumt habe, selbstverständlich keine Haupt- und Staatsactionen vor; heute wie ehemals ist der friedliche Pulsschlag des ab- und zuströmenden Lebens nach festen Gesetzen und Intervallen geregelt.

Wären nicht die Kaffeehäuser, deren buntgemischte Kundenschaft jetzt unter ausgepannten Zelttüchern im Freien herumhüft, machten sich nicht die Tabaksläden nach dem Grundsatz, daß Klappern

zum Handwerk gehört, durch das Gerassel ihrer Wagschalen und das Geklingel der an den Ketten befestigten Schaumünzen bemerklich, ich wüßte kaum, wie ich mir den Verkehrsmarkt einer altgriechischen Landstadt sehr verschieden ausmalen sollte. Die Alten hatten ja auch ihre „Leschen“ (Gesellschaftshäuser), ihre Barbierstuben und Weinkneipen, an welchen es hier natürlich ebenso wenig fehlt. Purpurrothe Fächchen oder über die Breite der einmündenden Straßen gespannte Fäden, an denen Fäden kunstvoll angeschnittene Seidenpapiere von allen Farben flattern, bezeichnen hier die Stellen, „wo man einen Guten schenkt“.

Es ist Markttag heute. Die menschliche Flutwelle, welche sich sonst gegen Mittag zurückzieht, um gegen Abend wiederzukehren („die Stunde des zunehmenden Marktes“ galt im Alterthum als feste Zeitbestim-

mung), bleibt heute den ganzen Tag über stehen. Der Landmann aus der Ebene ist erschienen, um sein Gemüse, seine Melonen und Tomaten (Paradiesäpfel), auch bereits sein reifes Getreide abzugeben. Die hochbeladenen Wagen, auf denen der frische Most in ungegerbten Ziegenischläuchen (deren behaarte Seite nach innen gekehrt wird!) schwannt, sind noch nicht an der Jahreszeit. Aber auch die Söhne der Berge haben ihre rauhen Dörfer verlassen. Sie haben nicht viel anzubieten, außer etwa trockenem Käse, dem mageren Ertrag ihrer Heerden, aber doch einige Culturbedürfnisse zu befriedigen,



Schuhe, Eisenwaaren, Pulver und Blei einzukaufen, wohl auch ihre Heimat auf einige Wochen mit politischen Neuigkeiten zu versorgen oder sich eine Wunde jüngsten Datums pflastern zu lassen.

Diese Gebirgsbewohner sind ein herrlicher Schlag, erdgeborene Autochthonen, für deren hohe Gestalten der städtische Markt fast zu eng erscheint, sicherlich Nachkommen der alten Stammbewölkerung Arabiens, was man von den Bewohnern des flacheren Landes keineswegs so allgemein behaupten kann. Für jene allein ist die hier durchgängig vertretene malerische Palisarentracht der Albanesen wie geschaffen, und wenn ihnen dazu das langzottige Schafsfell über die Schultern fällt, so dürften sie sich von ihren Vorfahren vor Christi Geburt kaum in wesentlichen Dingen unterscheiden.

Ihr heutiges Costüm ist weiter nichts als die naturgemäße, etwas kokett stilisirte Kleidung des Feldarbeiters, des leichtgeschürzten Jägers oder Hirten aus alten Tagen, wie wir ihnen auf antiken Monumenten genugsam begegnen. Das weitärmelige Vinnenhemd über dem eng anliegenden Flanel, dem unentbehrlichsten Schutzmittel gegen Helios und Boreas, ist an der Hüfte durch einen Ledergurt eingeschnürt, der den Körper an seiner biegsamsten Stelle wieder zusammensetzt, ihm Halt und Form verleiht und noch daneben allerlei gute Dienste leistet, von denen ich sogleich sprechen werde. Unterhalb dieses Gürtels nun ist eben jenes Hemd in tausend und abertausend Falten gezogen, je reicher desto vielfaltiger, ja weit abstehend, gleich dem Rocke unserer Damen vom Ballet, den es auch an Länge nicht überbietet. Es ist dies die oft genannte Justanella, die freilich um ihrer Kunstform willen besonders gearbeitet werden muß (in einer Länge von 10 bis 20 m oft), ohne deshalb aufzuhören, stilistisch genommen der untere Theil des Hemdes oder Kittels zu sein. Hat doch ebenso gut manch ehrlicher Teufel unter dem Gürtel nicht eine einzige Falte, um seine Armuth darin zu verbergen. Die Bekleidung der Beine hat sich eigentlich von unten herauf entwickelt; sie besteht in einer Verlängerung der geschnürten Strümpfe, Sandalen oder Wollenbinden. Die rothen Lederchuhe aber

haben emporgekrümmte Spitzen, die ich zu meiner Ueberraschung an den Figuren einiger uralter Marmorreliefs in Sparta wiederfand; auf einigen kaum minder alten Monumenten Kleinasiens sind sie gleichfalls vertreten. Wenn daneben zierliche Pantöffelchen von derselben Form die kleinen Füße griechischer Damen des Alterthums oder die gewiß weniger schönen der Chinesinnen schmücken, so haben diese Schnäbel doch ursprünglich, wie alle Kunstmotive in der Bekleidung, einen eminent praktischen Zweck gehabt. Ist dem Fuß einmal mit der Spitze an einen Stein gestoßen, so daß es dir markdurchbringend von der Sohle bis zum Wirbel ging? Nun, in Griechenland sind nicht bloß alle Berge, nein alle Wege, wo es deren giebt, mit diesen Steinen besät, schollenartig, mit scharfen Kanten, die alle mit deinem Fuße Bekanntschaft zu machen wünschen. Entweder du trittst auf sie oder sie verwunden dich. Wie unsere geschnäbelten holländischen Schlittschuhe den harmloseren Zweck erfüllen, den Widerstand des Schnees zu überwinden, so gleitet der Grieche mit seiner aufwärts gekrümmten „Zaruchia“ gemächlich und leichten Fußes über die steinigten Fluren und Berge seiner Heimat; er braucht des Weges kaum zu achten, denn jeder Stoß wird parirt und nach dem Geheiß vom Parallelogramm der Kräfte abgelenkt.

Jetzt kommen die weniger „classischen“, aber auch nur scheinbar oder partiell moderneren Bestandtheile seiner Tracht: der rothe Fez auf dem Haupte mit schwarzer Seidenquaste, den er freilich oft genug mit dem nach antiker Art tänienartig umschlungenen Leinentuch oder mit dem breitrandigen gelben Strohhut vertauscht, wie er auch damals im Gebrauche war; die farbige, oft feuerrothe Weste läßt den Leib auf das vortheilhafteste hervortreten; den byzantinisch gestickten Dolman wirft er nach Art der flatternden Chlamys über, ohne sich der aufgeschlitzten Kermel zu bedienen. Der oben erwähnte Ledergurt aber, der Schilled, hat sich in ein höchst praktisches unerflegliches Möbel verwandelt. Die vor dem Leibe zahlreich über einander genähten Lederstreifen bergen gleich den Falten eines geräumigen Portemonnaies so ziemlich Alles, dessen der Mensch auf jener Kulturstufe außer

seines Leibes Hülle bedarf, in erster Linie Waffen und Munition, Messer und Taschentuch (letzteres nicht obligatorisch), Geld und Papiere (wenn es zum Advocaten geht), Nadeln und Zwirn (oder vielmehr Fäden und Bindfäden), Feuerstein und Zündschnur, Tabak und Brot, Zwiebeln und Käse, kurz jedes Erdentliche wohnt da in offenen und geheimen Fächern einträchtiglich beisammen.

Ich weiß nicht, ob du dir aus all den Einzelheiten ein Bild der ganzen Erscheinung zusammensetzen kannst. Doch nein, es ist nicht möglich, ohne den Träger selbst zu kennen. Kleine, kurze, dicke Gestalten sehen in jenem Costüm stets lächerlich aus, doch solchen begegnest du in Tripolis fast nie. Aber Odyseus, Agamemnon, Patroklos, das sind die Typen, welche wir täglich in den Straßen herumwandeln sehen. Die Fustanella führt zu einem abgemessenen gewichtigen Gange, der sich etwas in den Hüften wiegt. Seltsam, daß man dieser Leute unter dem griechischen Militär fast niemals gewahr wird; hier stehen sie, nur einmal in der Woche, wie aus der Erde gewachsen da, in geschlossenen Reihen, während man an den übrigen Tagen nur vereinzelte Exemplare zu Gesicht bekommt.

Dort jene Gruppe stämmiger Burschen ist aus Monistena, einem der abgelegenen Nestler des hochragenden Mämalosgebirges, bekannt durch urwüchsige Sitte

und Kauflust, wie im Alterthum die Bewohner des nördlicheren Kynätha. Hier taucht auch die Hünengestalt des Schulmeisters von Baltagi auf, den man eher als Lehrer des olympischen Faustkampfes begrüßt hätte. Seinem Bergdorfe widmete ich im vorigen Jahre einen besonderen Ausflug, weil mir bekannt war, daß die Bauern dort vor Zeiten die erheblichen Reste eines antiken Tempels weit über die Berge zum Neu-

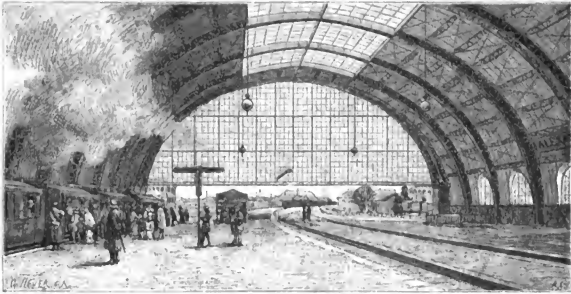
bau ihrer Kirche fortgeschleppt hatten. Leider haben auch dort die Steinmehrer neueren Stils ohne jene Pietät der mittelalterlichen Baumeister, welche noch manches Stück Alterthum unverfehrt in ihre Fassaden einfügten, mit den alten Blöcken und vielleicht auch Inschriften gewirthschaftet, so daß mir in dieser Beziehung nicht die geringste Ausbeute mehr zufiel. Aber unter den interessantesten Volkstypen hatte ich da-



mals namentlich jenen Schulmeister zu verzeichnen, der, auf seine gebildeteren Umgangformen pochend, den Führer machte, um mich bei jedem dritten Worte mit „Exochôtate“ (d. i. Eccellenza) anzureden; sodann einen Bauer, der sich wahnwitzig stellte, weil er eine höchst werthvolle antike Bronzestatuetten hinter dem Rücken der Regierung verkauft haben sollte und den Verdacht, ungeheuer viel Geld zu besitzen, durch den Schein der Nuzurechnungsfähigkeit von sich abzulenken bemüht war.

(Fortsetzung folgt.)





Auf der Berliner Stadtbahn.

Von

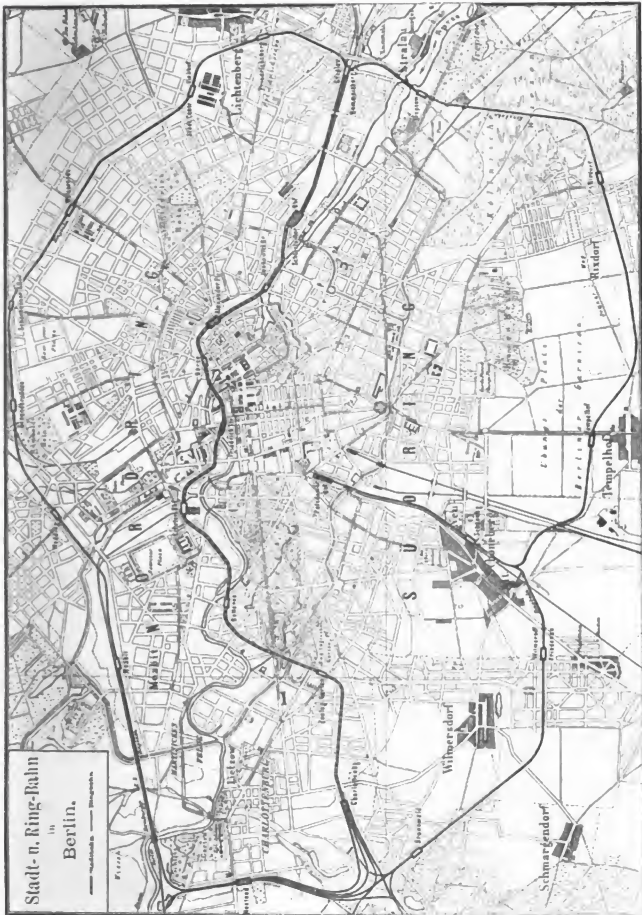
H. Rudolf.

Wenn auch die Frage der Nützlichkeit oder Nothwendigkeit der Berliner Stadtbahn bisher sehr verschieden beantwortet sein mag und der Berliner selbst diesem Unternehmen gegenüber noch bis vor Kurzem sich fast kühl und kritisch verhielt: jetzt, da die Riesenschöpfung Anfangs Februar dem Publikum zur Benützung übergeben worden, mußte sich Allen die Ueberzeugung unabweislich aufdrängen, daß mit der Vollendung des Werkes die deutsche Reichshauptstadt eine neue Epoche ihrer Geschichte begonnen hat. Die ersten Anregungen und Entwürfe waren von Baumeistern ausgegangen; aber Jahre hindurch blieb es bei den Projecten, deren Ausführung in das Reich der Träume verwiesen wurde. Seitdem aber der gewaltige Mann, der so viel dazu beigetragen, unser Aller schönen Jugendtraum von der deutschen Einheit zur Wahrheit zu machen; seitdem unser großer Stratege seinen scharfen Blick auf das Project gerichtet, war die Ausführung des Banes

durch den Staat entschieden. Denn das ungeheure Mauerwerk, welches von Osten nach Westen Berlin durchschneidet, sollte mit zu den Schutzmauern des deutschen Reiches gehören. Daß gerade der Osten und der Westen in dieser Beziehung für uns zwei wohl zu beachtende Himmelsgegenenden sind, weiß Jedermann. Und wenn auch über die strategische Benützung der Stadtbahn sich der Laie heute noch keine rechte Vorstellung machen kann, so sind wir ja in der glücklichen Lage, diese Sorge getrost Anderen überlassen zu dürfen.

Was wir aber mit Bestimmtheit zu erkennen vermögen, das ist die locale Bedeutung der Schöpfung. Für jeden Urtheilsfähigen steht es außer allem Zweifel: diese gewaltige, mit Stein und Eisen gefestigte Ader bewirkt eine ganz neue Blutcirculation für Berlin; die fortschreitende Ausdehnung der Millionenstadt nach Osten und Westen wird durch diese Mauerlinie vorgezeichnet und erleichtert. Der Zukunft wird es über-

lassen bleiben, zu enthüllen, wie weit auch wenn auch in der Gegenwart das Be-
in das Innere der Stadt die belebende dürftig sich noch nicht für Jeden über-



und befruchtende Kraft der Ader sich | zehend herausstellt, so wird die ganze
erweist. Es dürfte mit dieser Schöpfung | Größe ihrer Bedeutung uns in der Zu-
gehen wie mit so mancher anderen: | kunft offenbar werden. Mehr noch: das

Werk selbst wird sich seine Daseinsberechtigung selbst schaffen; es wird Unendliches ins Leben rufen, wovon das bisherige Berlin der Pferdebahnen, der Omnibus und Droschken sich nichts träumen ließ.

Schon die Bauart der Stadtbahn, ihre Größenverhältnisse, die Solidität des Materials und der ganzen Herstellung, sowie der große Stil ihrer Hauptbahnhöfe — kurz, schon die äußere Beschaffenheit des imposanten Banes eröffnet uns eine unabsehbare Perspective in die Zukunft. Wir wollen von dieser Zukunft kein Phantasiebild entwerfen: es würde schwer, ja unmöglich sein, darin nur einigermaßen das Richtige zu treffen. Auch eine eigentliche Beschreibung der interessanten Schöpfung, ihres architektonischen Banes, ihrer Größenverhältnisse und inneren Einrichtungen, sowie des Betriebsverkehrs und seiner complicirten Verbindungen mit den anderen in Berlin mündenden Eisenbahnen liegt nicht im Zwecke dieser Zeilen. Wir wollen hier nur einen kurzen begleitenden Text zu den trefflichen Zeichnungen geben, welche die Hauptpunkte der Bahn, entweder nach dem Maße ihrer Wichtigkeit oder nach der Bedeutung ihrer äußerlichen Erscheinung, den Lesern anschaulich machen. Nur ein paar Bemerkungen über die Entstehung oder Vorgeschichte des Riesenwerkes mögen diesem Texte vorausgehen.

Die erste Anregung zur Ausführung einer Berliner Stadt-Eisenbahn hatte schon vor länger als zehn Jahren der ideenreiche und unermüdete Baurath A. Orth gegeben und seine Ansichten darüber in verschiedenen Denkschriften („Eine Berliner Centralbahn“, 1871) dargelegt. Die Idee wurde bald darauf von dem Ober-Regierungsrath Hartwich († 1878), welcher damals Vorsitzender der deutschen Eisenbahngesellschaft war, aufgenommen und weiter verfolgt. Die ursprüngliche Idee Hartwich's war: mittelst einer von Osten nach Westen durch Berlin gehenden Stadtbahn und einer damit in Verbindung zu setzenden projectirten Südwestbahn in der Richtung über Charlottenburg und Potsdam nach Halle u. s. w. bis Meiningen den zunächst davon berührten Landestheilen neue Adern

des Verkehrs zu eröffnen und dadurch auch eine innigere Verbindung mit den südwestlichen Landestheilen und mit der Schweiz zu erzielen. Dies Project fand bei den beteiligten Regierungen das bereitwilligste Entgegenkommen, aber die späteren unglücklichen Zeitverhältnisse hemmten die Realisirung des ganzen großen Projectes, indem zunächst der Bau der sogenannten „Südwestbahn“ an der Finanzfrage scheiterte.

Da man aber die Idee der Stadtbahn selbst, deren Herstellung aus mancherlei Gründen sich wünschenswerth zeigte, deshalb noch nicht angeben wollte, so mußte eine andere Grundlage für das Project gefunden werden. Und daß das einmal angeregte große Unternehmen nicht wieder im Sande verlief, war das Verdienst der preussischen Staatsregierung. Unter ihrer Regide und unter Betheiligung verschiedener Eisenbahnverwaltungen (der Berlin-Potsdam-Magdeburger, der Magdeburg-Halberstädter und der Berlin-Hamburger), sowie auch der deutschen Eisenbahnbau-Gesellschaft wurde im Jahre 1874 ein durch die Landesvertretung genehmigter Vertrag geschlossen und damit für die Ausführung der Stadtbahn eine finanziell gesicherte Basis geschaffen. Durch diesen Vertrag wurde dem Unternehmen allerdings formell der Charakter einer Actiengesellschaft gewahrt, aber den Schwerpunkt bildete doch die natürlich auch pecuniär am stärksten dabei betheiligte preussische Staatsregierung. Zur Leitung des Werkes wurde die Direction der Berliner Stadt-Eisenbahn creirt, und ihr Chef wurde der Erbauer der Ringbahn, Regierungs-Baurath Dirdsen.

Von den ungeheuren, besonders in den bestehenden Bauverhältnissen der alten Stadttheile liegenden Schwierigkeiten, die dabei zu bewältigen waren, können wir an dieser Stelle nicht einmal eine Andeutung geben. Der Bau war beschlossen, und auch Manches, was unmöglich schien, mußte durchgeführt werden. Der Bau begann mit der Zerstörung, aber — ein neues Leben erwuchs aus den Ruinen.

In den letzten Jahren, seitdem der Bau von Monat zu Monat, von Woche zu Woche übersichtlicher und deutlicher das werdende Werk erkennen ließ, wurde



Spree-Viaduct an der „Sammowibrücke“.

die Phantasie des Berliners bis zur pridelnden Ungebild durch den Gedanken gereizt: wie wird sich von der Höhe dieser Bahn deine geliebte Stadt ausnehmen? Auch der alte Antiochthou hielt sich überzeugt: du wirst da so manche Strecken durchfahren, auf denen dein Auge nie gewellt, so wenig wie auf den Straßen und Plätzen von Peking. Das ist denn nun auch buchstäblich eingetroffen. Nur freilich: von diversen dieser Theilstrecken zwischen den zehn Haltepunkten der Bahn läßt sich auch nicht mit einiger Sicherheit behaupten, daß die durchbrochenen Häusermassen mit ihren häßlichen Hofgebäuden, halb durchschnittenen Mauern, schmutzigen Gräben, Gartenrüden, Höfen, Maschinenwerkstätten, Kohlen-, Holz-, Wäsche- und anderen Plätzen besonders reizvolle Wandbilder geben. Zweifeln könnte man allerdings wünschen, die Teufelschöpfung „Eisenbahn“ zu verlassen, um unter Führung des Teufels selbst — nämlich Le Sage's „Diable boiteux“ — hier und dort zu verweilen, und — wenn auch nicht durch die Dächer, so doch — in die Fenster zu sehen. Man würde dabei ohne Zweifel ebenso viel curiose Dinge erfahren als jener Student unter der Führung des Almobi aus den Häusern von Madrid. Da aber die Eisenbahnverwaltung, so constant sie auch bisher den Wünschen des Publikums gegenüber sich gezeigt, durchaus keine Neigung zu haben scheint, mit besonderer Bereitwilligkeit auf solche Nebenwende einzugehen, so müssen wir uns schon mit dem begnügen, was an den Fenstern selbst zu sehen ist. Und das waren in der ersten Zeit meist nur neugierige, zuweilen auch wohl ärgerliche Gesichter.

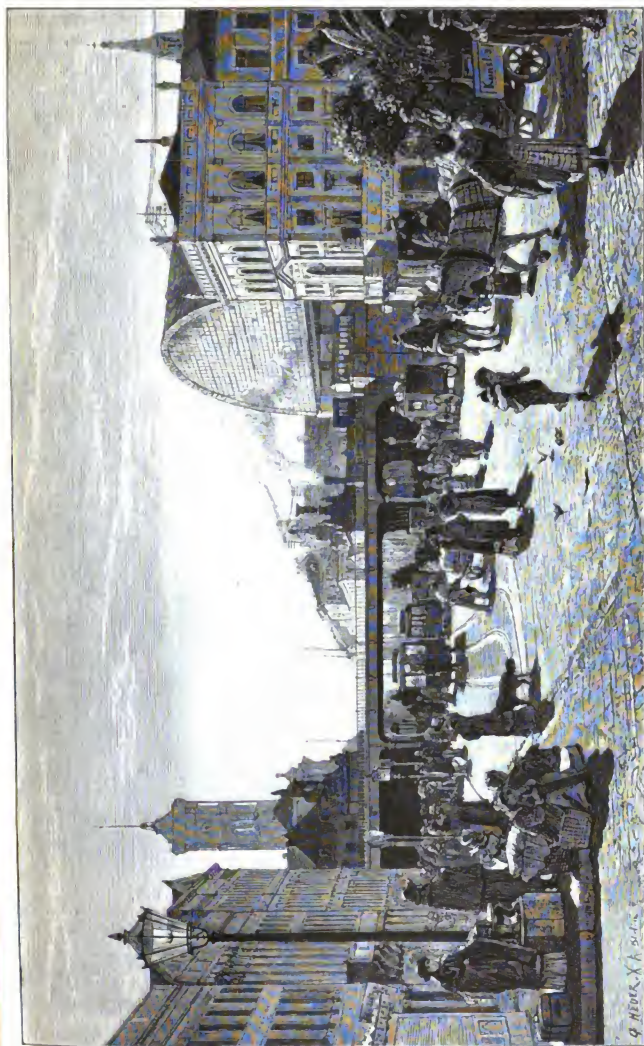
Indessen der Hauptreiz ist und bleibt die völlig veränderte Physiognomie, welche auch die bekanntesten Theile Berlins annehmen, wenn man sie von diesem Längengrad, der zugleich auch ein Höhegrad ist, betrachtet. Es ist etwas Bekanntes und doch auch zugleich Fremdes, so daß des Berliners bekannte Neigung, das Fremde zu bewundern, sich hier mit seinem nicht minder starken Localpatriotismus sehr glücklich vereinigte. Ueber die Straßen, welche die Bahn durchschneidet, geht es allerdings meist zu schnell hinweg, als daß man von der „Ausicht“ viel pro-

fitiren könnte. Man redt den Kopf, jezt eine uns Bekannte und interessante Straße mit schnellem, sicherem Blick zu überschauen, und hört zu seiner Verwunderung vom Nachbar, daß man dieselbe — schon vor einer Minute passiert habe. Das befriedigendere Interesse erregen deshalb die Bahnhöfe mit ihrer nächsten Umgebung. Einmal läßt das hier etwas gemäßigte Tempo des Zuges dem Fahrgast mehr Zeit, sich ein wenig umzuschauen; sodann sind die Bahnhöfe meist an solchen Punkten der Stadt angebracht, welche dem Blick eine weitere Aussicht gestatten.

Der östliche Endpunkt der Bahn, die Halle am Schlesiſchen Bahnhof, ist im Bau noch am weitesten zurückgeblieben, und für die ersten Monate des Betriebes mußte man sich mit einem dürftigen Nothperron begnügen. Auch die ganze Strecke von hier bis zum nächsten Haltepunkt zeigt vorzugsweise die Schattenseite Berlins, welche oben kurz charakterisirt worden ist. Nur ein paar lange Straßen in der Nähe des Bahnhofs, über welche die Züge hinwegbrausen, bezeichnen wenigstens die ungeheure Ausdehnung der Stadt.

Angenehmer wird das Bild vor dem nächsten Haltepunkt, der den Namen von der zunächst gelegenen Zannowibrücke führt. An dieser Stelle mußte auf eine bedeutende Strecke längs dem nördlichen Spreufer der Viaduct im Strombett selbst erbaut werden, so daß man sich sogar den Luxus gestattete, die Breite des Flusses einzuschränken (s. Abbildung S. 371).

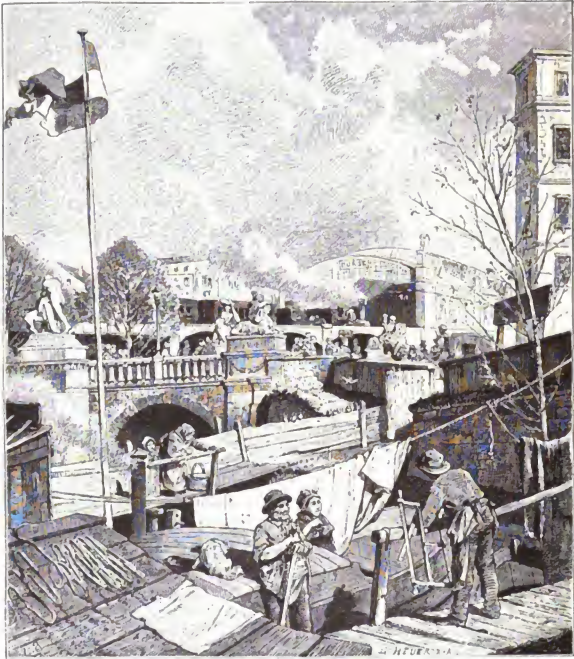
Von dem Bahnhof „Zannowibrücke“, an dem Vereinigungspunkt der Alexander- und Holzmarktstraße, hat man für etwa eine halbe Minute einen freien Blick über den Spreuerkehr und die nächste Umgebung. Hier, wo zur Sommerszeit die Spree die zahlreichen Vergnügungsfahrzeuge nach Stralau und Treptow aufnimmt, fühlt man sich schon inmitten des bewegten Geschäftslebens der Stadt. Ueber die von Menschen durchwogten Straßen hinweg sieht man die Spree, um welche sich die zahlreichen Tuchfabriken und Färbereien gelagert haben; hinter den nächsten Straßenhäusern zeigt sich der Thurm der Waisenhauskirche, weiter



Am Bahnhof „Alexanderplatz“.

zurück der Thurm des Rathhauses; rechts davon der der Parochialkirche mit seinem Glockenspiel, und von links her ragen die beiden scharfen Spitzen der vor einigen Jahren schön restaurirten alten Nicolai-kirche. Für Diejenigen, welche aus dem

Leser zu meinem Bedauern augenblicklich keinen Gebrauch von dieser verlockenden Gelegenheit machen können, mögen sie faute de mieux weiter auf der Bahnstrecke fahren, welche den langen Häusercomplex zwischen der Alexander-



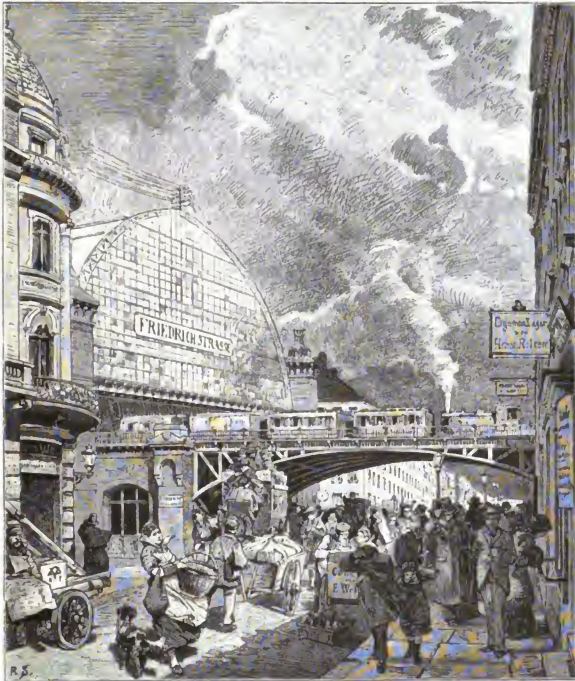
Die Heftulesbrücke am Bahnhof „Vörre“.

Westen und Nordwesten der Stadt die Bahn frequentiren, hat — beiläufig bemerkt — die Station Jannowisbrücke noch die edle Bestimmung, den Besuch zweier, nur fünf Minuten davon entfernter Theater zu erleichtern: des Wallner- und des Residenz-Theaters. Da die

und Neuen Friedrichstraße in nordwestlicher Richtung durchschneidet. Hier hat man nach links wohl zuweiten enge Durchblicke, welche die in der Neuen Friedrichstraße gelegenen Gebäude einigermaßen ahnen lassen: so die Hinterhäuser des Gymnasiums zum „Grauen Kloster“,

des ältesten Gymnasiums in Berlin, und des Lagerhauses; aber über Alles hinweg als ein Riese ragt wiederum der breite Thurm des Rathhauses, welcher in der That als ein Wachtthurm für ganz Berlin erscheint. Sowohl sein kräftiger Körperbau

waltiges Leben von allen Seiten umfluthen. Wir sind an einem Hauptverkehrs-punkt des „alten Berlins“ angelangt: an der Station Alexanderplatz (s. Abbild. S. 373). Es ist dies wohl die interessanteste Stelle der ganzen



Uebergang am Bahnhof „Friedrichstraße“.

wie die ihn zierende Farbe der Gesundheit lassen hoffen, daß er diese ehrenvolle Bestimmung noch ungezählte Jahrhunderte unentwegt und unerschüttert erfüllen werde.

Nam haben wir von ihm den Blick gewendet, so sehen wir plötzlich ein ge-

Stadtbahn; ansgezeichnet durch einen gewissen malerischen Reiz und ebenso reich an vollem Leben der Gegenwart wie an Erinnerungen, welche in die Vergangenheit, bis in die „gute alte Zeit“ zurückreichen. Selbst der Fremde, welcher die Bahn nur befährt, um sie kennen

zu lernen, sollte über diesen eigentlichen Mittelpunkt der inneren Stadt nicht so schnell hinweggehen, sondern, um das reiche lebendige Gemälde von der die ehemalige „Königsbrücke“ überkreuzenden Bahnbrücke recht zu genießen, hier aussteigen und den nächsten Zug zur Weiterfahrt benutzen. Nach südlicher Richtung sieht man (wie auf beigefügtem Bilde dargestellt ist) die ganze alte Königsstraße hinauf bis zum Schloßplatz. Das volle Bild dieser stärksten Verkehrsader des alten Berlins erhält seine malerische Einfassung durch die alten Colonnaden, jenen zopfigen Bau (von A. Boumann) aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, dessen Architektur aber durch die Bildwerke von Teshaert einen eigenen Reiz erhalten hat. Hinter der linken Seite dieser Colonnaden war lange Zeit das vollstämmliche Vergnügungslocal „Villa Colonna“, in noch früherer Zeit „Faust's Wintergarten“. Das Alles muß nun mehr und mehr den baulichen Bedürfnissen der Gegenwart zum Opfer fallen. Es wäre aber sehr bedauerlich, wenn man nicht wenigstens die Colonnaden selbst erhalten könnte. Die alte Königsbrücke wurde durch die Stadtbahn überflüssig; das trübe Wasser, welches darunter sich sehr langsam fortbewegte und aus welchem einige sonderbare Schwärmer noch sonderbarere Fische zu angeln pflegten, dieser sogenannte „Königsgraben“ mußte für die Stadtbahn in festen Grund und Boden umgewandelt werden. Die Trockenlegung dieses von der Stralauerbrücke bis nach Monbijou die alte „Königsstadt“ im Halbkreis umschließenden Grabens war allein schon eine gewaltige Aufgabe: seine Ausfüllung und Befestigung erforderte gegen 100 000 cbm Mauerwerk.

Die Passage der ehemaligen Königsbrücke, eines der lebhaftesten Verkehrspunkte Berlins, bildet jetzt mit ihrer Ueberbrückung durch die Stadtbahn ein fesselndes Ensemble großstädtischen Lebens, mit seinem ueben und über einander sich fortbewegenden Gewühl von Menschen und Fahrzeugen dem imposanten Straßenbilde von Ludgate-Hill in der Londoner City nicht viel nachstehend.

Wendet man, der alten Königsstraße den Rücken kehrend, den Blick vorwärts, so überfieht man den ganzen Alexander-

platz. Hier münden nicht nur ein halbes Duzend der vollreichsten und gewerbsthätigsten Straßen, hier ist auch die Endstation für zwei Fernbahnhlinien und dazu noch ein überaus lebhafter Marktverkehr. Rechts erkennt man noch flüchtig die in einfachem aber edlem Stil gebaute Hauptfacade des ehemaligen „Königsstädter Theaters“, seiner Zeit für Oper und Schauspiel ein Mustertheater, wie Berlin seitdem kein ähnliches wieder erhalten hat. Es stimmt wehmüthig, wenn man jetzt den Blick auf dies Gebäude richtet, und dort, wo einst Henriette Sontag, Spigeder, Schmella, Beckmann und Andere ihre Glanzzeit hatten, nur noch die riesigen Schilde für Wollen- und Tuchlager, Mantelfabriken u. s. w. sieht. Gegenüber aber steht unverfehrt das alte breite, in goldenen Buchstaben die Aufschrift „Zum Kaiser Alexander“ tragende Haus, wo vielleicht in alter Zeit die „neue Weinstraße“ war, in welcher E. T. A. Hoffmann eine seiner drolligsten Spulgeschichten beginnen läßt. In der nächsten Straße befindet sich ein anderes Haus, ansgezeichnet durch eine noch bedeutzamere und ältere Reminiscenz: das Haus Nr. 10 in der ziemlich stillen Seitenstraße, die den Namen „Am Königsgraben“ führt. Dieses Haus hat über dem Eingangsthor eine hübsche Büste Lessing's, vor Jahren hier von dem Verein für die Geschichte Berlins gestiftet; und die unter der Büste befindliche Tafel trägt die Inschrift: „Lessing dichtete hier Minna von Barnhelm, 1765.“

Nachdem wir diese Umschau gehalten, steigen wir die bequemen Treppen zum Bahnhof wieder hinauf. Der Zug von Osten kommt eilig herbei; er hält in der riesigen Halle, und nach einer Minute fahren wir weiter gen Westen, an dem alten Getreidemagazin hart vorbei, dann über die alte Kochbrücke hinweg, die das Privilegium hatte, für ihre Verbindung der Münz- und Neuen Friedrichstraße den Passanten den alten Berliner „Sedjer“ abzunehmen, ein Privilegium, über welches jedoch die Jahrgäste der Stadtbahn sich lachend hinwegsetzen. Die nächste Station „Börse“ ist schon in zwei Minuten erreicht (s. Abbild. S. 374). Der nicht so große, aber sehr gefällige Bahnhof liegt zwischen der Spandauer Brücke und Mon-



Die Spremiter mit dem Klauert der Stadtbahn bei Hellersdorf.

bijou. Das Börsengebäude selbst bleibt vorläufig unserem Auge verborgen; dafür erhalten wir aber sogleich nach dem Verlassen der Bahnhofshalle einen interessanten Ueberblick über die den Lustgarten umgebenden Gebäude. Zunächst über die Herkulesbrücke hinweg reicht unser Blick bis zu dem Schlosse; dann fassen wir an dem eigentlichen „Spree-Athen“, an den Museen und der Rückseite der Nationalgalerie vorüber; gelangen, kaum daß wir's gewahr werden, auf einer massiven Brücke hinüber zum anderen Spreeufer, wo dann auch alle Herrlichkeit im Nu wieder verschwunden ist. Nachdem wir den schmalen Kupfergraben übersprungen haben, ist die Bahnlinie eine kurze Strecke lang wieder zu beiden Seiten von Häuserreihen eingeschlossen. Da aber heißt es plötzlich: Augen links und gleichzeitig Augen rechts! Wir passiren die große Friedrichstraße, welche man hier in ihrer ganzen Ausdehnung nach Norden und nach Süden überblicken kann (s. Abbild. S. 375). Das gewährt namentlich des Abends durch die unabsehbaren Linien der Gaslaternen ein imponantes Schauspiel. Nur schade, es verschwindet so schnell — schneller als ein Meteor. Gleich auf der anderen Straßenseite fahren wir in die großartige Halle des Bahnhof's „Friedrichstraße“ ein. Die Halle dieses Centralbahnhof's ist in gleichem Stil und in fast gleichen Größenverhältnissen gebaut wie der Bahnhof „Alexanderplatz“.

Beides sind die großartigsten Hallen der Stadtbahn, und auf beiden ist auch die Frequenz die weit überwiegend stärkste. Stets ist der Besuch eines dieser großen Bahnhöfe von eigenartig fesselndem Reiz. Die schönen Borräume im unteren Theil, wo auch die Billettschalter sich befinden, die weiten und schönen Aufgänge mit bequemen Treppen, dann die Halle selbst (wir bringen die innere Ansicht dieser Halle am Kopfe unseres Anflages, S. 368), die mit einem riesigen Tonnen gewölbe aus eisernem Sparwerk überdacht ist und besonders Abends durch das elektrische Licht einen beinahe feierlichen Eindruck macht; dazu die fortwährend an- und abfahrendenzüge, die harrenden Passagiere, dazwischen die soliden Zeitungsverkäufer, die sämmtlich unter der Direction eines einzigen Unternehmers

stehen und ebenso billig wie höflich sind — kurz, das Alles stimmt so trefflich zusammen und greift so glatt und ruhig in einander, daß es vollkommen begreiflich erscheint, wenn der Berliner die Stadtbahn in ausgedehntestem Maße zu Vergnügungsfahrten benützt. Und diese Art der Benützung wird im Sommer immer allgemeiner werden, besonders nach den westlichen Stationen, die schon vom Lehrter Bahnhof ab außerhalb der Stadt liegen.

Die Strecke von „Friedrichstraße“ bis „Lehrter Bahnhof“ führt zunächst beim Schiffbauerdamm mittelst einer genial konstruirten Brücke wieder auf das nördliche Spreeufer hinüber, und nachdem sie die Luisenstraße und äußere Karlstraße durchschnitten hat, wird sie durch einen lang sich hinziehenden und freistehenden Viaduct zum Lehrter Bahnhof geleitet. Nachdem man beim Zellengefängniß, bei der Uhlancaserne u. s. w. vorüber durch Alt-Moabit gefahren, tritt die grüne Landschaft immer mehr in ihre Rechte. Zunächst bietet „Bellevue“ am südlichen Spreeufer mit den schönen Parkanlagen einen angenehmen sommerlichen Ruhepunkt (s. Abbild. S. 377). Dann durch die an Alt-Moabit sich anschließenden neuen, zum Theil eben erst angelegten Straßen hindurch setzt die Bahn in der Nähe der königl. Porzellanfabrik über die in gerader Linie nach Charlottenburg führende Hauptallee des Thiergartens, um an der nächsten Station „Zoologischer Garten“ (s. Abbild. S. 379) ein starkes Contingent von Passagieren abzuliefern. Der Besuch dieses Vergnügungsparkes, der ohnedies beim Berliner Publikum sich besonderer Beliebtheit erfreut, wird durch die Stadtbahn noch sehr bedeutend gesteigert werden, da jetzt die Bewohner selbst der am weitesten nach Osten gerückten Stadttheile das früher in nebelgrauer Ferne liegende Ziel ihrer Sehnsucht in wenigen Minuten erreichen können. Der Bahnhof liegt an der hinteren (westlichen) Seite des Gartens, aber die Verwaltung hat schleunigst die Einrichtung getroffen, daß an Sonn- und Concerttagen das Publikum auch von dieser — sonst unzugänglichen — Seite Eintritt erlangen kann.

Weniger günstig erweist sich die Bahn-

Verbindung für die beiden noch weiter nach Westen liegenden Stationen Charlottenburg und Westend. Da namentlich der Charlottenburger Bahnhof sehr weit entfernt vom Orte liegt, so wird für die Besucher des Schlossparkes mit dem Mausoleum die bestehende Pferdeisenbahn nichts von ihrem Ansehen verlieren. Es ist aber neuerdings schon der Plan gefaßt, von diesem entlegenen Bahnhof aus noch eine Zweigbahn anzulegen, welche bis zum Mittelpunkt von Charlottenburg führen soll.

Daß überhaupt die Stadtbahn nicht

diejenigen, welche von vornherein dem großen Unternehmen gegenüber sich sehr scrupulös verhalten haben, tragen bereits mit Vergnügen zur Prosperität desselben bei. An den Sonntagen sind bisher je 50 000 bis 60 000 Billets ausgegeben worden, häufig noch mehr, so daß die vorhandenen Beförderungsmittel, obwohl man sie mit dem gesteigerten Bedürfnis nach Möglichkeit vermehrte, oft unzureichend blieben. Auch für die Wochentage ist die Durchschnittszahl von 15 000 Billets eine ganz ansehnliche.

Nach dem bisher bestehenden Fahrplan,



Uebergang am Zoologischen Garten.

auf der ganzen Strecke gleichmäßig stark frequentiert werden würde, war leicht voranzusehen. Nach der Zahl der verkauften Billets stehen voran die drei Stationspunkte: Schlesischer Bahnhof, Alexanderplatz und Friedrichstraße (und zwar in aufsteigender Zahl). Sobald der vollständige Conzplan inclusive aller Verbindungen mit den großen in Berlin mündenden Eisenbahnlinien ins Leben getreten sein wird, mag die Verkehrsstatistik wohl noch einige Veränderungen aufweisen. Im Allgemeinen wird das Verhältniß bleiben, wie es jetzt ist: der Localverkehr wird eben stets die weit überwiegende Masse von Passagieren liefern. Bereits in den ersten Monaten ist dieser Localverkehr ein so großer gewesen, wie man ihn wohl kaum erwartet hatte. Und auch

in welchen noch nicht der ganze externe Verkehr aufgenommen werden konnte, gehen auf der Stadtbahn täglich von Ost nach West und von West nach Ost je 102 Züge, so daß also nach beiden Richtungen hin täglich sich 204 Eisenbahnzüge bewegen. Für die Sonntage — das stellte sich schon bei der ersten Fahrt heraus — konnten die nur alle zehn Minuten gehenden Züge, wenn man auch die Wagenzahl beträchtlich vergrößerte, dem Bedürfnis keineswegs genügen. Man hatte deshalb für alle Festtage noch dreißig Extrazüge eingelegt, um die Masse der harrenden Fahrgäste expediren zu können.

Damit die für den externen Verkehr bestimmten Züge mit dem so großartigen Localverkehr nicht collidiren, so hatte

man von vornherein bei der Anlage der Bahn ein bloß doppeltes Geleise als ungenügend erkannt und die ganze Bahnstrecke, deren Länge über 11 km — also etwa anderthalb geographische Meilen — beträgt, mit vier Geleisen ausgestattet. Erst allmählich wird diese Einrichtung in ihrer ganzen geplanten Vollständigkeit zur praktischen Verwendung kommen. Wir haben aber jetzt schon an der Stadtbahn-Verwaltung die erfreuliche Erfahrung gemacht, daß dieselbe allen aus dem Publikum und der Presse lautwerdenden Wünschen so viel als möglich nachkommt, und so haben die Erfahrungen in den ersten Monaten schon eine Menge erheblicher Verbesserungen herbeigeführt.

Mehr und mehr werden auch die solide aus Ziegelsteinen gemauerten Bogen, welche durch die Pfeiler der Viaducte gebildet werden, zu industriellen Zwecken verwertet. Die ersten segensreichen Institute, die sich ihrer bemächtigten, waren die Bierbrauereien. Schon lange vor Vollendung der Bahn hatte sich in der Luisenstraße die Moabiter Brauerei unter dem Titel „Zum Ruffhäuser“ unter fünf

solchen Stadtbahnbogen etablirt und in altdeutschem Stile ein vielbesuchtes Bierlocal hergestellt. Noch größer und auch eleganter ist das Etablissement „Zum Franciscaner“ an der Kreuzung der Friedrich- und Georgenstraße. Wie vielseitig aber diese Stadtbahnbogen zu verwenden sein werden, das sehen wir schon jetzt am Lehrter Bahnhof, wo der bedeutende Bauplatz der Mitte Mai eröffneten Hygienischen Ausstellung an den Stadtbahn-Viaduct sich anlehnt.

Ob bei den ungewöhnlichen hohen Kosten der Stadtbahn — sie belaufen sich auf nahezu 70 Millionen Mark — von einer Rentabilität wird die Rede sein können? Das zu erforschen oder darüber zu muthmaßen und zu prophezeien, möge Anderen überlassen bleiben.

Jedenfalls ist dieser großartigste Bau der Neuzeit schon jetzt für den Berliner ein nütliches und angenehmes Verkehrsmittel, für den Fremden eine der hervorragendsten Sehenswürdigkeiten der Reichshauptstadt geworden. Der Nachweis ihrer strategischen Bedeutung möge aber noch recht lauge auf sich warten lassen.





Schützende Formen und Farben in der Thierwelt.

Von

Otto Zacharias.

Immmanuel Kant hat in seiner Kritik der Urtheilskraft, die 1790 erschien, bereits gezeigt, daß es die Fähigkeit des Menschen übersteigt, irgend etwas über Naturzwecke, falls es solche überhaupt giebt, anzuzufagen. Wir sind unermögend, die geheimen Triebfedern der Natur zu ergründen, und können nur begreifen, was nach mechanischen Principien geschieht. Der Zweckbegriff hat für unsere Forderung nur einen heuristischen Werth, d. h. er dient lediglich dazu, unserem Denken eine bestimmte Richtung zu geben. Ueber die Wirkungsweise der Natur selbst vermag er nichts anzuzufagen. Hiernach könnte man das Wesen der letzteren — wenn auch nur negativ — als den Inbegriff derjenigen Dinge definiren, die nicht nach menschlichen Plänen und Ideen erzeugt werden. Trotz alledem fühlt sich der Menschengeist fortwährend versucht, die Schranken, welche ihm gezogen sind, zu überspringen und sich eine Meinung über das, was die Welt im Innersten zusammenhält, zu bilden. Vom Sichtbaren dringt er unaufhaltsam zum Unsichtbaren vor. Die Mannigfaltigkeit der physikalischen und chemischen Vorgänge löst sich vor dem Blicke des geistigen Auges in Atombewegungen auf, und auch die complicirtesten Erscheinungen des organischen Lebens sind auf Kräfte, welche den kleinsten Elementartheilchen der Materie innewohnen, zurückführbar. Die *Generatio aequivo-*

ca, aus unorganischen Stoffen, entbehrt zwar bislang noch jedes thatsächlichen Beweises, aber die Annahme einer solchen elterlosen Zeugung zur Erklärung des Auftretens der ersten lebenden Wesen enthält in sich selbst keinen Widerspruch. Im Gegentheil ist die *generatio aequivo-*

ca ein Postulat der forschenden Vernunft. Wenn wir nun auch völlig darüber im Dunkeln sind, wie die erste Spur von Leben auf unserem Planeten entstanden ist, so wissen wir doch recht gut, unter welchen Bedingungen es fortbesteht und sich bethätigt. Im Allgemeinen können wir sagen, daß das Fortbestehen des Lebens in einem Organismus geknüpft ist an die fortwährende Anpassung innerer Verhältnisse an äußere Umstände. Diese Formel umfaßt nicht bloß das Leben der Individuen, sondern auch das der Arten. Eine Thier- oder Pflanzenspecies erlischt, wenn die Vertreter derselben die Fähigkeit verlieren, sich den veränderlichen äußeren Bedingungen anzupassen und diese Anpassungen auf ihre Nachkommen zu vererben. So wurde der Elephas primigenius an den Küsten Spaniens, auf den Ebenen von Sibirien und im nördlichen Amerika verüchtigt; auf gleiche Weise der Auerochse über einen kaum geringeren Raum. Ganz dieselbe Ursache machte dem Leben des Mastodon und dem des fossilen Pferdes ein Ende, sowohl in Europa als auf dem östlichen Abhange der Cordillere in Südamerika.

Die Anpassungen, von denen hier die

Rede ist, sind sehr mannigfaltiger Art. Sie erstrecken sich auf jedes innere Organ, auf jede constitutionelle Differenz, auf die ganze Mechanic des Lebens. Das Gleichgewicht, welches zwischen einer Art von Organismen und ihren Lebensbedingungen besteht, ist im Laufe geologischer Zeiträume häufigen Schwankungen unterworfen, und hierin liegt die noch vielfach unterschätzte Ursache zur Bildung von neuen Thier- und Pflanzenspecies. Es ist das große Verdienst Mr. Charles Darwin's, den Mechanismus der Artenentstehung klar dargelegt zu haben. Nach seiner Ansicht, welche fast alle namhaften Naturforscher zu der ihrigen gemacht haben, nimmt jede neue Art von einer Varietät ihren Ursprung, welche sich den veränderten Lebensbedingungen besser als der elterliche Stamm anzupassen vermag. Im Laufe der Zeit geht dieser letztere in der Zahl der Individuen zurück, und die „Varietät“, die diesen Namen nur so lange verdient, als ihre Vertreter in der Minorität waren, verbreitet sich mehr und tritt an die Stelle der Stammart. Letztere stirbt allmählich ganz aus, weil die Jungen infolge von Krankheiten und Lebensschwäche zu Grunde gehen, bevor sie noch das fortpflanzungsfähige Alter erreicht haben. Das Ankommen der für die veränderten Lebensverhältnisse besser geeigneten Varietät nennt Mr. Darwin die natürliche Auslese (natural selection). Ein anderer berühmter Naturforscher, Alfred Russel Wallace, wählte dafür eine andere Bezeichnung und sprach vom „Ueberleben des Passendsten“. Beide Ausdrücke sind richtig und treffen das Wesen der Sache.

Die Theorie der natürlichen Auslese stimmt mit den Thatsachen der wissenschaftlichen Beobachtung so genau überein, daß es bisher Niemandem gelungen ist, Mr. Darwin's Erklärung der Artenentstehung zu rectificiren. Prof. Huxley jagt mit Recht, daß die Kritiken der Gegner sehr oft das Papier nicht werth seien, auf das sie niedergeschrieben wurden.

Die Darwin'sche Theorie ist für die Forschung ein wirksamer Hebel zu weiteren Entdeckungen, weil sie uns anleitet, auch die gegenwärtig existirenden Geschöpfe als das Product der natürlichen Auslese zu betrachten. Wir kommen dann

zu folgender Schlußfolgerung: Sind die uns umgebenden Thier- und Pflanzenarten auf die von Darwin geschilderte Weise entstanden, so sind nicht bloß die augenfälligeren Theile der animalischen und vegetabilischen Organisation, sondern auch die specielleren Formen, Farben und Zeichnungen, die sich an den Organismen bemerklich machen, unter dem Gesichtspunkt der Dienlichkeit und des Nutzens für den Kampf ums Dasein zu betrachten. Und dieser Gesichtspunkt ist sehr fruchtbar. Wenn blattfressende Insecten grün, solche, die von Baumrinde leben, grau gefleckt sind, wenn das Alpenfledermaus im Winter weiß, die schottische Art zu derselben Zeit haidefarbig erscheint, so müssen wir glauben, daß solche Farben den genannten Vögeln und Insecten nicht zufällig zu Theil geworden sind, sondern daß sie ihnen in irgendwelcher Beziehung Schutz und Vortheil gewähren. Diese Beziehung ist leicht aufzufinden, wenn man erwägt, daß jedes Thier, es mag groß oder klein, stark oder schwach sein, Feinde hat, die ihm nachstellen und nach dem Leben trachten. Eine Farbe und Zeichnung also, durch welche sich das verfolgte Geschöpf möglichst wenig von seiner Umgebung abhebt, muß insofern von großem Nutzen sein, als es dem Verfolger die Erlangung seiner Beute erschwert. Die grau gefleckte Färbung der kleinen rindenfressenden Käfer muß dieselben für Vögel beinahe unsichtbar machen und von größerem Nutzen für sie sein als irgend ein Versteck. Denn um in dieses letztere zu gelangen, hätten die Käfer noch einen Aufwand von Geschwindigkeit zu machen, der in den Fällen, wo der nachstellende Vogel ein scharfes Gesicht und einen raschen Flug besitzt, nicht einmal zum Ziele führen und vor dem Gefressenwerden schützen würde. Es ist hiernach klar, daß die Erhaltung solcher Farben, durch welche die Thiere ihren Verfolgern leicht entgehen können, durch natürliche Auslese angestrebt wird. Dies geschieht jedoch nicht etwa durch einen mythischen Proceß, sondern einfach dadurch, daß diejenigen Individuen einer Art, welche sich durch auffällige Tinten von ihrer Umgebung unterscheiden, zuerst das Opfer von Nachstellungen werden und aussterben. Auf diese Weise bleiben die ihrem Wohnplatz besser angepaßten

Individuen am Leben und pflanzen sich fort. Das Resultat dieses ganz natürlichen Vorganges wird nach wenigen Generationen darin bestehen, daß die betreffende Thierart in Färbung und Lebensweise aufs genaueste mit ihrer Umgebung harmonirt.

der und einen leisen Gang, damit sie den Vogel vom Zweige herunterholen kann. Diejenigen Thiere, welche anderen nachstellen, müssen ja auch so beschaffen sein, daß sie durch ihre Gegenwart oder ihr Nahen jene nicht aufmerksam machen, — oder sie würden bald Hungers sterben.

Fig. 1.



Blattschmetterling (*Kallima paralelecta*), fliegend und sitzend.

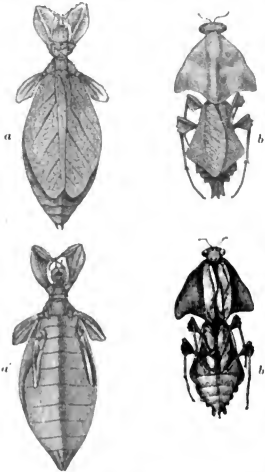
Nach der vorhergehenden Darstellung könnte es den Anschein gewinnen, als gewähre die Natur bloß kleinen und schwächeren Geschöpfen das Beneficium schützender Farben, aber dieser Einseitigkeit macht sie sich nicht schuldig. Sie theilt ihre Gaben ganz unparteiisch aus. Sie behütet nicht bloß die Säger des Waldes, sondern zeichnet auch die wilde Raue mit düsteren Streifen, giebt ihr behende Glic-

Betrachten wir die Zeichnungen und Färbungen der Thiere mit stetem Bezug auf die natürliche Umgebung der letzteren, so gewahren wir mit Erstaunen, daß das, was wir für ein Spiel des Zufalls gehalten haben, eine Veranstaltung ist, welche die Natur zum Schutz und zur Erhaltung ihrer Geschöpfe getroffen hat.

So sind Wüsthenthiere durchgängig von der Farbe des gelbbraunen Sandes. Der

Löwe ist ein männiglich bekanntes Beispiel hierfür, und er muß schwer zu entdecken sein, wenn er sich zwischen Steinen und Felsblöcken in der Wüste niederlaueret. Die Antilopen sind bekanntermaßen vorwiegend sandfarbig. Und das Kameel, das Schiff der Wüste, trägt genau die Farbe seiner Umgebung. Die ägyptischen Ragen sind erdfarben, und die Farbe des

Fig. 2.



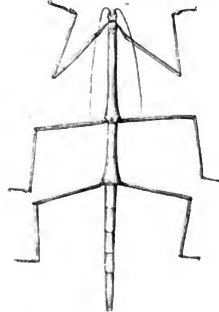
a u. a.' zeigt *Phyllium sicifolium* von der Ober- und der Unterseite; b u. b.' stellt eine Mantide (*Acanthops*) in den gleichen Lagen dar.

wilden Pferdes scheint eine schwarzartige gewesen zu sein.

Die Vögel der Wüste sind noch in viel höherem Grade wie die Säugethiere durch assimilative Farbentöne geschützt. Die Steinschmeiger, die Lerchen, Grasmücken und Haselhühner, welche in Nordafrika zahlreich vorkommen, sind in Farbe und Aussehen dem sandigen Boden ganz gleich, auf dem sie wohnen. Ebenso sind die Wüsteneidechsen grau oder gelblich gefärbt. Ganz ähnlich frappante Belege zu unse-

rer Theorie der schützenden Färbung liefern die arktischen Thiere, die Bewohner der Schneefelder des hohen Nordens. Der von Eis und Frost starrenden Umgebung entsprechend, herrscht hier bei allen Geschöpfen die weiße Farbe vor. Der Polarbär, der uns so wohl bekannt ist, hat ein weißes, zottiges Fell, und wir wissen, daß dieser Bär beständig zwischen Schnee und Eis lebt. Der nordische Fuchs, der Hermelin und der Alpenhasel haben nur im Winter einen weißen Pelz, aber sie leben nicht in der Zone des ewigen Schnees. Der amerikanische Polar-

Fig. 3.

Helspeltischrecke (*Phasma*).

hase dagegen, der sehr kalte Regionen bewohnt, ist das ganze Jahr hindurch weiß. Das Schneehuhn, die Schneeammer, die Schleiereule und der Weierfalle, welche in der arktischen Zone leben, sind auch weiß gefärbt, und es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß ihnen dieses Aussehen von Nutzen ist.

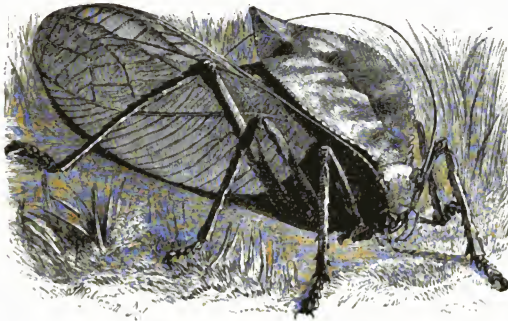
Es giebt indeß auch arktische Thiere, welche das ganze Jahr über ihre dunkle Farbe beibehalten. So z. B. der Zobel. Aber dieses Thier bedarf des Schutzes der Farbe nicht, weil es sich von kleinen Vögeln sowie von Beeren und Früchten nährt, wenig Feinde hat und körperlich so behende ist, daß es leicht entfliehen kann. Auf ihn und seine Art hatte die natürliche Auslese also keinen Einfluß.

Als Beispiel für die große Verbreitung schützender Färbungen können auch die nächtlichen Thiere — Ratten, Mäuse und Fledermäuse — angeführt werden. Die fahle Farbe ihres Felles kommt diesen Geschöpfen bei ihrer Gewohnheit, Nachts auf Raub auszugehen, sehr zu statten. Sie würden der Vertilgung weit mehr ausgesetzt sein, wenn sie auffälliger gefärbt wären.

Zu allen den vorhergehenden Fällen können wir jedoch nur von einer allgemeinen Uebereinstimmung der bei den Thieren auftretenden Färbungen mit der

den Bambusstämmen steht, sind die Streifen geeignet, ihn für den Blick jedes Auges unsichtbar zu machen. In so hohem Grade gleicht er dann seiner Umgebung. Beispiele dieser Art finden sich auch in anderen Thierklassen vor. Es giebt einen nordamerikanischen Frosch, der sich auf mit Moos und Flechten bedeckten Felsenstücken aufhält und derartig gezeichnet ist, daß er letzteren genau ähnelt. Wenn er ruhig sitzen bleibt, ist nur ein geübter Beobachter im Stande, ihn zu entdecken. Auf Sicilien sah ich selbst eine Art von Gekko, die von dem Gemäuer, auf dem

Fig. 4.



Megalodon ensifer. Großschildiger Grashüpfer aus Neu Guinea.

betreffenden Naturumgebung reden. Eine specielle Aehnlichkeit zwischen dem gelblichen Fell des Löwen und dem Sandboden der Wüste existirt ebenso wenig wie zwischen den weißen Haarzotten des Eisbären und der feinförnigen Structur der Schneefelder, auf denen dieser Bär gewohnheitsmäßig lebt. Es giebt aber nun Beispiele, welche zeigen, daß die Natur in dem Hervorbringen von Aehnlichkeiten, welche Schutz und Vortheil gewähren, noch viel weiter zu gehen vermag, als man aus den bisher angezogenen Fällen entnehmen kann. So sind die Streifen und eleganten Zeichnungen des Tigers seinem Aufenthalt im dichten Dschungelgebüsch ganz speciell angepaßt. Denn wenn er zwischen den vertical auftragen-

sie stundenlang zu sitzen und sich zu sonnen pflegten, auf zwei bis drei Schritt Distanz gar nicht unterschieden werden konnten. Sie hatten ein grau geprenkeltes Aussehen und waren angenscheinlich ihrem Lieblingsaufenthalt nach und nach angepaßt worden.

Unter den Vögeln, die in unseren Wäldern vorkommen, bietet die Schnepfe ein ausgezeichnetes Beispiel von specieller Anpassung dar. Wenn sie vom Jäger verfolgt wird, duckt sie sich oft lautlos und mit ausgebreiteten Flügeln auf den Boden nieder. In dieser Lage gleicht sie dann den in ihrer Umgebung befindlichen trockenen Blättern und dünnen Ästen so sehr, daß man dicht daneben stehen kann, ohne sie zu gewahren. Dies gilt ganz

besonders von der in Norddeutschland (Holstein) verbreiteten Moorschnepfe (*Scelopax gallinula*), welche in den Zeichnungen ihres Gefieders noch auffälliger als die gewöhnliche Schnepfe das Aussehen gebräunter und vertrockneter Blätter nachahmt.

Unser Rebhuhn ist durch sein erd- oder haidefarbiges Federkleid ebenfalls vortrefflich vor dem Blick der Raubvögel geschützt. Zur Winterszeit kann man solche Hühner nur schwer von den Ericabüschen, in denen sie sich verstecken, unterscheiden. Aber nicht bloß bei Land-, sondern auch bei Wasserthieren kommen solche frappante Aehnlichkeiten vor. So ist es von gewissen Seeisichen, z. B. von der Flunder und dem Steinbutt, allgemein bekannt, daß sie die Farbe des Rieges oder Sandes besitzen, auf welchem sie sich anhalten.

Am meisten jedoch ist das Princip schützender Formen und Farben in der Insectenwelt verkörpert, und wie es scheint, haben sich hier die Mittel, den raubgierigen Feind zu täuschen, im Verhältniß zu der Abwesenheit anderer Verteidigungswerkzeuge mehr eingebürgert. Man denke nur an unsere kleinen braungetüpfelten Käuffelkäfer, die sich beim Nagen irgend eines Gegenstandes von dem Blatt, auf dem sie sitzen, herabrollen lassen. Sie gleichen dann mit eingezogenen Beinen und Fühlern kleinen Erdklumpchen und sind nahezu unwahrnehmbar. Auch eine Betrachtung der Farben auf den Flügeln der Schmetterlinge ergiebt, daß das Princip der schützenden Aehnlichkeit bei Vertheilung derselben mit im Spiel gewesen ist. So ist bei Tagfalterlingen, welche mit aufgerichteten Flügeln zu sitzen pflegen, die Unter- resp. Rückseite der letzteren stets unscheinbar gefärbt, vergleiche unseren Distelvogel, unseren Fuchs, Admiral u. s. w. Bei Nachtschmetterlingen hingegen befindet sich die Hauptfärbung gewöhnlich auf dem hinteren Flügelpaar, weil dieses bedeckt ist, wenn das Insect ruht. Die höchste Potenz des hier in Betracht kommenden Verhüllungsprocesses kann man bei einem indischen, der Familie der Schillerfalter zugehörigen Schmetterlinge, dem *Kallima paralecta*, verwirklicht sehen. (Fig. 1.) Bei diesem Tagfalter ähnelt die Rückseite seiner Flügel durchweg so sehr einem vertrockneten

Baumblatt, daß er, wenn er sich plötzlich auf einem Gebüsch niederläßt, für das Auge völlig verschwindet und erst nach langem Suchen wiedergefunden werden kann. Wallace giebt hiervon eine vorzüglich anschauliche Beschreibung in seinen Reisebeschreibungen aus dem malaiischen Archipel.

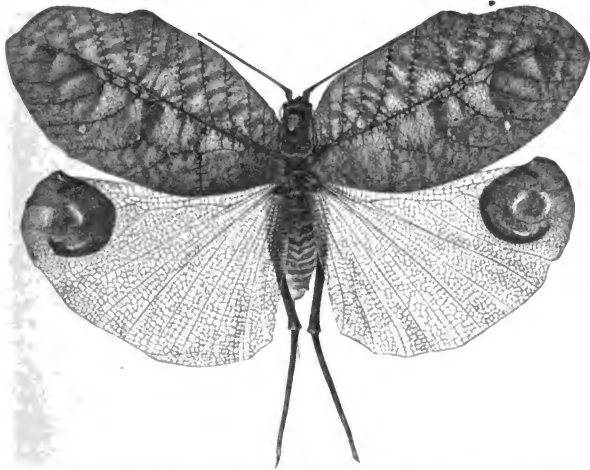
Die Blattähnlichkeit ist in der Classe der Orthopteren in sehr verschiedenen Graden ausgebildet. Unser Graspferd (*Locusta viridissima*) liefert das aller-einfachste Beispiel zu den in Frage kommenden Fällen. Es ist durch sein saftgrünes Aussehen sehr gut geschützt und wird nur schwer aufgefunden, wenn es still auf den grünen Getreidehalmen sitzt. Bei tropischen Heuschreden, wie *Phyllium siccifolium* (s. die Abbildungen a. u. a', Fig. 2) und *Acanthops*, ist die Aehnlichkeit schon viel mehr hervortretend, und die speciellen Veranstellungen, welche die Natur getroffen hat, um ihre Geschöpfe zu schützen, sind weit vollkommener als in den Fällen, welche unsere europäische Orthopteren darbieten. Auch die Geisenstheuschrede, *Phasma* (s. Abbildung Fig. 3), welche ganz und gar einem vertrockneten Stückchen Holz gleicht und auf dem Boden der tropischen Wälder so gut wie unsichtbar ist, gehört hierher. Der in Fig. 4 abgebildete großschildige Grashüpfer aus Neu-Guinea gehört gleichfalls hierher. Wallace kann das wunderbare Aussehen dieses Insectes nicht oft genug erwähnen. Aber alle diese Beispiele von schützender Form und Farbe treten zurück vor der merkwürdigen, der Species *Pterochroza* angehörigen Heuschrede, die wir in der Abbildung Fig. 5 wiedergeben. Als ich diese Insecten zum ersten Male sah, war ich im höchsten Grade erflaut, und Hr. Darwin, dem ich eine wohlgeungene Photographie dieser Thiere überreichte, rief aus: „What a beautiful case of protective resemblance!“

Diese Heuschreden, von denen selbst die reichen Sammlungen des Britischen Museums kein Exemplar aufweisen, haben Vorderflügel, welche die Gestalt eines halbvertrockneten Blattes so genau nachahmen, daß jede Blattrippe, jedes Saftgefäß und selbst die kleinen Pilze copirt sind, welche man auf solchen Blättern antrifft.

Es läßt sich nicht verhehlen, daß es dem combinirenden Geiste schwer fällt, sich das Zustandekommen dieser ganz frappanten Fälle von schützender Aehnlichkeit nur mit Inbülfsnahme des Princips der natürlichen Auslese zu erklären. Aber die Häufung und Erhaltung kleiner Abweichungen in den Färbungen der Thiere vermag mit der Zeit wunderbare Resultate hervorzubringen. Möglich ist es

Epidermis befindlichen Cuticularschicht gelegen sind, contractil sind und sich zusammensziehen, wenn ein Licht- oder Farbenreiz auf die Schnerven des betreffenden Thieres wirkt. Das war ein höchst merkwürdiges Resultat, und an denselben hat die biologisch-physiologische Forschung eine Handhabe bekommen, um die wichtige Frage der bei Thieren auftretenden Schutzfärbung weiter zu verfolgen. Man

Fig. 5.



Eine mit *Pterochroza ocellata* verwandte brasilianische Heuschrecke mit Oberflügeln von frappanter Blattähnlichkeit.

allerdings auch, daß die Farben äußerer Gegenstände durch Vermittelung des Auges auf das Gesamtnervensystem gewisser Thiere zu wirken vermögen und daß auf diese Weise, gleichsam als Reflexerscheinungen, gewisse Aenderungen in der äußeren Färbung und Form derselben verursacht werden, und diese Ansicht ist in neuester Zeit durch die Versuche von Bouchet experimentell bestätigt worden. Der genannte Naturforscher machte die Entdeckung, daß die bei Fischen und Amphibien häufig vorkommenden pigment-

haltigen Zellen, welche in der unter der nennt die oben erwähnten pigmentirten Zellen „Chromatophoren“ und ihr Verhalten den einwirkenden Lichtreizen gegenüber die „chromatische Function“. Unter den zahlreichen instructiven Beispielen, welche Bouchet mittheilt, ist das bei Weitem interessanteste das der Scholle. Diese Plattfische haben, wie bekannt, eine weiße, dem sandigen Meeresboden anliegende Unter- und eine mannigfaltig gefärbte Oberseite, welche letztere allein hier in Betracht kommt. Diese obere Seite zeigt nämlich die chromatische Function in einem sehr hohen Grade. Je nach

der Farbe des Sandgrundes, auf den das Thier gebettet wird, wechselt das Aussehen desselben vom blassesten Grau bis zum tiefsten Braun. Daß dieser merkwürdige Farbenwechsel wirklich durch das Auge der Schollen resp. durch den optischen Nerven eingeleitet wird, geht unzweifelhaft daraus hervor, daß die Fähigkeit, das Colorit der Umgebung nachzuahmen, sofort erlischt, wenn man das betreffende Thier künstlich der Sehkraft beraubt. Aber der Mechanismus, durch den die chromatische Function zu Stande kommt, läßt sich noch ein Stück weiter verfolgen. Es zeigt sich überraschender Weise, daß die Contractilität der pigmenthaltigen Zellen nicht aufgehoben wird, wenn man das Rückenmark des Fisches dicht hinter dem Gehirn durchschneidet; dagegen hört die Fähigkeit der Chromatophoren, ihre wunderbare Thätigkeit zu entfalten, sofort auf, wenn die beiden sympathischen Nerven an ihrer Wurzel zerstört werden. Diese Nerven stehen höchst wahrscheinlich mit den die Contractilität jener Zellen direct bewirkenden Hautnerven in Verbindung und reflectiren so die das Gehirn treffenden Reize nach der Cuticularschicht. Diese

Versuche von Pouchet sind, wie man sieht, äußerst lehrreich. Sie eröffnen uns die Möglichkeit, das Räthsel der schüßenden Färbung künftig einmal zu lösen, wenn wir auch gegenwärtig noch weit davon entfernt sind, es zu können. Wie beispielsweise die staunenswerthe Ähnlichkeit, welche manche Lepidopteren und Orthopteren mit Blättern, Aesten zc. aufweisen, zu Stande kommt, bleibt durch jene Versuche noch völlig unerklärt. Der Gedanke, daß es neben den momentan wirkenden Reflexen, wie wir sie kennen, auch solche gebe, die langsam hervortreten und vielleicht erst in der Folge von Generationen ihre volle Wirkung entfalten, hat durchaus nichts Widersprechendes.* Die weitere Forschung muß hierüber thatsächlichen Aufschluß geben. Unsere Absicht in dem vorstehenden Artikel war: die Leser auf eine Gruppe von Erscheinungen aufmerksam zu machen, die zu den wunderbarsten gehören, welche es giebt, und die doch vielfach unbeachtet bleiben.

* Vergl. Lange, Geschichte des Materialismus. Buch II, S. 259.





Die antike Kunst

in ihrer Beziehung zur modernen Bildung.

Von

Crust Curtius.

Wir verstehen unter Kunst eine Thätigkeit des Menschen, und zwar in zwiefachem Sinn. In weiterem Sinn bezeichnet das Wort jedes Können, dem eine gewisse Technik zu Grunde liegt, die man sich aneignen muß. So spricht man z. B. von der Buchdruckerkunst. Was wir Kunst nennen, ist etwas ganz Anderes.

Es ist eine Thätigkeit, welche sich von jeder anderen sehr bestimmt unterscheidet. Sie ist erstens eine Thätigkeit ohne einen außer ihr liegenden Zweck; sie wird durch keine äußere Nöthigung, durch kein praktisches Bedürfniß hervorgerufen. Menschen und Völker können ihr Leben lang ohne Kunst bestehen, und bei den Nationen, deren Energie vorzugsweise der Erledigung praktischer Aufgaben gewidmet

war, wie bei den Römern, hat man sie deshalb als etwas, das man thun und lassen kann, ein Spiel genannt. Sie unterscheidet sich eben von jedem willkürlichen Zeitvertreibe dadurch, daß sie, wo sie zu Hause ist, mit einer inneren Nothwendigkeit in Menschen und Völkern entsteht; das ist der Kunsttrieb, eine Bewegung des Gemüths, die aus der Tiefe kommt und keine andere Vernehmung findet als in der Herstellung eines Kunstwerks. Diese Bewegung ist eine unwillkürliche; darum wurde sie im Alterthum aus einer unmittelsbaren Einwirkung der Gottheit hergeleitet, einer Ueberwältigung durch dieselbe, was wir mit dem Ausdruck der Begeisterung bezeichnen.

Das ist der geheimnißvolle Ursprung jedes wahren Kunstwerks; denn was aus

Von dem Vorstande des Victoria-Lyceums aufgefordert, den neuen Unterrichtscursus mit einigen einleitenden Worten zu eröffnen, hat Herr Prof. Curtius sich die antike Kunst in ihrer Beziehung zur modernen Bildung als Thema gewählt und auf Wunsch vieler Zuhörer und seines Vortrage zum Ausdruck freudlichst überlassen.

Die Redaction.

einem nüchternen Vorzuge, aus einer bloßen Verstandesoperation hervorgegangen ist, behält immer den Charakter des Gemachten. Das Kunstwerk muß ein gewordenes, der Künstler ein geborener sein. Darum kann auch nur von einer Kunstwissenschaft, von einer Kunstgeschichte die Rede sein, weil es sich nicht um Willkürlichkeiten handelt, sondern um eine höhere Macht, welche sich mit Naturnothwendigkeit im Menschengenossenschaft offenbart und Werke schafft, die den Stempel des Unwillkürlichen tragen.

Das führt uns auf einen anderen Punkt, in dem sich die Kunst von allen anderen Thätigkeiten des Geistes und zunächst von der Wissenschaft unterscheidet: es ist eine schöpferische Thätigkeit, der Inhalt ist ihr Eigenthum. Sie bringt im Körperlichen etwas Geistiges, im Sinnlichen etwas Ueberfühlliches hervor und vermittelt so die beiden Welten, in deren Mitte wir gestellt sind, beiden angehörig und unablässig bestrebt, den zwischen ihnen bestehenden Gegensatz auszugleichen. Das thut die Wissenschaft, indem sie die Vernunft und Gesetzmäßigkeit nachweist, die der sichtbaren Welt zu Grunde liegt, die Kunst, indem sie den Stoff des Irdischen nöthigt, die Gestalt anzunehmen, in welcher er zum Ausdruck menschlicher Gedanken und Empfindungen wird. So ist sie die Versöhnung der Welt in uns und der Außenwelt.

Der Kunsttrieb, welcher der Menschenbrust eingepflanzt ist, ist seiner Natur nach ein in sich einiger; aber er verzweigt sich nach den Organen, deren er sich bedient, um in die Erscheinung zu treten. Dieselbe Kunstidee, welche wir z. B. in der Niobidengruppe verkörpert sehen, können wir uns auch in einer musikalischen Composition oder in einer Tragödie ausgeführt denken; nach der persönlichen Begabung des Künstlers nimmt sie in seinem Gemüthe die besondere Gestalt an.

Unter allen Kunstorganen aber ist das Wort das der Seele nächste, das natürlichste und ausgiebigste. Hier gehen Inhalt und Form am unmittelbarsten in einander über; ja, es schmiegte sich das Wort dem Gedachten und Empfindenen so unmittelbar an, daß man sich, so zu sagen, künstliche Schwierigkeiten schafft; denn ein gewisses Ringen mit dem Stoff scheint der

Kunstthätigkeit nöthig zu sein, um sie zu voller Energie anzuregen. Man festelt also das Wort, man legt es in die Bande des Rhythmus, und erst im gebundenen Wort offenbart sich die volle Geistesfreiheit des Dichters, wie Platen es ausspricht:

Was hier und aller Orten
Eich ewig jung erweist,
Ist in gebundenen Worten
Ein ungebundener Geist.

Poesie heißt Schöpfung. Die Poesie führt den Gattungsnamen, der jeder Kunst zukommt, als einen Ehrentamen, weil sie von allen Künsten die reichste, die mächtigste und die ursprünglichste ist. Bei vielen Nationen giebt es keine Kunst als die des Wortes. Begabtere Völker begnügen sich nicht dabei. Der Trieb, ihr Inneres zum Ausdruck zu bringen, läßt ihnen keine Ruhe. Es quält sie die todte Masse, die sie umstarrt. Sie spüren am seuchenden Thon die Eigenschaft, daß er jedem Druck des Fingers sich willig fügt und die gegebene Form behält; am Thon lernen sie bilden. Sie bewältigen dann das spröde Erz; sie zwingen es, über das Thonbild hinzuzuliegen und in seinen Umrissen zu erstarren. Das schwere Gestein wird aus den Gebirgen gewunden, und je fester Krystall an Krystall sich fügt, so daß die Funken sprühen, wenn der Meißel einsetzt, um so weicher und lebensvoller werden die Gebilde.

So werden die dem Menschengenossenschaft fremdesten Stoffe der dunklen Erdtiefe abgewonnen; als Künstler wird der Mensch ein siegreicher Herr der Natur und vermag mit schöpferischer Kraft die tragäthen Stoffe zu einem neuen Dasein anzurütteln.

Die schönen Künste sind bestimmt, ein Besitz der Menschheit zu sein, und ihre Keime liegen in jeder Menschenbrust. Aber bei vielen der hervorragendsten Völker der Geschichte ist keine selbständige Kunst erwachsen; sie haben nur eine fremde fertige herübergenommen wie einen Schmutz des Lebens, einen Luxus, dessen man bei vorgeschrittenem Wohlstande und Völkerverkehr nicht gut entbehren zu können glaubte. So haben es die Perjer gemacht und die Römer.

Die Kunst ist nämlich eine sehr zarte Pflanze, die nicht aller Orten gedeiht.

Sie bedarf einer ganz besonderen Gunst der Verhältnisse, um sich glücklich zu entwickeln. Bliden wir also in die bunte Völkergeschichte zurück, so hat sie nur an einer Stelle ihre normale Entwicklung gefunden. Dort müssen wir sie kennen lernen, um ihre wahre Beschaffenheit zu erkennen, wie der Botaniker jeden Baum in seiner Heimat aufsucht, und wir würden in der That von ihrer vollen Ausgestaltung in allen Zweigen und Blüten keine Anschauung haben, wenn wir die hellenische Kunst nicht kennen.

Worauf beruht denn, fragen wir verwundert, das Monopol des einen Ländchens unter allen Theilen des Erdballs?

dieselben werthlos. Das Geschlecht der Hellenen ist aber darin einzig, daß ihnen die Kunst ein Lebensbedürfniß war. Sie allein haben von den Göttern das Schöne zum Guten erlehrt; so wenig konnten sie Beides sich getrennt denken. Die Schönheit war ihnen der vollkommen entsprechende Ausdruck des Guten. Darum dachten sie sich auch ihre Götter in tadelloser Menschengestalt; und noch Aristoteles, der nüchterne Denker, sagt: Wenn wir einem Menschen begegneten von solcher Schönheit, wie unsere Künstler den Apollo darstellen, wir würden ihm wie einem Gott huldigen.

Diese Schönheit war aber nicht etwas



Tempel des Zeus in Olympia.

Man spricht vom Klima — und man hat Recht. Die schönen Künste können nur dort ihre Heimat haben, wo es dem Menschen leicht gemacht ist, sich über die Nothdurft des Lebens zu erheben, wo das Leben kein Kampf ums Dasein ist und an sich als Genuß empfunden wird.

Man spricht vom Boden — und gewiß hat diese Durchdringung des Starren und Flüssigen, der belebende Wechsel von Fels und Meer, der rhythmische Fluß der Berglinien, die seltene Begabung des Landes mit Allem, was die bildenden Künste an Material gebrauchen, allen Bestrebungen auf diesem Gebiete einen unschätzbaren Vor Schub geleistet.

Aber die Hauptsache war doch, daß auf diesem Boden und unter diesem Himmel die Menschen wohnten, welche diese Gaben zu verwerthen wußten, denn ohne sie sind

aus der Phantasie Geborenes, kein willkürlich hingestelltes Ideal, sondern aus der schärfsten und sorgfältigsten Naturbeobachtung hervorgegangen. Oder würde der Hermes des Praxiteles uns noch heute so entzücken, wenn der Typus die Erfindung eines noch so genialen Meisters wäre? Vielmehr macht er nur deshalb den Eindruck einer beglückenden Befriedigung, weil wir hier eine Jünglingsgestalt sehen, wie sie in Wahrheit ist, aber bei der Unvollkommenheit alles Menschlichen nirgends unverlummert erscheint. Die Griechen haben das wahre Sein im Sichtbaren erkannt und es, von allen zufälligen Mängeln befreit, dargestellt. Daher haben sie auf der Höhe ihrer Kunstentwicklung eine für alle Zeit gültige Vollkommenheit erreicht, die wir mit dem Ausdruck des Classischen bezeichnen. Daher haben auch

hervorragende Kunstkenner die Ansicht vertreten, daß wir, wenigstens in der Plastik, nichts thun könnten und sollten, als den Griechen nachahmen. Als Goethe in Berlin war, ärgerten ihn die Feldherrenstatuen auf dem Wilhelmshöfchen, und der alte Meister Schadow mußte mit ganzem Ernste dafür eintreten, daß die neue Zeit auch ein gutes Recht habe, ihre Helden in geschichtlicher Wahrheit darzustellen.

Den Griechen ging die geistige Höhe und Würde vollkommen in die Gestalt auf; darum suchten sie diese auch ganz und voll zu geben; daher das Vorwiegen der bildenden Kunst vor Zeichnung und Malerei; auch ihre Gemälde hatten einen plastischen Charakter, während bei den Neueren auch in das Reliefbild der Charakter des Malerischen eingebrungen ist. Die christliche Kunst hat bei allem ihrem Ringen nach Vollkommenheit immer das Gefühl, daß ihr eigentliches Ziel unerreichbar sei, ein transscendentales, und es geht durch ihre Werke ein leiser Zug des Verzagens, wie er in dem Antlitz einer Mutter Gottes uns so innig zu Herzen spricht. Sehen wir dagegen den Kopf einer Juno Ludovisi! Da ist kein Schatten, der die Klarheit trübt, da ist das volle Ebenmaß, die volle Harmonie des Geistigen und Körperlichen. Was man wollte, ist erreicht, und die siegreiche Gewißheit des Künstlers theilt sich dem Beschauer mit — daher dieser Eindruck einer vollen Befriedigung und Beruhigung, wenn man vor antiken Götterbildern steht.

Weil die verkörperte Menschengestalt für die voll entsprechende Form des Göttlichen galt, war ihre Darstellung ein Gottesdienst und bestimmt, im Sichtbaren das Unsichtbare und Ueberweltliche zu offenbaren. Daher der heilige Ernst, mit dem in guter Zeit die Kunst betrieben wurde, das Zurückdrängen alles Persönlichen, das Festhalten an der Ueberlieferung, die stufenweise fortschreitende Vervollkommnung der volkstümlichen Götterideale, welche jedes unruhige Haschen nach Originalität zurückdrängte.

Daher entwickelte sich die Kunst bei den Hellenen mit einer Stetigkeit und inneren Nothwendigkeit, daß hier die Idee einer Kunstgeschichte in vollem Maße durchgeführt werden kann. Eine Reihe

von Erfindungen und Kunstformen haben sie aus dem Morgenlande übernommen, wo die Aegypter, Assyrer und Bönigier in allen Stoffen ihnen vorgearbeitet hatten, aber sie haben nichts herübergenommen, ohne ihm den Stempel der eigenen Rationalität zu geben. Bei den Völkern, die keine Kunstvölker sind, ist die Kunst ein willkommener Schmuck des Lebens, eine angenehme Zugabe, und bei ihnen ist bald die eine, bald die andere Geschmacksrichtung Mode gewesen. Bei den Griechen war sie ein wesentlicher Theil ihres nationalen Lebens; eine Volksgeschichte ist undenkbar ohne Darstellung ihrer Kunst. Sie hat sich langsam und ungleichmäßig aus dem Handwerke entwickelt in zünftigen Geschlechtern, nach und nach Alles veredelnd und harmonisch ausbildend, von dem kleinsten Geräth aus Thon, das dem täglichen Gebrauch diente, bis zu dem mit kolossalen Bildwerken ausgestatteten Marmortempel. Ueberall aber ist die schöne Form nicht von außen hinzugebracht, wie eine pugende Ausstattung, sondern aus der zweckmäßigen Erledigung der vorliegenden Aufgabe ungeführt hervorgegangen. Der Anblick eines Gießtruges in unserm Bajencabinet erfreut uns immer von Neuem, weil wir die Bestimmung des Gefäßes in voller Klarheit dargestellt sehen und die Verzierungen sich der Form ungeführt anschließen. Das nach den beiden Langseiten gesenkte Tempeldach war darauf eingerichtet, das Regenwasser abfließen zu lassen. Diese praktische Aufgabe wurde aber nach redlicher Arbeit einer Reihe von Generationen endlich so vollkommen erledigt, daß der Tempelgiebel auch die allein würdige Krönung eines Gotteshauses zu sein schien, und wenn wir uns einen Tempel im Olymp denken, sagt Cicero, wo es keinen Regen giebt, so ist es unmöglich, ihn uns in anderer Form vorzustellen.

Wir sollen den Alten nicht ihre Tempel nachbauen, denn alle solche Nachahmungen sind in sich unwahr und frostig, wie die Prachtbauten der französischen Kaiserzeit beweisen; es ist auch ein verkehrter Hellenismus, lauter Statuen in griechischem Costüm zu verlangen, wie Goethe wollte. Wir sollen aber an den Griechen lernen, was wahre Kunst ist, wie sie mit dem öffentlichen, sittlichen und religiösen Leben des Volkes zusammenhängen soll. Jedes

große Culturvölk bringt etwas hervor, was über seine eigene Geschichte hinausreicht und ein Bewußt der Menschheit wird, so die Religion des Volkes Israel, das Recht der Römer, die Kunst der Hellenen.

Wir richten heute nicht mehr nach den Gesetzbüchern Roms, aber unsere ganze Rechtswissenschaft beruht auf ihrem Studium. So giebt es auch keine Kunstwissenschaft ohne ein genaues Verständniß der Antike.

Nur hier haben wir den Ueberblick über ein reich entfaltetes Kunstleben von Anfang bis zu Ende, von der ängstlichen Nachahmung assyrischer und ägyptischer Vorbilder bis zu den Werken von Byzanz, wo die ermattete Kunst wieder in orientalischen Geschmack zurücksinkt. Wir sehen die Kunst getragen vom Volksgeist, mit allen höchsten Interessen verwachsen, der Religion wie dem Staate unentbehrlich. Alle Bedingungen der Kunstblüthe wie die Ursachen des Rückgangs und Verfalls treten hier zu Tage, sowie die für alle Zeit maßgebenden Normen des künstlerischen Schaffens, das man sich so leicht als ein Spiel mit geistreichen Einfällen vorstellt, als einen Tummelplatz der Phantasie. Aber alles willkürlich Erjonnene ist der Mode des Tages unterworfen. Was nach Jahrtausenden sich jung und wahr bewähren soll, muß sein Gesetz in sich tragen und einen bedeutenden Inhalt, der, klar gedacht, mit voller Besonnenheit zum Ausdruck gebracht ist.

Wie in der Poesie, so haben die Griechen auch in der bildenden Kunst alle Gattungen mit ihren besonderen Aufgaben und Gesetzen zum ersten Male und gleich in maßgebender Weise festgesetzt, Rundbild wie Hoch- und Flachrelief, Gruppenbildung und Friescomposition; alle Formen der Technik in Gold und Silber, kolossale Werke und feinste Kleinkunst in Erz und Stein, Münzprägung und Gemmenschnitt, alle Gattungen der Darstellung auf ebener Fläche in Zeichnung, Radirung, monochromer und vielfarbiger Malerei, in Buntmalerei und Mosaik. Aber bei dieser Fülle von Gestaltung sind die Künste nicht ziel- und regellos aus einander gegangen, sondern sie sind Kinder eines Hauses, Glieder einer Familie geblieben, ohne Selbstsucht einander zu gegenseitiger Hand-

reichung dienstbar an denselben Werken zur Ehre der Gottheit und der unter ihrem Schutz blühenden Gemeinde. Daher hat die Kunst nicht bloß einzelne Stätten mit ihrem Zauberstabe berührt und die Wohnplätze oder Ruhestätten der Großen dieser Erde bekränzt, sondern das ganze Leben des Volkes verklärt, eine Quelle sittlicher Erhebung für Jung und Alt, für Arm und Reich.

Die echte Kunst, wie wir sie in Hellas kennen lernen, zeigt sich auch darin, daß sie verloren gehen und vergessen werden kann, aber immer wieder emportaucht, neue Keime treibt, neues Leben entzündet. An den Denkmälern im Campo Santo von Pisa lernte Nicolo Pisano wieder bilden. Der Genius von Rafael und Michel Angelo schöpfte aus dem neu geöffneten Born der Antike. Männer von epochemachender Wirksamkeit, wie Thorwaldsen und Schinkel, sind ohne die Werke griechischer Kunst unbegreiflich. Seit die Elgin-Marbles im britischen Museum aufgestellt sind, erkennt man die Wirkung ihres Vorbilds bis in die Pferdeköpfe unserer Denkmäler.

Also ist auch das Verständniß der neueren Kunst im Großen und Kleinen ohne ein Studium der Antike unmöglich.

Daher Jahr aus, Jahr ein das Wandern nach Rom, nach Neapel, nach Athen. Daher das rastlose Arbeiten von Gelehrten und Künstlern, die Werke der Antike aus ihren Trümmern herzustellen, daher der Wettstreit aller gebildeten Nationen, die verschütteten Ueberreste wieder an das Licht zu ziehen.

Die Heimat der alten Kunst ist erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch Stuart und Revett wieder entdeckt. Sie haben das verlorene Athen wiedergefunden. Seitdem ist kein Stillstand eingetreten. Die gebildete Welt betrachtet es als eine Verpflichtung, nach Verborgenerem zu suchen, weil auch das längst Bekannte durch jeden neuen Fund besser verstanden wird.

Deutschland ist in die gemeinsame Arbeit rüstig eingetreten. Zwei Kunstwelten, können wir sagen, sind hier bei uns zum ersten Male wieder an das Tageslicht getreten und haben eine Fülle neuer Erkenntniß und erhebender Anschauung gebracht: Pergamon und Olympia.

Pergamon vertritt eine glänzende Epoche des kühnsten Schaffens nach Alexander, Olympia hat eine Reihe von Denkmälern geliefert, die uns durch ein Jahrtausend griechischer Geschichte begleiten.

Wie könnte ich also diesen Gedanken etwas Passenderes anschließen als die Vorlage von zwei Blättern, welche die letzte Frucht unserer olympischen Arbeiten sind, um an einem Beispiel zu zeigen, wie unser Kunstverständnis und damit unsere allgemeine Bildung, an der Frauen und Männer, Gelehrte und Künstler, ja die Gebildeten aller Nationen vollen Antheil zu nehmen berufen sind, mit sicherem Schritt vorwärts geht. Wir sehen den Tempel des Zeus; der Grundriß* zeigt die innere Raumbenutzung, der Aufriß giebt den Eindruck der Vorderseite. Auf diesen Blättern ist nichts enthalten, was nicht mit mathematischer Sicherheit eingezeichnet werden konnte. Von den Marmortafeln des Fußbodens, welche, von einem Rande aus schwarzem Stein umgeben, vor dem Zeusbilde des Pheidias ausgebreitet waren, ist jede Tafel gezählt und gemessen. So läßt sich auch die räumliche Anordnung

des großen Söbundes mit den Schranken, welche den unter freiem Himmel befindlichen Hofraum einschlossen und die Gemälde des Panainos trugen, jetzt mit Sicherheit reconstruieren. Hier handelt es sich aber nicht um ein einzelnes Local, sondern dadurch, daß dieser altgriechische Tempelfußboden in allen seinen Theilen untersucht und in seiner ursprünglichen Einrichtung erkannt worden ist, haben auch die entsprechenden Tempelanlagen, hat vor Allem der attische Parthenon ein neues Licht erhalten, so daß wir jetzt auch über die Raumbenutzung im Inneren des berühmtesten aller Tempel von Athen zuerst ein sicheres Urtheil fällen können. Ebenso ist die Vorderseite des Tempels, die der Holzschnitt S. 391 in kleinem Bilde darstellt, durchaus geeignet, eine lehrreiche Vergleichung mit dem Parthenon zu veranlassen. Der Tempel des Zeus ist weniger reich und weniger prachtvoll, aber ernster, mächtiger, gewaltiger; er stellt den Charakter des dorischen Tempelbaus ernster und würdiger dar und bezeichnet also zu dem athenischen Typus heiliger Architektur eine sehr wichtige Vorstufe. So trägt jedes einzelne Ergebniß wissenschaftlicher Forschung den Keim vielfach neuer Belehrung in sich.

* Der Grundriß wird bei anderer Gelegenheit veröffentlicht werden.





Correspondenzen.

A u s L o n d o n .

Von

Helen Zimmern.

London, Ende April 1882.



Der letzte Brief, den ich die Ehre hatte, Ihnen zu schreiben, war in der Saison morte abgefaßt. Jetzt haben wir die Winterzeit hinter uns und sind inmitten der Saison par excellence, der großen „London Season“. Doch ist die Winterzeit, die so viel ruhiger verläuft als jene geräuschvolle, aufregende Zeit, welche uns bevorsteht, offen gestanden eine weit genußreichere Periode für diejenigen, welche sich in London befinden. Kleine freundschaftliche Circel ersetzen die großen überfüllten Gesellschaften, bei denen es, wenn man nicht zeitig kommt, oft unmöglich ist, weiter vorzubringen als bis auf die Treppe. Im Winter werden nicht mehr Gäste eingeladen, als die Räume bequem fassen wollen, und kleine, gut arrangirte Dinners anstatt jener Bankets gegeben, die in Größe mit einer Table d'hôte rivalisiren können. Ländliche Gäste — unerfährlich in Vergnügungen, unbekannt mit London, den hiesigen Ideen und Gepflogenheiten — sind noch nicht bei uns einquartirt, und wir haben uns noch etwas von der Frische erhalten, die wir von Alpenhöhen, dem schottischen Moorland oder der englischen Küste mitgebracht haben. Folglich zeigen sich dann die vielen hervorragenden Männer und Frauen, welche in London weilen, in ihrer besten Stimmung. Die Wintermonate bringen hier mehr Arbeit und mehr wirkliches Vergnügen mit sich als irgend eine andere Zeit im Jahre. So ist es auch der Winter, der uns in der Musik die besten Genüsse bietet, trotzdem die Italiensche Oper nur in den drei Saison-

monaten geöffnet ist. Die besten Concerte — diejenigen, bei welchen eine höhere Stufe des musikalischen Verständnisses im Auditorium vorausgesetzt wird — finden im Winter statt. Seit einiger Zeit ist es kaum mehr zu bezweifeln, daß der allgemeine musikalische Geschmack hier zu Lande eine höhere Richtung anstrebt. Die triviale Musik hat unstreitig ihre Herrschaft beim englischen Volke eingebüßt, und die Werke der großen Meister auf dem Gebiete der Tonkunst werden hier ebenso eifrig erwartet und begrüßt wie in dem Lande ihrer Entstehung. Der nationale Musiksinn neigt sich entschieden solchen Compositionen zu, doch Würdigung einige musikalische Bildung erfordert, und dies ist als ein sehr erfreulicher Fortschritt zu verzeichnen. Ueber dieses Factum hinaus hieße es aber Eulen nach Athen tragen, wenn ich hier ins Detail gehen wollte, denn mit wenigen Ausnahmen haben wir nur deutsche Musik und deutsche Musiker. Englische musikalische Kräfte, sowohl in der Composition wie der Ausübung, sind noch selten und von secundärem Werth.

Das englische Theater befindet sich gegenwärtig in einem seltsamen Uebergangszustand, der zwar etwas abnorm, aber nicht durchaus entmuthigend ist. Seit der langjahren, doch sicheren und unverkennbaren Abnahme des puritanischen Geistes ist das Theater mehr en vogue, und zwar in dem Grade, daß es augenblicklich sowohl als die populärste wie fashionabelste Vergnügungsart bezeichnet werden darf. Im vorigen Jahre wurde in den Theatern mehr Geld eingenommen, mehr Vermögen durch dieselben erworben und geschäftlich mehr

unterkommen; es sind mehr Schauspielhäuser erbaut und mehr Erfolge vergeichnet worden, als selbst die erfahrensten Bühnenleiter sich zu erinnern wissen; gleichzeitig aber ist ein Niedergang der Kunst und dichterischen Productivität zu bemerken. Kurz, das Capital ist im Steigen begriffen, während die Kunst brach liegt. Schauspieler und Schauspielerinnen sind sehr gesucht; die Theaterlaufbahn, welche sonst in diesem Lande nur für die Bohémiens, die Bagabonden der Gesellschaft, bestimmt war, ist jetzt plötzlich den Gebildeten und Unterrichteten zugänglich gemacht. Damen und Herren aus guter Familie widmen sich der Bühne; in der jüngeren Generation herrscht eine wahre Manie für diesen Beruf, und trotzdem bleibt die Kunst, wie gesagt, auf einem niedrigen Standpunkt. Wir besitzen weder gute Darsteller und Darstellerinnen, noch ist durch den Durst nach Theatergenüssen irgenbwelche literarische Leistungsfähigkeit auf diesem Gebiete erzeugt worden. Eines der bemerkenswertheften und bedeutungsvollsten Zeichen der gegenwärtigen Lage unserer Bühne besteht in der Bevorzugung, welche Theaterdirectoren und Publikum dramatischen Erzeugnissen von der leichtesten Qualität angedeihen lassen. Wie es scheint, sind wir auf dem besten Wege, die Prophezeiung Eduard v. Hartmann's wahr zu machen, daß das moderne Drama zu einem Verdauungsmittel nach dem Diner herabsinken werde. Da unsere Dinerstunde allmählich immer mehr von sieben auf acht Uhr vorrückt, so mußte auch der Anfang der Theatervorstellungen demgemäß hinausgeschoben werden. Die Zuschauer sind ermüdet von des Tages Arbeit; diejenigen, welche die Sperrreihe, den ersten Rang und die Logen einnehmen, sind schläfrig von ihrem überreichlichen Mahl; was ist also natürlicher, als daß sie melodiose komische Opern, Burlesken, die leichtesten Lustspiele, die glänzendsten Possen den Dramen Shakspeare's, modernen Tragödien, kurz, solchen Stücken vorziehen, welche Anforderungen an ihre Verstandeskkräfte stellen? Und weshalb sollen die Bühnenleiter für jene Art von Stücken Geld ausgeben, so lange das freigebige fruchtbare Frankreich solche zu Tausenden hervorbringt und, Dank den unvollkommenen Gesetzen zum Schutze geistigen Eigenthums, nichts weiter nötig ist, als sie zu stehlen — „aneignen“ nennt es der Gebildete — und, wenn es sein muß, den nationalen Verhältnissen anzupassen. Nur ein einziges Theater in London, das Lyceum, bringt noch mit Erfolg echt dichterische Erzeugnisse zur Darstellung, und dies ist allein durch den großen persönlichen Einfluß des Directors, Mr. Henry Irving, möglich, eines Schauspielers, der es verstanden hat, sich zum Abgott einer faszionablen Clique zu machen. Ueber seine guten Absichten kann

kein Zweifel herrschen, und die heutige Schauspielkunst hat ihm manches Gute zu danken; aber es würde noch mehr Ursache zum Dank vorhanden sein, wenn seine Thätigkeit auf die Leitung des Theaters beschränkt bliebe. Daß ein Mann, der weder deutlich sprechen noch mit Anstand gehen oder natürlich spielen kann, von einer Partei für den größten der lebenden Schauspieler Englands erklärt wird, ist der traurigste Commentar zu der Armutz an guten Talenten auf unserer modernen Bühne. An keinem anderen Theater in Europa würde solche Affectation, solche schauspielerische Unfähigkeit und solche Anmaßung geduldet werden.

In die eigentlichen Erfolge des Tages theilen sich indessen das Melodrama, das possenartige Lustspiel und die Burleske. Es ist nicht leicht zu erklären, worin die Popularität der letzteren besteht. Glanz und Licht, hübsche Costüme und hübsche Gesichter, rhytmische Tanzscenen und Gesangsweisen — hierin liegt ein Theil ihrer Anziehungskraft. Außer diesem Allen besitzt sie indessen eine Art von monströsem Reiz, der für diejenigen, welche seinem Einfluß unterworfen sind, unwiderrstlich ist. Das ans Possenhaft streifende Lustspiel ist in England erst durch den Procès Vauradieux eingeführt worden. Seitdem hat der Geschmack daran zugenommen, und die englischen Schauspieler sind mit einer Art von Rollen vertraut geworden, in welchen sie bis vor Kurzem noch wenig Übung hatten. Um das Melodrama, die dritte der beim großen Publikum in Günst stehenden Gattungen von Theaterstücken, zu würdigen, bedarf es eines nicht allzu fein gebildeten Geschmacks. Das Melodrama in seiner jetzigen Form besitzt daher am meisten Anhänger in den unteren Ständen, obgleich es auch in den mittleren und höheren Schichten der Gesellschaft Bewunderer und selbst Fürsprecher findet. Man hat es nicht ganz unrichtig mit dem pot-au-feu der Franzosen verglichen, weil es wenig oder nichts giebt, was nicht mit Glüd hineinzuwerfen ist. Jede Art von Censur, je mehr, desto besser, kommt dabei zur Verwendung, und wenn die Bestandtheile von einer geübten Hand durch einander gerührt sind, wird das Gericht appetitreich und schmackhaft gefunden.

So viel von dem gegenwärtigen Stand des Theaters. Es bleibt nichts als die Hoffnung, daß die jetzt herrschende offenbare Vorliebe für die Bühne gute dramatische Bildungsinstitute und bedeutende Dichtungen ins Leben rufen werde.

Sicherlich kommt die stark ausgeprägte Neigung zu erstem Studium, die ein Zug unserer Zeit ist und in der geistigen Aristokratie unseres Landes merklich zu Tage tritt, weit mehr in den bildenden Künsten und der Literatur zum Ausdruck als in der Schauspielkunst.

In der Malerei besonders ist viel Lebenskraft und Fortschritt zu bemerken. Auch die untergeordneteren Kunstgebiete blühen und gedeihen augenblicklich. Es gilt als „Chic“, kunstvollständig zu sein, und dies macht sich überall fühlbar. Die Mode hat hierin auch einmal etwas Gutes gestiftet und keine bloße Thorheit im Wesolge gehabt. Der künstlerisch gebildete Geschmack hat einen entschiedenen Einfluß auf die Bauart und Einrichtung unserer Wohnhäuser ausgeübt und neue Industrien und Arbeiten hervorgezogen. So sind z. B. als Untergattungen der Malerei die Tapetenwirkerei und Tapetenmalerei wieder auferstanden. Auch in der Tonindustrie sind große Fortschritte gemacht worden. Kunstvolle Nadelarbeiten sind begehrt und werden theuer bezahlt, so daß sich viele in dürftigen Verhältnissen lebende Damen, die geschickt in Handarbeiten sind, ein gutes Auskommen durch die Nadel verdienen können. Zur Förderung dieser Art von Kunstindustrie ist eine Fachschule unter königlichem Patronat gegründet. Dort werden künstlerische Nadelarbeiten gelehrt. Damen werden mit Material und Arbeit versehen, und die Schülerinnen erhalten, wenn sie genügend vorgeschritten sind, ihre Arbeiten bezahlt. Wie sehr die herrschende Geschmacksrichtung bei dem Bau der Wohnhäuser zur Geltung kommt, bezeugen besonders die neuen Vorstädte und die neubauten inneren Stadttheile von London. Ueberall tritt der Sinn für schöne Umgebungen hervor, und von innen und außen tragen die Privatbauten den Stempel einer bedeutenden Geschmacksverbesserung. Ein modernes englisches Wohnhaus findet in Schönheit, Comfort und Luxus so leicht nicht seines Gleichen. Es wird sowohl bei Bau und Einrichtung wie bei der Instandhaltung weder Geld noch Mühe gespart. In Bezug auf die Malerei hat sich allmählich eine große Veränderung bemerkbar gemacht. Ein Theil der englischen Maler steht unter dem Einfluß Frankreichs, ein anderer unter dem der Italiener des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts. Impressionisten und Prärafaeliten florieren, doch sind beide Schulen durch entschiedene englische Einflüsse modifiziert worden. Andererseits ist diejenige Kunstschule, welche einst die typisch britische war, im Abnehmen begriffen. Die besten Kunstschöpfungen gehen aus den Ateliers solcher Maler hervor, die den französischen und italienischen Einfluß verschmelzen und ihre Gemälde außerdem mit einheimischem Geist und persönlicher Originalität zu durchdringen wissen. Ein Zug, der merklich genug hervortritt, um der Erwähnung werth zu sein, ist der, daß unter den tonangebenden Malern die entschiedene Neigung herrscht, sich von historischen Gemälden und Genrebildern abzuwenden und sich mehr

dem Porträt und der Landschaft zu widmen. Der Grund hierfür ist leicht gefunden. Es ist hier zu Lande jetzt keine Nachfrage nach historischen Gemälden, sie stehen so wenig in Gunst wie die historischen Romane. Selbst Walter Scott wird nicht mehr so fleißig wie ehemals bei uns gelesen. Wir lieben es, Geschichte und Dichtung aus einander zu halten. Sodann ist für die Composition dieser Gemälde wie auch der Genrebilder häufig eine große Vermeidung erforderlich, und da hauptsächlich Privatpersonen Käufer für Kunstwerke sind, die englischen Wohnhäuser aber in der Regel nicht mit großen Zimmern gebaut werden, so sind keine Wände zur Placierung von so umfangreichen Gemälden vorhanden, wie z. B. der Pariser Salon alljährlich aufweist. Bilder von solchen Dimensionen werden bei uns glücklicherweise niemals gemalt. Und würden sie gemalt, so fänden sich keine Käufer dafür. Kleine oder mittelgroße Landschaften bilden aber einen angenehmen Schmuck für Wohnräume, in denen Gemälde, die eine Handlung darstellen, störend wirken würden. In der Landschaftsmalerei wird also bei starker Nachfrage sehr viel geleistet. Durch die gleichen räumlichen Schwierigkeiten, wie auch infolge der klimatischen Verhältnisse kann die Bildhauerkunst in England nur unter sehr nachtheiligen Einflüssen bestehen. Nur in weiten Zwischenräumen bieten sich Gelegenheiten für die volle Entfaltung der Kunst des Bildhauers. Das englische Volk hubdigt außer in ganz seltenen Fällen nicht der Sitte, hervorragenden Persönlichkeiten Standbilder zu errichten, und das Klima ist der Ausstellung und Erhaltung solcher Kunstwerke nicht günstig. Die Bildhauer Englands leben auch zu meist in Italien und haben ihre Inspirationen und Kunststudien diesem Lande zu verdanken.

Neben der Kunst zeigt sich auch in der Literatur viel Regsamkeit. Dieser Winter hat uns um einige vorzügliche Bücher bereichert, unter denen ein neues Werk von Darwin allein genügen würde, die Saison denkwürdig zu machen.* Als ein sehr schönes und interessantes Buch, das aber infolge der kostspieligen Form, in welcher es erschienen ist, wahrscheinlich nicht viel Eingang beim großen Publikum finden wird, sind die Memoiren einer geistvollen Quäkerin, Caroline Foz, zu erwähnen. Diese Dame ist die Tochter jenes Foz, der das abwärts stattfindende Steigen der Temperatur in den Gruben bewiesen und Humboldt, seinen früheren Gegner, zu seiner Ansicht belehrt hat. Durch ihren Vater kam Caroline Foz mit allen Männern und Frauen ihrer Zeit, die zu tennen Gewinn war, in Verührung. Am anziehend-

* Dieses Werk von Darwin über den „Regenwurm“ wird ein Anlaß in einem unserer nächsten Hefte ausführlich besprechen. Die Red.

sten ist der Theil ihres Buches, welcher von John Stuart Mill handelt. Sie war mit demselben näher befreundet und schüldert ihn als eine viel liebenswerthere und humanere Persönlichkeit, als die er gewöhnlich beschrieben wird. Eine charakteristische Seite ihres Buches, um derenwillen ich es hier hauptsächlich erwähne, besteht darin, daß es jene Zeit spiegelt, da ein Kreis hochgebildeter Männer und Frauen seine Aufmerksamkeit ernstlich der deutschen Sprache und Literatur zuwandte. Während ein Theil der sogenannten „Philosophischen Radicalen“, die einen großen Einfluß auf das heutige Geistesleben ausgeübt haben, nach Frankreich ausschaute, um dort, wie noch jetzt, Inspirationen und geistige Berührungspunkte zu finden, hat eine andere Partei sich die deutsche Literatur ersehen. Alle, die zu dieser Partei gehörten, ließen es sich angelegen sein, ihren Freunden das Studium des Deutschen dringend zu empfehlen, und ein vom Ruhm der großen Welt nicht berührter, aber in seiner Zeit höchst einflußreicher Mann erklärte ohne Zögern, daß nach seiner Ansicht von den Grundfägen des Wissens mehr in der deutschen Literatur enthalten sei als in der irgend einer anderen Sprache. Die Vermählung unserer Königin mit einem deutschen Prinzen wurde zu einer weiteren Triebfeder, diejenige Sprache zu erlernen, deren Studium sich seit den letzten Jahren zwar sehr langsam, aber sicher in England Bahn bricht. Viel ist durch populär gehaltene Biographien deutscher Schriftsteller gesehen, um die Engländer mit deren Namen und Werken vertraut zu machen; eine wirkliche Verbreitung der Sprache muß aber von der Schulfstube ausgehen. Und hier möchte ich versuchen, ein Weniges zur allgemeineren Werthschätzung der Verdienste eines Mannes beizutragen, dessen unermüdblichen Bestrebungen wir einen großen Theil unserer Fortschritte in der wirklich wissenschaftlichen Kenntniß des Deutschen verdanken. Dieser Mann ist Professor Dr. C. A. Buchheim, einer von den vielen begabten Deutschen, welche aus ihrem Vaterlande vertrieben wurden, weil sie sich nicht entschließen konnten, nach Vorschritt zu denken, sondern es vorgezogen haben, das stolze Recht eines jeden menschlichen Wesens — Gedankenfreiheit — auszuüben, und die im Exil feurige Kohlen auf die Häupter ihrer kurzfristigen Feinde dadurch sammelten, daß sie sich in der Fremde auszeichneten und großmüthig dahin wirkten, eine bessere Kenntniß ihres Geburtslandes zu verbreiten. Dr. Buchheim nimmt in London eine hervorragende Stellung als Lehrer des Deutschen ein, in welchem Fach er als eine Autorität dasteht. Er ist Professor am Kings College von London und Examinator an der Londoner Universität. Durch sein persönliches Wirken und

seinen Einfluß bekämpft er die lange vorherrschende Idee, daß fremde Sprachen durch Lesen und Conversation allein zu erlernen seien, während doch Natur, Charakter und Geschichte der Sprache und des Landes eingehend studirt werden müssen. Als Hülfsmittel für Lehrer hat Dr. Buchheim eine große Anzahl von Werken deutscher Autoren mit Anmerkungen herausgegeben und einige sehr gute Lesebücher mit Erläuterungen wie auch eine vortreffliche Sammlung von deutschen Dichtungen für den Schulgebrauch veröffentlicht. Hierdurch ist es ihm gelungen, das romantische Zeug, welches sonst den hauptsächlichsten Lesestoff für unseren deutschen Sprachunterricht gebildet, fast gänzlich aus der Schule zu vertreiben. Fouqué's „Undine“ und „Sintram“ waren in jedem englischen Hause, wo Deutsch getrieben wurde, zu finden und galten im Verein mit Grimm's und Hauff's Märchen dem englischen Durchschnittspublikum als der Inbegriff der deutschen Literatur. Und nur, wer sich besonders hoch versteht, versuchte allenfalls auch Schiller's „Wilhelm Tell“ zu studiren. Man wußte hier allgemein so wenig von der deutschen Literatur, daß noch vor einigen Jahren in einem Prüfungsprogramm der Universität Cambridge Hauff's Märchen als ein Lesebuch empfohlen wurden mit dem Zusatz: „Es sollen geschichtliche Fragen über den dem Werk zu Grunde liegenden Stoff gestellt werden.“ Die Fortschritte im Deutschen sind am besten an der wachsenden Popularität der Schriften Buchheim's zu studiren. Im Jahre 1862 gab er den „Ballenstein“ mit gelehrtem und kritischem Commentar heraus. Dieses Werk, dem die vollste Würdigung Jakob Grimm's, Gertrud's und Carlhe's zu Theil geworden, hat eine sehr langsame Verbreitung gefunden. Seitdem ist jedoch die allgemeine Bildung sehr gestiegen und hat außerordentliche Fortschritte gemacht. Unter Kay Müller's Führung haben die Engländer begonnen, Sprachwissenschaft zu studiren, und besonders, seit ihnen klar geworden ist, wie gründlich und wissenschaftlich die englische Sprache in Deutschland gelehrt wird, werden die Arbeiten Buchheim's allgemein anerkannt und gewürdigt. Derselbe hat den nicht geringen Erfolg zu verzeichnen, daß seine mit Noten versehenen Ausgaben der deutschen Classiker seit einigen Jahren unter der Regide der Universität Oxford veröffentlicht werden. Diese unter der Bezeichnung „Clarendon Press Series“ bekannten Bücher haben einen ausgedehnten Abfaß, obgleich sie ziemlich theuer sind und so viele Schillinge kosten, wie für die deutschen Ausgaben an Pence bezahlt wird. Die Sammlung enthält bis jetzt „Wilhelm Tell“, „Wiana von Barnhelm“, „Iphigenie“, „Egmont“ und Schiller's historische Skizzen, während „Rathan der Weise“ in nahe Aus-

sicht gestellt ist. Prof. Buchheim hat sich das Verdienst erworben, für die modernen Classiker in England jene Form der Herausgabe eingeführt zu haben, die sonst nur bei den Ausgaben der alten Classiker gebräuchlich war.

Seine Bücher sind in der That fast so werthvoll für Deutsche als für Ausländer. Was er im Auslande gethan hat, ist in Deutschland selbst noch nicht geschehen und dürfte sich dort zur Nachahmung empfehlen.

Von den Berliner Theatern.

Gen

Rudolf Genée.

Berlin, im Mai 1882.

Seit meinem Bericht im Januarheft hat sich in der Theaterwelt, und nicht nur in der Berliner, Vieles verändert. Von den Zuständen der Berliner Theater, wie ich sie damals schilderte, trennen uns Bankrotte und — eiserne Vorhänge. Es verdient bemerkt zu werden, daß die deutsche Reichshauptstadt von Theaterbränden, welche gegenwärtig eine besondere Rubrik in den Zeitungen ausfüllen könnten, seit lange verschont geblieben ist. Seit dem Brande des Opernhauses vor vierzig Jahren hat sich bei uns kein derartiges Unglück wieder ereignet, obwohl seitdem die Zahl der Theater (Alles, was diesen Namen führt, eingerechnet) ungefähr um das Siebenfache sich vergrößert hat. Daß freilich mit „des Geschickes Mächten“ kein ewiger Bund zu schließen ist, gilt selbstverständlich auch hier. Und die umfassenden Vorsichtsmaßregeln, welche seit dem Wiener Unglück allen hiesigen Theatern aufs strengste eingeschärft sind, haben die vollste Berechtigung. Eins der Privattheater, welches nicht in der bestimmten Frist den eisernen Vorhang angeschafft hatte, wurde auf polizeilichen Befehl für einige Zeit ganz geschlossen.

Die eisernen Vorhänge können nun freilich ihren schützenden Verus nicht auch auf die ganze materielle Existenz der Institute ausdehnen, sie können keine Bankrotte verhindern.

Das schöne Victoria-Theater steht noch heute unverehrt von dem Feuer da, aber die Direction Ernst ist abgebrannt. Sie mußte, wie ich schon in meinem vorigen Artikel andeutete, an dem Mißverhältniß scheitern, das zwischen ihrem guten Willen und den künstlerischen Kräften bestand. Moralisch abgebrannt war aber unterdessen auch die Direction des National-Theaters, weil die Behörde auf gewisse gegen den Director erhobene Anklagen entschied, daß derselbe durch sein sittliches Verhalten nicht die nöthigen Garantien für die Leitung eines Kunstinstitutes bot. Uebrigens bestehen die bei-

den genannten Theater unter anderer Leitung fort.

Zu verwundern ist, daß unter den besseren Privattheatern das einst beliebte Residenz-Theater, von welchem das Publikum sich fast gänzlich abgewendet hatte, immer noch weiter zu balanciren vermag. Denn es hat diesen Winter nur einmal für einige Zeit das Glück gehabt, volle Häuser zu erzielen, und das war mit Sardou's „Odele“, dem schwächsten Stücke des weitaus geistreichsten der Pariser Dramatiker. Das Wallner-Theater hat erst spät — durch die Association von Moser und Schönthan — in dem Lustspiel „Unsere Frauen“ wieder ein für einige Zeit ausreichendes leidliches Zugstück gewonnen. Adolf L'Arronge, der ehemals in diesem Theater seine größten Triumphe gefeiert hat, feiert jetzt — für die Zukunft. Er beschäftigt sich vorzugsweise mit Directionsorgen, welche dem deutschen Musterschauspiel gelten, das unter seiner Leitung im Herbst 1883 ins Leben treten soll. Auf eben derselben Bühne, welche ihn, als dem Eigenthümer des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters, an jenem Termin wieder überlassen werden muß, hat die jetzige Direction seit drei Monaten Strauß'sche Walzer und andere Tanzweisen singen lassen. Und der „Lustige Krieg“, der so lange schon seine Anziehungskraft geübt hat, durfte mit dem 22. April auch noch in das Sommertheater hinüberwandern, während gleichzeitig die Winterbühne von den rauen Kriegerhornden Wallenstein's überflammt wurde.

In dem „erusten“ Krieg, zu welchem sie sich versammelt haben, hat ein kleinstaatlicher, aber auf diesem Gebiete sehr angesehener Bühnenstrategie die Führung. Es sind die „Reininger“, welche ihr diesjähriges Gastspiel mit der Schiller'schen Wallenstein-Trilogie begonnen haben. Die bestechenden Vorzüge wie auch die Schattenseiten der „Reininger“ sind schon so viel besprochen worden, daß es überflüssig ist, sie hier nochmals zu erörtern.

Als ich in meinem früheren Theaterbericht

bei Besprechung von Wildenbruch's „Karolinger“ mittheilte, daß nun auch das Hoftheater sich endlich entschlossen habe, dem Dichter die Pforten zu öffnen und seinen „Harold“ zur Aufführung zu bringen, fügte ich den Wunsch hinzu: der Dichter möge auf dem Schlachtfelde von Hastings halten, was er zu Worms versprochen hatte.

Nach dem Urtheil des Publikums hat Ernst v. Wildenbruch sein Versprechen gehalten, trotzdem sein tragischer Held an der Verletzung eines Eides zu Grunde geht, dessen Inhalt er gar nicht kannte und den er zu halten moralisch nicht verpflichtet war. Dieser Eid ist in der That der schwächste Punkt in der Tragödie „Harold“, welche am 21. April im königlichen Schauspielhause zur Aufführung kam und einen ganz außergewöhnlichen theatralischen Erfolg hatte. Daß es Wildenbruch vermag, so fernliegende historische Stoffe, wie die „Karolinger“ und „Harold“, zu so lebendiger und packender Wirkung zu bringen, legt schon genügendes Zeugniß für den berufenen Dramatiker ab. „Harold“ macht entschieden einen volleren und reineren Eindruck als die „Karolinger“. Gemeinam ist beiden Tragödien die große Frische und Lebendigkeit der Exposition, die Schnelligkeit, mit welcher die Handlung ohne jeden ermüdenden Stillstand fortschreitet. Gemeinam aber ist beiden Stücken auch der schlimmste Fehler Wildenbruch's: das leichte Preisgeben psychologischer Wahrheit zu Gunsten billiger Theatereffecte. Daß Harold den geschworenen Eid bricht, der ihm tückisch abgeschwunden worden ist, erregt kein Bedenken, denn der Eid war ein Betrug. Daß er aber in eine so plumbe Falle geht, berührt deshalb unangenehm, weil es eine psychologische Unwahrheit ist. Ein Held wie Harold, bei welchem jedes Wort und jeder Athemzug nur ein Gefühl erkennen läßt: Liebe zu seinem Vaterlande und fürchtbaren, ganz rücksichtslos sich anßernden Haß gegen die Normannen, kann auf dem Boden dieser seiner Feinde, deren Pläne er ja längst kennt, nicht in solcher Weise sich betölpeln lassen. Auch seine Liebe zu Adele ist kein ausreichendes Motiv dafür, denn diese Liebe ist durchaus nicht als eine Liebesrajelei gezeichnet, die ihn sinnlos machte. So wie er in dem Stücke handelt, erscheint er nicht als ein Schwächling, sondern als ein unbegreiflicher Thor.

Des Dichters ungewöhnliche Begabung war groß genug, um sowohl diesen schwachen Kernpunkt des Dramas wie auch noch manche störende Einzelheiten wieder vergessen zu machen, wenigstens bei dem ebenso schnell vergessenden wie schnell angeregten Theaterpublikum. Aber

die mancherlei nur auf den Augenblick speculirenden Effecte, die er liebt, sind um so mehr zu beklagen, als sie zu den wahrhaft großartigen Zügen, die durch seine Dichtung gehen, ganz und gar nicht stimmen.

Mit richtigem Gefühl hat Wildenbruch die Sagenpoesie, die um den letzten König der Angelsachsen sich gerankt hat, in seiner Dichtung nicht überwuchern lassen. Die lyrischen Schönheiten in seiner Dichtung treten niemals zum Nachtheil des dramatischen Gehaltes hervor. Mit starken, klaren und eindringlichen Zügen hat er schon im ersten Acte die politische Situation darzulegen gewußt, ohne daß er durch geschichtliche Erzählung lang und breit expont. Wie klar und mit welcher genialen Behandlung der scenischen Dekonomie ist schon im ersten Acte der drohende Untergang der Angelsachsen zur Erscheinung gebracht, auch durch die Erbärmlichkeit ihrer schlechtesten Elemente. Wie trefflich ist ferner die wählerische Arbeit der Kirche behandelt, ohne daß er diesem Elemente einen zu breiten Spielraum läßt. Einen besonders ergreifenden Eindruck macht die letzte Scene der Tragödie, die uns das nächtliche Bild des mit Todten bedeckten Schlachtfeldes von Hastings zeigt. Wenn er dabei auf Editha Schwanenhals und auf die drei Liebesbisse, welche diese (im Gedicht Deine's) an der Schulter des todtten Harold findet, leicht verzichten konnte, so hat er dafür eine viel schönere Lösung gefunden, wenn er die (im Uebrigen nicht glücklich gezeichnete) Mutter dazu bestimmte, den Sohn unter den Todten zu erkennen. Und endlich, wie der gewalthätige Sieger durch seines eigenen Kindes Tod dazu bestimmt wird, die Leiche des Helden freizugeben: das ist ein voll anstöhnender und ergreifender Schlußaccord. Wenn auch dieser letzten Scene der Charakter eines Tabernakels anhaftet, so läßt sich doch bei der echt tragischen Wirkung dieses Schlußes nichts dagegen einwenden. Schlimmer ist es, daß der Dichter in der ganzen Tragödie viel zu viel in „Scenen“ arbeitet, deren jede ihren theatralischen Effect für sich machen soll. Wildenbruch's dramatische Gestaltungskraft ist so bedeutend, daß sie auch ohne das Theaterfeuerwerk siegreich bestehen kann. Würde er es über sich gewinnen können, dieser seiner Neigung zu entsagen — zu seinem eigenen Besten und zum Nutzen des deutschen Dramas. Wer es vermag, mit einem so ersten und schweren Stoffe der Gemüther in solcher Weise sich zu bemächtigen wie er, der wird doch wohl auf jene speculativen Theatercoups verzichten können, zu denen eben kein wirklicher Dichter nöthig ist.

Römische Briefe.

Von

Fanny Lewald.

IV.

Carneval und Ostern.



n meiner ostpreussischen Heimat gehören „weiße Ostern“ — Feiertage mit Schnee und Kälte — zu den gewöhnlichen Ereignissen, und die Festzeit muß spät im Jahre kommen, wenn wir einmal „grüne Ostern“ haben und es möglich werden soll, die langschläfrigen Kinder nach altem Osterbrauch scherzend mit Schlägen von einer grünen Ruthe zu erwecken. „Schmad-Ostern“ nennt's das Volk bei uns, das im samländischen Dialekt das e vielfach wie a ausspricht und also aus Schmad-Ostern eben Schmad-Ostern macht.

Hier feiern wir die Ostern in einer Fülle des Blühens, das für den Nordländer, wenn er es durch ein paar Jahre wieder entbehrt hat, wahrhaft berauschend ist, und die Ostern „schmecken“ wir in einem Andrang von Fremden, der ebenso überwältigend, aber weniger angenehm ist als die Nacht des Blühens. Rom ist einer der unruhigsten Orte geworden, und von jener Weltabgeschiedenheit, die es vor einem Menschenalter für den zu ruhigem Betracht und Denken geeigneten Menschen so angenehm machte, ist jetzt keine Rede mehr. Die Stimmung, welche früher sich in Rom durch Rom jedem Einzelnen auf- und einprägte, muß man in sich mitbringen oder durch ernstes Sammeln in sich erzeugen können, wenn man nicht belästigt und fortgerissen werden will durch das Treiben der Reisenden, die, von allen Theilen der Erde hier zusammenströmend, oft in zehn, zwölf Tagen Rom „absolviren“ wollen, das sonst uns absolvirte. Und es sollte mich nicht wundern, wenn für diese Art von Reisenden durch die großen Museen kleine Eisenbahnwaggons eingerichtet würden, in denen man noch schneller vorwärts käme und bei denen die Conducteurs zugleich die erklärenden Führer für den ganzen Wagen machten, damit man noch eher damit fertig werden könnte.

Dieser außerordentliche Zufluß von Fremden hat, abgesehen von der Wandlung, welche sich durch die politischen Verhältnisse in dem hiesigen Leben vollzogen hat, den beiden Hauptfestzeiten von Rom, dem weltlichen Feste des Carnevals und den Osterfeierlichkeiten, ihren wesentlichen Charakter genommen. Der Carneval hat für mein Gefühl seine Lieblichkeit, die

Osterzeit viel von ihrer poetischen Feiertlichkeit eingebüßt. Während sie früher, das Eine aus der Natur des Volkslebens, das Andere aus dem großen Sinn der kirchlichen Tradition, gleichsam von selber erwachsen, ist der Carneval allmählich ein vorbereitetes Unternehmen geworden; und seit der Papst den Feiertlichkeiten der Osterzeit fern bleibt, haben diese ihr Gepräge und viel, sehr viel an ihrer Bedeutung verloren.

Der Carneval hat von jeder Wandlung erlitten. Denn während Windelmann über die unerträgliche Wüßtheit desselben klagte und der sonst für Italien und das italienische Volk so warm empfindende Goethe sich vor nun fast hundert Jahren auch nicht recht mit diesem Feste in Einverständnis und in das Gleiche zu setzen vermochte, fanden wir es sechzig Jahre später zu der anmuthigsten Fröhlichkeit gediehen, die man sich denken konnte; von der aber jetzt nicht mehr viel zu merken ist. Während in den vierzig Jahren unseres Jahrhunderts die Eingeborenen aller Stände noch Theilnehmer der Festlust waren, treten diese jetzt, soweit es die bürgerliche Gesellschaft und die vornehme Welt, Männer sowohl als Frauen, betrifft, hinter den Fremden und hinter dem männlichen Janhagel zurück, welcher die der nun mehr als verdoppelten Einwohnerzahl von Rom einen nicht eben erfreulichen Bestandtheil der Carnevals-Theilnehmer liefert.

Schon daß die Volkstracht ganz und gar verschwunden ist, nimmt dem Carneval viel von seiner farbigen Schönheit, und eben die groß gewordene Menschenzahl macht es unmöglich, daß die Frauen des Volkes, wie ich es im Jahre 1846 gesehen, in langen Reihen auf Stühlen sitzend, die Trottoirs einnahmen, daß bürgerliche Familien mit ihren Töchtern die Mezzanin (die niedrigen Zwischengestode) für die Carnevalstage mietzen konnten und daß vornehme Frauen — bisweilen selbst in Volkstracht oder ihre Töchter in dieselbe gekleidet — in der langen Wagenreihe auf dem Corso erschienen. Damals behauptete man, daß die Frauen der „Gesellschaft“ sich wohl den Spaß machten, einmal am Arme eines ihnen bekannten Mannes, im Domino verhällt, den Corso zu durchhüpfen, daß der oder jener elegante Abbate und Nonsignore das Gleiche wagte. Das Wagniß war aber nicht groß,

denn man hatte das Gefühl, sich mitten auf der Straße in Sicherheit und so zu sagen in guter, harmloser Gesellschaft zu befinden. Es war wirklich ein „Frühlings- und Blumenfest“, welches das römische Volk sich selber aus dem Stiegreis veranstaltete, wenn die große Glocke vom Capitol das Zeichen gegeben hatte, daß es nun beginnen konnte.

Ob dies Signal noch jetzt gegeben wird, weiß ich nicht; aber daß namentlich die ersten Tage des Carnevals keinen poetischen Eindruck machten, das steht fest. Wie bei einer Feuerbrunst oder bei irgend einem anderen, die Regier der großen Massen anregenden Ereigniß war der lange und so sehr schmale Corso in seiner ganzen Ausdehnung gedrängt voll von Männern und Jungen in der Tracht, in der sie eben von der Arbeit gekommen waren. Dazwischen sah man verhältnißmäßig sehr wenig gut gekleidete Leute, Männer aus den gebildeten Ständen gab es auch nicht viele darunter, und die Fenster waren, so weit man sehen konnte, von Fremden eingenommen, die, thöricht genug, hier und da Geld hinunterwarfen, sich an den Balgereien der danach haschenden Jungen zu belustigen. Nur die Frauen der Fremden saßen in den Entreehöfen und auf den Balcons, mit Körben voll Blumen neben sich, wartend, was nun eigentlich daraus werden und wer da kommen würde, ihnen das Carnevalsvergügen vorzuspielen.

In den folgenden Tagen kam etwas mehr Zug hinein. Die Blumenhändler, die auf hohen Stangen ihre Bouquets bis in die oberen Etagen zum Kaufe ausboten, brachten wenigstens die Farbe der Blumen in die Sache. Es erschienen auch mehr gutgekleidete Männer, Männer aus der Gesellschaft, Offiziere und Andere zu Fuß und zu Wagen in den Straßen. Elegante Frauen fuhren, hier und da in Phantasie-Costümen, durch die Straße; der Ex-Khedive mit seinen Söhnen und Begleitern, welcher uns gegenüber eine Front eingenommen hatte, saß zwischen Körben voll Blumen, die immer neu gefüllt und immer verschwenderisch geleert wurden. Die schöne Königin Margarethe erschien auch auf einem der Balcons, und man hatte ihr zu Ehren das gegenüberstehende Haus, wie man mir sagte, vom oben bis unten mit Wachslichtern (Marguerites) geschmückt, die hier weit größer sind als bei uns. Es stellten sich allmählich auch ein paar Maskenzüge ein. Ein paar Wagen voll Norweger und Dänen mit ihren Frauen und Mädchen, die sich unter Anführung der Malerin Frau Elisabeth Jerichau-Baumann, welche viel im Orient getobt hat, in prächtvollen Costümen als Orientalen darstellten. Ein anderer herrlicher Zug von Beduinen und Arabern mit Schwarzem untermischt, zu Pferde und zu Fuß, in deren Mitte die schönen äppi-

gen Weiber, auf Polstern liegend, unter Palanquinen hingetragen wurden. Die Pensionäre der französischen Akademie mit ihren Genossen hatten ihn veranstaltet; und sie erschienen dann auch an dem Lichter-Abend — dem Moccobi-Abend — auf großem römischem Triumphwagen, sämmtlich in weißen reichen Trachten aus der Zeit Heinrich's IV., bei bengalischer Beleuchtung ihres Wagens. Aber solche Schaustücke, mögen sie noch so sorgfältig vorbereitet sein, machen nicht die Lust des Carnevals, sie stören sie vielmehr und sind dem Wesen des früheren, ganz auf die freie Eingebung des Augenblicks gestellten Festes geradezu entgegen.

Es giebt hier jetzt, wie in anderen Großstädten auch, öffentliche Maskenbälle in den verschiedensten Abtheilungen. In dem am Liber gelegenen großen Locale, dem Polytheama, in welchem alljährlich die Weinausstellung von Italien und andere Ausstellungen ähnlicher Art veranstaltet werden, giebt es mehrere Bälle gegen Eintrittsgeld; auch das neu erbaute und im Herbst eröffnete Theater Costanzi in den oberen Stadttheilen hatte solche. Der deutsche Künstlerclub, der internationale Künstlerclub, der Ruderverein hatten Maskenbälle, und auf der prächtigen Piazza Rabona, die um Weihnachten und in der Carnevalszeit rundum von einer Reihe von Messbuden mit Spielwaaren und Wachsfiguren und Nischen u. s. w. umgeben wird, wurde während des Carnevals bei bengalischer und sonstiger Beleuchtung vom Volk in freier Wahl getanz, wobei denn die naturwüchsigste Heiterkeit zum Vorschein gekommen sein soll. In Allem, was ich von dem Carneval in den Straßen, in den Schenken vor den Thoren und im Costanzi-Theater gesehen, fehlte für mein Auge der frische, freie Zug der Lust, jene forttreibende Freude, die den Zuschauer mit ergreift wie das rechte fröhliche Lachen, bei welchem man zuletzt herzlich mislacht, ohne zu wissen, wodurch es erregt ward. Das „sic thun, als ob sie thäten“ blieb namentlich in dem Straßen-Carneval lange vorherrschend, bis die ungewöhnlich große Zahl der Fremden „die Sache herausbekam“, bis die jungen Mädchen und Männer die Scherze zu verstehen und zu üben lernten und sich Jubel erhob, wenn der Ex-Khedive mit seinen Söhnen und seinem Gefolge immer neue Karren voll Sträußer heranzufahren ließ, um sie in Massen auf die vorüberfahrenden Wagen herabzuschleudern, nachdem das Confetti-Werfen aufgehört hatte, das nur für die ersten Tage, nach dem vom Carnevalverein für die Carnevalszeit in verschiedenen Sprachen herausgegebenen Programm, gestattet worden war.

Aber schon der Begriff eines Carnevalcomités und eines Festprogramms, in das die Bälle und Illuminationen mit eingeschlossen

und das Tanzen auf Piazza Navona mit in die anzusehenden Belustigungen für die Fremden aufgenommen war, erwiebs, daß es sich nicht mehr um den alten Carneval handle, der eben nur darin bestand, daß das Volk sich einmal eine Woche hindurch an den Nachmittagen frei nach seinem Vergnügen in den Straßen belustigte. Die schlanken Minneten, die schmucken Jünglinge und Frauen von Trastevere, von der Lungara, die Montangaren und das zur Stadt gekommene Landvolk mit den schönen Frauen von Albano und Genzano fehlten; und die nach Tausenden und Tausenden zählenden Fremden, welche in den Hotels gar nicht unterzubringen waren, boten keinen Ersatz dafür. Man hatte eine Menge vor sich, wie alle Kirchweihfeste sie bieten, mit Masken hier und da untermischt, die sich gefittet betrug und zwischen der andern fremde und vornehme Leute hin und her fuhren. Aber mich dünkt, Volksbelustigungen, die aus bestimmten Volksstimmungen allein hervorgehen konnten, können nicht fortbestehen, wenn diese Bedingungen sich geändert haben, und lassen sich weder erhalten noch neu beleben. Den einstigen Carneval mit seiner *desinvoltura* hat man eben gehabt und hat an ihn zu denken wie an die Ritterpiele und die *jeux floreaux*. Jünglinge und Männer, welche über Wahlreformen ratzuschlagen, können sehr fröhlich sein und ihr Leben in aller Art genießen; zu dem Scherz eines solchen Blumenfestes aber „geben sie sich in gewissem Sinne doch nur her“, und damit ist er auch zu Ende. Der Carneval in Rom soll — nach dem Urtheil hier weilender Rheinländer — frischer und fröhlicher als der hiesige sein. Ich kenne ihn nicht; aber wer in dem Rom von 1882 den Carneval von 1830 und 1840 anzutreffen erwartete, der ersuhr eine Enttäuschung, die sich uns schon 1867 sehr fühlbar machte.

*
*
*

Weshalich wie mit dem Carneval ist es mit den Feierlichkeiten und den großen Functionen der Char- und Osterwoche. Obschon ihnen ihre Bedeutung nicht genommen werden kann und sie für den denkenden Menschen ihren historisch-poetischen Werth und Zauber nicht verlieren können, auch wenn er nicht mehr an die Dogmen glaubt und nicht mehr kirchlich ist, so haben sie von ihrer schönen Feierlichkeit viel eingebüßt, seit der Papst sich ihnen nicht mehr selber in der Öffentlichkeit unterzieht.

Sie gipfelten früher in der Charfreitagsfeier, welche in der Sixtinischen Capelle abgehalten wurde, in der Osterfeier im Sanct Peter und in dem Segen, welchen der Papst nach derselben von der kleinen Loggia über

der Eingangsthür der Peterskirche im Freien „über die Stadt und die Welt“ aussprach.

Man konnte Protestant oder auch für sein Theil von allem kirchlich-religiösen Glauben losgelöst sein und doch die Größe der in jenen Ceremonien zum Ausdruck kommenden Gedanken und Erinnerungen bis zur tiefsten Herzergrißenheit mitempfunden.

Wenn am Nachmittag des Charfreitag die Klänge des wehlagenden Miserere durch die begrenzten Räume der Sixtinischen Capelle klangen, wenn während des Singens der Tenebre eine Kerze um die andere verlösch und dämmeriges Dunkel sich über die versammelte Gemeinde verbreitete, wie es nach der Tradition sich über die Erde gelegt hatte in der Stunde, in welcher der Verflücher der Religion der Brüderlichkeit und Nächstenliebe geopfert ward und sich opferte, um seinen Glauben an die Wahrheit seiner Lehre zu bekräftigen, so hatte das etwas Erschütterndes. Man schlug sich unwillkürlich an seine Brust und fragte sich: Hast du dem Nächsten gethan, was du willst, daß er dir thue? Und hast du immer den Muth gehabt, ohne Menschenfurcht deine Ueberzeugung zu vertreten? — Ich denke mit wehmüthigem Erinnern an jene Feierlichkeit und ebenso an den Augenblick zurück, wenn am Oftertage in der Peterskirche, der man es ansieht, wie sie gebaut ist, die Menschheit in sich aufzunehmen, oben von der Galerie unter der Niesentappel der Schall der silbernen Posaunen es verkündete, daß der Menschheit in einer neuen Offenbarung ein Heil widerfahren sei. Danach wurde dann eben jener Segen über die Stadt und die Welt gesprochen und damit abermals die Einheit der Menschheit betont und besiegelt. Man brauchte sich alle diese Dogmen und Riten aus dem kirchlich Dogmatischen nur in das Historische zu übersetzen, um ihre Feler mitzugehen und mitempfunden zu können. Ja selbst die Speijung der Armen und die Fußwaschung, die man als Komödien anzusehen gewohnt war, gewannen als Symbole ihre Bedeutung.

Jetzt haben die Feierlichkeiten in der Sixtinischen Capelle zum Theil aufgehört. Das Miserere und die Tenebre werden in der Cardinalscapelle der Peterskirche abgehalten, die an solchen Tagen sehr voll und in der, eben weil man die Möglichkeit lücht, in die Capelle selbst einzutreten, ein Kommen, Gehen, Sprechen ist wie auf einer Straße. Die Segenspendung wird natürlich nicht mehr vollzogen, und der Papst hat, so viel ich weiß, in diesem Winter auch in der Sixtinischen Capelle nur zweimal selber die Messe celebrirt. Einmal am Todestage seines Vorgängers und dann am Tage seiner Thronerhebung. Aber obschon ich durch die Güte meiner Freunde zu den beiden Functionen ein paar Eintrittskarten

erhalten hatte, habe ich sie persönlich nicht benutzt, weil ich die Enge und die Hitze und die Nothwendigkeit scheute, drei Stunden — nehmen Sie das buchstäblich — vor dem Beginn des Gottesdienstes in dem Vorfaal der Capelle am Plage zu sein, um, wenn sie zwei Stunden vor demselben geöffnet wird, sich den Eintritt zu erdrängen.

Für den Privatgebrauch des jeweiligen Papstes einst erbaut, ist die Sixtinische Capelle für Fremde immer nur in beschränkter Anzahl zugänglich gewesen, als dieselben noch vereinzelt in ihren Reisewagen nach Rom gelangten. Jetzt, wo die Eisenbahnen ein paar Mal täglich Hunderte von Fremden nach Rom befördern, das immer mehr ein Pässantenort geworden ist, wo der ganze Continent von Amerika, wo Asien, Indien und Australien ihre gebildeten und ungebildeten Reiselustigen in wahren Völkerverwanderungen nach Italien senden, ist der Andrang zu allem Schenswürdigen überwältigend, und weil man sich gern gefällig zeigt, werden, wie mich dünkt, mehr Einlaßkarten als vordem bewilligt, so daß ohnmächtig werdende und herausgetragene Frauenzimmer zu den sich immer wiederholenden Ereignissen bei diesen Feiertlichkeiten gehören.

Aber wie so oft und so vielfach zeigt sich auch in der Osterwoche und in ihren Ceremonien die Zweifelpaltigkeit in den hiesigen Zuständen, ohne daß sie im Allgemeinen auffällt oder nur zu fördern scheint.

Es ist eine alte Sitte, am grünen Donnerstag „die Gräber zu besuchen“. Dabei handelt es sich jedoch nicht um den Besuch der Kirchhöfe, sondern um den der Kirchen, in welchen der Leichnam Christi oder ein reich mit Blumen geschmücktes Crucifix oder ein Sarg, und zwar meistens unterhalb oder vor einem Altar, ausgestellt werden. Ich habe dabei früher schöne in Wachs oder Gips den besten Gemälden nachgebildete Heilandsgestalten gesehen, und heute noch überbieten die Kirchen einander, je nach ihren Mitteln, in diesen Schaustellungen. Heute noch ist am grünen

Donnerstag die Menge, Männer und Frauen mit Kindern auf den Beinen, von Kirche zu Kirche wandernd, um — zu beten an des Heilands Leiche und, munter daneben mit guten Freunden und Bekannten verkehrend, den Opferstoß nach Kräften zu bedenken.

Neben dieser ganz äußerlichen und leeren Feier aber fuhr die sehr verehrte und geliebte Königin Margarethe nach der Peterskirche, um in ihr, die der König nie betritt, das „Grab“ zu besuchen und dort ihr feierndes Gedenken an den Bekruzigten zu begeben. Und eben in solchem Gegenfaze traten am zweiten Oftertage, an welchem die „Taufe der Juden und Heiden“, die immer nur spärlich auszufallen pflegte und im Lateran vollzogen wird, in der italienisch-protestantischen Kirche eine Anzahl Katholiten zum Protestantismus über. Hier heißt es wirklich oftmals: „Doch eng im Raume stoßen sich die Dinge!“

Nun die Ofterzeit vorüber ist, wird es stiller in Rom, still in den Kirchen, still und ruhig in den Galerien — und man genießt das mit Lust, denn in der Höhe des Fremdenverkehrs hat man der zum Theil so seelenlos die Galerien durchflutende Menge gegenüber oft das tröstliche Gefühl in sich lebendig zu erhalten: sie schaden den Statuen, den Bildern nicht, sie sehen ihnen nichts von ihrer heiligen Schönheit ab! und wahrhaftig — das ist ein Glück.

Wenn man den wüsten Fremdenstrom hier im Stillen gelegentlich sehr ehrlich verwünscht hat, so hat doch auch wieder das Zusammenkommen von und mit Menschen aus allen Zonen einen großen Werth, und was früher die kirchlich-religiöse Gemeinschaft für Rom bewirkte, es zu einem Mittelpunkte für die christkatholische Welt zu machen, das bewirken jetzt der Cultus der Kunst und die Liebe für dieses unvergleichlich schöne Land.

Wer Rom kennt und hier mit offenem Herzen und offenem Sinn gelebt, der hat eine ewige Sehnsucht in sich aufgenommen und den zieht es mit unwiderstehlicher Gewalt immer wieder hierher zurück.





Literarische Mittheilungen.

Neue Novellen.

II.

Das Sinn-Gedicht. Novellen von Gottfried Keller. (Berlin, W. Herz.)

Wenn wir neulich* gelegentlich der Besprechung von Heyses „Troubadour-Novellen“ sahen, daß es die Grundnatur der Novelle ist, sich in den einzelnen Fall zu vertiefen und zu diesem Fall eine möglichst sonderbare, „eine unerhörte Begebenheit“, wie Goethe es ausdrückt, mit Vorliebe zu wählen, so giebt uns heute die Betrachtung von G. Keller's neuester Novellen-Sammlung Veranlassung, eine zweite Eigenthümlichkeit dieser Dichtungsart hervorzuheben, welche zuerst mit jener ihrer Grundnatur im Widerspruch zu stehen scheint, um, richtig erkannt, nur den innigen Zusammenhang der Species mit dem Genus zu beweisen und zu erhärten.

Diese Eigenthümlichkeit aber ist die Abneigung der Novelle gegen ein Einzelbasein oder, es positiv auszudrücken, ihre Neigung, sich mit anderen ihrer Art zusammenzuthun zu einer Gruppe, die womöglich noch die Gesellschaft einer zweiten, dritten u. s. w. Gruppe sucht, in welcher jeder — und das macht sie eben zur Gruppe — wieder wie in jener ersten entweder ein und dasselbe Thema variirt wird oder doch nur solche Fälle behandelt werden, die sich ohne große Mühe unter einen Gesichtspunkt bringen lassen.

Das bekannteste Beispiel dieser seltsamen Tendenz zur Gruppenbildung ist Boccaccio's Decamerone; und daß es sich hier nicht um den zufälligen, absonderlichen Einfall eines Dichtersindividuum's handelt, beweisen die Miltischen Erzählungen des Alterthums, die orientalischen Märchen von „Tausend und eine

Nacht“, die Canterbury Tales des Mittelalters und andere modernere und modernste, vielleicht weniger kunstvoll ausgeprägte, aber auf demselben Gesetz basirte, dieselbe in der Tiefe waltende Kraft offenbarenden Erscheinungen.

Dies Gesetz ist das uns bekannte der epischen Phantasie, welche sich nicht an einem kleinen Weltauschnitt genügen läßt, sondern ihre beste Kraft einsetzt, einen größeren und den möglichst großen Besitz von der Welt zu ergreifen. Kann sie dieses Gesetz nicht, wie im Volksepos, ganz oder, wie im Roman, wenigstens theilweise erfüllen, muß sie in der Novelle den einzelnen Fall, der ihr eigentlich widerstrebt, zu ihren Zwecken verwenden, so sucht sie eben dadurch, daß sie die Fälle cumulirt, zu ihrem Ziele, das ist zu dem Ueberblick des menschlichen Lebens und Gesamtbilde der Welt zu gelangen.

Nur so können wir verstehen, warum die Novellendichtung in Zeiten, die ihr günstig sind, sich niemals mit einzelnen Hervorbringungen zufrieden giebt, sondern stets als Massenproduction auftritt; und wiederum auch die einzelnen, zur Novellendichtung besonders veranlagten Individuen eine bei den Dichtern der anderen Arten nicht eben häufig wahrzunehmende Fruchtbarkeit entsalten.

In genauem Zusammenhange mit jener unabweislichen Neigung zur Gruppenbildung finden wir bei den Dichtern dieser Gattung eine andere, nicht gerade obligatorische, aber doch häufig beobachtete. Es ist dies die Neigung, eine derartige Gruppe, die sich oft ohne die eigentliche Absicht des Dichters, gewissermaßen spontan, gebildet hat, nachträglich auch als solche zu kennzeichnen. Manchmal reicht zu diesem Zweck ein gemeinschaftlicher Titel aus: „Troubadour-Novellen“ — „Aus zwei Hemisphären“ oder dergleichen; oft aber begnügt

* Aprilheft, S. 139.

sich der Dichter damit nicht, sondern umschließt eine Reihe von Dichtungen mit einer eigens zu diesem Zweck geschaffenen, wiederum novellistischen Dichtung, gerade wie man ein Gemälde mit einem Rahmen umschließt, um es von seiner Umgebung, zumal von etwa benachbarten anderen Bildern, zu sondern und abzuheben. Nur daß dieser novellistische Rahmen einmal aus demselben Material ist wie das umschlossene, vielmehr die umschlossenen Gemälde und sodann doch auch noch eine zweite, nicht bloß praktische oder rein ornamentale Bedeutung hat. Mindestens gewinnen kann in der Hand eines Dichters, der den Rahmen so sinnreich zu formen versteht, daß aus demselben ein deutungsvolles Licht auf die eingerahmten Gemälde fällt, die nun nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich als keine vereinzelte, willkürlich zusammengewürfelte Stücke, als „disjecta membra“ erscheinen, vielmehr als in tieferem Sinne zusammengehörende Erzeugnisse eines einheitlichen, die bunten Dinge der Welt von einem ganz bestimmten Standpunkte aus betrachtenden Dichtergeistes.

Der Leser wird für diese Sätze, die hier nur flüchtig umrissen, nicht ausgeführt werden können, mit Leichtgligkeit illustrierte Beispiele in der ihm gefälligen Novellen-Literatur finden, aber keines, das nach allen Seiten bezeichnender wäre als eben Keller's „Sinngedicht“.

Hier haben wir eine längere Reihe von Novellen, deren gemeinschaftlicher Charakter noch ausgesprochener ist, als bei denjenigen der Fall war, welche der Dichter in den früheren Gruppen der „Jüricher Novellen“ und der „Leute von Selbwyla“ zusammenstellte. Dort mochte noch eine und die andere Biere nicht unbedingt in den umschließenden Rahmen gehören; hier liegt die Zusammengehörigkeit auf der Hand und würde erkannt werden auch ohne den Rahmen, geschweige denn jetzt, wo der Dichter denselben mit nicht minderer Kunst und Sorgfalt ausgearbeitet hat als irgend eine der eingeschlossenen Novellen. Und zwar mit voller Absicht zu dem oben angeführten zweiten tieferen Zwecke ausgearbeitet hat: genau den Standpunkt zu fixiren, von welchem er selbst beobachtet und gemalt und auf den sich nun auch der Leser mit ihm stellen soll. Und um so leichter stellen kann, als Alles sozusagen mit natürlichen Dingen zugeht; der Dichter, um uns zu orientiren, keinen Augenblick anshört, Dichter zu sein; sich niemals zum docirenden Führer aufwirft, sondern immer fröhlich mit den fröhlichen Wanderern einherzieht, einherziehen scheint, wenn er auch in Wirklichkeit beständig die klugen Augen auf das Ziel gerichtet hält und uns durch vielerley abgewandte Pfade unmerklich zu demselben leitet.

Oder, es anders auszudrücken: die umrahmende Novelle — zugleich die, auf welche der

Titel „Das Sinngedicht“ einzig paßt — ist, für sich betrachtet, nichts als eine weitere Variation des Themas: „Welches sind die psychischen, physischen und socialen Grundbedingungen einer glücklichen Ehe?“ und unterscheidet sich nur dadurch von den anderen Novellen-Variationen, daß die Liebenden hier, wie sie das Problem praktisch auf das anmutigste und entschiedenste lösen, es auch in dem Austausch ihrer Gedanken als natürliches, ja, wie die Sache liegt, notwendiges Gesprächsthema aufwerfen und in der unterfänglichsten Weise theoretisch nach allen Seiten durcharbeiten dürfen.

Das hört sich denn so leicht an, ist aber in Wirklichkeit eine Aufgabe, die glücklich zu lösen nur ein Dichter hoffen darf, der alle Mittel seiner Kunst völlig beherrscht.

Und als ein solcher hat sich denn G. Keller hier wieder einmal auf das glänzendste bewährt. Ich hebe das mit allem Nachdruck hervor, weil das Sublimste geeignet ist, dergleichen Manifestationen höchster Kunst als etwas Selbstverständliches, wie „Essen und Trinken frei“ hinzunehmen, ohne zu bedenken, daß es dadurch den Meister auf eine Stufe mit dem Anfänger oder gar Stümper stellt und, indem es sich so einer flagranten Ungerechtheit gegen den wahren Künstler schuldig macht, zugleich ein Unrecht an sich selbst begeht und sich durch seine Unterschätzungsfähigkeit um den feinsten seelischen Genuß bringt: die verständnißvolle Bewunderung des Genie's.

Ich setze hier, wie auch sonst gern, die Kenntniß des Wertes, über das wir uns unterhalten, bei dem Leser voraus. So bin ich denn in der glücklichen Lage, annehmen zu dürfen, daß meine nothgedrungen flüchtigen Andeutungen der hohen poetischen Verdienste des „Sinngedicht“ das vollste Verständniß finden, und ich ebenso keinem Mißverständniß ausgesetzt bin, wenn ich bei aller herzlichsten, aufrichtigsten Anerkennung und Bewunderung so hoher Verdienste auf einige Punkte aufmerksam mache, die ich einfach Fleden nennen würde, wenn es nicht eben Sonnenflecken wären und also auch so genannt werden müßten. Ja, ich gestehe, ich würde, glaube ich, im wohlverstandenen Interesse sowohl der Kunstgilde als besonders des ohnedies zum Tadel nur zu geneigten Publicums auf diese Punkte gar nicht zu sprechen kommen, wenn ich nicht zu genau wüßte, daß gerade sie es sind, an welchen selbst wohlgesinnte Leser Anstoß nehmen; und die, wie sie denn auch sonst häufiger bei unserem Dichter vorkommen, vielfach zu seinem von den Verehrern mit Zug und Recht beklagten Mangel an Popularität beitragen.

Ich meine aber damit gewisse Absonderlichkeiten in dem Thun und Gebahren der geschilderten Personen, für die entweder gar kein Grund oder doch kein zureichender vorzuliegen

schreit. Als ein sehr mildes Beispiel dieser Art erwähne ich die auf S. 37 geschilderte Scene, wo Reinhard die beiden dienenden Mägde, „den Rücken gegen das Glas (des Spiegels) gewendet, aufstellt“. Man — ich meine die Hälfte der Leser — sagt sich: Was soll das nun? Das Wohlgefallen, nun „vier Figuren statt zweier zu sehen, indem der Spiegel den Rücken und die Rückseite der schmucken Trägerinnen wiedergab“ — reicht es wirklich für einen wohlgeleiteten Menschen der guten Gesellschaft — Gentleman, sagen die Engländer — aus, um die Mädchen in diese Situation zu bringen, sie in derselben festzuhalten, bis sie den „Ruthwillen“ merken und „erzöthend aus dem Zimmer laufen?“ — Bedeutlicher ist das Benehmen der „armen Baronin“ (S. 159), die, „mitten auf der Treppe liegend, Messer blaul schneuet“ und nach dem vorüberjpringenden Brandolf „mit einem der Messer“ sticht, wenn auch nur nach „seiner Ferse“. Ganz abgesehen von der Puß-Situation (die in einem Berliner Hause, selbst in dem ärmlichsten und erbärmlichsten, einfach unmöglich wäre) — der Leser bezweifelt, und wohl mit Recht, daß ein im Grunde feines und gestittetes weibliches Wesen (als welches sich ja die Dame doch nachträglich herausstellt) in ihrer tiefsten gesellschaftlichen Erniedrigung und obligaten moralischen Depression zu einer solchen — unfeinen Thathandlung sich hinreißen lassen wird.

Und doch sind das nur Kleinigkeiten (zu denen ich auch das Benehmen des Geistes)

in „Die Geisterseher“ [S. 242] rechnen will, inclusive des Begreifens der Decke vom Leibe des Schlafenden im Vergleich zu dem Scherz, welchen sich (S. 209 ff.) der eben der Geliebten angetraute junge Gemann gegen den geschiedenen Gatten seiner Frau und deren Bruder erlaubt. Einen solchen Scherz zu solcher Stunde, so eingeleitet, so executirt — das erklären nicht fünfzig, das erklären neunundneunzig von hundert Lesern für eine moralische Unmöglichkeit; und es werden dieser neunundneunzig nicht wenige und nicht schlechteste sein, die da einfach das Buch zu- und ein anderes von demselben Autor so bald nicht wieder aufmachen.

Mit Unrecht und sehr zu ihrem Schaden, denn was wollen denn diese paar Absonderlichkeiten — oder neune man sie meinetwegen Häßlichkeiten — sagen im Vergleich zu der Fülle und Ueberfülle wundervollster Schönheiten eines Dichters, der sonst gerade durch herrliche Loyalität der Gesinnung und tiefste Sittlichkeit ausgezeichnet ist neben seinen speciellen poetischen Qualitäten? Wirklich ganz und gar nichts. Und das möchte ich den hier zur Ungebühr empfindlichen Lesern dringend ans Herz legen, aber möchte auch zugleich dem verehrten Dichter zu bedenken geben, ob er nicht wirklich hier und da in dem „Nunc pede libero pulsanda tellus“ auf das erste Wort ein zu geringes Gewicht legt und es dadurch mit den guten Leuten verdirbt, die in der Musik weniger auf Schwung und Feuer als auf den rigoros richtigen Tact halten. Fr. Sp.

Ein „Tendenz-Roman“.

Der neue Ahasver. Roman aus Jung-Berlin von Friß Mauthner. 2 Bde. (Dresden u. Leipzig, S. Minden.)

„Mein Buch ist ein Tendenz-Roman,“ versichert der Verfasser in der „an Theodor Mommsen“ adressirten Vorrede seines Buches; „ich denke gar nicht an den Beifall des Aesthetikers, ich will die Zustimmung des Eihiters, vor Allem des Geschichtschreibers.“

Der Verfasser erlaube, daß wir ihn für einen Augenblick beim Worte nehmen. Sein Buch sei ein Tendenz-Roman, sagt er. Was kann er damit haben sagen wollen? Vielleicht dies: „Ich habe mich der Form des Romans nur als eines Behältels bedient, um meine Meinungen und Ansichten an den Mann zu bringen. In dem Eifer, diese letztere Absicht zu erfüllen, ist es mir gleichgültig gewesen, ob die Form darüber in Trümmer ging.“

Ist dies der Sinn jener obigen Verwahrung so that er allerdings wohl, an den „Beifall des Aesthetikers gar nicht zu denken“. Aber hätten seine Gedanken nicht noch ein wenig

weiter gehen, hätte er sich nicht sagen müssen, daß er, indem er so achtungslos mit einer Form umsprang, vor der er doch selbst bei anderen Gelegenheiten die höchste Achtung fordert, nicht sowohl an den Beifall des competenten Richters verzichtete, als vielmehr das höchste Mißfallen desselben geflissentlich provocirt und sich wirklich nicht wundern dürfte, wenn ihm dies Mißfallen in den schärfsten Ausdrücken zu erkennen gegeben würde? Hat er daran wirklich nicht gedacht oder hat er es? und sich über die schweren Bedenken wegsetzen zu sollen geglaubt mit dem leidigen Trost, daß hier einer jener Fälle vorliege, wo der Zweck das Mittel heiligen müsse?

Nun pflügt aber diese Festigung um so nothwendiger zu sein, je krummer und schiefes das Mittel, um so weniger hält man das Mittel gemeinlich für zweckentprechend, also daß die Schlussmoral meistens darauf hinauskommt: man hätte viel geschwieber gethan, von vornherein das rechte, das gerade Mittel zu wählen.

Auf einen literarischen Fall angewandt, heißt dies:

Wer wirklich keinen ästhetischen Zweck im Auge hat, wenn es bei der Behandlung einer Tagesfrage alles Ernstes nur um die Zustimmung des Kritikers, des Historikers zu thun ist, fügt sich selbst den größten Schaden zu, wenn er nicht auf dem legitimen, das heißt geraden, das heißt kürzesten Wege auf sein Ziel losgeht und, was er zu sagen hat, direct ausspricht mit allem Scharfsinn, der ihm zu Gebote steht, mit aller Gelehrsamkeit, über die er verfügt, mit allem Pathos, dessen er fähig ist und das die Sache trägt, ohne poetische Einleitung, rein prosaisch in Form eines Leitartikels, einer Broschüre, eines Buches, je nach dem Umfang des betreffenden Gegenstandes. Denn wie darf er sich schmeicheln, seine ebenfalls sehr scharfsinnigen, sehr gelehrten, sehr berechneten Gegner zu überzeugen oder wenigstens zu entwaffnen dadurch, daß er — einen Fall erzählt? — einen Einzelfall, der ja schlechterdings nichts beweist! die von dem Verfasser aufgestellte Regel nicht constituirt, im Gegentheil sehr wahrscheinlich von den Gegnern als ein Ausnahmefall hingestellt wird, der ihnen sehr gelegen kommt, die Unumstößlichkeit des von ihnen behaupteten Gesetzes zu sanctioniren, für welches sie übrigens noch hundert Fälle als trefflichste Paradiigmata in Petto haben!

Der Romandichter kann ja nichts Anderes als einen Fall erzählen.

Wie nun aber, wenn er in seinem eigensten Interesse diesen Fall so sorgsam wählt, daß er allerdings ein Unicum, aber nur deshalb ein Unicum ist, weil er, was in Dutzenden von anderen ähnlichen Fällen zerstreut vorkommt, in sich vereinigt? Und er diesen Fall so sorgsam erzählt, wie er ihn gewählt hat; so sorgsam, daß Alles an ihm und in ihm auch zum Vorschein und zur Darstellung kommt? Und kein Gegner auftreten und sagen kann: Ja freilich, wenn du Dies in ein scharfes Licht stellst und Jenes mit gnädigem Schatten bedeckst! Dies mit Emphase verkündest und Jenes klüglich verschweigst! Sondern Freund und Feind, soweit sie überall christlich sind, eingestehen müssen: es ist nur ein einzelner Fall und beweist als solcher nichts; aber es ist ein merkwürdiger Fall, der uns zu denken giebt, ja, der uns erschüttert, weil er, wenn nicht die ganze Wahrheit, so doch nur Wahrheit bringt; dann —

Ja, dann hat sich freilich das Mittel bewährt; aber es hat auch aufgehört, Mittel zu sein; ist sich Selbstzweck geworden; ist kein Tendenz-Roman mehr, sondern ein christlicher Roman, der um den Weisfall des Aesthetikers nicht länger bange zu sein braucht und der sonderbarerweise auch „die Zustimmung des

Kritikers, vor Allem des Geschichtschreibers“ ebenso sicher finden wird, wie sein häßlicher Doppelgänger darauf gefaßt sein muß, es mit dem Aesthetiker, Kritiker und Geschichtschreiber zugleich zu verschütten.

Unser Fall nun ist glücklicherweise einer von den eben beschriebenen, wo sich das Mittel starker erwies als der Zweck oder, wenn man will, der Anwender des Mittels nur die Natur und Tugend eben des Mittels sich voll entwickeln zu lassen brauchte, damit der ursprünglich allein gewollte Zweck sich als Nebenfolge mit einfind. „Der neue Ahasver“ ist Tendenz-Roman nicht mehr und nicht weniger, als es eben jeder Roman ist, der aus der unmittelbaren Gegenwart seinen Stoff nimmt.

Das ist kein geringes Lob, wenn man bedenkt, daß der Autor sich die ohnehin nicht leichte Aufgabe so schwer gemacht hat, als man sie möglicherweise machen kann. Weit entfernt, die friedlicheren Partien des Lebens aufzusuchen, die es denn doch, Gott sei Dank, auch noch heutzutage giebt, springt er mit beiden Füßen in das Gemüth des erbittertesten Kampfes, wütht er sich ab an der Klarstellung und Lösung der leidigsten aller Fragen: der sogenannten Judenfrage. Wenn ihm hier das Menschliche passirte, daß sein für die Angegriffenen und Verfolgten schlagendes Herz den Angreifern und Verfolgern nur Jorn und Haß entgegenbrachte — wer würde es nicht begreiflich finden? Aber es ist merkwürdigerweise nicht der Fall, er befehligt sich hinüber und herüber der größten Unparteilichkeit; mißt beiden Theilen Sonne und Wind so gleichmäßig zu, daß wir sehr begreiflich finden, was er in der Vorrede versichert: er habe bereits während des Erscheinens des Romans in den Zeitelctons der Zeitungen den Jorn der Extremen hüben und drüben auf sich geladen: sowohl „des Böbels höherer und niederer Stände, der sein Gift gegen den jüdischen Stamm verschwendet, als derjenigen Juden, die so wahnsinnig sind, mitten im Herzen Deutschlands eine orientalische Enclave bilden zu wollen“. Dieser dualistische Jorn ist denn freilich der beste Beweis seiner Objectivität, und der „Tendenz-Roman“-Dichter hat Jurg und Recht, daraus den Schluß zu ziehen, daß er „in manchen Stücken wohl das Richtige getroffen“.

Er hat es denn freilich in manchen auch verfehlt, und mir dünkt in keinem Stücke mehr als in der höchst rührenden, aber auch höchst unmöglichen Angenutität und Unschuld, mit welcher er das Liebespaar durch diese sehr verderbte Welt gehen läßt, bis die guten Seelen denn freilich, wollend oder nicht wollend, die trümmrigen Augen aufmachen müssen. Heinrich, der in Prag geboren und bis zum Jünglingsalter gelebt und, wie sich später heraus-

stellt, als Judenrabe böseste Unbill auf der Schule erfahren, sieht „betroffen“, als er, nach siebenjähriger Abwesenheit zurückkehrend, von einem Vorübergehenden, bei dem er sich nach der Kaiserergasse erkundigt, zu hören bekommt, dieselbe liege „in der Judenstadt“. Er fühlt sich „peinlich berührt“, und freilich mit Zug, wenn es wahr ist, was der Autor versichert: „Seit sieben Jahren hatte ihn nichts, aber auch gar nichts daran erinnert, daß er kein schlichter Mensch sein sollte wie alle anderen auch.“ Aber kann das wahr sein? oder muß man nicht, wenn es wahr ist, leider zugeben, daß der gute Heinrich dann ein ganz immenses Glück gehabt hat? Ein viel größeres sicher als der brave Sanitätsrath, der, gelegentlich auf Heinrich's jüdische Abstammung zu sprechen kommend, äußert: „Nun, ich wünsche, daß dieser antiquarische Umstand Ihnen nicht so vielen Kummer bereiten möchte wie mir im Anfang meiner Thätigkeit.“ Der gute Heinrich fällt natürlich wieder aus seinem Unschulds-himmel und fragt „erschreckt“, „ob denn auch im Herzen Deutschlands die Gleichheit der Menschen noch immer nicht vorhanden sei?“ worauf denn der erfahrene Freund nicht ohne Euphemismus antwortet: „Sie sind sehr jung, daß Sie noch so fragen können.“ Und da nun seine Geliebte, die holde Clemence, jedenfalls noch einige Jahre jünger ist als er, kann man sich freilich nicht wundern, wenn sie, als ihre Familie sich ihrer Verbindung mit Heinrich widersetzt, zu diesem spricht: „Sage, Heinrich, was soll denn das heißen, daß sie behaupten, du seist ein Jude. Das verstehe ich nicht. Du bist doch ebenjo ein Mensch wie ich oder Papa oder dein Freund Laslow.“ Der gute Heinrich ist mittlerweile bereits so gewipigt, daß er nicht mehr betroffen dasthet oder erschrickt, sondern mit sühbarer Ironie antwortet: „Ich hoffe wirklich, daß ich nichts Anderes bin. Aber ein Jude bin ich doch. Du magst daraus sehen, daß du dir unter einem Juden etwas Falsches vorgestellt hast.“ Worauf das Fräulein: „Ich habe nur im Grunde gar nichts darunter vorgestellt. Eigentlich habe ich gar nicht daran gedacht, daß es noch lebendige Juden giebt.“ Und die junge hochadelige Dame ist nicht etwa ein Gänsechen von Buchenau, sondern ein sehr nachdenkliches, mit sehr offenen Augen in das Leben blickendes Mädchen, in Berlin geboren und erzogen, und das Haus ihrer Eltern liegt „Unter den Linden“! — Du ahnungsloser Engel du! dürste der euphemismustreiche Medicinalrath hier gerufen haben.

Der Grund, weshalb der Verfasser die Liebenden mit dieser ahnungslosen Unschuld ausgestattet, liegt auf der Hand: er wollte, daß die beiden Gestalten sich licht von dem düsteren Hintergrunde abhoben; aber er hat durch den idealen Farbenton das gleichmäßig reali-

stische Colorit seines Gemäldes gestört. Es sind noch ein paar andere Störungen da, die eine andere Ursache haben, nämlich die, daß, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Localfarbe verfehlt ist, so z. B. der wohl ein paar Längengrade zu weit von Osten nach Westen transponirte antisemitische Ramoal, in welchem Clemence ihr junges Leben verliert; daß in dem friedlichen, des Sommerabends von Spaziergängern wimmelnden Thiergarten unübliche Duell und Aehnliches. Auch ein paar Verzeichnungen sind uns aufgefallen, unter denen das Auftreten Victor's in der Antisemitenversammlung die schlimmste sein dürfte. Ein recht braver, aber nichts weniger als geistreicher mecklenburgischer Landjunker, der plötzlich zum Redner mit glänzender Rede und treffendster sokratischer Ironie wird; ein activer Husarenoffizier, der, und wessenich in Civil, sich direct in eine Agitation von so hochpolitischem Charakter mischt — den satten- und tactfesten Herren Kameraden des guten Victor wird die loyale Haut schauern, wenn sie das lesen!

Aber das sind schließlich nur Einzelheiten, über die man freilich nicht wegsehen kann, die aber doch den Werth des Ganzen nicht wesentlich beeinträchtigen. Und dieser Werth ist nicht gering. Es gehört nicht nur eine müthige, sondern auch geschickte Hand dazu, einen so heillen Stoff zu ergreifen und ihn, Alles in Allem, in einer durchaus übersichtlichen, nicht geradezu unwahrheitlichen Fabel zu formen, so daß innerthals derselben so ziemlich sämtliche Hauptseiten des Themas durch das Dasein und den Contact der in die Fabel verflochtenen repräsentativen Menschen auf ungezwungene, ja nothwendige Weise zum Ausdruck und Austrag kommen.

Das ist um so höher anzuerkennen, als der Autor offenbar das Verhältniß des Inhalts seines Wertes zum Umfang nicht sorgsam genug abgewogen hat. Eine Geschichte, die vor 1866 beginnt und in unseren Tagen endet, läßt sich in zwei mäßig starken Bänden nicht wohl ohne starke Sprünge erzählen. An solchen, des gleichmäßigen Vortrag beeinträchtigenden, vielmehr aufhebenden Sprüngen fehlt es denn auch dem Buche nicht, und das möchte — vom ästhetischen Standpunkte gesehen — der übelste Streich sein, den das Vorwiegen der Tendenz, das heißt das allzu eifrige Bestreben, seine letzten Gedanken über die vorliegende Frage an den Mann zu bringen, dem Autor gespielt hat. Wenn es ihm trotzdem — trotz dieser bösen Sprünge — gelungen ist, uns eine lange Doppeltreihe interessanter, durchaus lebenswahrer Menschen vorzuführen, eine ganze Anzahl bedeutender, höchst wirksamer Scenen hinzustellen, ohne zu dem leidigen, völlig profaischen Mittel abstracter Charakter-

oder Situationsbildungen seine Zuflucht zu nehmen, so spricht das wahrlich für ein nicht gewöhnliches Darstellungstalent.

Möge der Autor diese seltene Gabe, diese *conditio sine qua non* jedes dichterischen Erfolges, fleißig üben und so allmählich ganz in den Dienst der Kunst stellen! Er braucht deshalb nicht an seinem schönen Eifer, an seinem feurigen Wagemuth einzubüßen; er braucht sich deshalb nicht von dem Leben der Gegenwart abzuwenden und vor der „Tendenz“ zu betreten. Wir glauben ihm bewiesen zu haben, daß sein Selbstvorwurf nach dieser Seite nur zum kleinsten Theil gerechtfertigt

war, und fügen unsere Uebersetzung hinzu: daß jene verwandene Concitanz, die es Allen recht machen möchte, das beste Mittel ist, es mit Allen zu verderben. Der Romanschriftsteller soll und muß Farbe bekennen, soll und muß eine „Tendenz“ haben. Aber freilich wird er sich den vollen Beifall des Kunstheilers nur eringen, wenn er seinen Stoff so wählt und abgrenzt, daß der Inhalt in die Form aufgeht, in jedem Punkte dargestellt und so das durch die Kunst überall bezähmte und bewachte Feuer der Tendenz, seiner ästhetischen Furchtbarkeit beraubt, zu einer auch für die Kunst wohlthätigen Macht wird. Fr. Sp.

Lebensbilder.

Eine Biographie Napoleon's I. ist eine der größten Aufgaben, welche ein neuerer Historiker sich stellen kann: **Napoleon Bonaparte**. Seine Jugend und sein Emporkommen. Von Arthur Döhling. (Zena, Frommann.) Der vorliegende zweite Band des Werkes, dessen erster Band 1877 erschien, nimmt die Geschichte Napoleon's an dem Punkte auf, an welchem er im Mittelpunkt der Revolutionsbewegung in Paris selber 1795 eine entscheidende Rolle zu spielen beginnt, und führt sie bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Wir haben auf den ersten Band unsere Leser schon früher aufmerksam gemacht. Sein Hauptverdienst war, daß er aus der corrischen Geschichte heraus die Richtung dieses Herrschergenies begründlich machte. Nunmehr, da Napoleon sich plötzlich als Oberbefehlshaber in Paris befand, verlor die kleine Heimatinsel für seinen christlichen Blick jede Bedeutung. Die Geschehnisse Frankreichs, ja Europa's sind von da ab mit den Ränken verbunden, durch welche Napoleon emporkam, und das Interesse des vorliegenden Werkes, wenn man von dem Persönlichen absieht, liegt gerade darin, daß diese Periode wirklich den Mittelpunkt bildet, von welchem aus das Schicksal Europa's am einfachsten überblickt wird. Die Archive von Berlin und London haben dem Verfasser ein bedeutendes neues Material gewährt, weniger glücklich war derselbe in Paris, wo ihm zumal der Einblick in die Correspondenz des Generals Bonaparte und in die Protokolle des Directoriums verweigert wurde.

Das Bild eines bedeutenden philosophischen Schriftstellers aus dem vorigen Jahrhundert wird erneuert in: **Mendelssohn's Schriften zur Philosophie, Aesthetik und Apologetik**. Von Moriz Brasch. 2 Bde. (Leipzig, V. Bohn.) Das Bild Mendelssohn's ist etwas abgeblaßt. Populäre philosophische Schriftstellerei steht heute nicht hoch im Werthe, und gerade über die

des vorigen Jahrhunderts hat man sich zu Ivotten gewöhnt. Was Mendelssohn betrifft, so ist eine solche Betrachtungsweise unrichtig. Als Kant die bekannten „Korngelbstunden“ von Mendelssohn las, erklärte er sie für die vollkommenste Darstellung derjenigen Metaphysik, welche er selber freilich zertrümmert hat. Man wird in dem „Phädon“ oder in einer Abhandlung, wie die von der Unsterblichkeit der Seele ist, dieselben Argumente finden, welche den Mittelpunkt der Beweisführung in einigen heute sehr berühmten Schriften bilden. Dazu hat Mendelssohn eine Vollendung in schlichter und natürlicher Prosa, welche bei der Lectüre immer neues Vergnügen erregt. Die Ausgabe selber ist tadellos, die Einleitung des Herausgebers vortrefflich und Ausstattungen und Druck machen der Verlagshandlung alle Ehre.

Das Bild eines neueren Philosophen wieder in den Vordergrund gerückt und außerordentlich verkannte Arbeiten desselben wieder zur Anerkennung gebracht zu haben, ist das sehr bedeutende Verdienst eines Werkes, dessen dritter abschließender Theil nunmehr vorliegt: **Schelling's positive Philosophie**. Von Constantin Franz. Dritter abschließender Theil. (Möthen, Paul Schettler's Verlag.) Die letzte Epoche Schelling's hat allzu lange unter dem Schatten seiner früheren, doch theilweise unreifen und überreifen, wenn auch genialen Arbeiten gestanden. Alles, was Leibes über den Schöpfer der Naturphilosophie zu sagen war, dehnte man ohne Weiteres auf die Arbeiten seines Alters aus, welche schon als Schriften aus dem Nachlaß nur geringe Beachtung fanden. Alles denkbar Ueble war von diesen Schriften gesagt worden, lange ehe sie hervortraten. Und doch besteht in Bezug auf den Werth ein bemerkenswerther Unterschied zwischen den so berühmten gewordenen Schriften seiner Jugendzeit und der reifen, überlegten und überlegenen Gedankenarbeit, welcher er eine lange Reihe

von Jahren in größter Anstrengung gewidmet hat. Jedoch kann wohl gesagt werden, daß die Zeit, in der diese Schriften erschienen, wenig geeignet war, ihre Bedeutung zu erfassen. Es war die Zeit, in welcher Stranz' „Leben Jesu“ als das höchste Werk der Bildung erschien und diese sich für viel zu vorgeschritten hielt, mit der Thatfache von Kirchen überhaupt noch zu rechnen. Es war die Zeit des überwiegenden naturwissenschaftlichen Geistes. Da nun aber die ganze Gedankenarbeit von Schelling in dieser letzten Epoche darauf gerichtet ist, mit Hülfe des Schlüssels der Religionen die geschichtliche Welt zu erschließen, so konnte nicht erwartet werden, daß irgend ein erhebliches Interesse einer solchen Gedankenarbeit entgegen komme. Und nach verschiedenen Äußerungen Schelling's war dies auch ein Hauptgrund, aus welchem viele so gut als vollendete Arbeiten in seinem Pult verschlossen blieben. Er beurtheilte die Zeit ganz zutreffend. Mit richtigem Gefühl hat Constantin Franz der veränderten Zeit die verschmähte positive Philosophie Schelling's wieder nahe gebracht. Hierzu war er in hohem Grade geeignet, denn seine natürliche und kraftvolle Prosa hat ihn befähigt, eine Darstellung des Systems von Schelling zu geben, welcher auch ein weiter Kreis der Gebildeten mit sehr lebhaftem Interesse wird folgen müssen. Und sein Sinn für das, worauf es schließlich einer Philosophie ankommt, sein gerades Wort dafür rücken die Philosophie Schelling's mitten in das lebendige Interesse des Tages. Constantin Franz erwartet von der positiven Philosophie, sie werde das Christenthum in seiner inneren Wahrheit wieder neu zur Geltung bringen, und so knüpft er an dieselbe das Interesse, daß die innere Befestigung, in welcher die gegenwärtige Civilisation sich befindet, endige, die revolutionäre Periode zum Abschluß komme und eine neue Zeit positiverer Schöpfungen beginne.

Ein Dichter, welcher ein Jugendgenosse Schelling's war, tritt uns durch eine neue Publication in kräftigerer Beleuchtung entgegen: *Novalis'* Briefwechsel mit Friedrich und August Wilhelm, Charlotte und Caroline Schlegel. Von F. W. Raich. (Mainz, Franz Kirchheim.) Ich habe schon einmal in diesen

Blättern darauf hingewiesen, daß diese Sammlung unser Bild von *Novalis* in sehr wesentlicher Weise corrigirt. Ihren Mittelpunkt bildet die Correspondenz mit Friedrich Schlegel. Während die bisher veröffentlichten Briefe Hardenberg in seinen gemüthvolleren Lebensbeziehungen zeigen, erscheint er hier als mit einer ungemein intellektuellen Actualität ausgestattet. Man sieht ihn auf den Mittelpunkt der Wissenschaft mit einer Art von sieghafter Selbstgewißheit hindringen und man fühlt aufs Neue, daß Niemand sagen kann, wie weit *Novalis* als Dichter, Denker und Schriftsteller vortragebrungen sein würde, hätte der Tod nicht zu früh all dieser inneren Arbeit ein Ende gemacht.

Zwei pädagogische Memoirenwerke sind im Druck erschienen, die erste ein Wiederabdruck: *G. F. Dinter's* Leben, von ihm selbst beschrieb, mit Erläuterungen von *Niedergesäß*. (Wien, A. Pichler's Verlag); die andere: *Erinnerungen an Friedrich Fröbel*. Von *Kudolf Benfen*. (Köthen, Paul Schettler's Verlag.) Das Leben *Dinter's* erscheint in der „Bibliothek pädagogischer Klassiker“, auf welche wir bereits öfter unsere Leser aufmerksam machten. Die Wiener Verlagshandlung von A. Pichler hat sich um die pädagogische Literatur durch diese Bibliothek ein entschiedenes Verdienst erworben. Man wird das Leben *Dinter's* wegen der außerordentlichen Natürlichkeit der Erzählung, der Fülle der Anekdoten, aber auch wegen der Bedeutung des Mannes mit vielem Vergnügen lesen. Die Methode, welche er vertrat, war eine werthvolle Ergänzung derjenigen, die von *Festalozzi* Ausgang. Indem er der Ausbildung des Verstandes in der Richtung der sokratischen Methode sich vorzüglich widmete, erneuerte er erfolgreich Bestrebungen im nördlichen Deutschland, die schon *Nachow* vor ihm gepflegt hatte. — Die *Erinnerungen* an *Fröbel* sind anspruchslose Aufzeichnungen, welche sich auf Begegnungen mit diesem Pädagogen beziehen, der auch als Mensch außerordentlich interessant war. Geru durchstreift man mit dem Erzähler die amnuthigen thüringischen Gegenden, in welchen die erste Heimat der Kindergarten gewesen ist.

Literarische Notizen.

Wilhelm von Humboldt's *Ästhetische Versuche über Goethe's* „*Hermann und Dorothea*“. Mit einem Vorwort von *Herm. Hettner*. Vierte Auflage. (Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn.) Wir begrüßen diese neue handliche

und correcte Ausgabe des berühmten Buches mit der herzlichsten Freude. Es ist ein Zuhörer und Rathgeber in ästhetischen Dingen, dessen Weisheit und Treue nun bereits über acht Jahrzehnte (die erste Ausgabe erschien

1799) erprobt haben, ja dessen Autorität — man darf es getrost sagen — seitdem nur immer gewachsen ist. Nicht, daß der große Forscher überall das letzte entscheidende Wort gesprochen hätte oder es auch nur hätte sprechen wollen — er selbst nannte sein Werk bescheidenlich: *Ästhetische Versuche!* — nicht, daß er von neueren Forschern in der präciseren Fassung mancher wichtigen Begriffe nicht vielfach überholt wäre; nicht einmal, daß sich in seinem Werke nicht Vieles fände, das zum Widerspruch reizt, ja dem man entschieden widersprechen muß; aber die großen, die Fundamentalsätze, auf denen er sein System aufbaut, sind heute noch völlig unerschüttert, wie viel auch an ihnen gerüttelt ist. Daß den Nachweis liefern zu wollen, kann uns hier selbstverständlich nicht befallen; ja, wir müssen es uns veragen, Humboldt's System auch nur in den allgemeinsten Zügen und flüchtigsten Umrissen zu reproduciren; nur auf einen Punkt möchten wir die Aufmerksamkeit der Kenner lenken, weil derselbe uns in den sonst höchst werthvollen Borerinnerungen des Herausgebers nicht ganz richtig gestellt scheint. Dieser Punkt ist das Verhältniß der „Ästhetischen Versuche“ zu Schiller's Abhandlung: „Ueber naive und sentimentalische Dichtung.“ Daß Humboldt ohne das Vorausgehen dieser Abhandlung (überhaupt ohne die Anregung Schiller's) sein Werk nicht oder doch ganz gewiß nicht so geschrieben hätte, muß ja ohne Weiteres zugegeben werden. Auch daß der Schiller'sche Aufsatz, als er endlich (1795) Humboldt als Ganzes vorlag, auf denselben einen „überwältigenden“ Eindruck machte, bezeugt ja dieser selbst in seinem Briefe an Schiller mit den (von dem Herausgeber citirten) Worten: „daß sie (die Abhandlungen) ihm fast zu allen Zweifeln, in welchen er sonst manchmal im kritischen Urtheile über Dichter schwankte, die Auflösung und zu seinen Hauptthesen selbst den be-

stimmten deutlich ausgesagten Grund hergeben haben.“ Wenn aber der Herausgeber fortfährt: „Wir unferertheils können zu diesem Selbstbekenntniß hinzufügen, daß diese Abhandlung Schiller's über naive und sentimentalische Dichtung der maßgebende Text wurde, in welchem sich, erläuternd und anwendend, fortan ganz ausschließlich das gesammte ästhetische Empfinden und Denken Humboldt's bewegte,“ so wagen wir dieser Behauptung in aller Bescheidenheit auf das allerentschiedenste zu widersprechen. Wir sind des festen Glaubens, es könnte von Jemand, der die einschlägigen schwierigen Fragen durchaus studirt hat und völlig übersieht, bewiesen werden, daß Humboldt's Ästhetik nicht nur nicht ausschließlich eine Erläuterung und Anwendung der Schiller'schen Principien und Deductionen ist, sondern sich in gewissen und zwar sehr wichtigen, geradezu entscheidenden Punkten in heller Opposition gegen den durch die Abhandlung seines großen Freundes mindestens inauguirten Dualismus in der Poesie befindet. Wir müssen die Entsagung üben, diese Behauptung auszusprechen, ohne hier, wo es unmöglich ist, den Beweis dafür anzutreten, auf die Gefahr hin, schänder Neuerungssucht geziehen zu werden, und daß wir freventlich jene herrliche Continuität anzweifeln, welche aufzubeden und zu stabiliren das specielle Geschäft und Verdienst unserer Literaturhistoriker ist. Nur freilich würde diese Continuität ein perpetuum immobile sein, wenn sie sich nicht — gerade um sich zu behaupten — gelegentlich auch einmal in Gegenätzen energisch fortbewegte — ein Proceß, der freilich nicht ganz so einfach und durchsichtig ist als das Verhältniß vom Schüler zum Lehrer. Schiller ist Humboldt's Lehrer gewesen, das ist kein Zweifel; aber geschworen hat der Schüler, Gott sei Dank, auf den Lehrer nicht, oder — die „Ästhetischen Versuche“ wären nie geschrieben worden. J. v. S.





Versand-Geschäft Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig, Königlich Sächs. Hoflieferanten.

Wir empfehlen hiermit allen Rauchern unser reichhaltiges Lager von

Cigarren aus importirten Tabaken

laut obstehender Preistabelle und bemerken, dass die von uns offerirten

Probekisten von 25 Stück per Sorte

einen Versuch anseherndlich erleichtern. — Wir werden auch in diesem Artikel auch, unseren Kunden das Beste und Preiswürdigste zu liefern, und bitten um Versuchsaufträge.

Name der Cigarre	Façon der Cigarre	Charakter der Cigarre	Preis:			
			per Kiste von 25 St. Mk.	per Kiste v. 100 St. Mk.	per Kiste v. 100 St. Mk.	per 1000 St. Mk.
Punch	gross	mittelkräftig	1	3	75	50
El Floron	mittelgross	"	1	15	4	59
La Unidad	"	"	1	25	4	50
Loreley	gross	"	1	20	4	50
El Solida	mittelgross	kräftig	1	20	4	50
El Gusto	kurz, dick	ziemlich leicht	1	20	4	50
El Diamante	Trabuco-Façon	mittelkräftig	1	30	4	50
La Dadiwa	vollcs Façon	mittelkräftig	1	30	4	50
Mi Pasion	"	leicht, mittelkräftig	1	40	5	49
Felicitas	kleines "	"	1	40	5	49
La Claridad	mittel-	" mild	1	40	5	49
La Partura	vollcs "	mittelkräftig	1	50	5	51
Titania	grosscs "	leicht und mild	1	50	5	54
La Corona	lg.-gross.	"	1	60	5	54
El Brillante	mittel-	mittelkräftig	1	75	6	59
El Globo	"	"	1	75	6	59
Las Elfas	kl. schik.	leicht und piquant	1	80	6	59
El Universo	mittel-	voll und kräftig	1	75	6	59
La Patria	grosscs "	leicht	1	80	6	59
Laura	gr. Knelf.	mild und mittelkr.	1	85	6	61
Graciosa	mittel-	fein, mild	2	—	7	60
La Mariposa	kleines "	ziemlich kräftig	2	—	7	60
La Caucion	"	fein piquant	2	—	7	60
La Resulta	längl. gross. Façon	mittelkräftig	2	—	7	60
Oasa de Campo	gross. volles "	voll und kräftig	2	25	8	78
El Rico	mittel-Façon	fein, mittelkräftig	2	20	8	78
La Princesa	längl. kleines Façon	fein, piquant	2	40	8	80
El Picarillo	kleines dünnes "	sehr piquant	2	50	9	88
La Importancia	kleines Façon	mittelkräftig	2	75	10	97
El Verano	mittel-	sehr piquant	2	80	10	102
La Estafetta	"	mittelkräftig	3	30	12	117
El Regalo	gr. Londres-	kräftig	4	—	15	145
			Per Kiste von 50 St.			
La Heroína	kurz, dick. Façon	mittelkräftig	2	50	4	75
La Conveniencia	gross. voll.	"	2	60	4	75
La Historia	Regalis-Façon	mittelkr. zieml. voll	2	60	4	75
Intimo	gross Regalis-Façon	mittelkräftig	3	—	5	75
La Autoridad	mittel-F. spitz. Kopf	fein, piquant	3	25	6	115
Armadá	kleines mittel-Façon	"	3	75	7	135
La Noblesa	dickcs Conch.	mittelkräftig	4	50	50	153
La Corona de España	Regalis-Façon	mittelkr. zieml. voll	5	25	10	190

Die Cigarren sind sämtl. in den Grundfarben Claro, Colorado claro, Colorado u. Maduro im Lager.

Mey's Economía. Vorzügliche Cigarre aus importirten Tabaken.

Diese Cigarre wird lose, ansortirt verpackt, um dieselbe durch Ersparrung der Sortir- und Verpackungskosten ausserordentlich billig in den Consum zu bringen.

Preis per Kiste von 50 Stück 3 Mk.; per Kiste von 100 Stück Mk. 5,75; per Mille 56 Mk. Unter 50 Stück kann nicht abgegeben werden.

Rabatt kann auf Cigarren nicht bewilligt werden, dagegen führen wir Aufträge darauf von 20 Mark an portofrei aus: innerhalb Deutschland, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Der Miliepreis tritt ein, wenn mindestens 1000 Stück Cigarren in 1/10 Packung, resp. 1/20 Packung bei denjenigen Sorten, die wir nur in 1/20 Packung anbieten, wenn auch in verschiedenen Preislagen, auf einmal entnommen werden.

Als ganz vorzügliche Cigarrenspitzen empfehlen wir:

Nicotin-Aufsauge-Spitzen

(Weichselrohr mit Bernstein-Mundstück). Per Stück 1 Mark, per 1/2 Dtzd. 5 Mark.

Diese Cigarrenspitze besteht aus zwei zusammengeschnittenen Theilen, die auseinander genommen werden können. In die ausgebohrte Röhre legt man dann täglich ein erbsengrosses Stück weisse Watte, welche die Feuchtigkeit des Rauches ansaugt und daher verhindert, dass dieselbe bis in den Mund kommt.

Versand-Geschäft Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig,

Königl. Sächs. Hoflieferanten.

Abonnementspreis
für das Ausland
bei directer Zusendung
unter Kreuzband incl. Porto
= Mark 13,— pro Quartal.



Abonnementspreis
für das Deutsche Reich
für allen Reichspostanstalten
für alle 4 Blätter zusammen
= Mark 5,25 pro Quartal.

Berliner Tageblatt

nebst seinen 3 Separat-Beiblättern

Illustriertes Witzblatt „**ULK**“

Illustr. belletrist. Sonntagsblatt „**Deutsche Lesehalle**“
„Mittheilungen über Landwirtschaft, Gartenbau u. Hauswirtschaft“
ist in Anerkennung der Reichhaltigkeit, Vielseitigkeit und Gediegenheit seines Inhalts
die gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands

geworden, indem es sich seit mehreren Jahren einen festen Stamm von circa
70 Tausend Abonnenten dauernd erhalten hat. Die Vorzüge des „**Berliner Tageblatt**“
bestehen vornehmlich in Folgendem:

- „Täglich zweimaliges Erscheinen als **Abend- und Morgenblatt**, wodurch das „**B. T.**“
in der Lage ist, alle Nachrichten **stets 12 Stunden früher** als jede nur ein Mal
täglich erscheinende Zeitung zu bringen.
- „Gänzlich **unabhängige, freisinnige politische Haltung**.“
- „**Spezial-Korrespondenten** an allen wichtigen Plätzen und in Folge dessen rascheste und
zuverl. Nachrichten; bei bedeutenden Ereignissen umfassende **Special-Telegramme**.“
- „**Ausführliche Parlamentsberichte**.“
- „**Graphische Wetterkarte** nach telegraphischen Mittheilungen der deutschen Seewart.“
- „**Umfassende Handelszeitung und Courszettel** der Berliner Börse.“
- „**Vollständige Ziehungslisten** der **Preussischen und Sächsischen Lotterie**, sowie Aus-
losungen der wichtigsten Loospapiere.“
- „**Reichhaltige u. wohlgesicherte Tagesneuigkeiten** a. d. Reichshauptstadt u. d. Provinzen.“
- „**Theater, Kunst und Wissenschaft** werden im Feuilleton des **B. T.** in ausgedehntem
Maasse gepflegt, ausserdem erscheinen in demselben Romane und Novellen unserer
ersten Autoren.“

Für den Monat Juni abonniert man zum Preise **1 Mk. 75 Pfg.**

von
bei allen deutschen Reichspostanstalten und wird allen neu hinzutretenden Abon-
nenten der gegenwärtig im Feuilleton des „**Berliner Tageblatt**“ erscheinende und
bis 1. Mai abgedruckte Theil des Romans:

„**Im Sonnenschein**“ von **Ludwig Habicht**

gegen Einsendung der Abonnements-Quittung **gratis und franco** nachgeliefert.

☛ **Probenummern gratis und franco.** ☛

!!! Interessanteste Wochenschrift!!!

Deutsches Montags-Blatt.

Diese beliebte und zu allgemeiner Anerkennung gelangte **literarisch-politische**
Wochenschrift zählt die **ersten Autoren Deutschlands** zu ihren ständigen Mitarbeitern,
sie interessirt ihre Leser durch eine Fülle von Mittheilungen und Anregungen aus
allen Regionen des geistigen Lebens der Nation. Die Zuverlässigkeit der politischen
Informationen des „**Deutschen Montags-Blattes**“, die Frische seiner literarischen
und künstlerischen Mittheilungen und Kritiken, sowie überhaupt die Mannigfaltig-
keit seines Inhalts machten es bald zum

Lieblingsorgan der geistigen Aristokratie

und der **billige Abonnementspreis** von **Mk. 2,50** pro Vierteljahr erleichterte seine
Verbreitung in den gebildeten Kreisen deutscher Zunge. Alle **Buchhandlungen und**
Postanstalten (Nr. 1304 der Post-Zeitungs-Preisliste pro 1882) nehmen Bestellungen
entgegen.

Probenummern versendet auf gefl. Verlangen die **Expedition des „Deutschen**
Montags-Blattes“, Berlin SW. Jerusalemstrasse 48.

Westermann's
illustrierte deutsche
Monats-Hefte
herausgegeben von
Friedrich Spielhagen JUL 24 1882



Inhalt.

	Seit:
Emmy v. Dinklage: Unsere Patriarchen. Erzählung aus dem Departement Ost-Emis	413
Karl Biedermann: Von und aus noch ungedruckten Leibniz'schen Handschriften	453
Mit dem Porträt Gottfried Wilhelm Leibniz'.	
Ferdinand Groß: Alphonse Daudet. Eine literarische Skizze	463
Mit dem Porträt Alphonse Daudet's.	
Arthur Milchhöfer: Aus Arabien. IV. (Fortj.)	472
Mit zwei Illustrationen: Volkstypen aus Arabien.	
H. Draheim: Goethe's Gebirgsreisen	479
Adolf Erik v. Nordenskiöld: Die Schifffahrt zwischen Ob und Jenisei und dem Atlantischen Ocean	486
Ernst Voges: Die Erdwürmer	492
Mit sieben Figuren: Ein Regenwurm, vom Rücken her geöffnet. — Entrecht zur Rückenfläche durchschnittener Wurmlörper. — Querschnitt durch den Körper des Regenwurmes. — Vorderer Abschnitt des Verdauungssystems des Regenwurmes. — Querschnitt durch den hinteren Theil des Wurmlörpers. — Eine Fortstengruppe. — Wurmlöhrenmündungen, mit Blättern, Schilfsäcken und Steinen verstopft.	
Ludwig Meyer: Der palatinische Berg. Eine römische Studie. I.	505
Mit dem Plan des Palatin und vier Illustrationen: Ruinen des Tiberius-Palastes. — Reste von Pfeilern der Brücke des Caligula. — Ausgange zum Kryptoporticus des Caligula. — Vorderansicht des „Waterhauses des Tiberius“.	
Gisbert Freiherr Vinke: Zwei spanische Komödien, ihre Wandlungen und Wanderungen	526
Correspondenzen: A. Schneegans: Aus Messina	539
Literarische Mittheilungen: Neuere philosophische Werke	543
Philosophische Bibliothek. Von Kirchmann. — Der philosophische Criticismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft. Von A. Riehl. — Die Naturgesetze und ihr Zusammenhang mit den Principien der abstracten Wissenschaften. Von Scheffler. — Die persönliche Deuthätigkeit. Von A. Hoppe. — Der heliocentrische Standpunkt der Weltbetrachtung. Von A. Bilharz. — Metaphysische Anfangsgründe der mathematischen Wissenschaften. Von Bilharz und Fannegger. — Die modernen Theorien der Chemie. Von Vorhar Meyer. — Die Thatfachen der Ethik. Von Spencer. — Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht. Von G. Fchner. — Die Philosophie in ihrer Geschichte. Von F. Harms. — Werden und Vergehen. Von Carus Sterne. — Allgemeine philosophische Ethik. Von L. Ziller. — Ueber den „Willen“ und über „Teleologie des Darwinismus“. Von Henle.	
Literarische Notizen	546
Athenais. Von Ferd. Gregorovius. — Der Verstand. Von H. Laine. — Geschichte der französischen Revolution. Von H. Laine. — Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Von Friedr. Alb. Lange. — Die Religion. Von Paul v. Lilienfeld. — Friedrich Ludwig Zahn. Von Karl Euler.	
Literarische Neuigkeiten	I
Literarische Anzeigen	III

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt der Monatshefte wird strafrechtlich verfolgt.
Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Preis vierteljährlich 4 Mark. — Sechs Hefte bilden einen Band.

Der freundlichen Beachtung unserer Leser empfehlen wir folgende Extrabeilagen:
 Von Herrn Wily. Engelmann in Leipzig, betr. Weber's „Allgemeine Weltgeschichte“.
 Von Herrn F. Voennacken's Verlag in Bonn u. Leipzig, betr. Schreibfedern etc.
 Von der Deutschen Verlags-Anstalt (vorm. C. Hallberger) in Stuttgart, betr.
 Dünker's Illustrierte Pracht-Ausgabe von Goethe's Werken.



Unsere Patriarchen.

Erzählung aus dem Departement Ost-Ems

von

Emmy v. Diuklage.

Der Bauer Marich Hertog wurde seit gut dreißig Jahren in der ganzen Gegend nur der Butenlandske (Ausländer) genannt, trotzdem er auf derselben Warst (Erdaufwurf) neben dem Emsdeiche und unter demselben langgestreckten und senkrechtigen Dache geboren wurde, die er heute als hoher Sechziger bewohnte. Das Ausländische heftete sich an seinen Namen, weil er in frühen Jahren nach Holland auswanderte und von dort erst nach längerer Zeit zurückkehrte, nachdem sein älterer Bruder kinderlos verstorben und ihm das väterliche Besitztum erblich zugefallen war. Die Art, wie Marich Hertog aus der Fremde heimkehrte, setzte die Nachbarschaft nicht wenig in Erstaunen. Er brachte nicht nur eine schöne Frau in dem kostbaren Schmuck ihrer niederländischen Goldhaube

mit, sondern auch Knechte und Mägde, Pferde, Kühe, Schafe und zwei riesenhafte Hunde, welche Keunpfund-Hunde hießen, obwohl sie größer als ein Dreiwochentalsb waren. Marich Hertog und seine Frau hielten viel auf diese Hunde; etwas muß man doch lieben, und Kinder hatten sie nicht.

Daraus, daß dem Bauer Marich Hertog und seinem holländischen Weibe Regina, trotz des großen Anhauges, der ihnen gefolgt war, und trotz ihrer Viehkarawane, verjagt blieb, was dem ärmsten Besenbinder in der Gemeinde zu Theil ward: ein Erbe des Familien-Namens und Geistes, daraus ersah leichtlich Jedermann, daß es mit der großen Frömmigkeit Wynheers doch nicht so gut stehen konnte, als er es durch den gewissenhaften Kirchenbesuch des gesammten Hausvolkes,

die Morgen- und Abendandachten auf der Plaage (Bauerngut) am Emsdorch und durch seine reichlichen Almosenpenden gern glauben gemacht hätte. Daß er ein Scheinheiliger sei, bewies sich alsbald deutlich genug darin, daß er die alte bedeutlich gesunkene Dorfkirche, in deren niedere Thür der hochgewachsene „Butenlandske“ nur gebückt eintreten konnte, vergrößern und auf eigene Kosten renoviren ließ, obwohl die Zeit zu Ende des vorigen Jahrhunderts eine schlimme war. Er that es aber doch und ließ sein eigen Haus, das auch nicht viel besser im Stande war, so befehen, wie er es vorfand, nur daß die holländischen Mägde spülten und putzten von früh bis spät, während der alte holländische Knecht, der mit Frau und Kind zur Wirtschaft gerechnet wurde, ankaltete und weißte, wo sich immer eine Wandfläche bot, und der Tünche eine hübsche Abwechslung dadurch verlich, daß er bald Lackmus, bald Oker zusetzte, was eine schöne Mannigfaltigkeit von Hellblau und Gelb hervorbrachte. Auch mit Delfarben hantirte der alte Knecht Ko (Jakob), wie denn dieser überhaupt Alles angriff und Alles überwachte, was das Fortkommen der fremden Colonie erheischte. Fremd blieb aber diese Colonie durch die Jahrzehnte dennoch. In Kleidung, Haushalt und Ackerbau folgte sie absonderlichen Gewohnheiten, und durch die streng religiöse Zucht des an und für sich so herben Calvinismus kam selbst mit den Glaubensgenossen der Umgebung keine Annäherung zu Stande. Man hielt Wynheer und Zuffran Hertog für „großmüthig“, das heißt stolz, und wenn sie sich auch hier und da „gemein machten“ gegen diejenigen, welche ihre Hülfe beanspruchten, und wenn auch Niemand ungetröstet über die Schwelle ging — sie selbst und ihr Gefinde ließen es sich dennoch abmerken, daß sie anderer Leute nicht bedurften.

Der liebe Gott stand dem Hertogsbauern in Allem, was Geld und Gut anlangt, in fast auffallender Weise bei, denn was Allen mißlang, das glückte dem grauen Kopfe unter dem mächtigen Dreispizhut, welcher letzterer nur vor Gott und der hohen Obrigkeit gelüftet wurde. Als man sich endlich, nach etwa zehn Jahren, allmählig an die Butenlandsken und ihr Treiben gewöhnt hatte, da wurden wiederum die Augen der Gemeinde auf die immer noch überaus blühende und stattliche Frau Regina gerichtet, da sie eines Tages in der Kirche erschien, zwar wie immer mit der Schleierhaube über den goldenen Ohreifen, an der Stirn durch zwei Diamantähren gehalten, doch führte sie diesmal an der rechten Hand ein brunnlockiges, hübsches Wübchen von etwa vier Jahren, welches klugen Blick umherschaut, sich dann aber sittiglich und mit einer für sein Alter bewundernswürdigen Selbstbeherrschung ruhig auf seinem Ehrensitze zwischen Bauer und Bäuerin verhielt, obwohl die Predigt üblicherweiße des Morgens zwei Stunden dauerte, in dem die allsonntägliche Nachmittagsandacht allerdings nur eine Rede von fünfviertel bis anderthalb Stunden zu bieten pflegte. Neben Marich Hertog hatte Ko, der überhaupt nie von seinem Brotherrn als Diener, sondern nur als gehorjamer Freund behandelt wurde, seinen häubigen Platz, neben diesem wieder seine Gattin, die alte Vine, und dann die Großmagd Mietje. In der zweiten und dritten Reihe saß das übrige Hausvolk je nach dem Range, den es bekleidete, bis auf den Knjungen herab, welcher Ko's jüngster Sprößling war.

Selbigen Tages nahm zwischen den Mägden der zweiten Reihe eine hübsche junge Person Platz, welche zweifelsohne die Mutter jenes Knaben war, dunkel-äugig unter den langen Wimpern hervor die Umgebung beobachtend wie er. Sie

allein trug nicht die holländische Tracht, sondern einen neumodischen Anzug, der sehr einfach, beinahe dürftig war. Man erfuhr noch im Laufe desselben Jahres durch einen Butterhändler, welcher in der Umgegend seine Einkäufe bei den Land-leuten machte, daß ein jüngerer Bruder der Frau Regina sich dieses schöne Weib mit aus Indien gebracht habe, wohin ihre Vorfahren aus Europa eingewandert waren, daß aber jener Bruder unlängst verstorben sei und daß jetzt Züßfrau Hertog darauf bestanden habe, das Söhnchen des Verewigten an Kindesstatt zu adoptiren. Sie zeigte ihren Zungen dem Butterhändler mit der stolzen Bemerkung: „Er hat mich jetzt schon lieber als seine leibliche Mutter!“ Da der Aufkäufer bemerkte, daß Marich, der Herr des Hauses, sehr ernst zu dem Gebahren seiner Ehehälfte dreinblickte und nachdenklich den Kopf des alten Neufundländers streichelte, der seinerseits den jungen Neufundländer, seinen Sprößling, grimmig anknurrte, so merkte der Handelsmann, es sei nicht Alles im Hause, wie es sein sollte, und entgegnete: „Züßfrau Regine, legt den Kleinen da nicht mitten aufs Kopfsissen; es möchte sein, daß er einem berechtigteren Erben Platz machen müßte, und das Verdrängtwerden seht böses Blut!“

Da lachte Frau Regina über ihr rundes Gesicht, küßte den Schwarzkopf, der sich an ihre Kniee lehnte, und entgegnete: „Ihr seid doch sonst ein verständiger Mann, Master Dirl, so solltet Ihr wissen, daß eine Fran, die zweiundzwanzig Jahre vergebens gewartet hat, wie ich, eine bare Märrin wäre, wenn sie noch zweiundzwanzig Jahre wartete!“

Zans, der kleine Eroberer, beherrschte bald die ganze Pflaage, ohne daß die Bewohner derselben das eben störend empfanden; er befahl und forderte nie, er bat, er schmeichelte, er war ein so zärtliches, schmieghames, bieghames Geschöpf,

daß er wie Licht und Jugend sich in die Herzen einstahl und selbst der alte unbeistehliche Marich das fromme gelehrige Kind den Gottesjegen der Pflaage nannte. Nur Ko und die Hunde anerkannten den Eindringling nicht, und dieser hütete sich gar wohl, seine Neckereien auf diese seine drei Gegner auszudehnen. Es waren ihrer bloß drei, denn die Neufundländer Mutter, welche einst mit Roß und Kind, Topf und Tiegel, Sack und Pack, Knecht und Magd, kurz mit dem ganzen Paradezug eingerückt war, lebte bereits nicht mehr.

Eines Tages that Ko, der alte Knecht, seinen Mund auf gegen seinen Gebieter und sagte: „Bauer, es ist nicht recht und in der Ordnung, daß die Bäuerin sich zwischen Mutter und Kind stellt, daß sie die Mutter unter die Mägde und den Sohn über die Herren rechnet, das thut nimmer fein gut nicht und verstößt gegen die Gebote Gottes!“

Marich Hertog redete sich hoch empor, so daß sein Dreieißig beinahe die Spectseiten, welche über ihm im Wiemen hingen, berührte; er legte seine wuchtige Hand auf die Schulter des Knechtes und erwiderte: „Ich wollte, Ko, du hättest mich zehnmal getadelt und ihren Namen aber so rein belassen, als er immerdar gewesen! Wenn Regina, mein Weib, gefehlt hat, so wiegt das nicht neben all dem Guten, das wir ihr verdanken! Wir Zwei waren ein paar bescheidene Grassmäher, als sie ihr Auge auf mich richtete, und so geschah's, daß wir seitdem im Ueberfluß leben. Sie, die besesslen konnte, war eine gehorsame Frau; sie ebnete unseren Seelen den Weg der Bucht, Sitte und des Wohlstandes, so daß unsere grauen Haare in Ehren angesehen werden — möchte unsere Seele auch so sicher geführt sein, wenn Noth, Vereinsamung und Verlockung statt meiner Regina die Hand an uns gelegt hätten? — Du weißt,

wie es mit Jans' Mutter bestellt ist, so weißt du auch, daß es Regina kränken muß, wenn ich von ihr fordere, daß sie Hanna Schwester nenne!"

"Bauer, die Sache ist doch nicht anders! Thut Hanna und den Jungen Beide von Euch, oder laßt sie sein, wozu sie Gott gemacht: Mutter und Kind! Duldet keine falsche Nummer in Eurem Rechnungsbuch; damit der Teufel nicht die Klau auf darauf lege und sie umschreibe nach seinem Sinne; macht die Sache klipp und klar, wie es Euch ziemt!"

Darauf ging Ko in den Stall hinaus an seine Arbeit; Frau Regina aber, welche hinter der Küchenthür gehorcht hatte, trat heran zu ihrem Egeherrn, blickte ihn mit den freundlichen, rechtschaffenen blauen Augen an und sagte: "Marich, ich habe keine Stunde meines Lebens berent, daß ich dich geheirathet habe, der du, obwohl guter Leute Kind, doch als gewöhnlicher Grasmäher unter meine Augen tratest. Heute lobe und preise ich Gott, daß es kam, wie es gekommen; ich will nicht mehr mit geheimem Verlangen zurückblicken auf die ferne Heimath und meine Jugendjahre, denn du verdienst, daß dir Alles geopfert werde, was ein Weib in Stolz und Demuth dem Manne bieten kann; ich will nicht beklagen, daß mir kein Sohn geschenkt wurde, denn selbst das Kind meines Herzens vermochte mich nicht höher zu ehren, als du es thust — ich danke dir, Marich Hertog, daß du meinem Alter den Sohn meiner Wahl vergönnt und daß Reid und Mißgunst mich in deinem Vertrauen nicht verkürzen können!"

"Neid und Mißgunst?" wiederholte der Bauer. "Du denkst doch nicht, daß ein Mann wie Ko auf ein unmündiges Kind neidisch sein könne?"

"Wie gut du bist, mein Alter," lächelte Regina, vertraulich seine große, sehnige Hand streichelnd; "ist dir's nie zu Sinne

gekommen, daß Ko auch Söhne hat, daß Ko diese seine braven Söhne natürlicherweise liebt und daß ein rechtschaffener Vater daran denken muß, sein Fleisch und Blut in eine gute Lebenslage zu bringen?"

"Wenn Ko den Weg hinaus wollte, Regina, dann würde er keinen falschen Vorwand gesucht haben und noch weniger eine vaterlose Waise unter die Füße treten! Laß mir den Ko ehrlich, Bäuerin; wer sicher wohnen will, darf nimmer an den Pfosten des Hauses rütteln!"

"Ich meinte es nicht übel, Mynheer!" lenkte Regina ein, "aber von dem Jungen lasse ich mein Herz nicht reißen, ich stehe zu ihm gegen Himmel und Hölle!" trostete sie.

"O Weib, hüte dich mit dem zu rechten, der den Blickstrahl dahin schleudert, wo die Selbstgerechten sorglos einschlafen, indem sie sprechen: Was kann mir geschehen?"

"Welche Pflicht hätte ich je versäumt, Mynheer?" sprach die Frau darauf. "Ich habe ein vollwichtig Recht, das Kind in meine Arme zu nehmen und die Mutter büßen zu lassen, daß sie den Pfad der Ehrbarkeit verließ — Buße führt zur Besserung! Nicht ich trenne Mutter und Sohn, nein, die Schuld der Mutter, der Makel, der auf der Geburt des Knaben haftet — das steht für alle Zeit zwischen den Zweien! Jans liebt mich schon heute mehr als die, welche ihn geboren, weil sein unverdorbenes Herz fühlt, ich sei eine treue Christin, ein tugendhaftes Weib, und dereinst, wenn er Alles begreift, dann wird er nicht ihr für das Leben, wohl aber mir dafür danken, daß ich mit meinem Namen die Schmach des seinigen begrub, daß meine Hand ihn auf den Weg zur echten, rechten Lehre leitete. Hanna — verzeih' mir's Gott! — weiß kaum, ob sie je getauft wurde und in welche Confession sie hineingehört — manchmal

denke ich mit Schauer daran, daß der arme kleine Jans —“

„Nun — was meinst du?“

„Von einem römischen Priester könnte getauft sein,“ flüsterte erbebend die Bäuerin.

„Ueberheben wir uns nicht, Regina!“ warnte der Gatte.

„Ah so — Wynnheer will mich demüthigen; das schwarze heidnische Weib von jenseits des Oceans ist freilich jünger und hübscher als ich!“ Sie lachte bitter und ging hinans, indeß Alarich staunend bedachte, was sein würdig Ehegespons so wunderbar trotzig gemacht haben könne.

Der Gegenstand des ersten erbitterten Zwistes, der zwischen den alternden Ehegatten Hertog aufstieg, hatte indeß kaum gewahrt, daß sich in der Küche eine eingehende Unterhaltung anspinne, als er sein nettes, feuerroth gemaltes Pferdchen mit hochgelber Schabrade in eine Ecke warf, sich durch die Viehdiele schlich und dann, so rasch ihn die Füßchen trugen, quer selbein lief, einen Schlagbaum überkletternd, ein paar Gräben waghalsig überspringend, so daß die hellen Schweißtropfen an den Wurzeln seines dichten braunen Gelockes hervorperkten; seine schwarzen, sammetartig geheimnißvollen Augen hielten während des Laufes immer auf einem Gegenstande, der in den Sonnenstrahlen, welche ihn trafen, jäh ausblühte — er und dieser metallische Glanz näherten sich einander rasch —, natürlich, der Schimmer ging von den blankpolirten Messingreisen zweier Milchseimer aus, welche Hanna an einem Focher, von den Achseln niederhängend, trug. Jans stieß einen wilden Freudenschrei aus, Hanna kniete, die vollen Eimer links und rechts vor dem Kinde niederstellend, Beider Arme flochten sich in einander, als ob es gelte, sich in tosender Brandung auf Leben und Tod zu umklammern, Beider Athem flog, die Lippen hefteten sich seit Mund auf Mund, und in den verschleierten Augen des land-

fremden Menschenpaares zuckte ein jähes mächtiges Licht empor, wie eine anflodernde Feuersbrunst.

„Mutter,“ flüsterte der Junge, „wenn ich groß bin, ermorde ich die Bäuerin!“

„Nein, nein,“ flüsterte die Mutter zurück, „sie würden dich entdecken und in Ketten legen; lerne klüger sein als unsere Unterdrücker; Klugheit ist mehr denn Gewalt; hilf deiner verachteten Mutter über die Schultern dieses herzlosen, hochmüthigen Weibes emporsteigen, damit sie befehle, wo sie geht, die Niedrigste, Letzte, gehorchen muß!“

Noch eine leidenschaftliche Umarmung, dann trennten sie sich. Hanna stieg mit den Eimern an dem Emsbeiche empor, der Knabe pflückte Wasserblumen in einem halbausgetrockneten Graben. „Neh will ihr einen Strauß bringen,“ murmelte sein rother süßer Kindesmund; „ich wollte nur, die Blumen da wären alle, alle giftig, und sie müßte sterben, wenn sie an denselben riecht!“

Das brave Kind — war es doch in die Mittagshöhe hinausgegangen, um „Mudertje“ Regina Blumen zu suchen!

* * *

Ueber dreißig Jahre waren, wie gesagt, verfloßen, seit Wynnheer Alarich Hertog seine Pflaage hinter dem Emsbeiche geerbt hatte und mit seinem ganzen Hausstand und Besizthum in dieselbe eingezogen war, und noch immer nannte ihn das umwohnende Volk nur den Buntlandsken, noch immer war kein einheimisches Element in den festgezogenen Kreis, der die Besizung mehr geheimnißvoll als anziehend umschloß, gedrungen. Wynnheer war heute, als hoher Sechziger, anscheinend unverändert derselbe fromme, ruhige, nüchterne Mann von jener Zeit, wo Frau Regina den kleinen Sohn ihres verstorbenen Bruders an Kindesstatt annahm, und doch

hatte sich seitdem so gar Vieles verändert. Der prophetische Butterhändler hatte recht gewahr sagt: Zans wurde von seinem mit breiten, rothunterlegten Kanten gepuhten Kopfkissen verdrängt und mußte einem blonden, kräftigen, ewig schlafenden, ewig hungrigen Kinde Platz machen, das zur maßlosen Verwunderung des ganzen Münster- und Frieslandes alle Ansprüche auf den Namen Tobias Edgard Zvo Hertog besaß. — Das schwere Gelöbniß gegen Himmel und Hölle, welches Frau Regina nach zweiundzwanzigjähriger Ehe machte, war von Beiden erhört worden: der Himmel schenkte dem ergrauenden Paare Hertog einen gesunden Stammhalter, die Hölle stellte Zans zwischen das neue Elternglück und ihren Erben.

Der langjährige Hausfriede war dahin, er kehrte auch dann nicht zurück, als es Frau Regina endlich durchsehte, daß Hanna und ihr Söhnchen von der Plaaße vertrieben wurden, nicht hülf- und mittel-los zwar, aber dennoch wollte die erste Kunde, die von den Ausgestoßenen heimkehrte, auf die Stirn der Bäuerin den Stempel der äußersten Grausamkeit drücken, denn Hanna und ihr Knabe wurden von Wegelagerern überfallen und ausgeraubt; fast verschmachend hatte jener ihnen bekannte Butterhändler, Master Dirk, sie gefunden und war ihnen als guter Samariter zu Hilfe gekommen; aber das Gerücht ihres Glends verhallte nicht, sondern hestete sich hinfort an die Sohlen der gebietenden Frau Regina. Hanna und Zans waren fern, das Hausvolf vermied fortan respectvoll, den Namen der beiden Heimatlosen zu nennen, denn weder die Eine noch der Andere waren an der Plaaße beliebt gewesen, aber die Erinnerung ließ sich doch nicht bannen. Zvo, der Erbe, war so trümmersüchtig und ungeschickter Art, daß Marich nicht selten anrief: „Wie viel klüger war Zans mit vier Jahren!“ Und das ärgerte die

Bäuerin; sie wußte, daß Zans oftmals über den langsam begreifenden Zvo gespottet hatte, und das kränkte ihr Mutterherz, bis sie ihren augenommenen Sohn beinahe haßte, um ihres eigenen Wankelmuthes, um seiner Vorzüge willen. Zans aber, wie Marich in seinen wenigen und sehr einförmigen Anwandlungen ehrbaren Scherzes sagte, „Zanmann“ war schon ein verschlagener kleiner Bursche, als er auf der Plaaße einzog; Wynbeer, der keine anderen Kinder kannte, wunderte sich jezt darüber, wie dumm, unehüßlich und rücksichtslos gegen ehrwürdige Gesplogeneiten Säuglinge sind, und kopfschüttelnd ward er inne, daß sich die gebietende Frau Regina mit Leib und Seele dieser Hüßlosigkeit unterordnete, so sehr zwar, daß der Hausherr aller gewohnten Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten allmählig entbehren mußte. So lange Hanna noch auf der Plaaße weilte, da fehlte es dem Bauern an nichts; seine Weife, seine Zipfelmütze, seine Holzschuhe, sein Gläschen Gendver — das Alles war so selbstverständlich zu seiner Zeit an seinem Orte wie der Wechsel von Tag und Nacht, aber seit Hanna's Austreibung griff Marich Hertog zwanzigmal täglich in die leere Luft — die Frau spielte ja mit Zvo, mit der kleinen ernsthaften Menschenraupe, und das andere Weibervolk wußte nicht, wo und wann die Dinge gefordert wurden. — Zvo wuchs in die Länge und Breite; er war überaus gebuldig und sanftmüthig, fromm, gehorsam und aufrichtig; aber das waren widerstandsloze Tugenden, die ihm so unabänderlich eingeboren schienen, daß ihn Keiner deshalb loben zu müssen glaubte, indeß ihn Jeder willig tadelte und belächelte, der seine Zerstrentheit, sein Ungeschick in allen Handgriffen und sein altnüthiges Wesen gewahrte. Da Zvo nicht jugendfroh war, konnten es seine betagten Eltern natürlich noch weit weniger sein, obgleich er ihnen

anscheinend einen Theil ihrer Altmüthigkeit abgenommen hatte.

An Ivo's fünfzehntem Geburtstag trat ein Ereigniß ein, welches die häufig kränkelnde und in ihrem Selbstgefühl sehr reizbare Regina veranlaßte, auf den Ban eines neuen Hauses zu dringen, angeblich für Ivo, in der That aber — wie sie es auch gegen den Gatten und den Sohn entschieden ausgesprochen —, um Marich Hertog und die Pflaage mit ihrem Sohne zu verlassen. Sie konnte das fordern und forderte es, denn das Vermögen hatte sie eingebracht, der alte Bauer mochte auf seinem eigenen Familienbesitzthum nach Belieben scharfen und walten — der Ehefrieden war dahin. Das Haus wurde in der That, wenn auch in sehr langsamer Weise, gebaut, theils weil die bösen Zeiten zu Ende des vorigen Jahrhunderts viel eher für das Zerstören als für das Aufbauen angethan waren, theils aber, und zwar zumeist, weil Ivo unter verschiedenen Vorwänden die Vollendung verzögerte, denn zwischen den von ihm tief und namenlos geliebten Eltern stehend, neigte sich sein Herz mehr dem würdig duldbenden Vater als der auf ihre Rechte trampfenden Mutter zu.

Als die letztere endlich gänzlich gelähmt wurde und sich nun doch auch schwere Bedenken über ihr Verfahren gegen Hanna und Jans machte, welche ihr öfters verhungert und jämmerlich im Traum erschienen, da lenkte Ivo ihre Gedanken vorsichtig einer Sühne entgegen. Das gestaltete sich also: So wurde in die alte, in den letzten Jahren von der Bäuerin so schmerzlich vermißte Heimath gesandt, Hanna und ihren Sohn aufzusuchen, welche von Regina's älterem, in ihrem gemeinsamen Vaterhause lebenden Bruder, Namens Petter Höltker, bislang unterstützt wurden. So nahm zur Reise einen großen Kräuterkäse und eine schöne geräucherte Mettwurst von Frau Regina

in Empfang, als Geschenk für den geliebten Bruder Petter Höltker; er spannte den schweren Brannen mit der Rammsnase in die Carriole und fuhr am nächsten Morgen um vier Uhr der Provinz Groningen zu und weiter bis zur Küste, um die Ausgewiesenen wieder einzuholen. Ivo freute sich in seiner kindlichen Art auf einen jungen Gefährten, von dem er sicher Vieles lernen könne. Er war bis ins Herz hinein bescheiden und freute sich sogar fremder Vorzüge. Von Frau Regina hatte er den Zug nicht. Marich dagegen freute sich auf Hanna's Pflege, und die gelähmte Bäuerin konnte es in ihrer kranken Ungeduld nicht erwarten, Nachrichten von ihrer Heimat hart an der Nordseeküste zu erhalten. Aber sie sollte diese Nachrichten nicht mehr in diesem Leben vernehmen, — nächsten Abends, als Marich den Abendsegen vorlas und Ivo neben dem Krankenstuhl seiner Mutter betend kniete, sank ihre Hand schwer und wie segnend auf seinen Scheitel — da blieb sie liegen. Als der Bauer nach einer Viertelstunde „Amen“ gesagt hatte, kam es Ivo so vor, als ob die liebe Hand auf seinem blonden Haupte erkalte; wie er dieselbe angstvoll erfaßte, war sie wirklich kalt und leblos. Regina hatte das Haupt gesenkt, lächelte und schloß den ewigen Schlaf. Hanna kam noch eben recht, um ihre todte Gegnerin in den zähen Kleiboden des Kirchhofs zu versenken und das Leichenmahl für die Hausväter der Umgegend zu rüsten.

* *

Am Sonntag mußte es auf der Pflaage noch stiller sein als in der Woche, darauf hielt Marich; er hatte die Gewohnheit, Nachmittags die Augehörigen und das Gesinde, das auch zumeist aus gealterten Lenten bestand, über die zweistündige Morgenpredigt und die einundeinhalbstündige

Nachmittagspredigt zu examiniren. Wenn darauf das Vieh versorgt war — Marich pflegte „das unschuldige Vieh“ zu sagen —, dann durften die Dienstleute bis zur Abendandacht ins Feld gehen und sich den Segen Gottes in stiller Seelenruhe vor Augen führen. Er war ein strenger, wachsamere Priester seiner Hansgemeinde, und der Kirchenbesuch wurde manchmal unter den schwierigsten elementaren Verhältnissen ermöglicht, denn Gegenden, welche die Gewohnheit fordern, die Häuser auf Warften zu stellen, pflegen oft plötzlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt zu sein. Zwischen der Pflaage und dem Kirchdorse vertiefte sich eine Niederung zu einem ziemlich breiten Abzugscanal, der nicht überbrückt war. Bei niederem Wasserstand übersprangen die Fußgänger das Wasser vermittelt eines mit einer Scheibe versehenen Springstakens, falls man nicht das kleine Schlup (Boot) benutzen wollte, das der Bauer unter einem leichten Schnuppen dort angeketet hielt; Wagen hatten einen bedeutenden Umweg über die sogenannte Sommerbrücke zu machen, die ihren Namen daher hatte, weil sie bei Hochwasser und im Winter ganz abgehoben und geborgen wurde; denn dann war gemeiniglich auch der über dieselbe führende Feldweg überschwemmt und unbenutzbar, der höhere, meist wasserfreie Heerweg längs des Deiches berührte das Kirchdorf nicht. — Bei der großen Eintönigkeit des Lebens auf der Pflaage bildeten diese Kirchexpeditionen eine ganz erwünschte Abwechslung. In jener Zeit gehörten Regenschirme noch zu den Luxusgegenständen, aber die festen hauswebenen Stoffe der Kleider hielten dem Regen und Sturm vortrefflich Stand, und die Frauen halfen sich zu einer schützenden Hülle, indem sie den obersten ihrer zahlreichen Wollröcke über Kopf und Schulter emporzogen.

Es war an einem Sonntagnachmittag, als nach bestandnem Predigtexamen die

Dienstleute ins Feld gingen und nur Marich und Ko am Herdfener zurückblieben. Herr und Knecht rauchten eine Weile schweigend aus langen weißen Thonpfeifen, endlich begann der Bauer: „Ko — das Haus der Seligen ist nun fertig! Morgen mit dem Frühesten werde ich alles Vieh, alles flächsen Leinen und was an Federbetten, Pfählen und Inletten vorhanden, in zwei Theile theilen, einen für ihren Sohn, den anderen für mich. Was seine Mutter an Seiden- und Lakengewand, an Kanten und Geschmeide, Geld und Geldeswerth sonst hinterließ, mag Zoo unverkürzt hinnehmen! Morgen am Tage aber soll er in das neue Haus einziehen, so wie es Züßfrau Regina Hertog selig gewollt und festgesetzt hat!“

„Er lernte gehorchen, aber nicht befehlen!“ meinte Ko bedenklich.

„Nun, fürs Erste geht Ihr ihm zur Hand, hernach muß sein Weib für ihn einstehen.“

„Um — ist das die Sache! Welche Frau soll an die Stelle seiner Mutter treten, um deren Tod er sich so viel abhärmt?“

„Keine von hier, Ko! Unsere Selige sagte allemal, die hiesigen Frauenleute seien unordentlich und ungeschickt; wo Regina jung geworden ist, da werden wir auch Zoo's Frau suchen, denn Regina war der besten eine!“

Ko stieß einen Tof in die aufstäubende Asche und sprach so nebenbei: „So, so — der junge Bauer soll auf die Brautjahre hinaus!“

„Wie —? Das Kind, das ich vor der Welt und ihren Gefahren geschützt habe, wie man eine gesegnete Hostie schützt? Würden nicht seine unerfahrenen Augen geblendet werden, seine Ohren, in die noch kein gottloses Wort klang, betäubt? Nein, nein, Ko, ich sende ihn nicht in die Städte, ich lasse ihn mir nicht von den Weltkindern verspotten, ich sende dich, den gereisten,

treuen Mann, hinüber, um die Braut zu holen für meinen Erben, nachdem du dich überzeugt hast, daß sie in kein armes und unwerthes Haus einziehen wird!"

"Ho, ho, Bauer; das ist doch ein sehr schwieriger Auftrag!" brummte Ko. "Ich verstehe mich nicht viel auf junge Weibspersonen und kann mich auch nicht etwa auf den Markt stellen, um auszurufen, daß ich als Freiberber für Zvo Hertog komme, damit sich die Meistbietenden melden!"

Wynheer blieb ganz ernsthaft. "Das geht natürlich nicht!" erwiderte er. "Wer ohne vernünftigen Beweis auf Reisen geht, kommt als Narr heim! Du nimmst so viel Säcke Rübsamen mit, wie wir gemeinlich aufs Fuder laden, hängt Zvo's bestes Spann davor und verkaufft den Raps zu gutem Preise an irgend einen Makler oder Schiffscapitän, der fertig liegt, eine Fracht einzunehmen. Zugleich überbringst du meine und Zvo's Grüße an Wynheer Petter Hötker, meinen Schwager, und forschest aus, ob seine Enkeltochter Katharine dich ehrenvoll aufnimmt, ihrer Blutsfreundschaft halber. Wenn du sie also erfindest, dann reichst du ihr die Diamanten der Frau Regina selig, ihrer Ruhme, und wirbst um sie für meinen Sohn Zvo Hertog. Sie und ihre Ausrüstung und eine oder die andere Magd, die ihr vertraut ist, können gleich mit dir auf dem leeren Wagen zurückkommen; so mögen die Frauen bis zur Hochzeit bei mir auf der Pflaage bleiben, und wenn sich zu der Feier ihr Vater oder Bruder aufmachen, unser Hab und Gut anzusehen, so wissen sie, wo die Ems fließt."

Ko blickte seinen Brotherrn und Freund doch etwas bedenklich an: "Bauer," entgegnete er langsam, "Ihr vergeßt, daß die Straßen nicht allzu sicher sind; es treibt sich Kriegsvoll und Gesindel aller Lande umher, das mich doch auf die

Diamanten untersuchen oder mich von meinen Gäulen und meiner Rapsladung befreien möchte, ehe denn der Handel geschlossen ist."

"Hast Recht; so nimm zwei Ladungen Raps auf zwei Wagen, und deine beiden Söhne und ein Knecht sollen mit dir reisen. Die Diamanten soll deine Fran in ein großes Brot backen, und du schiebst das Brot in den Futterack."

Ko schwieg eine gute Weile, dann that er einen tiefen Athemzug und erwiderte: "Es mag so bleiben, wie Ihr es geordnet, Bauer! Ich werde mir ein Zeichen aufstellen, woran ich erkenne, wie die junge Cato gegen Euch gesinnt ist. Wenn wir mit Botschaft und Gruß vor sie kommen und sie nimmt den Theetopf vom Kohlenstövchen, um noch heiß Wasser aufzufüllen, so ist's nichts mit der Brautschast, sie ehrt Eure Boten nicht; spült sie aber den Theetopf sorglich, füllt neue Blätter aus der chinesischen Theebüchse ein und giebt noch ein Silbergeschüppchen voll zu auf den Kopf, dann läufte ich den Hut und sage meinen Spruch!"

Der Alte nickte beistimmend.

"Sollte sie aber möglich zwei Silbergeschäufel voll über die Zahl ansetzen, dann wird nichts aus der Hille (Heirat), denn dann ist sie rive (verschwenderisch), und wir brauchen eine sünige (sparsame) Hausmutter!"

"Wie Regina selig," besiegelte Marich die Rede, und nach einer Pause: "Küre (wähle), wie du's gesagt hast."

Es waren Greise, die so gleichmüthig über Zvo's Herz bestimmten, jedoch wenn die Besitzer der umliegenden Pflaagen, alt und jung, mit im Rathe geseffen hätten, keiner würde gemeint haben, das Paar, Zvo und Cato, habe jüglich selbst zu wählen und zu entscheiden. Cato stand mit Zvo in gleichem Alter, aber wenn sie nicht ganz aus der Art geschlagen war, so mußte sie berechnen, daß ihr nie eine

bessere Heirat kommen konnte als jetzt, in ihrem einundzwanzigsten Lebensjahre. In einer Hafenstadt aufgewachsen, kannte sie ja nicht nur die Schifferehen, bei deren Einleitung auch nicht eben lange Zeit zum Prüfen und Kennenlernen bleibt, sondern sie wußte auch, daß die Eheverbindungen nach den überseeischen Colonien zumeist durch Procuracion besiegelt werden und daß die Töchter angesehenere Familien sich als rechtmäßige Ehefrauen nach Indien einschiffen, nachdem sie zuvor mit dem Handschuh ihres in fernem Zonen weilenden Bewerber vor beiderseitigen Zeugen feierlich getraut wurden. Zudem ist Holland die Heimstätte zahlreicher religiöser Secten, und nicht wenige unter denselben versagen aus Selbsterhaltungsgründen ihren Anhängern die freie Wahl zu Eheschließungen. Eine zähe, mit den Elementen, den Usurpatoren und Parteinungen unablässig kämpfende Nation verliert selbstverständlich im Laufe stürmisch bewegter Jahrhunderte das Verständniß für poetischen Barsinn; genug, Ko's Frage: „Ja, aber wenn sie nun nicht mit mir gehen will?“ war eigentlich nur eine Form und ward von Marich als solche aufgenommen, indem er sagte: „Du bist mir verpflichtet, das zu thun, was du thun kannst.“

„Nichtig!“ brummte der Knecht.

Wie offen die beiden langjährigen Haus- und Arbeitsgenossen auch waren, der Hauptgrund, der sie bestimmte, Zu so weltfremd hier im verlorenen Winkel des nordwestlichen Deutschlands zu verbergen, lag darin, daß er ein überaus ansehnlicher, hochgewachsener junger Mann war, der schwerlich den Augen der Werber für die verschiedensten Armeen entgangen wäre. Die Niederlande waren seit 1795 batavische Republik unter französischer Vormäßigkeit, nachdem zwölf Jahre früher nach längeren Bürgerkriegen der Erbstatthalter Wilhelm V. durch die Hilfe preussischer Truppen wieder in seine Stammesrechte

eingesetzt war. Ostfriesland und die Emsgegend waren preussisch. Soldaten brauchten alle Regenten, wohin sich ein diensttauglicher Jüngling immer wenden mochte.

Die beiden Alten sprachen das Letztere nicht aus; man soll den Teufel nicht an die Wand malen, und sie wußten ja Beide Bescheid, wie diese Dinge damals lagen.

Die vertraulichen Sonntagnachmittags-Unterhaltungen zwischen Brotherrn und Knecht pflegten immer zwei Pfeifen lang zu währen. Ko, der Arbeitsgewohnte, rauchte zwar etwas schneller, aber respectvoll that er einige kalte Züge, bis der Bauer die Asche am Herdgitter ausklopfte, von Neuem stopfte und dann den Tabakstasten auf dem Kaminsims hinüberschob. Nach der zweiten Pfeife erhoben sich Beide, um durch die Ställe und Scheunen zu wandern und die weiten Wiesenstrecken, welche Marich besaß, zu überschauen, oder sich unter die Bäume zu setzen, welche dem eingepflanzten Hofe Schutz vor dem Winde gaben.

Kaum hatten die Alten nach jener Unterhaltung die Thür hinter sich geschlossen, als sich die Schiebbretter, welche die Wandbettstelle schlossen, bewegten und ein schönes, dunkles Weib aus dem Bettverschlag zur Erde sprang. Sie strich das straffe Haar mühsam unter die bergende Haube, warf einen forschenden, glühenden Blick durch die kleinen Fensterscheiben ins Freie und huschte dann geräuschlosen Schrittes in ihre Kammer, aus welcher ihr ein leises Wimmern entgegenklang. Das also klagende Weib war ein schwarzer Pudel, ein zugelaufenes armes Thier, wie Hanna sagte, das von ihr im Kämmerlein gepflegt wurde, damit Mynheers große Hunde, die eine besondere Feindschaft gegen den Fremdling zeigten, ihn nicht zerreissen möchten. Hanna nahm den Pudel in ihre große

Wolfschürze, trug ihn durch eine Seitenthür ins Freie und, nachdem sie sich überzeugt hatte, daß Niemand sie beobachte, streichelte sie sein schwarzes Haar, setzte ihn zu Boden und deutete mit dem Finger in eine Himmelsgegend, nach welcher sich das Thier alsbald im vollen Laufe entfernte.

Wer auf der Plaaße ein besonderes Anliegen hatte, war angewiesen, dasselbe nach der Abendsuppe dem Hansherrs vorzutragen. An diesem Abend erhob sich Hanna von ihrem Plaaße unten am Tische und sagte in ihrer demüthigen Weise: „Als ich heute nach der Vesperandacht unter der Linde eingeschlafen war, hatte ich einen bedeutamen Traum, und ich bitte um die Erlaubniß, morgen früh zur Beichte und Communion gehen zu dürfen, damit meine Andacht die Erfüllung auf dieses Haus herabziehen möge!“

„Was träumtest du unter der Linde?“ forschte Marich.

„Ach, Mynheer, ich weiß, daß ich, die Unwürdigste von Allen, solchen Traumes nicht werth bin; aber wer Glück verkündet, wird freudig gehört, wer das Wort auch spreche! Ich sah im Traum, daß Mynheer all sein Hab und Gut in zwei Theile trennte und daß sein Sohn, schon dadurch begütert, dennoch erst wirklich reich wurde, als ihm ein schönes junges Weib zugeführt ward. Das, was ich gewahrte, soll sich erfüllen, ehe sich die Lindenblätter vergolden, obwohl das früh im Herbst eintritt. Ehe sich die Blätter vergolden, wird aber auch Mynheer zu mir, der armen Hanna, sprechen: Hanna, Gott hat dir verziehen; weil er dir die Zukunft offenbarte, so dürfen auch die Menschen nicht fürder über dich richten — du wirst hinfort an meiner linken Seite sitzen über den anderen Weibern des Hauses!“

Eine tiefe Stille folgte dieser Rede, Alle blickten in das schöne, jäh erblickte

Nutlich der Fremden. Da küstete der alte Marich seinen Dreispitz, so daß die laugen, vollen weißen Locken ungehemmt auf seine Schultern fielen, und sagte: „Es werde so, wie es von Oben bestimmt ist — dir, Ivo, soll die Hälfte meines Eigenthums morgen früh überantwortet werden; wo zieht hinaus, dir ein Weib zu holen ins neue Haus, eine Gehülfin, welche dir Vater und Mutter mit ihrem Segen erwählten für das Haus, das sie euch erbauten. Hanna wird hinfort an meiner linken Seite sitzen über allen anderen Weibern des Hauses! Wo Offenbarungen reden, da hat menschlicher Fürwitz zu schweigen!“

Ein unwilliges Gemurmel ließ sich vernehmen, indeß Ivo, tief erröthend und doch mit vor Freude leuchtenden Augen, wie ein schüchternes Mädchen seinen Dank stammelte: „O Vater, mich hat nie nach Hab und Gut, nie fort von Euch verlangt; wenn ich je betrübt war, so geschah dies, weil ich meiner lieben, lieben Mutter nachtrauerte. Ich dachte nicht daran, es könne eine Andere an ihre Stelle treten; aber mein guter, besorgter Vater hat für mich gedacht, und diejenige, welche er mir zuführt, wird gewiß die Rechte und Beste sein, nur — das Eine macht mich ängstlich, daß ich glauben muß, ich werde ihr nicht gefallen können; ich bin nicht so angenehm im Wesen als die meisten jungen Männer, als mein Freund Jans, Hanna's Sohn, und nicht so geschickt als Ko's Söhne; neben allen denen bin ich wie ein Kind —!“ Er stockte und barg sein gutes, ernstes Gesicht in die Hände.

„Du wirst eine gute Lehrmeisterin haben in deiner Frau!“ tröstete Marich und dann, als wolle er für den Gefühlsaufwand des Abends dem Schöpfer eine doppelte Entschuldigung darbringen, fügte er hinzu: „Hanna hat das Rechte gefunden, wenn sie die irdischen Ereignisse

dem höheren Willen gehorsam unterordnet; wir werden heute statt des einen gewohnten Psalms ihrer zwei singen!"

Frisia non cantat! sagt das Sprüchwort; musikalisch schön war der Gesang nicht, aber er richtete die Sabbathstimmung in den Gemüthern wieder auf, sie wurden stille danach.

Der nächste Morgen hüllte sich und die kommenden Ereigniffe in tiefen, über die Niederung dahinwallenden Nebel ein. Als der Küster, die Frühglocke zu läuten, hinaustrat, war's ihm nicht anders, als müßte er eine riesenhafte Milchbutte durchwandern, in welcher das ganze Dorf mitjammt der renovirten Kirche versunken sei, gleich jenem blühenden Orte Torun und den Dörfern, die einst im Dollart bei der entsetzlichen Sturmfluth untergingen. Er zog sich die Pispelmütze tief über die Ohren und kehrte so eilig zurück zu seinem Hause, nachdem er seines Amtes gewaltet, daß er beinahe einen Vandläufer über den Haufen gerannt hätte, der, in einen alten französischen Soldatenmantel gehüllt, ihm entgegen um die Ecke bog. Der biedere Glöckner tauchte mit einem förmlichen Bogenfuß in den Nebel; er liebte die Franzosen nicht und das Almosengeben noch weniger. Was konnte man sich auch Gutes von dem frühen Spaziergänger versehen?

Dieser, besser als sein Aussehen, ging indessen geradeswegs auf den Kirchhof zu. Zwischen all den bescheidenen Holzkreuzlein desselben erhob sich ein großes Sandsteinmonument: die Grabstätte der Frau Regina, und dieser Denkstein dämmerte wie ein Wegweiser durch die webenden Dünste. Der Wanderer ging auf ihn zu, stützte aber, als, neben dem Stein auf dem Hügel stehend, eine riesenhafte, anscheinend im Zerfließen begriffene Gestalt sichtbar wurde. Erst die Stimme, welche „Jans, mein Sohn!“ rief, zeugte

von der Wirklichkeit, und zugleich trat Hanna von dem Grabe hernieder, faßte die Hände des Nahenden und sagte: „Ich blicke von der Erhöhung nach dir aus — ja, ja, jetzt stehe ich über ihr, und sie muß dazu schweigen!“

„Weshalb habt Ihr mir den Pudel geschickt, Mutter?“ forschte Jans ungeduldig.

„Komm hinein in die Kirche!“ sagte die Frau und schob den Kirchenschlüssel ins Schloß, den der Bauer sich zu seiner Benutzung vorbehalten hatte.

Die Kirche, ohnedies puritanisch kahl und schmucklos, sah heute fast gefängnißartig aus. „O diese Menschen leben nur, um das Leben zu hassen!“ seufzte Hanna und sank auf einen der Sitze.

„Nun, Mutter — was ist's?“ drängte der Sohn.

Hanna erzählte ihm flüsternd, was geschehen war.

„Ich begreife!“ sagte der junge Mann und lachte wild, so daß die Echo's der Pfeiler entsetzt ob des unheiligen Klanges aufzukreischen schienen. „Ich soll die Braut sammt der Aussteuer rauben — nun, da habe ich schwierigere Dinge ins Werk gesetzt, und von der Rache des schläfrigen Zwo steht auch wenig zu fürchten; was jenseits der Grenze geschieht, möchte überhaupt von diesseits derselben schwer zu strafen sein! Frankreich fürchtet Preußen nicht! Ha! ha!“

Hanna legte ihre Hand auf seinen Arm: „Nein, nein, Jans, du wirst das Alles nicht thun; im Gegentheil, du sollst Cato's Reise schützen — es muß Alles kommen, wie es Mynheer festsetzte, Alles! Ich sage dir, über den Hertogs liegt etwas, das schwerer wiegt als unsere List: ein Schuß, der sich gegen uns kehrt, wenn wir uns gegen ihn kehren — wir können nur mit ihnen gehen!“

„Und Zwo, um deswillen ich verstoßen wurde, soll auch das noch haben?“

knirschte Jans. „Ist er nicht etwa der Sohn deiner Todfeindin?“

„Denkst du, ich vergäße das eine Stunde, so lang ich noch athme? — Hör mir zu, Kind, es gilt zweierlei zu erreichen: Erstlich, ich heirate den Bauern Marich Hertog — zweitens: Cato Hertog, Ivo's Weib, wird ebenso verachtet und verstoßen, als ich es war — durch dich!“

* * *

Ko galt in der Umgegend für einen äußerst geschickten Unterhändler in allen Gegenständen, welche die Landwirtschaft auf den Markt bringt oder vom Markt zu gesteigerter Weiterverwerthung einführt. Er ließ sich sprüchwörtlich nicht übers Ohr hauen, und wenn er einen Preis bepaalt (festgesetzt) hatte, so ging nicht ein Deut herunter, obgleich Mynheers Gulden, wo er einen Zweck verfolgte, flüßig genug durch des Knechtes Finger glitten. Mit einem Worte, Ko war so rechtschaffen als sein Herr, aber auch so zähe wie der Kleiboden unter seinen Füßen bei Thauwetter. Wenn er auch bisher noch nicht aufs Brautküren ausgegangen war, so schlug doch seine vorsichtige, aber auch schlechte Art bei diesem Auftrage durch. — Züßer Cato bestand die Theeprobe glänzend, indem sie nicht zu wenig, nicht zu viel der edlen Blätter nahm und einen ganz frischen Trank für Ko und seine Begleiter aufgoß, nachdem dieser sein Kommen mit dem Rübsamen-transport erklärt hatte. Dann beschrieb er bedächtig, daß und wie die Theilung auf der Pflaage vor sich gegangen sei, und hierauf brachte er seine Werbung an, indem er aus der großen Tasche seiner Haile (Mantel) ein grobes Brot hervorzog und dasselbe mit einem frommen Spruch durchbrach, so daß die Diamanten zu Tage kamen. Der Form halber wur-

den zwar noch einige Weitläufigkeiten gemacht, am nächsten Morgen aber ließ Cato's Mutter bereits die Aussteuerliste durch die Knechte vom Boden herniedertragen, und nach ferneren drei Tagen bestieg die Brant nebst einer alten und einer jungen Magd die möglichst bepacten Wagen, und man machte sich mit dem ersten Hahnenstrei auf die Reise. Ko hatte während dieser Rasttage nicht nur alle Vieh- und Getreidepreise erkundet, sondern seine Aufmerksamkeit auch den immer bedrohlicher werdenden Weltereignissen zugewendet. Holland besaß jetzt einen französischen König, Ludwig Bonaparte, und derselbe hatte seinem neuen Volke mitgetheilt, sein Herz schlage durchaus holländisch, so wie denn auch sein Porträt mit den ausgesprochen italienischen Zügen und der Devise: „Doe wel en zie niet om!“ (Thu gut und sieh nicht um) in den Handel kam. Niemand wußte, woher er das holländische Herz und den für einen Bonaparte eigenthümlichen Wahlspruch genommen habe. „Sieh nicht um!“ ward ja auch Ivo's Weib geboten, sie blickte aber doch zurück. Der Wahlspruch des Lammes nußt nichts, wenn das Lamm der Bruder des Löwen ist.

Ko trieb um so mehr zur Heimfahrt, als ihm ahnte, daß die französische Art bereits an den Wurzeln des alten friesischen Upstallsboom liege, den Preußen nicht mehr vertheidigen konnte, und daß die Zeit, wo unter den Zweigen desselben freie Friesen ihre Geseße beriethen, ebenso tief in der Flut der neuen Ereignisse begraben wurde, als jene Dörfer im Jahre des Herrn 1277 in den Fluten des Dollart versanken. — Da es wahr bleibt, daß neue Wesen gut segnen, so begab man sich unter dem Schutze der neuen Regierung getrost auf die Reise. Erst am vorletzten Tage derselben, wo man noch die Been mit ihren einsamen, übelberüchtigten Sanddämmen zu passiren hatte, dächte

es No nicht ganz geheuer, als er in der Kneipe, wo er Brot fütterte, einige Gesichter erblickte, die, scheu und verwildert zugleich, eine Sorte von Wegelagerern verrieth, denen man sich nicht gern anvertraut.

Der alte Knecht zeigte sich inzwischen unverzagt, und als seine Jungen einander auf die Stroche aufmerksam machten, sagte er getrost: „Ich denke, vier redliche Kerle nehmen's in Gottes Namen mit acht unredlichen auf, denn das gute Gewissen ist ihr Schild!“

So fuhren sie denn weiter und gedachten vor Mitternacht ein Dorf zu erreichen, wo sich gute Unterkunft bot. Die Braut durfte, einem alten Brauche folgend, nur mit steigender Sonne in die neue Heimat einziehen. Auf den glattgewalzten und trockenen Kleiwegen waren die Fuhrwerke wie über eine Teufe dahingerollt — das war nun zu Ende; der Wagen schwankte und ächzte durch die Moor- und Sandgeleise, die Pferde schnoben in die dämmerige Moidnacht hinaus und man konnte nur Schritt fahren.

„Weshalb ziehen wir denn zu nachtschlafender Zeit durch dies öde Moor?“ erkundigte sich Gato, die ein kräftiges, schlagfertiges Mädchen war.

„Hierorts ist's immer schlafende Zeit,“ entgegnete No. „Der Verkehr geht zu Wasser und, was nicht schwimmen kann, über diesen Damm, Züffer. So lang ich denke, war's hier wie jetzt und dieselben schlechten Stellen im Wege.“

Gato schwieg trohig; sie glich der seligen Frau Regina in vielen Stücken, aber die Verstorbene war bei allem Eigenwillen doch weit behäutiger. Während No neben den Pferden einhertritt, murrte er vor sich hin: „Heutzutage wird die junge Brut vor der Zeit flügge — der Krieg verschlingt nichts lieber als alte Ordnung und geerbte Rechte und bestiehlt die Länder an Leib und Seele. Das junge Volk —“

Wer weiß, was Alles No noch durch den grauen Schädel gefahren wäre, wenn nicht eine unliebame Unterbrechung den philosophischen Hasen jäh zerschnitten hätte. Vor den Pferden des ersten Wagens knatterten zwei Schüsse; die Pferde bäumten sich, machten den Versuch, sich in den nächsten moorigen Graben zu flüchten, wurden aber durch zwei Paar kräftige Fäuste daran verhindert, welche ihnen in die Zügel fielen. No's Söhne sprangen mit jenem wilden Kampfesruf juncgen Thatendranges, den selbst ihre puritanische Gewöhnung nicht ganz zu ersticken vermocht hatte, zu Boden, und sie würden den Wegelagerern übel mitgespielt haben, wenn nicht eben jetzt auch neben dem zweiten Wagen ein Schuß gefallen wäre. Zugleich aber erhob sich Gato; sie hatte die Peitsche umgekehrt ergriffen, schwang den schweren Kolben und schrie: „Nicht angreifen — die Schweugel ausheben — Rücken gegen die Wagen!“ Die klangvolle Stimme brachte eine Aenderung der Stellung zuwege; sobald sich die Pferde von dem Wagen frei fühlten, wehrten sie sich selbstständig gegen die Vergewaltigung, indeß die Vertheidiger der Karawane an ihrem Transport zugleich eine Deckung gegen die Angreifer erhielten. Wenn No von vier guten Gewissen sprach, so hatte er nicht einmal auf die unerlödete Geistesgegenwart seiner Schutzbefohlenen gerechnet, die jetzt den Mägden zurief: „Wenn sie herankommen, werft ihnen, was ihr heben könnt, auf die Köpfe, den elenden Schojern!“

Die Wegelagerer wurden stufig und ließen zuvörderst die Pferde los, die, auf den fetten Marschen in Freiheit erwachen, nicht säumten, auch ihrerseits mit den Köpfen an den Wagen zu drängen und mit den Hufen Sand und Torfjoden gegen die Feinde zu schleudern. Diese schienen glücklicherweise nur mit einläufigen Pistolen bewaffnet, außer etwa noch mit dem

Schlagmesser, das jedermänniglich in der linken Tasche seines Wammes trägt. Ein gelender Pfiff, welcher von ferne beantwortet wurde, bewies indeß, daß sie noch auf Verstärkung warteten. Da, eben in dem verhängnißvollsten Augenblick, zeigte sich unerwartete Hülfe. Der elastische Torfboden erdröhnte von nahenden Hufschlägen, und eine klangvolle Männerstimme rief näher und näher: „Halloh — halloh!“ bis endlich der Reiter sichtbar wurde, der, das gespannte Pistol in der Hand und sich in den Bügeln emporhebend, fragte: „Was giebt's, wer hat euch angegriffen?“

Der gottesfürchtige Ko zeigte sich indeß nichts weniger als dankbar, da er auf das hin die Räuber Reißaus nehmen sah, sondern entgegnete mürrisch: „Wir hätten ihnen schon ohne dich die Wege gezeigt, Zänß!“

„Ah, das ist ja mein alter Freund Ko!“ lachte vergnügt der Reiter, „und da oben erblicke ich Zoo's schöne Braut, Züßer Cato. Willkommen! Und gefegnet der Gedanke, welcher mich in später Nacht des Wegs daherführt! Die Züßer erkennt mich nicht, obwohl ich in die Freundschaft gehöre; ich bin Zänß, Hanna's Sohn!“ Dazu bückte er sich, nahm die Laterne aus Ko's Hand und leuchtete sich mit derselben ins Gesicht, nachdem er den Hut von den üppigen Locken genommen hatte. Cato verstummte einige Secunden, während welcher seine dunklen lachenden Augen sie anblickten und sein hübsches, feines, gottloses Antlitz sich nahe vor dem ihrigen zeigte. Dann setzte sie sich und sagte mit kühlabweisendem, hochmüthigem Tone: „Natürlich kenne ich dich! Lebst du denn auch beim Ohm Hertog?“

„Nein, Züßer — die Leute auf der Blaake fürchten mein unstättes, unkirchliches Wesen ebenso sehr als ich ihre Frömmigkeit, und 's ist recht so! Ihr

Reichen müßt mit Gott gute Seite halten, damit er nicht müde wird, euch mit vollen Händen zu geben. Uns arme Teufel hat er ohnehin vergessen, wir haben für nichts zu danken und sind zu stolz, an seiner Thür zu winseln!“

„Schäme dich!“ rief Cato und hüllte sich fester ein. Da sich die Wagen wieder in Bewegung setzten, ritt Zänß neben dem grossenden Mädchen.

„Wer nichts liebt, hat nichts zu verlieren!“ scherzte der junge Mann. „Ich möchte doch nicht mit dem Reichsten tauschen, denn reich sein, heißt seine Freiheit verkaufen; so ohne Freundschaft, ohne Vaterland, ohne Sorg' und Zwang — ein König könnte mich beneiden. Ha! ha! ich auf der Blaake —? Wer bewahrt denn das Feuer im Heuschaber oder den Wolf im Schafstall? Ich verachte die Menschen, die betend neben ihrem Geldkasten hocken; weiß der Satan, wie sehr ich sie verachte! Wenn der Seebeich bräche und ich sähe die Flut sich ins Land wälzen, ich würde nicht aus Fenster klopfen, um zu rufen: Wacht auf, der Tod steht vor der Schwelle! O, ich hasse diese selbstzufriedenen Heiligen, die sich in die Seligkeit hineinstechen und trinken; ich hasse sie alle — alle bis auf einen!“

„Und dieser eine?“ konnte sich Cato zu fragen nicht enthalten.

„Dieser eine ist Zoo Hertog! Er ist aus sich selbst, was die anderen sein möchten, und weiß es selber nicht. Er, der stärkste Kerl im Kirchspiel, möchte ein Kind bitten: Thu mir nichts! und den elendesten Bettler: Bergieb mir, daß ich nicht auch Almosen sammle, es ist ein Rechnungsfehler im Buch der Vorsehung, daß es dich traf und nicht mich! — Cato Höltker, wenn du vor diesem Manne dich nicht bückst bis in den Staub, dann bist du nicht werth, das schönste Mädchen zu sein, das jemals sein liebes Köpfchen

in das Goldblech der Schleierhaube verberg! "

Er lachte so laut, daß es weithin übers Moor dröhnte und fernher ein Aufschrei zurücktönte — ein vom Schlummer aufgeschreckter Wiedehopf. Zugleich sprengte Jans dem Zuge voran, um zu sehen, ob der Weg überall frei sei.

„Verdammte Teufelsbrut!“ murmelte No vor sich hin.

„Hat er Euren Ivo nicht genug angepriesen?“ spottete Cato zurück. „Verlangt Ihr etwa noch mehr, als daß ich mein Haupt vor ihm in den Staub lege, he?“

„Er — Ivo — verlangt nichts — von Niemandem — er denkt nur an Andere, um ihnen Gutes zu thun!“

„Er hat's ja auch dazu!“ verkleinerte Cato das Lob.

Dann horchte sie hinaus auf die Hufschläge des Reitpferdes und schwieg eine lange Zeit, bis sie endlich die Frage nicht unterlassen konnte: „Was treibt denn Jans, da er nicht auf der Pflaage lebt?“

„Was treibt er nicht, Jüffer! Er ist Alles, was man denkt, Jäger, Schiffer, Spion, Schmuggler, Kaufmann; er rechnet sich zu allen Parteien — am besten für jede ehrliche Frauenperson, ihn gar nicht zu kennen!“

Cato ballte die Fäuste. War sie denn ein Schulkind zwischen lauter Lehrmeistern?

Wieder ward es stille, nur die Räder knarzten und die Kisten und Kasten rumpelten im dumpfen Ton gegen einander. Da suchte Cato zusammen — Jans scherzte mit den Dienstmägden auf dem zweiten Wagen; er erzählte ihnen so komische Dinge, daß sie laut anlachten, und dann sang er hübsche Lieder, denen sogar die Pferde mit gespitzten Ohren lauschten und in welche die beiden Holländerinnen erst summend, dann aber ganz herzhast einstimmten. Cato sagte nichts

mehr, aber sie trat manchmal energisch auf die Planken des Wagens und zwar nicht im Tacte.

Die Herberge ward ohne Unfall erreicht. Jans ritt weiter bis zu einem einsam gelegenen Schafstall, in welchem ein Hund anflug, als er nahte, und heulte, weil der Reiter mit dem Abjaß gegen die Thür donnerte. Drei verdächtige Gestalten zeigten sich; Jans packte die erste am Kragen und schrie: „Ihr Hallunken, habe ich euch zum Puppenpiel bestellt oder versprochen ihr Reisende anzufallen? Weshalb gingt ihr nicht vor? Weshalb kämpftet ihr nicht mit mir oder den Kerlen, he? Wartet nur, ich werde euch sammt und sonders an den Galgen bringen, ihr Memmen — sich von einem Weibe erschrecken zu lassen, vor ein paar Bauernlämmeln durchzugehen — psui!“

„Wir lassen uns nicht wegen einer Komödie die Knochen zerschlagen!“ grollte der am Collet geschüttelte Bösewicht.

„Was liegt an euren Knochen?“ höhnte Jans. „Mach den Pudel los, Peter; du, Hendrik, begleitest mich, und du, Casper, machst dich so schnell, wie du kannst, auf die Socken nach Delfzyl und trägst diesen Brief zu Wynheer Kloppmann auf die Schiffswerft. Rühr mir keinen Tropfen Fusel an, bis Wynheer den Brief gelesen hat; er wird dir zehn Gulden geben, hernach lauf, bis dir die Flamme aus dem Rachen schlägt und du bei lebendigem Leibe verkohlst! Komm, Pudel! So, so, altes Thier, mach dich auf zur Pflaage; du findest den richtigsten Weg allein! Die Ochsen da können von dir lernen!“

Der Pudel rechtfertigte das ehrende Vertrauen seines Herrn in vollem Maße. Zuörderst lief er quersfeldein, die schmaleren Canäle überspringend, die breiteren durchschwimmend, seinem Ziele zu, das er mit dem Frühroth erreichte; aber er betrat den Bauernhof nicht sofort, begab sich

vielmehr auf den Deich, wo er sich niederlegte, um gespannt die weiße Flaggenstange, welche sich vor der Giebelseite des Hauses erhob, zu beobachten; erst als ein brauner Weidenkorb an der Stange aufgezogen wurde — das landesübliche Zeichen der Speisestunden —, sprang auch der Hund wieder empor, schlich in den jetzt völlig unbelebten Hof und schwang sich durch das offene Fenster in Hanna's Kammer. Während alle Welt meinte, daß Mutter und Sohn ihrer verschiedenen Gemüthsart halber gänzlich entfremdet seien, hatten Beide ihr vorsichtig verborgenes Stelldichein, und die fromme Büßerin, die keinen Gedanken außer ihren Pflichten für Alarich und sein Hans zu herbergen schien, legte alle Fäden, welche die Herztogskente umspinnen sollten, wohlgeordnet in die Hände des anscheinend so leichtsinnigen und planlosen Jans.

„Mutter,“ flüsterete Jans, zwei Stunden später zu ihren Füßen im Grafe, geschützt von dem hohen Bründendam, sitzend, „ich irrte nicht, Cato ist eitel und ungeduldig, jung und beweglich; sie hält's nicht aus bei den Greisen. Ivo ist auch ein Greis, oder ein Kind — oder ein Engel; aber wißt Ihr, Mutter, eine Möve läßt sich nicht einsperren wie eine Taube!“

Hanna's Finger spielten mit dem Kraushaar des Sohnes. „Ivo ist schwach — wie anders bist du geartet!“

„Ja, sehr anders!“ lachte Jans, „und wenn sie genug hat von seiner Engelhaftigkeit, wird es sie gelüsten, meine Teufelei so zu beherrschen, wie sie sein argloses Wesen beherrschen lernte!“

„Dich beherrschen —!“ sagte Hanna spottend.

„Mutter, merkt's Euch, Alles muß Ivo vor ihren Ohren loben, der Alte und Nothun's ungeheißer, Ihr spart keine Ehre und kein Wachen auf seine Tugend und Schönheit und Frömmigkeit, auf seinen

Gehorsam, seine Unverderbtheit; auch ich komme und singe dasselbe Lied in meinem Ton, bis sie zuletzt wild darüber wird, daß wir sie selbst verkleinern, weil sie neben seiner Größe nicht aufkommen kann. O, ich kenne die Weiber!“

„Ja, du! Woher dir nur alle Gedanken kommen?“

„Mir? Von Euch, Mutter! Seht und das ist so spaßig, daß wir nichts zu thun haben, als die Wahrheit zu sagen. Domine selbst könnte nicht gewissenhafter sein als wir!“

„Du gemahnst mich, daß ich gehen muß, um Domine zur Mahlzeit einzuladen. Wo hat wissen lassen, er werde mit der Braut um zehn Uhr eintreffen, deshalb wird der Pastor um halb zwölf mit uns essen und zuvor die Verlobung einsegnen.“

„Gut, Mutter, ich werde auch kommen; betrübt Euch nur recht rührsam über mich; um Brave und Gesunde kümmert sich Niemand, aber für Verirrte und Kranke hat Jeder einen billigen Rathschlag und den Gedanken: Gottlob, daß ich nicht bin wie der da! Ha, ha! — ich freue mich auf den Schmaus heute Mittag!

Es kam Alles so, wie es festgesetzt war. Das war nun einmal nicht anders unter Alarich's Dach; es schien, als hätte er sogar über die Zeit selbst zu commandiren und Tag und Stunde für die ganze Welt in seiner Gewalt.

Zwölf Minuten vor zehn verrieth ein dumpfes Rollen, daß die große Sommerbrücke von der Last eines Wagens erschütterte wurde. Wo deutete mit der Peitsche auf die Wiesenfläche, auf deren grünem Teppich die Rindviehherde weidete, welche Stück für Stück schwarzbunt gleichmäßig gefleckt war, als hätte der ordnungsliebende Besitzer Alles nach der Schablone schwarz auf weiß sorglich angestrichen, und sprach: „Unser Land — unsere Rüche — dort im zweiten Kamp

unsere Beester und dort am Deich die Fohlen und die Jährligen! Da im Busch unsere Plaaße!"

"Wer steht dort?" fragte Cato, ihn am Arm fassend.

"Das ist Ivo!"

Sie griff in die Zügel, stieg, behend in die Radspeichen tretend, zur Erde und ging Ivo in ihrer drallen Haltung und in der knappen, hierlichen und doch förder-samen Gangart, die den Holländerinnen eigen ist, entgegen.

Ivo Hertog stand auf dem Fleck, wo sich vor vier Stunden Hanna und ihr Sohn für seine Trefflichkeit und gegen sein Glück verbündet hatten; unbeweglich stand er, angethan mit seinen Kirchentleibern. Als Cato ihm gegenübertrat, sah er ihre kleinen, runden, kräftigen Hände in seine großen, zitternden; seine Augen ruhten voll verklarter Freude auf ihr, und er sagte leise und feierlich: "Ich werde es dir mit jedem Athemzuge danken, daß du gekommen bist — zu mir gekommen bist; aber hat dir Ko ausgerichtet, daß ich ein ungelerner, einfältiger Bauer bin? Wirst du Gebuld mit mir haben?" Er wurde sehr roth und senkte schüchtern die Augen.

"Ich bin's zufrieden, daß es so mit uns kam, Ivo!" entgegnete Cato. Und sie sprach mit Ueberzeugung, denn so stattlich und hübsch, so aus Herz gehend hatte sie sich doch ihrem Verlobten nicht gedacht. Wie mußte der aussehen, wenn er gekleidet wie andere junge Männer wäre und nicht so tödlich unbeholfen auf den großen Füßen dastände!

"Hurrah! hurrah! Hochzeit, Hülfe! Trinkt aus auf Braut und Bräutigam!" schrien die Knechte und Mägde neben den Wagen, und wie durch Zauber waren Flaschen und Gläser da. Ko überreichte dem jungen Bauern einen Trunk und sagte: "Bring ihr's zu, hier auf der Grenze deines Erbes!"

"Ich bringe dir's, Cato, wie ich mich selbst dir bringe!"

Cato knigte, nippte an der Stelle des Glases, wo soeben Ivo getrunken hatte, und reichte Ko den Rest. "In Gottes Namen denn!" sprach der alte Knecht feierlich wie ein Priester, leerte das Glas und warf es dann über die Schulter hinter sich gegen die dort aufgerichtete Wallstichrippe, die, hoch wie ein dürrer Baumstamm, den Platz kennzeichnete, wo der Damm auf die Brücke zu einbog. "Ganz in Splittern!" sprach der Alte vergnügt, "es wird Niemand eurem Frieden etwas anhaben können!"

Hanna und ihr Sohn wurden von Ko nicht der Befürchtung gewürdigt, sie könnten aus ihrer wenig bedeutenden Stellung heraus dem jungen Paar Schaden, der Knecht dachte vielmehr an König Ludwig Bonaparte und die Einverleibung Ostfrieslands zum Königreich Holland.

Bauer Marich empfing die Schwiegertochter mit einer langen Rede, die ihm selbst wahrscheinlich ungemein erbaulich schien, die Angeredete aber ein wenig ermüdete und recht sehr aufbrachte, denn die Ansprache handelte über den Gehorjam der Frau und forderte Dankbarkeit von der letzteren, wenn sie in reiche Verhältnisse und an die Seite eines untadeligen Eheherrn geführt werde.

Raum war diese Rede überstanden, als der Domine eintraf und dasselbe noch einmal, aber in weit mehr und gewählteren Worten sagte, was der Vater bereits ausgesprochen. Cato nahm, während der Ansprachen von einem Fuß auf den anderen tretend, das Inventar des ganzen Raumes auf und zählte die vielen kleinen Scheiben der Schiefenster und die Fliegen, welche auf dem eigelben Delanstrich der Balkendecke krochen. Vielleicht wäre ihre Ungebuld störend ausgebrochen, wenn nicht der baumlange Ivo neben ihr mit gefalteten Händen und rührungsfeuchten

Augen dagestanden hätte, um auf jede Silbe liebevoll zu lauschen.

Indeß der Redefaden sich unermüßlich abhaspelte, schob sich geräuschlos Jans in den andächtigen Kreis. Er trug einen knappen Jägeranzug, und der Muthwillen irrlichterte unter seinen dunkeln, langen Augenwimpern hervor. Obwohl seine Haltung tabellos blieb, konnte es der ihm gegenüberstehenden Braut nicht entgehen, daß der alte geschnißte Kleiderschrank, an welchem er mit der Schulter lehnte, jedesmal vernehmlich knarrte, wenn die besonderen oder Erbtugenden des Stammes Hertog oder die Untwürdigkeit des Weibes zur Sprache kamen. Cato ärgerte sich so, daß sie bis an die Haarwurzeln roth wurde, weil sie sich von dem hübschen Taugenichts durchschaut fühlte. Endlich drang ein lederner Bratengeruch aus der Nebentüche herein, und endlich, endlich! schritt Domine zu dem Nitus des wirklichen Verspruchs, welchem in sechs Wochen die Trauung und Einholung der jungen Frau in ihre neue Heimat, Ivo's Haus, folgen sollte.

Hanna begegnete dem Mädchen mit ihrer stilleidenden Demuth; sie hatte das Schlafkämmerchen der Braut zwar nicht mit Blumen, aber mit den Schmuckstücken, den Tuch- und Seidenkleidern, den Kanten und chinesischem Porzellan der verstorbenen Regina ausgestattet.

„Ich dachte, diese Dinge würden die Jüßer freuen,“ sagte sie, „so jung, so glücklich, wo Andere unter der Last der Vergangenheit seufzen!“ Sie seufzte wirklich und entfernte sich gesenkten Blickes, um nach dem Essen zu sehen.

„So glücklich?“ wiederholte Cato, „hier, hier so glücklich?“

Nach Tisch drehte sich das Gespräch mit dem Pfarrer um das schwere Los der Ostfriesen, nunmehr in die Gewalt eines Regenten fallen zu sollen, der nicht einmal des Deutschen mächtig war, der

französische Oberbeamte, niederländische Unterbeamte einsetzte zu Richtern und Zwingherren über eine deutsche Provinz. Domine und die Greise waren sehr niedergeschlagen. Ivo mißte sich nicht in die Unterhaltung, bis Cato ihn etwas gereizt fragte: „Und du, hast du auch einen Haß auf uns Holländer?“

„Ich? o, ich lasse diese Dinge gehen, wie sie wollen; was könnte denn ich thun? Es wird ja endlich doch gut werden — nein, es ist schon gut geworden, denn du bist gekommen!“

Cato war recht erschrocken, als der Bauer sich weigerte, den grün gestrichenen Weiterwagen für die Rückkehr des Geistlichen einspannen zu lassen, da er noch vor Domine und den Kindern zu reden habe. Wieder reden! Sie hatte ja noch mit dem Verlobten keine Silbe unter vier Augen gewechselt! Draußen im Baunhose ruhten kühle, tiefe Abend Schatten zwischen goldleuchtenden Sonnenlichtern; ach, mit ihm in diese Schatten zu treten! — Sie überdachte mit rascherem Herzschlag, was dort ausgetauscht werden möchte, als dennoch plötzlich die Worte des alten Mynbeer ihre gespannteste Aufmerksamkeit fesselten: „Leider,“ sprach er, „war mein langer und friedsammer Ehestand mit der verewigten Regina in den letzten Jahren minder vergnügt. Die Bäuerin konnte es nicht verwinden, daß ich ihres einzigen Sohnes Leben dem Herrn Herrn darbot, als Gottes Stimme dies Opfer von mir heischte. Ich erzähle es Euch, Domine, da Ihr erst wenige Jahre zwischen uns lebt, ich erzähle im Dank gegen Gott; und dir, Cato, sage ich es, um dich zu belehren an Ivo's Beispiel, daß dem Christen vor Allem Gehorjam Noth thut!“

Wieder knarrte der geschnißte Schrank, in dessen Nähe Jans saß.

Marich fuhr fort: „Aus unserer Gemeinde sind von je die jungen Burjchen

gern zur See gegangen, und da der Seediens mit dem Schmelzen des Wintereises beginnt und manches Fahrzeug allbereits um Ostern herum klar gemacht wird, so ist es eingeführt, daß unsere Confirmanden spätestens am Sonntage Palmarum zum ersten Abendmahl gerufen werden. Dazumal, als mein Sohn Ivo zu dem Bunde der Gnade vorbereitet wurde, betraten unsere Sohlen von Advent bis Sonntag Lätare kaum den Erdboden, sondern wir bewegten uns nur auf Schöweln (Schlittschuhen) dahin, wohin uns unser Bewerbführte. Von Lätare bis Judica stellte sich ein so starker Schneefall ein, daß wir bereits meinten, unser Herrgott wolle uns schier begraben unter der himmlischen Sternendecke, denn jede Schneeflocke ist ein Gestirn, und die Gestirne sind vor dem Ewigen wie eitel Schneeflocken, er haucht sie an und sie sind nicht mehr.“

„Hm! hm!“ flüsterte Domine und blickte auf seine riesige Zwiebeluhr. Er sah in dichterischen Gleichnissen eine Entweihung heiliger Begriffe.

„Ganz recht!“ erinnerte sich der Greis, „es ist der Athem des Frühlings, der uns den Schnee über die Felder bläst, und das Frühjahr eilte zwischen Judica und Palmarum so ungeduldig vorwärts, daß die Eisbede der Ems krachte, als ob Kanonendonner die Deiche erschütterte! Eine Stunde oberhalb setzte sich der Fluß derart zu, daß die gestaute Flut rechts und links ausbrach und sich tiefer unten einen Rückweg durch die Siele bahnte zurück ins Strombett, nach eigenem Gefallen. Zwischen der Warst und dem Dorfe hörte der Verkehr schon am Freitag auf; wenn auch die eigentliche Flut uns umging, so waren doch alle Wiesen wie ein See, alle Canäle und Gräben bis über die Ufer aufgelaufen, und das Eis schwamm gleich langen Flößen in der Mitte, wo es nicht bereits in Schollen auftrieb. Ivo war so in Gebet und Vor-

bereitung versenkt, daß er kein Arg von diesen Ereignissen hatte, aber die Bäuerin selig ward sehr unruhig, ebenso die Hunde, besonders der alte Wacho. Mein Weib löschte am Sonnabend zur Schlafenszeit die Lampe nicht aus, und dann weckte sie mich zur ersten Hahnenraht und jammerte: ‚Seht nur, Vater,‘ klagte sie, ‚da ist eine große schwarze Schnuppe am Docht gebrannt, welche die ganze Kammer verdunkelt, wir werden morgen unter diesem Dache um ein Todtes weinen; ich bitte, so sehr ich kann, laßt von dem Gedanken ab, unseren Sohn durch all die Wassergefahr zur Kirche zu schicken! Nein, ich bitte nicht, ich fordere von Euch, daß mein Fleisch und Blut, mein einzig Kind, mein Lebenslicht, verschont bleibe und nicht wissentlich dem Tode in den Rachen geworfen werde! ‚Weine nicht,‘ entgegnete ich der Händeringenden, ‚ich hab dir freudig Alles zu Liebe gethan, mein Leben lang, aber ich muß dem Einen mehr gehorchen als meinem Herzen!‘ Regina sprang auf, legte ihre Kleider um sich und sagte zornig und verzweiflungsvoll: ‚So werde ich nicht weniger thun als die Wölfin, die ihr Junges vertheibigt; Ihr müßt mich tödten, ehe Ihr mir den Knaben mordet!‘ Sie nahm die Lampe und ging in die Kammer unseres Sohnes. Da zwischen den Kojen (Wandbettstellen) nur eine Bretterwand war, sah ich den Lichtschein durch die Kliven (Ritzen) fallen, vernahm, wie sie beim Anblick des schlafenden Kindes ihr Schluchzen unterdrückte und Ivo küßte, und sich dann, immer angstvolle Gebete murmelnd, in der kalten Nacht — der Wind war Abends in Nordnordost umgesprungen — vor das Bett setzte, doch stets leise und behutsam, um ihres Herzens Liebling nicht zu erwecken. Ich horchte und betete. Als Regina stiller wurde und ihr die Augen zufallen mochten, erhob ich mich, weckte Ivo und wir zogen mit einander die eisernen Nägel

aus den Brettern, welche die Kojen trennten; so konnte ich Ivo's Hand berühren und ihm andeuten, er solle vorsichtig hinüberkommen, auf daß seine Mutter nichts gewahr werde. So geschah es!"

„Ivo!“ rief Cato vorwurfsvoll.

Ivo blickte seine Verlobte beschämt und verschüchtert an. Alarich faltete die buschigen Augenbrauen und richtete das Wort verweisend an das junge Mädchen: „Ivo wird gesegnet werden, weil er meinen Ruf: ‚Dein Heiland entbietet dich zu seinem Mahle, das dir durch sein Leiden und Sterben erkaufte wurde; rüste dich, seiner Einladung zu folgen!‘ hörte. — Der Knabe ging ohne eine Silbe des Bedenkens in die Kammern, wo sein Beichtanzug, das neue Gefangbuch und der Schinken für den Domine, schon seit guten acht Tagen von seiner Mutter gerüstet, bereit lagen, und kleidete sich an.

„Regina schlief noch immer, mit den Händen das Oberbett des Sohnes haltend; das Geheul des Windes, der um die Dächer schlug, mochte sie nach all dem schlaflosen Kummer so fest einwiegen. Gottes Güte ersparte mir den zweiten Kampf mit ihr. — Was hülfte es, Euch zu erzählen, daß vier Männer von uns durch Stunden und Stunden im Wasser und Schlamm Uebergänge und Wege suchten? Das Boot war ganz und gar unnütz, auf dem Flachlande sah es auf, im Tiefen stieß es umsonst gegen die starken Schollen. Wacho watete neben uns, ja er schien unsere Absicht gut zu verstehen und heulte nur hier und da auf, wenn Leitern und Stricke nicht reichen wollten. Bis zum großen Canal waren wir gelangt. Das Eis war daselbst noch breiter und fester als in den Gräben. Wir konnten von unserer Seite zwei zusammengebundene Leitern vom Ufer bis auf die Scholle werfen. ‚Mein Sohn,‘ sprach ich, ‚uns Erwachsene trägt es nicht — dich, der du leichter bist, möglicherweise; du mußt die Leiter herüberziehen und dann

aufs andere Ufer werfen — wenn du jenseits bist, so hast du gewonnen, nimm meinen Segen!‘ Ich segnete ihn, legte den Schinken auf seine Schulter und betrat die Leiter. Während er so zwischen Leben und Tod dahinschritt, stimmten wir den fünfzigsten Psalm an, und als wir zu dem Verse kamen: Versammelt mir meine Heiligen, die den Bund mehr achten denn Opfer! da hatte der Knabe die Eisscholle erreicht, und sie trug ihn. Er zog sorglich die Leiter nach und schob sie dann vor sich her, wie ich ihm hinüberrief, damit das Gewicht sich vertheile. Als die Brücke zwischen uns und ihm abgebrochen war, stieß der alte Hund Wacho ein Geheul aus, warf sich ins Wasser und schwamm zur Scholle. Die Ränder brachen ein, das arme Thier mühte sich umsonst, wir riefen, aber es hörte nicht auf uns; wie es immer heftiger trachtete, emporzukommen, da schwankte die Eissinsel und riß hier und da; der Knabe war äußerst gefährdet. Wo schrie: ‚In Gottes Namen!‘ und schleuderte seinen langen Beekstock so kräftig auf den Kopf des Hundes, daß die Eisenspitze sich ihm tief ins Auge bohrte und der langjährige Wächter meiner Schwelle aufheulte und zu Grunde ging. Der Cabaver trieb gegen Abend, wo das Wasser um mehrere Fuß sank, neben der Blaabe an.

„In jener Stunde konnte ich an nichts denken als an den Schrei meiner Seele um mein Kind. Wer mochte wissen, ob nicht bei jedem Schritt die Leiter, die er mühselig nach jenseits übergelegt hatte, von dem Eise oder vom Ufer abgleiten würde? Wäre das Wasser nur offen gewesen; aber Scholle lag auf Scholle, und sie rieben und stießen einander wie die Bohnen im Kochtopf, weil das Wasser von der Landseite anlies und von der Flußseite zurückgestaut ward. Die Augenblicke wucherten auf uns gleich Jahren. Vor mein Gesicht zog es wie Nebel hin

und her, ich faßte No's Schulter und schrie ihn an: ‚Sag's nur — sag's heraus — das Kind ist ertrunken! — Nein, nein!‘ entgegnete der Mann, ‚er ist hinüber, dort geht er, es läutet schon zur Kirche!‘ Dazu sah ich, daß No die Thränen niederließen von den Wangen. ‚Regina!‘ mahnte ich, und wir arbeiteten uns zurück, um sie zu trösten.

„Sie stand in der Thür, weiß wie Kalk an der Wand und die Haare im Winde wehend; aber sie fragte nichts und sagte nichts. Seit dem Tage blieb sie ernst und fränklisch und hatte immer den Gedanken, mit Ivo fortzuziehen ins neue Haus; sie hat es mir selbst in der Todeskrankheit nicht vergeben, daß ich Gott mehr gehorchte als ihrem Willen!“

„Das war eine schwere Sünde!“ äußerte Domine bedenklisch; „aber dir, Ivo, wird es heimgezahlt werden bis ins dritte und vierte Glied, daß du dein Leben für nichts geachtet, um zum Abendmahle des Heilands zu kommen!“

Es entstand eine Pause, in welche nur der alte Schrank gleichsam unzufrieden hineinknarrte. Ivo betrachtete unruhig Cato, welche ihre Augen tief gesenkt hielt, indeß die blühenden vollen Lippen trotzig aufgeworfen waren; dennoch sah sie das schöne, böse, lächelnde Gesicht Jans' sehr gut und begriff, daß er sich so still und bescheiden hielt, weil er sicher war, daß des Bauern Erzählung ganz andere Gefühle als die der Nührung in ihr geweckt hatte. In der That, statt durch das Beispiel erbauet zu sein, war ihr nicht anders, als würde sie in eine Zwangsjacke geschnürt; und Jans, der nichtswürdige geriebene Halunte, wußte das und lachte ins Hänschen.

„Ivo hat dazumal viel heiße Thränen um den Hund Wacho geweint,“ sprach No bedächtlich, „er konnte es nicht verwinden, daß sein alter Spielgefell aus Treue für ihn in den Tod ging.“

„Ja, ja!“ bemerkte Domine mit Salbung, „folgsam ist Ivo — ein zweiter Naal; aber an Ergebung fehlt's doch noch. Als der Herr die selige Regina heimrief, da war keine Freudigkeit in ihm, er versiel so zusehend, daß sein Vater besorgte, er möge von irgend welchem Gebreß oder einem ernstem Siechthum befallen werden; er war nicht wie ein junger Löwe, sondern wie ein Lamm vor dem Schlächter.“

Ivo's Augen füllten sich mit Thränen, dunkelroth vor Beschämung über diese Rüge vor Cato, sah er hülflos da.

„Ivo!“ konnte sich Jans jetzt nicht mehr bezwingen, „bessere dich und versprich Domine vor uns Zeugen, daß du bei seinem Tode wie ein junger Löwe sein wirst!“

Domine erhob sich in schweigender Verachtung.

* * *

Als Cato's Vater mit dem Treckschuit (Canalschiff, welches gezogen wird und regelunäßige Fahrten macht) zur Hochzeit eintraf, fand er seine Tochter sehr verändert, bleich, schweigsam und verbissen. „Ich bliebe keine Stunde länger in diesem entseßlichen Lande, wär' es nicht Ivo's halber; Ivo stirbt, wenn ich ihn verlasse!“

„Was das für kindische Grillen sind!“ rief der Vater. Er lachte in seiner begablichen Art immer über die Schrullen seiner Kinder, wenn diese seine Pläne nicht durchkreuzten. Aber es war Cato vollster Ernst, sie hätte noch hinzufügen dürfen: Und ich kann auch nicht mehr ohne ihn leben, obwohl mir's mitunter zu Sinne ist, als möchte ich ihn mit glühenden Zangen zwicken! So war es. Manchmal stürnte eine tiefe, glühende Leidenschaft für den Verlobten in ihr empor, und wenn er dann so scheu, so ungeschickt dasaß, sie anstarrte und kaum mit den Finger-

spitzen zu berühren wagte, wenn all ihre naive Gefallsucht ihm kein zärtlich Kosewort, keinen Kuß zu entringen vermochte, dann wandte sie ihm plötzlich den Rücken und nannte ihn vernehmlich genug „Schlafmühe“. Und er trauerte schmerzlich und ertrug es mit der Entgegnung: „Ich wußte es ja, daß ich nicht gut genug für dich bin!“

So quälte sie ihn von Woche zu Woche mehr, um ihn dann wieder so gar leicht zu verjöhnen. Ach! und das traurige alte Haus und Niemand darin, mit dem man ein vernünftig Wort reden konnte, da ihre eigenen Mägde bereits in Ivo's Wirthschaft arbeiteten! Wäre wenigstens Jans geblieben, aber der verschwand, wie er kam, Niemand wußte oder fragte, wohin? Anfangs hatte das Mädchen Freude an den schönen Sachen der verstorbenen Regina, als sie aber inne ward, daß Niemand da war, der sich darum bekümmerte, wie und ob sie gepußt gehe, da hörte sie auf, sich zu schmücken. Ach, die letzten Wochen hatten Land und Leuten so große Veränderungen gebracht, daß ein gelangweiltes Frauzimmer gar nicht in Betracht kam. Die preußische Provinz Ostfriesland war Holland einverleibt, und die Klaake lag jetzt im Departement Ost-Ems. Furchtbarer noch als die französische Oberherrschaft traf die Bewohner aller Länder nächst der Nordsee ein zweiter Schlag von des Corßen eiserner Hand.

Die Marschbauern sind weniger Ackerleute als anfällige Nomaden. Sie leben von und mit ihren Heerden und vereinzeln sich nach Nomadenart so viel und so weit immer möglich von ihres Gleichen, denn ein halbes Hundert Stück schweren Rindviehs nimmt durch die sechs Weidemonate ein hübsches Stück Grasland zwischen die Füße, und die anderen sechs Monate Stallfütterung berechnen sich gleichfalls auf eine gute Quantität Heu, wenn die Thiere glatt und wohlgenährt sein sollen;

die Pferde und Schafe leben natürlich auch nicht von der Lust, auch sie sind groß und hungrig, mithin freut sich der Bauer allemal, wenn er das Dach des nächsten Nachbarn nur durchs Fernrohr erkennen kann. Trotzdem herrscht zwischen nahen Haushaltungen gewöhnlich Animosität, stets feindet der Besizer der minder stattlichen Heerde den glücklicheren Grenznachbar an. Das Nomadenthum macht selbstsüchtig, und der Egoismus verträgt sich nicht mit der Politik; daher bekümmern sich die Marschbauern nicht um die Dinge, welche sie nicht selbst berühren, sie sind vierkantig gegen Alles, was sie nicht fördert und bereichert, einerlei, ob es anderen Staatsbürgern zu Ruß oder Schaden gedeihen mag. Ueber diese Bewältigung verhängte Napoleon I. eine ebenso gewaltige als verderbenbringende Maßregel — die Continentsperre!

Als der neue Alexander seine Kriegsflotte bei Trafalgar gegen England eingebüßt hatte, gedachte er diesen seinen glühend gehaßten Feinden ihre Lebensadern zu unterbinden, indem er den Handel des seebeherrschenden Volkes lahm legte. Die Continentsperre bildete einen festgegliederten Gürtel um alle westeuropäischen Küsten, der die Einfuhr englischer Waaren und, was damals dieselbe Bedeutung hatte, der Colonialproducte, wenn nicht zu verhindern, so doch aufs äußerste zu erschweren und ins Unglaubliche zu vertheuern bestimmt war. Der Gedanke war riesenhaft, aber die Habgucht derer, die ihn verwirklichen sollten, noch gigantischer; während der rechtschaffene Erwerb am Hungertuche nagte, standen Veschung und Betrug in vollster Blüthe. Wäre diese unglückbringende Maßregel von den Usurpatoren streng durchgeführt worden, man würde sie gehaßt haben; da man sie aber käuflich und pflichtvergessen fand, verachtete man sie. Der Rückschlag auf das wegen der Nähe des als englischer Stapel-

platz dienenden Helgolands doppelt schwer heimgesuchte Ostfriesland war der unheilvollste. Ein wohlhabendes, sonst unbeirrtes Völkchen, das davon träumte, sich eines Tages wieder selbst zu regieren, wurde an Händen und Füßen gebunden, zwischen zwei kämpfende Riosse, England und Frankreich, geworfen, um zwischen beiden langsam, aber sicher zerrieben zu werden.

Der natürliche Verkehrsweg, die Ems, war blockirt; der Reichthum der Bevölkerung, die Seeschiffe, welche im Frühling ahnungslos ausgelaufen waren, wurden durch englische Caper- und Piratenschiffe aufgebracht und mit Embargo belegt; hunderttausend sieben ostfriesische Fahrzeuge lagen bereits als verlorenes Capital in den englischen Häfen, und die kriegsgefangene Besatzung erhielt kaum Mittel genug, das nackte Leben zu fristen. Andere Schiffe waren in neutrale Häfen geflüchtet, verdarben und versanken dafelbst, indeß die Aelther mit schwerem Gelde für die Erhaltung der Schiffsleute aufkommen mußten. Die ganze Flotte der Häringsbuizen, die Jahr für Jahr, gleich Erntewagen, hinausgefahren war, um mit theurer Ladung heimzukehren, lag jetzt feiernd an den Ankerketten oder, den Kiel nach oben, auf dem Vande. Und schon war die Bevölkerung mit schwerer Kriegscontribution über Gebühr belastet, ehe sie aus der preussischen Oberherrschafft in die mehr denn feindliche französisch-holländische überging. Noth kennt kein Gebot! Es gab noch einen letzten Weg, der das Wenigerste verhinderte, daß war die Umgehung, Umjochung und Ueberlistung der Continentsperre! Neben der natürlichen Freude an Wagesstücken, deren Mißlingen Gut und Freiheit kostete und zu den unverhältnißmäßigsten Strafen führte, erblickten die Friesen in ihrem Thun eine rächende Kriegslist gegen ihre vermaledeiten Macht-haber.

Für dieses Volk steht darum die „Schmuggelzeit“ als ein Wahrzeichen fest, an das sich eine Welt von Familiengeschichten, eine Legion von muthigen und unglückseligen Ereignissen knüpft.

Der Verkehr auf der Hertog-Plaaße war nie so rege gewesen als zu Beginn der „Schmuggelzeit“. Aber es war ein Kommen und Gehen, welches Cato wenig erfreuen konnte, weil es immer von unheilvollen Nachrichten begleitet war. Der kurze Brautstand des jungen Mädchens verlief, als ob man sich eher zu einem Begräbniß wie zu einer Hochzeit bereite.

Wer hatte Zeit, an die Braut zu denken? Alles beschäftigte sich mit der Continentsperre! Ivo allein von Allen dachte an nichts als seine schwüchterne Liebe, und Cato zählte die Stunden, wo sie ins eigene neue Heim übersiedeln sollte. Die Hochzeit ward weniger großartig vorbereitet, als es der Plan gewesen, der bösen Zeiten halber; dennoch dehnten die langen, mit Zinntellern gedeckten Tafeln sich so stattlich unter dem duftigen Hochzeitsmahle, daß man sich erstaunt fragte, woher denn all die Festgäste inmitten dieser Einsamkeit gekommen sein möchten? — Der Bräutigam, in dessen Hause der Schmaus gerüstet ward, mußte anständigerweise den angesehenen Gästen in der Uplamer, dem besten Zimmer, aufwarten. Domine war mit seiner ganzen Familie erschienen, Cato's Vater hatte auch noch ein paar Vettern zugebracht, und auch Jans traf, als ob sich das so verstände, ein und setzte sich getrost mit an den Tisch der Herrenleute, recht zur Freude Ivo's, der ihn von altersher liebte und bewunderte und ihm neuerdings noch Cato's Rettung dankte, aber zum Verdruß aller Anderen, Marich ausgenommen, der eine Art Verschuldung gegen Hanna und ihren Sohn von der seligen Regina her geerbt zu haben glaubte. Jans aber fragte nicht, er setzte sich einfach.

Die Augen der Braut leuchteten, seit sie am Altar ihrem Ivo zugesprochen war, mit den Diamanten an ihrer Stirn um die Wette; hier, im eigenen Hause, an Ivo's Seite, kam die alte Lebenszuversicht wieder über sie, und sie lächelte und erröthete, wenn man der „jungen Frau“ Bescheid that mit dem vollen Glase. Das Glüd klopfte an, aber ach, zur üblen Stunde! Zwischen Pipp' und Kelches Rand, eben als Alarich Hertog seinen feierlichen Trinkspruch ausbringen wollte, entstand draußen ein Lärm, die Thür wurde aufgerissen und herein stürzte der Sohn des gleichfalls schmaufenden Küsters. „Domine — Vater — Bauer!“ rief er athemlos vom Laufen. „Sie sind in die Passtrat eingedrungen, haben die Kirchenkiste gesprengt und haben das Kirchenbuch genommen — da fanden sie eine gute Anzahl Fente, die noch dienstpflichtig sind, auch dich, Ivo Hertog, und sie kommen schon, dich zu holen!“

„Wer? wer? wer? Unglückskind!“ rief der Geistliche im Trompetenton.

„Drei sahen aus wie holländische Soldaten und waren es auch, und Zwei sahen nicht aus wie Soldaten und waren es auch nicht,“ entgegnete der seine Beobachter.

„Uf! uf! Das ist — bei meiner armen Seele — General Dändel's Conscription, und es geht Ivo an den Kragen!“ klagte Domine im hüßlosen Tone.

„Ich kaufte für Ivo zu preußischer Zeit einen Stellvertreter!“ rief Alarich Hertog.

„Ja, wer fragt unter dieser gottvergeßenen Franzosenherrschaft nach preußischen Stellvertretern?“ seufzte Domine, die Hände faltend.

Ein lautes Weinen und Klagen erhob sich unter den Weibern, indeß die Männer sich rathlos ansahen.

„Mein Mann! mein Ivo!“ rief Cato.

„Mein Sohn — mein einziges Kind!“ schrie der sonst so gefasste Alarich Hertog.

„Verbring die Zeit nicht mit unnützen Worten!“ übertönte Jans' Stimme den Wirrwarr. „Jeder bleibt auf seinem Platz am Tische und thut, als wüßten wir von nichts, wenn die Kerle kommen. Ich setze mich neben die Braut, und Vater Alarich liefert mich als seinen Sohn ins holländische Militär!“

Athemlos lauschte man Jans' Worten.

„Es geht nicht!“ seufzte Alarich; „ich würde eine Lüge aussprechen!“

„Bah! — und Cato an ihrem Ehrentage zur Wittwe, Euch zum kinderlosen Manne machen? Aber auch dafür giebt's Rath; laßt Euch augenblicks mit meiner Mutter einsegnen, der Domine ist ja da, wir haben noch acht Minuten Zeit — dann bin ich Euer Sohn!“

Hanna verhüllte ihr Antlitz mit der Schürze, inzwischen schien dem alten Bauern diese Auskunft in keiner Weise unwillkommen, er machte recht gern aus der Noth eine Tugend, erfaßte Hanna's Hand und führte sie vor den Geistlichen, indem er ihr sagte: „Du hast's verdient, Hanna; ihr, du und dein Sohn, sollt in Ehren gehalten werden, so lange der Name Hertog noch besteht!“

Kaum war Domine, die Serviette um den Hals geknotet und angesichts des dampfenden Bratens, mit der rechtsgültigen Verlöbnißformel zu Stande gekommen, als gemeldet wurde, die Erwarteten nahten sich. Jans nahm den Platz neben der Braut ein, und Ivo eilte, sich zu verbergen. Die fremden Eindringlinge entschuldigten sich sehr höflich über ihr störendes Erscheinen, konnten aber trotzdem nicht umhin, ernstlich darauf zu bestehen, daß der Sohn des Colonus Alarich Hertog ihnen auf der Stelle folge, um seiner Dienstpflicht nachzukommen. Jans widersetzte sich diesem Ansuchen, indem er alle möglichen Gründe und Versprechungen vorschob; er gab eine feurige Beschreibung der Schönheit und Trefflichkeit seiner

jungen Frau und bat um Aufschub, ja er verlangte denselben endlich mit Troß. Das wirkte; der Dichtste jener Commission, der gar nicht wie ein Soldat aussah und auch keiner war, erhob sich und führte durch sein kurzes Ultimatum: „Confiscation des Besizes oder Gehorjam!“ den Schluß der Verhandlung herbei. Jans umfaßte Cato und drückte auf die Lippen, welche Ivo noch nicht zu berühren gewagt hatte, ein paar lange heiße Küsse, reichte seiner Mutter und seinem neuen Stiefvater die Hand und verließ das Hochzeitshaus mit den Männern des Gefesses und des Schwertes.

Erklärlicher Weise war Alarich Hertog einigermassen entriistet, als er durch Hanna, die jetzige Bäuerin, ersuhr, Jans, ihr Sohn, sei vom regulären Militär zum Dienste auf den Jollschiffen übergegangen. Es war an einem Sonntag-nachmittag, zur Zeit, wo das junge Ehepaar von der neuen Plaaz dem Vater und der Stiefmutter einen jener tödlich langweiligen Besuche machte, vor denen sich Cato schon die ganze Woche fürchtete, als die Sache zur Sprache kam. Wenn die junge Frau daheim, jezt wo der Winter hereingebrochen war, auch auf keine Zerstreungen rechnen durfte, so stand es ihr doch frei, sich im Hause zu bewegen, mit dem sie stets anbetenden Ivo oder ihren Mägden Streit anzufangen oder die Schlittschuhe unter die netten Füßchen zu schuallen und sich wie im Fluge durch die Landtschaft zu bewegen, denn die Gräben und Canäle hielten alle, bis zu den Verlaten fest eingefroren. Ivo kümmerte sich kaum um die Zeitereignisse; er bedauerte, daß die nicht bereits von England aufgebrachtten Schiffe in Nord und Süd innerhalb der Häfen, die sie flüchtend erreichten, verparben; es that ihm leid, daß die

Häringsjäger ihren alljährlichen Fang unterlassen mußten; es ging ihm nahe, daß die Schiffswerften still waren wie die Kirchhöfe; er staunte darüber, daß das bare Geld wie verschwunden war aus den Kassen der Landleute, indeß die Steuern und der Nothstand wuchsen — aber er war dennoch glücklich, so glücklich, daß er keine Minute zweifelte, seiner unbegrenzten Liebe würde alsbald Cato's verdriechliches Heimweh weichen; die Arme hatte ihm so viel, so viel geopfert, daß sein Dank keine Schranken kannte.

Als Hanna an jenem Tage den Namen ihres Sohnes nannte, fuhr Cato wie aus einem Traume auf, und dann hörte sie den alten Alarich Hertog sagen: „Besser ein Mitglied unserer Blutsfreundschaft säße nicht da, wo die Gottlosen und Spötter sitzen!“

„Ihr merkt doch wohl, daß er sich selbst schämt,“ warf Cato höhniß ein, „sonst wäre er ja doch in den letzten Monaten einmal zu Euch, seiner Mutter, und Ivo herübergekommen, da er so nahe von hier ist!“

Hanna richtete einen brennenden Blick auf die Sprechende und erwiderte dann in jenem Tone, der die Wahl ließ, ob er übertriebene Unterwürfigkeit oder unterdrückten Zorn bedeute: „Jans glaubte es gut und Euch zu Dank zu machen, als er den Posten beehrte, auf welchem er vielen Schiffen und Landleuten gegen die fremde Feindschaft durchhelfen kann!“

„O! o!“ rief Ivo und schlug seine großen Hände zusammen, „wenn ich nicht einen so langsamen Kopf hätte, mir wäre das sogleich selbst zu Sinne gekommen! Jans trifft, wie im Zufall, immer das Rechte, ich kann's ihm aber nie, nie genug danken. Ja, Hanna, Euer Sohn thut Alles so, wie ich, der nichts thut, es machen sollte!“

„Warte doch, bis dich Andere herab-

sehen!" groellte Cato. „Ich sehe nicht ein, weshalb du dich immer zu den Gerिंगsten zählst!"

Zvo's Auge leuchtete wie verkärt: „Du siehst mich besser, als ich bin, Catje, aber ich selbst darf mich nimmer mit dem Maßstabe der Liebe messen!"

Eben öffnete No die Thür und berichtete: „Jetzt werden wir ja erfahren, ob der Gouverneur Bonhomme den offenen Landtag beruft und ob die Friesen ihre Bersassung, was Gott geben möge, beibehalten; draußen ist Jans, der geradewegs von Leer kommt und nur eben die Schövel (Schlittschuße) abschnallt."

„O, das ist herrlich!" rief Zvo freudig aus und wollte ihm entgegenzilen, besann sich aber und flüsterte seinem jungen Weibe zu: „Sei gut gegen den Zungen, Catje, meinethalben!"

So kam denn Jans, schmuck und frisch, in seiner Leichtlebigkeit und Jugendschönheit. Es war, als strömte eine andere, belebtere Luft durch das alte, düstere Haus. Seine Nachrichten waren allerdings minder erfreulich; der Stadt Emden, dem Herzen Ostfrieslands, war der Freihafen und das Stapelrecht genommen; der Reichthum des Seeplazes, welcher im Werthe von Millionen auf dem Wasser schwamm, war mehr wie schutzlos; und für die alten Landesrechte bot Niemand einen Deut mehr, kein Mensch dachte an ihre Erhaltung.

Die Männer hörten diese und eine Reihe anderer Berichte ebenso drohender Natur ernsthaft an; Cato gab sich, halb abgewendet, das Ansehen, als bemerke sie Jans kaum, und Zvo suchte sie mit leisem Wort und bittender Geberde freundlicher gegen seinen Stiefbruder zu stimmen. Dieser aber sprang auf, als ob ihm eine plöbliche Erinnerung komme, griff nach seinem Hut und erklärte, er müsse jetzt gehen.

„Wart' noch eine Stunde, dann haben

wir Mondenlicht und gehen mit einander den Weg, du bleibst die Nacht doch bei uns?" bat Zvo herzlich.

„Ich danke dir, mein Zunge; nein, das thue ich nicht; außerdem — ich werde erwartet!" Jans lachte laut und sorglos, warf seine lockigen Haare zurück, winkte einen Abschiedsgruß und ging in seiner elastischen, über alle Hemmnisse hinwegschreitenden Art von dannen. Cato biß die weißen festen Zähne auf einander, um ihm keine Verwünschung nachzuschleudern. O, hätte sie schelten dürfen, so lange der Athem vorhieft, oder weinen, endlos weinen! Wie konnte ein Mann so wiederkehren, der vor wenig Monden mit heißen Küffen schied, deren Erinnerung ihr all die Zeit her das Antlitz glühen, den Herzschlag stocken machten! Zum Glück fiel es nicht auf, daß Cato beim Abendbrot verstummt war; in diesem Hause übte man das Reden nicht als leere Form, sondern als Nothwendigkeit; ehrbarer noch blieb das Schweigen.

Zvo merkte auf dem ganzen Heimwege, es müsse seinem Weibchen etwas fehlen, aber er verstand sie so wenig und liebte sie so sehr, daß er nie einen Tadel gegen sie wagte. Ihre Schlittschußeifen blühten im Mondlicht und knirschten unermüßlich über die Eisfläche.

„Catje!" rief er einmal, „hier ist die Stelle, wo ich bei meinem ersten Abendmahlsgange nahe am Ertrinken war!"

„So?" bemerkte sie zerstreut.

„Willst du nicht aufsehen,* Düveke?"

„Ich bin nicht müde!" Sie war's nicht, sie hätte immer weiter stürmen mögen. Plöblich fühlte sie etwas wie Erbarmen mit dem guten, riesenhaften Manne, sie beschrieb einen langen Bogen, stand unversehens vor ihm und sagte, seine Hände erfassend: „Armer Zvo, ich

* Aufsehen, nach friesischer Gepflogenheit eine Reihe bilden, die den Lauf sehr erleichtert.

bin's nicht werth, dich zu haben; du bist der Allerallerbeste!"

Er bückte sich, hob sie vom Tische auf an seine Brust und lief so eine Strecke, sie wie ein Kind tragend, dahin.

Dahem war etwas vorgefallen; die alte holländische Magd klagte Etje, die junge holländische Magd, an, sie unterhalte eine Liebschaft mit Wynheer Jans; er sei dagewesen und habe ihr ein ostindisches Seidentuch geschenkt.

„Wann war Wynheer Jans hier?“

„Er kam vor einer Stunde und ging vor ein paar Minuten.“

„Du kannst dich auf Johanni für einen anderen Dienst verheuern, Etje!“ wandte sich die Herrin an diese.

„Dienst? Ich denke, Bäuerin, heiraten ist besser!“

Cato und ihre Magd fanden in dieser Nacht keinen Schlummer.

Nächsten Tags war der Erste des Monats, und Jvo brach früh auf, um im nächsten Gerichtsort seine Steuern zu zahlen. Wegen zehn Uhr Morgens, als Cato, in Gedanken verloren, die Füße auf der Feuerkiele, dasaß, über die runden Hände einen der mächtigen Soden Jvo's gezogen, dessen Schäden sie ausbessern wollte, da kam sie sich einsamer vor als jemals seit ihrer Heirat. Das Singen des Wasserkessels, das Brodeln des großen Gemüsetopfes und der dumpfe tactmäßige Lant des Dreschens von der Tenne: das Alles war so einschläfernd nach einer ruhelosen Nacht, sie blinzelte ein wenig und dann fielen die Augen wirklich zu. Mochte sie nun hören oder träumen, es sei Jemand eingetreten; genug, als sie sich ihrer selbst wieder bewußt wurde, stand Jans vor ihr und lachte.

„Etje, deine Braut, ist auf der Dreschdiele!“ rief die junge Frau heftig und schlagfertig.

„Ganz recht, dahin gehört sie! Etje

ist da, um mir die Thür aufzumachen, wenn ich dich sehen will!“

„Was meinst du?“ fragte Cato verwirrt, obwohl ihr seine Augen klar sagten, was er meine.

„Etje ist für mich nur der Vorwand wegen der Leute!“

„Was für Vorwände braucht eine glückliche Ehefrau?“

„So, Cato, bist du glücklich? Die Leute und meine Augen sagen anders!“

„Schweig! Jvo hält mich wie sein Leben!“

„Aber seine Mutter hielt er noch höher als dich. Weißt du, wäre sie noch am Leben, du wädest arg die Zweite sein!“ Cato ward bleich vor Zorn. „Lüg du in deinen Schandhals hinein, bis du erstickst!“ schrie sie.

„Wenn ich erstickn soll, so erstick mich mit Küffen, und ich bin's zufrieden!“

„Noch ein Wort und ich rufe die Knechte mit den Flegeln!“

„Thu's, du bist hier Bäuerin und Baner zugleich, denn Jvo hat keinen Willen!“

Cato verbarg ihr weinend Antlitz in die Hände; dieser frechen Liebeserklärung, dieser leichtfertigen Herabsetzung gegenüber wußte sie nichts zu erwidern.

„Schäme dich!“ stieß sie dann hervor, „schäme dich, so zu mir zu reden, weil du weißt, daß Jvo nicht da ist, mich zu verteidigen!“

„Jvo dich verteidigen? Ja, mit der Axt oder dem Zaunpfahl, mit Worten nicht; er denkt wie die Fettweider auf der Sommertrift: laß dir's gut gehen und laß dich schlachten — ha! ha! ha! solch ein gutes, großes Thier!“

Cato sprang auf, riß die Thür nach dem Dielende des Hauses auf und rief, so laut sie konnte: „Etje, komm her, dein Bräutigam, Wynheer Jans, ist gekommen, bei mir um dich zu fragen!“

Etje kam verschämt näher, und die

Dreier blickten neugierig auf Etje's Bewerber.

Jans kniff die Magd sehr unceremoniell in die hochrothen Wangen und sagte: „Du siehst, Etje, daß die Bäuerin dir von Herzen alles Gute vergönnt!“

Cato fühlte sich so tief verletzt, daß sie, nicht mehr Herrin ihrer Empörung, der Ausgangsthür zustürzte; aber eben, als sie die Klinke erfassen wollte, prallte sie erschrocken zurück, denn es trat ein fremder, seemannisch aussehender Mann ein, der mit scheuen Blicken, die Thür in der Hand, die Anwesenden musterte.

„Was ist — wer sendet Euch?“ forschte erschreckt die junge Hausfrau.

„Ich wollte mir nur eine Kohle auf die Pfeife legen,“ sprach der Mann, Jans mißtrauisch mustern.

„Er ist des Bauern Halbbruder!“ rief Cato, „um Gottes willen, ist meinem Manne Uebles geschehen?“

„hm! gesund ist er schon, aber gefangen ist er; sie haben ihn gebunden, den Strick an den Steigbügel geknotet, und bringen ihn nach Emden.“

„Ivo — Ivo — Ivo!“ schrie Cato und warf die Arme in die Luft. „Was hat man dem armen unschuldigen Lamme anhaben können! Warum starrt Ihr mich an? Ich will ihm nach auf der Stelle; wo Ivo ist, will ich auch sein!“

„Und ich begleite dich, sei ruhig, Cato, ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß wir ihn befreien, wenn nicht etwa ein Mord —“

„Ein Mord? Ivo einen Mord begangen?“

„Ne, ein Mord nicht, die Sache steht schlimmer!“ knurrte der Seemann. „Die Commisjen haben hier in Eurer Ziegelei eine gute Bootsladung von Kaffee, Gewürz und Zuckerkisten gefunden; wird nicht lange dauern, so sind die Schnüffler hier und lehren Alles im Hause rundum.“

„Mögen sie,“ sprach ernüthigt die Frau, „Ivo ist kein Schmuggler!“

„Das mußt nichts nicht; gefangen ist er, gegangen wird er.“

„Was ihn trifft, das trifft mich!“ rief Cato jetzt vollends entschlossen aus und ging in die Kammer, um sich zur Reise zu kleiden und an Geld und Geschmeide zu sich zu stecken, was zu finden war. Stehenden Fußes ertheilte sie einige Befehle und verließ rasch in Jans' Begleitung das Haus.

* * *

Als man dem greisen Marich Hertog die Kunde hinterbrachte, sein Sohn Ivo sei gefangen und seine Schwiegertochter Cato wäre gen Emden geist, um sein Los zu theilen, da wankten seine Kniee unter ihm so stark, daß er sich setzen mußte.

Hanna, Marich's Weib, reichte ihm mit demüthigem Bedauern einen Trunk Wasser und stellte sich dann hinter seinen Stuhl, um zu ferneren Diensten bereit zu sein. Hätte der Alte daran gedacht, sich plötzlich umzuschauen, er hätte auf dem Antlitz der ewig Gütigen böse Dinge gelesen, denn sie sprach zu sich selbst: „Nun ist meine Rache voll, und ich bin wett mit dem Weibe Regina, die mich ausstieß. Hier gebiete ich an ihrer Statt, ihr Sohn wird arin wie der meinige, ihre Schwiegertochter wird verachtet und verspottet werden, wie ich es wurde; Jans thut nichts halb, er ist mein Sohn. Er wird ihn ganz verderben.“

Jans eilte, immer dem eisigen Nordost entgegen, hinter Cato drein, deren kleine Füße geradezu unermülich waren. Die Eisläufer hatten nicht daran gedacht, ihr Reiseziel, Emden, zu Wagen erreichen zu wollen, da sie auf den schmalen Eisenschuenden ihrer Dreiermoorer Schlittschuhe ein Drittel der Zeit gewannen und

fast nach dem Compaß, wie die Krähe fliegt, die Richtung innehielten.

„Wirst du nicht müde?“ fragte Jans nach zwei Stunden.

„Ich müde? Mußte Jvo nicht einen weiteren Weg machen, an den Steigbügel eines Gendarmen gebunden wie ein Marktvieh?“

Reizend sah ihr Gesicht aus mit den leuchtenden vorwurfsvollen Augen, in denen nur ein Wunsch, nur ein Gedanke lebte. Jans wurde es warm ums Herz, und diesmal log er nicht, als er sagte: „Ich beneide Jvo!“ Er hatte ihn von Kindesbeinen auf beneidet, um Hab und Gut, aber doch nicht so tief und brennend als heute.

Am nächsten Morgen stand Cato mit einer schön geschmückten Bittschrift in der Hand im Vorzimmer des Commissarius Rapporteur. Es waren noch viele andere Bittsteller da, denn in der Hand dieses Beamten lag ein fast noch unbedingterer Einfluß als in derjenigen des ersten Provinzialvorstandes, des Landdrosten von Capellen. Cato fühlte sich sehr ermüdet, nicht vom gestrigen Eislauf, sondern weil ihr verweigert ward, Jvo vor dem Verhör zu sehen.

Jans, der wenig Ehrfurcht vor Weibertugend hatte und zum ersten Male eine wirkliche, ehrliche Reizung empfand, wagte seit gestern nicht mehr, ihr von seinen Gefühlen zu reden, obwohl er es ruhig hätte wagen können, denn sie merkte und faßte nichts, das nicht Bezug auf Jvo hatte.

Der Commissarius war zu einem Frühstück eingeladen und ließ sich stundenlang erwarten. Endlich kam er mit weinrothem Antlitz und offenbar in angenehmeren Eindrücken durch die Schar der Bittsteller geführt. Er sah sich nicht weiter nach ihnen um und hatte schon die Ausgangsthür der langen Hausflur erreicht, als ein weiblicher Schrei ihn stutzen machte. Einen

Augenblick musterte er Cato, dann kehrte er schmunzelnd um und sagte lebenswürdig: „Entschuldigt mich, schönes Mädchen, daß ich Euch und Euer Rosengeächchen übersehen habe.“

Cato war wie vernichtet; sie reichte ihm stumm die Schrift, die er nahm, indem er ihre Hand streichelte.

„Es geht Alles gut,“ sagte Jans draußen, „nur darf der Mann nicht wissen, daß du Jvo's Weib bist; Jvo muß dich für seine Schwester ausgeben.“

„Mich verleugnen? Nein, das thut Jvo nicht! Ich setze meine rechte Hand zum Pfande!“

„Und ich meinen Kopf dagegen, daß er es thut!“ rief Jans lachend. „Das Leben ist süß, Catje, und da er einmal ein anderes Weib an den Platz seiner Mutter ins Herz nahm, weshalb sollte sich nicht auch eine dritte Pflegerin finden, so er diese von sich stößt?“

Cato lächelte nur, sie zürnte nicht mehr; sie wußte ja auch, daß Jans mit Unmöglichkeit prahlte, außerdem wurde Niemand zu Jvo ins Gefängniß gelassen, und morgen war das Verhör.

Die Gefängnißfenster gingen auf den ummauerten Hof, und dieser wieder stieß an den Wall der festen Stadt Emden. Auf diesem Walle spazierte Abends ein Mann, in eine Haie gehüllt, mit einem schwarzen Pudel. Der Lustwandelnde schien in bester Laune, denn er pfliff und saug in den kalten Nachtwind hinein, so daß das Echo an dem alten Gefängnißhause wach wurde.

Es mußte wohl Jemand hinter den Eisgittern das Ständchen hören, denn drinnen bewegte sich etwas wie eine winfelnde Hand.

„Haib-Bindfen weiß.“

fang der auf dem Walle und pinkte eifrig mit Stahl und Stein in den kleinen kupfernen Zunderbehälter, als gedächte er seine Pfeife anzubrennen,

„Gato wird dich ertreten,
 Von diblum bei —
 Doch nenn sie deine Schwester,
 Der Richter will ihr wohl!“

In diesem Tone sang der Mann, bis die Schildwacht um die Ecke blickte und ihn aufforderte, dort nicht zu singen, worauf sich der heitere Sänger mit dem taumelnden Schritte eines Trunkenen entfernte.

Als man Ivo Hertog zum Verhör führte, begriff er mit einiger Mühe aus der weitläufigen Anklage, welche man vor ihm ablas, daß zwei Mann von der Soldaterij des Kanonenbootes Saardam zu öfterem ein verdächtiges Nuttschiff beobachteten, das bald Torf, bald Sand oder Steine geladen hatte und angeblich zwischen Papenburg und Emden fuhr, aber auch setüchtig war. Die Soldaten, begierig auf die Belohnung, welche für das Entdecken einer Niederlage defraudirter Waaren ausgesetzt war, verfolgten das Fahrzeug und bemerkten, daß es neben der Hertog-Plaage vor Anker ging. Da die Militärs nicht zu einer Untersuchung auf dem Lande autorisirt waren, so riefen sie als gewissenhafte Männer die zuständigen Tolbediende herbei, und diese entdeckten denn auch wirklich in der Biegelei des Colonus Ivo Hertog ein Schmugglerversted von Colonialwaaren im Werthe von dreihundert bis vierhundert holländischen Gulden. Als man den Colonus Hertog um das Ursprungscertificat der beschlagnahmten Waaren nebst Wagebillet und Passeport vom Comptoir der Middelen to Water anging, konnte er keinerlei Legitimation vorbringen, ja er leugnete sogar jede Kenntniß davon und jede Beziehung zu den verleckten Waaren so hartnäckig, daß seine Gefangennahme unumgänglich wurde. Ivo Hertog, hieß es weiter, stehe jetzt vor den Schranken, um sich zu rechtfertigen oder sich der gesetzlichen Strafe zu unterwerfen. So schloß der vortragende Mann mit der Brille.

Ivo Hertog, der wie ein großes verirrtes Kind dreinschaute, sollte sich jetzt vertheidigen, nachdem er, der bislang nur fromme Betrachtungen lesen hörte, die ganze lange holländische, mit vielen lateinischen Ausdrücken verzierte Anklage in andächtiger Haltung zu begreifen strebte — der arme, weltfremde Ivo sich vertheidigen!

Die beiden verwegenen Ankläger von der Soldaterij des Kanonenbootes Saardam, der Richter mit der Hornbrille und die listig dreinblickenden Schreiber hatten gewiß keine Vorsicht, keine Schlinge unbenußt gelassen, um sich des guten Fangs in diesen schlechten Zeiten zu vergewissern — an Ivo ging alle Kunst verloren! Da ihn die Versammelten erwartungsvoll anblickten, merkte er, daß man ihn gefragt habe, und er sprach daher ernst und ruhig: „Was ich einmal sage, das sage ich immer, ich weiß von nichts!“

Während er aber noch rebete, erhob sich das ganze Schreibervolk, als ob er gar nichts gesprochen hätte, denn es trat ein wunderhübscher, vornehmer Mann in einer schönen Uniform herein, um ihn herum eine Wolke von herrlichem Wohlgeruch. Ivo dachte, es müsse der Kaiser Napoleon, oder König Ludwig oder sonst ein Prinz sein. Es war indessen nur der Commissarius Rapporteur, welcher die anderen Herren vornehm grüßte, den Angeklagten scharf ansah und dann fragte, ob sich Zeugen für den Gefangenen gemeldet hätten.

„Ja, zwei, der Schiffesoldat Jans vom Pétrél und Katharina Hertog, die Schwester des Gefangenen.“

„Vernehmen wir sie!“ sagte der schöne Mann in gebrochenem Holländisch und winkte, daß man Ivo, welcher vor Freude, daß seine Catje da sei, erröthete, hinausführe. Draußen erst war's ihm, als hätte der große Herr von seiner „Schwester“ geredet.

Jans ward zuvörderst allein verhört, und dann trat Cato Hertog in den Gerichtssaal.

Sie sagte in ihrer vollen, unverfärbten Redlichkeit aus, daß Jvo an jenem von den Matrosen des Saardam bezeichneten Abend und zu jener Stunde nicht geschmuggelt haben könne, da die beiden Häuser Hertog sich, ohne daß ein Kopf gefehlt habe, sämmtlich vereinigt zur heiligen Communionssfeier des nächsten Tages vorbereiteten, und diese Vorbereitung wäre mit besonderen Bußgebeten, angesichts der schweren Zeitläufte, bis Mitternacht ausgedehnt worden, nach dem Gebote: Wacht und betet! Alle Bewohner der beiden Plaaken könnten sofort auf diese Thatfachen einen körperlichen Eid ablegen.

Sie sah reizend aus in ihrem Eifer, und die Blicke des Commissars hingen mit dem Ausdruck vollen Verständnisses an ihrer Schönheit.

Cato war betroffen, daß ihre siegreiche Rede im Ganzen wenig Eindruck zu machen schien; der Commissar bemerkte nur, es sei doch noch Manches dunkel und man müsse die Geschwister confrontiren. So wurde auch Jvo wieder hereingeführt.

Cato schluchzte auf, als sie Jvo gebunden sah; der Commissar verbeugte sich gegen sie und befahl, dem Angeklagten die Bande abzunehmen. Jede Art von Härlichkeitsbeweisen verbot der bürgerliche Anstand. Eine Reihe von Kreuz- und Querfragen ward von dem Hertogs wie aus einer Seele beantwortet, und das Verhör schloß mit der Aussicht, in den nächsten Tagen, nach abermaliger Untersuchung an Ort und Stelle, wieder aufgenommen zu werden. Der Commissar versicherte höflich, Katharina Hertog möge unbesorgt sein, er werde thun, so viel an ihm sei, sie zu verpflichten. Ihr Bruder solle bestens gepflegt werden, und er — der Redende — wolle nicht verfehlen, sich persönlich von dem Wohlergehen Mademoiselle Ka-

tharinens zu überzeugen. Jvo mußte diese Privatunterhaltung im Fortgehen noch vernommen haben, aber er wandte sich nicht um.

Cato schwindelte der Kopf, sie wußte nicht, wie sie auf die Straße gekommen war, woselbst sie Jans sagen hörte: „Mynheer Commissarius ist ganz verliebt in dich; es steht nun bei dir, Jvo und die Plaake zu retten.“

„Wenn er mich anrührt — ich schlage ihn!“ Mit diesen Worten unterbrach die junge Frau ihre hastigen Schritte auf dem Wege zur Herberge.

„Wenn du ihn schlägst, verurtheilt er Jvo in den zwanzigfachen Werth der Schmuggelwaare,“ entgegnete Jans; „du kannst selbst berechnen, was danach von eurer Plaake bleibt; mag sein, es geht dem Jvo gar an den Kragen, die Gesetze sind nachgiebig wie trockene Tauc.“ Und nach einer Weile: „Jvo will ja sich und sein Vermögen retten; er widersprach nicht, als von seiner Schwester die Rede war.“

„Sie haben ihn nicht gefragt!“ trozte Cato.

„Warten wir's ab!“ höhnte der Stiefbruder.

Bis so weit hatte Jans gut gerechnet; er hoffte, Cato's Stolz würde durch den Commissar gedemüthigt, ihre wiedererwachte Liebe durch Jvo's Muthlosigkeit tödlich gekränkt werden. Aber zuvörderst traf der Commissarius nicht ein, um sich nach Mademoiselle zu erkundigen, und dann bestärkte sich Cato mehr und mehr in der Ueberzeugung, Jvo werde sie nach reiferem Besinnen nicht verleugnen, er müsse nur erst Zeit haben, sich den Fall zurecht-zulegen.

Das zweite Verhör erfolgte indeß schon nächsten Tages und zwar in aller Frühe und mit einer gewissen Eilsfertigkeit.

Jans und die beiden Ankläger vom Sabaram waren nicht zugegen; der Com-

missarius steckte in einem großen Rejemantel und fuhr häufig mit der beringten Hand über seine heute ungemein verfinsterte Stirn. Cato dachte, es müsse sehr, sehr schlimm um Ivo stehen; sie schlug ihre Hände in einander und rief: „O Wijnheer, rettet ihn, rettet ihn!“

Der Gewaltige lächelte jetzt ein wenig und erwiderte: „Wirßt du dann auch dankbar sein, schönes Kind?“

„O gewiß, gewiß!“ versicherte sie treuherzig; und plötzlich ward sie dann roth und wieder bleich und sah ihn mit übergroßen, erschrockenen Augen an.

„Colonus Hertog,“ begann der Commissar, „da Ihr keinerlei Anstalten trefft, Euren Hals aus der Schlinge zu ziehen, muß ich Euch fragen, ob Ihr wißt, was für eine Strafe auf der Defraudation englischer Waaren steht?“

„Ja, Wijnheer, man hat es mir gesagt: Confiscation und die Erstattung des zwanzigfachen Werthbetrages.“

„Das ist die mildeste Ahndung; aber Deportation, Brandmarkung und vieljährige Kettenstrafe sind keineswegs ausgeschlossen.“

Cato stieß einen wilden Schrei aus. Ivo erbebte und erblaßte nicht, er faltete seine Hände und sagte wahrhaft groß: „Gottes Wille geschehe!“

Die Männer sahen sich wie verlegen einem solchen Märtyrer gegenüber.

„Dankt dem Himmel,“ sagte einlenkend der Commissar, „daß die Aussagen Eurer Schwester den Verdacht nach einer andern Seite lenkten; sagt mir offen, ob Ihr Jemanden bezeichnen könnt, der Euch feindlich gesinnt ist?“

„Nein, Wijnheer — ich kenne keinen.“

„Habt Ihr vielleicht Jemanden beleidigt, der — der mit Eurer Schwester, mit Mademoiselle Cathrine bekannt ist?“

„Mit — mit — meiner — Schwester?“ stammelte Ivo.

„Ist Eure Zeugin, Katharina Hertog,

denn nicht Eure Schwester?“ forschte mißtrauisch der Andere.

„Ja, Wijnheer!“ entgegnete Ivo gepreßt, und dann sich aufrichtend: „Nein, Wijnheer — ich habe gelogen!“ rief er aus, „Catie Hertog ist mein liebes Weib — mein Glück — mein Leben!“

„Sacre Dieu!“ rief der Commissar aufspringend, „der Burche ist ja ein Komödiant ersten Ranges; zum Teufel mit deiner Heiligenmiene! Wijnheer Richter, ich bedaure, Euch ins Handwerk gepfuscht zu haben, thut mit diesem scheinheiligen Lügner —“

Der Richter, welcher die Uebergriffe des einflußreichen Franzosen höchst widerwillig ertragen hatte, ersuhr diesmal nicht, was er mit dem Inculpaten beginnen sollte, denn in der Thür erschien ein Diener, welcher eine Staffette aus dem Haag meldete, die ihm denn auch auf dem Fuße folgte, um dem Commissar ein Schreiben einzuhändigen.

Während die drei Vektgenannten sich entfernten, wechselten die Männer am grünen Tische verständnißvolle Blicke und vergaßen auf kurze Zeit das angeklagte Paar. Eublich sagte der Mann mit der Brille: „Ihr habt alle Beide den Versuch gewagt, die Obrigkeit zu hintergehen; Cato Hertog hat wesentlich falsche Aussagen gemacht, mithin darf sie als die Mitschuldige ihres Ehemanns nichts Anderes erwarten, als gleichfalls verhaftet zu werden, wenn nicht beide Schuldige es vorziehen, den gütlichen Ausweg einzuschlagen, den Wijnheer Commissarius aus besonderer Nachsicht und Theilnahme freigiebt.“

„Welcher Ausweg ist das?“ fragte Ivo.

„Ihr unterschreibt das Erkenntniß auf Confiscation der beschlagnahmten Waaren und den zwanzigfachen Betrag des Werthes derselben.“

„Und wird Züffrau Cato Hertog dann,

wenn ich unterschrieben habe, freien Fußes gehen können, wohin es ihr beliebt?“

„Ihr seid dann alle Beide frei!“ war die Antwort.

„Gebt her, daß ich unterschreibe!“ sagte Ivo fest.

„O mein Gott, Ivo,“ rief seine Frau, „unterschreibe nicht! Merkst du denn nicht, daß dies Alles erdacht wurde, um uns zu verderben?“

„Cato,“ sagte Ivo, „geh hinunter auf die Straße, und wenn du unten bist und frei zwischen den Leuten, so sende einen deiner Ohrringe zu mir, dann unterschreibe ich.“

Der Gerichtsdiener, der ein Frieße war, begleitete Cato hinunter und sagte im Gehen:

„Ihr seid rechte Narren; weshalb nimmst du keinen Advocaten an? Die da oben wissen so gut als ich, daß ihr nicht so viel schmuggelst, als eine Elster in ein Schnabel trägt; und für eure Dummheit ziehen sie euch das Fell über die Ohren.“

„Was Ivo beschließt, ist allemal das Rechte!“ sagte Cato trozig.

„Nun, es wäre doch endlich all auf eins herausgekommen,“ Inurrte der Pedell, „wer denen da oben in die Tinte fällt, der muß darin erfausen oder zahlen — zahlen, so lange er noch zahlen kann. Behüt dich Gott!“

„Schickt nur gleich meinen Mann!“

„Wenn sie seine Gulden haben, so brauchen sie ihn nicht mehr,“ entgegnete der verdrießliche Alte. „Außerdem, es judt sie jetzt auf einer anderen Stelle, auf den Zollbooten ist's nicht geheuer. Nun, ich höre und sehe nichts, und mir ist's gleichgültig, ob sie einander küssen oder beißen, die fremden Blutsauger. So, und jetzt gieb mir deinen Ohrring!“

* * *

Frau Hanna wußte, was Menschenwitz ersinnen und beginnen konnte, es war von ihr und ihrem Sohne vorbereitet, um das Ziel ihres Hasses, ja mehr noch, um das Ziel ihrer Mutterliebe zu erreichen: der Tag nahte, wo Ivo und sein Weib vertrieben wurden und wo Jans das Erbe zugesprochen werden sollte, um das ihn Frau Regine's Gefinnungswechsel verfürzte! Wenn Hanna, die neue Bäuerin, wie sie zum Unterschied von ihrer Vorgängerin genannt ward, sich allein wußte, da pflegte sie die Lippen zu regen, und die Hausleute, die gern etwas an ihr gesunden hätten, sagten kopfschüttelnd: „Sobald sie uns nicht bemerkt, betet sie in einem fort!“ Diese Gewohnheit, neben der Erinnerung an ihre prophetischen Aussprüche, erregte eine gewisse Scheu gegen sie, welche das geringe Zutrauen, das man zu ihr fassen konnte, vollends zurückdrängte. Aber Hanna fühlte sich trotzdem nicht einsam, sie blickte hinaus in eine glänzende Zeit, in eine reiche, freie Zukunft an der Seite ihres Jans. So saß sie denn wieder betend in der Küche, mitunter wie erwartend durch das Fenster hinausblickend. Sie sagte sich: „Ist denn Jemand schöner als mein Kind? Gibt es in diesen grünen Wüsten einen klügeren Kopf als den meinigen? Weshalb stehen die Hertogs unter dem Segen, wenn sie trotz Land und Bestand, trotz Gott und Gut mit offenen Augen in die Schlinge gehen wie die Hasen? O, mein verstoßener, verachteter Knabe lenkt sie wie die Puppen im Theaterkasten! Kann ein paar Taus hoch, hinterging er das vermaledeite Weib, die Regina, und stirente ihr und dem kindischen Alten Sand in die Augen; dann die Rettung Cato's und seine Kunst, ihr Herz zu benruhigen, ihren Sinn gegen Haus und Pflicht zu empören. Und jetzt —!“ Sie ließ die Arbeit fallen und zählte an den Fingern: „Jans bringt ein Opfer für Ivo und wird Soldat, da

er ohnedies, des Laudes und der Sprache kundig, schon auf ein Zollschiff gehen wollte!" Hanna hob den zweiten Finger und lächelte: „Auf das Zollschiff ging er, weil er selbst an der Spitze eines Schmugglervereins stand und den Vaschern für schweres Geld durchhalf!“ Sie nickte vor sich hin und hob den dritten Finger: „Ihnen durchhelfen aber konnte er nur, indem er eine Verschwörung der Mannschaft auf den Booten Saardam und Vétrel gegen die Offiziere der Schiffe anstiftete, weil die Offiziere die Bestechungsgelder allein einsteckten und reich wurden, indeß sie die Mannschaft kjonirten und sie für schmalen Sold Tag und Nacht wachen und beobachten ließen. Ja, ja, die Soldaten würden Rans durch die Flammen der Hölle folgen, so sind sie in seiner Hand!“ Hier ruhten ihre Lippen einen Augenblick, dann hob sie den vierten Finger: „Das reiht sich an einander und verschlingt sich in einander wie die Maschen im Strumpf. Die Wachen vom Saardam bemerkten, ehe die Ems sich mit Eis setzte, ein verdächtiges Boot, das stromauf ging. Die Commisjen mußten suchen und beobachten, und endlich fand sich das Schmuggelneß in Ivo's Ziegelei. Ivo wußte natürlich von nichts, denn mein Sohn und ich hatten zwei Nächte daran gearbeitet, die Waaren zu verstecken, damit die Zollwächter im guten Glauben blieben, es sei aufs Schwärzen abgesehen. — Nun, es gelang; nicht allein Ivo versiel uns, auch Cato, die kleine Heze. Rans dachte sie zu bereben, nach Emdeu zu eilen, sie ging von selbst und freiwillig.“ Wieder eine Pause. „Nein, nein,“ murmelte sie, den fünften Finger hebend, „es kann nicht mißlingen, Rans hat den Commissar gefödert mit der zwanzigfachen Geldbuße und mit der Aussicht auf das hübsche Weib — doppelte Bande mithin! Der gewaltige Mann denkt gewiß wenig daran, daß Rans, mein kluger Sohn, auch ihn

selbst, den Commissar, am Fangseil hält; — sollte der schöne Herr meinen Rans als Angeber der Hertogs zu verrathen beabsichtigen, so ist inzwischen schon von den Mannschaften der Boote Saardam und Vétrel eine Schrift abgedenet und im Haag angekommen, welche den Commissarius beschuldigt, mit den schurtischen Offizieren der Kanonenboote gemeinsame Sache und gemeinsame Beute zu machen. Cato wird nicht lange Freude an ihrem neuen Verehrer haben!“

Hanna erhob sich und ging ein paar Mal rasch auf und nieder; dann blickte sie wieder ans dem Fenster. „Wo bleibt der Pudel; es kann ja doch nicht schief gehen, nein, nein, das wäre gegen alle Gerechtigkeit! Es muß — muß geslingen! Sechstens — siebentens — achtens — Ivo wird verurtheilt und kann die hohe Strafe nicht bezahlen. Wir aber können es; hier unter meinem Brusttuch, da trage ich die Summe und mehr noch, lauter gute Napoleons'or; Rans zahlt für Ivo, Ivo verschreibt dagegen Rans seine Pfaage. Der Commissar quittirt die ganze Summe und streicht die Hälfte derselben ein — klipp und klar. Ivo und Cato kämen noch gut genug davon, wenn Rans nicht den letzten Trumpf in der Hand hielte; der aber wird ausgespielt, sobald wir als Wohlthäter der Hertogs gehandelt haben und diese wieder zur Ruhe gekommen sind. Regina, Regina! hörst du's; mein letztes Wort an dich lautet: dein Sohn wird angeklagt, seine Dienstpflicht betrügerisch umgangen, die Obrigkeit getäuscht und sich dadurch der Desertion schuldig gemacht zu haben! Weißt du, was das jetzt bedeutet? — Glaube das Entsetzlichste, und du glaubst das Rechte!“ Hanna lachte; es war ein so wunderliches Gebet, das sie tonlos für sich hinsprach, sie zählte nun auch nicht weiter an den Fingern und warf nur so beiläufig hin: „Wenn sie Wittve ist und

ihm gefällt, kann er sie ja heiraten; er wird sie schon zähmen!“

Hätte Domine die ganze Ereignißkette, welche Hanna und ihr Sohn durch Jahre schmiedeten, gekannt und von der Kanzel herunter mitgetheilt, Niemand, vielleicht No ausgenommen, würde sich erschreckt oder auch nur verwundert haben, wenn nicht höchstens darüber, daß Domine so ungläubliche Dinge über die Lippen kommen lasse, Dinge, die man selbst den Butenlandsten, so fremd und besonders sie sein mochten, nicht nachzählen noch glauben konnte. Es war neuerdings viel, sehr viel paßirt, aber bis zu Unmöglichkeit war's denn doch noch nicht gekommen.

Hanna verköstigte ihre Hausgenossen sehr gut und reichlich. Sie glaubte ihrer sicher zu sein, so lange ihr Magen für die Hansfrau zeugte, einerlei, was das Herz der Wohlgeättigten empfand. Auf alle Anspielungen oder Klagen hatte sie nur die eine sanfte Entgegnung: „Ich dachte doch eure Verköstigung nach bestem Können zubereitet zu haben.“ Sie regierte in ihrer Weise das Haus mit dem Kochschleef; der alte Marich versiel unbewußt in denselben Ton: „Was redet ihr von schlechten Zeiten? Die Vänerin salzt und schmälzt euch ja noch wie in guter Zeit.“

Als die Hansbewohner nach Hanna's langem Gebet zu Tisch saßen, war der „Mittag“ gleichfalls tadellos; trotzdem entsank Hanna's Hand plötzlich der Löffel, sie wechselte die Farbe und mußte vom Tische aufstehen, um in freier Luft ihren Schwindel zu bekämpfen. Kaum trat sie ans der Thür, als sie mit einem Freudenton der längst erwartete schwarze Fubel begrüßte, dieses Mal nicht zu einer Zusammentunft auffordernd, denn er trug ein kleines Briefchen am Halse, das Hanna lebend vom Halsbände löste. Es war kurz und sehr hastig geschrieben. „Lebt

wohl, Mutter, wir haben verspielt; die Jungen vom Saardam und Petrel menterten zu früh, wurden überwältigt und gaben mich als ihren Anführer an; diese Nacht marschiren wir sammt und sonders nach Frankreich ab. Werden Commissar und Offiziere freigesprochen von unserer Anklage, so hängt man uns, wenn nicht, so werden wir in französische Regimenter gesteckt. Zwo ist jetzt ein Bettler. Um Euch thut's mir leid, sonst um Niemanden. Fürchtet Euch nicht meinethalben, ich komme wieder, um den Schuß von einem Commissar, der's besonders auf mich abgesehen hatte, an den Galgen zu bringen. Berrathet Zwo nicht wegen des Betrugs gegen die Militärpflicht, es waltet doch etwas über den Hertogs, das stärker ist denn Klugheit. Lebt wohl!“

Frau Hanna's Ohnmacht ging nicht so leicht vorüber, sie mußte sich mehrere Tage zu Bette legen und blieb den ganzen Winter hindurch bleich und hinfällig.

Das geschah im Jahre 1807, wo dem General Carteret eine offene Meuterei auf den Kanonenbooten, welche vor dem Dollart lagen, gemeldet wurde.

*
*
*

Zwo und sein Weib hatten das Stübchen in der Herberge erreicht, welches die letztere seit ihrer Ankunft in Emden bewohnte. Cato war freudig und voll scheuer Zärtlichkeit; ihr Gatte kam ihr hier, zwischen den fremden Menschen, noch eigenartiger vor als daheim; aber merkwürdig, es war ihr, als sei er größer und besser wie die Anderen mit all ihrer Unruhe und Wichtigtherei. Bisher hatte sie ihn für einfältig gehalten, und es kränkte sie, daß er nicht war wie die Menge; jetzt gewahrte sie, er stehe höher da als all die Uebrigen.

„Arme Catje,“ sagte Zwo, „ich bedauere,

daß sie mich nicht wieder eingesperrt haben. Du hängst am Besiß. Aber dich — dich durften diese Betrüger, diese Elenden nicht anrühren, und so sind wir denn in Gottes Namen arm.“

„Ach ja, wir haben keine Plage, kein Dach und Fach mehr,“ jagte Cato und setzte sich traurig nieder.

Ivo griff nach seinem Hüte.

„Wohin gehst du?“ rief das junge Weib erschrocken.

„Arbeit suchen; es war allzeit so sehr mein Wunsch, für dich arbeiten zu dürfen, und als sie mich hierher schleppten, gewahrte ich, daß rund um die Stadt her gebaut wird und die Tagelöhner gut bezahlt werden.“

„Ivo Hertog scharwerken wie der gemeinste Knecht!“ klagte Catje. „Aber ich habe ja noch etwas Geld und meinen Schmuck, laß uns erst warten, ob —“

„Nein, Cato, laß mir den Stolz, zu wissen, du essest das Brot, welches ich erwarb; ich bin nie auf etwas stolz gewesen als auf dich, und nun will ich, daß du auch von mir Gutes denkst. Wenn nur Jans da wäre, er würde mir rathen —“

„Nein, nein, Ivo!“ rief die Frau, „besser, er ist nicht da, besser, viel besser! Folge deinem eigenen Rathe! Nur, wenn du fort bist und der Commissar möglich kommt — ich fürchte mich vor ihm —“

„Nein, Cato, du darfst dich nicht fürchten; hast du dich damals vor den Räubern gefürchtet, Düveke? Nein, du fürchtest dich nicht!“

Cato blickte ihn an, richtete sich straff in die Höhe und entgegnete mit klarer Stimme: „Du hast Recht, Ivo, ich fürchte mich nicht!“

Trotz der Versicherung fuhr sie mit einem Aufschrei zusammen, als sich jetzt die Thür leise öffnete und der Commissar in eigener Person, eingehüllt in sei-

nen Kragenmantel, vor dem Ehepaare stand.

Ivo, der nicht die Gewohnheit hatte, Leute anzureden, ergriff jetzt mit staunenswerther Geistesgegenwart das Wort, als Cato, die stets schlagfertige, schwieg.

„Mynheer,“ jagte er in seiner langsamen, geduldigen Art, „ich habe nichts mehr zu geben; was ich besaß, steht auf jenem Papiere und ist Euch verfallen.“

Der Commissar winkte mit der Hand und setzte sich. „Seid zufrieden, daß ihr so davon kamt, mehr konnte selbst ich nicht thun für Menschen, die —“

„Die Euch belogen!“ ergänzte Ivo. „Ja, Mynheer, Ihr könnt mich nicht so aufklagen, als ich es selbst thue! Ich war immer ein gedankenloser Mann, wißt Ihr, aber diese meine Sünde soll mich denken lehren, auf daß Gott sie mir vergebe, und für mein gekränktes Weib werde ich handeln, damit sie vergeße, was ich war!“

„Recht gut, lieben Leute, recht gut,“ sprach ungeduldig der Gast, „macht das mit einander aus, ich komme in der besten Absicht!“

„So?“ fragte die junge Frau, indem sie ein wenig in den Vordergrund trat.

„Gewiß, Madame; ich hoffe, daß eure Angelegenheit noch zum Besten hinausläuft und that das Meine dazu; ja, ja, ich that mehr, als ich sollte, für euch.“

„Und was verlangt Ihr dafür von uns?“ fragte Ivo, der wirklich sein Denkvermögen überraschend zusammenraffte.

„Sapristi, eine Kleinigkeit; ihr sollt mir dies Päckchen da einige Zeit aufbewahren, kurze Zeit jedenfalls, nur dürft ihr weder davon reden noch dasselbe Jemandem zeigen. Verlaßt Emden nicht, bis die ganze Schmutzgeschichte vergessen ist; ich glaube an eure Unschuld und ich werde euch helfen, — nur darj

keine Seele ahnen, daß ich euch ein großes Vertrauen schenke.“

Das junge Paar schwieg, die armen Kinder waren mißtrauisch geworden.

Der Commissar zog seinen Mantel fester, nahm das Bäckchen wieder auf und erhob sich. „Ihr weigert euch? Wohl-an, ich hielt euch für fromm genug, selbst einem Feinde Gutes zu thun, und ich kam als Freund. Adieu denn, mein Pferd steht gesattelt, ich reise noch in dieser Stunde in den Haag ab.“

„Gebt das Paket,“ sprach Cato, ihm den Weg vertretend, „es wird so sein, wie Ihr es verlangt.“

„Und Ihr, Colonel Hertog, — kann ich mich auf Euch verlassen?“

„Sicher, Mynheer, seid ohne Sorgen.“

So blieb das Paket zurück, und der Commissar reiste ab. Die jungen Leute ahnten wenig, daß der fremde Mann sein Leben und seine Existenz in ihre unersahrenden Hände gelegt hatte. Es ging ihm wie manchen schuldbehafteten Menschen, die bei heftigen Gewittern ein unschuldiges Kind an sich ziehen, um sich mit demselben unter die Flügel seines Schutzengels zu bergen. Das Gewitter stand drohend über dem Haupte des Commissars. Jene Anklageschrift der Mannschaft von den Booten Saardam und Pétrél hatte am Hofe den unangenehmsten Eindruck gemacht, denn Ludwig Bonaparte mühte sich, ein guter und gerechter Regent zu sein, und die Maßregel der Continentsperre widerstritt seinen Wünschen und Ansichten in jeder Weise. Es wurde also ungehört eine Staffette entsandt, welche diejenigen Offiziere und Beamten zum Haag rief, die vorzugsweise compromittirt erschienen. Wie zumeist in solchen Fällen, gaben die Zollsoldaten nur einem längst erweckten Verdacht den letzten Ausschlag, und die Untersuchung versprach eine nachsichtlose zu werden. Der Commissar Rapporteur wußte sich von allen Seiten

beobachtet. Seine Reisezurüstungen waren glücklicherweise schon vor Ankunft der Staffette getroffen, da die Meuterei auf den Booten, ihm rechtzeitig warnend, einen oder zwei Tage zu früh und nicht in der von Jans bestimmten Ordnung losgebrochen war. Dem Plane nach sollte sie den Maßnahmen vom Haag aus knapp vorangehen, um das Strafmaß der Offiziere noch zu vergrößern. Mynheer Commissar war mithin reisefertig; er hatte die Papiere, welche man weder nach seiner Abreise in seiner Wohnung finden noch in seinem Mantelsack oder an seiner Person entdecken durfte, zusammengeknüpft, aber er wußte nicht, wohin damit. In seiner Umgebung kannte er nur Feinde, jeder Schritt, den er that, wurde bewacht. Da ließ er satteln und meinte lächelnd, er müsse sich von seinem Liebchen noch einen Abschiedskuß holen, das arme Kind habe zum Glück einen so gar einfältigen Ehemann. So ging er offen und unbedarqwohnt in jener heiteren Stimmung, welche er seinem Schicksale entgegen zur Schau trug, zu den heute Morgen in aller Eile verurtheilten Hertogs.

Zwo verband sich noch selben Tags bei einem Maurer als Handlanger, Cato betrieb in einem bescheidenen Stübchen, das sie gemiethet hatten, allerhand Näharbeit, in welcher sie gut bewandert war; das Paket lag vergessen im Grunde einer Kiste, und für das junge Ehepaar waren mit der Arbeit und Armuth die Fliederwochen, ja beinahe ein ganzes Fliederjahr hereingebrochen, jene Zeit des Sichfindens, Verstehens, Entgegenkommens, die vor den weiten Räumen, dem vielen Hausgefinde und dem großen Besizthum der Plaaße schon entflohen war.

* * *

Von Jans lief durch zwei Jahre keine Kunde ein. Die schwarzen Haare der schönen Hanna leuchteten jetzt so weiß wie

die ihres Gatten Alarich Hertog. Hanna betete noch immer, wenn sie allein war, aber anders als früher. „O Gott!“ betete sie, „laß ab von deinem Grimm, wie ich von der Rache abließ. Dringt meine Füße, meine Verzweiflung noch immer nicht durch die ewig grauen Wolken deines Himmels? Der Tod sitzt mir im Herzen, und ich kann nicht sterben, bis ich mein Kind, mein armes Kind gesehen habe! Mag er arm und elend kommen, verachtet und gebrochen — nur daß ich meine Hand noch einmal auf ihn lege, daß ich ihn ansehe: Vergieb, vergieb, du Herz meines Herzens, daß ich deine Hand waffnete gegen die Gerechten, daß ich dir Fluch gab statt Segen! O Regina, die du eine Mutter bist, bitte für mich bei Gott, dem Allmächtigen!“

Vor den Lenten war Hanna so still, daß sie wohl ahnten, die Bäuerin müsse Schweres auf dem Gewissen haben, weil sie so tief und endlos büße.

Nun wurde auch der alte Alarich schwach und hilflos. „Es muß so sein!“ sagte er ganz getrost, und dann: „Regina ist dir sicher verjöhnt, Hanna, wegen all des Guten, das du mir und meinem Hause thust. Wenn ich gegangen bin, wirst du keine Noth leiden.“

Eines Sonntags konnte Alarich nicht mehr zur Kirche fahren. „Das Frühlingswetter greift Euch an,“ sagte Hanna. „Nein, Kind, es ist der Tod!“ erwiderte er. Alle Lente gingen, die Bäuerin blieb bei ihrem Herrn daheim. Der Tod kam nicht, aber der Frühling. Die Hunde wurden draußen unruhig, die Thür öffnete sich, ein voller Sonnenstrahl floß herein, und in der Sonne stand groß, schön, blühend, mit glänzenden Ehrenzeichen auf der Brust — Jans!

Und Hanna dachte doch, es wäre der Tod in schönster Gestalt, und sank janchzend und überwältigt in die Kniee. Jans

breitete die Arme aus und sprach das größte, schönste Erdenwort: „Mutter!“

Sie aber blieb am Boden auf den Backsteinen liegen und sagte: „Vergieb, vergieb, daß ich deine Hand waffnete gegen die Gerechten, daß ich dir Fluch gab statt Segen!“

„So segne mich denn!“ sagte er und zog sie in seine Arme. „Ihr habt meine Hand gewaffnet, aber die Waffen waren stumpf wie Kinderpielzeug, sie schlugen keine Wunden. Ich komme von Ivo, Mutter!“

„Das war meine Hoffnung!“ murmelte Hanna; „sie sind glücklich geworden, weil — weil Alles so kam!“

Jans lachte: „Ich habe sie in die Lehre genommen, und sie haben gelernt! Siehst du, ich bin ein guter Schulmeister!“

Während der zwei Jahre, welche Jans sich in Frankreich umhertrieb, und während welcher das Sprüchwort sich an ihm bewährte: „Je ärger der Strick, je größer das Glück!“ hatten Ivo und seine Cato in Emden wie gemeine Tagelöhner gearbeitet. Es war eine glückliche Zeit trotz alledem; Ivo erwachte der Wirklichkeit gegenüber mehr und mehr zu innerer Klarheit, und selbsterworbenes Brot schmeckt rechtsschaffenen Naturen stets besser als Honigkuchen. Cato's Hochmuth und Eitelkeit fühlten sich dadurch geschmeichelt, daß die Patrioten der Stadt, die seufzend besserer Tage harreten und aus den angesehensten Bürgern bestanden, sie und Ivo als Opfer französischer Habgucht und Ungerechtigkeit verehrten und hervorzogen; sie schienen arm, ohne es doch eigentlich zu sein, und sie lebten wieder in der Stadt, die tödliche Langeweile der Plage war verschwunden, sie hörten doch andere Dinge als Gebete und Predigten.

Rynheer Commissarius kam nicht wieder. Da einer neuen Verordnung zufolge alle Zollvergehen dem Prevotatgericht von Valenciennes zugewiesen und

schärfer denn je geahndet wurden, indem der Amtseid eines Duanen als Beweis galt, so geriethen die früheren Verhandlungen, die von anderen Richtern und nach anderen Grundsätzen geführt waren, um so mehr in Vergessenheit, als selbigen Persönlichkeiten nichts an einer Revision ihrer Amtsführung lag — im Gegentheil. Es wurden auf der Plaaße noch ein paar Haussuchungen abgehalten, und dann wirthschaftete No's ältester Sohn daselbst weiter und hielt sich bereit, wem immer Rechenschaft zu geben, denn man wußte nicht, wem eigentlich das Besizthum gehöre. Es schien von Allen vergessen.

Eines Abends trat ein Mann in hohen Stiefeln, auf dem Kopfe einen richtigen Südwesterhut, in die kleine Wohnung der jungen Hertogs.

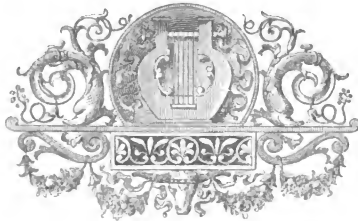
„Nebet nicht — gebt mir das Packet,“ jagte er herrisch, und sie merkten nun, es sei der schöne Commissar in einer Bekleidung. Sie thaten, was er verlangte. Er riß die Hülle von dem Päckchen, legte ein großes Blatt auf den Tisch und sagte: „Adieu, Madame, wir sind quitt!“ Damit

war er verschwunden. Das Blatt aber trug Ivo's Unterschrift und war sein gerichtliches Schulderkenntniß.

Jetzt zogen die zwei Deutschen in aller Stille wieder in ihr altes Heim, und Gato fürchtete nicht mehr, sich zu langweilen, denn noch im selbigen Jahre beschenkte sie ihren Ivo mit Zwillingssknaben.

Als der alte Marich seine Augen schloß, da nahm Ivo sein väterliches Erbe nicht an: „Jans und seine Mutter haben mehr für uns und für den Vater gethan, als wir ihnen danken können. Jans, mein Bruder, gieb dein unflätes Leben auf und wohne mit deiner Mutter auf des Vaters Scholle!“

Jans nahm, wenn auch widerstrebend, das Opfer der Dankbarkeit an. Nachdem die Franzosen das Land räumten, bante er ein schönes neues Haus und lebte wie ein Herr. Aber nachdem Hanna, seine Mutter, gestorben war, litt es ihn nicht mehr in der Zurückgezogenheit; er verkaufte das Familiengut an Ivo, der ein einfacher Mann blieb, aber immer reicher wurde, und ging in die Welt hinaus.





Von und aus noch ungedruckten
Leibniz'schen Handschriften.

Von

Karl Biedermann.

Der Zweck des nachstehenden Artikels ist, die Aufmerksamkeit auf eine Reihe nachgelassener Handschriften von Leibniz zu lenken, die aufgefunden, aber nicht veröffentlicht sind und über deren Verbleib und Schicksal zur Zeit noch, so viel mir wenigstens bekannt, ein Schleier ruht.

Der Sachverhalt ist folgender:

Im Jahre 1857 theilte mir ein ehemaliger College aus dem Frankfurter Parlament, Professor Dr. Köhler aus Prag, mit: er habe in der Bibliothek zu Hannover eine große Zahl noch unbekannter Handschriften von Leibniz gefunden. Professor Dr. Köhler war einer jener vier Oesterreicher, die im Frankfurter Parlament bei der Schlußberatung über die Reichsverfassung, sich trennend von ihren speciellen Landesleuten, für das erbliche Kaiserthum und damit für den deutschen Bundesstaat unter Preußens Führung stimmten und durch ihr Votum dem Abschluß des Verfassungswerkes in diesem Sinne die Mehrheit verschafften. Damit hatte sich Köhler die Rückkehr in sein österreichisches Vaterland und in seine Stellung zu Prag verichert. Durch Vermittelung einflussreicher parlamentarischer Freunde erhielt er eine Stelle an der Universitätsbibliothek zu Göttingen. Von dort aus hatte er seinen wichtigen Fund in der Bibliothek zu Hannover gemacht.

Ein kleines Bruchstück der entdeckten Handschriften hatte er bereits der kaiserlichen Akademie zu Wien eingesandt, und dasselbe war in dem Sitzungsberichte der Akademie (Philosophisch-historische Classe, 1856, Aprilheft) unter dem Titel „Beiträge zur Staatsgeschichte Oesterreichs aus dem Leibniz'schen Nachlasse in Hannover“ erschienen. Die noch übrigen Handschriften wollte Dr. Köhler in einer selbständigen Schrift veröffentlichen.

Da ich eben damals bei Bearbeitung meines culturgeschichtlichen Werkes „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert“ den Abschnitt über Leibniz unter der Feder hatte, so waren mir diese Mittheilungen natürlich in hohem Maße interessant. Dem geheimen Wunsche, die von ihm aufgefundenen Handschriften einsehen und beziehungsweise benutzen zu können, den ich kaum auszusprechen wagte, kam Köhler in der lebenswürdigsten Weise zuvor, indem er mir aus freien Stücken die Zusendung des ganzen Materials anbot, damit ich daraus das entnehmen könne, was ich für meinen wissenschaftlichen Zweck passend erachten würde. So erhielt ich ein ansehnliches Packet Leibniz'scher Handschriften, theils in sauberer Copien, theils im Original. Die darin enthaltenen sehr zahlreichen größeren und kleineren Aufsätze erstreckten sich über die aller verschiedenartigsten Materien und waren ein

neuer klauenwerther Beweis von der außerordentlichen Vielseitigkeit, geistigen Beweglichkeit und ansiebigigen Arbeitskraft des großen Mannes. Die allgemeinsten Interessen der deutschen Nation — Reichsfinanzen, Reichskriegswesen, Handelspolitik des Reichs, Bündnisse, Verhältniß Deutschlands zu Frankreich zc. — andererseits die speciellsten Angelegenheiten des deutschen Volks- und Culturlebens, wirtschaftliche, finanzielle, auch die heute sogenannten socialen Fragen, waren darin abgehandelt, bald nur in flüchtigen Andeutungen, hingeworfenen Gedanken, halb fertigen Plänen, Randbemerkungen zu den Arbeiten Anderer, bald in gründlichen Abhandlungen, Denkschriften oder Schreiben an den Kaiser und an einzelne Fürsten u. dgl. m. Manches davon deckte oder berührte sich mit schon bekannten Arbeiten des berühmten Philosophen (so die mannigfachen Pläne wegen Errichtung von gelehrten oder gemeinnützigen Gesellschaften, wegen Verbesserung des Unterrichts, wegen Pflege der Muttersprache u. s. w.), Anderes war neu und enthüllte zum Theil noch ungekannte Seiten der rastlosen Thätigkeit dieses universellen Geistes. Letzteres war besonders der Fall mit den vielen und interessanten Betrachtungen über Fragen der Volkswirtschaft, der Finanz- und Steuerpolitik, über Erwerbs- und Nahrungsverhältnisse, über Arbeiterzustände n. s. w. — eine Richtung geistiger Thätigkeit, von der bis dahin bei Leibniz nur wenig Spuren sich gezeigt hatten.

Die Versuchung für mich war groß, aus diesem reichen und seltenen Schatz mit vollen Händen zu schöpfen. Allein angeichts des von Kötfler kundgegebenen Entschlusses einer selbständigen Herausgabe dieser Leibniziana (den ich nur auf das lebhafteste ermutigen konnte) mußte ich natürlich mit größter Discretion verfahren, um nicht die ohnehin so große Liberalität meines Freundes zu mißbrauchen. So habe ich denn nur einige der interessantesten Partien jener Handschriften, die mir für die Charakteristik des großen Philosophen besonders wichtig erschienen, in den fünften Abschnitt des zweiten Bandes meines „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert“, der über Leibniz handelt, aufgenommen; Anderes habe ich zwar

ausgeschrieben, aber aus dem angegebenen Grunde unbenutzt gelassen.

Die Absicht Kötfler's, das Ganze zu veröffentlichen, ging nicht in Erfüllung. Wie er mir später mittheilte, waren ihm, da König Ernst August die Veranstaltung einer Gesamtausgabe der Leibniz'schen Schriften einem französischen Gelehrten (bezeichnend genug!), dem Grafen Fouqué-Careil, anvertraute, die von ihm aufgefundenen Leibniz'schen Handschriften abgefordert worden, um jenem Franzosen übergeben zu werden. Ob Kötfler versäumt hatte, rechtzeitig die nöthige königliche Erlaubniß zur eigenen Verwertung seines kostbaren Fundes sich zu sichern, oder wie sonst es sich damit verhielt, weiß ich nicht; genug, Kötfler mußte die gefundenen Handschriften herausgeben und erhielt nicht einmal, wie er mir sagte, eine Entschädigung für die auf seine Kosten gefertigten Abschriften. Die von Fouqué-Careil besorgte Ausgabe der Leibniz'schen Schriften ist in Paris 1860 flgd. erschienen, aber unvollständig gelieben. Von den Kötfler'schen Handschriften habe ich, so weit meine Excerpte aus solchen mir eine Controlle gestatteten, darin nichts gefunden.

Eine zweite Gesamtausgabe der Leibniz'schen Schriften unternahm unter dem letzten König von Hannover, Georg V., in dessen Auftrag der bekannte Schriftsteller Otto Klopp. Sie erschien 1863 flgd., gelangte aber auch nur bis zum zehnten Bande, angeblich weil dem Herausgeber die in Hannover befindlichen urkundlichen Quellen nicht mehr (nach 1866?) wie früher zugänglich waren. In seinem Vorwort zum ersten Bande (Seite XXI) gedenkt Herr O. Klopp auch des Professors Kötfler als eines der Gelehrten, die „sich eingehend mit Leibniz beschäftigt“ und „für die Ordnung der Papiere (der Leibniz'schen Handschriften) thätig gewesen.“ Darin liegt zugleich ein wenigstens indirecter Beweis (wenn es dessen bedürfte) für die Echtheit der von Professor Kötfler als Leibniz'sche Handschriften behandelten Manuscripte. Ein directer liegt darin, daß Herr O. Klopp, der in der Lage war, die Echtheit genauer zu prüfen, Mehreres aus den Kötfler'schen Handschriften in seine Leibniz-Ausgabe aufgenommen und somit dessen Authenticität anerkannt hat. Es

sind dies zwei Aufsätze „wegen Errichtung einer Societät der Wissenschaften“ (von Herrn D. Kloppe in die Jahre 1669 bis 1672, von Köppler in eine viel spätere Zeit, 1688 flgd., gesetzt), der eine „Grundriß eines Bedenkens“, der andere schlechthin „Bedenken wegen Errichtung zc.“ betitelt (Kloppe, 1. Bd., S. 111 flgd. und 133 flgd.); ferner ein Aufsatz betreffs der Gründung einer „deutschliebenden Genossenschaft“ zur Pflege der Muttersprache (6. Bd., S. 214); eine Denkschrift an Kaiser Leopold I. mit allerlei Vorschlägen im Interesse des Reichs (u. A. dem einer „Reunion“, d. h. einer Art von Handelsverein, zwischen Oesterreich, dem Reich und Spanien), wahrscheinlich aus dem Jahre 1689 (5. Bd., S. 23); ein Plan zur Errichtung von allerhand Versicherungsgesellschaften oder „Assicuranz“ (6. Bd., S. 231); das Bruchstück eines Tagebuchs aus einer Reise nach Wien (etwa aus derselben Zeit) unter dem Titel „Curieuse Anmerkungen auf einer Reise“ zc. (5. Bd., S. 381 flgd.); Vorschläge zur Einrichtung von „Staatsstajeln“, d. h. einer Statistik (5. Bd., S. 303); endlich eine ganz kleine Abhandlung über die Anpflanzung von Maulbeerbäumen (6. Bd., S. 227).

Das wären im Ganzen acht Aufsätze, wovon nur die ersten beiden und allenfalls der dritte etwas umfänglicher, die anderen kürzer sind. Vergleiche ich damit in Gedanken den sehr ansehnlichen Stoß von Handschriften Leibniz'scher Manuscripte (außer den im Original beigefügten), die mir seiner Zeit Prof. Köppler übersandte und die ich ihm zurückschickte, so kann ich nicht anders glauben, als daß das bei Kloppe Abgedruckte nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil des Ganzen sei. Leider habe ich (aus Gründen, die ich oben angeführt) den mir anvertrauten Handschriften seiner Zeit nur wenig entnommen, besitze auch nicht einmal ein Verzeichniß aller darin enthaltenen Aufsätze. Bei dieser Sachlage kann ich nur auf dasjenige, was ich mir damals notirt habe, Bezug nehmen, um zu zeigen, daß unter den weder von Fouché-Carcil noch von Onno Kloppe benutzten Köppler-Handschriften noch Manches, was der Veröffentlichung in hohem Grade werth wäre, sich besaud. Da es mir hier wesentlich darauf ankommt, auf den Inhalt und

Werth jener Handschriften im Allgemeinen aufmerksam zu machen, so werde ich entschuldigt sein, wenn ich auch von dem, was ich daraus bereits in meinem „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert“ mitgetheilt habe, Einiges wieder mit anführe.

Von besonderem Interesse erschienen mir die vielerlei Anläufe zur Stiftung von Gesellschaften aller Art, die in den Köppler-Handschriften zu Tage traten. Die beiden „Bedenken“, welche Onno Kloppe abgedruckt hat, enthalten von diesen vielerlei Plänen einen, und zwar den reifsten, so zu sagen ausgetragenen; aber auch die anderen, obgleich milder reif, bieten immerhin, zumal in ihrer Zusammenstellung, das subjective Interesse einer näheren Bekanntschaft mit jenem realistischen Drange nach gemeinnütziger und culturischaffender Thätigkeit, der in Leibniz lebte.

Die Zeit nach dem Ende des dreißigjährigen Krieges war in Deutschland äußerst fruchtbar theils an wirklich gestifteten gelehrten und anderen Gesellschaften, theils an Plänen zu solchen, von denen viele freilich bloße Pläne blieben. Leibniz selbst hat sich in den Köppler-Handschriften darüber mehrfach ausgesprochen. In einem Aufsätze, der gewissermaßen als eine Einleitung zu seinen eigenen Ausführungen angesehen werden kann, sagt er: „Es sind jetzt viel wacker Leute, so zu Societäten und Verständigungen unter Gelehrten oder Liebhabern der gründlichen Wissenschaften und höheren Künste Vorschläge thun.“ Dann führt er verschiedene solche Vorschläge an, die ihm selbst zugesendet worden. Da ist von einem collegium historicum für Deutschland die Rede (die Errichtung eines solchen, und zwar speciell behufs Sammlung der monumenta historica zur Reichs- und Landesgeschichte, war — nach einer anderen Notiz von Leibniz ebenda — wirklich schon einmal im Werke; ein kurfürstlicher Geheimer Rath Ludolphi sollte Präsident davon werden); von einer „deutschgesinnten Gesellschaft“ (ein Plan, den Leibniz selbst unter dem Titel einer „deutschliebenden Genossenschaft“ aufnahm und ausarbeitete und der sich schon in dessen „Deutschen Schriften“, herausgegeben von Guhrauer, ausführlicher bei D. Kloppe, 6. Bd., S. 214 findet); von einer ähnlichen Vereinigung, welche den

„Kern aller Wissenschaften“ möglichst in der Mutterprache dem deutschen Volke zugänglich machen solle, „ohne daß nöthig, uns an der Schale des Latein die Zähne stumpf zu arbeiten“; dann wieder von einer Gesellschaft, die sich beschäftigen sollte mit „allerhand Wissenschaften, dadurch Land und Leuten bei Kriegs- und Friedenszeiten gedient werden könnte“; von einer medicinischen Gesellschaft, endlich von einem *forum sapientiae*, worunter regelmäßige Versammlungen der Gelehrten (etwa nach Art der jetzt üblichen Versammlungen der Philologen, Naturforscher u.) verstanden zu sein scheinen, „nicht weniger als wie die Kaufleute wegen ihrer vergänglichen Dinge zusammenkommen auf der Leipziger Messe.“

Dieser rege Trieb gelehrter oder gemeinnütziger Association entsprang offenbar dem in der Nation weitverbreiteten Gefühl, daß Deutschland durch den unglückseligen dreißigjährigen Krieg in allen Wissenschaften und Künsten ebenso wie in seinen öffentlichen Einrichtungen hinter anderen civilisirten Völkern weit zurückgeblieben sei und viel nachzuholen habe, daß daher aber auch alle wohl- und patriotisch-gesinnten Männer mit vereinten Kräften Hand anlegen müßten an die geistige Wiedergeburt des gemeinsamen Vaterlandes. Kein Wunder, wenn eben dieser Trieb auch den jugendlichen Leibniz ergriff, der von Haus aus, wie er selbst von sich aus sagte, immer das lebhafteste Interesse für dasjenige empfand, von dem er einzusehen glaubte, „daß daran dem Allgemeinen, der Menschheit, am meisten gelegen wäre“. So dürfen wir uns nicht wundern, wenn Leibniz sich in allerlei Plänen zu derartigen Associationen gefiel. Wohl einer der frühesten dieser Pläne, vielleicht der früheste (nach der darin sich aussprechenden jugendlichen Ueberschwänglichkeit zu urtheilen), dürfte derjenige sein, der sich in den Röhler-Handschriften unter der Bezeichnung einer *societas philadelphiae* aufgeführt findet. Leibniz bemerkt dazu, er denke sich diese Gesellschaft eingerichtet „nach Art der Jesuiten“. Die großartige Organisation des Jesuitenordens mit seinen vielen, so mannigfach auch ins Leben eingreifenden Stiftungen hatte ihm offenbar imponirt. Diese „philadelphische“ oder „brüderliche“ Gesell-

schaft sollte nach Leibnizens Idee alle öffentlichen Aemter an sich zu ziehen suchen, und zwar dadurch, daß sie dieselben unentgeltlich verführe. Dafür sollten ihr, nebst Befreiung von Zöllen und Abgaben, allerhand Privilegien gewährt werden, z. B. betreffs der Anlegung neuer Manufacturen, so daß sie Handel und Gewerbe monopolisiren könnte. Wir haben es also hier mit einer Art von Staatssocialismus zu thun, zwar nicht mittelst einer gewöhnlichen Staatsregierung, wohl aber mittelst einer großen Gesellschaft, die sich Leibniz jedenfalls nicht auf den kleinen Raum eines einzelnen Staates beschränkt, vielmehr mindestens über ganz Deutschland ausgedehnt dachte. Eben dieser Gesellschaft müßten, meint Leibniz, alle „offenen“ Erbschaften (wozu kein berechtigter Erbe da wäre) zufallen. Wieder die Vorausnahme eines der Principien des St.-Simonismus! Für so große Vortheile, die Leibniz seiner Gesellschaft zugewiesen sehen will, soll diese nun insbesondere die „Erziehung der Jugend“ übernehmen (wie das in den katholischen Ländern die Jesuiten und andere geistliche Orden thaten), und zwar soll diese Erziehung (hier kommt Leibniz auf ein von ihm wiederholt, auch in den Röhler-Handschriften, berührtes Thema) eine vorzugsweise „realistische“, den Bedürfnissen des Lebens angepaßte, keine bloß formal oder abstract gelehrte sein. Weiter soll die Gesellschaft „Colonien gründen, Besitzungen in anderen Welttheilen erwerben“ u. dgl. m., „Alles zum gemeinen Besten“. Um so große Zwecke erreichen zu können, müßte die Gesellschaft, meint Leibniz, „eine strenge Observanz bei sich einführen nach dem Muster der Jesuiten“.

Von den mehrfachen Plänen zu großen gelehrten Gesellschaften (Akademien) gelang es bekanntlich dem großen Philosophen nur einen (in Berlin) durchzuführen. Das darauf Bezügliche hat früher schon Gohrauer in den „Deutschen Schriften“ von Leibniz, ausführlicher (jedenfalls auf Grund der Röhler-Handschriften) D. Kloppe (10. Bd., S. 299) veröffentlicht. Für die Gründung einer Akademie in Wien gab sich Leibniz erfolglos alle mögliche Mühe; ebenso in Dresden. In Wien standen ihm offenbar clerikale Einflüsse entgegen, in

Dresden die Verschwendungssucht des Hofes, der zu solchen ernstlichen Dingen kein Geld hatte, und die Gleichgültigkeit der maßgebenden Persönlichkeiten gegen ideale, geistige Bestrebungen. Doch ist es interessant, zu sehen, welche Anstrengungen Leibniz für seine Zwecke machte und welche

Ursache beigefügt ist der vollständige, von Leibniz ausgearbeitete Plan der Akademie. Dieser Plan ist, so viel mir bekannt, noch nirgends authentisch veröffentlicht. Er gleicht im Ganzen dem für die Berliner Akademie. Die Akademie sollte „alle Zwecke unbeschränkt umfassen“; ins-



Gottfried Wilhelm Leibniz.

Ziele er verfolgte. Die Köhler-Handschriften enthalten insbesondere betreffs des Planes einer Dresdener Akademie nicht nur mehrere Briefe von Leibniz, sondern auch die vollständige Stiftungsurkunde. Denn so weit war die Sache doch bereits gediehen. Leibniz selbst sollte Präsident, Geheimer Rath, auch Erzieher des Kurprinzen werden. Nur fehlte zur Ausführung das nöthige Geld. Der Stif-

terung sollte sie die Geschichtswissenschaft fördern, sowohl die allgemein deutsche als die speciell sächsische; sie sollte eine „Verbesserung der Studien“ betreiben, vorzugsweise aber den exacten und fürs Leben nützlichen Theilen derselben Vorhieb leisten, den Naturwissenschaften, der Medicin u. s. w. Es sollte mit der Akademie ein statistisches Bureau (house of intelligence) verbunden werden, vornehmlich behufs

Bearbeitung von Sterblichkeits-Tabellen (bills of mortality), die Leibniz wahrscheinlich dann wieder als Grundlage für die von ihm empfohlenen Versicherungsgesellschaften („Assicuranz“) im Auge hatte. Der Akademie sollten ferner „neue Erfindungen zur Prüfung übergeben werden“ (ob Leibniz vielleicht sogar schon an die Ertheilung von Patenten dachte, wie sie in England bereits damals vorkamen?); sie sollte für Sanitätsanstalten, für Pösch-anstalten u. dergl. sorgen. Dafür dachte ihr Leibniz auch ansehnliche Einnahmen zu. Alternächst wollte er sie fundiren auf eine Tabaksteuer, eine Papier- und Kartensteuer und eine Lotterie; sodann sollte sie ein Privilegium gegen Nachdruck haben, also ein gewinnbringendes Buchhändlergeschäft treiben können. Dabei scheint er noch die Absicht gehabt zu haben, theils durch ein solches Privilegium, theils durch die der Akademie zu übertragende Bücherzensur dieselbe in den Stand zu setzen, „für Verhinderung schlechter und Beförderung guter Bücher“ wirksam zu sein. Auch ein Privilegium zur Herausgabe eines Kalenders, sowie zum Vertrieb von Schulbüchern sollte die Akademie erhalten.

In allen diesen Plänen spricht sich — und darum sind dieselben von so großem Interesse — theils die individuelle Eigenthümlichkeit ihres Urhebers, jener universalistische Drang, Alles auf größerem Fuße zu organisiren und zu systematisiren, theils aber auch ein allgemeiner Zug der damaligen Zeit aus, der Zug nach Centralisation, Bevormundung, Staatssozialismus, ein Zug, der in damaliger Zeit in gewissem Betracht seine Berechtigung, mindestens seine Erklärung fand in der durch die lange Kriegsnoth herbeigeführten Lähmung oder Einbüßung der Selbstthätigkeit der Privaten.

Von eben dieser Tendenz Leibnizens, überall von oberher einzugreifen — sei es mit den Kräften einer Gesellschaft oder Akademie, sei es mit denen des Staates, der Verwaltung, der Polizei — liefern die Köhler-Handschriften noch mancherlei Proben. Der Gedanke (der in dem „Grundriß eines Bedenkens“ seinen entschiedensten Ausdruck findet), daß der Staat selbst für Arbeit und Arbeitsverdienst seiner ärmeren Angehörigen sorgen müßte, klingt auch

sonst noch mehrfach an. Leibniz dachte schon an eine Art von „Nationalwerkstätten“ (nicht bloß an Zwangsarbeitshäuser für arbeitsscheue Arme, obgleich er auch von solchen spricht), „große Stuben“, in denen „auf Kosten der Gesellschaft gegen einen bestimmten Lohn und Zehnung die Handwerker arbeiten sollen bei Gespräch und Emsigkeit“. Die Arbeiter, meint Leibniz, würden deshalb nicht etwa weniger fleißig sein, im Gegentheil fleißiger, denn erstens würden sie „ohne Nahrungsorgen“ arbeiten, zweitens immer gleich viel zu thun haben, nicht ein Mal zu viel, das andere Mal zu wenig; auch würde dadurch verhindert, „daß die reichen Kaufleute die armen Arbeiter mißbrauchen“, d. h. ausbeuten.

Diese Bemerkungen, die eine große Aehnlichkeit mit den modernen Vortreibungen eines L. Blanc und eines Fonrier haben, fanden sich in den Köhler-Handschriften auf einem besonderen Blättchen dem Ansätze „Grundriß eines Bedenkens“ beigelegt; sie sind bei O. Klopff nicht mit abgedruckt.

Ein anderes Mal empfielt Leibniz (in Deutschriften an den Kaiserhof) die Bildung einer besonderen Generaldeputation oder Commission „zur Aufhülfe der Nahrung“, „zur Stellung der Armen in Arbeit“, „zur Beschaffung von Nahrung für die Armen“. In einem Ansätze: „Was eine Obrigkeit zur Wohlfahrt ihrer Unterthanen thun soll“, macht er es der Obrigkeit zur Pflicht, die „nationale Arbeit“ (um einen jetzt landläufigen Ausdruck zu gebrauchen) dadurch zu fördern, daß sie die Wolle (und andere Rohstoffe) nicht aus dem Lande lasse, vielmehr dafür Sorge, daß solche im Lande verarbeitet und so das Geld für die Verarbeitung den einheimischen Arbeitern zugewendet werde. Auch Vorschüsse will er an Arme gegeben wissen, damit sie sich wieder aufhelfen können. Wenn, wie unsere heutigen Staatssozialisten wären vollkommen berechtigt, auf Grund dieser Handschriften Leibniz als einen der Ihrigen zu reclamiren.

Auch Schurzöllner ist Leibniz, wie schon aus der obigen Bemerkung über die Verarbeitung der Rohstoffe im Lande hervorgeht. In einem Schreiben an den Kaiser (wahrscheinlich von 1689) rühmt er sich, nachgewiesen zu haben, „wie Woll- und

Seidenmanufacturen mit Vortheil zu erwidern". In seinem Eifer für solche wirtschaftliche Verbesserungen hat sich offenbar Leibniz — und auch das ist charakteristisch für ihn — mit Praktikern (Fabrikanten u. dergl.) in Verbindung gesetzt, sich von ihnen Vorschläge machen, Berechnungen anstellen, Aufschlüsse geben lassen. So befand sich in den Köhler-Handschriften ein Aufsatz „über Wollenindustrie“, wohl nicht von Leibniz selbst verfaßt, aber, wie es schien, von ihm veranlaßt. Darin war ansgerechnet, was ein Staat profitire, wenn er die Wolle im Lande zu Manufacturwaaren verarbeiten lasse, indem er die Fabrikanten mit Vorschüssen unterstütze. Dann wieder einmal empfahl Leibniz einen gewissen K. (Kraft?), wahrscheinlich auch einen Industriellen, dem Kurfürsten von Brandenburg in einem Schreiben, worin er allerhand Ansichten über die Vortheile eines directen Bezugs der Seide und des Zuckers aus den Erzeugungsländern (statt über England und Holland), sowie der Anlegung von Zuckerraffinerien und Tabakspinnereien, der Anlegung von Handelscompagnien u. s. w. entwickelte.

Auch mit Fragen der Finanz- und Steuerpolitik hat sich der große Philosoph, wie aus diesen Köhler-Handschriften hervorgeht, lebhaft und eifrig beschäftigt. Damals wie heute ward über den Vorzug der directen oder der indirecten Steuern gestritten. Die letzteren waren in jener Zeit hauptsächlich in der bedenklichen Form der „Accise“ fast allerwärts im Schwange. In den Handschriften findet sich nun ein längerer Aufsatz, offenbar auch von fremder Hand, aber mit Bemerkungen von Leibniz begleitet. Wahrscheinlich ist es ein Auszug aus einer 1685 erschienenen Schrift: „Entdeckte Goldgrube der Accise“, gegen welche dann (1687) eine Gegenschrist erschien: „Geprüfte Goldgrube der Accise.“ In jener ersten, anscheinend hier von Leibniz benutzten Schrift wird der Vorzug der indirecten Steuern in folgenden Punkten gefunden: Erstens würden dadurch indirect die fremden Waaren ferngehalten (was insofern nicht ganz zutreffend, als die Accise zwischen fremden und einheimischen Waaren keinen Unterschied machte). Zweitens würden die Fremden ins Land gelockt, wenn sie keine directe

Steuer zu zahlen hätten. Drittens schränke die Bevölkerung ihren Consum ein, werde also zur Sparsamkeit und Mäßigkeit erzogen. Viertens sei zu große Wohlfeilheit der Verbrauchsgegenstände nicht gut, denn dann „werde das Geseinde übermüthig“ und sei „für Tagelohn schwer zu haben“. Bei wirklicher Theuerung könne man dem Volke durch die aus den Erträgen der Accise angelegten Magazine zu Hülfe kommen. Fünftens, wenn die Obrigkeit durch die Accise große Summen in die Hand bekomme, werde das Land reicher, sobald dieselbe nur das Geld wieder zu des Landes Nutzen verwende. Auch die Ausgaben für das stehende Heer seien wohl angewendete (sog. productiv), denn „der Soldat zahle auch selbst wieder Accise“. Die Regierung könne mit Hülfe der Accise Straßen banen, Canäle anlegen, die Manufacturen fördern, den Armen Arbeit geben, indem sie z. B. jeder Spinnerei und jedem Weber etwas zulege. Nur in Kriegszeiten sei die directe Steuer (Contribution) vorzuziehen, denn erstens sei da der Schutz des unbeweglichen Eigenthums Hauptsache, und dieses könne nicht wie die Capitalien aus dem Lande gezogen werden; zweitens hätten die Reichen bei der Accise (bei der sie besser weglämen als die Armen) Geld gesammelt und könnten nun um so leichter die Contribution zahlen.

Eine hier hinzugefügte Bemerkung, offenbar von Leibniz selbst, erhebt den Einwand: „ob nicht durch die Accise die Armen zu sehr gedrückt würden?“ Indeß beruhigt sich der Verfasser der Bemerkung mit der Betrachtung: „Die Armen könnten ja, um weniger Accise zu zahlen, geringeres Brod oder auch Gemüße essen; auch könnte besonders kinderreichen Familien ein Erlaß gewährt werden.“

Sonst ist Leibniz, wie schon aus dem Früheren hervorgeht, gerade für das Wohl der ärmeren Classen sehr besorgt; darauf deuten auch verschiedene Aeußerungen, wie z. B. „man müsse die Geringeren schonen“, „man müsse die Steuerkraft des Volkes zu vermehren suchen“ u. s. w. Interessant ist auch ein Aufsatz in den Köhler-Handschriften (aus dem Jahre 1669, also von dem noch sehr jugendlichen Leibniz), der ein anscheinend bloß locales Thema doch ganz in jenem großen Stile und von jenem

hohen Standpunkte aus behandelt, wie Leibniz das in seinen reiferen Jahren mit allen den Fragen that, die er überhaupt berührte. Der Kussatz führt den Titel: „Warum Canstadt zur Hauptstadt von Württemberg zu machen?“ Er ward geschrieben auf den Wunsch eines gewissen Hubber. Leibniz geht davon aus, daß es für ein Land durchaus wünschenswerth sei, neben vielen kleinen Städten, in denen das niedere Bürgerthum (Handwerker und Krämer) nahezu die ganze Bevölkerung bilde, auch eine Hauptstadt zu besitzen, in der sich die größeren Factoren des Staatslebens, die Regierung mit ihren Beamten, das Militär, das Gelehrenthum (Universität) und der Großhandel, zusammenfänden. Leibniz verwahrt sich dagegen, als wolle er eine Centralisation, welche das ganze übrige Land in Sclaverei und Verarmung stürze; die Hauptstadt soll, will er, den übrigen Städten alles das, was sie besorgen können, belassen, nur aber „das Staatswesen (d. h. die allgemeineren und höheren Interessen des Staates) zu sich ziehen“. Er findet einen großen Nachtheil Deutschlands darin, daß ihm eine solche Hauptstadt „nebst anderen Vereinigungsmitteln“ fehle. Er führt sodann aus, welche Vortheile jeder der Stände, die er in der Hauptstadt vereinigen will, aus dieser Vereinigung ziehen würde. Die „Handelschaft“, meint er, würde in der Nähe des Hofes „besser beaufsichtigt“ werden (er will wohl sagen: der Hof werde sich mehr um sie kümmern); auch würde sie ihre beste Nahrung vom Hofe ziehen. Daß die Kaufleute gerade von einer so nahen Beaufsichtigung seitens des Hofes nichts wissen wollen, findet er (darin ganz dem damals üblichen Bevormundungssystem huldigend) unrichtig. Sie fürchteten sich freilich auch davor, „daß sie dem Hofe noch häufiger (als ohnehin der Fall war) würden borgen müssen, ohne etwas wiederzubekommen“. Das allerdings müsse abgestellt werden. Auf die Gelehrten übergehend, findet Leibniz eine nähere Heranziehung dieser an den Sitz der Regierung, ihre Versetzung aus einer kleinen abgelegenen Stadt in eine den größeren Lebensinteressen mehr erschlossene Hauptstadt für deren Bildung und Wirksamkeit durchaus nützlich. „Die Gelehrsamkeit,“ sagt er, „darf heutzutage

nicht mehr mönchisch sein, sich nicht mit leeren Gedanken und Schulgrillen beschäftigen; sie kann nicht mehr der Erfahrung, der Verührung mit der Wirklichkeit, mit dem Leben entzogen. Die Gelehrten fangen an, Experimente zu machen, die Natur der Dinge zu erforschen; Philosophie und Theologie legen den Aberglauben ab; die Juristen geben mehr auf Vernunftgründe und auf das natürliche Recht als auf Baldum, Bartolom und andere italienische Professoren. Für die Studirenden ist es gut, wenn sie mit Leuten aus der größeren Welt verkehren, in der Conversation sich üben können. Der künftige Geistliche soll die Affecten bewegen — das lernt er besser im Umgange mit vielen Menschen als an einem einsamen Orte. Der Jurist soll nicht bloß wissen, was unter Justinianus Rechtens war, sondern was unter dem jetzigen Kaiser Leopold Rechtens ist. Der Mediciner findet in der Residenz eine gute Bibliothek, einen botanischen Garten, auch wohl einen Thiergarten, Spitäler u. s. w. Endlich aber“ — und hier zollt Leibniz wieder einer Eigenthümlichkeit der damaligen Zeit, dem in allen Berufsarten herrschenden Protection- und Günstlingswesen, seinen Tribut) „können die Studirenden aller Facultäten, wenn sie unter den Augen ihrer künftigen Patrone leben und verkehren, sich denselben um so besser empfehlen.“ Die „Verführung“ durch Hof und Handelschaft, die Manche von einer Verlegung der Universitäten in die Residenzen besorgen, hält Leibniz für nicht so gefährlich; sie sei durch gute Disciplin wohl zu beseitigen.

Also auch diese, noch heute öfters ventilirte Streitfrage: ob die Universitäten in großen oder kleinen Städten, in Residenzen oder außerhalb derselben besser am Plage seien, hat unseren Philosophen bereits beschäftigt.

Noch allerlei andere Gegenstände werden in den Köhler-Handschriften theils flüchtig berührt, theils mehr oder weniger eingehend besprochen, so z. B. „die Aufschließung Chinas“ (ein damals beliebtes Thema), die Cultivirung Anstlands durch europäische Künste und Wissenschaften, sowie durch Verbesserungen im Inneren (Anlegung von Bergwerken, Erleichterung der Flußschiffahrt u. s. w.); die Verbesse-

zung des Justizwesens und speciell die Abtürzung der Proceffe durch regelmäßige Einforderung von Tabellen über die schwebenden Proceffe; die Errichtung von Banken zur besseren Regulirung des Münzwesens; das Postwesen, das Kriegswesen u. s. w. u. s. w.

Insbondere fanden sich in den Rößler-Handschriften verschiedene Denkschriften theils an, theils für den Kaiserhof, besonders auch aus den letzten Lebensjahren des Philosophen (1713 flgd.). In den an den Kaiserhof gerichteten Denkschriften suchte Leibniz denselben anzuregen zur Inangriffnahme großer nationaler Aufgaben („Aufmunterung der ingenia, damit Deutschland nicht länger in Handel und Wandel ein Raub der Fremden, in der Wissenschaft ein bloßer Nachzügler derselben sei, Erprobung und Ausföhrung nützlicher Gedanken, Verbesserung der Künste und Handwerke durch Einföhrung fremder oder Ausbildung eigener Erfindungen“ u. s. w.). In den im Antrage des Kaiserhofes oder doch in dessen Interesse verfaßten Schriften (Manifesten, Pamphleten zc.) erging er sich namentlich auch in einer sehr scharfen Polemik gegen den Erbfeind des Kaiserhauses und des Reichs, Ludwig XIV. Dann wieder stellte er Betrachtungen an über „Europas politische Lage“, über die Gefahren, die aus der inneren Zerissenheit Deutschlands dem Reiche selbst und dem Kaiserhause erwachsen, u. vergl. m.

Aus diesen Andeutungen über den Inhalt der Rößler-Handschriften dürfte sich so viel wenigstens ergeben, daß in denselben noch Vieles und Werthvolles sich befand, was in die Gesamtausgabe von D. Kloppe nicht übergegangen ist. Daß Letzterer Einzelnes davon anderwärts, etwa in wissenschaftlichen Zeitschriften, veröffentlicht hätte, ist mir nicht bekannt. Wenn dem aber auch so wäre, so bliebe immer zu wünschen, daß solche zerstreute Mittheilungen gesammelt und dadurch vor dem Vergessenwerden oder Verlorengehen bewahrt würden. Jedenfalls legt sich die Frage nahe: Was ist aus den weder von Fouché-Careil noch von D. Kloppe benutzten Rößler'schen Handschriften geworden? Wo sind sie? Werden sie noch, und wie und wo, in die Oeffentlichkeit gelangen, oder sollen sie derselben bleibend entzogen werden? Das Letztere wäre im höchsten

Grade zu beklagen. Im Interesse der Wissenschaft, die in Leibniz einen der größten und vielseitigsten Geister aller Zeiten verehrt, im Namen der Pietät, welche die Nation dem Andenken dieses seltenen Mannes schuldet und welche nicht dulden darf, daß von dessen Geisteserbschaft, soweit solche überhaupt noch auffindbar oder gar schon aufgefunden sind, etwas der Nachwelt verloren gehe oder vorenthalten werde, glaube ich die obige Frage: „Was ist aus den Rößler-Handschriften geworden?“ öffentlich erheben zu sollen, und ich wähle dazu geflissentlich ein so angelegenes und so verbreitetes Blatt wie die „Illustrirten Deutschen Monatshefte“.

Es handelt sich übrigens schon nicht mehr bloß um diese von Rößler entdeckten Handschriften. Aus dem Vorwort zu der Leibniz-Ausgabe von D. Kloppe (S. XX u. flgd.) erfahren wir nicht nur (was schon bekannt war), daß ein äußerst reicher literarischer Nachlaß des berühmten Philosophen noch vorhanden ist, sondern auch (worüber man bisher sich theilweise noch im Dunkel befand), daß und wo dieser Nachlaß, wenn nicht durchweg geordnet, so doch wenigstens an einem Punkte gesammelt zu finden ist — nämlich auf der königl. Bibliothek zu Hannover. Eine Reihe von Schränken daselbst ist, wie Herr Kloppe berichtet, mit Leibniz-Papieren gefüllt, davon allein siebenzehn Fächer mit der Correspondenz von Leibniz, die „geordnet und katalogisirt“ ist. Diese „geordnete Correspondenz“ (welche die zu den größeren Arbeiten Leibnizens gehörigen Briefwechsel nicht mit befaßt) zählt allein 1054 Namen! Es sind darin, wie Herr Kloppe sagt (Vorwort S. IX), „alle Berufsarten vertreten — von Kaisern und Königinnen durch die ganze Stufenleiter des damaligen deutschen Reichs und anderer Länder, geistlichen und weltlichen, Lehr-, Rühr- und Wehrstandes, hinab“.

Wenn Herr Kloppe hinzusetzt: „Es bedarf nicht der Erwähnung, daß eine große Zahl dieser Correspondenzen für die Nachwelt völlig werthlos ist“ — so spricht er, scheint mir, ein großes Wort gelassen aus. Ich gehöre zwar keineswegs zu den meines Erachtens aus übergroßer Pietät bisweilen in das Gegentheil verfallenden sanftlichen Anhängern des Principis möglichst absoluter Vollständigkeit in

Veröffentlichung des Nachlasses großer Männer, meine vielmehr, daß selbst in den vielen Briefwechseln eines Goethe Manches hätte ungedruckt bleiben können, ohne daß dies ein Verlust für Mit- und Nachwelt gewesen wäre; aber sehr bedenklich würde ich es doch finden, wollte man es dem Ersten Besten überlassen, kurzer Hand darüber zu entscheiden, was von der Correspondenz eines Leibniz „für die Nachwelt werthlos“ sei und daher zurückgestellt, wohl gar vernichtet werden könne. Gerade die Mannigfaltigkeit des Leibniz'schen Briefwechsels sowohl in Bezug auf die Sachen als die Personen, deren Herr Kloppe selbst gedenkt, läßt es als höchst nothwendig erscheinen, daß auch das scheinbar Geringste in diesem Briefwechsel nicht bloß darauf angesehen werde, ob es zu der Vervollständigung des Bildes, das man sich von Leibniz macht, oder zur Erläuterung und Ergänzung seiner wissenschaftlichen, politischen, irenischen oder sonstigen Bestrebungen etwas beitrage, sondern auch darauf, ob es vielleicht auf die allgemeinen Kulturzustände der damaligen Zeit ein Licht werfe. Denn, wenn ein Leibniz in seinen Correspondenzen nicht bloß mit „Kaisern und Königinnen“, sondern auch mit Lenten des „Lehr-, Nähr- und Wehrstandes“ verkehrt hat, so kann man versichert sein, daß sein scharfer Blick und sein lebhaftes Interesse für alle menschlichen und socialen Verhältnisse bei die-

sem Verkehr Mancherlei zu Tage gefördert haben wird, was uns den und jenen bedeutungen Einblick in die Zustände der betreffenden verschiedenen Gesellschaftsclassen thun läßt. Und das wäre — bei der Spärlichkeit der Quellen zur näheren Kenntniß gerade dieser Zustände in der damaligen Zeit — ein Gewinn für die allgemeine Cultur- und Sittengeschichte.

Die Bibliothek zu Hannover und also auch dieser kostbare Schatz Leibniz'scher Reliquien ist seitdem in die Hand der preussischen Verwaltung übergegangen. Von ihr steht — bei der Liberalität und der Umsicht, womit in Preußen neuerdings die Verwerthung aller urkundlichen Geichichtsquellen theils gestattet, theils positiv gefördert wird — mit Sicherheit zu erwarten, daß sie auch der Hebung dieses Schatzes, der sachgemäßen und sachkundigen Sichtung und Veröffentlichung des Leibniz'schen Nachlasses ihre volle Aufmerksamkeit zuwenden werde. Was specieell den noch ungenügten Theil der Hölzer-Handschriften betrifft, so wird ja gewiß eine Einrichtung möglich sein, welche eine entsprechende Verwerthung derselben im organischen Zusammenhange mit den anderen nachgelassenen Papieren des großen Mannes sicherstellt und das darin noch enthaltene mancherlei Werthvolle vor dem Verlorengehen oder Zerzetteltwerden rettet.





Alphonse Daudet.

Eine literarische Skizze

von

Ferdinand Graf.

Einer der interessantesten Maler der Gegenwart, Jan Matejko, ist von solcher Kurzsichtigkeit, daß er seine Bilder nur stückweise malt, wie Mosaik aus einzelnen Steinen sie zusammensetzt. Der oberflächliche Betrachter wird an dem fertigen Gemälde keine Spur dieser Entstehungsweise entdecken. Wer aber mit dem geübten Auge des Fachmannes näher hinsieht, der wird gewahr, daß der Künstler die intimen Details tiefer erfaßt hat als die Gesammterscheinung des Werkes und daß bei ihm die künstlerische Production ein wenig unter der Vormundschaft eines physischen Unvermögens steht. — An Matejko, an seine herrlichen Bilder, an seine in diesen sich geltend machende Kurzsichtigkeit werde ich bei dem Bildniß des charakteristischen Troubadourkopfes, der auf Alphonse Daudet's Nacken sitzt, erinnert. Der Schriftsteller hat vor dem bildenden Künstler voraus, daß er die Schöpfungen seiner Phantasie verkörpern kann, ob er selber physisch dabei mitwirkt oder nicht. Wäre Rafael — nach Lessing's Ansicht — auch ohne Arme ein malerisches Genie gewesen, ein Maler hätte er doch nimmer sein können. Milton konnte als Blinder das „Verlorene Paradies“ dicitiren. Ein blinder Maler oder Bildhauer ist ein Ding der Unmöglichkeit oder mindestens eine Anormität.

Und doch möchte ich einiges Gewicht darauf legen, daß Alphonse Daudet kurzsichtig ist im höchsten Grade, das, was er in der Nähe betrachtet, aber scharf und deutlich sieht wie die meisten Kurzsichtigen. Daudet ist in den letzten Jahren durch eine Reihe von Romanen berühmt geworden, die Auflage nach Auflage erlebten und ihn in die Reihe der gelesensten modernen Schriftsteller versetzten. In der That gehören diese Romane zu dem Feinsten, was der französische Geist in diesem Jahrhundert hervorgebracht. Aber Demjenigen, der mit Daudet intim vertraut geworden, bereiten Daudet's erste, dem Umfange nach viel kleinere Arbeiten ungleich mehr Behagen. Da hat der kurzsichtige Maler eine Leinwand vor sich, die er vollkommen überblickt. Da macht sich des Autors Mangel an starker und großer Erfindung absolut nicht bemerkbar. Da reicht seine bewundernswerthe Grazie aus, um von Anfang bis zu Ende zu fesseln und zu entzücken und im Leser dauernd einen Eindruck hervorzubringen, wie ein Körnchen des feinsten Parfums, der noch lange, nachdem man ihn entfernt, eine angenehme Spur zurückläßt. Nie ist Daudet wieder so sehr Daudet gewesen wie in seiner Gedicht-Sammlung „Les Amoureux“ und in seinen Sammelwerken „Lettres de mon moulin“, „Contes de lundi“ und „Les femmes d'artistes“.

Fast jedes Capitel in diesen Büchern ist ein kleines Kunstwerk, abgerundet und in sich abgeschlossen, fein ciselirt wie eine Arbeit des Benvenuto Cellini, neckisch gemalt wie ein Watteau, liebenswürdig, anmuthig, auf Sphylidenfüßen vorüberhuschend an dem Leser. Dabei fehlt es aber nicht an starken Accenten, an realistischen Beobachtungen des Lebens, nicht an Mollaccorden, nicht an ergreifenden Scenen aus der Tragödie des Menschenseins. Unser Autor ist seit jeher Pessimist. Er erkennt die traurigen Seiten des Daseins, sein Instrument hat der melancholischen Töne mehr als genug. Mit solcher persönlichen Anlage kämpft in ihm das nationale Blut, kämpft in ihm die Lebensfreudigkeit des Südfrauzosen.

In Nîmes geboren — am 13. Mai 1840 — stammt er aus jenem geeigneten Stück Erde, aus dem Jeder „mit einem Sonnenstrahl im Herzen“ zurückkommt. Als er seine ersten Gedichte veröffentlichte, wollte man in ihm den Nachfolger Musset's als Lyriker sehen. Aber er hat von Musset nichts als den Farbenglanz des poetischen Schmetterlings. Im Uebrigen ist er gesunde, und niemals wird man ihm nachjagen können, was er in einem Gedicht auf Musset geäußert: daß dieser gestorben sei „an Abscheu, Traurigkeit und Absynth“ („de dégoût, de tristesse et d'absinthe“). Daudet gehört einer ganz anderen Schule an als Musset, wenn einmal durchaus von Schule die Rede sein muß.

Musset wandelt, ein traditionell leichtsinniges Liedchen trällernd, mit seinen Helden und Heldinnen durch ein Zauberreich, das er willkürlich geschaffen. Er ist ganz Phantasie oder, wenn man genauer sein will, ganz Caprice. Würde er heute aufstehen, so müßte er sich den Vorwurf gefallen lassen, unwahr zu sein.

Die Anforderungen, die an den Schriftsteller herantreten, haben sich seither gewaltig geändert. Heute verlangt man von ihm, daß er vor Allem sehen lerne, daß er das Geschaute erfasse und es so wiedergebe, wie es wirklich ist, wenn auch poetisch gesteigert mit Günst oder Ungünst. Eben im Sehen — wenn auch, wie gesagt, auf eingegengtem Felde — ist Daudet ein Virtuös. Er sieht viel Trauriges, weil

viel Trauriges in der Welt geschieht und er nicht sich und den Leser belügen mag. Aber er hat nach Paris in seine Arbeitsstube ein Stück seiner Heimat, der schönen Provence, gebracht, und wenn seine Geschichten zu wehmüthig werden wollen, dann ruft er „Pécaire!“ erinnert sich des Rosmarins, der bei ihm zu Hause duftet, des Muskatweines, der dort wächst, der blauen Blume der Romantik, die dort in stillen Nächten der Mond mit seinen bleichen Schleiern umhüllt, und mit einem Male liegt auf dem, was Daudet uns erzählt, ein Vächeln des Glückes, ein belebender Athem, ein Abglanz des Gartens von Europa.

In allen seinen Werken bringt Daudet den französischen Süden gern auf die Scene. Sein letzter Roman: „Numa Roumestan“, ist ganz und gar der Charakteristik des Südländers gewidmet und verbindet mit dem spannenden Erzählungswerke das Interesse einer ethnographischen Schilderung. Daudet hat eine ausgesprochene Vorliebe für gewisse immer wiederkehrende Momente. Da ist also vor Allem der Süden und seine Leute — ferner die Bruderverliebe, zur Führerschaft des älteren Bruders als Leiter des jüngeren zugespiht — endlich die Bohème, die Welt der Declassirten, die ihren Beruf verfehlt haben, dabei aber mit großen Phrasen über ihre Thätigkeit umherwerfen, wie Delobelle, der ewig engagementslose Schauspieler, und d'Argenton, der Poet, der von seinem Gedichte „Faust“ nichts zu Stande bringt als den Titel. Diese drei Momente verwendet Daudet immer wieder als Material, weil sie zu dem von ihm Erlebten gehören und er darin ein wahrhaft moderner Dichter ist, daß er nur das darstellt, was er persönlich erfahren. Die Kenntniß des Südens hat seine Geburt ihm gebracht. In dem schönen Nîmes, das auch die Vaterstadt Guizot's und Jean Reboul's ist, hat er die Modelle gefunden zu einigen seiner prächtigsten Figuren. Auch in der Umgegend that er sich um, und im nahen Tarascon machte er einen gar herrlichen Fang: er hielt dort die Gestalt des vor seinem eigenen Schatten sich fürchtenden Löwenjägers fest, diese bis in die Fingerspitzen originelle Gestalt, die er in einem seiner besten Bücher geschildert hat, in

„Les aventures prodigienses de Tartarin de Tarascon“. Beruhen seine Darstellungen aus dem Süden auf Autopsie, so greift er auch ins wirkliche, in sein eigenes Leben, wenn er das zärtliche Verhältniß zweier Brüder zu einander künstlerisch gestaltet.

Dieses Verhältniß besteht zwischen ihm und seinem um drei Jahre älteren Bruder Erneste. Letzterer hat es Alphonse durch hingebende Aufopferung ermöglicht, über die ersten Schwierigkeiten der Schriftstellerlaufbahn hinwegzukommen; die Romane, die er selbst schreibt, sind mittelmäßig, aber man verzeiht sie ihm um des Gedankens willen, daß ohne ihn sein Bruder Alphonse vielleicht nie dazu gekommen wäre, sein ungewöhnliches Talent zu pflegen und austreiben zu lassen. Nun das dritte Moment, das in Daudet's Schriften regelmäßig zu finden ist: die Welt der Declassierten. In dieser hat Daudet gelebt, aber nur als Beobachter ist er durch sie hindurchgegangen; er hat viel aus ihr mitgenommen, aber nichts von sich selbst in ihrem Banntreife zurückgelassen. Mit Rücksicht darauf, daß er nur beschreibt, was er wirklich kennt, ist er ein Realist zu nennen, wenn auch in anderem Sinne als sein vielgenannter Nebenbuhler Emile Zola, der Schilderer der Cloaca maxima. Die Züge, die er seinen Figuren verleiht, entnimmt er Menschen, die er thatsächlich gesehen und beobachtet hat.

So kommt es, daß man hinter den Gestalten seiner Romane wirkliche Personen sucht und mit einigem Bemühen findet. Die Bildhauerin Felicia Ruys in dem Romane „Le nabab“ soll Sarah Bernhard sein; der Titelheld von „Numa Roumestan“ Gambetta; der Herzog von Mora der Herzog von Moray; Jansoulet, der Kabob, François Vrabay, ehemaliger Deputirter. In einigen seiner Romane haben die Zeitungen ganze „Schlüssel“ gebracht. Aber man würde fehl gehen, wenn man annähme, Daudet wolle nach Art gewöhnlicher Sensationsmacher dadurch wirken, daß er bekannte Persönlichkeiten halb verschleiert in seinen Romanen auftreten lasse. Er nimmt charakteristische Züge, wo er sie findet, und nichts ist natürlicher, als daß hervorragende Eigenheiten der Individualität sich meist bei

Menschen entwickeln, die in einem geistigen Beruf eine hohe Stufe erklimmen haben. Ein einfaches Abschreiben der Menschen und der Dinge liegt Daudet schon deshalb fern, weil dieser durch und durch Künstler ist. Seinem Künstlernaturell ist denn auch die Politik etwas Störendes. Er dient der Kunst und will keine Göttin neben ihr dulden. In „Robert Helmont“, dem Tagebuche eines Malers aus der Zeit des deutsch-französischen Krieges, läßt er sich vernehmen: „O Politik, ich hasse dich! Ich hasse dich, weil du ungerecht, plump, geschwähig und marktchreierisch bist, weil du allem Strebertum, allen Dummheiten und aller Nichtsthueri zum Vorwande dienst. Von Leidenschaft verblendet, trennst du edle Herzen, die für einander gemacht sind, verbindest aber Geschöpfe, die nicht für einander taugen. Du vernichtest die Gewissen, du bürgerst die Lüge ein; du bist schuld daran, daß ehrliche Leute die Freunde von Spitzbuben werden, wenn sie zur selben Partei gehören. Ich hasse dich, o Politik, vor Allem, weil du in unjeren Herzen die Vaterlands-idee getödet hast!“

Daudet steht höher „als auf der Zinne der Partei“. Auf dieser Höhe erhält er sich fast immer. Nur in „Robert Helmont“ läßt er sich dazu hinreißen, in den nationalen Chorus einzustimmen und auch einmal von den „preußischen Briganten“ zu sprechen. Diese Regung dauert bei ihm nicht an. Sein guter Geschmack entreißt ihn bald der Theilnahme an dem wüsten Geschrei der Menge, und wenn er auch blutenden Herzens die traurigen Schicksale seines Vaterlandes mit ansieht, wenn der Patriot in ihm verwundet aufschreit, wenn er als Nationalgardist selbst zum Gewehr greift — er giebt seine Feder doch nicht wieder dazu her, dem Ausbruche wilder politischer Leidenschaft zu dienen. Wenn er mit seiner feinen, zarten und dabei doch kräftigen Feder ergreifende Episoden aus der Zeit des nationalen Unglücks erzählt, so kann auch das Auge des Deutschen nicht trocken bleiben. Warum sollte der Sieger den Voeten des Besiegten nicht verstehen wollen? — In den „Contes de lundi“ — bei uns würde man dieses Buch eine Sammlung von Feuilletons nennen und tiefsinnig die Frage erörtern, ob es gestaltet sei, Feuilletons im Buchhandel

erscheinen zu lassen — führt Daudet unter Anderem Papa Zouve vor, einen chauvinistischen Kürassier-Oberst aus der Zeit des Premier empire, dem man daheim in seiner Stube, um ihn nicht durch die Wahrheit zu kränken, von französischen Siegen erzählt, von der siegreichen Belagerung von Mainz, von dem bevorstehenden Einzuge in Berlin. An einem bestimmten Tage glaubt er das französische Heer in der preussischen Hauptstadt. Da dringen seltsame Geräusche an sein Ohr; er läßt sich nicht abhalten, hinauszutreten auf den Balcon, und nun sieht er den Einzug des deutschen Heeres in Paris.

Er überlebt diesen Anblick nicht. Der Schreck tötet ihn. In Papa Zouve hat Daudet die französische Volksseele verkörpert. Ganz Frankreich glaubte, wie dieser alte Kürassier-Oberst, an frohe Märchen, bis es eines Tages aus seinem Traume erwachte und der schrecklichen Wirklichkeit entsezt ins Antlitz sah. In demselben Buche, in der Skizze „Der Tod Chauvin's“ erzählt er von Chauvin als von dem letzten Franzosen. Er macht sich über ihn lustig, er sagt von ihm: „Es war in der That Chauvin und Chauvin in seiner Blüthe, wie er declamirt, gesticulirt, Kreuzzug mit seinem Journal obfringt, in Berlin einzieht, trunken, taub, blind, wahnsinnig.“ Bei dem Einzuge der Truppen von Versailles in Paris wird Chauvin zufällig von einer Kugel getroffen und fällt als Opfer des Bürgerkrieges.

In einem anderen Bande seiner kleinen Prosaarbeiten — „Les femmes d'artistes“ — entwickelt Daudet eine außerordentliche Begabung für die Beobachtung der Künstler- und Schriftstellerwelt. Die Moral dieses Buches ist: Künstler sollen unter einander nicht heiraten, denn entweder machen die Frauen die Männer oder die Männer die Frauen unglücklich. Aber sie heiraten einander eben doch, und da giebt es nun für Daudet allerlei Interessantes zu erzählen und zu belächeln. Man lese bei ihm, wie Madame Heurtebise sich die Ehe mit einem Dichter vorstellt: „Was ihr an dieser Heirat am meisten gefiel, war die Idee, einen Schriftsteller, einen bekannten Mann zu heiraten, der ihr, so oft sie wollte, Freiarten ins Theater

geben könne.“ — „La veuve d'un grand homme“, Madame Daigue hat mit ihrem ersten Gatten, einem genialen Musiker, in sehr unglücklicher Ehe gelebt. Sie verheiratet sich ein zweites Mal und zwar mit einem kleineren Musiker. Diesem gegenüber bleibt sie immer „la veuve d'un grand homme“. Auf einer Soirée wird eine Composition des Verstorbenen gespielt. Die Anwesenden drücken der gerührten Erwitwe die Hand, sprechen ihr Muth zu, und der Nachfolger des Herrn Daigue muß bewundernd ausrufen: „Welch ein Genie!“

In den kleinen Arbeiten, wie Daudet sie in einer Reihe solcher Bände — es sind der letzteren mindestens ein halbes Duzend — gesammelt hat, findet man bereits deutlich die Spuren seiner späteren großen Romane. Er macht es wie die Maler, die in ihrer Mappe Studentöpfe sammeln, um sie später auf einem Historienbilde zu verwenden. Er entwirft Figuren, die er in Zukunft breiter und detaillirter auszuführen gedenkt, pour se faire la main, wie der französische Atelieransdruck lautet. In „Robert Helmont“ finden sich die Ansätze zum „Nabab“, in den „Contes de lundi“ erscheint zum ersten Male Tarascon, von wo aus seinerzeit Tartarin, der Löwenjäger, seinen Weg nach Algier nehmen soll, um dort einen blinden Löwen zu erschießen und ein Kamel zu erwerben, das eine tiefe, zärtliche Neigung zu ihm faßt. Ueberhaupt zeigt in engen Rahmen Daudet sich bereits ganz so wie in weiteren, nur sieht dieser ihm manchmal etwas schlotternd, und manche Feinheit leidet unter dem Bestreben, Welt und Menschen in großen Zügen zu malen. Welche graziösen Einfälle verstreut Daudet gerade in den Miniaturarbeiten, die nur etliche Druckseiten einnehmen! Zum Beispiel die nächstbeste Aphorisme aus „Robert Helmont“: „Le jour, c'est la vie des êtres, mais la nuit, c'est la vie des choses.“ Und die „Amonreuses“, dieselben Gedichte, welche ihm die Protection der Kaiserin Eugenie und die Stelle eines Secretärs bei dem Herzoge von Morny einbrachten! Sie stammen aus den Jahren 1857 bis 1861, umfassen also die Zeit von des Dichters siebentem bis zu seinem einundzwanzigsten Lebensjahre. Immer neue Ansätze sind davon erschie-

nen, die letzten alle der Gattin des Dichters gewidmet, die unter ihrem Mädchenamen Julie Mard manche zierliche literarische Kleinigkeit geschrieben hat. In den „Amoureuxes“ ist Daudet ganz und gar melancholische Grazie, graziose Melancholie. Man sieht ihn, wie Theodor de Banville in den „Camées parisiens“ ihn schildert: „Ein wunderbar liebreizender Kopf; der Teint von Ambrafarbe, blaß, das heiße Blut verrathend; die Augenbrauen gerade und seidenweich; das Auge feucht und flammend zugleich, verträumt, unsicher im Blick, aber löstlich anzuschauen; die purpurrothen Lippen voll Sehnsucht und Schwächten; der Bart kindlich und weich; das braune Haar überreich; das Ohr klein und fein — ein Ensemble, das trotz seiner weiblichen Grazie einen entschieden männlichen Eindruck macht.“

Jeder echte Dichter muß sein Lebenlang etwas vom Weibe und etwas vom Kinde behalten, sonst verhärtet ihn das Leben und er hört auf, poetisch zu empfinden. Daudet entwickelt in den „Amoureuxes“ die Zartheit eines Frauenherzens und die Naivität eines Kindergemüthes. Unfreiwillig sind seine Prosaschriften bedeutender als seine Verse, aber die letzteren haben deswegen einen besonderen Werth für uns, weil sie als ein Blutstropfen eingebracht sind in die ersten und sich dann kundgeben als ein Ton, als eine Farbe, als eine Stimmung. Daudet macht seine Verse jetzt in Prosa, aber Gedichte sind es doch.

Wie liebenswürdig besingt er in den „Amoureuxes“ die kleinen Kinder, die so leicht entchwinden, weil sie vor den Sternen und vor den Blumen — malheur à nous! — die Flügel vorans haben, mit denen sie die Welt so rasch wieder verlassen. „Ihr seid,“ sagt er den Kindern, „jedem Haufe, was die Blume dem Rasen ist, was der helle Stern dem Himmel, was ein wenig Wasser dem gebeugten Rohre ist“:

Vous êtes à toute maison
Ce que la fleur est au gazon,
Ce qu'au ciel est l'étoile blanche,
Ce qu'un pen d'eau
Est au roseau
Qui penche.

Die Liebe besingt er und die Natur, widmet jetzt dem leisen Knarren zweier

lofetter Damenstiefelchen ein ganzes Gedicht und erzählt dann, wie er und seine Vase einander lieben gelernt durch eine Pflaume, die sie mit einander gegessen — „pour des prunes“, eine Wendung, die im Französischen auch besagt: „wegen nichts und wieder nichts.“ Die Nachtigall des Waldes bringt er in Berührung mit den Nachtigallen eines Friedhofes, und die Vögel allesammt singen leise ihre süßesten Lieder, um die Todten nicht zu erwecken. In solchem Geleise bewegen sich die „Amoureuxes“, welche von der Jugend und Unfertigkeit die Mängel, aber auch die Thaufrische haben.

Grazios wie hier ist Daudet auch auf einem Gebiete geblieben, wo lyrische Feinheit leider keine Wirkung macht: auf dem Theater. Eine Reihe von Stücken hat er geschrieben, theils allein, theils in Mitarbeiterschaft mit Anderen, und obwohl sie manchen genialen Zug aufweisen und durch intime Schönheiten einer kleinen, gewählten Gemeinde immer gefallen müssen, entbehren sie doch aller Effectmittel, die auf der Bühne — ob wir es Wort haben wollen oder nicht — nun einmal unzer trennlich sind von einem Erfolg. Wenn man seine Stücke sieht oder liest, so glaubt man hier und da, eine Seite aus den „Lettres de mon moulin“ zu lesen, aus diesen duftigen Stimmungsbildern, die er in der Mühle zu Pamperigouste geschrieben haben will — schade, daß das Theaterpublikum nicht fein genug hinhört, um den Zauber eines Wortes, eines Satzes zu erfassen. Das ist ja aber das Glück der meisten Dramenfabrikanten, daß der mehr oder minder gute Stil auf der Bühne fast gar keine Rolle spielt. Die gesprochene Wendung verfliegt mit dem Augenblicke, die Handlung, die Charakteristik bleiben zurück, und so nimmt sich gar mancher Verfasser eines fünfactigen Lustspiels mit der Sprache, die er seine Leute führen läßt, in literarischer Rücksichtslosigkeit weniger Mühe als Einer, der ein kleines Feuilletton schreibt und sich dabei vergegenwärtigt, daß es denn doch Leser giebt, die einen Satz zweimal betrachten. Namentlich in Deutschland ist das so, wo selbst der erfolgreiche Dramatiker nicht zu befürchten braucht, daß die Buchausgaben seiner Dramen gekauft und auf die Sprache hin gelesen werden.

Drei seiner Romane hat Daudet bisher dramatisirt: „Fromont jeune et Risler aîné“, „Jack“ und „Le nabab“. Aber ohne ungerecht zu sein, darf man bei einer kritischen Betrachtung von Daudet's literarischer Wesenheit seine dramatischen Leistungen nur oberflächlich berühren. Er verleugnet seine persönliche Physiognomie auch auf der Scene nicht, aber es ist ihm versagt, sich mit dem Auditorium in jenen elektrischen Rapport zu setzen, der die Sache Augier's und Sardou's ist. Er kann keinen Hörer brauchen, sondern nur einen Leser; er kann Hunderttausende entzücken, aber nur Neden einzeln; wenn er auf die Masse wirken soll, so muß die Masse sich auflösen in ihre Atome; sein Publikum muß sich zusammensetzen wie sein Werk: Theil für Theil, musivisch. Mir persönlich hat ein Einacter Daudet's lebhaftes Interesse eingefloßt, so lebhaftes, daß ich es für die deutsche Bühne bearbeitete, leider ohne daß eine Theaterleitung sich zur Aufführung entschloß. Ein Theaterkenner wie Dingelstedt schrieb mir wörtlich: „Was ist Ihnen eingefallen, diese Fanfaronnade zu übersetzen!“ Dingelstedt liebte die scharfen Worte, und seine Aeußerungen in solchen Fällen waren cum grano salis zu nehmen. Aber so viel glaubte ich ihm gern, daß jenes Stückchen — es heißt „Le frère aîné“ — nach den laudläufigen dramaturgischen Begriffen bei uns als keine Promesse auf Erfolg gelten kann. In „Le frère aîné“ läßt Daudet wieder einmal seine Lieblingsfigur auftreten: den älteren Bruder, der sich für den jüngeren opfert, ihm die Geliebte überläßt und ihm sogar verzeiht, nachdem er erfahren, um nutzlos das Opfer gewesen und daß der Jüngere sich über den Tod der Geliebten gar bald in den Armen einer Andern getröstet. Dominique heißt der ältere Bruder, André der jüngere. Lies: Erneste und Alphonse. Die Handlung ist frei erfunden, aber aus dem wirklichen Leben Alphonse Daudet's stammt die Verherrlichung des selbstlosen älteren Bruders. Nicht in der Action, sondern in den Charakteren liegt ein autobiographischer Zug. Daudet müßte kein Dichter sein, um nicht — selbst wenn er an Geschickenes sich anlehnt — seine Phantasie ungezügelt in die Wirklichkeit hineinspielen zu lassen. Sein Roman „Le petit Chose“

gilt als eine Art Geschichte seiner Jugend. Man darf das aber nicht zu wörtlich nehmen. Drei Viertel des Buches sind Dichtung. Den Thatfachen entspricht nur jener Theil, der die Kindheit und die ersten Anfänge des Dichters behandelt. Als sollte fast jedes Buch Daudet's einen „Schlüssel“ erhalten, so läßt sich das Factische von „Le petit Chose“ mit Hülfe eines kürzlich erschienenen Buches von Erneste Daudet: „Mon frère et moi, souvenirs d'enfance et de jeunesse“, controliren.

Wir erfahren aus den Aufzeichnungen des Bruders, daß Alphonse Daudet mit sechzehn Jahren hinausgestoßen war in die Welt, gezwungen sich als „pion“ — ein in Frankreich übliches Mittelglied zwischen Lehrgeschülfe und Schuldiener — sein karges Brot zu verdienen, daß die beiden Brüder in Paris redlich mit einander gehungert, daß Erneste Vertrauen gehabt in die Zukunft des Jüngeren und daß er sich einiges Anrecht darauf erworben, in „Le petit Chose“ als „mère Jacques“ verewigt zu werden. Alphonse nennt sich selbst Daniel Cyffette, aus der Schule hat er den Epitheton „le petit Chose“, der kleine Dingsda — die Kleinheit der Erscheinung ist bei Daudet nichts Erfundenes. Einen reizenden Zug von Naivität erhält das Buch dadurch, daß der kleine Dingsda von sich in der dritten Person spricht. Dabei hat er Worte von ursprünglicher Kindlichkeit. Nachdem Vater Cyffette zu Grunde gegangen ist, die Fabrik leer steht und der kleine Daniel sich nach Belieben in derselben herumtummeln darf, sagt dieser einem Kameraden, um ihm zu imponiren: „Jetzt gehört die Fabrik mir, man hat sie mir zum Spielen gegeben.“ Bruder Jacques ist immer bereit, Thränen zu vergießen. „Er meinte, wie ein Anderer sich schmäuzt“, berichtet Daniel von ihm. In seiner fragwürdigen pädagogischen Stellung hütet er sich, die seiner Obhut unterstehenden Kinder jemals zu bestrafen. „Wozu auch? Züchtigt man Vögel? Wenn sie zu laut piepten, schrie ich, 'Ruhe!' und in meinem Vogelhaus herrschte Stille, wenigstens für fünf Minuten.“ Die erste Hälfte von „Le petit Chose“ ist überreich an ergreifenden, rührenden und doch lebenswahr einfachen Momenten.

Niemand wird ohne tiefe Bewegung die Geschichte dieses Kindes lesen können, das so früh den häuslichen Herd zerfallen sieht und in einem Alter, in dem sonst der Mensch geleitet und geführt wird, auf eigenen Füßen stehen muß. Es ist ein tapferer Kerl, der kleine Daniel Eyssette, aber auf der Reise nach dem Orte seiner ersten Anstellung überkommt

beizuführenden „guten“ Ende entgegen. „Mère Jacques“ stirbt brustkrank; Daniel, nachdem er die Leidenschaft für eine unwürdige Vorstadtkomödiantin überwunden, heiratet die Tochter des Herrn Pierotte, eines alten Freundes der Familie Eyssette, und als rettendes Palladium über den Wogen des stutenden Pariser Lebens winkt dem kleinen Dingsda die



Alphonse Daudet.

ihn doch das Heimweh. „Als der kleine Dingsda sich allein sah in diesem kalten Zimmer, vor diesem unbekanntem Wirthshausbette, fern von denen, die er liebte, da quoll sein Herz über und der große Philosoph weinte wie ein Kind.“ So lange „Le petit Chose“ die Leiden und Fahrnisse Daniel's erzählt, hält das Buch unser Interesse und unsere Theilnahme fest. Es wird aber schwächer und verläßt das Geleise Daudet'scher Eigenart, wenn es einem um jeden Preis her-

Jirmatafel: „Porcelaines et Cristaux. Ancienne maison Lalouette. Eyssette et Pierotte, Successeurs.“ Dieses spießbürgerliche Ende erinnert ein wenig an den berühmten Schlußvers, mit welchem Augier's „Gabriele“ ihrem Manne, dem nüchternen Advocaten Chabriere, um den Hals fällt: „O père de famille! O poëte! Je t'aime!“ Daudet mag sich selbst Gewalt angethan haben, als er den in der Lesewelt beliebten veröhnlichen Schluß um solchen Preis erkaufte. Als

er ein zweites Mal die Geschichte eines Kindes erzählte — in „Jack“ — ließ er sich gehen, entsprach das düstere Ende dem düsteren Anfang; er selbst bezeichnete dieses Werk als ein Buch „des Mitleids, des Jorns und der Ironie“, und das liebe Publikum, das so sehr an syrnpuöse Geschichten gewöhnt ist, bereitete „Jack“ lange nicht jenen großartigen äußeren Erfolg, den die übrigen Bücher Daudet's gefunden. In jener Hälfte von „Le petit Chose“, wo Daudet er selbst sein darf, fröhnt er seiner Lieblingsneigung, den französischen Südländer zu zeichnen, und zwar nimmt er sich selbst, den kleinen Daniel, zum Typus. Wie belustigend schildert er seine Reise zu Schiffe nach dem Orte seiner Schulanstellung! Der arme Junge, der aus Noth in eine für ihn neue Welt geht, erzählt an Bord dem Koch und den beiden Küchenjungen, daß er zur Universität* gehöre und sich seinen Lebensunterhalt ganz gut verdiene. „Die Herren machten ihm ihr Compliment. Er war sehr stolz darüber.“ Später, noch immer auf dem Wege nach seinem Bestimmungsorte, begegnet er der alten Annou, der ehemaligen treuen Magd seiner Mutter, und verkündet ihr stolz, „qu'il vient d'entrer dans l'université, ce qui le met à même de gagner honorablement sa vie“. In Collège selbst renommirt er damit, er gehöre einer sehr reichen Familie an, sei wegen einiger tollen Streiche aus dem väterlichen Hause gejagt worden, und wenn er sich auch momentan sein Brot verdienen müsse, so werde das nicht lange andauern. „Vous comprenez, avec une famille tellement riche!“

Für das Bild eines düsteren Kinderlebens hat Daudet sich, wie gesagt, in „Jack“ einen Rahmen geschaffen. Das französische Südländertum machte er zwei Male zum Gegenstande eingehender Schilderung. Zuerst in überripudelnder Laune in „Les aventures prodigieuses de Tartarin de Tarascon“, dann in „Numa Roumestan“, der Geschichte des ehrgeizigen politischen Führers und Redners, in dessen Person der Süden wieder einmal den

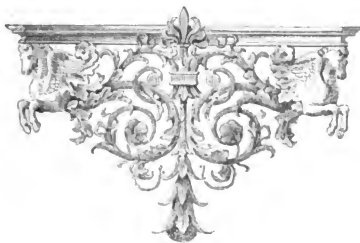
Norden erobert. Daudet trägt kein Bedenken, Daniel-Alphonse als echten Provencalen ein wenig groß thun zu lassen. Aber nein, in dem Heldenbuche von Tartarin jagt er es: der Südfranzose läßt nicht, sondern die Sonne läßt für ihn; sie läßt ihn die Dinge anders sehen als den Nordländer, sie beleuchtet Welt und Menschen so zauberhaft, daß unter ihren Strahlen das Geplante als vollbracht, das Versprochene als erfüllt erscheint und der Feigling Tartarin, welcher sich bis an die Zähne bewaffnet, wenn er am Abend ins Casino Bezigue spielen geht, seinen engeren Landsleuten als ein neuer Bayard ohne Furcht und ohne Tadel gilt.

Alles in Allem hat Daudet bisher fünf große Romane veröffentlicht: „Fromont jeune et Risler aîné“, „Jack“, „Le Nabab“, „Les rois en exil“ und „Numa Roumestan“. Sein „Le petit Chose“ saun nicht wohl unter die Romane eingereicht werden; es ist eine Studie, eine frei gehaltene Selbstbiographie, eine Zusammenstellung wirklicher Erinnerungen und gesammelter Beobachtungen. Am meisten Roman ist „Fromont jeune et Risler aîné“. Da werden wir gespannt, da fliegen wir von Capitel zu Capitel, da thun die Abgründe der Gesellschaft sich vor uns auf, und doch verpirn wir den Athem eines Dichters, eines Künstlers, und wer in einem wahrhaft guten Roman nicht bloß Ereignisse sucht, der mag in diesem Buche sein ästhetisches Behagen finden an den einzelnen Figuren, an dem wunderbaren Schauspieler Delobelle, der seit fünfzehn Jahren durch das Uebelwollen der Directoren kein Engagement bekommt — an dem alten Monsieur Chébe, der sich rühmt, ein Kaufmann und der Sohn eines Kaufmannes zu sein, dabei aber von Handel und Wandel gar keinen Begriff hat — an Risler aîné, dem ehrlichen, geraden, einfachen Menschen, wie dazu gemacht, von einer leichtsinnigen Gattin und einem gewissenlosen Compagnon betrogen zu werden — an Sidonie Chébe, späteren Madame Risler, die von Kindheit an, angewachsen in Dürftigkeit, einen krankhaften Durst nach Luxus hat und schon als Lehrmädchen sich vornimmt, sich einmal für diese Zeit der Entbehrung und der Arbeit zu rächen — an dem alten

* In Frankreich versteht man unter „Université“ die Gesamtheit des Lehrwesens, nicht etwa eine einzelne Hochschule.

Cassier Planus, der diese Sidonie haßt, weil sie die Ehre des Hauses vergiftet — an Désirée Delobelle, der hintenden Zee, die Tag und Nacht arbeiten muß, um ihren Vater, den großen Rimen in partibus infidelium, ernähren zu helfen — an all diesen Menschen, die wirklich leiden und leben, nicht nach Romanconvenieng zugestuft sind, sondern den Stempel der Wahrheit an der Stirn tragen. Allerdings, wir haben es da mit einem Ehebruchroman zu thun, aber mit einem der wenigen, die sich jenen Ruhm zuschreiben dürfen, den viele moderne französische Werke ohne jede Berechtigung für sich in Anspruch nehmen: den Ruhm, das Laster nur zu zeigen, um vor ihm abzuschrecken. Hier wirkt keine Speculation auf die niedrigen Instincte des Lesers mit; hier werden keine lüsternen Scenen erzählt unter dem Vorwande, in ihrer Nacktheit müßten sie Ekel erregen; hier ist die Verderbtheit weder verklärt wie bei Dumas, noch mit Eiterbeulen bedeckt wie bei Zola. Sidonie ist ein Gistropfen in dem Organismus der Familie, in deren

Schoß sie aufgenommen worden, und je mehr wir sie kennen lernen, desto lebhafter wird in uns der Wunsch, diese Glende verkommen, die Gesellschaft von ihr befreit zu sehen. Nachdem sie zur Chanjonnettenjüngerin herabgesunken ist, nachdem Risler zum Selbstmorde getrieben worden durch die Entdeckung, daß Sidonie auch seinen Vnder Franz in die Ketten einer sträflichen Leidenschaft geschlagen, spricht der alte Planus aus, was den Leser mächtig bewegt. Auf der Höhe von Montmartre steht er, das Häusermeer von Paris betrachtend, ingrimmig gedenkt er Sidoniens, die seinen guten Wilhelm Risler getödtet hat. Tiefe Entrüstung erfaßt ihn, er erhebt die geballte Faust und schreit: „Glende, Glende!“ und (bemerkt Daudet dazu) man wußte nicht, ob er zu dem Weibe oder zu der Stadt sprach. „Ah coquine, coquine, et l'on no savait pas, si c'était à la femme ou à la ville qu'il parlait!“ Dieser eine Zug beweist zur Genüge, wie Daudet es versteht, seine sittliche Sendung als Romancier zu erfüllen.





Aus Arkadien.

Von

Arthur Milchhöfer.

IV.

Bekanntschäften sind in Tripolis ebenso rasch gemacht als erneuert. Dem Griechen ist jeder Fremde von vornherein ein Gegenstand lebhaftesten Interesses und unumschränkter Hochachtung, dem er sich bald auf diese oder jene Weise mit wohlwollender Neugierde zu nähern weiß. Und wenn besagter Fremde nun gar in der seltenen Lage ist, die eingeborene Sprache zu handhaben, so kennt seine Verwunderung keine Grenzen. Die typische Scala der Fragen, beginnend: „Woher des Landes, welches Namens und Standes?“ ist ihm unendlich geläufig, mehr noch als den homerischen Gastfreunden, welche ja unzweifelhaft auch sehr wißbegierig waren, nur mit dem Unterschiede, daß sie ihre Inquisition auf den schickslichen Moment nach dem Essen versparten. Diese Enthaltbarkeit besitzet der Neugriechen nicht, es fällt ihm auch wohl kaum ein, daß der Reisende bereits hundertmal auf dieselben Fragen hat Rede stehen müssen, daß er noch eben so oft in die gleiche Lage gerathen wird. Selbst ein Schnitzmittel gegen diese Fragelust, von dem ich mir anfangs einigen Erfolg versprach, hat sich wenig wirksam erwiesen: ich suchte wohl mit selbstgestellten Fragen das Feld zu gewinnen, deren gewissenhafte Beantwortung mir immerhin einigen Vorprung hätte sichern müssen. Doch o der Raivetät!

Man antwortet mir — mit Fragen. Sinnreicher hat es vielleicht neuerdings ein Bekannter angefangen, sich des unvermeidlichen Tributes zu entledigen. Er nimmt dem entgegen tretenden Gastfreunde die Fragen von den Lippen weg und beantwortet sie alle auf einmal in der dogmatisch festgestellten Ordnung. Damit wird viel Zeit erspart, in einer halben Viertelstunde ist man fertig und sich selbst überlassen; — wie oft bedürfen wir nicht der Sammlung am Ende einer griechischen Tagereise!

Fertig? o, nicht doch! Dem Gastfreunde oder Tischgenossen kommt zuletzt dann doch die Ahnung, daß er auch seinerseits etwas in die Waagschale der Unterhaltung zu werfen habe.

Nun giebt es in Griechenland zwar sicher kein Haus- und Familienbuch, welches „über den Umgang mit Menschen, beziehungsweise mit Fremden“ handelte, überall aber, ob geschrieben oder nicht, stehen die drei Artikel jedes gebildeten Gespräches fest, so fest wie die Urtheile, wohl gemerkt immer dieselben, welche sich der Redende über besagte Themata längst angeeignet hat. Er will uns also nur ansholen und zwar erstens: über unsere Ansichten bezüglich der Identität von Alt- und Neugriechen; zweitens: über die richtige Aussprache des Griechischen; drittens: über die Nothwendigkeit einer Vergrößerung Griechenlands und die

moralische Verpflichtung sämtlicher europäischer Großmächte zu diesem Werke.

Gespräch eins und zwei sind wissenschaftlicher Natur; was ich darin zu hören bekomme, Reminiscenzen aus der Schulfstube, die alle von demselben Lehrer stammen könnten.

Zur Abstammungsfrage wird mir Folgendes angedeutet: Man wisse, daß es irgendwo in „Germania“ einen sehr schlechten und bösen Professor gebe, er heiße Fallmerayer (wer kennt ihn noch bei uns? in Griechenland hat jedes Kind den schweren Namen aussprechen und lassen gelernt). Besagter Professor habe, um den Griechen zu schaden, die Fabel erfunden, daß sie sammt und sonders slavischer Abkunft wären, und mit dieser Theorie viele Anhänger gewonnen. Da auch ich möglicherweise zu letzteren gehören könne, müsse man mir bemerken, daß u. s. w. u. s. w. Die folgenden Beweisführungen pflege ich dann zu unterbrechen mit der beruhigenden Versicherung, daß Fallmerayer schon lange todt sei, daß heute bei uns kein Mensch mehr an seine Hypothese glaube, daß ja auch der deutsche Stamm Wenden und andere Slaven genug in sich verarbeitet habe und daß mir endlich schon in der Sprache eine hinreichende Gewähr für das Fortleben des echt griechischen Elementes geboten scheine.

Die letztere Bemerkung führt nothwendig auf Punkt zwei (Ausssprache des Griechischen): Man wisse ja sehr wohl, wie viel wir uns in Deutschland mit der griechischen Sprache beschäftigten; die Deutschen seien überhaupt das gelehrteste Volk der Welt. Nur Eines könne man nicht begreifen: sie (die Neugriechen), deren echte Abstammung ich ja soeben zugegeben hätte, müßten doch am besten wissen, wie ihre Mutterprache zu handhaben sei; nun hätte da wieder ein Professor in Deutschland, mit Namen Erasmus (Niemand hat ihn vergessen), eine besondere Aussprache erfunden, die bei uns in allen Schulen gelehrt werde und abscheulich klinge; oi z. B. werde nicht, wie es sich doch gehöre, als lauges i gesprochen, sondern (das Quieten eines Ferkels nachahmend) wie oi; desgleichen ei wie er, ai wie ar, statt i und ä; au fogar wie au statt aw u. s. w. Gewöhn-

lich wird dann der Anfang der Ilias als abschreckend phonetisches Beispiel citirt.

Ich erwidere hierauf, daß der Punkt des Wohlklanges Geschmacksache sei, daß Erasmus (der übrigens noch viel, viel länger todt sei als Fallmerayer) unsere Aussprache keineswegs erfunden habe, sondern daß wir Deutsche eben gewohnt seien, wie jedem Dinge so auch jedem Vocal sein Recht zu geben. Was ferner die Frage nach der Berechtigung ihrer oder unserer Aussprache anlange, so müßte ich allerdings zugeben, daß man sich bereits vor Christi Geburt ihrer (der neugriechischen) Methode genähert habe (Beispiel: das römische „Caesar“ durch „Kaisar“ übersetzt). Dieselbe habe sich eben im Laufe der Entwicklung so gestaltet, wie sie heute sei, und bestehe deshalb vollkommen zu Rechte. Aber zur Zeit Homer's, ja noch zur Zeit des Perikles dürften wohl die Diphthongen noch ihre ganze Mannigfaltigkeit und ihren vollen Klang besessen haben. Wenn Aristophanes z. B. das Blöken der Schafe nachahmen wollte, so schrieb er βῆ (bē), was nach den heutigen Gesetzen wi ausgesprochen werden müßte; nun sei es doch nicht wahrscheinlich, daß die Schafe zu Aristophanes' Zeiten wi und nicht vielmehr bē geschrien hätten. Ebenso schrieb Aristophanes den Eulenruf kikkabada, was doch gewiß nicht (dem Neugriechischen folgend) kikkawaw habe klingen sollen. Auch würden unsere Gymnasialten in ihren Extemporalien noch viel mehr orthographische Schnitzer machen, als ohnedies der Fall sei, wenn ε, ει, οι und γ durchweg, wie sie (die Neugriechen) es verlangten, als i gesprochen werden sollte. Gäbe es doch aus eben diesem Grunde heutzutage in Griechenland so außerordentlich wenig Männer (ganz abgesehen von den Frauen), die orthographisch schreiben könnten. Eines indeß, sage ich sofort tröstend hinzu, sollte meiner Meinung nach gerade aus pädagogischen Gründen bei uns in Deutschland eingeführt werden: ihre ganz richtige Unterscheidung des τ (tau) vom θ (theta), (welches wie im Englischen weich gelispelt wird).

Glaube ja nicht, daß meine Gründe, wie beweisträftig sie sonst auch sein mögen, den Zuhörer in den Hauptpunkten anderer Ansicht machen; ich bin überzeugt, daß

er dem nächsten Deutschen, welcher ihm begegnet, eben dieselben Probleme aufstischen wird. Aber er schweigt wenigstens oder vielmehr er verläßt das undaubbare Gebiet, um sich dem dritten, weitaus ergiebigsten, der Politik, zuzuwenden.

Trotz eines unendlich ausgebildeten Partei- oder Claqueuwezens, auf welches ich noch zu reden komme, kennen die Neugriechen in der äußeren Politik alle nur die gleichen Ziele. Freilich werden dieselben auch nur gesteckt von der einfachsten instinctiven Begehrlichkeit, verbunden mit hoher Selbstschätzung, gekreuzt von dem Gefühl der eigenen Ohnmacht. Die bevorzundenden Interventionen der fremden Mächte haben den Griechen nicht wenig verwöhnt; er findet es längst natürlich, daß man sich mit dem interessantesten Volke der Welt am meisten beschäftigen müsse; sicher ist, daß es nach ihm für die europäischen Staaten keine wichtigere Frage giebt als die orientalische, Griechenland im Mittelpunkt derselben gedacht. Die Zeitungen nähren diese Ansicht; sie bringen in ihrem politischen Theil nichts als Excerpte von „Stimmen über Griechenland“, welche ihrer Aufmerksamkeit niemals entgehen; die Folge ist, daß sich dem Leser griechischer Blätter, selbst dem Fremden, der Horizont völlig verschoben muß. „Wenn es im Inneren nicht vorwärts gehe, so liege es allein daran, daß Griechenland zu eng umgrenzt sei und an seiner Entwicklung gehindert werde.“ Das russische Slaventhum ist ihnen bereits nahe und verdächtig genug, um es von Herzen zu hassen, den Türken aber verachten sie, mit jener gefährlichen Verachtung, welche für das Ohr des Unparteiischen von Prahlerei nicht mehr weit entfernt ist. „Einer der Unserigen gegen zehn,“ so lautet die Parole, und einzelne Thaten des Freiheitskrieges, der Aufstände in Areta und Thessalien müssen herhalten, um diese Behauptung zu erweisen. Wenn man sie nur gewähren lassen wollte; aber die Großstaaten wären ihnen nicht geneigt, seien wohl gar eifersüchtig auf die bevorstehende Machtentwicklung. Freilich, ein Mann könnte Alles ins Geleise bringen, aber auch der sei offenbar noch lange nicht genug Philhellene, — „er kennt uns zu wenig — euer Bismard.“

Zu diesem Stadium der patriotischen Erregung nimmt die Rede meines Gegenüber einen so warmen, innigen und eindringlichen Ton an, als ob wir selber ein Stück von Bismard wären oder doch mit ihm in nächster Beziehung ständen und viel für die gute Sache („die Gerechtigame Griechenlands“ oder „die große Idee“, wie es gewöhnlich heißt) wirken könnten.

Auf diese Dinge ist es nun um so schwerer, mit gutem Gewissen eine weise und, wie doch verlangt wird, befriedigende Antwort zu geben, als ja eigentlich auch wir an dem Verdachte des mangelhaften Philhellenismus participiren und manchen vorwurfsvollen Blick auszuhalten hatten. Die einzige Zuflucht bleibt hier würdige Defensiv- und eine gewisse diplomatische Reserve, die ja immer noch für alle sanguinischen Hoffnungen Spielraum läßt. Gewöhnlich bedauere ich dann, daß neben dem engen wissenschaftlichen Band, welches Deutschland und Griechenland verene, nicht auch nachbarliche Beziehungen vorhanden seien, die uns ein Recht gäben, direct in ihre Angelegenheiten einzugreifen. Dagegen hätten wir so manches Interesse daran, es mit den Engländern und Russen nicht zu verderben; auch gäbe es bei uns viele innere Fragen zu lösen. („Alles leere Ausflüchte!“ denkt der Zuhörer.) Selbstverständlich sei Griechenland der natürliche Erbe der Türkei (befriedigtes Kopsuiden), aber man müsse warten, bis die Frucht gereift sei, nicht die natürliche Entwicklung beschleunigen wollen.

Jetzt riskire ich in aller Bescheidenheit eine Bemerkung, die ich meiner Aufrichtigkeit schuldig zu sein glaube: Ob es nicht doch vielleicht den Versuch lohnte, schon jetzt mit Reformen im Inneren des Landes vorzugehen, anstatt allen Segen von einer äußerlichen Vergrößerung zu erwarten. Abzuschaffen die heillose Interessenwirtschaft, die Unfähigkeit und Bestechlichkeit des Beamtenthums durch dessen geistige und moralische Hebung, die einzelnen Theile des Landes durch Bau von Communicationswegen und Brücken (nicht bloß von großen Fahrtraßen oder gar gleich Eisenbahnen) aus dem dumpfen Banne der Isolirtheit zu befreien, durch rationelle Forstkultur die erstorbene Wasseradern der Berge neu zu beleben u. s. w.

Ich habe es mir nie versagen können, im Gespräch diese offenkundigen Schäden zu berühren; das Thema ist unerlässlich, die Wahrheit so einfach, das Ziel so deutlich, daß für jeden Griechenfreund ansgemachte Sache ist, was nur der von Parteiwesen getrübe Blick nicht sehen will.

Zwar widerspricht der Grieche nicht; er erkennt die Uebelstände stillschweigend an. Aber das verletzte Nationalgefühl bricht sich regelmäßig Bahn in zwei stereotypen Entschuldigungen, die ich nun unweigerlich zu hören bekomme: „Wir sind zu arm, wir haben nicht die Mittel, um zu reorganisiren“ und „die Regierung ist schuld an Allem, sie ist unfähig“, oder (falls der Redende gerade zur Partei des bestehenden Ministeriums gehört), „die Gegner binden ihr die Hände.“ Es ist positiv unmöglich, aus diesem Cirkel herauszukommen; wir heben die Debatte auf.

Was allen dergleichen Gesprächen, sobald sie nicht mehr den Werth von Conversationsübungen für uns haben, auf die Dauer jeden Reiz benimmt, liegt nicht sowohl in der Natur des ange schlagenen Themas (in ihm müssen sich ja der Fremde und der Einheimische nothwendig begegnen), es ist vielmehr, wie ich schon durchblicken ließ, der Umstand, daß der letztere dabei so unendlich wenig an eigener Individualität zuzusehen hat. Man möchte sagen, das ganze Volk zehre nur an einem beschränkten Vorrath von Gedanken, die in verdünntester Substanz überall hin gleichmäßig vertheilt sind.

Nur wünschte ich keineswegs so verstanden zu werden, als ob ich über die

Gesamtheit der Griechen als Nation unfreundlich oder geringschätzig urtheilte. Bei jener Durchschnittsbildung, dem allgemeinen Kennzeichen eines noch in vieler Beziehung jugendlichen Volkes, profitirt der geringe Mann unzweifelhaft auf Kosten der sogenannten höheren Stände. Der Feldarbeiter, der Hirt steht in Bezug auf Interesse und Verständniß für die meisten öffentlichen Fragen vollkommen auf einem geistigen Niveau mit seinen „gebildeten“ Landeuten, und das ist schon sehr viel für ihn, mehr als man z. B. unseren deutschen Bauern im Durchschnitt zumuthen darf. So gut es aber feststeht, daß die Entwicklung eines Volkes der des Menschen parallel läuft, so sicher werde ich hoffnungsvolle Symptome von angebornener Intelligenz, Frische und Begabung einer frühreifen und altflugen Scheinbildung vorziehen, welche das natürliche Wachsthum des Volksgeistes (der auch im Einzelnen steht) durch europäische Treibhauskultur befördert zu haben meint.

Meine Gedanken haben sich vom Marktplatz zu Tripolis nicht allzuweit entfernt. Zu den Kaffeehäusern, in denen das Leben eines Bienenstockes herrscht und auf die auch wir zuletzt angewiesen sind, ist es unvermeidlich, den alten und neuen Freunden drei- bis viermal des Tages zu begegnen. Hier verfallt ich unrettbar dem Professor des Gymnasiums, welcher mich beständig (um der Zuhörer willen) mit einem barbarischen Französisch auszeichnet; dort der Gymnasialarch selber, ein langer, blonder Mann, dem die Vändigung der jungen Arabier offenbar manche schwere Stunde bereitet; hat er doch heute noch



einem seiner Zöglinge ein fußlanges Pistol aus der Brusttasche gezogen, womit derselbe ich weiß nicht welches Attentat ausführen wollte. Dem auch hier wohlbeleibten, aber wenig intelligent blickenden Demarchen (Bürgermeister) legt die Würde seines Amtes zeitweilig ein wohlthuendes Schweigen auf. Desto berechter ist der Apotheker, ein Kind des benachbarten marmorreichen Dorianä, der auch einige interessante Antiken besitzt. Einige Offiziere (welche es wie gewöhnlich aus untergeordneter Stellung zum Lieutenants-patent gebracht haben und nicht mehr jung sind) suchen sich mit Brett- und Kartenspiel die Zeit zu vertreiben; Abends werden sie sich in der Wohnung des Regierungsarchitekten versammeln, um ihr Geld im „Pharao“ anzulegen, die einzige Abwechslung, welche ihr Unterhaltungsbedürfnis zu kennen scheint. Von den Ärzten verfügt der eine über mehr freie Zeit, als ihm und uns lieb sein kann; der andere entwickelt heut am Markttag eine größere Thätigkeit; sein Vater war ein echter, von älteren Reisenden viel gerühmter Deutscher, der Sohn verräth kaum einen Zug, der ihn vom Griechen unterscheidet. Auch bei dem Winkeladvocaten, der dort in der Ecke des Marktes sein Netz ausgespannt hat, geht es heute lebhaft zu. Erwähnen wir schließlich einige alte Freiheitskämpfer, welche Stundenlang ihrem Kargsteck, der Wasserpfeife mit dem langen biegsamen Schlauch, und ihren bisweilen recht interessanten Erinnerungen nachhängen, so kennen wir die Haupttypen einer griechischen Provinzialstadt.

Noch zwei Beobachtungen — sie sind mehr negativer Art — dürfen wir nicht versäumen, für die Signatur des öffentlichen Lebens (im neuen und alten Griechenland) geltend zu machen: der äußere Verkehr kennt keinen Unterschied der Stände, ebenso wenig, wie es geistige Schranken zwischen Hohen und Niedrigen, Reichen und Armen giebt. Diese Erscheinung wird deshalb nicht weniger erfreulich, weil sie die Folge einer verhältnismäßig jungen Kultur ist, welche noch keine traditionelle Gliederung der Berufsclassen aufzuweisen hat. Wie der Sohn des Bauern sich direct zu jeder höheren Stellung emporzuschwingen kann, so begegnen wir heute andererseits kaum einem ange-

sehen Manne, dessen Stammbaum nicht unmittelbar in den breitesten Schichten des Volkes wurzelte. Der Ministerpräsident Kumunduros ist aus bäuerlicher Familie hervorgegangen und war einfacher Schreiber; nahe Verwandte der Deligannis, Notaras, Mavromichalis, Bulgaris u. s. w. lernten wir unter den Schiffen, Landleuten, Aufsehern kennen. Der Titel gilt nichts im persönlichen Verkehr; es ist Sitte, jeden Begegnenden bei seinem Namen, im Falle näherer Bekanntschaft bei seinem Vornamen anzureden.

Der zweite Punkt, welcher die äußere Physiognomie einer noch nicht modernisirten griechischen Stadt beeinflusst, ist die Abwesenheit des weiblichen Elementes. Außer dem Hause erscheint die griechische Frau nie allein, höchst selten in Begleitung einer Dienerin. Die Promenade von Tripolis, welche nur Sonntags benutzt wird, beschränkt sich auf die öde Fläche des einstigen türkischen Exercirplatzes vor der Stadt. Hier begegnen sich die Familien, ohne daß sich ein intimerer Verkehr gestaltete; dieselben ceremoniellen Grüße wiederholen sich an einem Tage bei jedem neuen Zusammentreffen.

Diese Isolirung der Familien oder besser der Verwandtschaften, welche aus dem Zurücktreten der Frau entspringt, ist selbstverständlich wenig geeignet, gesellige Umgangsformen in unserem Sinne zu befördern. In jedem Hause, das der Fremde ungerufen betritt, ist er willkommen, aber er darf selten oder nie auf weitere Einladungen rechnen, nachdem er einmal gewählt hat. Die griechische Gastfreundschaft, deren Ruf ich ungeschmälert lasse, hat nur eine praktische, doch keine ideale Seite. Sie ist dem Bedürfnis der Gegenseitigkeit unter unzulänglichen Verhältnissen des Reisens entsprungen, nicht dem Triebe nach geselliger Annäherung und Mittheilung.

Ehe ich diese lange Epistel beschliesse — sie ist im Laufe der Tage, die ich gelegentlich darauf verwandt habe, nun einmal zu einer förmlichen Kulturstudie gediehen —, wäre es unhöflich, neben so vielen Dingen, die dir vielleicht herzlich gleichgültig waren, das Thema von dem schönen Geschlecht in Griechenland nur so obenhin behandelte zu haben.

Als ich von den hochgewachsenen, aus-

drucksvollen Männergestalten sprach und dieselben sogar durch homerische Typen zu illustriren suchte, schien ich vielleicht zugleich das günstige Vorurtheil zu bestärken, welches man bei uns zu Hanse der griechischen Frauenschönheit entgegenzubringen geneigt ist.

Unwillkürlich präsentiren sich dem geistigen Auge die reinen Linien des griechischen Profils, wie es der bildende Künstler

chischen Bevölkerung in dieser Hinsicht durchaus bevorzugter als der weibliche erscheint. In erster Linie freilich mögen dies rein äußerliche Umstände verschulden. Auf den Schultern der Frauen ruht bei den unteren Classen zumeist die ganze Last der häuslichen Arbeit. Schon als Mädchen schleppen sie Holz und Reisig die steilen Pfade ihrer Dörfer empor, oder das Wasser aus den spärlichen



für seine Ideale brauchte. Ob er sich im Alterthum lediglich darauf beschränken konnte, die schöne Wirklichkeit zu copiren? Schwerlich, wenigstens besitzen wir keine Porträts aus der Blüthezeit der Kunst, welche nicht aus mehr als einem Grunde stark idealisirt und verallgemeinert erschienen. Wie dem auch sei, unter den Frauen von heute finden wir jenes Ebenmaß der Formen vielleicht noch seltener, als es die Statistik der Natur überall zu fügen pflegt. Man kann sogar im Allgemeinen sagen, daß der männliche Theil der grie-

Brunnen und Quellen, welche in der Regel am Fuß der bewohnten Höhen liegen. Früh verheiratet und kinderreich, tragen sie zu der übrigen Bürde die Jüngstgeborenen in einer Art Futteral bei sich, das einer umgehängten oben offenen Botanisirtrommel nicht unähnlich sieht. Während so die Bewohnerinnen der Dörfer vor der Zeit zu altern pflegen, neigen die Frauen aus besseren Ständen in ihrer thatenlosen und zurückgezogenen Häuslichkeit sehr bald zum Embonpoint.

Nichtsdestoweniger giebt es Ortschaften in Griechenland, deren Frauen mit Recht den Ruf hervorragender Schönheit genießen, wie Megara, wie Arachova bei Delphi; mit gutem Gewissen füge ich Sparta hinzu, oder vielleicht besser die Dörfer am Taygetosgebirge auf lakonischer und messenischer Seite. Eine kräftige Statur und große Regelmäßigkeit der Gesichtsbildung sind ihre auszeichnenden Attribute. Aber es ist wiederum nicht das berühmte Oval der Juno Ludovisi oder der meisten Athenaköpfe, vielmehr herrscht ein lieblicher rundgesichtiger Typus vor, und statt der dunklen Haare und Augen unserer heutigen Römerinnen begegnet du hier gar häufig einem tiefen Blau und dunklen Blond. Sicherlich ist auch dies ein Erbtheil aus classischer Zeit, da gerade die bevorzugten Gegenden sich am reinsten erhalten haben von jeder Beimischung fremder, namentlich albanesischer Elemente.

Als ländliche Tracht dagegen ist, wie bei den Männern, die albanesische allgemein recipirt: ein langer schlafrockartiger Ueberwurf aus weißgelblicher Wolle, mit und ohne Aermel, verbrämt oder gestickt, darunter ein dunkler Rock (oft blau mit rother Schürze), eine corsetartige Weste, welche die Brust nicht mit umschürt. Reiches Geschmeide an Festtagen, meist aufgereichte türkische und byzantinische Gold- oder Silbermünzen, die Aussteuer der Mädchen, ziert Hals und Stirn, oder die Münzen bedecken wohl gar in Form einer Schuppenhaube den ganzen Kopf, welchen sonst ein schleierartiges Tuch zu

umhüllen pflegt. Die herabhängenden Zöpfe werden nicht selten durch angefehte Wollenflechten verlängert und mit bunten Schleifen geschmückt. Ein Gewandstück, welches unterhalb der Taille um die Hüften geschlungen ist, bezeichnet oft die Jungfrau, während man Verheiratete an dichterem Verschleierung erkennt.

Die Bürgerfrauen haben „fränkische“, ja meist recht altfränkische Tracht angenommen: das reifrockartig abstehende Taillenleid (nicht selten gelb oder grün) nebst formloser, weiter Seidenjade, an deren Stelle freilich auch das engere goldgestickte Sammetnieder tritt. Um so besser steht den verheirateten Frauen der rothe Fez auf dem glatt getheilten Haar, von welchem die blaue Quaste an kunstvoll geflochtener goldener Schnur herabhängt. Es ist ein Compromiß zwischen moderner und nationaler Kleidung, auf den die münchliche Bevölkerung der Städte längst verzichtet hat.

Mein nächster Brief soll dich von der Stadt aufs Land hinausführen, wohin ich noch heute Abend zurückkehre, um morgen die unterbrochenen Ausgrabungen wieder aufzunehmen. Soviel ich schon jetzt übersehe, eignen sich unter den Verhältnissen, mit denen ich dort zu rechnen habe, selbst die kleinen persönlichen Erfahrungen vortrefflich als Illustration und als Fortsetzung unseres heutigen Themas. Und ich betrachte es als wesentlichen Vortheil, dir das Allgemeine fortan wieder mehr in Gestalt des Besonderen, des Einzel-erlebnisses darbieten zu können.

(Fortsetzung folgt.)





Goethe's Gebirgsreisen.

Von

H. Draheim.

Zwischen unserer Zeit und dem Zeitalter Friedrich's des Großen liegen Veränderungen, wie sie selten sich in den Zeitraum von hundert Jahren zusammendrängen: solche Veränderungen, daß der Verkehr der damaligen Menschen und die Art, wie sich ihnen das Nützliche und Annehmliche des Lebens darstellte, unserem unmittelbaren Verständnisse fremd ist und eine historische Auffassung erheischt.

Aber wie gewaltig auch die Trennung auf allen Gebieten des Lebens: in der Auffassung der Natur und der Geschichte, in der Kunst und in der Philosophie, sein mag — der Weg, der aus jener Zeit zu der unseren herüber- und aus unserer Zeit zum Verständniß jener Vergangenheit zurückführt: dieser Weg geht allemal über Goethe's Leben und Dichten.

Es ist eine schwierige Frage, ob in Goethe mehr die Welt, wie sie sich damals gestaltete, zum Ausdruck gekommen ist, oder ob seine univervale Auffassung selbst auf die Umgestaltung des Lebens eingewirkt hat. Die Sache ist, daß zuerst die Welt ihn bildete, dann aber er die Welt. Von den beiden extremen Verirrungen des menschlichen Geistes, der Einseitigkeit und der Zerstreuung, war er gleich weit entfernt; eine schönere Vielseitigkeit, eine höher erleuchtete Universalität, als die seine, können wir uns nicht denken; und wenn wir ihn uns heute als Gebirgsfreund vor Augen führen

wollen, so haben wir es auch hier nicht mit einer entlegenen oder vereinzeltten Außenseite seines Wirkens zu thun, sondern wir werden uns alsbald in die Mitte seines Wesens und Denkens versetzen müssen.

Uebersichten wir die geographische Ausdehnung seines Lebens: Berlin, welches er 1778 berührte, und Agrigent, Wieliczka und Verdun sind die äußersten Punkte, hundertundfünfzig Meilen von Osten nach Westen und zweihundert Meilen von Norden nach Süden — ein für unsere Zeit bedeutender, für die damalige außerordentlicher Umfang. Die dazwischen liegenden Stationen Frankfurt, Leipzig, Straßburg, Mannheim, Darmstadt, Hamburg, Gießen, Weklar, Koblenz, dann die Rheinreise bezeichnen Wege, auf denen er schon in seiner Jugend die Gebirge Mitteldeutschlands auch wider Willen kennen lernen mußte; ihnen folgen außer den Ausflügen um Weimar die Reisen in die Schweiz, in den Harz und nach Karlsbad, seine Flucht nach Italien, seine zweite Reise dorthin, seine sommerlichen Ausflüge nach Schlessien, Pyrmont und nach Böhmen. Alle diese Reisen, auf denen Goethe die bedeutendsten Gebirge berührte, haben auf seine literarische Wirksamkeit in solchem Grade eingewirkt, daß wir nicht nur die Eindrücke wiederfinden, die das Gebirgsreisen hervorbrachte, sondern uns auch von seiner eigenen Thätigkeit ein, wie ich hoffe, deutliches Bild machen können.

Goethe's körperliche Tüchtigkeit und Gewandtheit gipfelt in seiner Wanderlust; andererseits war er zur Beobachtung, zur Naturbetrachtung so veranlagt, daß seinem Auge nichts unbemerkt, seinem Gefühl nichts unempfunden blieb. Vergleichen wir damit die Zeit bis 1775.

Seine Wanderungen in der Umgegend von Frankfurt, von Sträßburg, seine Rheinreisen, seine Reise mit Klopstock, die wegen des Gedichtes „An Schwager Kronos“ erwähnt zu werden verdient, die Freude am Eislaufen und an Schlittenpartien, endlich seine erste Schweizerreise, auf der er Furka und Gotthard bestieg und von dem schönen Ferdinand Stollberg und von der schönen Genferin erzählt, beweisen genügend, wie Goethe die Schönheit der Natur theilnehmend auf sich wirken ließ. In jenem Gedichte heißt es:

Früh, hotpert es gleich,
Ueber Eoak und Steine den Trost
Rauch ins Leben hinein.

Weis, hoch, herrlich der Aft
Kingo ins Leben hinein,
Vom Gebirg zum Gebirg
Schwebet der ewige Geist.

Die Sonne sinkt!
Oh sie sinkt. . .

Reiß mich, ein Feuermeer
Mir im schäumenden Aug,
Mich geblühten Laumelnend,
In der Hölle nächtliches Thor.

Auf der Schweizerreise überwiegt in dem Verfasser des „Werther“ die innere Leidenschaft den ruhigen Naturgenuß. Es ist der Drang des Herzens, der dem Sturme der Natur entgegensteht.

Etwas Anderes als Sturm und Drang ist der Charakter seiner von Weimar aus unternommenen Reisen. Er reist 1776 und 1777 mit dem Herzog nach Almenau, 1777 im Winter, durch Pfleßing veranlaßt, in den Harz, 1778 mit dem Herzog nach Potsdam und nach Berlin, 1779 für die Kriegskommission, dann wieder mit dem Herzog und dem Oberforstmeister v. Wedel in die Schweiz; in den folgenden Jahren theils als Begleiter, theils im Auftrage des Herzogs nach Gotha, nach Leipzig u. s. w.; alsdann besucht er 1783 wieder den Harz und zwar mit Fris v. Stein, ebenso 1784 mit dem Maler Kraus, und geht 1785 mit Knebel

in das Fichtelgebirge und zum ersten Male nach Karlsbad, 1786 ebenfalls dorthin und dann nach Italien.

Wir sehen, daß Goethe zu diesen Reisen, wenn sie auch einem inneren Bedürfniß entgegenkamen, mehr äußerliche Veranlassungen hatte oder eine conventionelle Veranlassung abwartete. Ueber die Reise in den Harz, zu welcher der melancholische Brief Pfleßing's einen Anstoß gegeben, schrieb Goethe 1777: * „Meine (Absicht) war, daß ich wünschte den Broden zu besteigen“, eine Absicht, die ihm am 10. December wider Erwarten lohnend gelang. Für die in den letzten Monaten des Jahres 1779 unternommene Reise in die Schweiz geben die berühmten Briefe als Zweck an den „ehemaligen Wunsch, die Gegend einmal im Schnee zu sehen“.

Aus diesen Briefen, die ja die erste und unübertroffene Schilderung der Schweiz in deutscher Sprache enthalten, will ich nur kurz mittheilen, wie Goethe die Menschen beurtheilt und was er über die Art des Reisens sagt. Es entgeht ihm nicht, daß in Martinach die Ragd „bei einer großen Dummheit alle Manieren einer sich empfindsam zierenden deutschen Fräulein hat“. In Leukerbad schreibt er: „Je weiter man von der Landstraße und dem größeren Gewerbe der Menschen abkommt, je mehr in den Gebirgen die Menschen beschränkt, abgechnitten und auf die allerersten Bedürfnisse des Lebens zurückgewiesen sind, je mehr sie sich von einem einfachen, laugjamen, unveränderlichen Erwerbe nähren: desto besser, willfähriger, freundlicher, unceignüßiger, gastfreier bei ihrer Armuth hab ich sie gefunden.“

Die Richtung seiner Reise ist bekannt: von Basel nach Bern, von Bern nach Genf, von dort nach Chamouni und über die Furka auf den St. Gotthard, nach Luzern, Zürich und Schaffhausen. Er schreibt selbst: „Es wird immer mehr Mode (die Savoyer Eisgebirge) zu sehen.“ Sein Führer fährt seit achtundzwanzig Jahren — also gerade seit 1750 — Fremde auf die Gebirge. Nach dem Marsche über die Furka lobten die Träger — wir können glauben, aufrichtig — die seltene Geschicklichkeit der Reisenden

* Fr. v. Et. I, 139.

im Gehen. Diefelbe muß nicht gering gewesen sein, denn beim Abstieg vom Mont-Anvert über das Eis erwähnt Goethe, daß sie „weder mit Zußeisen noch mit beschlagenen Schuhen gerüßt“ waren. Lammig schreibt er einmal: * wenn der Herzog „die böje Art nicht hätte, den Sped zu spiden, und wenn man auf dem Gipfel des Bergs mit Müh und Gefahr ist, noch ein Stiegelecken ohne Zweck und Noth mit Müh und Gefahr suchte“. Um über diese Reise abzuschließen, will ich noch anführen, wie Goethe den Weg am Rhonegletscher schildert:

„Es war ein seltsamer Anblick, wenn man einen Moment seine Aufmerksamkeit vom Wege ab und auf sich selbst und die Gesellschaft wendete: in der ödeiten Gegend der Welt und in einer ungeheuren, eisförmigen, schneebedeckten Gebirgswüste, wo man rückwärts und vorwärts auf drei Stunden keine lebendige Seele weiß, wo man auf beiden Seiten die weiten Tiefen verschlungener Gebirge hat, eine Reihe Menschen zu sehen, von denen einer in des anderen tiefe Fußstapfen tritt, und wo in der ganzen glatt überzogenen Weite nichts in die Augen fällt als die Furche, die man gezogen hat. Die Tiefen, aus denen man herkommt, liegen grau und eiblos im Nebel hinter Einem. Die Wolken wechseln über die blasse Sonne, breitstodiger Schnee stiebt in die Tiefe und zieht über Alles einen beweglichen Flor. Ich bin überzeugt, daß Einer, über den auf diesem Weg seine Einbildungskraft nur einigermaßen Herr würde, hier, ohne anscheinende Gefahr, vor Angst und Furcht vergehen müßte.“

Als literarische Frucht der Reise ist neben diesen einzig dastehenden Briefen nur „Jery und Bätely“ zu verzeichnen, die dramatisirte Schweizeridylle mit Gesang, welche Goethe nach elf Jahren und in veränderter Gestalt veröffentlichte. In dessen fällt Goethe's Reise, wie schon angedeutet, in eine für die Alpen culturhistorisch wie literarisch wichtige Zeit. Der Fremdenbesuch hatte begonnen, es lebten bedeutende Männer, die die Alpen durchreisten und durchforschten: Saussure, den Goethe in Genf kennen lernte; Bourrit, den er einen passionirten Kletterer

nennt; * Coze, dessen Travels in Switzerland er sich 1782 von Frau v. Stein erbittet; ** Haller, der die Alpen in die deutsche Poesie eingeführt hat.

Saussure giebt in seinen Voyages dans les Alpes, deren vier Bände 1779 bis 1796 erschienen, eine Beschreibung des Montblanc, des Montcenis, des Gotthard und der Umgebung in classischer Sprache, erquidend zu lesen, ebenso wegen der feinen Abwechslung zwischen touristischer und wissenschaftlicher Darstellung, wie wegen des großen Blickes in die Zukunft der Forschung. Unsere heutigen Probleme werden aufs genaueste vorgezeichnet, ihre Lösungen mit erstaunlicher Richtigkeit angedeutet. Und daneben mancher anmuthende Blick auf das Leben und Treiben der Gebirgsbewohner, besonders von Chamouni. Eine Anmerkung ist vielleicht als Curiosum von Interesse: *** „Die Dramatiker,“ sagt er, „scheinen allen Stoff erschöpft zu haben. Sie sollten einmal einen Granatenklauberschildern, seine Armuth, seine Liebe, wie er, um reich zu werden, Steine sucht und sich versteigt — die Unruhe der Geliebten, dazu prächtige Decoration: Eiswüsten, Felsen, Echo, Sturm“ u. s. w. In dem Buche sind Stellen über landschaftliche Auffassung der Alpen, die in ihrer edlen Sprache der Goethe'schen „Schweizerreise“ gleichkommen und für die Epoche überaus charakteristisch sind. In dessen würde es zu weit führen, mitzutheilen, wie Saussure gelegentlich über den Sonnenuntergang und das Ersterben der Natur, über den Sonnenaufgang, † über unbegrenzte Ansichten †† und Aehnliches sich ausspricht.

A classical work, ist das erschöpfende Urtheil des Engländers Coze. Dieser giebt seinerseits in drei Bänden eine Sammlung der werthvollsten touristischen und geschichtlichen Notizen über die Schweiz. Im ersten Bande findet sich unter Anderem eine literar-historische Untersuchung der Tellsage, im zweiten Bande, der vom Montblanc, von Saussure und Haller handelt, stehen als bedeutendes Motto Thomson's Worte aus den

* Dr. a. b. Schw. 5, 11. 1779.

** Fr. v. Et. II, 195.

*** Fr. v. Et. II, 147.

† § 1111.

†† § 1838.

* Fr. v. Et. I, 253.

„Jahreszeiten“: „Natur, du große Mutter“; am werthvollsten sind vielleicht im dritten Bande die literarischen und kunstgeschichtlichen Nachweise über die gesammte Darstellung der Alpenwelt bis ca. 1780. Wichtig sind die dort erwähnten ältesten deutschen Alpenbeschreibungen; indessen habe ich durch Zufall in der Züricher Stadtbibliothek ein von Coxe nicht genanntes Buch gefunden, das ich somit nenne als das älteste mir bekannte: Tschudi, Die uralt wahrhaftig Alpijch Rhätia. Basel 1538.*

In die deutsche Poesie wurden die Alpen durch Haller eingeführt und durch seine auf den Werth und das Glück des Gebirgslebens eingehenden gedankereichen Verse auch wohl das Interesse für den Besuch der Schweiz in größeren Kreisen geweckt. Das Gedicht erschien zuerst mit anderen anonym (Bern 1732) und hat viele Auflagen erlebt. Haller selbst aber ist als Physiologe und Botaniker von epochemachender Bedeutung.

Dieser Umweg sollte uns zeigen, wie Goethe in seiner Zeit dastand, nämlich im Mittelpunkt des erwachten Interesses für das Reisen im Gebirge, für die Betrachtung der Natur und des Lebens in den Alpen. Insbesondere scheint Goethe's Liebe zur Naturkunde, zunächst zur Mineralogie, auf dieser Reise einen ausgesprochenen Charakter angenommen zu haben. Darauf weisen die Zeugnisse über die nächsten Reisen. Es sind dies vor Allem wieder die Briefe, demnächst die Annalen, und es ist erhebend zu lesen, wie Goethe die Welt der Pflanzen und Steine, die Landschaft und das Arbeiten und Leben der Menschen aufsaßt. Die Mineralogie beschäftigt ihn schon 1781: „Ich bin in meinem Elemente unter deinen Namensverwandten,“ schreibt er an Frau v. Stein; ** darauf folgten geologische und botanische Studien. Er schreibt 1783 an Frau v. Stein: *** „Ich (bin) auf dem rechten Wege mit meinen Speculationen über die alte Kruste der neuen Welt“, und schon 1782: † „Es ist ein erhabenes wunder-

volles Schauspiel, wenn ich nun über Berge und Felder reite, da mir die Entstehung und Bildung der Oberfläche unserer Erde und die Nahrung, welche Menschen daraus ziehen, zu gleicher Zeit deutlich und anschaulich wird.“

Seine innere Theilnahme an menschlichen Verhältnissen, besonders am Volksleben, beweisen viele Stellen in den Briefen der in dieses Jahr fallenden Rundreise zur Rekrutenaushebung. Uebrigens stammen auch die versus memoriales:

Invocavit mir rufen laut
Reminiscere o wär ich Braut

aus dieser Reise, und was ja bei jener Neigung Goethe's für das Volksleben und das Volkslied nicht auffallend ist, die Verse gehen, wie ich meine, auf einen Jägerspruch zurück:

Reminiscere
Ruht die Gewehr,
Oculi
Da kommen sie

(nämlich die Schnepfen) u. s. w.

Die Harzreise von 1783 brachte dem Dichter das Gedicht „Zimenau“ ein und das Lied „Ueber allen Wipfeln ist Ruh“. Diese Harzreise, mit dem Knaben Fritz v. Stein unternommen nach der Alpenreise, scheint mir das Vorbild gegeben zu haben für die wunderbare Reise des Wilhelm Meister mit seinem Feliz.

Die ganze Zeit aber möchte ich wie die Fahrten Wilhelm Meister's Goethe's Wanderjahre nennen — es ist ja auch ein von Goethe erfundenes Wort —; ihren Abschluß erhält dieselbe durch die große Wanderung nach Italien. Diese Reise geht uns direct nur insofern an, als Goethe das Gebirge passirte, nämlich durch Tirol an den Gardasee ging, indirect aber insofern, als seine ganze Naturanschauung eine andere wurde.

Charakteristisch ist für Goethe, daß er die später von Byron besungene Cascade des Velinus bei Terni übersieht; daß er zwar den Vesuv mehrmals, aber nicht den Aetna besteigt und in Palermo den Sonnenaufgang verjäumt; es erwähnt dies Dr. B. Fischer in seinem Buche über Italien; * Goethe's Beschäftigung war auf dieser Reise getheilt zwischen Landschaftsmalerei, Dichtkunst und wissenschaft-

* In demselben Jahre lateinisch überliefert von Sebastian Münster (De prisca ac vera Alpina Rhætia).

** Fr. v. Et. II, 83.

*** Fr. v. Et. II, 339.

† Fr. v. Et. II, 191.

* „Aus Italien.“ Berlin 1879. S. 16, 80, 81.

sichem Nachdenken. Den Himmel und die Gärten Italiens im Herzen kehrt er zurück als Dichter der Iphigenie, als Entdecker der Metamorphose der Pflanzen und des os intermaxillare.

Er ist nun der große Goethe, und doch ist die zweite Hälfte seines Lebens ein stetes Wachsen an geistiger Nachfülle, eine stete Vollendung seines Denkens und Empfindens.

Bis zur engeren Befreundung mit Schiller finden wir außer kleineren amtlichen Reisen 1790 die zweite Reise nach Italien und eine Reise nach Schlesien, 1792 den Feldzug in die Champagne. Die Reise nach Venedig galt der Herzogin Amalie, welche übrigens bei dieser Gelegenheit das Guitarrspielen in Deutschland einführte. Von der schlesischen, nach Tarnowitz und Wieliczka ausgehenden Reise sind außer den Annalen Notizen erhalten und neuerdings* veröffentlicht; aus denselben geht unter Anderem hervor, daß ihn die Venetianischen Epigramme beschäftigten, darunter auch dieses:

In der Dämmerung des Morgens den höchsten Gipfel erklimmen,

Lange den Voten des Tags schauen, den freundschaftlichen Stern!

Ungebuldig die Blicke der Himmelsfürstin erwarten,
Sonne des Jünglings, wie oft hast du mich mächtig verlockt!

Ferner finden wir die Notiz: „Riesengebirg über die Schneekupp nach Breslau“ und den bezeichnenden Spruch:

Von Osten nach Westen,
Zu Hause am besten.

Der Feldzug 1792 berührt zwar das Gebirge nicht wesentlich, aber bemerkenswerth ist, daß Goethe sogar die Gefahr im Gefechte aufgesucht hat.

Die folgenden zehn Jahre der Freundschaft mit Schiller enthalten außer Reisen nach Karlsbad, Leipzig, Pyrmont die dritte Schweizerreise. 1797 hat Goethe, wie er selbst berichtet,** „mit (dem Freunde) Meyer (diese) Wanderung nach den kleinen Cantonen heiter vollbracht — wohin (ihn) nun schon zum dritten Male eine unglaubliche Sehnsucht anregte“. Das literarische Ergebniß dieser Goethe'schen Reise — es klingt paradox — war Schiller's Wilhelm Tell. Der große Gedanke, das

Vaterland zu befreien und den Bund ewiger Einheit zu schließen, ist Schiller's eigenster, und dieser Gedanke war es, der den Ausführungen des Dramas die Weihe patriotischer Thatkraft verliehen hat, aber die feinen und feinsten landschaftlichen Züge, die Schiller aus Büchern und aus der Phantasie nicht hätte treffend zeichnen können, kann er nur der Goethe'schen Autopsie verdanken. Endlich ist ja bekannt, daß Goethe nach jener Reise den Stoff episch behandeln wollte, dann aber den Freund zur dramatischen Bearbeitung ermunterte.

In dieser Zeit entstand noch eine andere Dichtung, die für den Genuß der damaligen Zeit an der Durchwanderung der Alpen charakteristisch ist und ohne Goethe's Vorgang nicht denkbar gewesen wäre; sie verdient um so mehr Erwähnung, als der Dichter, der Epigone jener drei großen Alpenkristallener, zugleich in erster Ehe eine Enkelin Haller's zur Frau hatte. Der Däne Baggeresen reiste 1789 fünfundzwanzigjährig zum ersten Mal, 1797 zum zweiten Mal in die Alpen und gab das Gedicht Partbenais („Die Jungfrauenreise“) in deutschen Hexametern heraus. Drei Jungfrauen gehen unter dem Geleit eines jungen Mannes zur Jungfrau, Gott Amor übt manche Intrigen aus, und schließlich erhält unter dem Segen ihrer unvermuthet eingetroffenen Eltern der Jüngling die Jüngste zur Braut. Einige charakteristische Stellen möchte ich mittheilen. Die Ausrüstung zur Reise wird z. B. beschrieben:

Ausgerüstet zum Zug, im Knapp anliegenden Jäcklein,

Und mit beschlagenen Schuhn, in der Hand umschwingend den Alpstock.

— Lang, unbiegiam und leicht — das Reiterstück des Hephästos

Aller künstlichen Kepler umher, des alten Begleiters,

Kuch nicht vorrathleer, in der Tasche das rüblische Nälächgen

Kirchgeistvoll und dabei papiergewickelt ein Kästlein Reibt zween Pröschgen.

die Führer:

... Es begeleiteten sie bergkundige Führer,
Hirten aus Grindelwald, breitschultrige, Sprossen
des Urstamm's.

die Art des Abstieges:

Mancherlei Mittel erjann er, der fühne, zur schnelleren Abfahrt:

* Goethe-Jahrbuch II.

** Annalen.

... er setzte sich, selber ein Raden,
Rudern mit beiden Händen und steuernd die Fahrt
mit dem Apsloß.

Goethe aber beurtheilt die Reisebestimmungen seiner Zeit folgendermaßen: *
„Seit Sterne's unnachahmliche Sentimentale Reise den Ton gegeben und Nachahmer geweckt, waren Reisebeschreibungen fast durchgängig den Gefühlen und Ansichten des Reisenden gewidmet. Ich dagegen hatte die Maxime ergriffen, mich so viel als möglich zu verleugnen und das Object so rein, als nur zu thun wäre, in mich aufzunehmen.“

Goethe's wissenschaftliche Beschäftigung ist außer der immer gepflegten Geologie und Botanik nun auch die Fisch-, Wurm- und Insecten-anatomie, 1797 erscheint die Metamorphose der Insecten. Wir können also wohl sagen, daß Goethe erst den Steinen, dann den Pflanzen, endlich den Thieren seine Beobachtung zugewandt hat; dazu kamen aber die ihn bis an sein letztes Lebensjahr beschäftigenden Probleme der Farbenlehre. Seit 1790 studirte er die Optik, und die „Farbenlehre“ enthält zahlreiche Beobachtungen, die im Harz und in den Alpen angestellt wurden. Die Reise aber nach Pyrmont 1801, die ihn durch die Dunsstöhle und den Krystallberg naturgeschichtlich interessirte, regte ihn auch an zu einem Romane: „Die Wanderschaft nach Pyrmont 1582“, der gewiß wunderbar genug geworden wäre, wenn wir berücksichtigen, wie Goethe das sechzehnte Jahrhundert fesselte, und welche herrlichen Darstellungen wir in Götz von Berlichingen, Egmont und Venvenuto Cellini erhalten haben.

Nach Schiller's Tode wurde Goethe's Leben wieder ein anderes: es waren die Diasturen gewesen; nun war es der Jupiter, der alte, dem die Natur das Auge, die Muskeln und das Herz des Jünglings beließ.

Er besucht das Gebirge nicht mehr touristisch, aber er besucht es noch jeden Sommer: in jenem Trauerjahre den Harz, in den folgenden Sommern Karlsbad, Teplitz, die Raingegend, Wiesbaden, Marienbad; nur die Jahre 1809, 1817, 1824 und dann die folgenden sehen ohne Reise da und werden in friedlicher Zu-

rückgezogenheit zugebracht, zuerst mit den guten alten Freunden, aber nach 1828, nach dem Tode des Herzogs, ist Goethe der Vereinsamte, der noch zum Faust den Schlußstein setzt.

In dieser langen Zeit beschäftigte sich Goethe mit den Karlsbader Mineralien und erfreute sich an Landschaften, die er mit dem Maler Kaaz zu zeichnen unternahm. Hören wir seine eigenen, diesen Jahren entstammenden Worte über die früheren und über seine späteren Reisen, soweit darin die Theilnahme am Gebirge hervortritt: *

„Die erste Schweizerreise eröffnete mir mannigfaltigen Blick in die Welt.“

„Ende 1779 fällt die zweite Schweizerreise. Aufmerksamkeit auf äußere Gegenstände, Anordnung und Leitung unerer gefelligen Frrfahrt ließen wenig Productivität aufkommen. Uebrig geblieben ist davon als Denkmal die Wanderung von Genf auf den Gotthard. Die Rückreise, da wir wieder in die flachere Schweiz gelangten, ließ mich Jery und Bätely ersinnen.“

„Eine unwiderstehliche Lust nach dem Land- und Gartenbau hatte damals (ca. 1797) die Menschen ergriffen. Schiller kaufte einen Garten bei Jena und zog hinaus, Wieland hatte sich in Oßmannstätt angesiedelt, in Oberroßla ward ein kleines Gut veräußert, ich hatte Absichten darauf.“ (Wir erinnern uns der kunstvollen Pflege, die Goethe dem weimariischen Parke zuwandte.)

„Unterwegs (in der Schweiz) beschäftigte mich die genaue Betrachtung der Gegenden, hinsichtlich auf Geognosie und der darauf gegründeten Cultur.“

„Der Uebergang aus einer Flußregion in die andere war immer der Hauptaugenmerk des Geognosten.“

„Wir besuchten das Bodethal. Von hier ging ich, nun zum dritten Mal in meinem Leben, das von Granitfelsen eingeschlossene rauschende Wasser hinan, und hier fiel mir wiederum auf, daß wir durch nichts so sehr veranlaßt werden über uns selbst zu denken, als wenn wir höchst bedeutende Gegenstände, besonders entschiedene charakteristische Naturscenen, nach langen Zwischenräumen wiedersehen und

* Annalen.

* Annalen.

den zurückgebliebenen Eindruck mit der gegenwärtigen Einwirkung vergleichen. Da werden wir denn im Ganzen bemerken, daß das Object immer mehr hervortritt, daß, wenn wir uns früher an den Gegenständen empfanden, Freud und Leid, Heiterkeit und Verwirrung auf sie übertragen, wir nunmehr bei gebändigter Selbstigkeit ihnen das gebührende Recht widerfahren lassen, ihre Eigenheiten zu erkennen und ihre Eigenschaften, sofern wir sie durchdringen, in einem höheren Grade zu schätzen wissen. Jene Art des Anschauens gewährt der künstlerische Blick; diese eignet sich dem Naturforscher, und ich mußte mich, zwar anfangs nicht ohne Schmerzen, zuletzt doch glücklich preisgeben, daß, indem jener Sinn mich nach und nach zu verlassen drohte, dieser sich im Aug und Geist desto kräftiger entwidelte.“

Dieser chronologische Ueberblick zeigt, daß Goethe's Reisen nicht seltener wurden, aber sich so gestalteten, daß die körperliche Anstrengung dabei mehr und mehr vermieden wurde. Dies ist nicht ohne Weiteres als Schwäche oder Mangel an Uebung aufzufassen — Goethe hätte, wenn er im Bergsteigen ein Princip verfolgte, wohl die Kraft besessen, es durchzuführen — auch nicht als Folge der Convenienz gegen den körperlich minder rüstigen Herzog, sondern als die natürliche Folge davon, daß Goethe eine mit ungewöhnlicher Kraftäußerung verbundene Ausgleichung gegen sein sonstiges Arbeiten weniger und weniger nöthig hatte. Gerade jene Reise nach Italien bildet einen Wendepunkt auch für den Gegenstand unserer Betrachtung, denn sie vollendete jenen Einklang alles Menschlichen in Goethe's Seele, durch den er unser unsterbliches Ideal geworden ist.

Mit diesem Ergebniß steht der Einfluß des Reisens auf Goethe's productive Thätigkeit in wunderbarer Harmonie. Welche Werke können wir direct als das Resultat einer Reise, speciell einer Gebirgsreise bezeichnen? Nur die kunstmäßig redigirten Briefe aus der Schweiz

und neben ihnen einige kleinere Gedichte, die vor die italienische Reise fallen. Die italienische Reise ist aus Briefen und Bruchstücken der Tagebücher zusammenge setzt, und ebenso haben wir viele Aufzeichnungen von seinen späteren Reisen — aber nirgends ein einheitliches Ganze, welches uns den Eindruck einer einzelnen Reise oder einer einzelnen Situation aus einer solchen oder einer einzelnen Betrachtung der Gebirgsnatur wiederzugeben bestimmt wäre.

Diese negative Betrachtung ergänzt sich durch eine ebenso deutliche positive. Denn in vielen Stellen sowohl seiner früheren wie seiner späteren Dichtungen sind die Anschauungen der Gebirgsnatur und überhaupt der Landschaften als Hintergrund oder Decoration des Ganzen sowie als Einlage für einzelne Scenen organisch verwendet: in Wilhelm Meister, in Pandora, in Faust u. s. w. Auch dauerte Goethe's selbständige Landschaftsmalerei nur bis zur italienischen Reise. Also nur bis dahin suchte er einen landschaftlichen Eindruck objectiv als Bild festzuhalten, während er seitdem ihn nur in das Ganze seiner Seele, seines Denkens, seines Fühlens einwirken ließ.

So sind wir nun in der Lage, aus der anfangs angedeuteten Universalität des Goethe'schen Geistes eine allgemeine schließende Betrachtung zu gewinnen.

Goethe war Dichter, Naturforscher und Maler; in allen drei Eigenschaften bedurfte er der Natur, und in allen drei Eigenschaften ist er für uns der Vermittler zur Natur geworden. Und wie sich Natur und Cultur gegenseitig bedingen, so auch Naturgenuß und Culturgenuß, die uns in richtiger Vermischung zugleich vor den beiden Extremen, der Rohheit des Materialismus und der Ueberreizung des Idealismus, schützen werden. Freilich, wie in Goethe's universellem Geiste Reales und Ideales sich ergänzte, so glücklich können wir es nicht haben bei dem Mangel unserer Zeit, welche ja dem Individuum die allgemeine Vervollkommnung kaum noch verstatten zu wollen scheint.





Die Schiffahrt zwischen Ob und Jenisei und dem Atlantischen Ocean.

Von

Adolf Erik Freiherrn v. Nordenfjöld.

Während der letzten Jahre haben Zeitungen und Zeitschriften vielfach kleine Notizen über die Schiffahrt zwischen dem Atlantischen Meere und den sibirischen Flüssen Ob und Jenisei gebracht, mehrfach auch von Unglücksfällen berichtet, die bei den Versuchen, welche man mit solcher Schiffahrt machte, vorgekommen sind, und dabei unvortheilhafte Bemerkungen in Betreff der Möglichkeit, praktisch den neuen Communicationsweg zu verwerthen, gemacht. Man gelangte zu einer solchen Folgerung wohl wesentlich deshalb, weil es vorzugsweise Berichte über solche Versuche waren, die weniger glücklich ausgefallen sind, welche in die Spalten der Zeitungen gelangten; aber über die Schiffe, welche glücklich und wohlbehalten den Ob oder den Jenisei erreichten und von dort wieder nach Europa zurückkehrten, haben die Journale merkwürdiger-

weise nichts zu erzählen gewußt; ja, es ging dies sogar so weit, daß es auch für diejenigen, welche sonst in der geographischen Tagesliteratur ziemlich heimisch sind und die sich mit dem Inhalt der Zeitschriften, welche solche Nachrichten zu veröffentlichen pflegen, bekannt gemacht haben, mit großen Schwierigkeiten verbunden war, genauere Kenntniß über die glücklich vollendeten Fahrten in diesen Gewässern zu erlangen. Dies war mir bekannt; ich hatte daher mehrmals die Absicht, unrichtigen Folgerungen, welche man aus zufälligen Unglücksfällen ziehen wollte, entgegenzutreten; aber da es unmöglich ist, stets zur Polemik gerüthet zu sein, habe ich bisher von jeder Widerlegung Abstand genommen. Da indessen diese Frage ganz kürzlich wieder zum Gegenstand kritischer Zeitungsartikel geworden ist, habe ich geglaubt, es könne von allgemeinem Interesse sein, eine kurze

Zusammenstellung über das, was in dieser Angelegenheit wirklich nachweisbar ist, zu erhalten.

Meiner Ueberzeugung nach deuten alle Erfahrungen, welche man während der letzten Jahre in dieser Sache gemacht hat, darauf hin, daß hier die Spur von einem wenn auch langsamen Beginn einer Handelsverbindung von unermesslicher praktischer Bedeutung zu suchen ist.

Gleich zu Anfang erinnere ich daran, daß die erste Reise nach dem Jenisei im Jahre 1875, also vor nur sieben Jahren, gemacht wurde. Dieser neue Verkehrsweg ist daher so jung, daß man unmöglich verlangen kann, er solle in dieser kurzen Zeit eine nennenswerthe Entwicklung gewonnen haben, besonders da sich Schwierigkeiten ganz eigenthümlicher Art entgegenstellen.

Sibirien ist ein Land, das bisher vom Weltmeer und dem europäisch-amerikanischen Geschäftsleben vollständig abgeschlossen war, und es war sehr schwierig, die in einem solchen Lande ganz eigenthümlich geartete und ausgebildete Geschäftswelt dahin zu bringen, sich für etwas ihr ganz Fremdes, wie eine Seeverbindung, zu interessiren. Es ist dies bis zum heutigen Tage auch noch keineswegs als vollkommen gelungen zu betrachten. Ferner ist Sibirien nicht nur von Europa abgeschlossen; der bewohnte Theil desselben liegt auch sehr fern von den Mündungen der großen Flüsse in Eismeer, und die Waaren, welche nach dem Lande eingeführt oder von demselben ausgeführt werden sollen, müssen mit Flußbooten Hunderte von Meilen transportirt werden, bevor sie einen Markt oder Ladeplatz am Meere erreichen. Aber sowohl der Abfluß wie der Jenisei münden in große Meeresbuchten, wo der Seegang mitunter sehr schwer ist, vielleicht mit dem Wellenschlage auf dem unruhigen Wettersee oder dem Bodensee zu vergleichen. In diesem Seegange wird es den Flußbooten sehr schwer, sich zu bergen; die Führer derselben erklären zwar, nach den Inseln, wo die langen Mündungsbuchten der Flüsse beginnen, hinaufgehen zu können, aber sie übernehmen unter keiner Bedingung Waarentransporte nach oder von einem dem Meere näher gelegenen Orte. Dies hieße, sagen sie, dem

gewissen Tode entgegengehen und ihre Fahrzeuge dem Untergange weihen.

Die Schifffahrt in diesen Meeresbuchten ist aber eine wahre Spielerei für meergewohnte Seelente auf zweidentprechenden Fahrzeugen, natürlich unter der Voraussetzung, daß die Mündungsbuchten kartographirt seien — ein Umstand, der bis jetzt noch nicht stattfindet. Man kann daher nicht verlangen, daß alle diese Schwierigkeiten schon überwunden und daß eine lebhaftere Handelsverbindung mit diesen Gegenden schon entstanden sein sollte. Sobald erst die Kenntniß der unermesslichen Reichthümer Sibiriens sich weiter verbreitet, kann man mit voller Sicherheit schließen, daß eine solche Handelsverbindung früher oder später zu Stande kommen werde, wenn nur die Seeverbindung praktisch anwendbar ist. Schon jetzt ist mit Bestimmtheit zu behaupten, eine Seereise über das Eismeer nach dem Ob und Jenisei sei jedes Jahr möglich; dazu dürfte die Erfahrung, welche man bisher gewonnen hat, allerdings nicht ausreichen. Diese Erfahrung ist, wie gesagt, nicht älter als sieben Jahre, und von einem solch kurzen Zeitraum kann man mit keiner absoluten Sicherheit Schlüsse darüber ziehen, wie das Verhältniß sich in der Zukunft gestalten werde. Aber wenn es sich erweist, daß man vom Jahre 1875 an jedes Jahr ohne sonderliche Schwierigkeit Seereisen nach dem Ob und Jenisei machen konnte und daß die Unglücksfälle, welche hierbei eintrafen, zum größten Theil auf Unerfahrenheit in Bezug auf das Fahrwasser bei denjenigen, welche die Schiffe führten, beruhten oder wenigstens nicht von den Eisverhältnissen herrührten, dann dürfte man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit den Schluß ziehen können, daß eine jährliche Seeverbindung hier möglich ist.

Wir wollen nun untersuchen, was uns in dieser Beziehung die Eismeerfahrten während der vergangenen Jahre lehren. Im ersten Jahre, 1875, segelte ich mit einem Wallfischfänger „Bröden“ (die Untersuchung) ohne Schwierigkeit nach dem Atlantischen Meere, und wir würden wahrscheinlich auf dem Rückwege kein Eis angetroffen haben, wenn wir, statt den Weg durch die Matotschkinstraße zu wählen, in das Karische Meer durch den

mehr gen Süden gelegenen Jugorschar ge-
segelt wären. Im Jahre 1875 gab es
also kein Hinderniß — nicht einmal für
ein ganz schwach ausgerüstetes Segelschiff,
das zweifelsohne von den englischen Be-
hörden, die über die Seetüchtigkeit der
Schiffe ihr Urtheil zu fällen haben, con-
demnirt worden wäre — um vom Atlan-
tischen Meere aus den Zenisei zu errei-
chen. Das war die erste Reise. Wäh-
rend Dr. Kjellman mit „Pröven“ nach
Norwegen zurückkehrte, begab ich mich
nebst einigen Theilnehmern der Expedition
zuerst in Booten den Fluß hinauf und
wählte dann den Landweg durch Sibirien.
Mit dem Enthusiasmus und dem sangui-
nischen Charakter, welche im Allgemeinen
der russischen Nation eigenthümlich sind,
nahm man diese erste Reise als einen
sicheren Beweis auf, daß jetzt das Meer
nach Sibirien vollkommen offen sei. Gleich-
zeitig erhoben sich jedoch mehrere Stim-
men, welche die glückliche Fahrt unseres
Schiffes für einen bloßen Zufall erklär-
ten. „Nordenkiöld hat Glück gehabt,“
sagte man, „und daher gelangte er nach
Sibirien, aber er wird die Fahrt in
einem anderen Jahre nicht vollbringen
können.“

Um zu beweisen, daß dies dennoch mög-
lich sei, unternahm ich im Jahre 1876
eine neue Reise nach dem Zenisei und fand
damals das Karische Meer freilich mehr
mit Treibeis besetzt wie im Jahr zuvor;
aber ich gelangte dennoch ohne Schwierig-
keit an den Zenisei und wieder zurück
nach Europa. Ich verließ New-York am
1. Juli und war nach sechs und einer
halben Woche am 15. August vor der
Mündung des Zenisei, und zwar obwohl
ich zu dieser Reise ein Dampfboot nach
Liverpool, dann die Eisenbahn durch
England und weiter ein anderes Dampf-
schiff von Hull nach Drontheim benutzt
hatte, wo ich das für die Expedition ge-
mietete Dampfboot traf. Dies beweist,
daß die Reise sehr schnell von Statten
ging und daß die Eishindernisse auf der-
selben eine ganz untergeordnete Rolle
spielten. Wohl stieß ich während dieser
Reise dreimal auf Grund, doch ohne
daß das Schiff beschädigt wurde, welches
erst einige Jahre später in der Nordsee
unterging.

In demselben Jahre versuchte auch der

englische Capitän Wiggins nach dem Ob
zu segeln, aber als er nach der Mün-
dungsbucht des Ob kam, traf er Strö-
mungen und einige Gründe, denen er
entgehen wollte, und er segelte daher nach
dem Zenisei und sogar ein gutes Stück
den Fluß hinauf, wo er überwinterte.
Das Schiff, das unbeschädigt über das
Karische Meer gekommen war, zerschellte
bei der Eislösung im Frühjahr.

Im folgenden Jahre 1877 wurde von
russischen Geschäftleuten ein Dampf-
schiff gemietet, um Waaren von Hull
nach dem Ob zu bringen. Das Schiff
wurde von einem tüchtigen Seecapitän,
Namens Dahl, geführt, mit dem ich jedoch
nicht persönlich zusammengetroffen bin.
Er reiste von Hull ab, gelangte ohne
Schwierigkeiten nach der Mündungsbucht
des Ob und ging später nicht allein in die-
sen hinein, sondern auch weit den Fluß
hinauf. Es war dies eine äußerst glück-
liche und schöne Reise, und ich vermuthete,
daß sie auch in ökonomischer Beziehung
ein gutes Resultat ergab, da die Waaren,
die das Schiff von Hull brachte, ver-
muthlich in den sibirischen Städten zu
hohen Preisen verkauft wurden.

In demselben Jahre 1877 bekam ich
von Herrn Sibirakoff, der auch zur Ver-
streitung der Unkosten meiner 1876 unter-
nommenen Expedition beigetragen hatte,
den Auftrag, zu einer neuen Zeujeifahrt
das Dampfschiff „Frajer“ von der Rotala-
werft zu kaufen. Dieses Schiff wurde
von einem deutschen Seecapitän, Namens
Dallmann, geführt und in Gothenburg
ausgerüstet, worauf es in Bremen Waaren
einnahm, mit welchen er nach dem Zenisei
abging. „Frajer“ kam ohne Schwierig-
keiten nach dem Zenisei und ein gutes
Stück den Fluß hinauf und kehrte von
dort vollkommen unbeschädigt nach Europa
zurück, obgleich das Schiff in dem un-
bekannten Fahrwasser mehrfach auf Grund
gestoßen war. Das Jahr 1877 war daher
ein ziemlich glückliches in Rücksicht darauf,
daß keine Schwierigkeiten einer Seever-
bindung über den Atlantischen Ocean mit
Sibirien entgegentraten.

Das Jahr 1878 war vielleicht noch
glücklicher, wenigstens für die Schiffe,
welche gleichzeitig mit der „Vega“ zur
Reise nach dem Zenisei ausgerüstet wur-
den. Diese waren das Schiff „Frajer“,

dessen ich bereits eben gedachte, und ein Segelschiff „Egpreß“, das in Norwegen gechartert war. Auch diese Schiffe führten Ladungen nach dem Zenisei, und es waren zweckmäßige Veranstellungen dort getroffen, um ihnen Rückfracht zu sichern. Infolge dessen führten sie auch das erste Getreide von Sibirien nach Europa. Außer diesen unternahm noch ein anderes Schiff die Fahrt nach dem Zenisei. Ein reicher Geschäftsmann, Baron Knoop, welcher in Rußland anjässig, aber von deutscher Geburt ist, hatte nämlich ein Dampfschiff „Louise“ gemiethet, um Waaren nach dem Zenisei zu führen. „Louise“ strandete bereits an der Küste Norwegens und mußte verlassen werden, da das Schiff nicht mehr zu dieser Reise anwendbar besaunden wurde. Die Ladung wurde auf ein anderes Dampfboot „Zariha“ gebracht, das man nach dem Unglücksfall der „Louise“ zur Fortsetzung der Reise gechartert hatte. „Zariha“ führte außerdem einen kleinen Dampfer „Moskau“ mit sich, dessen Bestimmung war, nachdem er „Zariha“ bis zur Mündung des Zenisei begleitet hatte, von dort aus auf eigene Faust zu versuchen, den Fluß hinauf bis nach der Stadt Zenisei zu gelangen. Die Reise der beiden Schiffe über das Karische Meer verlief sehr glücklich, vom Eise erlitten sie keinen Schaden, aber dasselbe Unglück, das „Louise“ an der norwegischen Küste betroffen hatte, ereilte auch „Zariha“, das auf einer Sandbank nicht fern von der Mündung des Zenisei strandete. Ueber diesen Unglücksfall bin ich jedoch nicht im Stande, nähere Details mittheilen zu können. Das Schiff mußte von der Mannschaft verlassen werden, die mit „Moskau“ den Fluß hinauffolgte, wo sie ein Stück vor der Mündung den mit voller Ladung auf der Heimreise begriffenen „Fraser“ und „Egpreß“ begegnete. Einige Tage später wurde „Zariha“ vom „Fraser“ geborgen, ausgepumpt und nach Norwegen zurückgebracht.

In demselben Sommer machte der berühmte norwegische Walffischfänger Capitän Eduard Johannsen eine Reise nach dem nördlichen Theil des Karischen Meeres und entdeckte dort eine neue Insel, die er „Einjankeit“ (Eusouhетен) benannte.

Während dieses Jahres war das Karische Meer fast vollkommen eisfrei in den Sommermonaten. Dadurch wurden große Hoffnungen erweckt, und Manche stürmten 1879 kühn vorwärts, ohne sich mit den näheren Verhältnissen bekannt zu machen, bloß um an dem großen Handelsgewinn, den sie glaubten dort erlangen zu können, Theil zu nehmen. Ueber diese Reisen ist nur wenig mehr veröffentlicht worden, als daß acht englische Dampfschiffe, beladen mit Waaren für Zenisei, wegen schwerer Eishindernisse unverrichteter Sache umkehren mußten, was natürlich in England großen Mißmuth erzeugte. Die Nachrichten über dieses Resultat durchliefen die Zeitungen aller Länder.

Ferner wurde auch erzählt, daß drei Schiffe, auf dem Obflusse erbaut und mit Getreide beladen, in demselben Jahre auf dem Karischen Meere untergingen. Dieses Jahr scheint also ein Jahr des Unglücks gewesen zu sein, aber es würde sicherlich kein solches geworden sein, wenn jedes dieser Dampfboote einen tüchtigen Eislootsen an Bord gehabt hätte, der das Fahrwasser im Eise zu suchen verließ; alsdann wären wahrscheinlich alle diese acht Schiffe an ihren Bestimmungsort gelangt und hätten auf schlagende Weise die Anwendbarkeit des neuen Verkehrsweges bewiesen, während sie jetzt das gerade Gegentheil zu beweisen scheinen.

Aber glücklicherweise gab es doch ein Schiff, das nicht umkehrte, sondern seinen Weg fortsetzte. Das Dampfschiff „Louise“, wahrscheinlich dasselbe Schiff, welches im Jahr zuvor an Norwegens Küste gestrandet war, verjuchte in demselben Jahre nach den sibirischen Flüssen zu gelangen. Das Schiff hatte freilich des Eises wegen einige Schwierigkeit vorwärts zu kommen, allein es gelang ihm doch, seine Last nach dem Zenisei zu bringen, dort eine neue Ladung einzunehmen und in demselben Jahre nach Europa zurückzuführen.

Es gab also im Jahre 1879 wenigstens ein Schiff, das Waaren über den Atlantischen Ozean nach dem Zenisei und zurück führte. Auf dem Rückwege traf die „Louise“ nur wenig Eis im südlichen und östlichen Theil des Karischen Meeres. Sie begegnete hier mehreren nach Europa

gesandten Segelschiffen, die Getreide geladen hatten, die aber wegen Windstille und Gegenwinden nicht vorwärts kommen konnten. Sie froren im Karischen Meere ein und gingen im folgenden Winter oder Frühjahr unter.

Daß die Schiffe, welche gegenwärtig auf dem Ob gebaut werden, um nach Europa zu segeln, untergehen, ist in der That nicht zu verwundern. Die Stockholmer hatten Gelegenheit, ein kleines sibirisches Schiff zu sehen, das im dortigen Hafen lag, nachdem es vom Jenisei nach Norwegen und von dort an der Küste entlang nach Gothenburg und weiter durch den Göta-Canal nach Stockholm gegangen war. Der Erbauer dieses Schiffes in Jenisei war sicherlich darüber erzürnt, daß der Capitän dieses kleinen gebrechlichen Schiffes sich an der norwegischen Küste innerhalb der Scheeren hielt, statt das offene Meer zu halten. Dies aber beweist, welche Auffassung man in Jenisei von der Segelfahrt auf offener See hat. Man ist dort nur an die Flußschiffahrt gewöhnt, und wenn ein Schiff so gebaut ist, daß es bei schwerem Wogengang, wie er überhaupt auf dem Fluß entstehen kann, keinen Schaden erleidet, so glaubt man, daß es vollkommen seetüchtig sei. Auch über die Tüchtigkeit ihrer Seeleute hört man mitunter recht hübsche Dinge, wie es z. B. in einer Correspondenz aus Sibirien von einer Besatzung heißt, daß ein Schiff mit sechs ausgezeichneten Matrosen von Obdorsk bemantet gewesen sei. Dessen ungeachtet strandete das Schiff in der Flußmündung, und es zeigte sich, daß nur einer der ausgezeichneten Matrosen zuvor wußte, wie ein Meer aussieht. Er war nämlich im griechischen Archipel geboren und als Kind nach Sibirien gekommen. Daß man von einem so ausgerüsteten Schiffe keine glückliche Fahrt über den Ocean erwarten darf, ist ganz offenbar. Doch erfordert die Wahrheit, hinzuzufügen, daß die Einwohner an den Flüssen Sibiriens tüchtige und muthige Leute sind, und wenn sie nur einige Male den Ocean besahren haben, werden sie wohl schon auf eigene Faust sich zu bergen wissen. Sie sind sehr behend im Gebrauche des Beiles, und erhalten sie nur Unterweisung von einem tüchtigen Schiffsbaumeister, so werden sie sehr bald Schiffe

bauen können, die zur Reise nach Europa sich eignen.

Aus dem, was ich hier angeführt habe, geht hervor, daß das Karische Meer in dem Unglücksjahr 1879 keineswegs durch Eis verschlossen war und daß die Unglücksfälle, die sich ereigneten, durch unzmäßige Anordnung des Unternehmens hervorgerufen wurden.

Im Jahre 1880 segelte zuerst das Dampfschiff „Neptun“, geführt vom Capitän Rasmussen, nach dem Ob, Waaren mit sich führend, und kehrte mit Ladung nach Europa zurück. Anßer diesem Schiffe reiste, wie bekannt, im selben Jahre „Oslo Dickson“ über das Karische Meer; über die Schifffahrt dort während des Jahres 1880 hat der Wallfischfänger Capitän Jonsson in der Zeitschrift „Ymer“ ausführlich berichtet. Dieser Jonsson folgte mir auf der Fahrt mit der „Bega“; er war ein Seemann ohne alle Bildung, aber mit gutem Blick für die Eisverhältnisse und außerordentlich scharfem Auge. Ich traf ihn in Stockholm auf seiner Rückreise von Sibirien. Nach dem, was Jonsson mir damals berichtete, würde „Oslo Dickson“, statt daß er wegen Eises kehrt machte, dennoch vorwärts gekommen sein, wenn der Capitän nur einige Stunden Geduld gehabt hätte, bis das Eis in einer anderen Richtung davongetrieben war. Nach vielen Schwierigkeiten kam „Oslo Dickson“ doch nach der Mündung des Jenisei, wo er später Schiffbruch litt. Aber dieser Schiffbruch hat nichts mit den Eisverhältnissen im Karischen Meere zu thun. Auch während des Jahres 1880 war also das Karische Meer schiffbar, wenn auch dieses Jahr ein relativ schweres Eisjahr war.

Im letzten Jahre, 1881, ging wieder das Dampfschiff „Louise“, geführt vom Capitän Dallmann, von Bremen nach dem Jenisei und zurück. Das Schiff war von einem Kohlentender begleitet. Es lief am 14. August in das Karische Meer ein, und daß es nicht gar lange Zeit in Anspruch nahm, dasselbe hin und zurück zu durchfahren, geht daraus hervor, daß das Schiff, nachdem es seine Ladung in Jenisei abgeliefert und neue Last geladen hatte, am 30. August nach Europa zurückkehrte.

So war das Jahr 1881 ein gutes

Eisjahr; wenigstens gab es kein Hinderniß durch Eis für den Verkehr zwischen Europa und dem Ob und Jenisei.

Aus alledem, was ich hier angeführt habe, geht hervor, daß während der Jahre seit 1875 Schiffe über das Atlantische Meer nach dem Ob und dem Jenisei zu gehen vermochten. Freilich sind mir nicht alle Reisen in diesen Fahrwassern bekannt geworden, aber so viel ich weiß, ist auf diesen Fahrten kein Schiff, das ordentlich ausgerüstet war und von einem gewohnten Eismeerfahrer geführt wurde, infolge der Eisverhältnisse untergegangen.

Wenn man diese Reisen mit der Schifffahrt auf anderen Fahrwassern vergleichen will, so erlaube ich mir an jeden Seemann die Frage zu richten: Wenn man alle Seezeichen an den Mündungen z. B. des Indus oder des Ganges zerstören würde, würden sie dann diese Flüsse hinauffahren? Ganz sicher würde jeder Seemann antworten, eine solche Fahrt sei die sicherste Weise, sein Schiff zu zerstören. Aber dort besitzt man doch wenigstens Karten zu seiner Leitung. Oder wenn ich einen Seemann, sogar einen, der mit der Schifffahrt an Hollands Küsten wohl bekannt ist, auffordern würde, die Schelde hinaufzufahren, nachdem man alle Seezeichen entfernt

hätte, dann würde ganz sicher die Antwort dieselbe sein. In den Fahrwassern, von denen hier die Rede ist, findet man auf dieser ganzen langen Strecke nicht ein einziges Seezeichen aufgestellt, und doch ist die Küste so beschaffen, daß sogar derjenige, welcher, wie im Allgemeinen die Seeleute, mit guten Augen ausgerüstet und einen sicheren Blick für Landcontouren hat, sich oft über die Stelle irrt, wo er sich befindet. Die eine Küstenstrecke ist nämlich der anderen zum Verwechseln ähnlich. Die Karten sind hier äußerst unvollständig und wirkliche Seekarten fehlen gänzlich. Spuren von Hafnarbeiten giebt es nicht und ebenso wenig einen Telegraphen, der z. B. das beim Ingorschar auf Veränderung der Eisverhältnisse wartende Schiff über diese Verhältnisse an der Küste von Taval benachrichtigen könnte.

Unter solchen Umständen darf man sich nicht darüber wundern, daß die Seeverbindung mit Ob und Jenisei sich nicht schneller entwickelt hat. Aber die Erfahrung aus den vorausgegangenen Jahren beweist, daß eine solche Seeverbindung möglich ist — und ist dies der Fall, so kommt sie dennoch sicher zu Stande, gleichviel ob früher oder später.





Die Erdwürmer.

Von

Ernst Voges.

Der kürzlich verstorbene Darwin zog vor einiger Zeit aller Gebildeten Blicke auf ein neues Werk,* in welchem der unermüdliche Forscher das verachtete Gewürm zu Ehren gebracht hatte. Wie oft wohl schon wurde die Frage gestellt: Wozu nützt der Wurm? Als wenn jedes Thier seinen speciellen Nutzen schaffen müßte! Aber so ist der Mensch: teleologisch-egoistisch!

Alein so unscheinbar unser Thier ist, spielt es dennoch eine gar wichtige Rolle: der Wurm ist der kleine Landwirth im Naturhaushalte. Bevor wir indeß auf seine landwirthschaftliche Thätigkeit eingehen, wollen wir ihn zunächst selbst und sein Arbeitsgeräth kennen lernen.

Was der Frosch, dies Opfethier der

Wissenschaft, für den experimentirenden Physiologen ist, das ist der Wurm für den speculativen Zoologen. So univervell, möchte ich fast sagen, ist nämlich die Organisation des Wurmes. In seinem Bau und in seinen Organen erblickt man häufig das Prototyp und das Homologon von Organen weit höher organisirter Thiere. Und er wie der altehrwürdige Amphioxus, das Lanzettfischchen, geben den Ausgangspunkt für viele unserer beliebten Thierstammbäume.

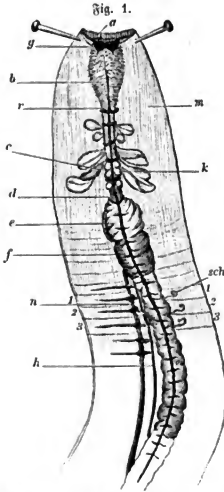
Sein Körper ist rund, lang gestreckt und besteht, wenn wir den Regenwurm allgemein als Repräsentanten der Erdwürmer betrachten, aus einhundert bis zweihundert schmalen Ringen oder Körpersegmenten. Das vorderste Segment ist klein und kegelförmig. An dessen unterer Fläche liegt die einfache Mundöffnung, welche von einem Mundlappen überdeckt ist. Am entgegengesetzten Körperende liegt der After. Mund- und Afteröffnung liegen terminal, sie krönen

* Die Bildung der Ackererde durch die Thätigkeit der Würmer u. s. w. Von Charles Darwin. Uebersetzt von J. Victor Carus. Stuttgart 1882.

die Körperspitzen. Alle Segmente haben dasselbe Ansehen, mit Ausnahme jener Segmente, welche die Geschlechtsöffnungen und den Gürtel tragen.

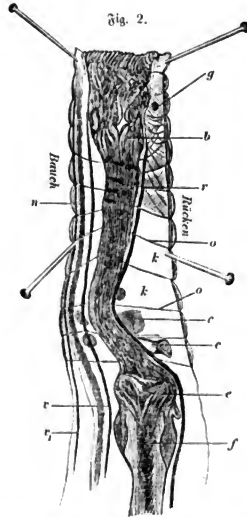
Als bei einem schon höher organisirten Thiere sind die vegetativen wie animalen Thätigkeiten, die Ernährung und Fortpflanzung, die Bewegung und Empfindung, bestimmten Werkzeugen übertragen.

Der Wurmkörper ist ein Schlauch, der die Organe umschließt. Der Leibes-schlauch besteht aus fünf Gewebsschichten, die von außen nach innen auf einander folgen und eng mit einander verbunden sind. Wir unterscheiden mit Claparède* als oberste Körperschicht die Cuticula, darunter liegt die Hypodermis, dann folgen Ring- und Längsmuskelschicht, welche



Ein Regenwurm, vom Rücken her geöffnet. Lungenvergrößerung.

a Gealterter Mundbaum, g Gehirn, 1, 2, 3 Segmente, b Schlundkopf, m Muskeln, c Generationsorgane, k Röhren der Speiseröhre, r Speiseröhre, d Rücken-gesäß, o Kropf, f Muskelmagen, n Nervenstrang, h Bauchgefäß, sch Schleimcanäle.



Zentrecht zur Rückenfläche durchschnittener Wurmkörper. Vergr. 10.

g Gehirn, n Nervenstrang, b Schlundkopf, r Rückengefäß, c Generationsorgane, o Kropf, f Muskelmagen, vv, Bauchgefäß, k Leibesflämmern, o Brustlöcher Schließ-muskel der Kammern k.

Wir finden einen Verdauungstractus und Generationsorgane, ein Muskel- und Nervensystem. (Fig. 1.) Daneben existirt ein geschlossenes Blutröhrensystem und als Excretionswerkzeuge die Segmentalorgane. Ein besonderes Athmungsorgan und Sinneswerkzeuge fehlen. Der Wurm athmet mit dem ganzen Körper. Die lockere Haut vermittelt den Austausch von Sauerstoff und Kohlenäure.

von dem Peritoneum inwärts überkleidet sind. (Fig. 5.)

Die oberste Gewebsschicht oder die Cuticula ist eine farblose Haut, die von feinen Porenkanälen durchzogen wird. Sie liegt der zweiten Schicht unmittelbar auf. Eine Eigenthümlichkeit der Cuticula be-

* Histologische Untersuchungen über den Regenwurm. Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie, Bd. 19. 1869.

stelt in ihrer irisirenden Eigenschaft, welche von zwei unter einem Winkel sich schneidenden Streifenstrahlen herrührt. In den Schnittpunkten der Streifen stehen die Oeffnungen der Porencanäle. Außer diesen Oeffnungen liegen ferner in der Cuticula die Oeffnungen der Schleisencanäle, der Generationsorgane und der Rücken- wie Vorstesporen.

Unter der Cuticula liegt die Hypodermis. Sie stellt eine dickere, netzförmige, maschige Schicht vor. Nach innen von ihr liegt die Ringmuskelschicht. Sie hat das Ansehen von Muskelbändern, die aus zahlreichen Fasern zusammengesetzt sind. In dieser von Blutgefäßen durchsetzten Schicht liegen zahlreiche Pigmentkörper zerstreut, welche dem Wurm die Färbung geben. Unter ihr verlaufen die Längsmuskeln, welche keine geschlossene Gewebsschicht bilden, sondern acht ungleich breite Muskelbänder, die dadurch entstehen, daß acht vorstentragende Furchen in der Schicht verlaufen. (Fig. 3.)

Aus der Art und Stärke der Muskelschichten ist es erklärlich, daß dem Wurm die mannigfaltigsten Bewegungen möglich sind. Mit gleicher Gewandtheit kriecht, dreht und wendet er sich vor- und rückwärts, krümmt, zieht sich zusammen und verlängert sich.

Die letzte Schicht endlich, das Peritoneum, ist bindegewebiger Natur und kleidet die Leibeshöhle aus.

Mit dem Leibes Schlauch sind die Vorsten verbunden. Statt der Gliedmaßen hat nämlich unser Wurm Vorsten, die in vier Längsreihen über den Körper ziehen. Auf je ein Körpersegment kommen acht Vorsten, die paarig in vier Gruppen auftreten. (Fig. 5.) Sie stecken tief in der Körperwandung, nur die gekrümmten Spitzen ragen hervor. Auf der Oberfläche stehen sie mehr aus einander, während sie nach dem Körperinneren hin convergiren. Jede Vorste steckt in einer Tasche, an deren Basis sich zwei Muskeln setzen. Diese eigenthümlichen Organe dienen dem Wurm, wenn er seine Röhren befährt, wie die Klemmzehen dem Steiger. (Fig. 6.)

Neben den Vorsten fällt uns der Gürtel oder das Citellum auf. Er erstreckt sich auf fünf bis sechs Körperringe und hebt sich als ein besonders während der

Brunstzeit stark angeschwollener, brennend roth gefärbter Körpertheil ab. Außer den schon bekannten Gewebsschichten enthält er eine Gefäßschicht und eine Säulen schicht, wie Claparède sie genannt hat. Letztere besteht meist aus schlauchförmigen drüsigen Organen.

Oeffnen wir nun den Leibes Schlauch vom Rücken her, um Einsicht in das Körperinnere zu gewinnen, so erblicken wir zunächst die Leibeshöhle. Sie wird durch quere Scheidewände oder Septen in zahlreiche Kammern zerlegt. Von den ersteren Körpersegmenten abgesehen, sind so viel Kammern wie Körperringe vorhanden. Die muskulösen Scheidewände gehen von der inneren Körperwand in die Darmwand über, indem sie Gefäße und Nervenstrang bogig überbrücken. Jede dieser Leibeskammern communicirt mit der benachbarten unter jenen Bögen durch, welche Bauchstrang und Bauchgefäß umgeben. Und mit der Außenwelt stehen sie durch den Rückenporens in Verbindung, der in der Rückenfläche eines jeden Segmentes liegt. Diese Poren entleeren eine Menge Schleim, sobald der Wurm unter starken Reizeffekten zu leiden hat; so, wenn man ihn beispielsweise in Spiritus wirft.

Aber keins der Organe kommt gegen den Verdauungstractus auf. Dieser ist des Thieres vornehmstes und leistungsfähigstes Werkzeug. Der Verdauungs tractus besteht aus: Mundhöhle, Schlundkopf, Speiseröhre mit Kalkdrüsen, Kropf, Muskelmagen und Enddarm mit innerer Faltenlage oder der Thyphlosolis. (Fig. 1.)

Die Mundhöhle bildet den vordersten Abschnitt des Darmrohrs. Ihre innere Fläche besteht aus zahlreichen wulstigen Falten. Im Querschnitt erscheint sie als breiter Spalt, der durch starke Muskeln erweitert werden kann. Von der Mundhöhle geht es in den Schlundkopf, der äußerst muskulös und gefäßreich ist. Seine innere Auskleidung besteht ebenfalls aus zahlreichen Falten und Ausladungen. Hieran schließt sich die Speiseröhre mit den Kalkdrüsen. Die Drüsen sind aus Blättern zusammengesetzt und enthalten Kalkconcremente. Besonders das vordere Drüsenpaar, während die beiden hinteren eine milchige Flüssigkeit enthalten, die aber ebenfalls bei Zusatz

von Essigsäure ansbraut und damit ihre kalkhaltige Natur anzeigt.

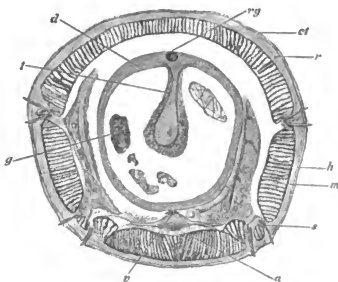
Während des Winters sollen nach Morren* die beiden hinteren Drüsenpaare verschwinden, eine Angabe, für die auch Darwin Belege hat. Die von mir im Winter untersuchten Wurmeplare hatten indeß alle sechs Kalkdrüsen.

Welchen Zweck aber haben diese gefäßreichen Kalkdrüsen?

Reist nimmt man wohl an, daß sie Excretionsorgane sind, welche den Kalk ausscheiden, der mit der Nahrung aufgenommen ist. Andererseits mögen sie auch wohl im Dienste der Verdauung

der Muskelmagen anschließt. Dieser letztere erweiterte muskulöse Darmtheil führt dann in den eigentlichen Darm über. Der Darm besteht aus einem grünlich erscheinenden Oberhautgewebe, aus der Gefäßschicht und den beiden Muskelschichten. Charakteristisch für den Darm des Regenwurms ist eine complicirte Faltenbildung, welche in der Rückenfläche des Darmes auftritt. (Fig. 3, t). Im vorderen Darmabschnitt zeigt sich diese Duplicatur als gefaltete sackartige Einstülpung, die sich im hinteren Darmtheil wieder ausgleicht. Hier hat dann der Darm eine andere Faltenbildung. Er

Fig. 3.



Querschnitt durch den Körper des Regenwurmes. Vergr. 20.

rg Müdengieß. et Cuticula. r Ringmuskelschicht. h Hypodermis. m Längsmuskelschicht. n Borsten. a Nerv. v Bauchgeß. d Darm. t Nephrosid. g Darminhalt.

stehen, indem der ausgeschiedene Kalk die Säuren, welche sich im Darne bilden, neutralisirt. Claparède allerdings meint, daß die ausgeschiedenen Kalkconcremente insofern zur Verdauung beitragen, als sie gleich den Nüßlsteinen wirken und die Nahrung zerkleinerten. Allein bedenkt man, wie zahlreich sich Kieselsteinchen im ganzen Darm zerstreut vorfinden, so kann man wohl Perrier und Darwin beistimmen, wenn diese Forscher die zerkleinemde Thätigkeit der Kalkdrüsenconcremente für überflüssig erachten.

Dicht hinter den Kalkdrüsen folgt der Kropf, der eine sackartige Erweiterung des Darmes ist und dem sich unmittelbar

erscheint im Querschnitt als ein Zahnrad; noch weiter, im Schwanztheil, verschwinden diese zahnartigen Vorprünge ebenfalls und die innere Darmwandung erscheint im Querschnitt gefelrt.

Unter dem Darm liegt die Hauptmasse des Nervensystems. Dasselbe stellt einen Strang vor, welcher der Länge nach im Körper verläuft und in jedem Segment eine Anschwellung, einen Ganglienknoten hat, von dem jederseits kleine Nebenäste abgehen. (Fig. 1, u). Der erste Ganglienknoten sendet im Kopfabchnitt zwei Äste aus, welche nach aufwärts führen, indem sie den Darm ringartig umfassen und mit dem Gehirn, das dem Schlundkopf im dritten Segment aufgelagert ist, in Verbindung treten. Das Gehirn oder Ober-

* De Lumbrici terrestris hist. nat. 1829.

schlundganglion besteht aus zwei fast verschmolzenen Ganglien (Fig. 4) und sendet nach vorn zwei Äste aus, die in die Mundspitze führen. Trotz eines wohl ausgebildeten Nervensystems kennen wir aber bei dem Wurm keine Sinnesorgane.

Freilich wird behauptet, besonders von Darwin, daß die Würmer für Lichteindrücke empfindlich wären. Wenn nämlich Darwin das Licht einer Kerze mittelst einer großen Linse auf das vordere Körperende concentrirte, so zogen sich die Würmer meist augenblicklich zurück. Und wurden Abends die Töpfe beleuchtet, bevor ihre Wurminjassen herausgenommen waren, so ließen sie sich überhaupt nicht sehen. Nur wenn die Würmer mit Fressen beschäftigt waren oder wenn sie Blätter in ihre Röhren zogen, dann kümmernten sie sich nicht um die Lichteindrücke. Um diese Thatsache zu erklären, müßten wir mit Darwin dem Wurm eine Aufmerksamkeit zugestehen, die ihn momentan für andere Eindrücke unempfindlich machte. Ob wir aber eine solche seelische Thätigkeit bei dem Wurm voraussetzen dürfen, das müssen erst noch weitere Beobachtungen ergeben.

Als Sitz des Empfindungsvermögens für Licht spricht Darwin das Gehirn an. Wird nämlich das Kopfende beschattet, so ist der Wurm gegen Lichteindrücke unempfindlich. Wo das Auge oder der Sitz für die Lichtempfindung austritt, da ist es allerdings mittelbar oder unmittelbar mit dem Gehirn verbunden. In der primitivsten Form kommt dasselbe als Pigmentfleck vor, der dem Gehirn aufliegt.

Ebenso wenig besitzen die Würmer einen Gehörsinn, weshalb sie gegen Schwingungen in der Luft unempfindlich sind. Für Schwingungen in festen Körpern indeß sind sie empfindlich. Stellte Darwin seine Töpfe mit Würmern auf das Clavier und wurde ein Ton angeschlagen, so zogen sie sich schnelligst in ihre Löcher zurück. Auch für Erschütterungen, welche dem Erdboden mitgetheilt werden, sind sie empfindlich. Steckt man einen Spaten in die Erde und schlägt wiederholt gegen dessen Griff, so daß sich die Erschütterungen in der Tiefe wellenartig dem Boden mittheilen, dann kommen nach kurzer Zeit die Würmer eilig aus ihren Löchern hervor. Weshalb? Der Wurm glaubt, er wird vom Maulwurf verfolgt. So sagt man.

Freilich hat Darwin den Boden, wo Würmer waren, vergeblich geschlagen; kein Wurm ließ sich sehen. Es ist indeß möglich, daß es unjerer Thieren nicht einerlei ist, ob die Erschütterungen von der Oberfläche oder mehr vom Inneren des Bodens aus sich verpflanzen. Die Würmer haben also ein äußerst zartes Gefühl, da sie schon auf die leisesten Berührungen reagieren.

Neben dem Gefühlsinn scheint sodann der Geschmackssinn am ausgeprägtesten zu sein. Man beobachtet nämlich eine Nahrungsauswahl. Legte Darwin seinen Würmern Kohlblätter, Meerrettig und Zwiebeln vor, so wurden die letzteren allemal vorgezogen. Und von Apfelsstücken, von verschiedenen Blättern, die ich meinen Würmern neben einer Zwiebelischeale vorgelegt hatte, sand sich nur diese angenagt.

Um zu constatiren, ob die Würmer auch einen Geruchssinn hatten, hielt Darwin ihnen Hänfchen von Watte vor, die in Paraffin, Willefleurs-Parfum und in Tabaksaft getaucht waren. Aber sie nahmen keine Notiz davon. Nur bei ein oder zwei Gelegenheiten, als Essigsäure auf die Hänfchen getropft war, schien den Würmern „unbehaglich“ zu werden. Darwin glaubt nun, die Würmer nehmen diese Gerüche nicht wahr, weil sie von keinem Nutzen sein würden. Ich kann jedoch dieser Ansicht nicht unbedingt beipflichten. Nach meinen Experimenten nehmen die Würmer „unnatürliche Gerüche“ recht gut wahr. Wenn ich einem ruhig liegenden Wurm einen reinen, geruchslosen Glasstab nahe brachte, so kümmernte ihn das wenig; war der Glasstab jedoch mit Alkohol, Terpentin oder Essigsäure benetzt und wurde in Mundnähe gebracht, so fuhr der Wurm rapid zurück und suchte auf jede Weise dem üblen Geruche auszuweichen. Er zeigte ein ähnliches ungerühiges Verhalten wie viele unserer Gliedertiere, als Insecten, Asseln, Milben und Tausendfüßer, die doch unstreitig große Nieser sind.* Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß die Würmer ebenfalls andere Gerüche wohl wahrnehmen, aber durch ihr Gebahren nicht verrathen, wenn sie ihnen nicht gerade zuwider sind.

* Unter denselben Umständen.

Andererseits, und das spricht für unsere Ansicht, beobachtete Darwin aber, daß die Würmer verschiedene Futterstückchen, die in der Erde vergraben waren, zweifellos vermöge des Geruches entbedt hatten.

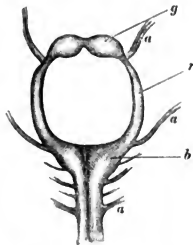
Ebenso stark wie das Nervensystem ist das Gefäßsystem entwickelt. (Fig. 1, d, h.) Die Gefäße sind körperlange Röhren, welche zahlreiche Aeste nach allen Organtheilen ausenden. Man unterscheidet besonders ein Rücken- und Bauchgefäß. Das Rückengefäß liegt auf dem Darne, das Bauchgefäß unter ihm. Beide Gefäßröhren sind durch Queräste, welche den Darm ringförmig umspannen, mit einander verbunden. Im vorderen Körperabschnitt sind diese ringförmigen Queräste stark erweitert und können als das Wurmherz angesehen werden, da in ihnen das Blut pulst. Außerdem liegt noch ein Längsgefäß unter dem Nervenstrange. Der Kreislauf des Blutes findet nun in der Weise statt, daß das Blut im Rückengefäß von hinten nach vorn strömt und in die Seitenäste tritt. Fließt das Blut zurück, so tritt es durch die Seitenäste in das Bauchgefäß und strömt von diesem wieder in das hintere Ende des Rückengefäßes.

Wohl am auffälligsten sind die Generationsorgane unserer Thiere entwickelt. Die Würmer sind Zwitter. Männliche und weibliche Sexualorgane sind in einem Thiere vereinigt und liegen im neunten bis fünfzehnten Segment. Der Wurm legt seine Eier in Cocons ab, aus denen sackförmige, bewimperte Embryonen hervorgehen.

Schließlich seien noch die eigenthümlichen Segmentorgane erwähnt. (Fig. 1, sch.) Es sind dies gewundene Schlauche, welche in jedem Segment liegen und an der hinteren Scheidewand je eines Körperringes befestigt sind. Nach außen münden sie durch einen Porus, nach innen mit einer weiteren trichterförmigen Wimperöffnung, welche in die Leibeshöhle hineinragt. Sie gelten als Auswurfsorgane.

Somit wären wir nun über die Werkzeuge des Wurmes in Kürze orientirt. Sehen wir jetzt, wie er sie gebraucht, wie er lebt und was er treibt. Von allen Organen war das Muskelsystem, der Träger der Bewegung, und der Darm, der Träger der Ernährung, am ausgebildetsten. Und in der That: in diesen Beschäftigungen geht der Wurm auf. In der Erde wühlt und bohrt er und die Erde frist er. Dazu gebraucht er eben keine besonders ausgebildeten Bewegungs- und Sinnesorgane. Wohl aber vorzügliche Muskeln und einen leistungsfähigen Darm. Und die sind ihm, wie wir gesehen haben, auch von der Natur zu Theil geworden. — Die Erdwürmer sind zahlreich über die ganze Erde verbreitet. In manchen Orten kommen sie so häufig vor, daß der Boden von ihnen wimmelt. Nach Hensen's* Berechnungen sollen auf einem Hectar Land an 133000 Würmer leben. Und auf einem Raum von fünfzehntehalb Quadratfuß fand er vierundsechzig offene Wurmröhren. Noch zahlreichere Röhren mit den charakteristischen Schlammwürstchen sah ich eines Morgens in einem Obstgarten, wo auf einem grasfreien, etwa sechs Quadratfuß hal-

Fig. 4.



Vorderer Abschnitt des Nervensystems des Regenwurmes. Vergl. 20.

g Gehirn. r Nervenschlundring. b Bauchmark. a Seitenäste.

tenden Fleck weit über hundert Röhren vorkamen, und auf einer Bruchwiese fand ich gar fünfzig Stück unter einem großen Mautwurfshaufen von Spatenbreite. Was diese in solcher Anzahl hierher getrieben hatte, weiß ich nicht — ob ein gesellschaftliches Bedürfnis, ein sociales Gefühl oder sonstige Ursachen unfreiwilliger Art.

Daß übrigens die Würmer in riesiger Anzahl auftreten, weiß Jeder, der gräbt. Wer sich nur die Mühe giebt und zählt in einem feuchten, fettigen Boden die aufgefundenen Würmer, der wird durchschnittlich zum Mindesten vierzig auf die Quadratruthe finden, was auf den Mor-

* Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie, Bb. 28. 1877.

gen 4800 gebe. Anzunehmen ist jedoch, daß wir vielleicht nur ein Fünftheil von ihnen gesehen haben, da wir bloß bis zu einer geringen Tiefe graben und die Erde auch nicht gerade nach Würmern durchsuchen. Wir können also dreißigmal so viel rechnen, was auf den Morgen 24 000 Würmer bringt.

Am besten gefällt sich der Wurm in einem feuchten, fettigen Untergrunde. In Gärten, gepflasterten Höfen und unter Misthaufen trifft man ihn daher am häufigsten, während er in trockenem, sandigem Boden sehr selten zu finden ist. Die Lüneburger Heide ist deshalb auch höchst arm an Erdwürmern. Vor Allem haben die Würmer Feuchtigkeit nöthig. Aber wenn Perrier* behauptet, er habe mehrere Würmer beinahe vier Monate lang in Wasser gehalten, so steht diese Beobachtung vor der Hand isolirt da. Denn Morren beobachtete, daß Würmer im Sommer ein Untertauchen von fünfzehn bis zwanzig Tagen ertragen, im Winter aber diese Zeit nicht aushielten, sondern starben. Ich warf im Winter einige junge Würmer ins Wasser, welche aber schon nach vierundzwanzig Stunden todt waren. Weit empfindlicher noch sind sie gegen Trockenheit. So war ein Wurm, welcher in einem Porzellanschälchen der trockenen Luft ausgesetzt wurde, nach acht Stunden schon todt. Ebenso isolirt steht eine andere Beobachtung Perrier's. Nach ihm wurden Würmer, die er im Wasser hatte, schnell getödtet, sobald er einen in Essigsäure getauchten Glasstab in das Wasser brachte. Allein ich habe wiederholt einen Wurm in eine Porzellanschale mit Wasser gebracht und schließlich sogar dreißig Tropfen Essigsäure zugesetzt; dennoch lebte der Wurm noch nach zwanzig Minuten, weshalb ich ihn herausnahm und in heißes Wasser warf, wo er augenblicklich getödtet wurde. Wohl ist der Wurm gegen Essigsäure sehr empfindlich, denn ließ ich einige Tropfen ins Wasser fallen da, wo der Kopf des Wurmes lag, so zog er sich heftig unter den lebhaftesten Bewegungen plötzlich zurück. Nach längerer Einwirkung des angeäuerten Wassers, nach etwa zwanzig

Minuten, ward der Wurm ruhig, die energischen Bewegungen ließen nach und schließlich glaubt man nach den vorhandenen Anzeichen, er sei todt. Nimmt man ihn jedoch dann heraus, so wird er nach kurzer Zeit wieder lebendig und erholt sich von seiner Erstarrung.

Am besten beobachtet man das Treiben der Würmer Nachts. Sie wandern Nachts umher und sitzen während des Tages meist im Grunde ihrer Röhren. Nur am frühen Morgen findet man sie wohl öfter auf feuchten Wiesen umherkriechen. Oder sie halten Ausgud, indem das Schwanzende in der Behausung bleibt. Es ist dann schwer, sie herauszutreiben. Der kleine Bewohner stemmt sich nämlich mit den Vorstien, welche willkürlich durch besondere Muskeln hervorgestülpt werden können, gegen die Röhrenwandungen und geberdet sich so energisch, daß er oft beim Herausziehen in Stücke zerissen wird. Uebrigens ist diese ihre Lebensart, sich an der Oberfläche der Röhren aufzuhalten, höchst thöricht. Denn in der bequemsten Manier können Vögel und andere gute Feinde sie als willkommenen Morgenimbiss abfangen. Deshalb ist so unbedachtsam handeln, ist nicht klar. Darwin meint, sie kämen an die Oberfläche, weil es hier wärmer als in der Tiefe ist. Andererseits scheinen sie aber gegen Wärme unempfindlich zu sein. Denn bringt man nach dem Vorgehen Darwin's einen glühenden Draht in nächste Körpernähe, so reagiren sie nicht darauf.

Die Behausung des Wurmes ist höchst einfach. Viel Architektur ist nicht daran verschwendet. Ein Baukünstler wie manche weit niedriger organisirte Thiere ist er eben nicht. Eine einfache Röhre, eine Aushöhlung, in die Erde hineingeböhrt, das ist sein Haus. Die Röhre führt anfangs senkrecht, dann gerunden in die Tiefe hinab. Ihre Länge ist höchst ungleich, ein bis acht und auch wohl mehr Fuß. Ihr Durchmesser ist oft doppelt so groß als der des Wurmkörpers, da der Inzusse häufig den vorderen Körpertheil neben dem hinteren herzuschieben pflegt, so daß der Wurm wie eine Schlinge in der Röhre liegt.

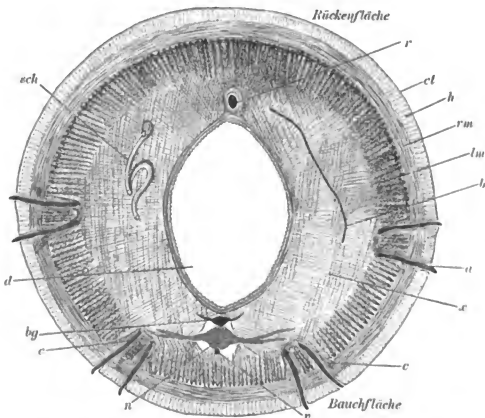
Zuweilen richtet der Wurm seine einfache Röhre, die selten einen oberflächlich gelegenen Nebengang hat, etwas wohn-

* Archives de Zoologie expériment., Tom 3. 1874.

licher her. Er tapezirt dann die oberen Röhrenwände mit Blättern, Steinchen und Excrementtheilchen aus. So benahmen sich wenigstens einige gefangene Würmer Darwin's. Auch Hensen erzählt, daß der Röhrengrund, der zumal bei tiefen Röhren zu einer Kammer erweitert ist, mit kleinen Steinen oder Samentörnern gepflastert war. Meinen Würmern kann ich diese Kunstfertigkeit leider nicht nachrühmen. Sie liegen träge

Darwin stellte viele seiner Beobachtungen während des Winters an. Wohl aber wüßten bestimmte Kältegrade auf die Lebensfunctionen einwirken. So fand Hensen in einer Tiefe von anderthalb Fuß die Würmer gefroren. Ich hielt einen kleinen Regenwurm in einem Blumentopfe, den ich Abends bei einer Temperatur von 0° R. ins Freie stellte. Am anderen Morgen fand ich den Wurm todt auf der Erdoberfläche. Wahrscheinlich

Fig. 5.



Querschnitt durch den hinteren Theil des Wurmkörpers. Vergr. 20.

r Rückengefäß, cl Cuticula, h Hypodermis, rm Ringmuskelschicht, lu Längsmuskelschicht, b Blutgefäß, durchschnitten, a Nerven, c Borstentüchel, n Bauchgefäß, n Nervennoten, bg Bauchgefäß, d Darmhöhle, sch Segmentalorgan, durchschnitten, z Niesulzige Schweißwand.

im Grunde ihrer Sandröhren und kümern sich um nichts. Wenn indeß meine Würmer sich nach Hoffmeister's Angaben* richten, daß sie nämlich in der Röhrenkammer, zu einer Kugel aufgerollt, den Winter verbringen, so werde ich allerdings mit meinen Beobachtungen nicht weit kommen. Jedoch scheint der Winter an und für sich auf die Lebensweise der Würmer weiter keinen Einfluß zu üben.

* Arten der Familie der Regenwürmer. Braunschweig 1845.

hatte er leichtsinniger Weise seine Röhre verlassen und war von der nächtlichen Kälte überrascht. Ebenso erging es zwei größeren Würmern, die ich Morgens bei 0° bis -1° R. auf einem Feldwege neben ihren Röhren erfroren fand. Und Darwin glaubt, daß die Würmer ihre Kammern deshalb mit Steinchen und Samen auskleiden, weil ihr Körper nicht mit dem kalten Boden in Berührung kommen soll. Ob wir aber den Würmern eine solche sanitäre Vorsichtsmaßregel zutrauen dürfen, mag vielleicht fraglich erscheinen.

Kann es doch auch sein, daß die Würmer während eines längeren Aufenthaltes in der Röhrenlammer die Steinchen und Samenkörner einfach aus dem Darm, wo sie zahlreich als unverdauliche Ballen lagern, ohne diese löbliche Absicht entleert haben!

Ob der Wurm ferner einen Zweck verfolgt, wenn er die Röhrenmündung verstopft, ist auch nicht sicher erwiesen. Wahrscheinlich sind diese Handlungen instinctiv, denn der jüngere Wurm verfährt gerade so wie der alte. Beide verbarriadirten ihre Wohnungen mit Blättern und anderen Gegenständen, die durch ihre erdigen Excrementmassen ver kittet sind. Finden sie keine Blätter, so benutzen sie als Thürverschluß kleine Steinchen, die über der Mündung aufgethürmt sind. (Fig. 7.)

Gegen wen sie aber ihre Barricaden errichten, ob gegen schädliche Witterungseinflüsse oder gegen raubgierige Thiere, das wäre noch bestimmter zu ermitteln, wenn überhaupt ein bestimmter Zweck ihren Handlungen zu Grunde liegt. Jedenfalls sind sie gegen schädliche Einflüsse geschützt, wenn die Röhrenmündungen verstopft sind, als wenn sie frei und offen liegen. Sicher aber ist, daß sie in der Gefangenschaft ihre Röhren gar nicht oder nur nachlässig verstopfen. Einige Röhren meiner Würmer fand ich immer offen, während zwei verstopft waren, die eine mit Sägespänen, die andere mit einem Blatte. Ich halte die Thiere in Glashäfen, die zur Hälfte mit Sand gefüllt sind. Auf dem Sande liegen Erdklümpchen, Moos, Blätter, Sägespäne und andere Pflanzentheile zerstreut.

Hieraus, aus dem Umstande, daß einerseits die Würmer in geheizten Zimmern die Röhren gar nicht oder nur schlecht verschließen, andererseits die Röhren im Freien meist während der kälteren Jahreszeiten verstopft gefunden werden, scheint hervorzugehen, daß es wohl Witterungseinflüsse sind, gegen welche sie sich zu schützen suchen.

Wie baut nun der Wurm seine Wohnung?

Auf eine höchst einfache Weise. Er bohrt sie in die Erde. Und dazu ist er ganz vorzüglich geeignet. Es ist, als hätte die Natur im Wurmförper ein

mechanisches Princip verkörpert. Der ganze Wurm stellt nämlich einen Keil und auch gewissermaßen eine Schraube vor. Freilich nicht in streng mathematischem Sinne. Denn der vordere Körpertheil ist kegelförmig, und statt einer krummen Schraubelinie treten in gewissen Abständen ringförmige Furchen auf. Aber die Wirkungsweise ist eine ähnliche. Wenn der Wurm sich in den Erdboden bohrt, so wird sich die verwendete Kraft zu dem Widerstande, den er findet, verhalten wie die Breite zur Länge desjenigen Körperabschnittes, der als Keil wirkt. Es wird um so mehr an Kraft gewonnen, je geringer die Breite zur Länge ist. Und ferner wird sich auch die Kraft zum Widerstande verhalten wie der Abstand zweier Ringfurchen zum Umfange des Körpers. Oder je geringer diese Abstände sind, desto größer die Kraft. Und in der That, man beobachtet nur den Wurm, wenn er in die Tiefe dringt. Spitz wie ein Bohr ist das vorderste Körperstück mit den Mundlappen. Die Ringe reihen sich durch die Muskelcontractionen näher an einander, und so wühlt er sich in die Erde, den nächstfolgenden Körpertheil wie zum stärkeren Druck im Bogen von oben nach unten bewegend. Am liebsten dringt der Wurm längs den Wänden seines Gefängnisses in die Erde. Ist diese locker, so verschwindet er darin nach wenigen Minuten. Findet er stärkeren Widerstand bei niedergebückter Erde, dann währt es bedeutend länger, ehe er sich hineingewöhnt hat.

Allein, es würde dennoch dem Wurm sehr schwer, ja oft wohl unmöglich werden, wenn er einzig und allein auf die bohrende Thätigkeit des Körpers beim Bau seiner Röhre angewiesen wäre. Aber noch ein anderes Organ ist hülfleistend. Und das ist der Darm. Der Wurm frisst sich nämlich auch durch, was man deutlich an der Art der ausgeworfenen Excremente sehen kann.

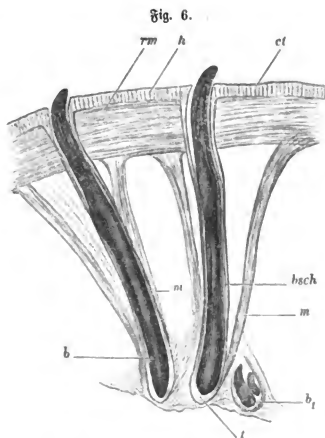
Auch als Nahrung verschluckt der Wurm Erde, was Claparède freilich nicht zugeben will, während Darwin dieser alten Annahme beipflichtet. Uebrigens weiß man von anderen Thieren, daß sie ebenfalls Erde fressen. Gewisse Mollusken, Seeigel und Seegurken verschlucken Sand und Schlamm, während sie leicht

erreichbare organische Stoffe verschmähen. Es ist auch nicht gut anzunehmen, daß der Wurm zum Pfläsur täglich in humusreichen Erdschichten neue Röhren nach allen Richtungen hin gräbt, wenn er nicht anders Nahrung aus der Erde zöge. Ueberdies würde man nur gelegentlich Excrementmassen finden, nur dann, wenn die Würmer neue Röhren banten. Und man findet doch täglich die frischen Excrementwürfchen.

Ich hielt zwei mittelgroße Würmer in

Und warum sollten sie auch nicht? Enthält doch die Erde organische Bestandtheile, als Pflanzensamen, verwesene Blattstücker, Insecteneier und vermoderte Thierreste in Masse! Die Würmer fressen, was ihnen in den Wurf kommt, und um so leichter, als sie vorher, wie Darwin angiebt, die erwählte Nahrung mit einer pankreatischen Absonderung überziehen, wodurch deren Verdanung erleichtert wird.

Die Nahrung ergreift der Wurm, indem



Eine Borstengruppe, stärker vergrößert.

ct Cuticula, h Hypodermis, rm Mingamuskelschicht, bsch Borstenreihe, m Borstenmuskel, durch deren Contractionen die Borsten hervorgehoben werden. Sie setzen sich an die Borstenhaube t, in deren Grunde die Borste b fest. Weht diese einmal verloren, so treten später die in der Entwicklung begriffenen Referborsten b₁ ein.

einer kleinen Glasschale von dreißigstem Durchmesser. Sie war mit Sand fast ganz angefüllt, nur die oberste dünne Schicht bestand aus Erde, auf der diverse Pflanzentheile zerstreut lagen. Nach einer Woche war der Sand durch und durch mit Erde vermischt, die sich als Excrementmasse erwies. Aus der fettigen Erde bezogen die Würmer ihre Nahrung, in dessen die organischen Substanzen unberührt liegen blieben — eine Beobachtung, die ich wiederholt gemacht habe und aus der man vielleicht schließen darf, daß sie Erde jeder anderen Nahrung vorziehen.

der Mundlappen als Oberlippe und der untere Theil der Mundhöhle als Unterlippe functionirt. Reicht das nicht aus, so wirkt der Schlundkopf als Saugpumpe, der seinem schwammigen und muskulösen Baue nach ganz gut dazu geeignet erscheint. Ist dann die Nahrung in die Mundhöhle gebracht, so wird sie hier durch die Thätigkeit der erhabenen Längsfalten, welche sich in der Mundhöhle und im Schlundkopf vorfinden, zerkleinert und so weiter befördert.

Gerade in Folge dieser eigenthümlichen Thätigkeit, daß der Wurm Erde frisst, ist

er der Ackermann im Naturhaushalte geworden. Wohl Wenige haben vor Darwin von der unschätzbaren Thätigkeit der Würmer eine Ahnung gehabt. Erst der britische Forscher hat durch jahrzehntelange Beobachtungen ihre große Rolle, welche sie bei der Bildung der Ackerkrume spielen, nachgewiesen und so die interessanten Untersuchungen unseres Landmannes Victor Henjen nach dieser Richtung hin ergänzt.

Durch zahlreiche Erhebungen und Funde hat Darwin nachgewiesen, daß an vielen Orten Englands auf jedem Acre (0,4 Hectar) Land mehr als zehn Tonnen (10,516 Kilogramm) Erde von den Würmern gefressen und auf die Oberfläche geschafft wird. Was mag nun ein einzelner Wurm an Excrementen leisten? Wie Henjen berichtet, warfen seine Würmer täglich etwa 0,5 Gramm Excremente aus. Jedoch meint Darwin, daß sie im Naturzustande weit mehr auswerfen, was wir nach seinen Befunden, wo es vorkam, daß das Gewicht der an der Oeffnung einer einzigen Wurmröhre angehäuften frischen Excrete etwa 125 Gramm betrug, wohl glauben dürfen. Nehmen wir indeß an, der Wurm producire täglich nur zwei Gramm, so würde diese kleine Creatur, wenn wir einige Monate Winterschlaf abrechnen, jährlich rund ein Pfund Excremente auswerfen. Der Betrag stellt sich jedoch weit größer heraus, sobald wir die Auswurfsmassen, welche der Wurm in der Erde absetzt, mit in Rechnung bringen könnten. Leben nun auf einem Morgen, wie wir vorhin herausrechneten, durchschnittlich etwa 24 000 Würmer, so produciren diese an 24 000 Pfund Humus. Also 240 Centner feine, fruchtbare Ackererde geht jährlich durch ihren Magen! Ein großer Theil der Ackerkrume ist in stetiger, langsamer Bewegung, da alte Wurmröhren zerfallen und neue wieder gemacht werden, wobei denn die oberflächliche Schicht vegetabilischer Ackererde in einigen Jahren durch den Körper der Würmer wandert. Infolge dieser Thätigkeit werden stets neue Erdoberflächen der Einwirkung der Kohlen- und Humusäure ausgesetzt, welche dadurch rascher und vollständiger zersetzend wirken können.

So bereiten die Würmer den Boden für ein gedeihliches Wachsthum vor. Sie

legen die Erde bloß, überdecken Steine, Blätter und Thierreste mit ihren Excrementen, gleichen Unebenheiten aus, fressen Vegetabilien, die, mit Erde vermischt und wieder ausgeworfen, dann den Humus abgeben. Wie stark eine auf solche Weise entstandene gleichmäßig ausgebreitete Humusschicht sein kann, erhellt aus der Angabe Darwin's, nach der in der Nähe von Maer-Hall ein sandiges Grassfeld innerhalb zehn Jahren mit einer über zwei Zoll haltenden Humusschicht überdeckt wurde. Die Würmer gewähren durch ihre Thätigkeit ferner der Luft und dem Wasser freien Zutritt in den Boden, erleichtern die Keimung des Samens und die schnellere Ausbreitung der Saugwurzeln und bedecken mit ihren Excrementen manchen Sämling, der sonst verderben würde. Kurz sie erinnern durch ihre Thätigkeit in Allem an einen Landwirth, wie der seinen Acker mit Dünger, Pflug und Egge zur Einfaat vorbereitet. Ohne der Würmer Zuthun würden die Arbeiter in manchen Gegenden noch weit mehr als jetzt mit Hack und Spaten den Erdboden bearbeiten müssen.

Aber nicht allein in den Dienste der Landwirthschaft, sondern auch zu Nutzen der Archäologen sind die Würmer thätig, wie unser Gewährsmann anführt. Indem sie nämlich Münzen und sonstige Antiquitäten mit ihren Excrementen bedecken und durch ihre minirende Arbeit zum Sinken bringen, schützen sie diese gegen Witterungs- und sonstige zerstörende Einflüsse. Ihre minirende Thätigkeit geht selbst so weit, daß sie massive Mauern zum Sinken bringen. Und Darwin ist der Ansicht, daß manche alte Mauern deshalb umgestürzt sind, weil sie von Regenwürmern unterminirt waren.

Was schließlich das Geistesleben unserer Thiere betrifft, so hat Darwin auch hierfür Belege erbracht. Wohl einem Jeden ist bekannt, daß Würmer die verschiedensten Gegenstände in die Erde ziehen. Besonders bemerkt man das auf gepflasterten Höfen, wo Strohhalme, Papierschnitzel, Blattstiele und dergleichen senkrecht zwischen den Steinfugen hervorstehen. Hierauf nun gründete Darwin seine Experimente, indem er sich sagte: Verfahren die Würmer mit Einsicht, wenn sie jene Gegenstände in ihre Röh-

ren ziehen, so werden sie es auf die zweckmäßigste Weise thun. Sie werden also die Gegenstände an ihren Spitzen, welche am leichtesten zu handhaben sind, in die Erde hinabziehen.

Und in der That, er machte in den meisten Fällen diese überraschende Beobachtung. War bei Blättern die Spitze schmaler, so wurde diese in die Röhre gezogen; war dagegen die Basis der Blätter mit dem Blattstiel schmaler, so erfaßten die Würmer diesen Theil. Von 227 verwelkten Blättern, die sich in Wurmröhren fanden, waren 181 an der Spitze, 20 an der Basis und 26 in der Mitte erfaßt worden und herabgezogen. Und von 91 Blättern, die an der Basis schmaler als

ten die mit einem Fettüberzug gegen Nässe geschützten Dreiecke in den meisten Fällen an der Spitze. So wurden von 303 Dreiecken 62 Proc. in der Spitzengegend erfaßt, 15 Proc. in der Mitte und 23 Proc. am basalen Theile.

Von meinen gefangenen Würmern lassen sich diese Fertigkeiten nicht berichten, wohl aber von den Würmern, die ich im Naturzustande beobachtete. In der Nähe eines Birnbaumes, der seine herbstlichen Blätter im Garten zerstreut hatte, fand ich zahlreiche Wurmröhren, die alle mit den verwelkten Blättern verstopft waren. Unter fünfzehn Blättern, die aus einer Wurmröhre büschelartig hervorragten, waren elf mit der Spitze, eins in der Mitte und

Fig. 7.



Wurmröhrenmündungen, mit Blättern, Schilfstücken und Steinen verstopft.

an der Spitze waren, bemerkte Darwin, daß 66 Proc. mit der Basis und 34 Proc. mit der Spitze in den Wurmröhren staken. Noch auffallender ist die Beobachtung, daß der Wurm, wenn er Kiefernadeln, von denen je zwei Nadeln an ihrer Basis von einer gemeinschaftlichen Scheide umhüllt sind, in seine Röhre schleppt, er fast allemal die gespreizten Nadeln an dieser Scheide erfaßt und hinabzieht. Und selbst wenn die divergirenden Spitzen der beiden Nadeln verkittet waren, es also für den Transport ganz gleichgültig sein konnte, ob sie die Spitze oder die Basis der Nadeln erfaßten, zogen sie dennoch die Basis vor. Aus welchem Grunde, ist nicht zu ersehen. Ebenso zweckmäßig transportirten die Würmer Papierdreiecke von drei Zoll Seitenlänge und einem Zoll Vasenbreite. Sie erfaß-

drei nahe der Basis hineingezogen. In einer zweiten Röhre waren zehn mit der Spitze und zwei mit dem Blattstiel hineingezogen. Und an einer anderen Stelle des Gartens, wo zerstreute kleine Kieselsteinchen lagen, sah ich die Mündungen der Röhren mit Steinen verbarricadirt, zwischen denen hin und wieder trockene Grasshalme hervorstanden.

Ganz gegen die Regel verfahren aber die Würmer, wenn sie die kahlen Blattstiele der Eschenblätter in ihre Röhren zogen. Diese waren auffallender Weise nicht mit der Spitze, sondern an der dickeren Basis erfaßt. Woher aber diese Anomalie? Darwin sucht sie dadurch zu erklären, daß er sagt, die dickere Basis diene den Würmern als Nahrung. Und in der That waren von 103 Blattstielen, die Darwin fand, 78 dicht über der huf-

eisenförmigen Gelenkfläche benagt, und von 14 Blattstielen, die ich herauszog, waren 5 mit der Spitze und 9, die eben benagt waren, mit der Basis herein-gegerbt.

Ebenso frappierend ist ein anderer Fund, den ich unter demselben Baume machte, für den mir jedoch eine ausreichende Erklärung fehlt. Es waren nämlich dort einige Wurmröhren mit den getheilten Flügel Früchten der Esche verstopft, aber nicht, wie man hätte wähnen sollen, mit der schmaleren und in ein Stielchen auslaufenden Basis, sondern mit der breiteren Spitze. Von den 20 getheilten Flügel Früchten, die ich fand, stakten 17 mit der Spitze und nur 3 mit der Basis in der Röhre.

Was bewegt den Wurm nun, so unüberlegt zu handeln?

Es wäre möglich, daß er in diesen Fällen rein instinktiv verführe und gemäß der von seinen Vorfahren vererbten Gewohnheit die Blattstiele allemal an der Spitze erfaßte; während er in allen übrigen Fällen, wo der Wurm von dieser instinktiven Handlung abweicht und die zweckmäßigsten Angriffspunkte bei dem Transport der verschiedenen Gegenstände wählt, sich von einer gewissen Intelligenz leiten ließe. Wissen wir ja doch, daß überhaupt eine instinktive Handlungsweise recht oft neben einer intelligenten hergeht! Immerhin müssen wir also den Würmern einen gewissen, wenn auch

noch so niedrigen Grad von Intelligenz zuerkennen.

Eine merkwürdige Erscheinung, der wir schließlich noch kurz gedenken möchten, ist das große Regenerationsvermögen des Wurmes. Schneidet man nämlich einen Wurm durch, so vermögen beide Hälften zu leben. Daß natürlich nicht jedes einzelne derartige Experiment gelingt, ist wohl klar. Im März halbirte ich zwei mittelgroße Würmer, von denen die hintere Hälfte des einen nach einigen Tagen, die des anderen erst nach acht Wochen zu Grunde ging, da nur die Schnittfläche vernarbte und sich keine neuen Organe bildeten. Bei einem großen Wurm jedoch, den ich gleichzeitig durchschnitten hatte, waren in derselben Zeit die verschiedenen vorderen Darmabschnitte wie das Gehirn und das Wurmhertz gebildet, nur die Generationsorgane waren noch nicht vollständig ausgewachsen, ebenso fehlte die gürtelförmige Körperzone. Außerdem fehlte in dem hell gerötheten Mundtheil, dem Mundsaum, die starke Faltenbildung und dem nur grob gebildeten Mundklappen die charakteristische Furchung.

So ist denn der kleine eklige Erdbewohner, der übrigens auch seine Schattenseiten hat, gar sehr zu Ehren und Ansehen gelangt und giebt in seiner Weise einen oft wiederkehrenden Beleg in der Geschichte unserer Erkenntniß, wie ein Wohlthäter verkannt wird, wenn er nicht mit offenem Gepränge auftritt!





Der palatinische Berg.

Eine römische Studie

von

Ludwig Meyer.

*Foristan expectes, an in alta Palatia missum
Scandero te jubeam Cæsaremque domum.*
Ovid.

I.

Papst Gregor XVI., ein geistvoller Mann, fragte die Fremden, wenn sie von ihm Abschied nahmen, allemal, wie lange sie sich in Rom aufgehalten hätten. Waren es nur wenige Wochen, so sagte er bloß: *Addio!* Zu denen aber, die mehrere Monate ausgehalten hatten, stets: *Auf Wiedersehen!*

Diese auf ganz Rom anwendbare wichtige Unterscheidung paßt auf die Ruinen des Palatin vielleicht besser als auf alle übrigen; dort ganz besonders läuft der allzu eilige Reisende Gefahr, nichts zu verstehen, dort darf der wißbegierige Freund des Alterthums, der sich zum Studium Zeit nimmt, gewiß sein, für seine Mühe reich belohnt zu werden. Denn die Ausgrabungen auf dem Palatin haben zu sehr merkwürdigen Entdeckungen geführt, und dieser Hügel, den einst die Landhäuser vornehmer Herren und unzugängliche Klostergärten mit Beschlag belegten, ist zu einer der interessantesten Promenaden der Ewigen Stadt geworden. In den beiden klassischen Ländern Europa's giebt es, glaube ich, keine Stätte, wo die Erinnerungen der Vergangenheit sich dem Gedächtniß in größerer Fülle aufdrängen, wo der sinnende Wanderer die Luft des Alterthums reiner und lebendiger athmet. Aber dieses Alterthum ist uns in gar

schlechtem Zustande zurückgegeben worden, und wer sich durch die Aufschrift über dem Eingang zu den Farnesischen Gärten täuschen läßt und glaubt, man habe wirklich „den Palast der Cäsaren“ wiedergefunden, der mag wohl recht überrascht sein, wenn er sieht, was davon noch übrig ist. Denn nur geringe Trümmer sind uns erhalten, und eine große Anstrengung, einen hohen Flug der Phantasie braucht es, wollen wir jene Paläste so wiedersehen, wie sie einst gewesen.

Da der Palatin das älteste Quartier Roms ist, so wurden die Bauten aus verschiedener Zeit dort noch mehr über einander gehäuft als anderswo. Unter allen Regierungen ist er von hoher Bedeutung gewesen: die Könige, die Republik, das Kaiserreich haben dort ansehnliche Denkmäler hinterlassen, die seit zehn Jahrhunderten unter der Erde begraben lagen. Einige von ihnen haben uns die Ausgrabungen des letzten Jahrzehnts zurückgegeben, leider jedoch alle auf einmal. Die über einander geschichteten Gebäude kamen zusammen wieder an das Licht, und anfangs scheint es, als ob es nie gelingen könnte, sich inmitten dieser Verwirrung zurechtzufinden. Es ist noch ein Glück, daß in Rom jedes Jahrhundert seine besondere Constructionsweise gehabt hat und daß in jeder Epoche andere Ma-

terialien zur Verwendung kamen; das ungefähre Alter einer Mauer läßt sich bestimmen, je nachdem sie aus Beperin, aus Travertin oder aus Backsteinen errichtet ist, je nachdem sie sogenanntes opus incertum (Gußwerk) oder opus reticulatum (nehförmig gestellte Ziegel) aufweist. Einem geübten Archäologen giebt ferner die Art, wie die Backsteine mit einander verbunden oder die Blöcke über einander gelegt sind, untrügliche Fingerzeige. Endlich kommt es bisweilen vor, daß die Bleiröhren, durch welche das Wasser in die Häuser geleitet wurde, Inschriften, die Ziegel den Stempel der Werkstätte, aus der sie hervorgingen, oder sogar den Namen der Consuln, unter denen sie gefertigt wurden, tragen, was dann vollends allen Zweifeln ein Ende macht. Auf solche Weise gelang es, das Alter der entdeckten Monumente fast mit Sicherheit zu unterscheiden. Diese Hülfsmittel und Nachweise wollen wir benützen, um uns Rechenschaft zu geben von dem, was von den Kaiserpalästen noch übrig ist, und untersuchen, was die Ausgrabungen uns aus den verschiedenen Perioden der Geschichte des alten Palatin wiedergaben.*

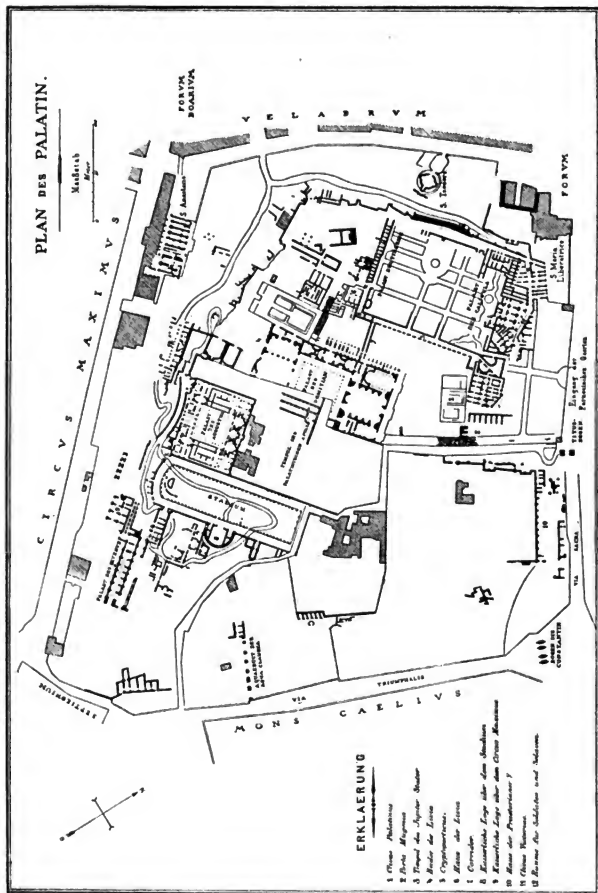
Der Palatin ist ein Hügel von etwa 1800 m Umfang und 35 m Höhe, der sich im Centrum der übrigen, in ihrer Vereinigung die Ewige Stadt bildenden Hügel einer Insel gleich erhebt. Er ist zwar von allen der kleinste, aber dennoch scheinen ihm die anderen, wie ein Schriftsteller sagt, „als ihrem König ihre Huldigung darzubringen“, und er hat in der That in dem Dasein Roms den ersten und vornehmsten Platz eingenommen. Es war natürlich, daß man meinte, er müsse schöne Erinnerungen an seine ruhmreiche Vergangenheit in seinem Schoße bergen; seit der Renaissance ist er deshalb mehrmals durchwühlt worden. Man suchte,

* Wir werden die wichtigsten Ruinenstätten des Palatin nicht in der Reihenfolge, wie sie der Besucher erblickt, sondern nach ihrem Alter aufzählen. Einen Führer für die Kaiserpaläste haben Carlo Lodovico Visconti und Ridolfo Lanciani veröffentlicht, ein treffliches, ebenso schlichtes als gelehrtes Büchlein, das Jedem, dem es um genaue Angaben und um eindringliche Belehrung über die Monumente zu thun ist, befriedigen wird.

wie es zu jener Zeit üblich war, nach Mosaiken, Bildsäulen, Kunstgegenständen, und sobald Wisbegierde oder Habguth der Schatzgräber einmal befriedigt war, wurden die Ruinen, kaum daß sie auf einen Augenblick das Tageslicht gesehen, schnell wieder mit Erde zugedeckt. Ernstliche und systematische Arbeiten sind erst in unserer Zeit und zwar durch die Initiative der Franzosen in Angriff genommen worden. Im Jahre 1861 kam Kaiser Napoleon III., dessen Interesse für die Geschichte Roms und besonders für die der Cäsaren bekannt ist, auf den Gedanken, die Farnesischen Gärten, welche die Nordseite des Palatin einnahmen, dem König Franz II. von Neapel abzulassen. Dieser Plan stieß von Seiten des römischen Hofes, der ungern Frankreich in so unmittelbarer Nähe Grundbesitz erwerben sah, auf viele Hindernisse. Er erhob tausend Schwierigkeiten, deren man nur mit großer Mühe Herr wurde. Dem berühmten französischen Epigraphiker Leon Renier, der für die Wichtigkeit der von ihm dringend empfohlenen Erwerbung das volle Verständniß hatte, gelang es endlich, die Verhandlungen zum Abschluß zu bringen. Als dies geschehen war und der Palatin Frankreich gehörte, bezeichnete er dem Kaiser den Architekten, der ihm zur Leitung der großen, dort beabsichtigten Arbeiten der geeignetste Mann schien: es war der durch seine topographischen Studien über die römische Campagna den Gelehrten wohlbekannte Pietro Rosa. Derselbe machte sich sogleich mit lebhaftem Eifer an das Werk und rechtefertigte das ihm geschenkte Vertrauen schon nach kurzer Zeit durch die wichtigsten Entdeckungen.*

Diese Entdeckungen sind nicht auf die Kaiserzeit beschränkt. Denn während man vor Allen nach den Kaiserpalästen suchte, fand man die Reste der alten, für immer verschwunden geglaubten Stadt des Romulus. Wohl wußte man, daß dieselbe auf dem Palatin erbaut worden war. Die Geschichtschreiber erzählen, wie der erste König alle Abenteurer der Nachbargebiete um sich versammelte und wie er

* Gleich nach den Ereignissen von 1870 konnte Italien den Palatin von Napoleon, während er noch als Gefangener in Deutschland lebte,



dann der Stadt nach etruskischem Ritus ihren Umkreis anwies. Sie berichten, wie er ein Kind und ein Pferd an den Pflug spannte und mit demselben längs des

ganzen Hügels die Runde machte. Da, wo die Thore sein sollten, hob er die Pflugschar auf, und durch eine tiefe Furche bezeichnete er ringsum die Grenzen, inner-

halb welcher die neu zu gründende Stadt sich ausdehnen sollte. Diese Furche oder vielmehr der Raum, der diesseits der gezogenen Linie frei blieb, bildete das sogenannte Pomörium, das heißt den heiligen Umkreis der Stadt, innerhalb dessen keine Leiche beerdigt werden durfte, in den auch keine fremde Gottheit Zutritt fand. Durch Steine, die man in kurzen Zwischenräumen längs des ganzen Palatin aufstellte, waren die Grenzen des Pomörium bezeichnet. Zur Zeit des Tacitus glaubte man diese Grenzen noch zu kennen und zeigte sie. Dies war das vieredige Rom, Roma quadrata, wie es nach der Gestalt des Hügels, auf welchem es lag, oder vielmehr deshalb genannt wurde, weil es, gegründet nach den Regeln der Aegurenkunst, auf der Erde das Abbild jenes idealen Raumes (templum) war, den der Augur mit seinem Stabe in der Luft beschrieb. So vielen Jahrhunderten und so vielen Umwälzungen zum Trotz sind in unseren Tagen nicht alle Spuren dieses urältesten Rom verschwunden. Noch sehen wir an verschiedenen Stellen des Palatin die wieder aufgefundenen Reste der von den ersten Gründern der Stadt errichteten Mauern. Sie bestehen aus großen, an dem Hügel selbst gebrochenen Steinblöcken. Auf diese legten dann später die Cäsaren die Fundamente ihrer Paläste. Als diese gefallen waren, kamen die von ihnen bedeckt gewesen älteren Constructionen an das Licht. Nicht allein den Umkreis dieses Stadtkerns von Rom hat man hier und da erkannt, auch den Haupteingang glaubt man wiedergefunden zu haben. Beim Titusbogen zweigt sich von der Heiligen Straße ein Seitenweg ab und steigt gerade gegen den Hügel auf; er ist ebenso schmal und ebenso steil wie die übrigen und unterscheidet sich von allen bekannten Straßen nur durch die Größe der das Pflaster bildenden Platten. Dies war die Straße oder der Anstieg zum Palatin: *clivus Palatinus* (vgl. Plan 1, S. 507). Kaum ist man auf demselben ein Stückchen emporgestiegen, so trifft man auf die noch sichtbaren Schwellen eines großen Thores; ein wenig weiter liegen ungeheure, aus einer Mauer herabgestürzte Steinblöcke am Boden: die Mauer war mit der dem Romulus zugeschriebenen identisch; das Thor ist bedeutend jünger,

aber, wie man glaubt, an die Stelle desjenigen Thores getreten, welches einst der Haupteingang in die Roma quadrata war. Es hieß *Vetus porta* oder *porta Mugonia* (vgl. Plan 2), ein Name, der von dem Gebrüll der Kinder hergenommen sein soll, die alle Morgen dort hinauszogen, um in den sumpfigen Niederungen, aus denen später das Forum wurde, zu weiden. Als dann die Kaiser auf dem Palatin ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten, ließen sie ein neues Thor erbauen, das viel schöner war als das erste und dessen Gedächtniß auslöschte. Nun gab es hier keine Kinderheerden und keine sumpfigen Niederungen mehr; große Herren und Höflinge, die den Kaiser zu grüßen eilten, drängten sich von früh bis spät auf dem breiten Pflaster der Straße zum Palatin; aber wahrscheinlich ist, daß das neue Thor dicht bei dem alten errichtet wurde und daß also jene Reste des neuen Thores uns auch mit dem Plage des alten bekannt machen.

Aber diese Entdeckung ist nicht die einzige, die man an dieser Stelle gemacht hat. Als man rechts vom Thore weiter grub, stieß man nach kurzer Zeit auf einen Haufen großer Steine, in denen man leicht die Fundamente eines sehr alten Tempels erkennen mußte. Dieser Tempel ist unzweifelhaft der des Jupiter Stator, einer der berühmtesten Roms, dem die Archäologen bis dahin, weil sie die wirkliche Stelle nicht kannten, nach Gutdünken alle möglichen Orte angewiesen hatten. Livius berichtet, bei welchem Anlaß er erbaut wurde. Die Sabiner hatten sich des Capitols bemächtigt und sich von dort auf die Krieger des Romulus geworfen; die bestürzten Römer flohen. „Schon,“ sagt der Geschichtschreiber, „war das aufgelöste Heer zum alten Thor des Palatin gekommen, als Romulus, den die Flüchtigen bis dahin mitgerissen hatten, stehen blieb und, die Hände zum Himmel erhebend, also betete: „Jupiter, du hast mich ermuntert, auf diesem Hügel zu meiner Stadt den Grund zu legen. Ich stehe dich an, o Vater der Götter und der Menschen, treibe den Feind zurück, stille den Schrecken meiner Krieger, halte ihre schmachtvolle Flucht auf, und ich will dir hier einen Tempel bauen, der die Nachwelt ewig daran erinnern soll, daß Rom

durch deinen Beistand errettet wurde.“ Dieser dem Gotte, der die Hohenenden zum Stehen bringt (Jupiter Stator), geweihte Tempel ist es, dessen Trümmer wieder aufgefunden wurden (vgl. Plan 3). Nachdem dieser Punkt einmal festgestellt ist, orientiren wir uns in der alten Romulusstadt ziemlich leicht. Wir brauchen sie nur mit unserer Phantasie zu durchwandeln, um ihre wichtigsten Stätten

kleine, von einem Feigenbaum beschattete Höhle, das Lupercal. Dort — so ging die Sage — habe die Wölfin die göttlichen Zwillinge gesäugt; eine bronzene Wölfin war darin aufgestellt, das Werk eines etruskischen Bildhauers, das, wie man glaubt, im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts wieder aufgefunden wurde und heute eine Zierde der Capitolinischen Sammlungen ist. Etwas weiter, gerade



Kuinen des Tiberins Palastes.

wiederzufinden. „Beim Jupiter Stator,“ so erzählt Livius, „hatte Tarquinius Priscus seine Wohnung“; an der Stelle, wo sein Haus gestanden haben muß, hat Rosa eine Tafel mit entsprechender Aufschrift aufgestellt. Ein wenig tiefer erhob sich der Vestatempel, wo das heilige Feuer brannte; vermutlich liegen seine Fundamente noch unter der Kirche S. Maria Liberatrice verborgen. Hinter S. Teodoro, am Abhang des Hügels, gegenüber dem Forum Boarium, zeigte man frommen Pilgern bis in die späte Kaiserzeit eine

an der Stelle der Kirche S. Anastasia, befand sich der angeblich von Evander geweihte große Altar (Ara maxima), wo bis zum Ende der Kaiserherrschaft der Sieg des Hercules über Cacus gefeiert wurde. Darüber, auf dem Hügel, gab es eine noch ehrwürdigere Stätte, einen Platz, den kein echter Römer ohne Kühlung erblicken konnte: das Haus oder vielmehr die Hütte des Romulus mit ihrem Dach aus Stroh, das bescheidene Heim, wo sich nach dem Wort des Dichters zwei Könige mit einem Herd begnügten — ein seltsamer Gegensatz zu den Marmorpalästen in der Runde. So sorgsam wurde die Romulushütte erhal-

ten und restaurirt, daß sie noch gegen Ende des vierten Jahrhunderts bestand. Nicht bloß nach den Beschreibungen der alten Autoren können wir uns ein Bild von ihr machen — eine kürzlich geglückte Entdeckung hat sie uns fast vor Augen gestellt. Bei der Durchsichtung einer alten Nekropole in der Nähe von Alba fand man nämlich roh gearbeitete Aschenurnen aus gebranntem Thon, welche eine Art von kleinem rundem Gebäude mit Spitzdach darstellen. Wir wissen, daß dies der Typus der altlatinischen, „aus Schilf erbauten, strohgedeckten“ Bauernhütte ist. Man pflanzte also die Gräber nach dem Muster der Häuser zu bauen: die Wohnungen der Todten glichen denen der Lebendigen. Nach diesem Vorbilde waren auch die ältesten Tempel, der des Herkules Victor und der Vestatempel, errichtet worden, und es war natürlich, daß die Behausung der Könige der Götter gleich. Diese Denkmäler, die einst den Palatin bedeckten, sind verschwunden, aber wir wissen, wo sie gewesen sein müssen, und wir täuschen uns wohl kaum, wenn wir die an verschiedenen Orten des Hügel ausgethürmten Trümmer auf das eine oder andere jener ehrwürdigen Stadtheiligtümer beziehen.

Vielleicht finden meine Leser, daß ich diese alten Erinnerungen zu ernsthaft nehme und daß man dem Livius oder dem Dionysius von Halikarnas zu viel Ehre erweist, wenn man sich stellt, als glaube man an ihre Erzählungen aus jenen fernern Zeiten. Aber schon Ampère hat die Bemerkung gemacht, daß es zwar für einen Gelehrten sehr leicht ist, sich auf seinem Studierzimmer über Romulus und seine Nachfolger lustig zu machen, in den Erzählungen von ihnen nur alberne Fabeln zu sehen und dieselben für gänzlich haltlose Mythen zu erklären, daß man aber dieser Auffassung der Sache durchaus nicht mehr so sicher ist, wenn man Rom selbst besucht hat. Dort tritt diese zuerst so fern, so zweifelhaft erscheinende Vergangenheit uns nahe; wir greifen sie mit Händen und sehen sie mit eigenen Augen. So tiefe und so lebendige Spuren hat sie hinterlassen, daß man ihr unmöglich alle Glaubwürdigkeit abprechen kann. Freilich, wenn aus jenen alten Jahrhunderten nichts übrig geblieben wäre, so könnte

man es begreifen, daß die griechischen Chronisten, welche die Annalen Roms zuerst entwirrten, an der Erfindung aller möglichen Fabeln Gefallen fanden, um nur irgendwie die Lücken der Geschichte auszufüllen. Aber für wie dreiste Lügner man sie auch halten mag, sie hatten gar nicht die Freiheit, sich nach Belieben Alles auszudenken. Sie fanden sich Erinnerungen gegenüber, welche sie achten mußten. Diese Erinnerungen hatten nicht verloren gehen können, weil sie an unzerstörbaren, auf die Anfänge der Stadt zurückgehenden Denkmälern hasteten. Die Generationen überlieferten einander den Namen ihrer Gründer, und bei ihrem Anblick gedachte man der Unglücksfälle und der Siege, welche zu ihrer Erbauung den Anlaß gegeben hatten. Ohne Zweifel haben die Annalisten des sechsten Jahrhunderts zu diesen Ueberlieferungen Mancherlei hinzuthun müssen. Die Einbildungskraft der Römer war trocken und unergiebig: sie besaßen nicht, wie die Griechen, die Kunst, ihre Geschichte durch wunderbare Erdichtungen zu verschönern, und während die Zeit das Gedächtniß der Vergangenheit nach und nach auflöschte, verstand sich die Phantasie des Volkes nicht auf den Ersatz dieser Verluste durch neue und anmuthige Erfindungen. Nach Ablauf einiger Jahrhunderte waren von diesen alten Ereignissen nur noch ein paar Namen und ein paar Thatfachen übrig, die man leicht mit vielen Lügen ausschmücken konnte; aber die Lüge ist nur auf der Oberfläche, auf dem Grunde muß etwas Wahrheit sein.

Diese Betrachtungen regt ein Besuch des palatinischen Berges unvermeidlich an: sie drängen sich besonders dem Beobachter auf, wenn er auf die erwähnten großen Trümmer stößt, aus denen einst die Ringmauer des Romulus bestand. Dieselbe zeigt fast die gleiche Construction wie die Mauer, die man dem Servius zuschreibt, und kann nur wenig älter sein als diese. Beide bestehen aus über einander gelegten, durch keinen Mörtel verbundenen und nur durch ihre eigene Schwere zusammengehaltenen Tuffblöden. Die Schichten sind auf gleiche Art angeordnet: die Steine liegen abwechselnd der Länge und der Höhe nach auf einander. Diese Bauweise war den Etrus-

tern eigenthümlich, von ihnen hatten sie die Römer. Sie machten es in der Regel so und „nahmen“, wie Plinius sagt, „überall, was sie für gut fanden“. Wenn aber dieses kluge Volk, dem aller Eigendümel fremd war, von seinen Nachbarn oder selbst von seinen Unterthanen Alles, was ihm nützlich sein konnte, unbedenklich entlehnte, so verstand es dafür auch, sich das, was es nachahmte, wirklich zu eigen zu machen. Die Erfindungen des Auslandes, welche die Römer bei sich einführten, paßten sie der eigenen Begabung an; sie ergriffen vollen Besitz von ihnen, modificirten und erneuerten sie nach ihren Bedürfnissen: sie waren Schüler, aus denen schnell Meister wurden. Aus der Baukunst, welche die Etrusker den Römern überlieferten, haben jene selbst nichts Bedeutendes gemacht, dieselbe hat sich erst in Rom zu höherer Vollkommenheit entwickelt. Die Römer haben ihr mehr und mehr den eigenen Charakter aufgedrückt und in ihrer Anwendung auf öffentliche Rathbauten: auf Brücken, unterirdische Canäle, Wasserleitungen, oder auf Gebäude, die besonders auf Größe und Majestät angelegt sind: auf Amphitheater und Triumphbogen, Meisterwerke mit ihr hervorgebracht. Ja, mir scheint, man braucht nur diese schönen auf dem Palatin und an anderen Stellen* übriggebliebenen Mauern aus der Königszeit zu betrachten, um den Aufschwung, den die Architektur in Rom genommen, den Geist ihrer Entwicklung zu ahnen und zu errathen. Die Männer, die solche Mauern errichteten, wer sie auch waren, konnten keine Barbaren sein. So große Werke setzen einen gewissen Grad von Civilisation voraus. Die Erbauer verfügten über mächtige Mittel, die Steine über einander zu legen und zu so beträchtlicher Höhe emporzuwinden. Sie waren von dem Gefühl des eigenen Werthes, von dem Vertrauen auf ihre Dauer, das für das Werden großer Völker Bedingung ist, tief durchdrungen. Sie haben sich

* Der bedeutendste Baurest der Serviusmauer findet sich auf dem Aventin gegenüber der Kirche S. Prisca, in der heute dem Principe Torlonia gehörigen Rigna Maccarani. Es ist ein dreifüßiger Meter langer, zehn Meter hohes Mauerstück von überraschender, bewundernswerther Erhaltung. Der sich von diesen alten Bauten eine Vorstellung machen will, darf den Besuch nicht versäumen.

nicht, wie die Wilden, damit begnügt, hastig einen provisorischen Zufluchtsort zu erbauen, der ihren Schlaf während einiger Nächte vor unerwarteten Angriffen schützte. Für die Zukunft und für ihre Nachkommen haben sie emsig gearbeitet. Inmitten dieser Sumpfe und Wälder sind sie auf die Errichtung von Vertheidigungswerken, die Jahrtausende dauern sollten, bedacht gewesen. „Schon damals,“ sagt Montesquieu, „sah man an, die Ewige Stadt zu bauen.“ Und nicht bloß auf die Festigkeit ihrer Mauern kam es ihnen an — die Art, wie diese Blöcke gefügt sind, zeigt, daß sie den Instinct der Größe, das Gefühl für Verhältnisse und den Geschmack für jene Gattung der Schönheit, die der Kraft entstammt, besaßen, wenn sie sich dieser Fähigkeiten auch noch nicht klar bewußt waren. Sie konnten, ich wiederhole es, ganz sicher keine Barbaren sein.

Wie begründet diese Vermuthungen sind, beweist eine kürzlich gemachte wichtige Entdeckung. Die seit 1870 in verschiedenen Stadttheilen, besonders in der Nähe der Thermen Diocletian's, unternommenen Arbeiten hatten zur Freilegung zahlreicher Reste von Mauern aus der Königszeit geführt. Da bemerkte ein gelehrter Archäolog, der Padre Bruzza, als er dieselben genauer, wie dies bis dahin geschehen war, untersuchte, daß die großen Steinblöcke mit Zeichen beschriebener waren. Bisweilen sind sie nur ganz oberflächlich eingeritzt, und dann ist die Lesung sehr schwierig; gewöhnlich aber hat der Steinmeß das Zeichen so tief eingegraben, daß es der Zeit widerstanden hat und heute so sichtbar ist wie am ersten Tage. Wahrscheinlich waren es Zeichen, welche den Steinbruch, aus dem die Blöcke stammten, oder die Stelle, für die sie bestimmt waren, markirten. Da sie aus den nahen Bergen kamen, war zur Vermeidung von Irrthümern eine genauere Angabe der Stelle, wo sie eingefügt werden sollten, für die Transporteure nothwendig. Diese Zeichen sind sehr häufig Buchstaben, und diese Buchstaben gehören größtentheils dem altlateinischen Alphabet an.

Diese Entdeckung kam den Gelehrten freilich nicht völlig überraschend. Wohl hatte Otfried Müller behauptet, daß die

ersten Römer nicht schreiben konnten und erst um die Zeit der Decemviri und der Zwölfstafelgesetzgebung mit der Schrift bekannt geworden seien, aber längst hat Mommsen diese Ansicht widerlegt. Heute ist kein Zweifel mehr darüber möglich, daß man auf Mauern aus der Königszeit eingegrabene Buchstaben gefunden hat, und damit schwindet auch die bisher angenommene absolute Unwahrscheinlichkeit, daß aus jenen entlegenen Epochen schriftliche Urkunden übrig sind. Einst lachte man über Sueton, weil er in allem Ernst erzählt, daß beim Brande des Capitols unter Vitellius dreitausend eherner Tafeln zu Grunde gingen, auf denen Gesetze, Senatsbeschlüsse, Plebiscite „seit Gründung der Stadt“ verzeichnet standen. Man wollte die Möglichkeit nicht zulassen, daß noch zu Augustus' Zeit Abschriften der von Tullus Hostilius mit den Sabinern und von Tarquinius mit den Einwohnern von Gabii geschlossenen Verträge existirten, obgleich diese Abschriften nach Horaz das Entzücken der Alterthumsfreunde waren. Gewiß darf man nicht zu schnell und ohne Beweis an die Echtheit aller dieser Urkunden glauben, aber die Möglichkeit der Echtheit ist nicht ausgeschlossen. Es giebt keinen Grund mehr, über das bestimmte Zeugniß von Geschichtschreibern wie Dionysius von Halikarnaß, der versicherte, daß sie existirten und daß er sie gelesen habe, verächtlich den Stab zu brechen. Es ist also heute sicher, daß die Gründer Roms die Schrift kannten und übten, ja daß sie zu allerhand Zwecken des gewöhnlichen Lebens von ihr Gebrauch machten. Sie war bei ihnen nicht das Privileg einzelner Classen, etwa des Adels oder der Priester; die Unternehmer öffentlicher Arbeiten, vielleicht sogar die Arbeiter selbst, bedienten sich ihrer. Freilich wäre es lächerlich, mit Cicero behaupten zu wollen, daß schon zur Zeit des Romulus Wissenschaft und Literatur in Rom blühten, und sich diese in Thierfelle gekleideten Senatoren als Weise vorzustellen, die aus der Schule des Pythagoras hervorgingen und dessen Lehren auswendig lernten; aber aus ihnen wirkliche Wilde und Barbaren zu machen, denen alle Kenntnisse und Fertigkeiten fremd waren, — das wäre ein noch viel größerer Irrthum. Diese alten

Römer waren auch nicht die epischen Helden, als welche sie uns Niebuhr darstellt, Helden wie Ajax oder Hector, die zu einer Zeit auftraten, da die Thaten der Krieger nur in den Gefängen der Rhapsoden fortlebten. Dergleichen Hypothesen von Sagen und epischen Erzählungen haben in einer Epoche, wo man lesen und schreiben konnte, keinen Platz mehr: Bruzza's Entdeckung giebt allen diesen Auffassungen, die vor fünfzig Jahren so großes Glück machten, den Gnadenstoß.

Die Stadt des Romulus sollte nicht lange auf den engen Umkreis, den ihr erster König ihr angewiesen hatte, beschränkt bleiben. Bald überschritt sie ihn von allen Seiten und endlich nahm sie alle umgebenden Hügel in Besitz. Von nun an war der Palatin nicht mehr wie zuerst ganz Rom, aber immer blieb er eines der wichtigsten Quartiere der vergrößerten Stadt. Dort standen zahlreiche berühmte Tempel: der Tempel des Jupiter Victor; der Tempel der Göttin Virioplaca, die den Ehemann, wenn eheliche Zerwürfuisse entstanden waren, mit seiner Frau verjohnte; der Tempel der Göttermutter, aus welchem alljährlich am 27. März Andächtige und bettelnde Priester in heiterer Procession ihren Ausgang nahmen und, leichtfertige Lieder singend, die Straßen Roms durchzogen, um dann das Bild der Göttin in dem kleinen Bache Almo zu baden. Dort hatten auch einige der ersten Bürger ihre Häuser. Sie wollten dem Forum und den öffentlichen Geschäften so nahe als möglich wohnen. Wir kennen die Lage desjenigen Hauses, das von allen hier befindlichen das berühmteste war, die Lage von Cicero's Haus, wofür nämlich Visconti's und Lanciani's Annahme zutrifft, daß ein großer Vau, dessen Reste an der Ecke des Velabrum sichtbar sind, zur Halle des Catulus gehörte; in unmittelbarer Nähe, das wissen wir, muß Cicero's Haus gelegen haben. Er war sehr stolz darauf, „an der schönsten Stelle Roms“ zu wohnen; er erzählt uns, wie er von dort aus das Forum überjah und wie der Blick alle Theile der Stadt beherrschte. In die Wechselfälle seines Schicksals wurde auch sein Haus verwickelt. Während seiner Verbannung führte Clodius einen Volksbeschuß herbei, der die Begräu-

nung des Janes und die Weihung eines Minerva-Tempels an seiner Stelle versagte. Nach seiner Rückkehr beschloß der Senat Wiedererrichtung auf Staatskosten, und Cicero erhielt zwei Millionen Sesterzien (320 000 Mark) für den Neubau.

Von allen diesen Privathäusern aus den Zeiten der Republik, die manchmal so

große Erweiterungen wachrufen, sind nur einige Ruinen übrig, und auch die Erhaltung dieser verdanken wir nur einem sonderbaren Zufall. Die Häuser auf der Höhe des Hügels wurden demolirt, um den Bauten der Kaiser Platz zu machen; es gab aber dort noch andere Häuser, und diese standen in dem Theil des Hügels, der mit einer barbarischen Bezeichnung das „Intermontium“ des Palatin heißt. Der Palatin war nämlich wie das Capitol ursprünglich durch ein schmales, in nord-südlicher Richtung vom Titusbogen bis

zum Circus maximus streichendes Thal in zwei Theile geschieden. Dieses kleine Thal wurde von den Kaisern, als sie den Baugrund für ihre Paläste vergrößern und ebenen wollten, ausgefüllt, und so brachen die dort erbauten Häuser unter dem Gewicht der aufgeschütteten Erdmassen zusammen. Einige wenige jedoch widerstanden, und deren Trümmer haben die Ausgrabungen aufgedeckt.

Es ist hier an einen der Gründe zu erinnern, denen es anzuschreiben ist, daß Ausgrabungen in Rom stets so ergiebig ausfallen. Dieser Grund ist vielleicht von allen der wichtigste. Wer an unsere modernen Städte und an die Art, wie wir sie unter unsern Augen sich erneuern sehen, gewöhnt ist, für den ist in der Regel jene Ergiebigkeit etwas überraschend. Rom ist, wie alle großen Hauptstädte, im Laufe seiner langen Existenz mehrmals wieder aufgebaut worden, aber die Art, wie die Römer es angingen, ihre Stadt zu verjüngen, war für die alten Trümmer der Vergangenheit milder verhängnißvoll als die unsere. Heutzutage demolirt man sie; damals bequimte man sich damit, sie mit Erde zu bedecken. Uns kommt es vor Allem auf Herstellung gerader, breiter Straßenzüge an, und um für die unzähligen Wagen, die unsere Straßen

durchzählen, den Verkehr zu erleichtern, ebenen wir die Höhen ein und tragen die Hügel ab. Während man also behaupten kann, daß der Boden z. B. von Paris einer unaufhörlichen Ausgrabung und Nivelirung unterliegt, hat sich der Boden Roms immerfort aufgehöhlt. Die vornehmten Römer, die ihr Auge durch eine weitere Fernsicht ergößen oder einfach nur reinere Luft in diesem ungesunden Klima athmen



Reste von Pfeilern der Brücke des Caligula.

wollten, pfliegten ihre Häuser auf gewaltigen Substructionen zu erbauen. Sollte ein neues Quartier errichtet werden, so wurde zuerst das alte mit aufgeschütteter Erde ausgefüllt; darüber kam die neue Anlage. Entfernt man also diese Erdmassen, so wird man fast mit Sicherheit den ursprünglichen Boden und die Reste der alten Bauten wiederfinden.

Dies ist auf dem Palatin geschehen wie überall,* und so kam es, daß unter den Palästen der Cäsaren einige Häuser aus älterer Zeit entdeckt wurden. Unter denselben befindet sich besonders eins, das ganz ohne Grund den Namen „Väder der Livia“ führt und von welchem noch einige ziemlich gut erhaltene Zimmer übrig sind (vergl. Plan 4). Dieselben zeigen in den Plafonds anmuthige Ornamente, Gruppen, Figuren, Arabesken auf Goldgrund, einen Reichtum einfacher und doch gewählter Decoration, der uns von der römischen Kunst unter der Republik einen sehr vortheilhaften Begriff giebt. Ähnliche Häuser müssen zu Cicero's und Cäsar's Zeit den ganzen Palatin bedeckt haben; übrig gelieben ist aber von allen nur dieses eine.

* Der gleiche Mischfall ereignete sich bei den vor einigen Jahren in S. Clemente veranstalteten Ausgrabungen. Die Sache ist sehr bekannt, aber es ist gut, daran zu erinnern, um an einem glänzenden Beispiel zu zeigen, welcher Entdeckungen man sich bei der Durchwühlung des stadtrömischen Bodens versehen darf. S. Clemente ist eine bewundernswürdige Basilica des zwölften Jahrhunderts mit schönen Fresken des Masaccio. Während man dort mit gewissen Arbeiten beschäftigt war, geschah es, daß man unter der heutigen Basilica eine ältere Kirche mit merkwürdigen Malereien und mit Säulen aus Marmor und Granit freilegte; sie ging auf die Zeit Constantin's zurück und war sieben Jahrhunderte hindurch, bis zur Plünderung Roms durch Robert Guiscard, benutzt worden. Durch diesen Erfolg ermuntert, grub man tiefer, und bald fand man unter der ursprünglichen Kirche ein Mithrasheiligtum und Theile eines römischen Hauses aus den ersten Jahrhunderten der Kaiserherrschaft. Nun ging man abermals tiefer und entdeckte Luftconstructionen, die sicher aus den ersten Jahren der Republik, vielleicht sogar aus der Königszeit herrühren. Wir haben hier also eine Aufeinanderfolge von Bauten aller Epochen: nur einige Stufen brauchen wir hinabzusteigen, und die ganze Geschichte Roms, von der Gründung bis zur Renaissance, steht uns in ihren Ruinschichten lebendig und eindrucksvoll vor Augen

Mit der Kaiserherrschaft beginnen für den Palatin neue Geschie: er wird nun zum Wohnsitz der Cäsaren und nach dem Worte des Tacitus zum Mittelpunkte der römischen Welt, zur arx imperii. In seiner Jugend wohnte Augustus beim Forum; etwas später, als er noch weiter nichts war wie einer der Ehrgeizigen, die es nach der Erbschaft des großen Dictators gelüstete, kaufte er sich auf dem Palatin ein ziemlich bescheidenes Haus, das dem Redner Hortensius gehört hatte; es enthielt weder Marmor noch Mosaiken und besaß nur den Schmutz mäßig stattlicher, von steinernen Säulen getragener Hallen. Dies Haus war gleichwohl der Anfang jener kaiserlichen Paläste, die sich unaufhörlich ausdehnten und endlich den ganzen Hügel bedeckten. Mit seinem Herrn ward auch das Haus des Augustus nach und nach größer, und es ist nicht ohne Interesse, sein allmähliches Wachstum zu beobachten; in der Geschichtlichkeit, mit der er unmerklich und ohne Jemand zu verletzen aus der Wohnung eines Privatmannes die des Staatsoberhauptes machte, meint man die ganze schlaue Politik des Mannes wiederzufinden.

Man thut dem Augustus schwerlich Unrecht, wenn man für jede seiner Handlungen nach einem geheimen Grunde sucht. Selbst in seinem intimsten Familienleben pflegte er nichts dem Zufall zu überlassen; schrieb er doch aus Furcht, vielleicht ein Wort zu viel zu sagen, sogar die Unterhaltungen mit seiner Gattin vorher auf. Wenn er also bei der Wahl seines Wohnsitzes dem Palatin vor allen anderen Quartieren Roms den Vorzug gab, so hatte er vermunthlich dazu ganz bestimmte Beweggründe, und dieselben sind nicht schwer zu entdecken. Auf dem Palatin hatte man das Asyl für Flüchtlinge und Landstreicher aufgethan, aus welchem bald eine große Stadt geworden war; dort, so hieß es, hatten alle alten Könige Roms gewohnt. Augustus legte hohen Werth darauf, sich ihnen beizugehellen. Als er sich entschlossen hatte, den durch die Proscriptionen in Mißcredit gerathenen Namen Octavius abzulegen und einen neuen anzunehmen, da reizte ihn zuerst der Name Romulus, und wäre ihm nicht das gewaltthame Ende des ersten Königs wie ein übles Vorzeichen für seinen Nach-

folger erschienen, so hätte er ihm vor anderen den Vorzug gegeben. Indem er also auf dem Hügel, der der Sitz des Königthums gewesen war, seine Wohnung nahm, hoffte er sicher der Erbe der Verehrung zu werden, die man jenen alten Erinnerungen zollte. Auch ließ er sowohl als die Herrscher, die nach ihm kamen, sich die Erhaltung und Herstellung alles dessen, was von dieser fernen Vergangenheit auf dem Palatin noch übrig war, sehr angelegen sein. Es ist beobachtet worden, daß die Kaiserpaläste oft den antiken Trümmern respectvoll aus dem Wege gehen; noch heute sind die Vorsichtsmaßregeln sichtbar, die man ergriff, um sie außerhalb der neuen Bauten unberührt zu erhalten. Ohne Zweifel lebte man des Glaubens, daß für den Wohnsitz der neuen Herren des Reiches diese ehrwürdigen Denkmäler der alten Könige Roms Schutz und Weihe waren.

Auch darauf war Augustus sehr bedacht, nichts plötzlich und hastig zu thun. Er besah und übte die große Kunst der schonenden Uebergänge; er verstand es, in Allem Vergerniß und Ueberraschung zu vermeiden und die folgenreichsten Veränderungen ohne Geräusch und Aufsehen zu vollziehen. So verfuhr er auch bei dieser Gelegenheit, obgleich dieselbe anscheinend minder wichtig war. Er wußte, daß der Monarch eines würdigen Palastes bedarf und daß der Herr der Welt nicht wie ein einfacher Privatmann wohnen konnte. Er beschloß also, das kleine Haus des Hortensius, das für seine Stellung nicht mehr ausreichte, zu vergrößern. Nach seinem Siege über Sextus Pompejus, als seine Macht von ganz Italien, das er von der Furcht vor einem Sclavenkriege befreit hatte, anerkannt war, gab er seinen Verwaltern Befehl, eine Anzahl Häuser, die das seinige umgaben, anzukaufen und niederzureißen. Da aber dies Vorgehen den Argwohnischen zu denken geben konnte, so ließ er aussprechen, er arbeite nicht für sich allein, sondern im öffentlichen Interesse, und er wolle einen Theil des Terrains religiösen Gebäuden weihen. Wirklich ließ er auch dort den berühmten Tempel des palatinischen Apollo und die beiden Bibliotheken, die griechische und die lateinische, von denen bei den Schriftstellern jener Zeit so

häufig die Rede ist, errichten. Die Pracht dieser Bauten zog allein die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich; daß gleichzeitig auch das Haus des Fürsten um sich griff und ein anderes Aussehen annahm, merkte man kaum. Einige Zeit darauf zerstörte eine Feuersbrunst den neuen Palast. In Rom pflegten nach derartigen Unglücksfällen die Freunde des Betroffenen sich zusammenzuthun und ihn bei Deckung des Schadens zu unterstützen; diese freiwilligen Beiträge ersetzten unsere Versicherungsgesellschaften. Der Brand auf dem Palatin war natürlich eine gute Gelegenheit, zu zeigen, wie viele Freunde Augustus hatte: alle Bürger Roms beeilten sich, ihm ihre Spende darzubringen; allein er wollte sie nicht annehmen. Nur eine unbedeutende Summe, höchstens einen Denar pro Kopf, nahm er und baute dann sein Haus auf eigene Kosten wieder auf; nur benutzte er die Gelegenheit zu einem weit größeren und schöneren Neubau. Nach seiner Ernennung zum Pontifex maximus machte er es nicht wie seine Vorgänger, die beim Bestatempel in einem Privatgebäude wohnten, sondern er blieb daheim und errichtete der Besta bloß in seinem Hause einen Tempel. So schien er dem alten Gebrauch treu geblieben zu sein: noch immer blieb der Pontifex maximus der Nachbar der Rom beschützenden Gottheit. In einer merkwürdigen und oft angeführten Stelle schildert uns Ovid das Haus des Augustus, wie es gegen Schluß seiner Regierung war: an das Ende der Welt verbannt, voll Sehnsucht nach Rom, wohin die Rückkehr ihm verboten war, sandte der arme Dichter seine Verje aus, für ihn um Gnade zu bitten. Er zeigt sie uns, wie sie in der Stadt, in der sie fremd geworden, umherirren, wie sie die Vorübergehenden nach dem Wege fragen müssen und vor Allem nach der Wohnung des Mannes suchen, der sie so grausam züchtigt, ihnen aber auch verzeihen kann. Die Auskunft, die sie erhalten, ist so genau, daß wir den Weg noch heute mit ihnen machen können. Da ist zuerst das Forum und die Via sacra: „Schaut hin,“ so sagt man ihnen, „hier zur Rechten ist das Thor des Palatin, beim Tempel des Jupiter Stator.“ Etwas höher erblickt man ein Haus, schöner als die übrigen „und eines Gottes würdig“.

Es ist von Tempeln umgeben, Waffen und Wappenschilder schmücken es, seinen Eingang beschattet eine Krone aus Eichenlaub, Vorberbäume sind zu beiden Seiten des Thores gepflanzt. Diese Lorbeern, diese Bürgerkrone, die der Senat dem Augustus „im Namen der von ihm geretteten Bürger“ feierlich zuerkannt hatte, verkündeten den Wohnsitz des Herrn der Welt.

Die Arbeiten des letzten Jahrzehnts haben den Palast des Augustus noch nicht wieder an das Licht gebracht, aber die angeführten Verse zeigen uns, wo wir ihn zu suchen haben: er lag in der Nähe des Jupitertempels, oberhalb des Thores zum Palatin, d. h. an der Stelle, wo sich heute die Gärten der Villa Mills befinden. Als hier im Jahre 1775 der Abbé Mancourell, der damalige Eigentümer des Terrains, Ausgrabungen veranstaltete, fand man unter dem überall aufgehäuften Schutte ein zweistöckiges Haus, dessen Grundriß leicht zu erkennen war. Das obere Stockwerk hatte natürlich sehr gelitten, dagegen war das untere fast ganz erhalten. Mehrere Räume waren mit Schutt angefüllt; andere waren leer, man konnte sie durchlaufen und, was schlimmer ist, sie plündern. Sie zeigten noch ihren Stuck, ihre kostbaren Mosaikfußböden, ihre marmornen, mit eisernen Klammern befestigte Wandbekleidung. Die Decken schmückten reizende Malereien, viel feiner als die pompejanischen. Bewundernswürthige Statuen, u. a. der Apollo Sauroctonus im Vatican, wurden dort unverfehrt gefunden. Nun wurden die Räume ausgeraubt; kein Kunstwerk, das irgend Gewinn versprach, ließ man darin. Die Bruchstücke von Säulen und Fußböden wurden hastig fortgeschleppt, auf Karren geladen und die ganze Masse an einen Marmorhändler des Campo vaccino verkauft. Der Eigentümer, ein ebenso eifriger Liebhaber als geschickter Kaufmann, hielt seine Entbedung so geheim als möglich und ließ keinen anderen Archäologen etwas davon sehen. Der berühmte Piranesi, der sie durchaus besichtigen wollte, soll in der Nacht wie ein Wissethäter auf die Gefahr hin, von den Hunden zerrissen zu werden, in den Gärten eingedrungen sein und die Ruinen bei Mondschein gezeichnet haben. Wir be-

sitzen noch den Plan, den er bei seiner abenteuerlichen Expedition in aller Hast aufnahm, und ebenso den noch werthvolleren des Architekten Barberi, der die Ausgrabungen unter Mancourell leitete.*

Ein Blick auf diesen Plan genügt, um zu erkennen, daß dieses mit hoher Wahrscheinlichkeit als der Palast des Augustus erkannte Haus in seinem allgemeinen Grundriß allen römischen Häusern ähnlich war. Es enthielt einen inneren, von Säulen umgebenen Hof (Peristyl), auf welchen sich die verschiedenen Gemächer des Palastes öffneten. Dieselben bestanden aus einer Reihe runder, viereckiger, rechtwinkliger Räume, die einander ziemlich genau entsprechen und in welchen der Baumeister, wo es scheint, eine Verbindung von Mannigfaltigkeit und Symmetrie angestrebt hat.** Man fand dort u. A. zwei achteckige Säle von so wunderlichen Formen, daß sie die Betrachter an die bizarren Bauten des Bramante erinnerten. Einigermassen überraschend war ansfangs die Beobachtung, daß diese Säle oder Zimmer zwar zahlreich, aber im Ganzen ziemlich eng sind und daß zum officiellen Empfang, zur Repräsentation kein einziger Raum groß genug scheint. Aber bekanntlich affectirte Augustus dabei das Leben eines gewöhnlichen Bürgers: er wollte für einen ordentlichen, sparsamen Mann von einfachem und mäßigem Geschmack gelten, schließ auf einem niedrigen und harten Bett, trug nur Kleider, welche seine Gattin oder

* Barberi's Plan und sehr merkwürdige Abbildungen der wichtigsten damals auf dem Palatin gefundenen, jetzt verlorenen oder zerstörten Kunstgegenstände finden sich in Guattani's Monumenti antichi inediti di Roma (1785). Unser Grundriß des Palatin giebt eine Reduction des Barberischen Planes. Heute ist dieser Theil des Hügel's nicht zugänglich; er soll dem Publikum jedoch bald geöffnet und die Arbeit der definitiven Freilegung der Reste des Augusteischen Palastes wieder aufgenommen werden.

** Unter den im Hause des Augustus aufgefundenen Räumen befindet sich einer, welchen ich mit seinem lateinischen Namen *sterquilinum* nennen will. Dieser Raum ist ein wahres *Nonument*. Guattani, welcher um Erlaubniß bittet, *senza vergogna* davon zu sprechen, giebt von ihm eine umständliche Beschreibung und hebt bei dieser Gelegenheit hervor: *quanto gli antichi fossero ingegnosi nell' invenzione ed uso delle comodità le più indispensabili e necessarie all' umana vita.*

seine Tochter selbst gewebt hatten, und ließ bei Tisch niemals mehr als drei Schüsseln auftragen. In einem seiner Briefe versichert er, daß er manchmal Morgens faste, „gewissenhafter als ein Jude am Sabbath“. Hinter dieser leutseligen und gewinnenden Einfachheit steckt indessen ein wenig Heuchelei. Trotz seines affectirt bescheidenen Auftretens war doch, wie wir sahen, sein Haus im Inneren kostbar ausgestattet. Dieser Herrscher, der stets die alten Bräuche rühmte, hat

das ich vorfand, war eine Stadt aus Ziegelsteinen; ich hinterlasse ein Rom aus Marmor.“ Jordan bemerkt mit Recht, daß niemals ein Ausspruch wahrer gewesen ist. Vor Augustus fand der Marmor bei römischen Bauten selten Verwendung; unter den Kaisern wurde sein Gebrauch allgemein. Nicht bloß die Herrscher schmückten ihre Wohnungen mit Marmor, selbst in den Läden der Walker und der Weinhändler in Pompeji war er zu finden, aber ganz besonders massenhaft



Ausgang zum Kryptoporticus des Caligula.

nichtsdestoweniger in den Sitten und Gewohnheiten seiner Zeit eine vollkommene Umwälzung zu Stande gebracht, und zu den Fortschritten des Luxus, den er so lebhaft zu beklagen pflegte, hat Niemand mehr beigetragen als er selbst. Eines Tages ließ er vor Senat und Volk eine alte Rede des Antilinus „gegen die Bauwüthigen“ vorlesen; er vergaß, daß er selbst durch seine prachtvollen Bauten das Beispiel und dem Geschmack daran Nahrung gegeben hatte und daß die Borwürfe, die er Anderen machte, größtentheils auf ihn selbst zurückfielen.

Augustus sagte manchmal: „Das Rom,

tritt er auf dem Palatin auf. Nirgends sonst wird er in solchen Mengen angetroffen, und wirklich hätte man einige Mühe sich vorzustellen, wie die Baumeister der Kaiserpaläste sich so leicht diese seltenen und kostbaren Marmorarten aus allen Welttheilen verschaffen konnten, wenn uns nicht eine vor fünfzehn Jahren gemachte Entdeckung zu Hülfe käme. Am Ufer des Tiber, nicht weit von dem sonderbaren, aus Scherben zerbrochener Gefäße bestehenden Monte Testaccio, fand man im Jahre 1867 einen alten Hafen Roms. Noch sieht man die Ringe, an welchen die Schiffe an dem steinernen Quai festgelegt,

die Stufen, auf denen die Lasten hinauf an das Land und zum Flusse hinabgeschafft wurden. In der Nähe des Hafens lagen große Magazine zur vorläufigen Unterbringung der gelandeten Waaren. Als man sie entdeckte, fand sich darin noch eine Menge von Marmorblöcken, deren Bearbeitung aus dem Größten schon begonnen war. Die auf diesen Blöcken wie auf den Steinen der alten Servianischen Mauer sich vorfindenden Steinmehzeichen geben uns über ihre Herkunft und die Art ihres Transportes nach Rom werthvolle Fingerzeige.* Die berühmtesten Steinbrüche der ganzen Welt, die die geschätztesten Marmorarten lieferten, waren Eigenthum der Kaiser; sie reservirten sich dieselben für ihre eigenen Bauten. Unter Trajan gewannen die Arbeiter in diesen Steinbrüchen eine solche Ausdehnung, die Masse der dort beschäftigten Handwerker wurde so beträchtlich, daß man hierfür eine besondere Verwaltung (ratio marmorum) einrichtete, die von der Administration des kaiserlichen Privateigenthums (ratio patrimonii) ressortirte. Jeder Steinbruch wurde von einem kaiserlichen Verwalter (procurator Caesaris) geleitet, unter dessen Befehlen Beamte aller Art: Schreiber, Aufseher, Künstler, standen. Die Zahl der Arbeiter war Legion; zum großen Theil Leute, die von den Gerichten des Reiches „zu den Bergwerken oder Steinbrüchen verurtheilt“ waren — Unglückliche, die, zu diesen fürchtbar schweren Arbeiten in der Regel wenig geschaffen, unter der harten Aufsicht von Sklaven oder Freigelassenen lebendigen Leibes in den schrecklichen Höhlen ihr Grab fanden. Es war dies eine der strengsten Strafen, die ein Richter verhängen konnte; sehr häufig wurden während der Verfolgungen die Christen von ihr betroffen. War der Marmor dann aus den Steinbrüchen herausgeholt, so galt es ihn nach Rom zu schaffen. Aus den Häfen Griechenlands und Asiens, aus Alexandria und Karthago zogen unauflöslieh mit ungeheuren Blöcken beladene schwere Schiffe aus, die mit unendlicher Mühsal und unter Gefahren aller Art

das Meer durchstiegen. Die großen Lastschiffe, welche den Tiber nicht hinauffahren konnten, löschten in Ostia; hier hatte die Regierung für Empfang und Transport des Marmors nach Rom eine besondere Verwaltung eingerichtet. Blöcke von mittlerer Größe wurden auf gewöhnlichen Barken verladen, für monolithische Säulen aber, für Kolossalstatuen oder granitene Obelisken mußten besondere Schiffe konstruirt werden. Man kann sich denken, zu welchen Ausgaben diese entwickelten Operationen nöthigten, welchen Lohn man diesen Tausenden von Arbeitern, Beamten, Seemännern zahlen mußte. Man kann sich vorstellen, was der Marmorblock von dem Tage an, da er aus dem Steinbruch kam, bis zum Tage seiner Ankunft in der Werkstätte des Künstlers, der ihn bearbeiten sollte, kostete. Aber es galt, die Augen der Menge zu blenden, ihrer Bewunderung immer neue Nahrung zu geben. *Gene publica felicitas*, von der auf Inschriften und Münzen so oft die Rede ist, mußte vor Aller Augen in die Erscheinung treten. Damit es Niemand einfiel, die Senatsbeschlüsse, die beim Regierungsantritt jedes Herrschers das wiederhergestellte Gedeihen und das Glück des gesicherten Reiches feierten, der Lüge zu zeihen, und um von diesem Gedeihen handgreifliche Beweise zu geben, war die unaufhörliche Vergrößerung der Feste, die Vermehrung der öffentlichen Monumente eine Nothwendigkeit. So wurde seit Augustus Pracht und Aufwand zu einer politischen Institution, zu einem Mittel der Weltregierung.

Glückliche Umstände begünstigten diese Politik außerordentlich: gerade, als die Herrscher anfangen, sich dem Baulugus zu ergeben, um die Völker zu beschäftigen und zu blenden, vollzog sich in der Baukunst eine Art Revolution, durch welche diese Verschwendung erleichtert wurde. Mehrere Jahrhunderte hindurch hatten die Römer mit gewaltigen Steinblöcken gebaut, die entweder roh oder behauen, stets aber ohne Cement über einander gelegt waren. Auf diese Art der Konstruktion, bei welcher jeder einzelne Stein die Vorstellung einer überwundenen Schwierigkeit erweckt, während sie zugleich dem ganzen Bau den Stempel der Macht und Größe aufdrückt, haben sie auch später nie

* Der unermüdbliche Padre Bruzza hat auch diese Inschriften gesammelt und in der Abhandlung „*Iscrizioni dei marmi grezzi*“ erläutert.

gänzlich verzichtet. Aber es war ein gar langsame und kostspieliges Verfahren, und deshalb gaben sie seit Beginn der Kaiserherrschaft einer anderen Methode den Vorzug. Anstatt ihre Monumente mühsam aus großen Blöcken aufzuthürmen, gewöhnten sie sich an den Gebrauch eines unregelmäßigen Baumaterials, das aus losen Bruchstücken bestand und durch Mörtel zusammengehalten wurde. Dieses System, das sie gewiß nicht selbst erfunden hatten — das Erfinden, wie gesagt, war nicht ihre Stärke —, das sie aber zuerst zu methodischer und allgemeiner Anwendung brachten, bot Leuten, die schnell und wohlfeil bauen wollten, ungemaine Vortheile. Es gestattete die Ausführung kolossaler Gewölbe durch bloße Handarbeiter, ohne anderes Material als Kalk und Kieselsteine. Von wem sie es hatten und welche Periode taufender Versuche sie durchmachten, bis sie die neue Praxis völlig beherrschten, das wissen wir heute nicht. Eines der ältesten und zugleich das schönste der nach diesem System konstruirten Bauwerke ist das Baufteon. Unter Augustus also erreicht es seine Vollendung, und so angemessen war es dem praktischen Sinn der Römer, so nützlich ihrer Politik, daß es während der ganzen Dauer der Kaiserherrschaft in Uebung geblieben ist. Inmitten des allgemeinen Niederganges der Künste haben sich die guten römischen Bautraditionen unverändert, freilich auch ohne Fortschritt, erhalten. Unter den Antoninen baute man gerade so wie unter den ersten Cäsaren. Die Anwendung dieses schnellen und ökonomischen Verfahrens, dessen man sich mit Erfolg fast bis zum letzten Tage Roms bediente, hat allein die großen Bauten der Kaiserzeit ermöglicht.

Tiberius war nicht so verschwenderisch wie Augustus, auch kein so großer Freund vom Bauen wie dieser; doch erinnern auf dem Palatin einige Ruinen auch an ihn. Er scheint das Haus seines Vorgängers nicht bewohnt zu haben und hatte seinen besonderen nach seinem Namen benannten Palaß (domus Tiberiana). Von demselben ist in den Erzählungen der Geschichtschreiber mehrfach die Rede; auch geht aus ihren Worten hervor, an welcher Stelle er gestanden haben muß. Unter diesen

Berichten sind solche, die man nicht vergißt: Tacitus erzählt, daß am 15. Januar des Jahres 69 der Kaiser Galba im Apollotempel bei dem Palaß des Augustus opferte. Ihm stand zur Seite einer seiner Freunde, Otho, den es nach der Herrschaft gelüftete. Die Götter schienen feindlich, die in den Eingeweiden der Opfertihere beobachteten Zeichen waren ungünstig und ein Paruiper verkündete dem Kaiser eine drohende Gefahr. Otho frohlockte, denn er wußte wohl, daß der Augenblick des Ausbruchs der Verschwörung, die seine Freunde gegen den alten Kaiser angesetzt hatten, nahe war. Plötzlich kommt einer seiner Freigelassenen, giebt die Lösung und führt ihn mit sich davon. Otho, auf seinen Arm gestützt, durchschreitet „das Haus des Tiberius“, steigt von dort auf das Belabrum hinab, wendet sich nach rechts dem Forum zu und kommt zum Saturnustempel bei dem goldenen Meilenstein, von wo alle Straßen des Reiches ausgingen. Dort trifft er dreißigtausend Soldaten der Prätorianergarde, die ihn zum Kaiser ausrufen, ihn schnell in eine Säule setzen und ins Lager schaffen, „während Galba,“ sagt Tacitus, „fortfuhr, die Götter eines Reiches, das ihm nicht mehr gehörte, mit seinen Gebeten zu ermüden.“ Das Haus des Tiberius muß also im nördlichen Theil des Palatin nach dem Belabrum hin gelegen haben. Wahrscheinlich war es eine alte Wohnung seiner Familie, die er vergrößern ließ, um sie zur Höhe seines neuen Glückes zu erheben. Heute sind davon nur noch einige enge Gemächer übrig (s. Abbildung S. 509), die wahrscheinlich Räume für Soldaten oder Sklaven gewesen sind; vielleicht findet sich mehr, wenn die Gärten, die heute noch die antiken Bauten bedecken, durch die Ausgrabungen beseitigt sein werden.

Ein wenig höher, an der Ecke des Palatin nach dem Forum hin, lag der Palaß des Caligula. Er soll mit Gemälden und Statuen, die man aus allen berühmten Tempeln Griechenlands geraubt hatte, ansprachvollste geschmückt gewesen sein. Aber der Palatin reichte für Caligula nicht aus; er nahm für seine Bauten das Forum zu Hilfe und machte aus dem Castortempel die Vorhalle seines Hauses. Er hörte sich so oft einen Gott nennen, daß er schließlich selbst daran glaubte, seine Gotttheit erst-

haft nahm und mit allen Bewohnern des Olymps als ein Ebenbürtiger verkehrte. Nicht zufrieden damit, daß er für sich allein einen Tempel hatte erbauen lassen, wo ihm Pfauen, Papageien und andere seltene Vögel geopfert wurden, wollte er auch von den Huldigungen, die man allen übrigen Göttern, seinen Kollegen, darbrachte, seinen Theil. Ost kam er in den Castortempel, setzte sich ernst zwischen die beiden Dioskuren und nahm so die Anbetung der Völker entgegen. Eines Tages bemerkte er in der Menge der Andächtigen einen Schuster, der bei seinem Aublick in lautes Gelächter ausbrach. Wahrscheinlich um ihm Gelegenheit zu geben, sein Vergehen wieder gut zu machen, fragte er ihn, welchen Eindruck er auf ihn mache. Da entgegnete ihm der Schuster: „den Eindruck eines großen Narren.“ Wertwürdigerweise verzieh ihm Caligula seine dreiste Antwort. Einmal aber ergrimmete er gegen den Jupiter vom Capitol, den großen römischen Gott; er warf ihm vor, daß er ihm nicht Ehrerbietung genug erweise. Ost sah man ihn, wie er, außer sich vor Wuth, der hölzernen Bildsäule drohende Worte ins Ohr raunte. „Einer von uns Beiden muß verschwinden,“ so sprach er zu ihr. Schon fürchtete man, er möchte Befehl geben, dem ehrwürdigen Wilde, wie er es mit anderen Göttern gemacht hatte, den Kopf abzuschlagen und ihn durch seinen eigenen zu ersetzen, als er sich plötzlich zufrieden gab. Jupiter, so erklärte er, „habe ihn um Verzeihung gebeten,“ und aus der Wuth auf einmal in das Uebermaß leidenschaftlicher Zuneigung umschlagend, wollte er seinen neuen Freund nicht mehr verlassen. Um ihm näher zu sein und ihn ohne Weiteres jeberzeit in seinem Hause aufsuchen zu können, ließ er eine kühne Brücke bauen, die über die höchsten Gebäude des Forums hinwegging und den Palatin mit dem Capitol verband.

Diese Brücke ist schon früh zerstört worden; fast nichts von ihr ist bis auf uns gekommen (s. Abbildung S. 513), aber dennoch ist Caligula's Andenken auf dem Capitol lebendig geblieben: es knüpft sich an einen anderen uns durch die Ausgrabungen wiedergegebenen Ueberrest der kaiserlichen Wohnung. Nicht weit von der alten porta Mugonia, nahe bei dem Tempel des Jupiter Stator, fand man einen jeuer verded-

ten unterirdischen Gänge, die bei den Römern „cryptoporticus“ hießen und durch welche man, ohne Straßen oder öffentliche Plätze zu betreten, direct aus einer Wohnung in die andere gelangen konnte (vgl. Plan 5). Der hier entdeckte Gang ist einer der längsten, die man kennt; er beginnt dicht bei der palatinischen Straße (s. Abbildung S. 517), zieht sich über hundert Meter weit längs der Häuser des Caligula und des Liberius hin, wendet sich dann plötzlich im rechten Winkel nach rechts und setzt sich bis zu der Stelle fort, wo er einen der heute zerstörten Paläste erreichte. Er war, wie die noch erhaltenen Reste der Decoration beweisen, ziemlich ansge schmückt und empfing sein Licht durch Oeffnungen, die in der gewölbten Decke angebracht waren. Hier in diesem Dämmerlichte war es, wo sich am 24. Januar des Jahres 41 ein schreckliches Ereigniß abspielte, dessen Einzelheiten uns der Geschichtschreiber Josephus ausführlich erzählt. Caligula war anfangs bei allen Römern so beliebt, daß man in drei Monaten mehr als 160000 Thiere geopfert haben soll, um den Göttern für seinen Regierungsantritt zu danken; doch genügten ihm drei Jahre, die Furcht und den Abscheu der ganzen Welt gegen sich aufzuregen. So kam es denn zum Zwecke der Befreiung des Reichs von dem Tyrannen zu einer Verschwörung, deren Haupt der Kriegstribun Cassius Chærea war. Dieser Chærea, obgleich nicht mehr jung, hatte in seiner ganzen Haltung, in Kleidung und gewählter Sprache etwas Heroisches und Anmuthiges, einen Schein von nachlässiger Weichlichkeit, so daß er für minder energisch galt, als er in Wirklichkeit war. Unter diesem sturberhaften Aeußeren schlug jedoch das Herz eines Soldaten. Er war überdies ein Republikaner, der inmitten der Leute, die eifrig der neuen Regierung schmeichelten, des alten Regiments gedachte. Diesen Mann überhäufte Caligula, dessen schänder Uebermuth ebenso groß war als seine Grausamkeit, mit unaufhörlichen Beschimpfungen. Jedesmal, wenn der Tribun, wie es üblich war, die Losung bei ihm holte, machte sich der Kaiser, um ihn als Weichling zu verhöhnen, ein Vergnügen daraus, ihm niedrige oder unauktändige Worte zu geben, wodurch er ihn zum Spott und Gelächter der übrigen Offiziere und

Soldaten machte. Mit Vorliebe schien er gerade ihn immer für die unangenehmsten Geschäfte zu wählen. Eines Tages beauftragte er ihn, eine Schauspielerin, auf deren Geliebten man es abgesehen hatte, zu foltern; aber trotz der furchtbarsten Leiden weigerte sich die Arme, irgend etwas zu bekennen, was den Mann, den sie liebte, gefährden konnte. Chærea, mit sich und

wo sich später der Titusbogen erhob. Dort wurde aus Brettern ein provisorisches Theater erbaut, in welchem sich mehrere Tage hindurch eine dichte Menge drängte. An jenem Tage war dieselbe zahlreicher als je, denn am Abend sollte ein seltsames Schauspiel stattfinden, eine Darstellung von Szenen aus der Unterwelt durch eine Truppe von Aegyptern und Aethiopiern.



Vorbereitend des „Vaterlandes des Libanus“.

den Anderen unzufrieden, voll Scham über die Rolle, die man ihn spielen ließ, entrißte über die Beschimpfungen, mit denen der Kaiser ihn überhäufte, faßte den Entschluß, seinen Peiniger zu tödten. Nach langem Zögern beschloß man, den Plan während der palatinischen Spiele, die zu Ehren des Augustus gegeben wurden, auszuführen. Diese Spiele wurden am Fuße des Hügels gefeiert, in der Nähe der Stelle,

Um Mittag pflegte der Kaiser auf kurze Zeit in seinen Palast zurückzukehren, um zu speisen und sich auszuruhen; dort erwarteten ihn die Verschworenen. Mit seinem Oheim Claudius und einigen Freunden kam er aus dem Theater; vor ihm her schritten die germanischen Krieger, die in der Regel seine Leibwache bildeten. Als er das Thor des Palatin passirt hatte, ließ er die Bedeckung auf der Straße, die zum Palaste führte, weiter vorrücken; er selbst wandte sich und schritt den Kryptoporticus hinab; er wollte nach den Kindern von vornehmer Abkunft sehen, die er

für die Spiele, welche er dem Volke zu geben gedachte, aus Aſien hatte kommen laſſen. An dieſem abgelegenen Orte wurden ſie im Gefang der Hymnen und im Waſſentanz geübt. Der Tribun Chærea, der an jenem Tage gerade den Dienſt hatte, eilte dem Kaiſer nach; er erklärte, derſelbe wolle allein ſein, und hatte ſo dafür geſorgt, Neugierige und Höflinge zu entfernen. Darauf folgte er mit den Verſchworenen dem Kaiſer auf dem Fuße, näherte ſich ihm, während er mit den jungen Leuten ſprach, und traf ihn mit dem Schwert an der Hand. Caligula, der nur verwundet war, raffte ſich, ohne ein Wort zu ſprechen, auf und verſuchte zu entfliehen. Aber ſchon hatten ihn Chærea's Miſſthulbige umringt, und dreißig Dolchſtiche ſtedten ihn zu Boden. Auf den Lärm ſtürzten die Soldaten der Leibwache herbei; die Verſchworenen, die nicht mehr zurück konnten, weil ſie ſonſt auf ihrem Wege den Offizieren des Kaiſers und den Germanen, die ihn zu rächen kamen, begegnet wären, eilten weiter den Gang hinab bis zu der Stelle, wo ſich nach Joſephus das „Haus des Germanicus“ befand, und gewannen dann leicht das Freie.

Die Erzählung von dem furchtbaren Tumult, der ſich nach dem Tode des Kaiſers erhob, muß man bei den Geſchichtſchreibern nachleſen. Die Germanen, denen es um den Ermordeten leid war, hieben in der Nähe des Ganges und des Palaſtes Alles, was ſie auf ihrem Wege trafen, zuſammen: Unſchuldige und Schuldige fielen unter ihren Streichen. Inzwiſchen begann das Gerücht von dem Geſchehenen ſich im Theater zu verbreiten. Obgleich Jedermann es wünſchte, wagte doch Niemand daran zu glauben; und was, ſagt Sueton, am beſten zeigt, wie groß die Furcht war, in der die Menſchen lebten: man meinte, der Herrſcher habe die Nachricht ſeines Todes ſelber ausgeprengt, um die, welche ſich darüber freuten, beſtrafen zu können. Die ſeltſamſten Gerüchte gingen um: man wußte ſich nicht zu rathen, Niemand hatte den Muth, ſeine wirkliche Geſinnung kund zu thun oder von der Stelle zu weichen, als trunken von Blut und Horn die Germanen erſchienen und, überall Miſſthulbige der Mörder ſehend, ſich auf die wehrloſe

Menge zu werfen drohten. Nur mit großer Mühe gelang es, ſie zu beruhigen, und nun ſtücketen ſich die Zuſchauer inmitten einer entſehlichen Verwirrung.

Der Kryptoporticus, in welchem dieſe blutigen Ereigniſſe ſtattfanden, iſt faſt vollkommen erhalten. Wir durchſchreiten ihn noch in ſeiner ganzen Länge, und die Phantafie kann ſich leicht den ſchrecklichen Auftritt, der ſich dort vor achtzehn Jahrhunderten abspielte, vergegenwärtigen. Wir ſehen ihn wieder, dieſen durch alle denkbaren Ausſchweifungen erſchöpften Herrſcher, dieſen Greis von neunundzwanzig Jahren, wie ihn Seneca und Sueton in unanſelöchlichen Zügen geſchildert haben, mit dem kleinen Kopf auf dem ungeheuren Körper, den hohlen Augen, der bleichen Geſichtsfarbe, dem fahlen Blicke, dem ſchon von Natur düſteren Antlitze, das er in ſeltſamer Koketterie durch abſichtliche Entſtellung noch abſchreckender zu machen ſuchte. Wir folgen den Mörder von dem Augenblicke, wo ſie mit ihm den Gang betreten, bis zu dem Augenblicke, wo ſie, nach Tödtung des Kindes bei dem Vater Schutz ſuchend, durch das „Haus des Germanicus“ entfliehen. Vielleicht iſt uns eben dieſes Haus durch einen glücklichen Zufall noch erhalten, denn viele Gründe ſprechen dafür, daß es mit dem am Ende des Ganges faſt unverfehrt aufgefundenen identiſch iſt. (Vergl. Plan 6 und Abbildung Seite 521.)

Entdeckt wurde es von P. Roja im Jahre 1869, und ſicher iſt es einer der merkwürdigſten Reſte auf dem Palatin. Die Frage, wem es gehört haben kann, iſt vielfach erörtert worden. Da es dem Palaſt des Tiberius ſo nahe liegt, war die Annahme natürlich, daß es das Haus ſeiner Familie geweſen iſt, wo er geboren wurde und das ihm dann ſein Vater ſterbend hinterließ. So nannte man es zuerſt das „Vaterhaus des Tiberius“. Etwas ſpäter jedoch fand ſich in den Fundamenten ein bleierneſes Waſſerleitungsrohr, auf welchem in kurzen Zwiſchenräumen und in erhabenen Buchſtaben die Inſchrift Juliae Auguſtæ ſtand. Dieſen Namen — wahrſcheinlich iſt es der der Eigenthümerin — führten mehrere Frauen, beſonders auch Livia, die Gemahlin des Auguſtus, und Renier iſt überzeugt, daß ſie hier gemeint iſt. Das Haus auf dem Palatin

wäre demnach dasjenige, in das sich Livia nach dem Tode ihres Gatten zurückzog; dort hätte sie, nach Renier, traurig und vereinsamt ihre letzten Lebensjahre zugebracht, verfolgt vom Hasse und von der Eifersucht ihres Sohnes, der darüber eröthete, daß er ihr seine Größe verbannte. Andererseits scheint unser kleines Haus den Verfasser der „Guida del Palatino“, Visconti und Vanciani, dasselbe zu sein, von welchem Josephus in seinem Berichte spricht, durch das die Mörder Caligula's entwichen; sie nennen es unbedeutlich das „Haus des Germanicus“. Wie es sich nun auch mit diesen Meinungen, die vielleicht sogar mit einander vereinbar sind, verhalten möge, jedenfalls ist das Haus älter als der unterirdische Gang; verschiedene bauliche Details beweisen, daß es aus der Zeit des Endes der Republik oder der ersten Jahre des Kaiserreichs herrührt. Es erhielt sich inmitten der Wechselfälle und Wandlungen, die über den Palatin dahingingen; mehr und mehr versteckt und begraben von den großen Palästen, die sich rundum erhoben, war es ihm beschieden, sie alle zu überleben.

Das ganze untere Stockwerk ist vollkommen erhalten. Auf das Atrium, zu welchem einige Stufen hinabführen, öffnen sich vier Räume, die noch heute mit den schönsten Malereien, den unversehrtesten, die man in Rom entdeckt hat, geschmückt sind. Längs der Kranzgesimse laufen reizende Arabesken, Gewinde aus Blättern und Blumen mit geflügelten Genien dazwischen, phantastische Landschaften, Alles im zierlichsten Geschmack. Die Mitte der Wandfüllungen schmücken fünf große Fresken, von denen jede einen anderen Gegenstand darstellt. Die beiden an Größe und Ausführung weniger bedeutenden sind Scenen eines geheimen Gottesdienstes. Auf einem anderen, etwa drei Meter hohen Bilde sehen wir eine Straße von Rom wie durch ein offenes Fenster. Auf diese Art pflegte man die Zimmer größer und heiterer zu machen und den römischen Häusern den freien Ausblick auf die Straße, der ihnen in der Wirklichkeit gewöhnlich fehlt, künstlich zu geben. Noch heute findet man dies Verfahren. Wer je in Italien eine Reise gemacht hat, weiß, wie große Liebhaber dieser Truglandschaften und Perspektiven die modernen Italiener sind

und mit welchem Talent ihre Decorationsmaler uns Derartiges vor Augen führen. Wir betreten einen Hof und erblicken auf der Mauer im Hintergrunde anstatt der matten schmutziggroßen Gipsfarbe oder des schreiend weißen Kalkbewurfs eine von schönen Gebäuden begrenzte Straßensucht, einen Garten, ein Waldstück, in dessen Bäumen Vögel nisten, oder Weinlauben, von denen reife Trauben niederhängen. Dieser Erjaß bereitet unserem Auge, ohne daß sich dasselbe täuschen läßt, dennoch lebhaftes Vergnügen; mit Wohlgefallen genießt der Geist die je nach der Geschicklichkeit des Malers mehr oder weniger lange Illusion. Von den Künstlern, welche die Häuser der campanischen Städte und des kaiserlichen Rom decorirten, bis herab auf die, welche heute die Wände der Häuser von Genua, Mailand, Padua und Bologna mit ihren Wasserfarben schmücken, besteht eine ununterbrochene Tradition, eine von Jahrhundert zu Jahrhundert durch alle politischen Wechselfälle hindurch getreulich überlieferte Erbschaft. Der Prospect auf dem Palatin zeigt uns den Blick auf eine Straße: Häuser mit offenen Terrassen vor jedem Gehchoß oder mit Balconen, die mit einem leichten, nach Art der heutigen Voggien von Säulen getragenen Dache bedekt sind. Menschen blicken aus den Fenstern auf die Vorübergehenden. Eben tritt eine Frau aus ihrer Thür; in ihrer Gesellschaft befindet sich ein junges Mädchen, das in der Hand eine jener Schüsseln trägt, auf welche die heiligen Opfertuchen gelegt wurden; vielleicht gehen Beide, in einem Tempel in der Nähe eine Spende darzubringen. Es ist also eine wirkliche Localdarstellung, eine Straße Roms in getreuer Abbildung, und wir haben hier auch, was in Pompeji fehlt, Häuser mit mehreren Stockwerken.

Die beiden anderen Gemälde sind mythologischen Inhalts. Auf dem einen sehen wir Polyphem, wie er die Galatea verfolgt. Der Niese steht bis zur Brust im Wasser, und um zu zeigen, daß ihn seine Leidenschaft ganz beherrscht, hat der Maler hinter ihm einen kleinen ungeschliffenen Liebesgott dargestellt, der auf seiner Schulter steht und ihn mit einem Bande zügelt. Galatea entflieht auf einem Hippokamp; sie wendet sich nach dem Cyclopon um;

den rechten Arm stützt sie auf das Kreuz des Pferdes, während der linke, den Hals des Thieres umschlingend, einen rothen zu den Hüften niederleitenden Mantel festhält. Von diesem rothen Gewande und der schwarzen Pferdemaähne hebt sich der weiße Leib der Nymphe glänzend ab. Im Hintergrunde erblickt man einen von hohen steilen Gestaden eingeschlossenen Meeresarm. Die Berge sind von Bäumen gekrönt, das Wasser ist noch immer klar und durchsichtig. Ich erinnere mich keiner antiken Landschaft von fähnerer und glücklicherer Naturauffassung. Die andere Freske, der Ausführung nach die schönste von allen, zeigt die Io in dem Augenblicke, da Hermes sie von Argos befreien will. Nichts kann zierlicher und anmuthiger sein als die Haltung der trostlosen Jungfrau. Ihre Augen schlägt sie zum Himmel auf; ganz in ihren Schmerz versunken, hält sie auf der Brust kaum noch das Gewand fest, das zu Boden gleiten will. Hinter ihr naht leise, den Blicken der Io und ihres Hüters durch einen Felsen entzogen, Hermes, während der wachsame Argos sein Opfer nicht aus den Augen läßt und bereit scheint, sich auf den furchtbaren Befreier zu stürzen. Dieses Gemälde verräth eine außerordentlich geschickte und sichere Hand, die Umrisse sind bei aller Feinheit scharf und bestimmt; die Farbencala, die sich in verhältnißmäßig hellen Tönen hält, macht einen harmonischen, das Auge beruhigenden Eindruck. In Pompeji möchte wohl kaum eine Figur zu finden sein, die dieser Io auf dem Palatin gleichkame; die Verhältnisse sind hier schlanker und zarter, das Colorit durchsichtiger und milder als bei den campanischen Malern. Ist diese überlegene Feinheit der Auffassung und Ausführung durch den Umstand zu erklären, daß die Maler in Rom weit mehr Gelegenheit hatten als die in der Provinz, die griechischen Originale in der Nähe zu studiren? Ist hier besonders der Einfluß zu veranschlagen, den die reiche Wirklichkeit, von der sie umgeben waren, vielleicht auch die Erscheinung der römischen Weltkame in dem großen Culturmittelpunkt auf die Künstler ausübten mußte? W. Helbig, einer der besten Kenner der antiken Malerei, wirft ähnliche Fragen auf und scheint nicht abgeneigt, sie zu bejahen.

Es ist offenbar sehr überraschend, daß dieses zierliche Hänschen, das durch Gänge und Straßen kaum von den Kaiserpalästen getrennt ist, vom Ende der Republik bis zum Untergang des Kaiserreichs ohne bemerkenswerthe Veränderung bestehen konnte. Vielleicht schützte es die Erinnerung an die erlauchten Gäste, die es in den ersten Jahren bewohnten; vielleicht hatten auch die Kaiser, die dann folgten, einen besonderen Grund, es so sorgfältig zu unterhalten und zu restauriren.* So angenehm es auch sein mag, Kaiser oder König zu sein, manchmal wird dieses lästige Amt doch langweilig, und die Herrscher empfinden dann das Bedürfnis, ein wenig von ihrer Höhe herabzusteigen. Dies officielle und öffentliche Leben würde auch die Ausdauerndsten und Ehrgeizigsten ermüden, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein wenig Schatten und Einsamkeit es unterbräche. Ging doch selbst Ludwig XIV., der für diese beständige Repräsentation wie geschaffen und von Kindheit an daran gewöhnt war, bisweilen nach Marly, wo die Etiquette weniger streng war, um sich der von Saint-Simon so genannten „Mechanik des Hofes“ zu entziehen und ein wenig mehr sich selbst anzugehören. Wer weiß, ob dieses kleine reizende Haus, das den kaiserlichen Palästen so nahe und doch von ihnen unabhängig ist, worin nichts an die höchste Würde erinnert, den von den Sorgen der Regierung ermüdeten Herrschern nicht manchmal als Zufluchtsort gedient hat? Es war ganz dazu angethan, sie zu erquicken; es bot ihnen ein Abbild des Privatlebens, nach welchem sich Jeder, der es verlassen hat, dann und wann mit Sehnsucht zurückwendet. Mir will scheinen, daß, ganz abgesehen von dem Vergnügen, das uns die schönen Malereien auf den Wänden gewähren, der Gedanke, daß Fürsten wie Vespasian oder Titus, Trajan oder Marc Aurel es oft betreten, daß sie dort im harmlosen Gepsander mit ihren Freunden angenehme Stunden verleben haben, das Interesse seines Besuches nicht wenig erhöht.

Von Nero ist auf dem Palatin nichts übrig. Da er vor Allem am Niesenhafte

* Inchriften auf den dort gefundenen Pleistobren beweisen, daß das Haus unter Domitian und Septimius Severus restaurirt wurde.

Geschmack fand, so träumte er den Bau eines Palastes, der eine ganze Stadt umschließen sollte. Der enge Hügel, der schon von Tempeln und Häusern, die auch er respectiren mußte, bedeckt war, gewährte ihm nicht Platz genug für die von ihm geplanten kolossalen Anlagen; so beschloß er, seinen Palast anderswo zu errichten. Bereits hatte sich Caligula gegen das Forum hin Eingriffe erlaubt; nun kam Nero auf den Gedanken, sich über die weite, den Palatin und Cälius vom Esquilin trennende Ebene hinweg bis zu den Gärten des Mäcenat hin auszudehnen. Nachdem die schreckliche, zehn Tage währende Feuersbrunst die Häuser, die im Wege standen, fortgenommen und das Terrain frei gemacht hatte, gingen Severus und Celer, Nero's Baumeister, an das Werk. Ihre Kühn, an überraschenden Combinationen fruchtbarer Phantasie war ganz dazu geschaffen, einen Herrscher, dessen kranker Geist nur an neuen Schauspielen und außerordentlichen Einfällen Gefallen fand, zu entzücken. Sie erbauten ihm einen Palast, wie man noch keinen gesehen. Der ungeheure Raum, über den sie verfügten, ward mit Anlagen jeder Art bedeckt. An den Eingang, in der Nähe des Platzes, wo Hadrian später den Tempel der Roma errichtete, stellten sie die Bildsäule des Herr-

schers, einen Kolosß von 120 Fuß Höhe, der in der Folge in ein Bild des Sonnengottes umgewandelt wurde. Drüben am Esquilin, wo die Erde so fruchtbar ist, breiteten sich weite Wiesenflächen, Felder, Weingärten, Wälder aus, in denen wilde Thiere umhergeschweifen. Im Mittelpunkt der Ebene wurde ein Teich gegraben, „groß wie ein Meer“, sagt Sueton, an dessen Ufern malerische Gebäude sich erhoben. In dem eigentlichen Palast aber strahlte Alles von kostbaren Metallen und von seltenen in die Wände eingelassenen Steinen. Das „Goldene Haus“ war sein Name. Da sah man ungeheure Säulengänge, Speiseäle mit Tischen aus Eisenbein, Springbrunnen mit kleinen eingedohrten Löchern, aus denen ein unmerklich feiner Regen von köstlichen Wohlgerüchen und Essenzen auf die Tafelnden herabfiel, Bäder, wo in großen Bassins das Wasser des Meeres und aller möglichen Schwefelquellen im Ueberfluß zu finden war. Als Nero von seinem neuen Hause Besitz ergriff, war er gnädig genug, seinen Baumeistern, die ihn nach Wunsch bedient hatten, zu danken. Da äußerte er denn: „Nun habe ich doch endlich eine Wohnung.“

(Schluß folgt.)





Zwei spanische Komödien, ihre Wandlungen und Wanderungen.

Von

Gisbert Freiherr Vincke.

Der Spruch, daß die Bücher ihre Schicksale haben, gilt noch mehr von den Schauspielen. Wie manches Drama wurde bei seinem Erscheinen von den Zuschauern mit Jubel begrüßt, um dann Jahre lang die Bühnen zu beherrschen und — der Vergessenheit anheimzufallen. So, in unserem Jahrhundert, unter vielen anderen „Die Schuld“ von Müllner, „Das Bild“ von Houwald; die Mode ließ sie emporsteigen und versinken, denn auch den Geschmack beherrscht die Mode, ihr ist nur das unantastbar, was sich durch reinen Werth über sie erhebt.

In diesem Kreise gehört das Lustspiel „Donna Diana“. Die stolze Catalonierin ward endlich besiegt von der Liebe, sie wird nie besiegt von der Zeit: wie vor zweihundert Jahren huldigt ihr Alles noch heute. Aber im bunten, romantischen Wechsel bewegen sich die Schicksale der Fürstentochter, bis es ihr gelang, in Deutschland eine zweite Heimat zu finden.

Als Donna Diana's poetischer Vater pflegt bei uns Moreto zu gelten; auf seinen Namen beruft sich Karl August West, der ihr die dauernde Stätte bei uns gründete. Wenn auch diese Angabe nicht unrichtig ist, so wird doch neben dem Vater noch der Großvater nebst den Seitenverwandten aufsteigender Linie zu

nennen sein, denen Donna Diana Manches zu danken hat. Ihr Stammbaum leitet zurück auf Lope de Vega, mit dem vollen Namen genannt: Frey Lope Felix de Vega Carpio.* Geboren 1562 und früh verwaist, wurde Lope zuerst Soldat, dann Student in Salamanca, später Secretär im Dienste vornehmer Spanier und wiederum Kriegsmann auf der „unüberwindlichen Armada“; nach manchem Abenteuer in der Liebe und im Kriege und nachdem ihm zwei Frauen gestorben, trat er endlich, ein hoher Vierziger, in den geistlichen Stand und erreichte die Würde eines apostolischen Protonotars bei dem Erzbischof von Toledo. Nun erst verbreitet sich in immer weiteren Kreisen sein Ruhm als Dichter, er wird der gefeierte Liebling des spanischen Volkes. Der das höchste Schöne ausdrücken will, der wählt dazu seinen Namen: man spricht von einer Lope-Rose, von einem Lope-Brillant. Der Dichter starb 1635, er hatte Komödien geschrieben — mehr als Saub am Meere, wenigstens waren auch sie nicht zu zählen. Nur der kleinste Theil davon erschien im Druck, die Manuscripte verzettelten sich oder sie liegen vergraben im Bibliothekenschaub; aber volle fünfzehn-

* Schall, Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien. Frankfurt a. M. 1854. II, 152.

hundert Komödien (kleinere dramatische Sachen nicht gerechnet) dürfen als sicher gelten. Dabei sind denn manche Wiederholungen unvermeidlich, und so finden sich auch Anklänge an die Idee der „Donna Diana“ in den folgenden Stücken: *La hermosa sea* (Die häßliche Schöne).^{*} Da ist Ricardo, Fürst von Polen, der aus seiner Heimat gen Lothringen zieht, weil er dort Herz und Hand der schönen Herzogin Estella zu gewinnen hofft. Die weite Fahrt verläuft ohne Abenteuer, aber in Lothringen vernimmt er, daß vor dem Auge der spröden Herzogin noch kein Mann Gnade gefunden hat, daß bis zur Stunde jeder Bewerber mit dem unvermeidlichen Korbe heimgeschickt ward. Die bedenkliche Kunde mahnt zu besonderer Vorsicht. Der Freier aus Polen brüht über Plänen, und dennoch den Sieg zu gewinnen; da kommt ihm der sinnreiche Gedanke: Estella's Eitelkeit und Neugier zu erregen, um auf diesem Wege in ihrem Herzen Verbündete zu erwerben. Ricardo verschwindet nun, ohne sich am Hofe von Lothringen zu zeigen, aber er bringt auch das Gerüde herum: als der fahrende Fürst die Herzogin nur von Weitem erblickt habe, da sei sie ihm so häßlich erschienen, daß er's für gerathener hielt, lieber gleich von hinnen zu ziehen. Die wunderliche Mär beschäftigt alle Zungen, sie kann der Herrin nicht verborgen bleiben, und nun süßt Estella durch Ricardo's Verschwinden ihre Neugier gestachelt, durch seinen schlechten Geschmack ihre Eitelkeit verletzt, sie hat jetzt nur den einen Wunsch, diesen Abtrünnigen von Angesicht zu sehen, seine Huldigung zu erzwingen. Indessen ist am Hofe der Cavalier Lauro erschienen, dessen Gewandtheit das Vertrauen der Herzogin gewinnt. Als geschmeidiger Zwischenträger ihren Absichten dienend, schleicht er sich immer mehr in ihre Gunst, bis endlich Lauro die Maske abwerfen darf, um als Fürst Ricardo die stolze „Hermosa“ sein zu nennen.

Ein zweites Stück führt den seltsamen Titel: *El perro del hortelano* (Der Hund des Gärtners).^{**} Die Erklärung liegt in

dem spanischen Sprichwort: *Eres como el perro del hortelano* (Du bist wie der Hund des Gärtners); dieser findet nämlich selbst keinen Geschmack daran, Kohl zu fressen, und aus egoistischer Tücke will er nun auch nicht, daß die Ziege ihn fressen soll. Ebenso kann Gräfin Diana, die Heldin des Stückes, ihren Secretär Theodor, den sie heimlich liebt, nicht zum Gatten erwählen, weil er im Range zu tief unter ihr steht, und nun — gleich dem Hunde des Gärtners — will sie auch nicht, daß die Jose Marcella ihn als Gatten besitzen soll. Marcella harmonirt mit ihrer Herrin in der Leidenschaft für Theodor, und sie glaubt sich wiedergeliebt, weil er sich's gefallen läßt, von ihr geliebt zu werden. Seine Gutmütigkeit hindert ihn, sie aufzuklären, da sein Herz, trotz aller Hoffnungslosigkeit, längst und ganz der Gräfin gehört. So entstehen vielfältige Verwickelungen, bei denen Diana zwischen Stolz und Liebe hin- und herschwankt. Die gewaltthame äußerliche Lösung, welche den Secretär durch Betrug zum geraubten Grafenkinde stempelt, bedünkt uns freilich allzu spanisch.

Tritt schon in diesen Stücken unverkennbare Aehnlichkeit mit unserem Lustspiel hervor, so ist das noch entschiedener der Fall bei dem folgenden: *Los milagros del desprecio* (Wunder wirkt die Verachtung).^{*} Hier sind die handelnden Personen:

Don Pedro Giron,	} Verehrer der
Don Alonso,	
Don Juan,	}
Donna Juana de la Cerda.	
Donna Beatriz, deren Ruhme.	
Leonor, Juana's Hofe.	
Donna Juana's Oheim.	
Hernando, Diener des Don Pedro.	

Also das vollständige Personal unserer „Donna Diana“, nur mit dem Unterschiede, daß die beiden Ruhmen Laura und Zenisa hier durch die eine Beatriz vertreten werden. In der Ausführung zeigt sich größere Verschiedenheit: alle Motive sind mehr äußerlich, die Fäden mehr mit materieller Rührtheit ver-

^{*} Eine deutsche Uebersetzung ist mir nicht bekannt.

^{**} Deutsche Bearbeitung von P. Braunfels: Dramen aus und nach dem Spanischen. Frankfurt a. M., Sauerländer, 1856. I, 149.

^{*} Deutsch von G. A. Dohrn: Spanische Dramen. Berlin, Nicolai, 1841. II, 1.

sungen. Daneben kommen und gehen die Personen öfter wie auf Commando. Solche rohere Behandlung war nicht zu vermeiden, nachdem Lope die Intrigue den Händen Hernando's anvertraut hatte, denn der ist der Grazioso, der Clown. Don Pedro und Donna Juana hegen kaum andere Gesinnungen als Cesar und Diana, während Ruhme Beatriz es unbedenklich findet, vorkommenden Falls Liebe mit Liebe zu erwidern, weshalb sie in das Haus Juana's, wie in eine Heilanstalt, gegeben wird. Nachdem nun Don Pedro (sehr widerwillig) der spröden Juana seine Verachtung, seine nahe Rache erklärt hat, verschärft dies Hernando durch die Mittheilung, daß der Cavalier eine Andere liebe, daß er sich's bereits angelegen sein lasse, Juana dem Spotte der Welt preiszugeben, indem er sie häßlich nenne und ihr falsches Haar, falsche Zähne nachjage. Als aber die Donna, von Eifersucht gepeinigt, den Hernando beschwört, er soll ihr die Glückliche zeigen, welcher Don Pedro jetzt huldige — da schleppt der Grazioso die Aermste bei Nacht, im strömenden Platzregen auf und ab durch die Straßen. Zum Schluß fordert Juana von Pedro den Namen seiner Dame; er stellt als Bedingung, sie soll ihm ihre Hand darauf geben, bei dieser Dame vermittelnd für ihn einzutreten, und dann erklärt er: die Hand, welche jetzt in der seinigen ruhe, sei die Hand seiner Dame.

So weit reicht das Material, welches Lope de Vega hergerichtet hat; es wird noch vervollständigt durch den Dichter Tirso de Molina oder, wie sein wahrer Name lautet: Frey Gabriel Tellez.* Er war geboren um das Jahr 1570, von seinen Jugenderlebnissen wissen wir nichts, im fünfzigsten Jahre wurde er Mönch und starb, nahezu achtzigjährig, als Doctor der Theologie und Prior des Klosters Soria. Auch die Zahl seiner Komödien blieb unermittelt; er schrieb deren weniger als Lope de Vega (nur etwa dreihundert), aber Lope ist der Einzige, welcher mehr schrieb als er. Freisinnige Anschauung, übermüthiger Humor, reiche Erfindung zeigen sich bei ihm im Rahmen der glänzendsten Sprache; so beherrscht er die verschiedenen

Gebiete des Dramas.* Von seinen Komödien kommen hier zwei in Betracht, welche gerade nicht zu den besten zählen. Erstlich: Celos con celos se curan (Eifersucht heilt Eifersucht). Da liebt Prinz Cesar von Mailand die verführerische Marquise Sirene, und diese ist nicht bloß schön, sie will auch, daß ihre Schönheit gefallen soll, sie will absolute Herrscherin sein, nach ihrem Gefallen. Um aber den Prinzen (der bald zum Herzog von Mailand aufsteigt) desto fester an sich zu fetten, soll er eifersüchtig werden, und Sirene beglückt nun mit augenfälliger Huld den Cavalier Marco Antonio, dessen Geistesgaben solcher Auszeichnung nicht eben entsprechen. Das richtige Mittel erzielt die richtige Wirkung: der verliebte Herzog Cesar geräth in große Bestürzung. Aber sein Freund Carlos, ein nüchternere Beobachter wie der spätere Freund des Clavigo, durchschaut die List und weiß klugen Rath, ihr zu begegnen: Cesar soll Gleiches mit Gleichem vergelten; so wird denn Gräfin Narcisa durch seine Gunst ausgezeichnet. Dieser Schachzug bewährt sich glänzend: Marquise Sirene kann unter den Qualen der Eifersucht die Maske nicht festhalten, sie verräth ihre Liebe zum Herzog Cesar, und die sich finden sollten, haben sich gefunden.

Das zweite Stück Tirso's heißt: Del enemigo el primer consejo (Laß zuerst vom Feind dir rathen).** Aus der vielverzweigten Handlung schält sich folgender Kern. Graf Alfonso von Gonzaga liebte seit früher Jugend seine reizende Ruhme, die Gräfin Serafine von Cajale, allein sie liebt ihn nicht, und so holt er sich zweimal bei ihr einen Korb. Nun ist Alfonso der erklärte Günstling des Kaisers Friedrich; dieser hat den Ereignissen nicht gleichgültig zugeesehen, er stellt jetzt der Gräfin von Cajale die harte Wahl: entweder soll sie den Grafen Alfonso zum Gatten nehmen oder — auf ihren Lehnbesitz verzichten. Die Lage ist schlimm

* Er brachte auch die erste dramatische Bearbeitung der Volkssage von Don Juan Tenorio, unter dem Titel: „Der Verführer von Sevilla oder Der steinerne Gast.“ Damit stimmt das Libretto zu Mozart's Oper in allen Hauptpunkten überein, es ist nur wesentlich abgeschwächt.

** Eine deutsche Uebersetzung der beiden Komödien ist mir nicht bekannt.

* Schad a. a. O. II, 552.

genug; da erscheint Alfonso bei der spröden Geliebten: in hartnäckiger Großmuth will er entzagen und verschwinden, dann bleibe ihr die Wahl erspart und der Spruch des Lehnsherrn sei hinfällig. Allein Serafinens nüchterne Klugheit besorgt, ein so gewaltiges Zerhauen des Knotens werde den Zorn des Kaisers nicht von ihr abwenden, darum ersinnt sie andere Auskunft: Alfonso soll sich den Anschein geben, als ob er Serafinen vergessen habe und vielmehr jetzt die Donna Lucretia liebe, zugleich aber soll er Lucretia's Ritter, den edlen Ascanio, bestimmen, die scheinbare Neigung Serafinens zu erwidern. Diesen Rath seiner Jugendseindin läßt sich der Graf von Gonzaga gefallen, und Ascanio übernimmt ebenfalls bereitwillig die ihm zugedachte Rolle. Das falsche Doppelspiel führt nun unausbleibliche Verwickelungen herbei, welche sich endlich dahin zuspitzen, daß die Gräfin Casale bekehrt wird und ihren getreuen Betler Alfonso wirklich liebt, um sich mit ihm zu vermählen, während Ascanio und Lucretia einander trenn bleiben.

In diesen fünf Komödien liegen alle Hauptmotive der „Donna Diana“ neben einander; so fehlte nur noch der Künstler, welcher es verstand, zu finden, zu lösen und zu binden, damit das zerstreute Einzelne zum vollendeten Ganzen sich vereinige. Denn in Spanien war damals die literarische Piraterie weder ungewöhnlich noch verächtlich — ähnlich wie der Nachdruck, die typographische Piraterie, hundert Jahre später in Deutschland, wo man das Geschäft sogar „mit Allerhöchstem kaiserlichen Privilegio und Hoher obrigkeitlicher Erlaubniß“ betrieb und es „eine gute, nützliche Sache“ nannte, durch welche Kunst oder Wissenschaft allgemeinere Verbreitung erhalte. Spanische Dichter nahmen Plan, Gedanken, Motive, ganze Scenen sogar aus bekannten fremden Arbeiten und stellten daraus mit eigenen Verbesserungen ein neues Stück zusammen, ohne die benutzten Quellen zu erwähnen. Der geschickteste und berufenste dieser Restauratoren ist Augustin Moreto y Cabaña.* Er wurde geboren im ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts; auch über seine Jugend fehlt es an näh-

ren Nachrichten, auch er erwählte in vorgerückteren Jahren den geistlichen Beruf. Der Cardinal Roscoso machte ihn zu seinem Caplan und zum Vorsteher des Hospitals del Refugio; als solcher starb er 1669. In seinem Testament verlangte Moreto ausdrücklich ein unehrliches Begräbniß auf dem „Acker der Erbenteten“, und es bleibt zweifelhaft, ob diese eigenthümliche Forderung aus Zerknirschung über eine bestimmte Schuld hervorging oder aus allzu demüthiger Bescheidenheit, denn für die Behauptung, daß der Dichter Balthasar Elisio de Medinilla von seiner Hand gefallen sei, fehlt der ausreichende Beweis. Als Dramatiker gebot Moreto über psychologische Wahrheit, feste Charakterzeichnung, seine Behandlung des Dialogs; dazu kam ein gesunder anmüthiger Humor und genaue Kenntniß der Bühnenvirkung. So ist nicht zu leugnen, daß die fremden Feßeln, denen der eigene Glanz öfter fehlte, erst unter seiner Hand sich zum glänzenden Schmucke gestalteten. In solcher Weise benutzte er, was ihm brauchbar schien, aus den fünf vorhandenen Stücken Lope's und Tirso's; er verarbeitete das entlehnte Metall mit eigener werthvoller Zuthat, wobei auch die Charaktere sowohl vertieft als schärfer umrissen wurden — und es entstand seine vielbewunderte Komödie: *El desden con el desden* (Troß wird nur durch Troß bezwungen).^{*} Personen, Acteintheilung, Scenenfolge — das Alles findet sich, mit unwesentlichen Abweichungen, in unserer „Donna Diana“ wieder; nur die Namen sind zum Theil andere: Cejar heißt Carlos, Jose Floretta heißt Laura und Uchue Laura ist dagegen die Hofdame Cintia, Perin wird durch den Grazioso Polilla vertreten, welcher — wie bei Lope: „Wunder wirkt die Verachtung“ — als Diener des Helden auftritt. Moreto faßte sehr wohl, daß der Grazioso auf seiner tieferen Stufe als seiner Strategie nicht zu gebrauchen sei. Darum kommt Carlos selbst auf den Gedanken, die spröde Dame durch List zu besiegen, ihren Troß durch Troß zu überwältigen;^{**} und darum

* Deutch von C. A. Dohrn: Spanische Dramen, II, 127.

** Schad (III, 356) irrt in der Angabe, daß Polilla dem Carlos diesen Rath ertheile.

* Schad a. a. O. III, 328.

giebt er seinem Diener die Exposition des Stüdes in einer fortlaufenden Rede von dreihundertundzwoß kurzen Verszeilen. Dem Zeitgeschmack entsprach das, und wenn es dieser Rede an Ueberladung und Wiederholung nicht fehlt, so mildert sich doch Beides in der melodiosen, bilderreichen Sprache durch fließenden Vortrag. Volilla führt sich dann bei Dianen ein in burlesker Doctortracht als geschworener Feind der Liebe (I, 6), und eben deshalb gestattet sie ihm, ferner in ihrer Umgebung zu bleiben. „Trotz wird nur durch Trotz bezwungen“ ist ein Stück von feinsten Arbeit, nach Stoff und Form, es gilt als das beste spanische Lustspiel.

Mit der Erreichung dieses höchsten Zieles hatte „Donna Diana“ in Spanien ihre Laufbahn abgeschlossen, die Wanderschaft konnte beginnen, und sie überschritt jetzt die Pyrenäen zu einem flüchtigen Besuche in Frankreich. Hier herrschte der sechsundzwanzigjährige Ludwig XIV., dessen Devise: „Der Staat bin ich!“ darauf berechnet schien, dem Patriotismus der schönen Bewohnerinnen seines schönen Landes als Leistern zu dienen. Es war im Frühling des Jahres 1664, als Ludwig beschloß, den beiden Königinnen — seiner Mutter, Anna von Oesterreich, und seiner Gemahlin, der Infantin Maria Theresia — eine Reihe von Festlichkeiten zu veranstalten; sie sollten zu Versailles im Freien stattfinden und durch den Reiz des völlig Neuen überraschen. Die Anordnung wurde dem ersten Kammerherrn Herzog von St. Signan übertragen, der rühmlichst bekannte Architekt Gasparo Vigarani aus Reggio stand ihm zur Seite. Der Herzog entnahm die leitende Idee für die drei ersten Tage dem siebenten Gesange von Ariost's „Orlando Furioso“, wo Rüdiger auf Alcimens Zauberringel verweilt, und so gab er diesen Lustbarkeiten den allgemeinen Titel: „Les Plaisirs de l'île enchantée.“ Rüdiger war Ludwig selbst, als Baladine umgaben ihn die Großen seines Hofes; weitverzweigte Allegorien rankten sich wie Arabesken um die verschiedenen Darstellungen. Auf Befehl des Königs sollte auch sein Hofdichter und Hofschauspieler Jean Baptiste Poquelin genannt Molière eine dramatische Aufführung dazu beisteuern.

Für die Zeit vom 5. bis zum 14. Mai

waren sechshundert Gäste nach Versailles eingeladen, allabendlich wurde die Nacht in Tag verwandelt durch unzählige Fackeln und Kerzen. Am 7. Mai um sechs Uhr nahm der Cyclus von Lustbarkeiten seinen Anfang. Das Programm dieses Abends brachte zunächst einen glänzenden Maskenzug, hierauf Ringelstechen, Concert, Ballet und Tafel. Am 8. Mai begannen abermals Maskenspiele, ihnen folgte: La Princesse d'Elide (Die Prinzessin von Elis), Komödie mit Ballet in fünf Acten von Molière. Dazu war der Stoff des Moreto'schen Lustspiels „El desden con el desden“ in seinen Grundzügen verwendet. Weil aber die Komödie, als Theil des Ganzen, sich ebenfalls dem allgemeinen Rahmen einfügen mußte, so wurde die Scene nach Griechenland um ein paar tausend Jahre zurückverlegt — wenigstens dem Namen nach; denn die Zuschauer fühlten sich nur auf dem Boden von Versailles, und Niemand war im Zweifel, wen der Prinzenhofmeister Arbaces meinte mit seiner Tirade:

„Je dirai —
 Que ce tribut, qu'on rend aux traits d'un
 beau visage,
 De la beauté d'une âme est un clair témoignage,
 Et qu'il est malaisé que, sans être amoureux,
 Un jeune prince soit le grand et généreux.
 C'est une qualité que j'aime en un monarque;
 La tendresse du cœur est une grande marque,
 Que d'un prince à votre âge on peut tout
 présumer,
 Dès qu'on voit que son âme est capable
 d'aimer.“

Aber schäferlich wird man angemuthet durch das Personenverzeichnis:

Zphitas, Fürst von Elis.
 Die Prinzessin, seine Tochter.
 Aglante } ihre Nymphen.
 Cynthia }
 Eurpalus, Fürst von Athala.
 Aristomenes, Fürst von Messene.
 Theokles, Fürst von Bylos.
 Arbaces, Erzherzog des Fürsten von Athala.
 Moron, lustiger Rath der Prinzessin.
 Phyllis, deren Jofe.
 Lycas, Diener des Zphitas.

Hinzugekommen sind hier nur: Arbaces, als der unvermeidliche „Vertraute“, welcher die Exposition über sich ergehen läßt und damit seine Schuldigkeit gethan hat,

und Lycas, der sich mit zwei Worten begnügt. Molière begann das Stück im breiten Flusse pomphafter Alexandriner; so war der erste Act beendet, der zweite begonnen, als ein Gebot des Königs die Beschleunigung der Aufführung anordnete. Der Hofpoet mußte dem Machtpruch gehorchen, die Poesie wollte sich nicht gebieten lassen — und der stolze Alexandriner verwandelte sich plötzlich in die bescheidnere Prosa, während noch einige breiter angelegte Scenen gekürzt wurden. Dadurch trägt das Ganze den Charakter des Ungleichmäßigen, Uebereilten. Bewunderung verdient indeß die scenische Gewandtheit des Autors, mit der er einen Prolog und fünf Zwischenspiele, welche meist in Ballet anlaufen, den Acten nicht bloß anschweißte, sondern eine organische Verbindung zwischen diesen überflüssigen Zierrathen und der ernstern Handlung herzustellen wußte. An Personen treten hier noch hinzu: Aurora; Climene; Tyrsis, ein Schäfer; Lyciscas, Führer der Meute; ein Wär; Jäger, Satyrn, Schäfer, Schäferinnen. Molière selbst gab den Moron und Lyciscas. Das Stück wurde im Sommer 1664 zu Fontainebleau mehrmals wiederholt und im nächsten Winter auf dem Theater des Palais-Royal fünfundzwanzigmal nach einander gegeben; erhalten hat es sich nicht auf der französischen Bühne.

Nach diesem äußerlich glänzenden Debut in der Fremde verging geraume Zeit, bis Donna Diana wieder einmal die Grenzen ihrer Heimat überschritt; erst nach mehr denn hundert Jahren erschien sie jenseits der Alpen in Italien. Am 8. Februar 1772 wurde auf dem Theater San-Salvatore zu Venedig von der Truppe Sacchi zum ersten Male dargestellt und alsbald an achtzehn Abenden hinter einander wiederholt: La principessa filosofa (Die philosophische Prinzessin), Drama in drei Aufzügen vom Grafen Carlo Gozzi. Derselbe (geb. 1718) hatte zunächst eine Reihe von Zaubergeschichten und Märchen — unter diesen auch die Turandot, welche uns Schiller gewann — dramatisch behandelt; er war dafür von der Kritik angefeindet, vom Publikum mit lebhaftem Beifall begrüßt worden. Später wählte Gozzi verschiedene spanische Stoffe, die er der italienischen Bühne durch seine

Bearbeitung zuführte, und zu diesen gehört auch „Die philosophische Prinzessin“, welche nicht etwa der Molière'schen „Prinzessin von Elis“, sondern der Komödie Moreto's nachgebildet ist. Das Stück war bestimmt für die Schauspielerin Theodora Ricci Bartholi, erste Liebhaberin des italienischen Theaters in Paris, ihren Vornamen trägt deshalb die Prinzessin; aber auch von den übrigen Namen sind die meisten geändert. Es ist eigenthümlich, daß jeder Bearbeiter fürs Erste bei den handelnden Personen zum Wiedertäufer ward. So verwandelt sich auch Moreto's Grazioso Volilla in Gianetto, Secretär und Vertrauter der Donna Theodora. Gozzi hat ihm den Grazioso-Charakter nicht abgestreift, allein er wird doch um eine starke Stufe emporgehoben, schon durch seine Stellung zur Prinzessin, und so kann ihm denn die Erfindung und Leitung auch der feineren Intrigue wieder anvertraut werden. Donna Theodora hat im Einklang mit dem gewählten Titel eine starke Dosis von Philosophie erhalten; manches Einzelne ist mehr abgerundet und vertieft, dabei wird aber der Ton des Ganzen nach dem Zeitgeschmack wesentlich herabgezogen zu fonsischer Wirkung. Der Gang des Stückes folgt Act für Act, Scene für Scene dem Moreto'schen Vorbilde.

Gozzi's Werke erschienen in deutscher Uebersetzung von Friedr. August Clemens Werthes (geb. 1748).^{*} So gelangte „Die philosophische Prinzessin“ schon im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts auf die deutsche Bühne, wo ihr — wie bisher überall — die Gunft des Publikums zu Theil wurde. Das veranlaßte den Wiener Hoftheatersecretär und Dramaturgen des Burgtheaters Josef Schreyvogel, welcher sich den wohlklingenderen Schriftstellernamen Thomas West oder Karl August West beilegte, zu neuer Bearbeitung des alten Lustspiels.^{**} Dieselbe wurde zum ersten Mal gegeben

^{*} Theatralische Werke von Carlo Gozzi. Aus dem Italienischen überlegt. 5 Bde. Bern, bei der neuen typographischen Gesellschaft. 1777 bis 1779.

^{**} Donna Diana. Lustspiel in drei Acten. Nach dem Spanischen des Don Agustin Moreto von K. A. West. Zweite Auflage. Wien 1823, J. B. Wallishausser.

am 18. November 1816, sie ging über alle deutschen Bühnen und blieb fortwährend Repertoirestück. West hat aber nicht zunächst nach Moreto gearbeitet, wie er das auf dem Titel angiebt, sondern er folgt meist Gozzi's Text in der Werthes'schen Uebersetzung, deren Ausdrücke oft wörtlich beibehalten sind. Sein Perin, als Vertrauter der Prinzessin, ist abermals um eine Stufe gehoben; Diana schüttelt mit Glück den philosophischen Ballast ab, in welchem sich eine bedeutliche Portion Langeweile barg; Bühnenerfahrung belebt und beschleunigt den Dialog. Dem Stück wird nicht bloß der Schmuck des Verses, des leicht hingleitenden Reimes wiedergegeben, auch mancher glückliche Gedanke in anmuthiger, fein zugespitzter Form bereichert dasselbe. Hinzugefügt hat zunächst West die achte Scene im dritten Acte, wo Don Luis der Donna Laura seine Liebe erklärt, sodann Adolf Müllner die siebente Scene ebenda, in der Don Gaston sein Herz der Donna Fenija zu Füßen legt. Offenbar leitete Finen wie den Anderen der Gedanke, das Verhältniß dieser beiden Liebespaare tiefer zu motiviren, damit nicht deren schließliche Vereinigung rein conventionell erscheine, wobei man in Spanien allerdings kein Bedenken fand. Der gute Zweck entspricht deutscher Anschauung, es ist aber nicht zu leugnen, daß die neuen Scenen in ihrer Ausdehnung von mehr als hundert Verszeilen den zum Schlusse drängenden Fluß der Haupthandlung ungebührlich aufhalten. Besonderen Dank schulden wir West endlich noch dafür, daß Don Cesar sich nicht mehr einer Lognette bedient und das Tabakschnupfen aufgegeben hat — zwei Attribute, durch die ihn Gozzi der damaligen Gegenwart assimilirte.

Eine neue Ausgabe der West'schen Donna Diana* hat, wie die Vorrede sagt, „im Versbau und Ausdruck nachgeholfen“. Diese Nachhülfe besteht wesentlich darin, daß sämtliche Verszeilen durch Einfügung meist recht übler Füllwörter auf die Uniformität der fünfßüßigen Jamben gebracht wurden. Das Ohr des neuen Johann Ballhorn war leider

nicht fein genug, um herauszuhören, wie gerade durch den öfteren Wechsel der längeren und kürzeren Verszeilen die Rede an rhythmischen Wohlklang unendlich gewinnt.* Das ist Donna Diana's Lebenslauf durch zwei volle Jahrhunderte.

Nicht minder buntbewegt waren die Schicksale einer anderen spanischen Komödie, nur der Ausgang gestaltete sich hier völlig verschieden. Lope de Vega ist wiederum der ursprüngliche Autor, er nannte sein Stück: *El mayor imposible* (Das Unmöglichste von Allen). Wir haben eine Uebersetzung desselben von Ludwig Braunsfels,** welche sich den Meisterwerken der Schlegel, Gries, Walsburg würdig anreicht, ja sie übertrifft diese noch in einem Punkt. Schlegel und seine Nachfolger hatten es versucht, die spanische Assonanz, welche sich durch manches Hundert Verszeilen fortzieht, auf gleiche Weise deutsch wiederzugeben. Allein die spanische Assonanz bringt vorwiegend in zwei Silben zwei volle Vocale, die deutsche dagegen sieht sich in der zweiten Silbe auf das flüchtige e hingewiesen. Aus diesem Grunde blieb Mühe und Kunst der Uebersetzer fruchtlos; die deutsche Assonanz wurde auch dem geübten Ohre kaum bemerkbar, der Zweck war mithin verfehlt. Braunsfels hat nun mit doppelter Kunst und Mühe nicht bloß die Assonanzreihen wiedergegeben, er hat dieselben zugleich fortlaufend gereimt, so daß sie voll ins Ohr fallen.*** Das Lustspiel *El mayor*

* Zur Aufführung des Lustspiels sind sechs Musikstücke erforderlich: 1) Marsch (II, 5, in Ane); 2) Präludium (II, 10, in Ane); 3) Musik hinter der Scene (II, 11); 4) ein kurzes Musikstück (II, 11, in Ane); 5) Gesang zur Gitarre (III, 3); 6) Gesang (III, 3). Ein musikalischer Freund theilt mir mit, daß zur ersten Aufführung des Stückes in Dresden (2. October 1817) Karl Maria v. Heber die Musikstücke 1 bis 4 componirt habe, und zwar: 1) Marsch für Trompeten und Pauken; 2) Solo für zwei Gitarren; 3) Menuett für Flöte, Viola, Gitarre; 4) Romanze für Gitarre und Harfe. Alibert Gyromey wird als Componist der beiden anderen bezeichnet; 5) eine Tenorstimme mit Gitarre; 6) eine Tenorstimme mit Begleitung von Gitarre, Flöte, zwei Clarinetten, zwei Jagotten, zwei Trompeten und Pauken.

** Dramen aus und nach dem Spanischen. II. 1.

*** Allerdings war er nicht der Erste mit diesem Versuch, den vor ihm schon C. R. Hermann und G. Richard (Calderon's Schauspiele. Zwickau, Gebr. Schumann, 1824 bis 1827. 12. Bdn.) ange-

* Classische Theater-Bibliothek aller Nationen. Stuttgart, Carl Hoffmann. Nr. 15.

impossible zählt zu den besten des fruchtbarsten Lope — durch festes Knüpfen und leichtes Lösen der mannigfaltigen Knoten:

In Neapel war die Königin Antonia von einem vergebenden Fieber heimgesucht, und das machte ihr um so mehr Bekümmerniß, weil sie unter vielen Freiern dem Prinzen von Aragonien ihre Hand versprochen hatte und seiner Ankunft entgegen sah. Nachdem nun alle Kunst der Ärzte sich ohnmächtig erwiesen, ließ sie öffentlich verkündigen, daß Derjenige, welcher die Krankheit zu bannen vermöchte, eine reiche Belohnung erhalten sollte. An den Tagen aber, wenn das Fieber sich nicht einstellte, veranstaltete die Königin anmutige Festlichkeiten, bei denen Dichtkunst, Schauspiel, Tanz und Gesang um den Preis stritten, und ihre Cavalieri waren dann eifrig bemüht, Räthselspiele oder Liebesgedichte abzufassen, welche von ihnen vorgetragen wurden, um die Königin zu erheitern. Unter diesen Cavalieren befand sich auch ein gewisser Roberto aus einem der vornehmsten Geschlechter, welches mit dem Kronfeldhern von Aragonien in naher Verwandtschaft stand; und dieser Roberto hatte eine Schwester Namens Diana bei sich zu Hause, denn ihre Eltern lebten nicht mehr, die war sehr schön und klug, aber zugleich stolz und led. Nun begab sich's bei einem der Feste, daß die Königin verlangte, ein Jeder sollte erklären, was ihm in der Welt als das Unmöglichste erschiene. Da wußten denn die Cavalieri nach der Reihe gar verschiedene Dinge zu nennen, bis endlich die Königin sagte, sie hätten allesamt nicht das Richtige getroffen; das Unmöglichste sei, ein Weib zu hüten, in dessen Herzen die Liebe wohne. Dagegen stritt aber Roberto und meinte, daß vielmehr Folgsamkeit und Schwäche die Eigenschaften der Weiber wären. „Ich habe eine Schwester,“ fuhr er fort, „welche die Pflichten ihres Standes zu erfüllen weiß und darum keinen

stellt hatten; aber er war der Erste, dem dieser Versuch durch den leichten Fluß seiner Werke gelang. Seine Liebesriepel brachten auch die deutschen Aßonanzgen a - a, e - a, o - i, a - o, u - a, o - i in nicht geminderter Weise; denn abgesehen von der unermesslichen Gezwungenheit, wird eine unerträgliche Schwerfälligkeit dadurch herbeigeführt, daß die weit überwiegende Mehrzahl dieser volleren Aßonanzgen aus Epoxidien besteht.

Dank verdient. Aber wenn sie auch nicht selber ihrer Ehre hütete, so würde ich's doch zu verhindern wissen, daß selbst der Schlaueste ihr nahen könnte.“ Ihm widersprach alsbald Lisardo; der war ein stattlicher Mann, noch in jugendlichem Alter, und der Königin vertrauter Rath. So verfocht er denn die Meinung seiner Herrin, daß ein Weib, welches in Wahrheit liebe, unmöglich zu hüten sei; und diese sprach ihm heimlich zu, er solle, um Roberto zu bestrafen, dessen Schwester Diana erobern. Lisardo verhielt ihr das gern, denn er hatte schon ein Auge auf die schöne Diana geworfen. Als Roberto an dem Abend vom Hofe heimging, war ihm der Vorfall nicht unangenehm; er berichtete ihn gleich seinem alten Hofmeister Fulgencio, der noch bei ihm wohnte, und beauftragte diesen, daß er Niemand, wer es auch sein möge, in das Haus einlasse, mit dem Hinzufügen, seiner Schwester solle die Sache verborgen bleiben. Der alte Fulgencio war indessen anderer Ansicht, darum erzählte er im Gegentheil Dianen den ganzen Hergang, damit sie der Königin zeigen solle, ihre Tugend zu besiegen, sei unmöglich; und zu gleicher Zeit warnte er sie vor Lisardo, der durch die Vorzüge seines Körpers und Geistes ein gar gefährlicher Mann sei. Daburch wurde aber nur der Eigensinn Dianens gestärkt, zumal es sie schon verdrossen hatte, daß der vielgeprüfene Lisardo ihr bisher keine Aufmerksamkeit schenkte. Indessen befahl Lisardo seinem schlauen Diener Ramon, er solle ihm auf jeden Fall noch an dem nämlichen Abend ein Stelldichein mit Diana verschaffen. Ramon erwiderte, daß dies leicht zu bewerkstelligen sei; er verkleidete sich als välmischer Hausfrier, und in der Straße, wo Roberto wohnte, rief er die tollbarsten Waaren zum Verkauf aus. Diana sammt ihrer Jose Celia wollten die lodenden Dinge in der Nähe sehen, und Fulgencio verstattete dem fremden Hausfrier ohne Bedenken den Eintritt. Der trank gleich seine Inwelen und Schmuckfachen aus, unter denen sich auch ein reich eingefaßtes Bildniß Lisardo's befand. Als Dianen daselbe wohlgefiel, erzählte der Kaufmann unbefangen, daß es einer Dame bestimmt sei, die Herr Lisardo liebe, und sie heiße Diana, eine Verwandte

des Kronfeldherrn von Aragonien. Auf ihren Wunsch ließ er ihr nun das Bild, aber erst nachdem sie dafür ihr eigenes Bild gegeben hatte, denn sie durchschaute längst, welche Bewandniß es mit dem vlämischen Kaufmann habe. Bald darauf kam Roberto heim, und von steter Sorge gequält, durchsuchte er das Zimmer seiner Schwester; da fand sich Lisardo's Bild, und er gerieth in den heftigsten Zorn. Diana hatte jedoch nach der Entdeckung schnell ein Briefchen an den Hausfuxer abgeschickt, das ihm Weisung ertheilte; sie behauptete auf des Bruders Vorwürfe, ihre Jose Celia habe beim Kirchgange das Bild gefunden, und zu gleicher Zeit hörte man schon, wie draußen auf der Straße das verlorene Bild ausgeschleht wurde, wodurch denn Roberto ganz beruhigt war, so daß er die Schwester um Verzeihung bat. Noch an dem nämlichen Morgen erschien Ramon in reicher Kleidung als Don Pedro, Stallmeister des Kronfeldherrn von Aragonien, und brachte in dessen Namen zum Geschenk für seinen Vetter Roberto sechs edle Pferde, prächtig gefattelt und gezäumt, welche ihm dienen sollten, wenn die Königin ihre Hochzeit hielte. Zugleich überreichte er ein Schreiben des Kronfeldherrn, daß der Stallmeister auf die Wartung der Pferde bedacht sein müsse, und so wurde dieser von Roberto im Hause gastlich aufgenommen. Die Pferde waren ihm aber von der Königin gegeben worden. Für Diana brachte der Stallmeister als Geschenk ein Kästchen, mit Elfenbein und Gold ausgelegt, darin befand sich ein Brief Lisardo's, der ihr dessen Liebe erklärte und dann weiter mittheilte, er müsse sie selber sprechen; zu dem Ende wolle er am nämlichen Abend bei ihr im Hause ihres Bruders sein. Das wurde nun auf diese Weise angestellt. In der Dämmerung kam Albano, ein Freund Lisardo's, als Lastträger verkleidet, mit dem Koffer des Stallmeisters Don Pedro, den er abstellte, worauf er wieder fortging. Unter seinem Mantel verborgen schlich sich Lisardo ein, der im Gebüsch des Gartens leicht ein Versteck fand; davon erhielt Diana Kenntniß durch Ramon. Roberto hatte an diesem Abend den Cavalier Zeniso zum Nachtessen eingeladen und versprach ihm die Hand seiner

Schwester, weil er meinte, alsdann der lästigen Hüterpflicht am besten überhoben zu sein. Aber Diana sagte, daß sie baden wolle, stand auf vom Nachtessen unter diesem Vorwand und ging, von Celia begleitet, in den Garten, wo sie sich mit Lisardo verständigte. Darauf hieß sie diesen die Kleider ihrer Jose anziehen, brachte ihn so in das Haus und hielt ihn dort sieben Tage lang verborgen in einem dunklen Gange. Da hatten die Beiden nun alle Zeit zum Aussprechen, wobei sie sich ihrer Liebe versicherten. Eine Sclavin entdeckte durch Zufall endlich den fremden Mann, aber Lisardo war rasch entschlossen, verummte sich und erzwang mit Degen und Pistole von den erschrockenen Dienern seinen Ausgang. Roberto, als ihm das berichtet wurde, erklärte seiner Schwester zornig, daß er sie noch heute in ein Kloster bringen werde. Aber der schlaue Stallmeister Don Pedro wußte dafür schon wieder guten Rath: er bekam auf einmal heftige Krämpfe, und während Zulgenio mit den Dienern sorglich um ihn bemüht war, nützte Diana die Gelegenheit: sie entfloß mit Celia, verummte und maskirt, aus dem Hause auf die Straße, wo schon Lisardo ihrer harrte. Da kam Roberto des Weges, begleitet von seinem Freunde Zeniso; die Franen geriethen in tödtliche Angst, aber Lisardo erzählte den beiden Männern unverzüglich, seine Begleiterinnen befänden sich auf der Flucht vor einem Gatten, der sie mit thörichter Eifersucht gequält und darum in strengster Hut gehalten habe. Alsogleich boten Roberto sammt Zeniso ritterlich ihren Beistand an und geleiteten die Drei bis zum Hause Lisardo's. Inzwischen war es dem klugen Ramon gelungen, die Königin durch einen jähen Schreck vom Fieber völlig zu heilen, so daß sie den Prinzen, ihren Bräutigam, in neuer Gesundheit empfangen konnte, als er aus Aragonien ankam. Da stürzte Roberto herein und beschwor die Königin fußfällig um Gerechtigkeit gegen den Räuber seiner Ehre und seiner Schwester, weil er bei der Heimkunft das Haus leer gefunden. Aber Lisardo hatte Diana gleich in den Palaß zur Königin gebracht und sie ihrem Schutze empfohlen, so erbat er von dieser jetzt die Hand der Dame. Roberto konnte

nichts dawider einwenden, weil das Geschlecht Lijardo's zu den edelsten zählt, so daß nunmehr statt Blutvergießens Friede und Einigkeit waltete. Dann empfing der kluge Ramon für seine guten Dienste von allen Seiten den Lohn: die Königin beschenkte ihn noch reicher als sein Herr Lijardo, und Diana gab ihm ihre Jose Gelia zur Frau. War es doch Ramon gelungen, den Ausspruch der Königin zu beweisen, daß ein Weib zu hüten von allen Dingen das unmöglichste sei.

So etwa könnte die alte Novelle lauten — wenn Lope aus einer solchen den Stoff seines Stückes geschöpft hätte. Königin Antonia mit ihrem Hofe umfaßt als glänzender Rahmen die Komödie, hier wird das Thema gestellt, welches dann die Haupthandlung in reichster Abwechslung weiterspielt, hier endlich schließt sich der Ring durch die Vermittelung der Königin.

Und wiederum war es Moreto, der sich des fremden Lustspiels dreißt bemächtigte, um daraus ein eigenes herzustellen — nicht eben mit dem öfter bewährten Geschick. Sein Stück heißt: *No puede ser, guardar una muger* (Weiber hüten, ist nicht möglich).^{*} Der Schauplatz wird nach Madrid verlegt, alle Personennamen sind geändert, Königin und Hof werden beseitigt, so daß die Handlung ganz in häuslichen Kreisen vorgeht. Donna Blanca de Peralta veranstaltet die poetische Akademie, hier wird das Thema: „Weiber hüten, ist nicht möglich“, abgehandelt, welches zum Streit zwischen Don Pedro (Roberto) und Don Felix (Lijardo) führt. Nun will aber Donna Blanca, die Braut ihres Vetter's Pedro, sich demselben nicht eher vernählen, als bis er von seinem eifersüchtigen Wahne, daß die Weiber strengster Hut bedürften, geheilt worden sei. Aus diesem Grunde bittet Blanca den Don Felix, die Heilung zu übernehmen und trotz aller Wachsamkeit Pedro's seine Schwester Ines (Diana) zu erobern. Diese Aenderung ist allerdings insofern eine glückliche, weil dadurch der Rahmen fester mit der Haupthandlung verknüpft wird, als es bei Lope

der Fall war, wo nur Aerger und Widerspruchsg Geist der Königin das Motiv bilden. Im Weiteren folgen die Intriguen dem Plane Lope's, aber Alles ist gröber, gewöhnlicher, der Charakter des Grazioso (Ramon) tiefer ins Burleske herabgezogen. So verwandelt sich der vlämische Kaufmann mit seinem Reichthum glänzenden Schmucks in den Schneider, welcher das Maß nehmen will und Kleiderstoffe vorzeigt. Aus dem Stallmeister des Kronfeldherrn von Aragonien wird ein halbverrückter Mexicaner, der bei Hofe Wichtiges betreiben soll und von einem in Mexico lebenden Vetter Lope nebst Geschenken bringt, die letzteren sind im nächsten Kramladen gekauft. Don Pedro's Haus thut sich dem Fremden um so leichter auf, weil dieser angeblich von Schwindel und Herzklopfen befallen wird, wenn ihm Abends ein Weib zu Gesichte kommt. Er erzählt (nachdem Pedro das Bild des Don Felix bei Ines gefunden), daß Felix der bestimmte Bräutigam seiner in Mexico lebenden Schwester sei, dessen Bild ihm auf der StraÙe abhanden gekommen. Damit fällt die hübsche Wendung fort, daß das Bild draußen ausgeschellt wird, während der Bruder über dasselbe in höchsten Zorn gerieth. Am Abend ist Pedro mit dem Fremden im Garten, und Beide stürzen auf die StraÙe, als draußen unter Degeulkrirren um Hülfe gerufen wird, wo dann Felix durch die offene Gartenthür eintreten kann. Nachdem Pedro entdeckt hat, daß ein Mann sich im Hause befinde, wird ihm Felix als der künftige Schwager des Mexicaners vorgestellt. Um Ines und die Jose Manuela herauszuschaffen, heißt sie der Grazioso sich verlarven und jagt sie dann fort im Verein mit den Wächtern — als zwei leichtfertige Weiber, die sich in sein Zimmer geschlichen und ihn tödlich erschreckt hätten. Schließlich findet Pedro die Schwester nebst der Jose bei Donna Blanca, er giebt sich besiegt und erkennt an, daß Weiber zu hüten nicht möglich sei.

Damit war in Spanien die Wandlung der Komödie beendet, sie begann nun alsbald ihre Wanderung und zwar zunächst nach England. Hier erschien 1668: *Tarugo's Wiles, or: The Coffee-house. Comedy by Sir Thomas St. Serle.*

^{*} Unter diesem Titel übersezt von G. Richard. Nachen und Leipzig, bei J. A. Wagner, 1826. Die Ansonanzen sind gereimt, aber recht unbeholfen wie die ganze Uebersetzung.

Tarugo ist der Grazioso, er leitet auch hier die Intrigue des Stüdes, welches auf spanischem Boden blieb. Vielleicht war dies der Grund, daß es bei der Darstellung im Theater des Herzogs von York (nachmals Jakob II.) nicht den Beifall des Publikums erhielt, während die Kritik ihm Lob spendete und ganz besonders eine Kaffeehaus-Szene (Act III) rühmte. Einige Jahre später hat der dramatische Dichter John Crown den ihm angewogenen König Karl II. um die Verleihung eines Amtes, damit er seine Zukunft gesichert sähe. Der König ertheilte ihm gern die Zusage, verlangte aber, daß Crown vorher noch eine letzte Komödie schreiben solle und gab ihm als Stoff Moreto's „No puede ser“. Crown ging sofort an die Arbeit, er ließ sich darin nicht beirren, als ihm mitgetheilt wurde, daß derselbe Stoff schon früher auf der englischen Bühne erschienen sei, und beendete bald sein possenartiges Lustspiel: *Sir Courtly Nice, or: It cannot be.** Die Handlung folgt im Wesentlichen dem spanischen Vorbild, aber sie spielt in London und ist ganz auf englischen Boden verpflanzt, unter Hinzufügung einiger Personen und Episoden. Alles wird mit überflüssiger Breite ins Burleske herabgezogen, die Charakterzeichnung geht bis zur Caricatur, der Ausdruck leistet das Allerderbste. *Sir Courtly Nice*, ein alberner Ged, ist der Liebhaber, den Lord Belquard seiner streng gehüteten Schwester Leonora zum Manne geben will; ihr droht Enterbung, wenn sie sich gegen den Willen des Bruders verheirathet. Zwischen den Belquards und der Familie des von Leonora geliebten Farenwel besteht ein uralter Haß. Als Leonorens Wächter sind bestellt: eine altjungferliche, stets verliebte Tante, ein Better Hothead, der alle Betbrüder haßt, und ein puritanischer Betbruder Testimony; diese Beiden sollen sich gegenseitig im Schach halten. Lord Belquard's Brant, Lady Violante, will sich ihm erst dann vermählen, wenn sein thörichtes Mißtrauen gegen die Frauen geheilt ist; so geht von ihr die Intrigue aus, unter Beistützung der poetischen Akademie. Die Rolle des Grazioso über-

nimmt Grad, ein verlausener Student. — Am Tage der letzten Probe dieses Lustspiels erlitt König Karl einen Schlaganfall, welcher nach drei Tagen seinen Tod herbeiführte — damit war Crown's glückliche Aussicht verübtet. Aber sein Stück gefiel, es erhielt sich lange Zeit auf der englischen Bühne; *Sir Courtly Nice* war eine der beliebtesten Rollen des bekannten Schauspielers Colley Cibber.

Nachdem hundert Jahre vergangen waren, erschienen fast gleichzeitig zwei Uebersetzungen und eine Bearbeitung einer französischen äußerst freien Benennung des spanischen Stoffes: * *The Midnight Hour, or War of Wits* (anonym), London 1787; *Diamond cut Diamond*, by Lady Wallace, London 1787 (nicht ausgeführt); *The Midnight Hour*,** by Elizabeth Inchbald (Schauspielerin), London 1788. Dieses letzte fand Beifall, weil das französische Vorbild mit Geschick bearbeitet und der englischen Bühne angepaßt war.***

In Frankreich hatte S. M. J. Linguet (1736 bis 1794, Advocat beim Pariser Parlament) eine Uebersetzung von fünfzehn spanischen Schauspielen nebst sechs Zwischenspielen herausgegeben.† Darunter war auch (vol. III) Moreto's: *La chose impossible*, dem Original im Wesentlichen treu, mit theilweise veränderten Namen. Auf die Bühne scheint das Stück nicht gelangt zu sein. Sechzehn Jahre später brachte M. F. Dumaniant (1754 bis 1828): *Les Intriguants, ou Assaut de Fourberies, Comédie en 3 actes* (en Prose).‡ Hier ist Moreto ganz frei benützt. Die Aufführung (zuerst am 4. Oct. 1786 auf dem Theater des Palais Royal) fand großen Beifall. Eine zweite verbesserte Auflage erschien unter dem Titel: *Guerre onverte, ou Ruse contre Ruse*,‡‡ welche über siebzimal wiederholt wurde. Das Stück spielt in Marseille, eine allzu

* *Les Intriguants, ou Assaut de Fourberies*, wozon demnächst die Rede sein wird.

** Der wiederkehrende Titel findet in dem französischen Stück seine Erklärung.

*** Ueber die englischen Stücke ist zu vergleichen: *Biographia Dramatica*, by David Erskine Baker, continued by Isaac Reed, and brought down to the End of November 1811, by Stephen Jones. London 1812. 3 Vol.

† *Comédies Espagnoles*, trad. par Linguet. Paris 1770. 4 Vol.

‡‡ Paris 1787, chez Caillaen.

‡‡‡ Paris 1809, chez Barba.

* Gedruckt London 1685; zweite Ausgabe, London 1693.

breite Einleitung fällt den ersten Act. Baron Stanville hat die Hand seiner Nichte Lucile dem jungen Seecapitän Rolland zugesagt. Da führen Erbschaftsangelegenheiten den Marquis von Dorjan nach Marseille, er sieht und liebt Lucile, ohne sie gesprochen zu haben, und bittet den Baron, einen Freund seines Onkels, um die Hand der Nichte. Stanville verweigert dieselbe unter Berufung auf die gegebene Zusage. Nun erklärt Dorjan, daß er zu Allem fähig sei, um diese Heirat zu hindern und Lucile's Reizung zu gewinnen. Stanville gestattet ihm jede List, nur keine Gewalt, er will Dorjan Lucile's Hand gewähren, wenn dieser seine Wachsamkeit zu täuschen und Lucile mit deren Einwilligung zu entführen vermag — aber der Endtermin ist Mitternacht, weil der Seecapitän noch heute eintrifft. Vom zweiten Act an steigert sich nun die Handlung ebenso fein als scharf: jede Intrigue wird entdeckt, um darauf alsbald eine neue Intrigue zu gründen; mit Entdeckung der letzten glaubt Stanville den Sieg in Händen zu haben — und er hat gerade dadurch Dorjan zum Siege verholten.

In Deutschland wurde schon am 1. Juni 1742 auf dem Hamburger Theater dargestellt: „Die Unmöglichkeit, ein Frauenzimmer zu hüten“, * und es folgten während der nächsten Monate drei Wiederholungen. Beim Mangel weiterer Nachrichten begründet nur der Titel die Vermuthung, daß hier eine Bearbeitung des spanischen Lustspiels vorlag. Fast dreißig Jahre später erschien gedruckt: „Die unmögliche Sache“, Lustspiel in drei Aufzügen, von Don Agustin Moreto, ** eine ziemlich treue Prosa-Üebersetzung, mehrfach gefürzt. In der Vorrede heißt es, „ein paar von diesen spanischen Stücken seien durch die Adersmann'sche Schauspielergesellschaft auf dem Theater in Braunschweig versucht worden“; das Repertoire

der Gesellschaft* nennt aber als solche nur: „Der Verthlag“ und „Es geht erwünscht“, beide von Calderon, mit Schröder als Grazioso. Dieser hatte 1771 die erste eigene Bearbeitung eines fremden Stückes auf die Bühne gebracht, als zweite ließ er 1773 folgen: „Der Ostindier, oder: Die unmögliche Sache“, Lustspiel in vier Aufzügen. Es ist eine Bearbeitung des Crown'schen Sir Courtly Rice, welche aus dem spanischen Original nichts verwendet hat. Schröder, der später seine Bearbeitungen ganz zu germanisiren pflegte, erhielt diesem Lustspiel den englischen Boden, aber er bewährte schon hier seine Bühnentechnik aufs glänzendste. Crown's drei erste Acte sind in zwei zusammengezogen, ganze Scenen gestrichen, andere verbunden, das Caricirte wird abgeschliffen, die arge Verbeugung beseitigt, knapp und klar tritt die Exposition heraus. Schröder gab den verlausenen Studenten Williams, ** der (statt des Grazioso) die Intriguen übernimmt. Zur Darstellung kam das Stück zuerst in Gelle am 8. Januar 1773 vor der dänischen Königin Caroline Mathilde; dann wurde es überall gern gesehen und erhielt sich lange auf der Bühne. — Als später Dumaniant's oben erwähnte Umgestaltung des Stoffes erschien, übersehte dieselbe Ludwig Ferdinand Huber (Gatte der Theresie Huber, Wittve Georg Forster's) unter dem Titel: „Offene Fehde“, Lustspiel in drei Acten. *** Auch dieses Stück hatte Schröder bereits am 18. Mai 1787 auf seine Bühne gebracht. Eine fernere Bearbeitung: „Der Taufendaja“, welche C. Richard erwähnt, † ist mir nirgends vorgekommen.

Ein vergleichender Rückblick auf die beiden Komödien ergibt, daß beide durch Moreto den für die Folge maßgebenden Grundriß erhielten. Bei „Donna Diana“ lagen die Varianten vor Moreto, er wählte, ordnete, änderte — mit glücklichem Griff; Gozzi und West lieferten dann noch feinere Eiselerung. So hatte das Stück stets neuen Gewinn zu verzeichnen: die Charaktere wurden gehoben, scharfer ausgear-

* R. v. Schröder von Meyer, IIb, 41.

** Spanisches Theater. Aus dem Französischen überlebt. Braunschweig 1770 bis 1771. 3 Bde. (Von F. Zacharia.) Es ist Linguet's Sammlung, doch finden sich hier nur zwölf Schauspiele. Als Vervollständigung erschien: Beitrag zum spanischen Theater. Hamburg und Alga 1771. (Enthält ein Schauspiel und vier Zwischenstücke.) F. Gärtner wollte hier den Rest der von Linguet überlieferten Stücke liefern, doch fehlen immer noch zwei Schauspiele und zwei Zwischenstücke.

* Schröder von Meyer, IIb, 51.

** In Braunschweig Veil's Rolle.

*** Mannheim, Schwan, 1788. Mit geistlichen Kürzungen nach Deutschland verpflanzt.

† Vorwort zu „Weiber hüten, ist nicht möglich“, S. 4.

beitet, Perin vor Allem stieg vom ganz burlesken Grazioso zum weisflugen Vertrauten der Prinzessin empor. Dagegen erscheint El mayor imposible am feinsten und edelsten in Lope's ursprünglicher Fassung; das poetische Gewand, die leichte Amuth der Rede sind kein überflüssiger Schmuck. Moreto hat zwar diese Form beibehalten, doch beginnt schon durch ihn das Herabziehen der Handlung; auf diesem Wege folgen ihm, auch die Form wegwerfend, zwölf Bearbeiter und Uebersetzer. England ging gleich bis zur tiefsten Stufe herunter, hier wurde das Stück zur derbsten Posse carirt, und davon blieb dann stets an ihm etwas haften. Obgleich Frankreich und Deutschland noch einmal Moreto's Text in nüchternen Fassung erhielten, machten sie doch davon für die Bühne keinen Gebrauch. In Deutschland beseitigte Schröder die schlimmsten englischen Answüchse, das burleske Colorit ließ sich nicht so leicht verwischen. Frankreich brachte nur den Grundgedanken in wirksame Bühnenform, die Charaktere zeigten lediglich das schablonenhafte Recept: da war der gutmüthige Onkel, die widerspenstige Nichte, der unternehmende Liebhaber, der durchtriebene Bediente, die verjähmte Jose, nebenbei noch ein härteiger Invalide, ein stotternder tauber Portier. Während nun Donna Diana bei uns in ihrer Art einzig dasteht und unvergänglich bleibt, hat El mayor imposible in variirender Bearbeitung zwar ebenfalls überall Anklang gefunden, allein das Stück ist schon längst verschollen und vergessen. Ludwig Tieck meinte, es wäre wohl noch

ein Versuch mit Moreto selbst zu machen,* um ein neues Lustspiel zu gewinnen — er so wenig als Eduard v. Bülow** scheinen Lope's Original gefannt zu haben. Wenn aber auch dieser Versuch eine Feder gefunden hätte wie die West's, so würde doch El mayor imposible schwerlich mehr erzielt haben als ephemeren Erfolg; jedenfalls zeigte West selber keine Neigung, die neue Bearbeitung zu wagen.***

So entgegengesetztes Schicksal konnte nicht der Zufall herbeiführen, sein Grund muß tiefer liegen, und er liegt darin, daß die beiden Stücke nach Idee und Ausführung einander entgegengesetzt sind. Bei Donna Diana sehen wir innere Vorgänge: die Wandlung der Helbin, die Selbstbeherrschung des Helden, dazwischen bewegt sich der doppelte Vertraute, welcher dort das Feuer schürt, während er hier Eiskälte predigt. Das sind Situationen, die nicht veralten können, weil sie stets ihren fesselnden Reiz behalten. El mayor imposible zeigt nichts von inneren wechselnden Vorgängen, das Ziel ist ein rein äußerliches, es wird erreicht durch äußerliche Mittel, durch Verkleidungen, die sich mehrfach wiederholen. Wir sehen das Spiel der Schlaueit, welches wohl anregend, aber nicht erwärmend wirkt, zumal wenn es der Poesie mehr und mehr entkleidet wird. Daher das Endergebniß: dort — die Dauer, hier — der Verfall.

* F. L. Schröder's dramatische Werke, herausgegeben von Eduard v. Bülow. Berlin 1831. Einleitung, S. 56.

** a. a. O. Vorrede, S. 68.

*** Vorrede zu Donna Diana.





Correspondenzen.

Aus Messina.

von

A. Schuecgans.



Ich habe mir oft gedacht, daß es doch recht traurig um uns aus-
sehen dürfte, wenn man einmal
alle noch zu entdeckenden Länder
entdeckt und gründlich durchsichtigt
und beschrieben haben wird. Wo und wie
wird alsdann der in graue Eintönigkeit ver-
senkte Mensch den seinem ganzen Wesen zu
Grunde liegenden Durst nach dem Neuen, Un-
bekannten, Ungeahnten stillen? und wird nicht
ein Tag kommen, freilich noch in weiter, weiter
Zukunftserne, wo unsere Kindesfinder sich aus
der ungeheuren Langeweile dieser bis in das
letzte Winkelchen längst durchstöberten Erde
mit unermesslichem, Alles überwältigendem
Drange hinaussehen werden, hinaus, gleich-
viel wohin, nur hinaus, wo neue Grenzen sich
eröffnen, neue Horizonte winken, neue Pro-
bleme sich dem unerfättlichen Geiste stellen?
Bis dahin hat es noch gute Weile; denn nicht
einmal über die Schwelle unseres alten Euro-
pa's brauchen wir den Fuß zu setzen, um noch
Länder, Zustände und Menschen zu entdecken,
die in fast abenteuerlicher Gestaltung in unsere
sandbläufigen Begriffe hereinragen, unsere Kreise
stören und unserer Wissensbegierde neue Wege
und neue Thüren eröffnen. Eine blasirte Vor-
nehmheit behauptet, Italien sei schon „durch-
aus studirt“, und kaum genügt diesem aster-
faust'schen Drange das ferne Afrika, die terra
portentosa der Alt- und der Jetztzeit. Und
zwischen beiden liegt doch ein Land, reich an
Städten, an Erinnerungen, an Naturschön-
heiten wie kein anderes, die wunderbarste
Insel im Mittelmeerbecken — und so unde-

kannt, in ihrem inneren Wesen so fremd, so
seltsam, daß wir nicht begreifen, wie dieses
Stück Europa so unbeachtet bleiben und zeit-
wärts liegen gelassen werde wie ein vergesse-
nes Kleinod. Nicht sowohl von der sicilischen
Natur, von Trinacrias alten und modernen
Ruinen, von den Tempeln in Segesta und
Agragas, oder von den herrlichen Kirchen und
Klöstern in Palermo, Catania, Messina will
ich sprechen, als von den Menschen selbst, die
dieses Land bewohnen, von ihren Sitten, von
ihren Gebräuchen, von ihren Anschauungen;
Natur und Alterthümer werden jahraus jahrein
von dem großen Strom aller möglichen Stän-
gen- und Kieselgesellschaften bespült; in wir-
belnden Kundreihen zogen die mit rothen
Handbüchern bewaffneten, gewissenhaft nach
englisch-methodischem Muster bewundernden
Scharen durch das Eiland; schon hat sich das
hastige Heer nach Ameisenart seine Straße an-
gelegt, von der es niemals abweicht und in
welchem es sich im Frühjahr und Spätherbst
ununterbrochen Laufes hin- und herbewegt;
Tage und Stunden sind zum Voraus belegt;
hier wird von Montag bis Mittwoch, dort von
neun Uhr Morgens bis halb zehn Uhr Abends
in militärischer Bewunderung geschwelgt; es ist
vorausgesehen und vorgezeichnet, daß Freitags
um drei Uhr Nachmittags die ganze Gesellschaft
vor lauter Alterthumsenthusiasmus und Natur-
genuss sich nach einem Stündchen dolce far
niente sehnen wird, und zum richtigen Tag
und zur richtigen Stunde wird zum Dolce far
niente, das ja in einer italienischen Reise bei
Weibe nicht fehlen darf, geblasen. So geht es

stetig und gründlich, „nach der Uhr und nach der Schmir“, von Palermo nach Monteale, durch die Conca d'Oro zum Monte Pellegrino, vielleicht — dies ist aber schon eine romantische Absonderlichkeit — nach Segesta und Selinunt; dann im Dampfstrich quer durch die Insel nach Girgenti und wieder per Sitzzug nach Catania. Und ein Tag wird doch genügen, um die Bästerei von Syrakus und die einzigen drei übrig gebliebenen Säulen mitzusehen, und den Aetna sieht man ja tagelang vor sich stehen, und zum Hin- und Herunterklettern nehmen wir auch noch zwei Tage, und in Messina giebt es bekanntlich nichts zu sehen außer einigen alten Oelbildern von Antonello de Messina, die ja doch in einem entsetzlichen Zustande sind und übrigens für den Laien kein Interesse haben. Somit wären wir denn glücklich am anderen Ende der Insel angelangt und hätten uns gewissenhaft durchbewundert, etwa wie man sich im Schlaffenland durch Berge von Chocolate und Confect durchschmeißt, und können zu Hause in den gesellschaftlichen Kreisen künftigen Winter, wenn von Sicilien die Rede sein wird, uns mit Kennern in unserm Salon zurückziehen und den neidischen Stubenhockern und den staunenden Damen über Land und Leute in Sicilien, über das Brigantenthum und über die Mafia, über die Eifersucht der Männer und über die Vendetta der Frauen, über das Treiben der geheimen Gesellschaften, über Akerban, Schwefelminen, Citronenzucht und Pimsteinhandel eine tüchtige Vorlesung in drei Theilen und sechs Unterabtheilungen halten! — Ueber die Eifersucht und die Vendetta, meinen wohl nachher die Damen in vollzähliger Einkünmigkeit, das war von Allen doch das Interessanteste! Noch etwas von den Frauen möchten wir hören! — Vielleicht hat der Redner irgend etwas zu berichten vergessen, und so will ich seine Vorlesung zu ergänzen suchen, obgleich ich Sicilien nicht im Lauffschritt durchmesse; — vielleicht aber ist es gerade deswegen nur um so besser! denn um über Frauen und gesellschaftliche Verhältnisse zu schreiben, ist überhaupt ein flüchtiges Beobachten nicht genügend, und wäre solches in diesem Lande noch ungenügender als sonstwo. Sicilien liegt noch in Europa; richtig aber hieße es von ihm, es sei die Schwelle des Orients und des afrikanischen Continents. Die Gesellschaft in Sicilien nimmt auch schon ganz wesentliche orientalische Momente in sich auf, und vor wenigen Jahren noch hätte man die Sicilianerinnen mit einigen Ausnahmen viel eher unter die Rubrik der orientalischen als der europäischen Frauen rechnen können. Heute ändert sich Manches an diesem Bilde; der Grundton aber ist im Allgemeinen derselbe geblieben. Schon die auch in den höheren Kreisen geheilte Anschauung, daß das Weib eine nie-

driger stehende Menschenorte sei als der Mann, führt uns über die Grenzen Europa's hinüber und weist auf eine Cultur, die mehr Nehtlichkeit hat mit der asiatischen als mit der indogermanischen. Ist das erstgeborene Kind ein Mädchen, so fällt sich der Vater in seiner Ehre getroffen. Erst seit Kurzem ist es überhaupt in den reichern Ständen Sitte geworden, den Mädchen, sei es in einem Pensionat, sei es zu Hause, Unterricht ertheilen zu lassen; bis dahin hieß es allüberall: „Ein Mädchen zur Schule? Wozu braucht denn ein Mädchen lesen und schreiben zu verstehen? Unsere Mütter verstanden ja auch nichts davon!“ — Dies Paremsargument hielt bis zu der Zeit an, wo die Fremdencolonien, besonders die deutschen, schweizer und englischen, eine größere Bedeutung erhielten, Handel und Industrie begründeten und an sich zogen, und wo die Sicilianer zu begreifen anfangen, daß sie, wenn sie nicht völlig verdrängt werden wollten, sich und ihre Frauen und Kinder auf gleiche Höhe wie die Forstieri bringen mußten. Seit jener Zeit vollzieht sich eine Umwandlung, die jetzt schon fühlbar ist und die in kurzer Frist die höheren sicilianischen Gesellschaftsstände vollständig auf die gleiche Stufe mit den norditalienischen führen wird. Bis diese Cultur aber tiefer herunter in die Schichten, die wir die bürgerlichen nennen würden, zu bringen vermag, dürfte wohl noch geraume Zeit verstreichen. Das Haupthinderniß, das zu überwinden ist, liegt in der Sitte oder besser in der Unsitte, die Mädchen und Frauen von Kleinem auf von allem geselligen Leben fernzuhalten. Bei hohen Fest- und Feiertagen trifft man auf den Straßen und Plätzen bei Musik und Feuerwerk eine Menge von hübschen, in Seide und Spitzen umherwanbelnden, von Vater, Bruder oder Mann sorgfältig bewachten Frauen; auf Zimmerwiedersehen aber! Ist der Festtag vorüber, so verschwindet auch die ganze reizende Gesellschaft in ihren Häusern; hinter Schloß und Kiegel, im buchstäblichen Sinne des Wortes, entschwindet sie untern Augen; und höchstens auf dem Balcon oder hinter den halbgeschlossenen Persianen könnt ihr, falls euch das Glück begünstigt, eine dieser verzauberten Prinzessinnen erblicken, wenn sie von ihrem hohen Posten zur Straße herunter heimlich-öffentliche Liebchaft mit ihrem ihr selbst nicht anders bekannten Liebhaber oder Bräutigam treibt. Mit den Liebchaften — ich meine damit auch die ganz ehrlichen, die sich die regelrechte Heirat zum Ziele stecken — hat es überhaupt hier eine ganz absonderliche Bewandniß. Auf der Straße oder auf dem Balcon erblickt ihr ein Mädchen, das euch gefällt. Dreimal geht ihr an ihr vorüber und führt die Hand oder euer Taschentuch langsam an die Lippen; — antwortet es von oben in

derselben Weise, so seid ihr Beide in einander verliebt. Mehr Wesens braucht es nicht, um in diesem heißen Lande einen Roman zu entzünden, der wie Romeo und Julia, oder wie Othello und Desdemona, oder auch auf ganz bürgerlich-eheliche Weise enden kann. Er endet zuweilen aber auch ganz anders, dadurch nämlich, daß das Mädchen schon von einem anderen Bewerber ins Auge gefaßt worden ist und daß, wenn ihr unter dem Balcon erscheint und wenn die holde Schöne euch durch ihr Kammernädchen ein heimliches Wort zuflüstern läßt, der Andere sich plötzlich einstellt und euch, wenn er gutmüthiger Natur ist, mit Stockschlägen, wenn er sanguinischer angelegt ist, mit einem wohlgemeinten Messerfisch vor weiterem Liebesgandel warnt. Liebe kann eben eine recht ernsthafte Sache werden! Geht aber Alles in der Ordnung und tritt weder Nebenbuhler noch eiferächtiger Bruder oder Vetter in die Quere, so seid ihr noch lange nicht am Ziel eurer Wünsche! Monate- und jahrelang könnt ihr unter den Fenstern eurer Schönen schmachten, Kußhändchen und Liebesbetheuerungen, in Prosa und Versen, mit Geberden- oder Guitarcapriel wechseln! von einem ganz besonderen Zufall oder Umstande müßt ihr erwarten, daß er euch in das Haus eurer Geliebten einführe, euch dem Vater und der Mutter vorstelle, euch die Erlaubniß erwirke, Besuche zu machen und endlich in officieller Weise um die Hand der Schönen zu werben. Nicht selten geschieht es, daß dieser Umstand nicht eintritt und daß der Freier genöthigt ist, auf Umwegen mit seiner Braut und auch mit ihrer Mutter in Verbindung zu treten. Die Umwege bestehen aber ganz einfach darin, daß ihr zu erfahren sucht, wer die Putzmakerin, oder die Friseurin, oder die Waschfrau der Familie ist, daß ihr einer von diesen interessanten Personen euer Liebesleid klagt, ihr auch wie von Ungefähr etwas Geld in die Hand drückt, worauf diese euch mit ausgezeichnetem Wohlwollen versichert, das sei nun ihre Sache, *ci penso io!* ihr braucht euch nicht zu grämen, sie werde Alles, Alles besorgen. Und sie besorgt es auch gewissenhaft. Durch sie erfährt eure Unbekannte, woher ihr kamt und wie euer Name und Art; der junge, bildschöne Cavalier möchte Vater und Mutter sprechen; er sei auch bereit, falls diese nicht einwilligen, die Schöne zu entführen, in der nächsten Stadt zu heiraten und dann die Eltern hochachtungsvoll zu bitten, ihre Einwilligung nachträglich zu erteilen. Und man glaube nur nicht, daß diese letztere Art, eine Heirat zu schließen, eine außer-gewöhnliche sei. Sie ist im Gegentheil das tägliche Brot der Liebenden, und von sehr gebildeten Sicilianern habe ich dieselbe als das natürliche und notwendige Correctiv der hiesigen Mädchenerziehung bezeichnen hören. Da

der Vater den jungen Mann in den meisten Fällen nicht kennt, so verweigert er auch gewöhnlich seine Einwilligung; und da die Mutter in den meisten Fällen mit der Tochter einig ist, so ist sie derselben gewöhnlich behülflich, um diese Einwilligung auf dem Wege der Entführung zu erzwängen. Die Entführung selbst geht ganz bürgerlich vor sich; eine Droschke fährt zur angesagten Stunde vor das Haus; die Schöne kommt mit ihrem Reisegepäck herunter; hat sie in der Eile etwas vergessen, so trägt die Mutter es ihr nach; im Wagen sitzt der junge Bräutigam, und fort geht's zur Eisenbahn und von da in die nächste Stadt. Der Vater schmolzt einige Tage, weil es die Sitte so erheischt; dann kommt Alles in das Geleise und der Roman endigt wie im Märchen: „Sie hatten sich sehr lieb und bekamen viele Kinder.“ — Später freilich trüben zuweilen andere Romane das glückliche Eheverständnis; nicht mehr aber und auch nicht weniger als in anderen Gegenden, und besser jedenfalls als ihr Ruf sind in dieser Hinsicht die südländischen Länder. Nur in der Form sind diese Romane von den ähnlichen, im Norden üblichen, verschieden. Da die Frauen ebenjo wie die Mädchen hinter Schloß und Riegel verwahrt werden, so spielen sich nun mit Hülfe des Kirchgangs, des Balcons und der vermittelnden Wäscherin oder Friseurin bei dem Liebesabenteuer dieselben Szenen ab wie bei der Verlobung, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß keine Mutter dabei steht und daß die Eifersucht des Mannes viel wachsamere und bedenklicher ist als die Sprödigkeit des Vaters. Besagte Eifersucht beherrscht das ganze gesellschaftliche Leben, und viele Sitten und Gebräuche, die uns Nordländern im Süden unverständlich und befremdlich erscheinen, leiten sich ganz einfach aus dieser Alles überschattenden Leidenschaft ab. Nichts ist z. B. feltjamer, nichts ist unangenehmer als gewisse Gebräuche, die wir auf Vällen, in größeren und kleineren Tanzgesellschaften beobachten. Bei uns im Norden bildet bekanntlich das Souper den Glanzpunkt des Festes; ein Jeder wählt sich zum Voraus die Dame, die er zu Tische führen wird; man richtet sich ein, mit Bekannten, Freunden und Freundinnen einen gemüthlichen, lustigen Tisch zu bilden; die gemeinschaftliche Beschäftigung, die lebhaftere Unterhaltung, die köstlichen Speisen, die feurigen Weine — Alles trägt dazu bei, um die Gesellschaft in eine Atmosphäre von Feiertag und ungebundener Lebenslust zu hüllen; die Worte fließen, die Augen glänzen, Herz und Seele gehen auf! Das ist es ja aber gerade, was man hier zu Lande verhüten will — vielleicht auch verhüten muß, da es mit dem Herz- und Seelenaufgehen viel bedenklicher aussehn mag als im kälteren Norden, und darum ist auch das

Souper im Süden die präziseste, sonderbarste, unlicbenswürdigste, entsehlteste Stunde, der wahre Triumph der Eifersucht! Folgendermaßen geht es nämlich zu: die Herren bieten den Damen den Arm an, führen dieselben mit ausgesuchter Höflichkeit in den Speisesaal, machen eine tiefe Verbeugung und überlassen die Unglücklichen ihrem Schicksal! Die Damen bleiben allein im Speisesaal, während die Herren allein in den Tanzsaal zurückkehren; an den ersteren wird ein gründlicher und rascher Abfütterungsproceß vorgenommen, und sind die holden Geschöpfe gefättigt und getränkt (man möge mit diese schrecklichen Ausdrücke verzeihen, andere passen aber nicht!), so bewegen sie sich in Reih und Glied in den Tanzsaal zurück, langweilen sich, so gut es geht, und überlassen den Speisesaal den Herren. Diese, von dem langen Warten bis zum Paroxysmus des Hungers und Durstes getrieben, nehmen Besitz von Tischen, Stühlen, Tellern, Flaschen und vergessen darüber die schwachtenden Damen, die sich dort nebenan in gemächlicher Ruhe mit ihren Fächern beschäftigen — und verdauen. Die Fröhlichkeit, die sich vor dem Souper allmählich in die Gesellschaft eingeschlichen und das Eis der officiellen Höflichkeit zum langsamen Schmelzen gebracht hatte, wird natürlich durch dieses culinairische Separat-intermezzo wieder völlig ins Stoden gebracht; Alles kommt zurück in die steifen, abgemessenen Formen der ordnungsgemäßen weißen Binden und gelben Glacéhandschuhe; — die Ehe-

männer aber schauen mit vergnügtem Auge auf ihr beherrschtes Samos hin und können sich in dem Vollbewußtsein, daß keine Rebellion noch der kleinste Verrath in den ihnen untergebenen Unterthanenseelen während dieser Zeit geplant worden ist, mit ihrer schönen Ehehälfte nach Hause begeben. Bedenklich scheint dabei dem nordischen kühlen Beobachter eins, und mit diesem Bedenken will ich auch wie mit einem Fragezeichen schließen: es will mir nämlich scheinen, als wäre dieses Andwandmalen des Teufels die schlimmste Politit und als könnten sich die Männer vieles böse Blut ersparen, wenn sie sich ihren Frauen gegenüber vertrauender zeigten; Alles, was noch Orientalisches an den sicilianischen Sitten haftet, abstreifen und die Erinnerungen an das altgriechische oder saracenische Weib einfür allemal in die Kumpellammer der überwundenen Standpunkte würgen. Freilich mühten sie zuerst damit anfangen, die Frauen als ein dem Manne ebenbürtiges Wesen anzusehen, ihnen eine völlig europäische Erziehung und Bildung angedeihen lassen; — aber wäre denn das etwas so Arges? und sind die sicilianischen Frauen, die eine solche Bildung und Erziehung genossen haben, nicht jetzt schon auf derselben Stufe wie die Norditalienerinnen? So lange aber die Frauen in ihrer Gesamtheit diese Stufe nicht erreicht haben, kann auch das Land selbst nicht, was Cultur anbelangt, mit dem freieren und darum gebildeteren Norden rivalisiren.





Literarische Mittheilungen.

Neuere philosophische Werke.

Wir haben öfter der Philosophischen Bibliothek von Kirchmann Erwähnung gethan, die im Verlage von G. Weiß in Heidelberg erscheint. Diese Bibliothek hat sich ein hervorragendes Verdienst um die Ausbreitung der Bekanntheit mit den großen Arbeiten der Philosophen erworben. Die lange Reihe ihrer Bände umfaßt nunmehr nahezu alle Classiker des philosophischen Gedankens, die der fremden Völker in deutscher Uebersetzung. Gegenwärtig liegen uns die Hefte von 261 bis 281, zwanzig an Zahl, vor. Sie enthalten zunächst ein höchst interessantes Supplement zu den Werken Kant's, seine vier lateinischen Dissertationen. Alsdann die Theodicee von Leibnitz und dessen kleinere philosophische Schriften in deutschen Uebersetzungen. Insbesondere wird man einige der kleineren Schriften, welche im schwerfälligen Gewande der lateinischen Sprache auftraten, hier mit Vergnügen in einem guten Deutsch lesen. Der Preis dieser Bändchen ist ein so geringer, daß nunmehr die Werke der großen Denker aller Zeiten allen Gebildeten leicht zugänglich werden.

Zwei andere Fortsetzungen begonnener philosophischer Werke liegen uns vor: Der philosophische Criticismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft. Von A. Kiehl. Zweiter Band. (Leipzig, B. Engelmann.) Es ist ein in vieler Hinsicht selbständiges System, welches in lebendiger und geistvoller Form in diesem Werke dargelegt wird. Der vorliegende Theil handelt von Erfahrung und Denken, der letzte soll alsdann von den bisherigen Untersuchungen fortschreiten zu einer Behandlung der metaphysischen Erkenntnißprobleme, womit dann erst das Ziel des Werkes erreicht wird. Der Standpunkt des Verfassers darf wohl als Umgestaltung des englischen Empirismus

von dem kritischen Grundgedanken Kant's aus bezeichnet werden. Am Schluß des Werkes werden wir eine ausführlichere Würdigung der Bedeutung desselben versuchen.

Alsdann geht uns die Fortsetzung des folgenden Werkes zu: Die Naturgesetze und ihr Zusammenhang mit den Principien der abstrakten Wissenschaften. Von Scheffler. Dritter Theil. Sechste bis achte Lieferung. (Leipzig, Fr. Förster.) Das Werk, welches in diesen Lieferungen fortschreitet, ist von uns schon früher besprochen worden. Der vorliegende Theil führt die Erkenntnistheorie des Verfassers fort, und zwar behandeln diese Lieferungen den Verstand, seine Kategorien und seine Formen: ein Abschnitt, der eine Fülle neuer Gesichtspunkte enthält. Alsdann giebt dieser Theil eine Charakteristik des Gedächtnisses und entwickelt die Grundeigenschaften desselben. Weiter entwickelt er den Charakter und die Grundeigenschaften des Willens, des Gemüths und des Temperaments. Ueberall in diesem umfassend angelegten Werke machen sich die Vorzüge des mathematisch geschulten Kopfes erkennbar: große Deutlichkeit und Schärfe in der Entwicklung der Hauptsätze, strenge Durchführung derselben in die feinsten Consequenzen. Sie sind verknüpft mit einer Neigung zur Deduction aus Begriffsentwicklungen. Mehr als solche allgemeine Züge des Charakters, der in diesem Werke erscheint, kann hier vorläufig nicht herausgehoben werden, ohne die Leser dieser Zeitschrift in das Detail philosophischer Fragen zu verwickeln. Erst wenn das Ziel dieser Untersuchungen vorliegt und dem Verfasser seine Stelle inmitten der heutigen philosophischen Systeme zuweist, wird es möglich sein, seine werthvollen Untersuchungen auch einem größeren Publikum nahe zu bringen.

Zu der Richtung einer von den Natur-

wissenschaften ausgehenden Erkenntnistheorie bewegt sich auch die Schrift: *Die persönliche Denkhätigkeit*. Von J. Poppe. (Würzburg, A. Stuber.) Doch sind diese Untersuchungen denen von Schffler an Bedeutung durchaus nicht gleich. Die Absicht des Verfassers ist, in die Entstehung des Wissens einzubringen. Derselbe wendet sich gegen die Ansicht von der Entstehung der Vorstellungen in einem unbewußten Proceß. Die Denkhätigkeit arbeitet theilweise nach ihm, ohne sich selber zu beobachten, und so entsteht in ihr dasjenige Wissen, von dessen Entstehung sie selber nichts weiß. Die Denkhätigkeit vermag aber sich später davon zu überzeugen, daß es ihr eigenes Werk war, was sich im Geiste vorfindet. Es ist also in erster Linie die Unterscheidung von Denacten und von mit Selbstbewußtsein begleiteten Denacten, wovon der Verfasser ausgeht. Nach ihm vermag ein Nachbilden in der Seele nicht anders als in der Form des Wissens stattzufinden, und es gilt nur zu unterscheiden zwischen einem solchen, welches seine eigene Entstehung nicht beachtet, und einem anderen, das seine Aufmerksamkeit auf dieselbe richtet.

Eine bedeutende und geistvolle Grundlegung der Naturphilosophie liegt vor in: *Der helio-centrische Standpunkt der Weltbetrachtung*. Von A. Vilharz (Stuttgart, J. G. Cotta), zu welcher Schrift nunmehr hinzutritt: *Metaphysische Anfangsgründe der mathematischen Wissenschaften*. Von Vilharz und Dannegger. Mit einer Steindrucktafel. (Sigmaringen, Tappan.) Das Werk steht auf dem Standpunkt von Kant und Schopenhauer und versucht von ihm aus eine vollständige Verfassung von Philosophie und Naturwissenschaft. Auf diesem Standpunkt erblickt der Verfasser den Materialismus wie den Spiritualismus unter sich. Er findet, daß der Materialismus den Spiritualismus wie sein Schatten begleitet und daher nur mit ihm zugleich zerstört werden kann. Der Gang des Verfassers geht von der Kritik der Vernunft zu dem Mittelpunkt des sittlichen Bewußtseins. Ihm liegt der Schlüssel der ganzen Metaphysik in der Erkenntnis, daß der durch innere Erfahrung gewonnene Theil der Vernunftkenntnis den Gesetzen der Logik, die sich nur auf endliche Verhältnisse, somit auf äußere Erfahrung beziehen, nicht gehorcht. Hier gilt der Satz des Widerspruchs nicht, vielmehr sind zur Bestimmung der aus innerer Erfahrung geschöpften Begriffe sich widersprechende Prädicate notwendig. Der Wille ist zugleich bedingt und unbedingt, Einheit und Vielheit, endlich und unendlich. Besonders heben wir an diesem Werke von Vilharz die Energie hervor, mit welcher er aus allen Vorbereitungen sofort in den Mittelpunkt der Sache, aus

allen Vorwerken in die Festung selber bringt, sowie die geistvolle Anschaulichkeit seiner Behandlung.

Hier inmitten dieser naturphilosophischen Arbeiten thun wir einer Schrift Erwähnung, welche von der Naturforschung herkommt, aber sehr bedeutende philosophische Konsequenzen hat: *Die modernen Theorien der Chemie*. Von Lothar Meyer. Erster Theil. (Breslau, Marcusse & Berendt.) Das Buch hat sich längst einen sehr zahlreichen Leserkreis, eine feste Stellung in der Wissenschaft erworben. Es ist die Bedeutung dieses Werkes, daß es die herrschenden theoretischen Anschauungen, wie sie der heutigen Chemie zu Grunde liegen, jedem naturwissenschaftlich gebildeten Leser in verständlicher Form darstellt. Sollen die chemischen Erscheinungen nicht als Wirkungen des blinden Zufalls betrachtet werden, so müssen wir zugestehen, daß auch sie den allgemeinen Grundgesetzen der Mechanik, den Gesetzen des Gleichgewichts und der Bewegung, unterworfen sein müssen. Das Dogma von der Unmöglichkeit, die atomistische Constitution der Stoffe zu erkennen, ist gefallen; wir wissen sehr Vieles schon über das Verhalten der Atome in den Verbindungen; unsere Erkenntnis ist im beständigen Wachsen begriffen, und die Statik und die Mechanik der Atome ist das augenscheinliche Ziel der Entwicklung der modernen Chemie. Unter diesen Umständen hat Lothar Meyer sich einer bedeutungsvollen Aufgabe unterzogen, indem er das für eine solche Theorie bereits Geleistete zusammenfaßt, indem er in dem vorliegenden Werke die aneinander bestbegründeten Theile der gegenwärtig geltenden Hypothesen und Theorien möglichst ihres spezifisch-chemischen Gewandes entkleidet und in der so entstehenden faßbaren Darstellung einem weiteren Kreise leichter zugänglich macht.

Aus dem Gebiete der moralischen Wissenschaften heben wir zunächst ein bedeutendes Werk hervor: *Die Ethsachen der Ethik*. Von Herbert Spencer. Uebers. von B. Better. (Stuttgart, E. Schweizerbart.) Das vorliegende Werk Herbert Spencers bildet einen Theil seines Systems, welches zum größten Theil bereits erschienen ist und von dem nur noch einige Theile ausstehen. Es ist ein sehr großes Verdienst des Uebersetzers wie des Verlegers, in Deutschland diese Reihe von bedeutenden Arbeiten eingeführt zu haben. Herbert Spencer gilt heute in England für den bedeutendsten Philosophen. Auch ist er das ohne Frage, wenn es sich um die Ausdehnung von wissenschaftlichen Kenntnissen und Forschungen und um die Originalität hieraus entstehender Combinationen handelt. In dem vorliegenden Werke unternimmt er, die Hingebung des Individuums an Andere, in welcher er mit Recht das Wesen aller Sittlichkeit erkennt, mit seiner

auf dem Felde der Naturwissenschaft erwachsenen Ansicht des Weltganzen in Einklang zu setzen. Es ist seine Absicht, ein Princip, welches durch Begründung auf eine jenseitige Welt und durch einseitige idealistische Ueberspannung in seiner Wirkung gefährdet ist, auf seinen wahren Boden und in seine echte Grenze zurückzuführen.

Den Abschluß seiner wissenschaftlichen Weltansicht entwickelt der Begründer der Psycho-Physik in: **Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht.** Von Gustav Theod. Fechner. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) Es ist ein außerordentlich liebenswürdiges Buch, das Erguß einer tiefen Seele, nicht nur das Lebensresultat eines scharfen Kopfes — es ist das Eine wie das Andere. Der Grundgedanke desselben ist, daß man bisher bei den Schüssen von den Erscheinungen auf das Reale einseitig verfahren sei; so seien die zwei Hauptrichtungen der heutigen philosophischen Nachtansicht entstanden, welche bei ihrem Gegenseitigen gegen einander das gemein haben, daß sie alle jene Wege, welche es giebt, vom Gegebenen zum Nichtgegebenen zu gelangen, aus Einzelfällen das Gesetze zu finden, vernachlässigen oder gar verwerfen, um entweder aus aprioristischer Leere abstracte Begriffe heraus den ganzen Weltinhalt zu erzeugen und zu begreifen oder das Wissen des Menschen um die Welt auf das Wissen um seine eigene Subjectivität zu beschränken. Seine Gegner sind der Positivismus und Materialismus, der abstracte Rationalismus und der Phänomenalismus. Ihnen allen gegenüber entwickelt er seinen Glauben an die Realität der qualitativ mannigfaltigen Welt und an die Gegenwart Gottes in derselben. Wie gewisse Grundansichten immer wiederkehren, so lebt der Geist der Schelling'schen Naturphilosophie in dieser Weltansicht. Die Methode freilich ist eine viel reifere, die Auseinanderziehung mit der Naturwissenschaft eine unvergleichlich tiefere, der Geist, aus dem das Ganze entspringt, ein reicherer.

Der zu früh verstorbene Harms hat zwei Hände eines höchst beachtenswerthen Beckes hinterlassen: **Die Philosophie in ihrer Geschichte.** Von Friedrich Harms. (Berlin, Theobald Grieken.) Der erste Band giebt eine Geschichte der Psychologie, der zweite eine solche der Logik. Der Standpunkt, von welchem aus diese schönen Arbeiten entstanden sind, ist der der älteren Schule. Harms gehörte zu denen, die es als ihre Aufgabe betrachteten, im Gegensatz zu einer nur empirischen Behandlung der Philosophie den umfassenden Blick der alten Schule, den Sinn derselben für die Totalität des Lebens, der Probleme zu erhalten. Die Art der Behandlung ist die Gliederung des historischen Stoffes nach den Hauptrichtungen,

deren innere Ausbildung und ihre Leistungen erwogen werden. Es bleibt im hohen Grade zu bedauern, daß ein so umfassend gedachtes Werk, welches so zu sagen eine Rechenhaftigkeit der Philosophie über den ganzen Bestand des von ihr Geleiteten hatte werden sollen, nunmehr ein Torso bleiben muß.

Der in solcher Schrift gepflegten Richtung gegenüber stellt sich auf den Boden der positiven Philosophie, welche nur die Ergebnisse der Naturwissenschaft zusammenzufassen beabsichtigt, ein neues Werk: **Werden und Vergehen.** Von Carus Sterne. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. (Berlin, Gebr. Bornträger.) Dasselbe ist ein Versuch des geistvollen Verfassers, den Darwinismus zu einer Philosophie der Natur zu erweitern. Das Werk umfaßt als eine Art von Kosmos des Darwinismus die Entwicklung des Weltalls, alsdann die Geschichte der Bildung des Erdganzen; die ersten Organismen treten hervor: das Reich der Protisten oder Urdwesen. Ferner entwickelt der Verfasser auf Grund der Arbeiten von Darwin und Hädel die Bildungsgeschichte der Pflanzen- und Thierwelt und schließt alsdann mit kühnem Griff in den Abschnitten über die Entwicklung der Gesellschaftstriebe und der Sprachen, über die Anfänge der Cultur die verwegene Brücke in das Reich des Geistes und der Geschichte, innerhalb dessen das Auftreten der Deicendenztheorie ihm so zu sagen das wissenschaftliche Bewußtsein des Weltganzen über sich selber darstellt. Den Abschluß bildet der Blick in den Untergang des Lebens auf der Erde. — Die Darstellung ist lebendig und sie wird in einer wirklich muster-günstigen Weise unterstützt durch gegen vierhundert Holzschmitte und eine Anzahl von Vollenbildern, welche zusammen eine Art von Bilderatlas aller Wissenswürdigen der Natur in Bildern enthalten.

Auf dem Gebiete der praktischen Philosophie herrscht Stillstand; ein neues Werk von Jünger unternimmt, die Ergebnisse der Herbart'schen Schule zusammenzuarbeiten: **Allgemeine philosophische Ethik.** Von Dr. Luise von Jünger (Langenjalza, Meyer & Söhne.) Es erschient mir als das Hauptverdienst dieser Schrift, daß sie von den Principien Herbart's aus einen inneren Aufbau der gesammten sittlichen Welt giebt; denn dies muß doch das Ziel der modernen praktischen Philosophie sein, aus der einseitigen Betrachtung von Privatmoral zu der öffentlichen Sittlichkeit, zu der Sittlichkeit der Gesellschaft voranzuschreiten. Daher wird der Versuch, Nationalökonomie für den Aufbau einer solchen Wissenschaft zu verwenden, in dem vorliegenden Buche mit lebhaftem Beifall begrüßt werden.

Schließlich aber weisen wir so nachdrücklich als möglich auf eine Fortsetzung einzelner Auf-

sätze hin, in denen der berühmte Anatom Henle sich über allgemeine Fragen, die seinem Gebiete benachbart sind, verbreitet und welche in ihrer Classicität einen Platz in der Bibliothek neben denen von Helmholz verdienen. Die bedeutendsten Aufsätze der vorliegenden Sam-

lung sind die über den „Willen“ und über „Etiologie und Darwinismus“. Es möchte den Vertretern des letzteren schwer fallen, die schlagenden, aus dem steten Verkehr mit den Organismen erwachsenen Bedenken Henle's gegen ihn zu zerstreuen.

Literarische Notizen.

Athenais. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin von Ferdinand Gregorovius. (Leipzig, F. W. Brockhaus.) Gregorovius, der Verfasser der „Geschichte der Stadt Rom“, hat mit glücklicher Hand in der Geschichte der Kaiserin Eudozia einen Stoff ergriffen, welcher ein starkes culturhistorisches Interesse mit dem von romanhafter Spannung verbindet. In den Jahrhunderten der Begründung der christlichen Kirche spielen die Frauen eine außerordentlich hervorragende Rolle. Dies ist natürlich in einer Zeit, in welcher Erlebniß und Gemüthszustand den Vorbegrund aller Interessen bilden. Liegt man die Legenden, so tritt der Antheil des weiblichen Gemüthes an den großen Herzenskämpfen jener Zeit deutlich hervor. Die Frauen jener Zeit haben daher gleichmäßig das Interesse von Geschichtschreibern und Romanchriftstellern auf sich gezogen. Klingsley hat die ideale Gestalt der heidnischen Philosophin Hypathia zum Gegenstande seines berühmtesten Romanes gemacht. Monika, die Mutter des Augustinus, des größten unter den Theologen jener Epoche, hat die Aufmerksamkeit theologischer Schriftsteller auf sich gezogen. Ein eigenthümliches Interesse muß die Frau hervorrufen, welche als Tochter eines heidnischen Philosophen und selber Heidin den Namen Athenais trug, danach als Christin und Kaiserin Eudozia hieß. Sie vergegenwärtigt in sich die Umwandlung der letzten Reste eines literarisch gebildeten Heidenthums in das Christenthum. Nach dem Tode ihres Vaters, so berühmt sie durch ihren Geist und ihre Schönheit war, häßlos, da ihre Brüder ihr Erbe ihr vorenthielten, erschien sie an dem Hofe des jugendlichen Kaisers Theodosius, und dort folgte bald ihre Befehrung und die Vermählung mit diesem. Die Wirren ihres eigenen Lebens und ihrer Zeit haben sie dann von dieser Höhe wieder herabgestürzt, und dies Alles schreibt sich auf den denkwürdigsten Schauplätzen jener Zeit: in Athen, Konstantinopel, Jerusalem. Noch ein besonderes Interesse haftet sich an Athenais. Trümmer eines Gedichtes von ihr sind erhalten, in welchem der Stoff uns zuerst in künstlerischer Behandlung gegenübertritt, dessen letzte Gestaltung Goethe's

„Faust“ ist. So lange arbeiten in der Menschheit gewisse dichterische Motive, bilden sich um, gestalten sich fort, bis das abschließende Kunstwerk hervortritt, welches ihren Inhalt erschöpft. Es ist die Geschichte von dem Zauberer Caprianus. Die Erzählung von Gregorovius stellt sich wie ein Roman und ist doch von der strengsten Wahrhaftigkeit. Hierdurch unterscheidet sie sich vortheilhaft von den Versuchen, die Geschichte novellistisch zu behandeln. Eine schöne Uebertragung eines Theiles des Gedichtes der Athenais ist beigegeben.

Der Verstand. Von F. Taine. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Bände. (Bonn, Emil Strauß.) — **Geschichte der französischen Revolution.** Von F. Taine. Taine wird gegenwärtig als der erste französische Schriftsteller allgemein anerkannt. Er ist zugleich Philosoph und Historiker, und zwar bilden seine philosophischen Arbeiten, ähnlich wie seiner Zeit bei Fume in England, die Grundlage seiner historischen. — Er ist in der Philosophie von John Stuart Mill ausgegangen. Sein Hauptwerk ist nummehr zuerst in deutscher Uebersetzung hervorgetreten, und wir können es unseren Lesern nur angelegentlich empfehlen. Daselbe geht dadurch über Mill hinaus, daß es in einem weiten Umfang, was von der Wirklichkeit erreichbar ist, geschichtliche und physiologische Thatfachen verwerthet. Das letzte Wort seiner Auffassung der Intelligenz ist der Nachweis der Abhängigkeit jeder Gestalt derselben von den Bedingungen, unter denen sie auftritt, und so führt ihn von selber sein philosophischer Standpunkt zur Geschichte hinüber. Aus den Bedingungen eines solchen Standpunktes ergibt sich sein feindliches Verhältnis zu der französischen Revolution als dem großen Gegenstande seiner gegenwärtigen historischen Arbeit. Taine geht aus von der empirischen Bedingtheit des Menschen wie jeder gesellschaftlichen Ordnung. Er findet in dem Menschen nicht ein Vernunftwesen, vielmehr spielt nach ihm die Vernunft in der Geschichte keine erhebliche Rolle. Das physische Temperament, die körperlichen Bedürfnisse, die animalischen Instincte, alsdann Vorurtheile, Phantasien, Leidenschaften, Interessen — ein Bündel so verschiedenen

artiger und in die Thierwelt zurückgreifender Element bildet die menschliche Natur. Eine solche Auffassung steht im innersten Gegensatz zu der Vorstellung von dem natürlichen Menschen, dem natürlichen Recht und dem zu erreichenden vollkommenen Zustand der Menschheit. Waren diese Ideen die Seele der Revolutionen, so begreift man, daß Laine in dem Idealismus derselben nur eine Traumphantase des menschlichen Geistes erblicken kann. Daher hat Laine ein düsteres Bild der französischen Revolution entworfen. Es ist charakteristisch, daß für ihn weder gesunder Verstand in den historisch erwachsenen Vorurtheilen der Gesellschaft als in der damals sie bekämpfenden Wissenschaft liegt. Aber die ergreifende Gewalt seines Gemäldes, welche dieses Buch zu der hervorragendsten Darstellung des inneren Ganges der Revolution seit Tocqueville macht, wurzelt in demselben philosophischen System, in welchem sein Haß gegen die Ideen von 1789 gegründet ist. Ihm ist das eigentliche Object der Geschichte: das Individuum; eine Verfassung, eine Gesetzgebung kann immer nur aus dem handelnden Menschen selber verstanden werden, in seiner körperlichen Sichtbarkeit, wie er ist und trinkt und sich bewegt. Ihn zu sehen, ist die Aufgabe des Geschichtschreibers.

Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Von Friedrich Albert Lange. Wohlfeile Ausgabe. Vierte Auflage. (Hertel, J. Vebder.) Während das berühmte Werk, in die englische Sprache übertragen, in Amerika und England mit lebhaftem Interesse aufgenommen wird, erscheint es bei uns in vierter Auflage. Man kann sagen, daß es bereits eine historische Stellung gewonnen hat. Nicht als ob sein Verfasser ein schöpferischer Denker gewesen wäre, nicht als ob sein Werk einen neuen tiefgreifenden Gedanken ausgesprochen hätte, ja, man kann nicht einmal sagen, daß es, als wissenschaftliche Arbeit betrachtet, tadellos gewesen wäre. Die geschichtliche Arbeit in ihm ist sehr ungleich. Seine Darstellung der Philosophie des Alterthums hat etwas Dilettantisches. Seine Darstellung der Philosophie Kant's, so anregend sie auch gewirkt, hat wie die von Schopenhauer, ja augenscheinlich von dieser beeinflusst, den Apriorismus dieses großen Philosophen in eine Art von Nativismus verwandelt und so mit dem Materialismus in ein mögliches Verhältniß gebracht. Sie wird heute von Niemandem mehr als eine angemessene Darstellung Kant's betrachtet werden. Dagegen hat sich Lange um die Erkenntniß des Materialismus im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert insbesondere in Frankreich und Deutschland verschiedene Verdienste erworben, und er hat auch weniger gekannte Erscheinungen desselben an das Licht gezogen. Aber

dies Alles hat weder im Guten noch im Schlimmen über das Schicksal seines Buches entschieden. Für dieses war in erster Linie bestimmend die lautere Idealität in dem Charakter seines Verfassers. In demselben erschien ein ganzer und wahrer Mensch. Er sprach ohne Rücksichten aus, was er auf der Seele hatte. Und die Formel, welche er in dem Streit zwischen der Naturwissenschaft und den höheren Anforderungen des Gemüths den Gebildeten darbot, entsprach auf das glücklichste den Anforderungen des Augenblicks. Er berührte die Macht der Naturwissenschaften mit keiner Art von feindlichem Angriff. Er ließ auch die Consequenzen gelten, welche die Abhängigkeit der geistigen Erscheinungen von der körperlichen Organisation verfolgen und deren sich der Materialismus mit so vielem Glück bedient hat. Ja, er concentrirte alle Kräfte der naturwissenschaftlichen Anschauungsweise in seinem Werke. Wenigstens versuchte er das. Aber nun bediente er sich Kant's, um diesen ganzen Naturzusammenhang für ein bloßes Phänomen zu erklären. Mit einem Schlage erschien nun möglich, daß die Materie gar nicht der Erklärungsgrund des Kosmos sei. Jeder idealistischen Metaphysik waren die Thore geöffnet, und er erklärte die Metaphysik zwar für eine Dichtung, aber für eine berechnigte. So nahm er mit der einen Hand, was er mit der anderen gab. So wenig eine solche Betrachtungsweise einer widerspruchsfreien Entwicklung fähig ist, so frappant mußte sie doch erscheinen; so wenig sie auf die Dauer befriedigen kann, so bot sie doch für den Moment einen Ausglick. Und in dieser Stellung wird das Werk fortfahren, zu wirken — eine glänzende Form unterläßt es hierbei.

Die Religion, betrachtet vom Standpunkte der real-genetischen Socialwissenschaft oder Versuch einer natürlichen Theologie. Von Paul v. Lilienfeld. (Mitau, E. Behre.) Mit diesem Bande wird ein Werk weiter gefördert, welches nach einem höchst umfassenden Plan das ganze Gebiet der Gesellschaft zu behandeln versucht hat. Es ist hierin der Rivale von Schäffle's Werk über „Bau und Leben des socialen Körpers“. Jedoch darf nicht verschwiegen werden, daß jener eben erwähnte Rivale der glücklichere ist. Schäffle hat auf dem Gebiete der Nationalökonomie als Fachmann die Anforderungen an strenge Methode kennen gelernt. Er ist darin geübt, sich ihrer zu bedienen, und wenn er auch nicht mit gleicher Selbständigkeit das allzu umfassende Gebiet zu beherrschen vermag, so folgen ihm doch an alle Stellen desselben die Uebung in strenger wissenschaftlicher Arbeit und ein Gefühl für das, was wissenschaftlich haltbar erscheinen kann. Der Verfasser des vorliegenden Werkes erfreut sich bei vielem Geiste doch dieser Eigenschaften nicht. Beiden gemeinsam ist die dar-

wissenschaftliche Grundlage. Auf Beide hat Herbert Spencer in hervorragendem Grade eingewirkt. Beide versuchen den Gedanken einer natürlichen Entwickelungsgeschichte in die Socialwissenschaft einzuführen. Der vorliegende Band zeigt, wie weit trotzdem das Schlußergebniß, zu welchem Paul v. Lilienfeld gelangt, von dem Schäfte's absteht. Von dem Standpunkt Darwin's aus tritt der Verfasser hier in den des Christenthums über. Er will den Beweis liefern, daß die real-geneiische Behandlung der Socialwissenschaft nicht nur in keinem Widerspruch mit Religion und Christenthum steht, sondern vermittelt ihrer die christliche Theologie und die Naturwissenschaft einen Punkt der Berührung und Vermittelung finden. Er gelangt zu folgenden Sätzen: Das Verhältniß des Menschen zu Gott ist ein real-organisches in höchster geistig-persönlicher Potenz. In dem persönlichen Verhältniß zwischen Gott und dem Menschen hat das höchste Wesen die Bedeutung eines realen Centralorgans und das menschliche Individuum die einer in steter wechselseitiger Reflexwirkung mit diesem Organ stehenden. Die einzelnen religiösen Gemeinschaften und Kirchen bilden specifische, aus einer größeren oder geringeren Zahl von Einzelzellen bestehende Organe, in welchen sich die göttliche Kraft ausprägt. Die ganze Menschheit als christliche Gemeinschaft bildet einen einheitlichen, sich im Welttheiland integrierenden und in den verschiedenen religiösen Gemeinschaften differenzirenden Organismus, welcher zu dem göttlichen Centralkraftherd in demselben Verhältniß steht wie ein in sich abgeschlossenes Nervenelement zu dem Centralorgan des Nervensystems. Das

ist in der That die Art, wie man allein vom darwinistischen Standpunkte aus zu einem Einverständnis mit dem Christenthum gelangen kann. Das Menschengeschlecht hat durch Kampf, Anpassung und Berebung sein religiöses Bewußtsein erlangt, und die Gottheit selber sowie ihr Verhältniß zu den Menschen wird unter physiologischen Gesichtspunkt gestellt. Es scheint, daß der Verfasser glaubt, das Verhältniß von einer Einzelzelle zum Centralorgan sei geeignet, auch die Geheimnisse der Religion aufzuklären.

Friedrich Ludwig Jahn. Sein Leben und Wirken. Von Karl Euler. (Stuttgart, Carl Krabbe.) Ueber Jahn haben wir in neuerer Zeit durch Heinrich Bröhle eine Biographie erhalten. Während diese, durch persönliche Erinnerungen angeregt, eine Reihe von Bildern aus dem Leben Jahn's ergeben hat, verfuhr der Verfasser des vorliegenden Werkes eine geschichtliche Auffassung. Mit unermüdem und höchst dankenswerthem Fleiße hat derselbe das Material vervollständigt und insbesondere aus den Acten des Cultusministeriums wichtige Aufschlüsse gewonnen. Immer wird man der früheren Entwickelung Jahn's mit lebhaftem Interesse folgen, seinem Antheil an den Befreiungskriegen, seiner Begründung des Turnwesens. Es ist ein trübes Bild, welches dann seine späteren Jahre darbieten. Sein guter und edler Wille genügte nicht der Schwierigkeit der Lage, welche sich für ihn nach den Befreiungskriegen ergab. Der Verfasser der vorliegenden Biographie entwirft von diesem Allen ein wahres Bild in einfachem, natürlichen Ausdruck auf Grund einer höchst genauen Kenntniß.



Für die Redaktion verantwortlich: Friedrich Westermann in Braunschweig.
 Fund und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig.
 Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt. — Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Das Versand-Geschäft MEY & EDLICH, PLAGWITZ-LEIPZIG

Hoflieferanten
des Königs



Seiner Majestät
von Sachsen

versendet nachstehende Waarengattungen **direct** nur an Consumenten **selbst vom kleinsten Quantum an in bester Qualität zu den billigsten Preisen nach allen Ländern Europas.**

Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf in einem oder dem anderen angebotenen Artikel hat, sich den illustrierten Preis-Courant von dem Versand-Geschäft Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig, kommen zu lassen, welcher auf frankirtes Verlangen gratis und franco an Jedermann gesandt wird.

SPECIALITÄTEN

des

Versand-Geschäfts MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig:

Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemdchen für Herren, Damen und Kinder;	Frauenhemden;
Stoffrüschen;	Leinene Kragen und Manschetten für Damen, Herren und Kinder.
Rüschen in Batist, Tüll, Mull, Gaze etc. für Damen.	Shirtings, Chiffons und Hemdentuch.
Schwarzseidene Cravatten für Herren und Knaben;	Baumwollene Strumpfwaaren f. Frauen, Herren und Kinder;
Weisse Batist- und Atlas-Cravatten für Herren;	Wollene Strumpfwaaren, Gamaschen, Hosen und Jacken;
Bunte Satin-Cravatten;	Gesundheitsjacken f. Damen u. Herren.
Schwarzseidene Bindeshlipse.	Gestickte Streifen und Einsätze;
Manschettenknöpfe mit Eindrehfuss u. Feder;	Stickereien in Batist und Leinen;
Kragen- und Vorhemdchenknöpfe.	Handstickereien;
Leinene Handtücher, lein. Wischtücher, Hausleinen und Prima geklärt Creasleinen im Stück und per Meter.	Piqués, Köper (Croisés) und gerauhte baumwollene Stoffe (Barchent).
Rein leinene Taschentücher für Damen, Herren und Kinder;	Monogramm-Briefpapiere u. Couverts.
Leinene Oberhemden-Einsätze;	Parfums, Toilette - Seifen, Pomaden, Haaröle und Zahnpasta.
Herren- und Knaben-Oberhemden;	Stearinkerzen.
Nachthemden für Herren;	Japanischer und Chinesischer Thee;
	Chocoladen, Mey's Cacao pulverisirt;
	Kaffee-Ersatz;
	Biscuits und Waffeln.
	Cigarren.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei geliefert und zwar innerhalb Deutschland, Oesterr.-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.

Illustrierte Preis-Courante werden auf Verlangen an Jedermann gratis und franco versandt.

Das Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig, garantirt und verschiekt nur beste Waare zu den billigsten Preisen. Nicht gefallene Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und ungetauscht.

Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das

Versand-Geschäft MEY & EDLICH,
Plagwitz-Leipzig und 9 Neumarkt, Leipzig.

Man abonniert
bei allen Postanstalten des Deutschen Reichs, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Belgiens, der Niederlande (Holland), Rußlands, Dänemarks, Schwedens und Norwegens und der Donaufürstenthümer.



Annoncen aller Art
finden durch das „Berliner Tageblatt“ wirksamste Verbreitung über ganz Deutschland und im Auslande und werden mit 50 Pf. pro Zeile berechnet.

Berliner Tageblatt

mit seinen 3 werthvollen Beiblättern:

illustrirtes Witzblatt:

illustr. belletrist. Sonntagsblatt:

„**ULK**“

und

„**Deutsche Lesehalle**“

„Mittheilungen über Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“
ist in Anerkennung der Reichhaltigkeit, Vielseitigkeit und Gediegenheit seines Inhalts, in Folge des frischen, anregenden Tons, welcher seine Spalten durchweht,
die bei Weitem gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands.

Die besonderen Vorzüge des „Berliner Tageblatt“, denen dasselbe die großen Erfolge zu verdanken hat, sind:

Täglich zweimaliges Erscheinen als Morgen- und Abendblatt, wovon Letzteres bereits mit den Abendzügen befördert wird und womit den Abonnenten außerhalb Berlins sehr gebient ist.

Freisinnige, von allen speziellen Fraktionsrücksichten unabhängige politische Haltung, die dem „Berliner Tageblatt“ es gestattet, zu jeder einzelnen Frage sein objectives Urtheil freimüthig abzugeben.

Zahlreiche Spezial-Telegramme von eigenen Correspondenten an den Haupt-Plätzen, durch welche das „Berliner Tageblatt“ mit den neuesten Nachrichten allen anderen Zeitungen stets voranzueilen im Staube ist.

Ausführliche Kammerberichte des Abgeordneten- und Herrenhauses, sowie des Reichstags. Eine kurzgefaßte resumierende Uebersicht folgt den Verhandlungen bis kurz vor Beginn des Drucks des Abendblattes.

Vollständige Handelszeitung, sowohl die Börse als den Produkten- und Waarenhandel umfassend, nebst einem sehr ausführlichen Kurzzettel der Berliner Börse, ebenfalls bereits in der Abend-Ausgabe.

Vollständige Ziehungslisten der Preussischen und Sächsischen Lotterie, sowie Auslosungen der wichtigsten Lospapiere, sofort nach erfolgter Ziehung.

Graphische Wetterkarte nach telegraphischen Mittheilungen der Deutschen Seewarte vom selben Tage, erscheint bereits in der Abend-Ausgabe, womit sich das „B. T.“ den ungetheilten Beifall seiner Leser erworben hat.

Reichhaltige und wohlgezeichnete Tages-Neuigkeiten aus der Reichshauptstadt und den Provinzen, die auch das Bedürfnis nach einer unterhaltenden und über die Tagesereignisse orientirenden Lectüre täglich befriedigt.

Theater, Kunst und Wissenschaft finden im täglichen Feuilleton des „B. T.“ sorgfältige Behandlung, meistens in geistvoll geschriebenen Feuilletons hervorragender Schriftsteller; auch erscheinen darin die Romane und Novellen unserer ersten Autoren; so veröffentlicht das Berliner Tageblatt im Laufe des 3. Quartals einen neuen großen Roman des allgemein beliebten Erzählers:

Baldwin Köllhauser: Der Haushofmeister.

Der bis zum 1. Juli cr. abgedruckte Theil des gegenwärtig im Feuilleton des „Berliner Tageblatt“ noch erscheinenden Romans:

Im Sonnenschein von Ludwig Habicht

wird allen neu hinzutretenden Abonnenten gegen Einsendung der Post-Quittung gratis und franco nachgeliefert.

Probe-Nummern werden auf Wunsch gratis und franco zugesandt.

Der Abonnementspreis beträgt bei allen Reichspostämtern Mk. 5,25 pr. Quartal.
für alle 4 Hefen zusammen nur
Für das Ausland incl. Porto für postfreie Zusendung unter Kreuzband 13 Mk. pr. Quartal.

Wesermann's
illustrirte deutsche
Monats-Hefte
herausgegeben von
Friedrich Spielhagen



Inhalt.

Bernhard Wagneur: Heimliches Gewerbe. Novelle	Seite 549
Otto Gumprecht: Georg Friedrich Händel.	592
Mit dem Porträt Georg Friedrich Händel's.	
Wilhelm Kollmann: Ueber Telephonie	614
Mit acht Figuren: Telephon von Meis. — Telephon von Meis; Durchschnitt des Deckels. — Bell's Telephon-Durchschnitt. — Tonschritten. — Hauchbild. — Urtriffe von Hauchbildern. — Tonschrift. — Mitrophon von Hughes.	
Adolf Bastian: Alte Erinnerungen und alte Monumente	627
Mit vier Illustrationen: Fries an dem Portal des Tempels von Basel. — Indra auf Miravata oder Trawadi, dem dreißigfüßigen Elephanten. — Tempelfigur von den Ruinen Banon's. — Die Gebirgsgeburt der Dhyara Buddha.	
Ludwig Meyer: Der palatinische Berg. Eine römische Studie. II. (Schluß)	637
Mit zwei Illustrationen: Das Stadium des Domitianus. — Ruinen des flavischen Kaiserpalaises. Blick auf das Colosseum und den Esquilin.	
August Vogel: Chemische Industrie und Wald	651
Julian Schmidt: Johann Joachim Winkelmann	655
Mit dem Porträt Johann Joachim Winkelmann's.	
Theodor Strouner: Donna Dolores. Novelle	666
Correspondenzen: Woldemar Kaden: Aus Neapel	671
Literarische Mittheilungen: Neuere Gedichte	674
Schaen und Schaffen. Von Albert Möser. — Gedichte von Ernst Bittelmann. — Frau Holde. Von K. Raumbach. — Enzian. Von K. Raumbach. — Dist- hornklänge aus deutschem Wald. Von Dr. K. Wirschenbach. — Samjara. Von J. Hart. — Alard. Von E. Oswald. — König Buda's Tod. Von J. Arany. — Legenden und Gedichte. Von Bequer. — Lieder des Athanasios Christo- poulos. Von A. Volk. — Meine Seele. Von D. Paparigopoulos. — Fahrt des Dionysos. Von A. K. Rangabé. — Aus beiden Hemisphären. Von Edm. v. Beauclieu-Markomay. — Gedichte von Bayard Taylor. — Schwertlieder eines Freiwilligen. Von Dr. J. P. D. Weddigen. — Stimmen der Weihnacht. Von Dr. J. Fasteurath. — Feld- und Waldblumenstrauß. Von W. Daniel. — Auf hoher Flut. Von G. v. Dyhern. — Zwei Herzen und ein Schlag. Von J. Bernard. — Die schöne Melusine. Von A. Forsteneheim. — Uthold, der Höhlenmensch. Von M. Haushofer. — Ost und West. Von Murad Ghendi. — Vaterländische Sonette. Von K. Heuleaux. — Gedichte von W. Anshäuser. — La France lyrique. Von D. Kamz. — Frankreich's schönste Kinderlieder und Jugendgedichte. Von D. Kamz. — Wein-Album. Von H. v. Engelhardt. — Gedichte von Mia Holm. — Von stiller Insel. Von A. Naaff. — Von den Ameln und aus See. Von W. Berger. — Bertha und Rudhart. Von Paul Waldfried. — Renata. Von A. Freijunn. — Mirjam. Von E. Harmening. — Felta und Ruben. Von M. Martersteinig. — Gedichte von G. Eckardt. — Samen- stoden. Von A. C. Strahl. — Erstlinge. Von W. Erich. — Junken. Von Heinz von der Donau. — Samenförner. Von D. Rocca. — Aus der Dorvenbede. Von M. Kalm. — Dichtungen von A. D. Consensus. — Beim Rudrad. Von G. Adler. — In der Sommernacht. Von C. Caro. — Tornröschchen. Von W. Höjeler. — Der letzte Wendenkönig. Von G. v. Wildenradt. — Gedichte von St. Nilow.	
Literarische Notizen	678
Heimaterinnerungen an Franz Dingeldey und Friedrich Deiler. Von J. Roden- berg. — Drehm's Thierleben. Von D. Winkler. — Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zum Ausgang des Mittelalters. Von Dr. G. Erler. — Der Orden der Odd-Fellows. Von Dr. Andraas.	
Literarische Neuigkeiten	1
Literarische und vermischte Anzeigen	III

Preis vierteljährlich 4 Mark. — Sechs Hefte bilden einen Band.

Der freundlichen Beachtung unserer Leser empfehlen wir folgende Extrabeilagen:

Von Herrn **Alphous Dürr** in Leipzig, betr. Dr. Georg Erler's „Deutsche Geschichte“.
Von Herrn **A. Hartleben's** Verlag in Wien, betr. Adrian Balbi's „Allgemeine
Erdbeschreibung“.

Von Herrn **A. Steiger** in Moers am Niederrhein, betr. Preisverzeichnis über
holländische Cigarren und Tabake.



Heimliches Gewerbe.

Novelle

von

Bernhard Wagener.



Ich wüßte vermuthlich nicht, daß es auf der Welt einen Ort Edwarben giebt, wenn nicht ein Dunkel von mir dort lebte. Der alte Grimmer ist fünfzig Jahre lang zur See gefahren, und dann hat er es nicht etwa satt bekommen, sondern die Sicht wollte ihm nicht mehr erlauben, Treppen zu steigen, welche an Bord bekanntlich sehr steil und sehr unbequem sind. Er setzte sich also zur Ruhe, indem er sein Schiff an eine jüngere Kraft abtrat und sich in Edwarben das kleine Haus mit den Holzverzierungen am Giebel und den grüngerstrichenen Fensterläden bauen ließ; ein Haus, das Jedermann im zehneiligen Umkreise kennt, denn an der einen Ecke ragt ein massiver Thurm noch über den Scheitel des Deiches hinaus, oben von

einem Glaspavillon gekrönt, und hier hält der Alte täglich viele Stunden lang Umschau über das Meer.

Der Thurm ist eine wunderliche Zuthat zu einem einstöckigen Hause von fünf Fenstern in der Front und hat seine besondere Geschichte, welche für die böshafte Hartnäckigkeit eines alten Seebären, wie mein Dunkel sich selbst nennt, Zeugniß ablegt. Als nämlich Grimmer sich nach einem Erdenstuck umsah, auf dem er sein Leben zu beschließen gedachte, war es außer Frage, daß es ein Küstenpunkt sein mußte, der an dem geheimnißvollen Leben des Meeres unmittelbaren Antheil nahm; er wollte keine Flußverbindung, keine künstlichen Moolen und Docks, keine Häusermassen, welche die Aussicht benehmen, und auch kein großstädtisches Treiben, vor

dem man das Brausen der Wellen nicht hört: nichts von alledem; ein kleines Stranddorf an der Nordseeküste (von der Ostsee sprach der Alte sehr respectirlich als von einem Teich für zahme Enten!), darin ein Haus, aus dessen Fenstern man die Wellen tanzen sieht: das war es, was Onkel Grimmer brauchte. Der Himmel mag wissen, was dem alten Herrn an Edwarden gerade besonders gefiel; ich habe allen Grund, es für eins der langweiligsten Nester dieser Welt zu halten, aber über den Geschmack einer eingefleischten Theerjade zu streiten, nehme ich mir nicht heraus, obgleich ich ein wenig darunter zu leiden hatte. Ich komme noch darauf zurück.

Grimmer beschloß also, in Edwarden sich ein Heim zu gründen, und wer die Hartnäckigkeit der Seelente, besonders der alten, kennt, wird begreifen, daß die Sache damit erlebigt war, mochte auch noch so viel im Wege sein.

Im Wege war da zunächst der Deich, nämlich er lag zwischen Dorf und Straud, und kein Mensch der Welt ist im Stande, aus dem Erdgeschloß eines Hauses über einen Nordseebeich hinweg etwas vom Wasser zu sehen. Der Alte war bei aller seiner Störrigkeit ein verständiger Mann; denn als er eingesehen hatte, daß sich vor dem Deiche kein Haus bauen ließ, welches die Wellen nicht innerhalb acht Tagen wegspülten, und daß man ihm zur Liebe auch keinen Einschnitt in den schützenden Erd-Rücken machen konnte, schrieb er einen langen Brief an die Regierung oder was es sonst für eine Behörde war und suchte die Erlaubniß nach, sein Haus mitten auf den Deich bauen zu dürfen.

Das wurde ihm runderweg abgeschlagen, weil es irgendwo einen Paragraphen giebt, der es nicht leidet, und nun kam Onkel Grimmer in Harnisch. Er schimpfte zunächst in allen Tonarten auf die Obrigkeit, kaufte sich darauf ein Landstück, das

gegen den Deich stößt, und ließ das bewußte Haus mit dem Thurm bauen. Es war dazumal seine größte Freude, sich mit dem Handwerker, der den Plan übernommen hatte, über allerlei Kleinigkeiten herumzuzanken und Anforderungen zu stellen, welche aller Technik Hohn sprachen; aber in der besten Stimmung befand er sich, wenn er den Thurm um eine neue Steinlage in die Höhe wachsen sah. Er versenkte dann die Fäuste in die Taschen seiner Seemannsjade noch etwas tiefer als gewöhnlich und lachte mit dem Ausdrucke befriedigten Grimms vor sich hin; einfach, weil er des sonderbaren Glaubens war, der Regierung einen ungeheuren Schabernack zu spielen, wenn er mit seinem Thurmbau dennoch über den Deich emporragte.

Nun, die Behörde machte sich daraus nicht das Geringste, aber sie warf ein Auge auf den Alten, als er mit jowäterlicher Betrachtung aller Gesetze den Fuß des Deiches abzugraben anfieng. Er machte es so schlau, daß man eine Weile nichts davon merkte. Aber eines Tages sah der Beamte, welcher die Schutzbauten des Ufers unter sich hatte, auf ein Viertel der Deichhöhe landseits wunderschöne Kellen und Goldknöpfchen blühen, und beim genaueren Nachsehen fand er, daß Grimmer schon zwei Terrassen heimlich annectirt hatte.

Das gab von oben her nicht nur ein Donnerwetter, sondern es war auch ein hübsches Stück Geld Strafe zu zahlen; für die Wiederinstandsetzung wurde eine Rechnung gemacht, die wie alle fiscalischen Rechnungen nicht klein war; endlich ergab sich daraus eine verschärfte Aufsicht auf diese Mautwurfsarbeit und von Seiten des Onkels bitterer Haß gegen Alles, was Obrigkeit hieß.

Den Haß hätte man ertragen können, aber es sollte leider nicht dabei bleiben.

Edwarden liegt an einer meilenlangen

Bucht der deutschen Nordseeküste, zwei Wegstunden von einer Hafensstadt entfernt, welche mit dem Binnenlande durch eine Eisenbahn in Verbindung steht. Der ganze Küstenraum ist Watt, ein verschiedener Meeresgrund, der bei Ebbe bloßgelegt wird und zur Zeit der Flut beiläufig acht Fuß Wassertiefe hat. In der Stadt wird ansehnlicher Handel mit Colonialproducten getrieben; es fehlt auch nicht an der Ausfuhr von Vieh, Kartoffeln und Getreide. Natürlich hat die Zollbehörde alle Vorkehrungen getroffen, um sich nichts, was versteuerbar wäre, entgehen zu lassen; in der Deffnung der Föhre liegt ein Zolllutter, dessen Böte Tag und Nacht auf dem Gewässer kreuzen; in der Stadt ist ein Zollamt, und zahlreiche Beamte haben die traurige Pflicht, ihr Dasein auf der windbestrichenen Krone des Deiches spazieren zu führen. Man hätte also vollgültigen Grund, die Weisheit der Behörde zu bewundern, wenn es in Edwarden nicht Leute gäbe, welche noch schlauer sind.

Das Dorf liegt an einer kleinen Einbuchtung des großen Hafengewässers und hat keine eigene Schifffahrt, von den Fischerböten abgesehen, welche der Bevölkerung zum täglichen Seegewerbe dienen. Die Bucht kann wegen des Deiches, der dem Uferbogen folgt, von rechts und links nicht eingesehen werden, und weil der Obrigkeit Alles, was sich verbirgt, verdächtig sein muß, wird diese Uferstelle von den Zollbeamten unter besonders zärtliche Aufsicht genommen. Trotzdem kommt es dann und wann vor, namentlich wenn die Flutzeit in die Mitte der Nacht fällt und wenn die Nacht dunkel, stürmisch oder regnerisch ist, daß am Morgen das Auge eines patrouillirenden Beamten auf einen Schoner oder eine kleine Brigg fällt, welche unmittelbar am Dorfe, in den Schlick eingebettet, auf dem Trocknen liegt, hülflos wie ein gestrandeter Fisch und unschuldsvoll wie ein Säugling, dem gewöhnlich

siht der Capitän in der Frühsonne an Deck und raucht eine Morgenpfeife als untrügliches Zeichen der Reinheit seines Gewissens.

Wenn der Beamte sich nach den näheren Umständen erkundigt, erfährt er, daß das Fahrzeug in der Nacht hier aufgelaufen ist, unkundig des richtigen Weges, daß eine unverdächtige Ladung im Raume liegt, welche nach der benachbarten Stadt bestimmt ist, und wenn der Gefoppte Miene macht, seinen Unmuth laut werden zu lassen, bekommt er von der alten Theerjade einige zarte Andeutungen darüber zu hören, daß nicht alle Menschen Hallunken seien, daß die im Zolllutter ja auch Augen im Kopfe hätten und dergleichen mehr.

So einseitig sind nun die Zollbeamten überall nicht, an Redensarten von dieser Sorte zu glauben, und wenn sie sich auch mit hämischen Bemerkungen vom Schiff wieder hinnuter complimentiren ließen, so dachten sie sich doch ihr Theil dabei; und damit bin ich wieder bei meinem Onkel Grimmer.

Dem weil es schon von der schändlichen Unterwühlung des Deiches her keinen im Dorfe gab, welcher der Behörde verdächtiger war, und da der alte Capitän sich einmal in seinen Zorn gegen die Gewalt verbissen hatte, so schnüffelten die Grünröcke am eifrigsten um sein Haus herum und thaten ihm, dem Himmel sei's geklagt, nicht so Unrecht damit. Ich kann davon ein Stückchen erzählen.

Ich bin nämlich ein kleiner Beamter mit einem Gehalt, das ich gar nicht nennen mag, und wohne fünfzig Meilen von der Küste in einer Gegend, welche der Rauch vieler Fabrikshornsteine schwarz färben würde, wenn nicht ab und an der Regen des Himmels ein Einschen hätte Alt bin ich noch nicht, aber der Astenstaub bekommt mir ebenjo wenig wie der Schornsteiurauch, und weil ich noch ledig bin (zum Heiraten reicht das Wischen

Gehalt nicht!), kann ich mir alle Jahre einmal den Lugs gestatten, an einem billigen Orte auf ein paar Wochen andere Luft zu schöpfen.

Mit meinem Onkel Grimmer stehe ich im Briefwechsel; das will sagen, daß wir alle zwei bis drei Jahre Anlaß hatten, uns den Tod irgend eines nahen oder entfernten Verwandten mitzutheilen, worauf die andere Partei in einem gefühlvollen Condolenzschreiben ihre Theilnahme ausdrückte. Das wäre Alles gewesen, wenn der Onkel nicht auf diesem Wege mir verwandtschaftlich immer näher gerückt wäre, dergestalt, daß ich unter sorgfältiger Erwägung aller einschlagenden Bestimmungen aus dem Erbrechte eines Tages die überraschende Entdeckung machte, daß ich Grimmer's einziger Verwandter und Erbe geworden war. Denn der Onkel hat Geld, für meine Verhältnisse sogar viel Geld; und obgleich ich in christlicher Gesinnung dem Alten ein ewiges Leben wünsche, so interessiert mich doch ein Verwandter, von dem ich nach menschlicher Berechnung eines Tages zu erben hoffen darf, mehr als ein anderer, der vielleicht noch den Anspruch erhebt, meine kümmerliche Einnahme mit mir zu theilen.

In diesem Jahre erhielt ich von dem Onkel den ersten Brief, welcher nicht von einem Todesfalle handelte, einfach, weil Keiner übrig war, der sterben konnte in unserer Verwandtschaft, ausgenommen wir Beide, und man vermeidet gern, darüber von sich selbst zu sprechen. Ich ersuhr vielmehr aus diesem Briefe die Geschichte von der Gicht, die Ansiedelung in Eckwarden, den Thurmbau und die unbegreifliche Auflehnung des Alten gegen die Staatsgewalt, auch was die Sache für Folge hatte. Das war im Frühjahr. Vier Wochen später, nachdem ich mit der nöthigen Wärme geantwortet, begegnete mir das Unerhörte, daß ein zweiter Brief vom Onkel kam, in dem er mich ganz

herzlich einlud, ein paar Sommerwochen bei ihm auf Besuch zuzubringen.

Erbonkel sind oft wunderliche Leute, sagte ich mir; vielleicht machte ich einen glücklichen Griff, wenn ich annahm, vielleicht verschuldete ich mit der Ablehnung eine folgenschwere Entfremdung. Und da mir das Geld knapper war als gewöhnlich, denn die bestimmt erwartete Gehaltserhöhung von fünfzig Thalern jährlich war wegen finanzieller Mißstände im Staate leider ausgeblieben, so versicherte ich mich, daß ich zur rechten Zeit auf Urlaub rechnen durste und antwortete umgehend, daß ich kommen würde.

Ich kann mich nicht zu der von manchen Leuten aufgestellten Ansicht bekennen, daß es fein sei, sich nicht nöthigen zu lassen. Im Gegentheil finde ich, man kommt erst bei der zweiten, oft bei der dritten Nöthigung dahinter, ob ein Anerbieten ernst gemeint ist. So machte ich es auch mit dem Onkel. Als die Zeit heranrückte, zu der ich meinen Besuch versprochen hatte, schrieb ich schnell noch einen Brief, in dem ich es sorgfältig vermied, von der Reise ein Wort zu verlieren, und erst dann, als mich eine von allerhand seemännischen Ausdrücken des Aergers und der Ungebuld wimmelnde Antwort über die Aufrichtigkeit seiner Gefühle beruhigt hatte, packte ich leichtes Herzens eine große Reisetasche, die sich in der Hand tragen ließ, und machte mich, zunächst vermittelst der Eisenbahn, auf den Weg nach Eckwarden.

Ich sagte schon, daß die Bahnlinie etwa eine Meile von dem Dorfe entfernt ihr Ende erreicht. Ich hatte also noch einen Weg zu Fuß zurückzulegen, der in Anbetracht der Reisetasche und weil ich das Fußwandern wenig gewohnt bin, länger als zwei Stunden dauern sollte. Aber die Zeit wurde mir nicht lang und der Weg nicht beschwerlich, denn es wehte ein kühler Wind von Norden herunter, und

die sonderbare Gegend, die mit meinem Wohnorte höchstens den Himmel, aber sonst nichts gemein hatte, fesselte meine Aufmerksamkeit, so daß ich keine Ermüdung spürte.

Eine Beschreibung dieser in meinem Leben außerordentlichen Fußwanderung kann ich mir schon deshalb ersparen, weil mir in Schwarzden Erlebnisse ganz anderer und viel interessanterer Art bevorstanden. Ich führe nur an, daß es mich zuerst ängstigte und später angenehm unterhielt, eine Straße zu wandern, welche unter den Füßen wie ein Moosteppich geräuschlos nachgab, und daß ich wirklich zwei volle Stunden, eher noch eine Kleinigkeit mehr, gebrauchte, bis ich die thurmlöse Kirche von Schwarzden vor mir sah, wie sie sich gegen eine graugrüne unendliche Mauer am Horizont abzeichnete.

* * *

Die vermeintliche Mauer war der Teich, an dem Onkel Grimmer's Haus lag. Ich war ein Kind, als ich den damals noch jugendlichen Capitän, der auch vielleicht ein Steuermann war, zum letzten Mal gesehen hatte, und obgleich ich über keine Erinnerung an dieses vergangene Ereigniß mehr verfügte, sagte ich mir beim Anblick einer breitschulterigen Figur, welche die Hände in die Taschen einer blauen Seemannsjade versenkt, in der Thür des merkwürdigen Hauses mit dem Thurme stand, daß dies der Onkel sein mußte. Mich verrieth meine Reisetasche, und so gab es für unser Erkennen keine Schwierigkeit.

„Grüß Gott, Onkel Grimmer!“ sagte ich also zu ihm.

„Guten Tag, mein Junge!“ antwortete er, wobei er mir mit solcher biederen Herzlichkeit die Hand drückte, daß mich die Gelenkknochen noch am nächsten Tage schmerzten. „Du siehst nicht gut aus, Junge!“ meinte er dann.

„Das macht die Stubenluft!“ entschuldigte ich mich, und weil er es offenbar gut zu mir meinte, so verlor ich die Schüchternheit schnell, mit der ich eigentlich den ganzen Weg über an den Verwandten gedacht hatte.

Ich gehöre nämlich zu meiner eigenen Verzweiflung unter die schüchternen Beamten, welche Jedem um Entschuldigung bitten möchten, daß sie überhaupt auf der Welt sind. Eine andere Sorte trägt die Nase hoch in den Wind und weiß sich vor Selbstgefühl kaum in der Halsbinde zu lassen; sie wissen, daß sie die Grundpfeiler des Staates sind. Eine Mittelklasse, Beamte, die gerade so wie andere vernünftige Menschen mitten im Leben stehen, habe ich noch nicht kennen gelernt; entweder es fehlt uns am Selbstbewußtsein oder es ist zu viel davon vorhanden.

Wie bereits gesagt, gehöre ich zu den Bescheidenen, die es auch wohl bezwegen im Leben nicht weiter bringen, nicht einmal zu einer Gehaltszulage, ich kam daher mit dem Onkel in der ersten halben Stunde auf den besten Fuß, und seine alte griesgrämige Wirthschafterin, die mir kein freundliches Gesicht zum Empfang machte, fing nach einer Stunde schon zu lächeln an. Ich wurde natürlich in dem Thurnhause einquartiert und bekam dort eine allertliebste Giebelstube, wie ich sie zu Hause nicht besser habe.

Ich fand keinen rechten Schlaf, denn an die fremdartigen Geräusche, welche Wind und Wogen verursachten, war ich nicht gewöhnt. Ich kenne von daheim wohl die ewig wechselnden Stimmen der Frühjahr- und Herbststürme, wenn sie mit den kreischenden Wetterfahnen spielen und durch die Schornsteine heulen, aber ich wußte noch nichts von dem gleichmäßigen, ununterbrochenen, nicht einmal in der Stärke wechselnden Brausen, mit dem der Wind wie ein unverjagbarer Strom über das Küstenland

fährt. Und noch weniger konnte ich das Anschwellen, das Niedertafischen und das Erlöschen der Wellen, auch ein Endloses in seiner unerbittlichen Wiederkehr, und obgleich nur das Geräusch davon zu meinen Ohren drang und ich noch nicht Zeit gefunden hatte, den ersten Blick auf das Meer hinaus zu werfen, sah ich doch im unruhigen Halbschlummer diesen phantastischen Tanz der Gewässer genau so vor mir, wie ich ihn hinterher mehr als einmal mit bewundernden Augen und fast gelähmten Sinnen geschaut habe.

Schon am nächsten Tage machte ich meine ersten Ausflüge, und der brave Onkel ließ es sich nicht verdrießen, mir die Schönheiten der Gegend anzupreisen, obgleich, von der Wasserausicht abgesehen, wirklich nichts daran zu bewundern war. Deun Edwarden besteht aus höchstens hundert Häusern, die ein wenig zerstreut um die kleine Bucht liegen; dahinter reckt sich landeinwärts ein flaches, saftgrünes Wiesenland, auf dem Kühe weiden, aber sonst nichts Erbauliches zu sehen ist. An jenem Tage fesselte mich wenigstens die Neuheit der Gegend, aber ich sah voraus, daß es mit diesem Reize sehr bald ein Ende nehmen würde. Blieben nur noch die Menschen übrig, und davon ließ sich unter dieser nicht sehr wohlhabenden Fischerbevölkerung, die zur starken Hälfte aus Schwinglern bestand, erst recht nichts erwarten. Aber die Luft war äußerst gesund, versicherte mich der Onkel, und daran mußte etwas Wahres sein, denn als ich zum Mittag nach Hause kam, erfronte ich mich trotz des verdorbenen Magens vom Tage vorher eines unbegreiflichen Hungers.

Am Abend ließ mir der Onkel die Wahl, ob wir uns den Schlummergrog daheim brauen oder im Wirthshause zu uns nehmen wollten, und da ich dies Getränk durchaus nicht ertragen kann und in der Schenke eher unbemerkt davon zu

kommen glaubte, entschied ich mich für den letzteren Fall.

Das Wirthshaus sah nicht anders aus als in meiner Heimat alle Dorfschenten; die Wände rauchgeschwärzt, eine blakende Oellampe an der Decke, undurchdringliche Rauchwolken den Raum anfüllend. Aber während ich mich daheim, wenn ich in seltenen Fällen solche Locale betrat, bescheiden an dem der Thür nächsten Tische niederließ, weil ich weiß, daß die Bauern städtische Gesellschaft nicht lieben, bekam ich diesmal auf der vornehmsten Bank den Ehrenplatz.

Mein Onkel ist ohne Zweifel die angesehenste Person in dem Dorfe; selbst der Schulze spricht seine Rede nicht so gewichtig und findet eher Widerspruch als der alte Grimmer. Nun, es hat auch wohl Keiner so viel wie er von der Welt gesehen und profitirt, und obgleich viele unter den versammelten Dorfbewohnern ernste, wettergejuchte Gesichter und kluge Augen haben, so stammt ihre Lebensweisheit doch nur aus einem Kreise, der mit dem Horizont von Edwarden zusammenfällt.

Zwei Männer gehörten zu unserer Tischrunde, welche aus der Gesellschaft hervorzuragen schienen: der Schulze Mathies, ein Fischer wie die übrigen, ein Mann von kleiner gebeugter Figur, den Kopf von eisgrauen Haaren bedeckt, ein Gesicht mit zahllosen feinen Furchen und spärlichem Bartwuchs, darin ein müder, leidender Zug, namentlich um die Augen; der andere der Müller und Bäcker Treugott, der einzige Mensch im Dorfe, der mit dem Wasser nichts Anderes zu schaffen hatte, als daß er es in seinen Teig rührte, denn die Mühle ließ er vom Winde drehen; und dies Doppelgewerbe ernährte ihn besser, als Fischfang oder Küstenschiffahrt es im Stande gewesen wären. Außerdem war er, wie ich im Laufe des Gesprächs erfuhr, ein geborener Berliner, und dieser

Menschenschlag producirt wenig Seehelden, wenn man von einer gewissen Leidenschaft absieht, Fische von Spannendlänge mit der Angel zu fangen oder die vertrauensseligen Injassen eines Spreebootes in Lebensgefahr zu bringen.

Meister Treugott war sehr gesprächig und fand bei jedem dritten Worte Gelegenheit, eine Berliner Erinnerung einzuflechten; und da ich von der Hauptstadt nichts weiter wußte, als was man darüber hört und liest, so interessirte mich der Mann so lange, bis mir Tabakrauch und Alkoholgeruch zu viel wurden und ich Eile hatte, den Onkel zum Aufbrechen zu bewegen. Beim Scheiden wurde noch verabredet, daß ich dem Schulzen und dem Müller morgen nachbarliche Besuche machen sollte.

Ich fing an, mich zu acclimatiren; ich merkte das an meinem gesunden Schlafe, in dem mich die ungewohnten leiblichen Genüsse dieses Tages schon nicht mehr störten, und obgleich mich allmählich das Bewußtsein durchdrang, daß ich auf dem besten Wege sei, ein lieberlicher Mensch zu werden, was sich für einen pflichttreuen Beamten nicht schickt, so hatte doch in diesen zwei kurzen Tagen der Leichtsin so große Fortschritte gemacht, daß mir mein Gewissen keine nennenswerthen Beschwerden verursachte.

Aber etwas Anderes gab es noch, was mich vor dem Einschlafen eine Viertelstunde über lebhaft beschäftigte, nämlich das unerhörte Schimpfen des Onkels auf Alles, was Obrigkeit hieß. Ich hatte sogar zu meiner Beschämung sehen müssen, wie der Alte am letzten Vormittage, als hundert Schritte von uns ein Zollbeamter vorüberging, ingrinnig ausspuckte. Einem Erbonkel darf man in solchen Ueberzeugungsfachen nicht in die Quere kommen, dachte ich bei mir; aber ich wiederholte mir doch Abends im Bette das Gelöbniß: was ich in dieser Beziehung auch

noch zu hören bekommen würde, mich in meiner Beamtenpflicht tiefster Loyalität gegen alle hohen Behörden durch nichts erschüttern zu lassen.

Damit schließ ich ruhigen Gewissens ein und wurde in irgend einem Augenblicke der rabenschwärzesten Nacht durch ein Geräusch geweckt. Es war sonderbar; zuerst kam ein hartes Klauschen ein paar Secunden lang, aber die Wellen des Meeres waren es nicht, sondern ein raschelnder Gegenstand wurde gegen dieselbe Hauswand gerieben, an welcher mein Bett stand, und es kam von der Höhe herunter und endete an meinem Ohre; dann folgten fünf weiche Schläge, wie etwa die Fußtritte eines Menschen klingen müssen, der auf Socken eine schwere Last trägt; dann gab es das Geräusch eines weichen, knisternden Falles. Wieder folgten die fünf Schläge, und der geheimnißvolle Vorgang begann von Neuem mit dem Niederrasteln, den fünf Schlägen, dem Fall und den letzten fünf Schlägen.

Ich bin von Natur nicht furchtsam, und ich glaube sogar, daß ich zu Hause in vertrauter Umgebung in ähnlichen Lagen wirklichen Muth entwickeln würde, wenn es darauf ankommt. Aber da es mit diesen regelmäßig wiederkehrenden Tönen offenbar nicht auf mich abgesehen war, so rief ich mir nur die Thatsache in das Gedächtniß zurück, daß ich vor dem Schlafengehen, einer alten Gewohnheit gemäß, die Thür doppelt verschlossen hatte und daß mein Zimmer im oberen Stockwerk lag, worauf ich unter so außergewöhnlichen Umständen auf einen muthvollen Entschluß verzichtete, die Decke über den Kopf zog und allmählich, nachdem sich mein Herzpochen langsam gegeben hatte, wieder einschlief.

Zum Lichte des nächsten Morgens interessirte mich die Sache sehr lebhaft. Als wir unten beim ersten Frühstück saßen (man gewöhnt es sich merkwürdig

leicht an, des Tages zweimal zu frühstücken, wenn man seine Ferien in dieser appetitreizenden Seeluft zubringt!), erzählte ich dem Onkel mein nächtliches Abenteuer, was ihn gar nicht in Erstaunen setzte. Im Gegentheil, er nickte verständnißvoll dazu, als wüßte er mehr von der Sache, aber als ich ihn nach dem Zusammenhange fragte, sah er mich mit einem ziemlich malitösen Lächeln an und sagte zu mir (ich werde es nie vergessen!): „Laß nur gut sein, mein Junge! Auf das Käsenäpfchen läßt sich kein Dornenstrauch pflropfen! Ich nehm's dir nicht übel, daß du ein zahmer Beamter geworden bist, der Teufel hole sie alle, obgleich es auch solche Käuze geben muß! Aber gerade darum ist dir besser, wenn du dich um manche Dinge nicht kümmerst, die hier zu Lande vorkommen. Es sind Gespenster von Fleisch und Wein, darauf verlaß dich, und wenn ihnen etwas in den unrechten Weg kommt, machen sie nicht viel Federlesens. Laß dir dein Frühstück nur schmecken!“

So sagte der Onkel und überließ es mir, meinen Theil dabei zu denken.

Ich war eigentlich nur über das auffallende Gleichniß von dem Käsenäpfchen etwas pikirt, denn eine gewisse Anzüglichkeit schien darin zu liegen. Aber einem Erbonkel, bei dem man zu Gaste ist, muß man Einiges nachsehen, und so ärgerte ich mich nicht weiter; im Grunde war seine Rede doch wohl gut gemeint. Gleichwohl konnte ich den Gedanken an dieses nächtliche Geheimniß lange nicht los werden, einfach wohl, weil mir jede Erklärung dafür fehlte und weil man in fremder Umgebung doppelt geneigt ist, alles Unbekannte von der unheimlichen Seite anzusehen.

Ich machte mich nach dem Kaffee daran, das Programm des Vormittags fortzusetzen, indem ich meine Besuche bei dem Schulzen und dem Müller abzustatten be-

schloß. Der Onkel schützte irgendwelche Abhaltung vor und ließ mich allein gehen; verirren konnte ich mich in Edwarden schon gar nicht, denn die Mühle lag auf einer kleinen Anhöhe, überall sichtbar, und dicht dabei stand das Schulzenhaus.

*
*
*

Eine gewisse natürliche Standesneigung führte mich zuerst in das Haus des Schulzen; der Mann war doch eine wirkliche Obrigkeit im Dorfe. Das Gebäude sah äußerlich recht wohnlich aus mit seinen sauberen Fenstern, in denen Blumentöpfe standen, und allerlei Zeichen in dem vortrefflichen Zustande des Ziegeldaches und des Wandputzes ließen mich folgern, daß es in den letzten zehn Jahren neu gebaut sei. Dem gegenüber verlор das nur durch einen Bretterzaun geschiedene Müllerhaus, obgleich auch dieses die übrigen Wohnungen im Dorfe an äußerlicher Wohlhabenheit überragte.

Ich fand den Schulzen in Gesellschaft einer jungen Dame beim zweiten Frühstück und wurde mit der formlosen Herzlichkeit aufgenommen, die ich ohne Zweifel meinen verwandtschaftlichen Beziehungen zum Onkel verdankte. Eine Aufforderung zur Theilnahme an der Mahlzeit lehnte ich nicht ab, denn ich hatte in den wenigen Tagen meines Hierseins begriffen, daß das Nöthigen keine ortsübliche Gewohnheit ist. Die junge Dame ging auch schon, ohne meine Erwiderung abzuwarten, hinaus, brachte, was man in seiner Gesellschaft ein Couvert nennt, und setzte sich wieder an ihren Platz.

„Meine Tochter!“ sagte der Schulze mit einer Handbewegung. Wir verbeugten uns Beide; warum ich nicht vorgestellt wurde, weiß ich nicht.

Obgleich ich an Damengesellschaft nicht gewöhnt bin und, wenn das Unglück mich dahin führt, in der Regel einen linkschen

und verlegenen Eindruck mache, war ich doch in dieser Beziehung ohne Befürchtungen nach Eckwarden gekommen. Ich fühlte mich deshalb unbehüllicher denn je, als ich wider alles Vermuthen bei dem Schulzen Matthies kein Fijchermädchen, sondern eine wirkliche junge Dame vorfand.

Das Mädchen war, so viel ich in meiner Verlegenheit beobachten konnte, ganz einfach, aber städtisch gekleidet. Da war von keinem kurzärmeligen Nieder, von keinem faltenreichen Knierock die Rede; sie trug ein Kleid, über dessen Schnitt und Muster ich bei meiner Unkenntniß solcher Dinge nichts weiter zu sagen weiß, als daß die jungen Damen meines Wohnortes sich ebenso zu kleiden pflegen. Aber das erschien mir nebensächlich gegenüber der unbestreitbaren Thatfache, daß das Mädchen außergewöhnlich hübsch war. In die Augen hatte ich nur ganz vorübergehend geblickt, weshalb ich davon nicht mehr zu sagen wußte, als daß sie groß und ernst waren; aber ich sah ein sehr üppiges aschblondes Haar, das auf dem Hinterkopfe verknotete Flechten bildete, einen vollen, wohlgebildeten Hals und vor Allem eine bewußte und maßvolle Art der Bewegung, aus der ich wenigstens so viel entnahm, daß jene ein gutes Stück unbefangener war als ich.

Ich habe aus früheren Jahren her die Angewohnheit, mich in jedes hübsche Mädchen, dem ich eine Weile in das Gesicht sehen kann, zu verlieben, und für einen Mann, dem sein Einkommen das Heiraten nicht erlaubt, ist das, meine ich, ein entschuldbarer und zugleich wohlfeiler Luxus. Es war ein wenig störend, daß die Tochter des Schulzen durchaus nicht lächeln wollte, aber am empfindlichsten berührte es mich, als sie im Laufe unserer Unterhaltung mich bei meinem amtlichen Titel nannte. Von Frauenzimmern liebe ich das nicht; ich lasse mich gern als Mensch betrachten und nicht daran erinnern, daß

ich eigentlich eine beklagenswerthe und noch immer nicht heiratsfähige Arbeitsmaschine bin.

Nun, ich mußte es mir ja gefallen lassen, und auf die Dauer hinderte mich auch diese zurückhaltende Behandlung nicht, wie gewöhnlich in meine Liebeshorheit zu fallen. Wir plauderten über allerhand höchst gleichgültige Dinge, wie das Menschen, welche sich in ihrem Leben noch nicht gesehen haben, in der Regel zu thun gezwungen sind, und ich fand, daß das Mädchen (der Vater nannte sie Dorothea) eine städtische Erziehung genossen haben mußte. Sie sprach sehr verständig, aber auch sehr ruhig, und wenn sie an das Ende eines längeren Sazes kam, schien es mir immer, als ob durch die leiser und in tieferen Lauten ausklingende Stimme etwas wie ein Beben ging, als ob sich eine Erinnerung hineinmischte, welche nur mit Mühe eine laute Klage unterdrückte. Dazu stimmte der ganze Eindruck, den die Erscheinung machte; in den Gesprächspausen blickten die Augen des Mädchens weltvergessen, müde und traurig.

Auch der Alte sah nicht wie ein freier Mann aus; außer den Jahren gab es offenbar noch etwas in seinem Leben, was ihn drückte und seine Stimme milderte. Nur einmal, als ich davon sprach, daß ich auch im Müllerhause einen Besuch vorhätte, fuhr es wie ein Gladen des Jornes durch die müden Augen des Mannes, und als ich dabei einen Blick auf das Mädchen warf, fand ich ihre Mundwinkel herabgezogen und einen solchen Ausdruck der Verachtung auf ihrem Gesicht, daß ich mir sagen mußte, zwischen den beiden Nachbarhäusern herrsche nicht das beste Einvernehmen.

Ich sollte darüber in Kürze mehr erfahren. Beim Abschiede drückte ich meinem freundlichen Wirth, der zum Wiederkommen einlud, warm die Hand und hätte beinahe einen Werstoß gegen die dörrliche

Sitte begangen, als ich mich von Dorothea mit einer bloßen Verbengung verabschieden wollte. Nein, sie reichte mir freiwillig die Hand, die mir warm und weich vorlag, auch über Erwarten zierlich, aber es lag auch nicht der leiseste Versuch eines Drucks darin, der meine einstweilen noch zaghaften Gefühle ermutigt hätte.

Beim Müller fand ich ein anderes Haus. Ich wurde von dem Manne, der ein starker Fünfziger sein mochte, sehr wortreich aber auch gut gemeint, glaube ich, in ein Zimmer geführt, in dem es großstädtlich, wenn auch nicht prahlerisch ausah, und mußte mich an einen Tisch setzen, den die kleine runde Müllersfrau gerade mit einem opulenten Frühstück besetzte. Natürlich sollte ich zulaugen, und als ich mich damit entschuldigte, daß ich erstens überhaupt nicht an das Frühstück gewöhnt sei und zweitens eben davon herkäme, nämlich vom Schulzen, wurde der Mann ganz entrüstet darüber, daß ich ihm die Ehre nicht erweisen wollte, die mir bei seinem Nachbar Matthies keine große Anstrengung gekostet hätte.

Um des lieben Friedens willen aß ich also noch ein paar Bissen und trank auch — ich kann auf das Gewissen versichern, daß es sonst nicht meine Gewohnheit ist! — ein paar Schnäpse, die ganz abscheulich schmeckten und von denen der Müller mit großem Stolze behauptete, daß er sich diese Sorte schon seit zwanzig Jahren nach einem von Alters her in der Familie überlieferten Recepte selbst braute.

Als ich mit dem letzten Schluck gerade in eine gewisse Stimmung gelangt war, in der mir verschiedene Dinge ganz egal sind, kam ein langer Burche herein, etwa achtundzwanzig Jahre alt, der die Mühe in eine Ecke warf und sich mit einem kurzen Gruße mir gegenüber an den Tisch setzte, auch ohne weitere Nöthigung zu Messer und Brot griff.

„Mein Sohn!“ sagte der Müller, ge-

rade wie der Schulze „Meine Tochter“ gesagt hatte; aber der Müllerjunge hatte Lebensart im Leibe, denn er streckte mir seine Hand über den Tisch entgegen und sagte wie ein gebildeter Mensch: „Freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen!“

Im Uebrigen war der Sohn dem Alten wie aus den Augen geschnitten. Der Müller maß wohl seine neun Zoll preussisches Militärmaß, der Zunge natürlich auch; und wenn bei dem Alten mit den Jahren eine mäßige Beleiheit sich angefunken hatte, so konnte man bei Herrn Treugott junior mit der Zeit auch darauf rechnen. Sie hatten spitze Nasen und große Mäuler mit auffallend dünnen Lippen; es lag wahrscheinlich hieran, daß ihnen das Sprechen so wenig Beischwerde machte, denn auch in diesem Punkte gaben sich Beide nichts nach. Vor dem Vater, der sein Gesicht sauber rasirt hielt, hatte der Sohn einen dünnen, hochblonden Schnurrbart voraus; die Augen waren an Beiden blau, aber etwas stark verwässert.

Mit diesen Leuten, zu denen die recht muntere Frau nur auf einige Minuten hinzulam, aber ohne sich zu setzen, statt dessen sie zum Zeichen der Ruhe die Arme in die Seiten stemmte, unterhielt ich mich eine halbe Stunde lang, ohne meinerseits viel dazu beizutragen, denn jene führten das Gespräch so ziemlich allein. Aber in meiner durch die Getränke angeregten Stimmung war ich neugierig geworden, über das Verhältniß der beiden Nachbarnhäuser zu einander etwas Näheres zu erfahren, und deshalb brachte ich das Gespräch so geschickt wie möglich auf den Schulzen.

Da hatte ich sie im Augenblicke im richtigen Fahrwasser. Der alte Müller begann wie ein Vassenlehrer auf den Hungerleider zu schimpfen, der, anstatt den Anderen im Dorfe mit gutem Beispiel voranzugehen, die Zinsen für seine Hypotheken nicht bezahlte. Und dabei sei das

Volk noch obenein hochmüthig; als ob ein solider Geschäftsmann nicht der beste Freier für das Mädchen wäre! Darauf ergriff der Junge das Wort und zog über die Zierpuppe her, die sich jahrelang mit einem Menschen umhergezogen hätte, der sie schließlich im Stiche ließ; eigentlich sei es lächerlich, um solche abgelegte Liebe noch die Hand zu rühren. Es war erbaulich anzuhören, mit welcher Einmüthigkeit Vater und Sohn ihre Gefühle über die Bewohner des Nachbarhauses äußerten, wie der eine immer dem anderen durch Kopfnicken und bekräftigende Interjectionen zustimmte, bis sie endlich zu den unausbleiblichen Schlussfolgerungen kamen, daß man dem Volke die Sache noch eintränken müsse und daß das kein gutes Ende nehmen würde.

Um Jemandem etwas einzutränken, dazu sahen Beide wie geschaffen aus, namentlich wenn es darauf ankam, mit den Fäusten zu argumentiren; aber auch mit dem bloßen Maulwerk waren sie nicht zu verachtende Gegner.

Ich wußte nun genug, um mir die Geschichte zusammenzureimen, und nahm, wie man begreifen wird, für die Leute im Schulzenhause Partei; natürlich nur bei mir selbst und ohne ein Wort davon laut werden zu lassen, denn ich hätte sonst in der Stimmung, in welcher sich das würdige Paar befand, den heilen Zustand meiner Gliedmaßen auf das Spiel gesetzt.

Als ich mich von meinen Wirthen verabschiedete, waren wir die besten Freunde, denn man liebt diejenigen Leute, zu denen man sich ab und zu von Herzen ausschimpfen kann. Ich ging in nachdentlicher Stimmung nach Hause, entschlossen, über diese Geschichte mit dem Onkel zu reden.

*
*
*

Der Onkel war gerade im Begriff, sich zu Tisch zu setzen, als ich ankam, und natürlich konnte ich hier die regelmäßige

Mittagsmahlzeit erst recht nicht ansfallen lassen. Dieser Tag steht mir wegen der immer qualvoller werdenden Mahlzeiten (ich befand mich jetzt der vierten gegenüber!) im schrecklichen Gedächtniß, aber ich aß mit der Todesverachtung eines Fahnenträgers beim Sturm einer Schanze, um den Onkel in guter Laune zu erhalten.

Beim dritten Glase Wein kam ich auf meine Besuche zu sprechen und rüdte mit der Frage ins Feld, wie es eigentlich zu der Feindschaft der beiden Familien gekommen sei. Onkel Grimmer, schon von Natur ein gesprächiger Mann und hinter einer guten Schüssel noch besonders aufgelegt, ließ sich zu der Erzählung nicht nöthigen, die ich hier mit meinen Worten wiedergebe, weil sie in seiner kernigen Seemannsweise nicht recht präsentabel wäre.

Es gehört dazu ein Dorf, Namens Rüstertiel, das anderthalb Stunden von Edwarden liegt, gleichfalls an der Küste, aber nach dem Ausgange der Bucht zu Rüstertiel ist ein Kirchdorf; der Pastor heißt Elnenreich und hatte einen Jungen, der gerade wie ich Bernhard getauft war. Ein Pastor kann an die Erziehung seiner Kinder mehr wenden als die meisten anderen Menschen, wenn kein Geld, so doch Kenntnisse und christlichen Charakter, aber er kann es auch nicht verhindern, daß die Kinder aus der Art schlagen. Bernhard war ein tüchtiger und gut unterrichteter Bursche geworden, aber, wie das einmal im Blute dieser Küstenbewohner liegt, als er das sechzehnte Jahr erreicht hatte, befiel ihn ein unbezwingbares Verlangen, zur See zu gehen. Der Pastor war, obgleich er sich andere Pläne mit dem Sohne gemacht, in allen Stücken ein christlicher Mann, sagte ja und Amen, als Gegenvorstellungen nichts fruchten wollten, und ließ Bernhard ziehen, nachdem er, so gut es anging, für ihn gesorgt hatte.

Der Junge schlug ein, wurde in ein

paar Jahren Matrose, ging auf eine Seemannsschule, brachte es zum Steuermann und weil seine Fahrzeit noch nicht voll war, um das Examen für große Fahrt zu machen, so hatte er vor etwa zwei Jahren Feuer auf einem Hamburger Schiff genommen, das nach Westindien gehen sollte.

Edwarden hat keinen eigenen Seelsorger, sondern ist nach Küsterfiel eingepfarrt, obgleich es sich schon vor mehr als hundert Jahren eine armtheliche Kirche, an der noch heutigen Tages der Thurm fehlt, gebaut hat. Dies erklärt, weshalb Pastor Emeureich auch in Edwarden ein allbekannterer Mann war, und von den Sonntagen, an denen er hier zu predigen hatte, verging keiner, ohne daß er in dem befreundeten Schulzenhause einen Besuch gemacht und eine Flasche Rothwein leeren geholfen hätte. War der Junge einmal zu Hause, so kam er wohl mit dem Vater herüber, und nachdem das erste Mal ein Zufall gespielt, wurde schon vom nächsten Sonntage ab eine unverbrüchliche Gewohnheit daraus, denn Bernhard hatte, wie es Seemannsgewohnheit ist, beim ersten Sehen sein Herz an die hübsche und wohlgezogene Schulzentochter verloren.

Es dauerte nicht vier Wochen, so war aus den jungen Leuten ein Liebespaar geworden, daß heißt, sie hatten sich ihre Gefühle in einer heimlichen Laube des Gartens gestanden und hielten für das größte Geheimniß, was alle Welt im Dorfe wußte. Natürlich erfuhren es auch die Alten und waren zufrieden damit, ohne sich etwas anmerken zu lassen, vielleicht weil sie aus eigener Erfahrung ihrer Jugend wußten, daß die Heimlichkeit um ein Liebespaar die holdesten Bauber spinn.

Als der Zeitpunkt herankam, da Bernhard seine westindische Reise antreten mußte, ging alles Geheimthun in die

Brüche, denn die jungen Leute geizten nun mit dem Augenblicke und konnten es nicht mehr aushalten, in Gegenwart der Väter fremd zu thun; auch trieben die Seufzer und die bangen, nassen Augen ihr verrätherisches Spiel, und wenn aus zwei fröhlichen, leichtherzigen Menschen solche kopfhängerische Jammerbilder wurden, hilft kein Blindseimwollen mehr. Es wurden also Bekenntnisse gemacht, es gab die üblichen Prüfungen der Herzen, ob auch der rechte Ernst dahinter sei, und als Alles in gehöriger Ordnung befunden wurde, feierte man im Schulzenhause zu Edwarden eines Tages eine Verlobung, wie sie im Dorfe noch nicht dagewesen war.

Acht Tage lang genoß Bernhard noch das Glück, seine Brant vor aller Welt Augen küssen zu dürfen, dann reiste er nach einem herzbrechenden Abschiede davon, schrieb aus Hamburg täglich einen Brief von acht Quartseiten, gab in Plymouth ein dickes Tagebuch zur Post, das von der postaischen Behörde als Pudet berechnet wurde, und dann dauerte es eine lange Weile, wenigstens für die bräutliche Ungeduld lang, bis von den capverdischen Inseln die nächste Nachricht kam.

Es war zugleich die letzte, denn Bernhard Emeureich blieb von nun an verschollen. Für das Mädchen, das über die Postverhältnisse einer solchen westindischen Reise auf das genaueste unterrichtet war, folgte zuvörderst eine Zeit geduldigen Harrens und des Zehrens von der Vergangenheit; dann, als die überseeische Post kam, ohne den fälligen Brief zu bringen, gewannen andere Gefühle schnell die Oberhand: Ungeduld, Besorgniß, Angst! Es wurde schon zur Erlösung, als der Schulze Matthies an den Hamburger Rheber einen Brief schrieb, in dem er um Nachricht über das Schicksal des Schiffes bat.

Die Antwort blieb zunächst vierzehn Tage aus, und was sie dann brachte, war eine trostlose Wirklichkeit. Die „Lüttje

Dörte“, wie das Schiff hieß, hatte nach den capverdischen Inseln den nächsten Bestimmungshafen nicht erreicht, und es war von keinem anderen Küstenpunkte her eine Nachricht über das Schiff eingelaufen. Nach der Berechnung des Rhebers mußten Proviant und Wasser schon seit mehreren Wochen aufgezehrt sein, auf irgend eine Weise war also eine Katastrophe über die unglückliche Mannschaft gekommen. Man habe diesen Brief verzögert in der Erwartung, inzwischen angenehmere Nachrichten geben zu können, aber jeber Tag dieser peinigenden Ungewißheit habe den Verlust des Schiffes mehr und mehr zur Gewißheit erhoben. Es bliebe noch die Hoffnung übrig, daß die Besatzung sich an eine uncivilisirte Küste gerettet habe, um gelegentlich aufgefunden zu werden. Solche Fälle seien so häufig, daß man die Möglichkeit getroffen ins Auge fassen könnte.

Dorothea Matthies war ein Mädchen, dem man solche Wege zu hoffen gar nicht erst zu zeigen brauchte. Sie liebte ihren Bernhard mit einem zärtlichen und starken Herzen, denn es gab in der weiten Gegend Keinen, der sich mit dem vortrefflichen Burschen messen konnte; sie hatte auch das deutliche Gefühl, daß die Vernichtung dieses Liebesfrühlings so gut wie der Abschied vom Dasein für sie war, und da sie nicht scheiden wollte, sondern ihr Recht auf einen Antheil an irdischen Glück festhielt, so hoffte sie auf Bernhard's Wiederkehr. Auch als nach einiger Zeit ein zweiter Brief von dem Hamburger Rheber die Nachricht brachte, daß an der westafrikanischen Küste Trümmer an das Land gespült und mit Bestimmtheit als die Reste der „Lüttje Dörte“ erkannt waren, verlor das Mädchenherz nicht den Muth, weiter zu hoffen.

Die Jugend ist so leichtgläubig, wenn sie liebt, daß selbst die körperhafte Wirklichkeit sie nicht aus der Welt der Träume

zurückrufen kann. Dorothea wollte nun einmal nicht daran glauben, daß die kurze Glücksjonne für immer erloschen sei, und so blieb sie denn stark im Hoffen, obgleich das fröhliche Lachen von einst schon lange verschwunden war und ihre ersten Augen mit der Zeit auch das Lächeln verlernten.

Der Müller Treugott hatte als Nachbar an diesen guten und bösen Schicksalen getreuen Antheil genommen, bis sein Sohn eines Tages von der Wanderschaft zurückkehrte. Der junge Mann war an sich schon des Vaters Ebenbild, aber nachdem er zur Vollendung seiner Erziehung ein Jahr in Berlin gearbeitet hatte, wurde er nicht nur eine neue, sondern auch eine stark vermehrte Auflage des Alten. Er hatte natürlich die Werthschätzung für ländliche Gewohnheiten völlig verloren, und als er anfing, sich nach einer Frau umzusehen, wie die Eltern wünschten, konnte sein Blick nur auf die Schulzentochter fallen, welche allein über der bännerlichen Erziehung stand.

Das geschah, als Dorothea nach einjähriger Trennung von dem Geliebten längst die Gewißheit von dem Untergang des Schiffes erlangt, aber die vertrauende Stärke der Hoffnung auf eine Rückkehr Bernhard's noch nicht verloren hatte. Und der Müllerssohn hätte damals ein viel angenehmerer Mensch sein können, als er in Wirklichkeit war: seinen Korb hätte er dennoch bekommen.

Menschen von milder Gestittung mußten, wenn sie unter johanen Umständen die Werbung überhaupt für angebracht hielten, die Herzensgründe des Mädchens achten; aber die beiden Treugotts waren aufgeblasene Gefellen, stolz auf ihr Geld und ihre sogenannte Bildung, und sie nahmen die Sache für eine persönliche Kränkung, ohne ihre Absicht vorläufig aufzugeben. Bei dem Müllerssohne war es Herzenssache, denn soweit er einer solchen Regung überhaupt fähig schien,

hatte er sich in das Mädchen verliebt und gab die Partie nicht auf; eines Tages, sagte er sich, wird die bestimmte Nachricht kommen, daß der junge Elmenreich nicht mehr lebt, und das Mädchen alsdann weniger spröde sein. Er hütete sich, seinen Aerger so laut werden zu lassen, daß die Verbindung mit dem Schulzenhause hätte aufhören müssen, und machte von Zeit zu Zeit kleine Anläufe, ohne bessere Resultate zu erzielen.

Der alte Müller hatte keinen anderen Grund als persönlichen Stolz, das Heirathsproject seines Sohnes zu unterstützen, denn bei dem Schulzen war kein großes Geld zu erwarten; nur weil Dorothea mit Recht für das schönste und gebildetste Mädchen des Dorfes galt, war sie ihm als Schwiegertochter willkommen. Von diesem Standpunkte aus, der mit Herzensneigungen nichts zu thun hatte, fing es Meister Treugott praktisch an, seinen Willen durchzusetzen, indem er so deutlich, wie dies seiner rücksichtslosen Natur zusagte, den Nachbar an seine Geldverpflichtungen erinnerte.

Ich sagte schon, daß Schulze Matthies kein reicher Mann war; man kann zufrieden sein, wenn man unter der Fischerbevölkerung dieser Küsten auch nur mäßigen Wohlstand findet, denn das Gewerbe ist an und für sich nicht einträglich, und was viele arbeitssame Jahre erworben haben, vernichtet oft eine einzige Sturmnacht wieder: Schiffe, Haus, Habe und Ackerfrucht. Den Schulzen hatte vor beiläufig zehn Jahren eine Feuersbrunst, die sein Haus verzehrte, stark zurückgebracht, und der Neubau war nur unter Beihülfe einer ansehnlichen Hypothek, welche der reiche Müller Treugott vorschloß, möglich gewesen. Aber es wollte mit dem alten Matthies, der überdies fast mehr, als seine Kräfte erlaubten, an die Erziehung des einzigen Kindes wendete, nicht mehr recht vorwärts gehen. Auf

eine lange Weile nahm ihm der Tod seines Weibes den Lebensmuth, und als das Unglück mit dem Predigersohn hinzukam, daß der Alte viel hoffnungsloser anfaßte als das Mädchen, war er ein gebrochener Mann.

Diese Hypothek war die Stelle, an welcher der Müller seinen Hebel ansetzte, und wenn er damit seinem Jungen auch noch keine Frau verschaffte, so bereitete er dem Nachbar doch Verlegenheiten, denn für ländliche Besitzungen ist der Credit nicht so schnell gefunden, und mit dem Zinszahlen hatte es schon einmal gehapert.

So weit reichte die Erzählung meines Onkels Grünmer. Für mich war es nicht schwer, Partei zu nehmen, so wenig ich auch zu helfen vermochte, denn mit meiner Armuth konnte der Schulze nichts anfangen und Dorothea nichts mit meiner verschwiegenen Liebe. Aber da ich in meinen Mußestunden ein wenig zur Romantik neige, so dachte ich mir, daß der gütige Himmel hier ein Einsehen haben und mit irgend welchen überraschenden Ereignissen, von denen ich nicht eine Ahnung hatte, eines Tages helfen würde.

* * *

Aus der nachfolgenden Woche datirt meine Entdeckung, daß ich einiges Talent für die diplomatische Laufbahn haben muß. Ich bin sonst ein grundehrlicher Mensch, und Niemand kann mir aus meinem Verufe eine Handlung nachsagen, die einen Vorwurf verdient hätte; meine hohen Vorgesetzten sind noch immer mit meiner Pflichttreue zufrieden gewesen. Aber hier in Edwarden fing ich an zu heucheln, nämlich im Müllerhause. Ich blieb mit den Leuten im Verkehr, wenngleich ganz gegen meine Neigung; jedoch täuschte ich mich nicht in der Vermuthung, daß die beiden Männer, welche schon bei dem ersten Be-

kanntwerden ihr Herz gegen mich ausgeschüttet hatten, mir auch für die Folge nicht mißtrauen würden, und hier bot sich die Gelegenheit, dem Schulzen mit meinen schwachen Kräften zu helfen. Vielleicht hat man gerade wegen meines bescheidenen Wesens so oft ein Zutrauen zu mir, bei dem ich mir noch hülfloser als sonst vorkomme; gewiß ist, daß die Treugotts, Vater und Sohn, mich wegen ihrer Gefühle und Absichten gegen das Schulzenhaus ins Vertrauen zogen und daß ich meine diplomatischen Künste unverzüglich in Thätigkeit setzte.

Als der Alte mir das nächste Mal von der Hypothek zu reden anfing und seine Absicht andeutete, sie zu kündigen, führte ich meinen unschuldigen Onkel ins Feuer und deutete vorsichtig an, daß der Schulze bei ihm nicht vergeblich anklopfen würde. Wie ein zweites Mal die Rede darauf kam, wurde ich deutlicher und glaubte schon von einer Abrede für diesen Fall zu wissen, und schließlich wurde es, natürlich mit allerlei schlauen Hintertüren, die Meister Treugott nicht merkte, eine sichere Thatsache, daß die Hypothek für den Schulzen in Onkels Schubsack schon bereit lag. Das machte den Müller nachdenklich, denn die Wirkung, welche er sich von der Kündigung versprach, wäre in solchem Falle in das Gegentheil umgeschlagen. Er hörte infolge dessen überhaupt auf, von dieser Absicht zu sprechen, weil er sich dachte, daß die Hypothek in seiner Hand immer noch eine Verpflichtung des Schulzen einschloß, wenn sich auch einstweilen nicht mehr damit anfangen ließ.

Den Jungen aber machte ich bei aller seiner Schlaubeit im Handumdrehen dumm, indem ich ihn ahnen ließ, daß in Dorothea's Herzen sein (nämlich des Müllerssohnes) Bild sich schon einen besseren Platz müßte erworben haben, als er glaubte. Ich hätte meine Anzeichen dafür, aber ich dürfte nichts verrathen, und so weiter.

Das verfiel so leicht, wie ein altes Scheunendach Feuer fängt, und auch von dieser Seite hörte vorläufig das Schimpfen und Anfeinden auf. Ich wurde im Müllerhause eine geschätzte Person, mit der man immer etwas Heimliches zu tuscheln hatte, während ich im Grunde genommen doch ganz erbärmlich log, denn von Allem, was ich den Beiden erzählte, blieb kein Wort wahr.

Inzwischen war ich im ganzen Dorfe bekannt geworden, was freilich nicht viel sagen will. Aber es diente mir zur lehrreichen Unterhaltung, diesen durch Zähigkeit und Tüchtigkeit ausgezeichneten Menschenschlag, in welchem trotz der äußeren Gelassenheit die Leidenschaften gerade so heiß brennen können wie unter südlicher Sonne, im Umgange zu studiren.

Ich hatte ziemlich Alles kennen gelernt, was die Gegend überhaupt zu bieten vermochte. In dem Thurme des Onkels war mir manche angenehme Stunde verfloßen, indem ich mich an dem Anblick des Meeres weidete und die Segel mit dem Fernrohr verfolgte; ich war auch bei schönem Wetter mit den Fischern hinausgefahren bis über die Hafengegegend weg und hatte ihrer Arbeit zugesehen. Es waren Alles neue Wunder für mich, was sie aus der Tiefe zogen, das unzählige Meeresthiergehör, das mit den Fischen in die Netze kam; ich konnte mich nicht satt daran sehen. Mein Verhältniß im Hause des Onkels war das beste, behaglichste von der Welt; der Alte war freundlich und gut, nur daß die Schale seemännischer Rauheit den edlen Kern verhüllte, und seine alte Wirthschafterin hatte für mich in ihrem Herzen keinen besseren Platz gefunden als den eines Kindes, das mit allen Mitteln todt zu füttern sie sich verpflichtet hielt.

So waren acht Tage dahingegangen; am Montag hatte ich Edwarden zum ersten Male betreten und heute war Dienstag der nächsten Woche.

Vom Morgengrauen an zeigte der Tag ein unangenehmes Gesicht; Kälte, Wind und Regenschauer machten es im Freien unbehaglich. Als ich mit dem Onkel beim ersten Frühstück saß, fiel mir zweierlei an ihm auf, nämlich daß er übernächtigt aus-sah und daß er alle fünf Minuten die Uhr zu Rathe zog. Er schien mir auch zerstreut, denn mehr als einmal gab er confuse Antworten; aber als ich nach seinem Befinden fragte, lachte er mich aus, und ich erinnerte mich hinterher, daß nirgends der Stolz auf eine eisenfeste Gesundheit größer ist als unter den Seeleuten. Nach dem Frühstück verschwand er, und als ich selbst mich zu einem Spaziergange längs des Deiches entschloß, sah ich ihn oben in dem Glaskasten seines Thurmes stehen und mit dem Fernrohr das Meer mustern.

Es war neun Uhr Morgens und der Strom kenterte, wie die Seeleute sagen, das heißt, wir hatten niedrigtes Wasser und die Flut begann zu kommen. Von der Krone des Deiches herab war der Anblick des Meeres grau, wüst und unheimlich. Das Watt lag trocken; in den Rinnsalen zogen sich noch immer dünne Wasserfäden seewärts, alle Boote waren in den zähen Schlamm halb versenkt. Aber weiter draußen an der Grenze des Wassers tobte die Brandung weißschäumend, und wie ich in den Anblick versunken eine Weile dastand, sah ich, daß sich jede kommende Welle weiter emporraß. Der Schaumstreifen rückte langsam näher; die Wasserrinnen des Watts machten schon zuckende Bewegungen, und einzelne Flutstrahlen schossen in den Einschnitten höher gegen den Strand hinauf. Die Wolken zogen in aufgelösten, durch einander wimmelnden Haufen über den Himmel, dazu sang der bewegte Luftraum eine monotone Melodie.

Ich hätte diesen düsteren Anblick gern länger genossen, aber der Wind, der hier oben sein freiestes Reich hatte, machte

mich trotz des zugeknöpften Rockes frieren. Ich ging also hastigen Schrittes meinen Weg weiter, denn ich scheute mich, wieder umzulehren, weil ich mich ungern vom Onkel verspottet ließ und die salzige Luft in Ansehung meines Actenstaubdaseins für recht heilsam hielt.

Ein Mann begegnete mir, den ich in der Nähe als einen Zollbeamten erkannte. Er grüßte und blieb stehen. Ich beilte mich, dem höflichen Manne etwas Angenehmes zu sagen, und bemerkte, indem ich mir die frierenden Hände rieb: „Sie müssen sich Ihr Brot bei solchem Wetter fauer verdienen!“

„Könnte Einem leichter gemacht werden!“ sagte er brummig. „Das wilde Volk hier weiß gar nicht, wie es uns am schlimmsten plagen soll; man ist seines Lebens nicht mehr sicher!“ Und dabei nahm er den Büchsenriemen von der Schulter und ließ den Kolben der Waffe schwer auf den Erdboden fallen.

Das Gesprächsthema war mir unangenehm, denn ich mußte zugleich an meine dienstliche Stellung und an den Onkel denken. Ich machte also eine harmlose Bemerkung über das Unwetter, das vermuthlich für die nächste Nacht bevorstand, wenn sich der Wind nicht legte, aber der Beamte wollte sich die schöne Gelegenheit, seinen Unmuth zu äußern, nicht entgehen lassen und war sofort wieder bei dem fatalen Thema.

„Kann einen ordentlichen Tanz geben,“ meinte er, „wenn es auch ungewöhnlich für die Jahreszeit ist. Sechs Wochen weiter hätten wir eine Springflut, daß der Deich hier wackeln sollte. Na, für die Schmugglerbande ist es eine verlorene Nacht, das Wetter ist auch solchen Kerls noch über. Was macht denn Ihr Herr Onkel?“

Ich sah den Mann ganz erstaunt an; daß er mich kannte, überraschte mich schon, denn ich war ihm meines Wissens noch

nicht begegnet, und nun gar der unvermittelte Uebergang von den Schmugglern auf das Befinden meines Onkels. Ich faßte mich dennoch einigermaßen und dankte für die Nachfrage, und weil mir das verstörte Aussehen des Onkels wieder einfiel, sagte ich, daß er anscheinend eine schlechte Nacht gehabt hätte, er wäre mir angegriffen vorgekommen.

„Schlechte Nacht?“ wiederholte der Mann, und dann ließ er einen langsamen Blick über die Küsten der Bucht schweifen, wobei er schließlich eine halbe Wendung machte und mit den Augen an dem Thurm unseres Hauses hängen blieb. Ich machte, ohne mir etwas dabei zu denken, diese Bewegungen nach, denn ich war neugierig, was der Beamte so plötzlich zu suchen hatte, und als ich bei dem Glaspavillon ankam, fand ich diesen leer. Man konnte es trotz der Entfernung deutlich sehen, denn in der gegenüberliegenden Scheibe zeichnete sich das Dach der Kirche ab.

„Ich will Ihnen was sagen,“ wandte sich der im grünen Rock plötzlich wieder zu mir, indem er beide Hände um die Mündung seiner Büchse legte und mich mit einem höhnischen Lächeln ansah; „die Menschen sind schlau, das muß man ihnen lassen, aber unser Herrgott ist manchmal noch schlauer. Vierundzwanzig Stunden schlechten Wind und dann an der unrechten Stelle eine ordentliche Brandung voraus, das macht durch jede Rechnung einen Strich. Na, der Himmel gesegne es ihnen!“

Mich konnte er damit nicht meinen, denn ich hatte mit dem Manne noch nichts zu thun gehabt. Aber er machte ein ingrimmigcs Gesicht, als er mir zum Abschiede zunickte, die Büchse unter den Arm nahm und seines Weges ging.

Ehrlich gestanden, hatte ich von alle dem so gut wie nichts begriffen. Ich liebe es überhaupt nicht, wenn die Leute in allgemeinen Redensarten zu mir spre-

chen, weil ich nicht weiß, was ich davon auf mich beziehen soll; gerade herans ist mir lieber als um die Ecke, vom Büroaustil natürlich abgesehen. Anstatt also das aufregende Naturspiel der heranströmenden Flut zu beobachten, verschwendete ich meine Zeit mit unfruchtbarem Nachdenken über das Gehörte und kam gerade in dem Augenblicke nach Hause, als sich der Himmel verfinsterte und in der Höhe der Luft jenes verdächtige Rauschen sich hören ließ, das einen Regenguß andeutet. Ich sah nur noch mit einem Blicke zu dem Thurme auf, und da stand richtig der Onkel wieder, das Glas in der Hand und nach dem Meere ausschauend.

Mit dem unfreundlichen Vormittage wußte ich nichts weiter anzufangen, als einen Gang durch das Dorf zu machen, und als ich dabei, natürlich ganz zufällig, an dem Schulzenhause vorüberkam, öffnete der Alte ein Fenster und lud mich zum Nähertreten ein. Wir setzten uns auf das altmodische Sopha in der Wohnstube und plauderten eine halbe Stunde von nichts-sagenden Dingen. Erst nach einer Weile kam Dorothea in das Zimmer, ganz entzückt in ihrer hausmütterlichen Küchenschürze, und es war merkwürdig, zum ersten Male nannte sie mich mit Namen, als sie mir die Hand reichte; wenn ich mich nicht sehr täuschte, lächelte sie sogar ein wenig. Es war heute ohne Zweifel der Tag der Räthsel für mich. Ich wurde aus dem Mädchen nicht klug, wie ich aus dem Zollbeamten und aus dem Onkel nicht klug geworden war; aber was Dorothea anbetrifft, so hatte dies Nichtverstehen die sehr wohlthuende Empfindung zur Folge, daß die Tochter des Schulzen mich liebenswürdig behandelte, was auch die Ursache sein mochte.

Wir sprachen vom Wetter und die ganze Unterhaltung dauerte kaum einige Minuten. Das Mädchen ging, indem sie mir mit einem freundlichen Kopfnicken wieder

die Hand gab, und weil mir das Zimmer darauf erdrückend öde vorkam, so verab-schiedete ich mich bald von dem Schulzen.

„Wird wohl wieder oben stecken!“ antwortete mir die Wirthschafterin, als ich sie zu Hause nach dem Onkel fragte. Und richtig: als ich die etwas beschwerliche Treppe hinaufgestiegen war, stand Onkel Grimmer wieder auf seinem Posten, das Glas vor den Augen.

Ich wußte nun schon, daß der Capitän mit der Neugierde nicht gern etwas zu thun hatte. Ich sagte ihm also nur, daß die Suppe auf dem Tische stände, und machte noch die gut gemeinte Bemerkung, daß er bei seinem Bodagra sich doch nicht so viel mit Treppensteigen abmühen solle. Aber ich bekam darauf überhaupt keine Antwort, wie auch über Mittag keine einzige passende; der Onkel war noch zersreuter, noch unruhiger als am Morgen; das Essen schmeckte ihm nicht, und er war schon fertig, als ich mich eben mit einem ganz vortrefflichen Kostbraten (die alte Argen versteht das ausgezeichnet!) beschäftigten wollte.

„Laß dich nicht stören!“ meinte er beim Davongehen, und das that ich auch, denn so gern ich ihm meine Theilnahme bewiesen hätte, mußte ich doch wenigstens die Ursache seiner Verstimmung kennen. Mein Appetit war ausgezeichnet; wenn das so weiter ging, durfte ich wirklich neugierig sein, wie viel ich über drei Wochen wiegen würde!

Ich habe von diesem Tage nur noch zu erwähnen, daß mich das Tosen der Brandung zur höchsten Flutzeit aus dem Nachmittagschlaf weckte und daß ich von dem Onkel nichts mehr zu sehen bekam. Gegen Abend hatte das Geräusch nachgelassen; ich hörte zwar den Wind noch heulen, wie den ganzen Tag über, aber das Wasser war wieder gegangen, und da ich mich darauf beschränkte, ein paar Stunden zu lesen und mein Tagebuch zu vervollstän-

digen, was ich als gewissenhafter Beamter täglich thue, so machte mich die Langeweile müde und ich ging früh zu Bett.

Aber in dieser Nacht sah es mit der Ruhe nur kläglich aus. Das Geräusch von Wind und Meer steigerte sich mit der steigenden Flut, und es schien sich gegen den Tag verdoppelt zu haben. Ich konnte vor dem Klirren der Fenster lange nicht zum Schlaf kommen, und als ich mich endlich vom Sturme einsingen ließ, weckten mich Geräusche im Hause. Ich hörte Thüren gehen, Tritte und unterdrückte Stimmen; es bewegte sich an der Thür meines Zimmers auf und nieder, als ob ein Gespenst davor Wache hielt; dann kam es die Treppe herauf, Geflüster, Tritte wieder hinab, endlich das Klingeln der Hanssthür.

Meine Neugierde war diesmal stärker als die Furcht. Die Stubenthür war verschlossen und verriegelt, ich konnte also einen Blick aus dem Fenster wagen. Draußen war die Nacht nicht vollkommen dunkel, denn das Gewölk zog in zerrissenen Fegen über den Sternenhimmel, der um diese Jahreszeit von der untergegangenen Sonne einen deutlichen Schimmer zurückbehält. Es war still draußen, bis auf die Geräusche der Natur; die Straße fand ich vollkommen menschenleer. Aber da regte es sich plötzlich an der Ecke des Hauses, dicht unter meinem Fenster; ein dunkler Körper, halb hervortragend, nun zögernd sich aufrichtend: eine Menschen-gestalt! Kein Geräusch wurde laut, nur daß sich etwas Schwarzes durch die Nacht bewegte, hatte mich aufmerksam gemacht.

Ich zitterte an allen Gliedern, denn von diesem heimlichen Treiben verstand ich nichts weiter, als daß es das Licht scheute und mir Furcht machte. Zu den Geräuschen im Hause hatte mehr als ein Mensch gehört, und sie hatten sich scweräts entkränkt; hier war ein einzelner Mann, der erst jetzt hinter der Hansede hervor-

lugte, und er trieb sein Gewerbe landwärts, also heimlich vor den anderen. So suchte ich zu enträthseln, indem ich mich immer mehr verirrte. Schließlich forberte die Natur ihr Recht, und ich stieß aus gepreßter Mehl einen Kuf hervor, mit dem ich mich schon öfter von dem Banne der Angst befreit habe: „Holla! Wer ist da?“ Husch! war die Gestalt verschwunden, als hätte sie die Erde verschluckt.

Jetzt war es auch mit meiner Kraft dahin. Hätte ich einen Laut der Antwort erhalten, gleichgültig was, es wäre mir eine Erlösung gewesen; aber dies gespensterhafte Verschwinden war mehr, als ich noch ertragen konnte. Ich warf das Fenster wieder zu und war mit einem Sprung im Bett, vergraben unter den Decken, so daß ich eine Weile nichts Anderes hörte als das Hämmern meines Herzens und das Pochen des Blutes in den Schläfen.

Ich erzähle Alles, wie es sich zugezogen hat, und ich denke, ich habe mich meiner Offenherzigkeit nicht zu schämen. Wenn ich Soldat wäre, verdiente ich süßlich zu werden, das will ich zugeben; ein furchtsamer Soldat ist schlimmer als gar keiner. Aber ich bin ein friedliebender Beamter; ich habe auch meinen Muth, aber er ist von anderer Art. Ich möchte Sie einmal vor meine tägliche Arbeit setzen und Ihnen dabei sagen, daß Sie nun Ihr ganzes Leben über nichts Anderes mehr zu thun haben als dies: Tag für Tag acht Stunden über an den Stuhl gefesselt zu sein und nun schreiben, schreiben, schreiben! Und dabei dürfen Sie keine Cigarren rauchen, denn es ist im ersten Paragraphen der Hausordnung verboten, und kein Glas Bier trinken, ganz davon abgesehen, daß Ihr Einkommen solchen Luxus schon an sich nicht mehr gestattet, zumal wenn Sie die Thorheit begehen, zu heiraten und Kinder zu erzeugen, die Sie doch auch erziehen wollen! Sehen Sie,

dieses Loß auf mich zu nehmen und es vergnügten Herzens zu tragen, das ist mein Muth, und ich schäme mich deshalb nicht, zu erzählen, daß ich in jener unheimlichen Nacht die Decke über den Kopf zog und es damit ungefähr so machte, wie ich es in der Naturgeschichte vom Vogel Strauß gelesen habe, obgleich auch dies wie viele Dinge, welche in meiner Kinderzeit Wahrheit waren, heutzutage nicht mehr wahr sein soll.

Ich konnte durchaus nicht einschlafen. Hundertmal fühlte ich mich versucht, einen Blick nach der gespensterbergenden Hausdecke zu werfen, und ebenso oft versagte mir der Muth. Wenn der Wind am Fenster rüttelte, reckte ich entsezt den Kopf aus den Kissen, denn es war mir, als ob die Hand der schwarzen Gestalt zu öffnen verjuchte, und die Furcht wich nicht einmal vor der Gewißheit, daß ich mich zwanzig und mehr Fuß über dem Erdboden befand. Der Zustand war so entsezlich, daß ich in einen unnatürlichen Schweiß kam, ohne dadurch irgend welche Erleichterung zu spüren, denn die Angst vor dem Ungewissen, Unsichtbaren ist unendlich größer als die Furcht einer greifbaren Gefahr gegenüber.

Was mich endlich erlöste, war ein Geräusch, das sich vom Deich herüber näherte, ein gleichmäßiges, allmählich stärker werdendes Stampfen, das nur meine geschärften Sinne aus dem Getöse des Wetters heraus hören konnten. Vor der Thür gab es einen Halt und flüsternde Stimmen, dann klang das Schloß, es tappte wieder auf der Treppe und nach einer Weile — seltsam! — ging an meinem Ohre dieselbe gleichmäßige Reihenfolge von Geräuschen vorüber wie in der zweiten Nacht meines Hierseins: ein Rascheln die Wand herab, fünf sanfte Schläge, ein gedämpfter Fall und wieder fünf Schläge.

Ich athmete tief auf und fühlte mich wie von einem Alpdruck befreit. Denn

dieß geheimnißvolle Treiben gehörte zum Hause, also auch zu mir; der Dunkel mußte darum wissen, und wenn er mir auch damals, als ich fragte, keine Auskunft gegeben hatte, so bargen diese Heimlichkeiten doch keine Gefahr für mich.

Mit dem Ruche war auch plötzlich wieder meine Neugierde da. Auf den Flur hätte ich mich noch immer um keinen Preis der Welt hinausgewagt, aber vielleicht ließ sich aus dem Fenster etwas erspähen. Geräuschlos wie eine Raqe stieg ich aus dem Bette und versuchte auf die Straße hinunterzublicken. Ich sah nichts als grauschwarze Nacht, ein vorspringendes Gefims schränkte zudem die Aussicht ein. Ich bewegte also vorsichtig den Fensternebel um seine Achse und öffnete die Scheibe. Noch immer nichts. Der Deich schwarz und bewegungslos, die Straße öde, die Luft mit einem gleichmäßigen Brausen angefüllt, nur am Himmel gespensige Bewegung. Aber dort! An der Hausede!

Es überrieselte mich kalt wie vorher, denn die schwarze Gestalt war wieder da, lautlos gegen die Mauer gelehnt, auch ohne Bewegung, aber ich erkannte die Umriffe wieder, die mich vorhin mit Entsetzen erfüllt hatten. Ich rührte mich nicht, und der da unten auch nicht. Aber diesmal war meine Angst nicht groß genug, um sich wieder in einem Schrei Luft machen zu müssen, sondern ich zog mich nach einer Weise unhörbar zurück, bis meine Augen die unheimliche Mauerede nicht mehr trafen, und da stand auch schon ein plötzlicher Entschluß vor mir.

Ich legte die Entfernung zurück, welche mich von der Thür trennte, drehte in einer unbegreiflichen Regung von Ruch Schlüssel und Riegel und steckte den Kopf durch die kassende Oeffnung. Der Flur war dunkel wie die Nacht, aber ein schmaler, blendender Lichtstreifen trennte ihn in zwei Hälften, und die Geräusche, welche ich im

Bette vernommen hatte, machten sich mit größerer Stärke hörbar. Tapp! tapp! ging es, tapp! tapp! tapp! „Pfi!“ machte ich halblaut. Todtenstille! „Pfi!“ wiederholte ich. Nicht ein Laut! „Pfi!“ zum dritten Male. Jetzt bekam ich Antwort. Eine Hand faßte meine Brust etwas unsanft und eine tiefe Stimme sagte halblaut: „Plagt dich der Teufel, Zunge?“ „Ihr werdet belauscht, Dunkel!“ flüsterte ich, ohne mich auf weitere Erörterungen einzulassen.

„Wo?“
„Hier!“ Ich zog ihn in das Zimmer hinein dem Fenster zu. Der Rod des Dunkels war uaf, wie aus dem Wasser gezogen.

„An der rechten Hausede! Still!“ hauchte ich in sein Ohr, dann lehnten wir uns Beide mit verhaltenem Athem in die Nacht hinaus.

Es war Alles wie vorher: die öde Straße, das Geräusch des Windes, die Flucht der Wolken — die schwarze gegen das Haus gedrückte Gestalt!

Ich war schon wieder im Zimmer, als der Dunkel noch immer starr wie ein Steinbild in seiner Stellung verharrte. Plötzlich zog er mit einer jähen Bewegung den Kopf zurück. „Der Schurke!“ jagte er leise, dann ging er mit hastigen, gedämpften Schritten hinaus, die Thür hinter sich offen lassend.

Ich stand rathlos, aber nur eine Minute lang; da war er schon wieder, und nun stand er am Fenster, einen Gegenstand zwischen den Händen bewegend. Ich sah ein schwaches Blinken im Lichte, und es überlief mich von Neuem eiskalt. Ich stürzte auf das Fenster los und griff nach der Waffe. „Um Gottes willen, Dunkel, keine Gewaltthat!“ sagte ich, aber eine ungestüme Bewegung antwortete mir, und in der instinctiven Regung, daß hier ein Warnungsruß von mir im Stande sein würde, ein entschliches Unglück zu ver-

hüten, lehnte ich mich zum Fenster hinaus und suchte mit den Augen die Hausdecke.

Die Gestalt war verschwunden!

„Der Teufel auch! Er hätte einen Denkjettel verdient!“ sagte der Onkel, der meiner Bewegung gefolgt war. Dann schloß er das Fenster, ohne an weitere Vorsicht zu denken, legte seine Hand, die sich naß und kalt anfühlte, auf meine Schulter und sagte in dem launigen Tone, den ich an guten Tagen von ihm gewohnt war: „Nun leg dich zu Bett, mein Junge; du wirst so wie so einen tüchtigen Schnupfen davon haben. Schlafe ohne Sorgen, es geschieht dir nichts Böses, und kümmer dich nicht weiter um Kleinigkeiten!“

Ich war von den Ereignissen dieser Nacht schon so abgehärtet gegen weitere Empfindungen, daß ich mich über diese Aeußerung des Onkels nur noch oberflächlich ärgerte. Kleinigkeiten nannte er das! Von gespensterhaften Erscheinungen belauert zu werden, unheimliche Geräusche zu hören, mit Schußwaffen Menschenleben zu — —. Ich mußte zweimal hinter einander heftig niesen, was mich daran erinnerte, daß ich nun schon eine ungemessene Zeit umherwandelte, mit nichts als einem Hemd bekleidet.

Ich befolgte also schleunigst den Rath des Onkels und legte mich wieder in das Bett, diesmal ohne jedes Herzklopfen, obgleich das sonderbare Geräusch wieder da war. Ich machte mich mit kaltem Blute daran, eine Erklärung dafür zu finden. Tapp! tapp! ging es. Tapp! tapp! — — — Tapp! — — —

Dann war es mit dem Geräusch und mit meinem Grübeln zu Ende, ich mußte ganz plötzlich im festesten Schlafe gelegen haben.

* * *

Als solider Beamter führe ich zu Hause die regelmäßige Lebensweise; ich gehe im Sommer um zehn Uhr, im Winter

um neun Uhr zu Bett, stehe im Sommer um sechs Uhr auf, aber im Winter eine Stunde später, weil es Morgens noch dunkel und das Zimmer kalt ist. Wenn man darüber vierunddreißig Jahre alt geworden wie ich, so rächt sich jede Abweichung auf das schwerste, und am Morgen nach den Ereignissen der geschilderten Nacht schließ ich einen wahren Todeschlaf, bis Fran Argen mich wecken kam. Ich sollte nur schnell kommen, unten sei etwas los, sagte sie noch in mein schwerfälligem Erwachen hinein.

Ich ermunterte mich allmählich, und als ich sah, daß die Uhr über neun zeigte, belam ich, obgleich es unter diesen Verlaufsverhältnissen ganz überflüssig war, einen heftigen Schreck, der mich nun desto schneller auf die Füße brachte. Mein Schnupfen war richtig da, ich merkte das, als ich mich räuspern wollte und zuerst nicht konnte, aber ich widmete dieser Erscheinung, die mich unter anderen Verhältnissen lebhaft beschäftigt hätte, einstweilen keine Aufmerksamkeit, denn es kam mir im Hause etwas geräuschvoller als sonst vor, und dabei lehrte mich die Bemerkung der alten Wirthschafterin in die Erinnerung zurück.

Als ich in das Frühstückszimmer trat, fiel mein Blick auf zwei Herren in Uniformen, welche mit dem Onkel in einer Gruppe zusammenstanden und wahrscheinlich bisher gesprochen hatten; wahrscheinlich kann ich nur sagen, denn mein Eintritt erfolgte unter tiefem Schweigen Aller und wurde durch die funkelnden Brillengläser des einen der Männer scharf beobachtet. Bevor ich dazu kam, meinen guten Morgen zu sagen, hatte sich der Fremde bereits mit den Worten: „Ah, wen haben wir denn da?“ zu mir gewendet.

„Mein Kesse!“ antwortete Onkel Grimmer.

„Bitte, lassen Sie mich fragen!“ lehnte

der Herr mit der Brille ab. „Sie heißen?“ Das galt nämlich mir.

Ich nannte trotz meines Erstaunens meinen Namen, denn wer mich so bestimmt fragen konnte, sagte ich mir als Beamter, der mußte auch ein Recht dazu haben.

„Sie sind?“ ging das Examen weiter.

„Beamter!“ sagte ich.

„Beamter! Das genügt mir nicht. In welcher Dienststellung?“

Ich gab nähere Auskunft.

„Wie kommen Sie hierher?“ lautete die nächste Frage.

Der Mann war von einer sträflichen Neugierde, aber da er ein höherer Zollbeamter war, so beantwortete ich die Frage gehoramsam dahin, daß ich der Nefte meines Onkels und zum Besuch hier sei. Ich hätte von meiner vorgelegten Dienstbehörde vier Wochen Urlaub erhalten.

„Sie haben sich erkältet?“ fragte der Herr weiter.

Ich drückte meinen Dank für die Theilnahme aus; es sei nur ein unbedeutender Schnupfen, setzte ich hinzu.

„Bei welcher Gelegenheit?“

Aha! dachte ich, die Fragestellung will auf einen bestimmten Zweck hinaus. Ich mußte zunächst einen inneren Kampf der Beamtenpflicht gegen die Anhänglichkeit an meinen Erbonkel bestehen, bevor ich noch zielfähig fassungslos antworten konnte: „Ich bin das Klima hier nicht gewohnt; es ist bei uns im Binnenlande zu dieser Jahreszeit trocken und warm.“

„Sie sind verlegen geworden!“ fuhr mich der Herr Steuerrath an.

„Es ist im Allgemeinen ein schüchterner Junge,“ glaubte sich der Onkel für mich ins Zeug legen zu müssen; aber er kam damit übel an.

„Ueberlassen Sie die Untersuchung mir, Herr Grimmer, wenn ich bitten darf!“ meinte der Herr mit der Brille, wobei die Schlußworte ihrer Betonung nach unge-

fähr dasselbe sagten, was eine Faust bedeutet, die man Jemandem unter die Nase hält.

„Weshalb wurden Sie verlegen?“ sollte ich mich beantworten; aber nun hatte ich während der Zwischenrede des Onkels Zeit gefunden, mich wieder zu fassen, und sagte ganz geläufig: „Bitte gehoramsam um Vergebung, Herr Rath! Als pflichttreuer Beamter ein Verhör bestehen zu müssen, verwirrt mich. Ich habe geglaubt, durch mein dienstliches Verhalten niemals zu einem Verdachte Anlaß gegeben zu haben.“ Gleichzeitig verband ich einen gekränkten Blick mit einer angemessenen Verbeugung, was den Herrn zu beruhigen schien.

„Unverdächtig!“ murmelte er vor sich hin; dann wandte er sich wieder zu dem Onkel. „Also nun die Hausjuchung, Herr Grimmer, so sehr ich eine solche Maßregel auch bedauere. Sie hätten durch ein Verständniß sich und uns die Sache sehr erleichtern können.“

Mein Onkel lachte in seiner lustigen Weise auf. „Wir sind uns darüber ja schon einig gewesen,“ sagte er. „Sehen Sie sich mein Häuschen nur an.“

Die Herren schritten zur Thür, während ich mich mit dem Gefühl großer Erleichterung dem Kaffeetisch näherte. Aber das Schicksal wollte es anders.

„Bitte, begleiten Sie uns!“ sagte der Herr mit der Brille zu mir, wobei er eine einladende Handbewegung machte.

„Wenn der Herr Rath erlauben,“ wagte ich schüchtern einzuwerfen, „ich habe noch keinen Kaffee getrunken.“

„Keine Umstände!“ schnitt mir der Gestrenge mit einem ungeduldrigen Aufstößen des Fußes das Wort ab. „Ich kann auf Ihre Begleitung nicht verzichten!“

Natürlich fügte ich mich, und wir begaben uns auf die Wanderung, welche im hintersten Kellerloch anfing und bis in die Dachspitze hineinging, wobei selbst-

redend keine Ecke des Thurmes unberücksichtigt blieb. Frau Argen machte, als die Reihe an ihr Zimmer kam, den Versuch, mit einer Kohlenschaukel thatsächlichen Widerstand zu leisten, und wurde nur durch das begütigende Zureden des Onkels einigermaßen beruhigt. Der Herr Rath inspicierte bei dieser ziemlich langwierigen Arbeit alle diejenigen Stellen, bei denen er sich nicht zu büden brauchte; der Unterbeamte, den er mitgebracht, mußte unter die Betten kriechen und in jeden Raum, der allenfalls eine Maus verbergen konnte, die Nase stecken.

Im Schlafzimmer des Onkels wurde die erste wichtige Entdeckung gemacht. An einem Riegel hing ein Anzug, unter dem sich eine Wasserpfütze gebildet hatte. Dabei lagen hochschäftige Seestiefel, bis über die Knöchel mit nassem Schlamm überzogen. Es knüpfte sich an diesen Fund ein besonderes Verhör, das der Onkel, wie ich zu meiner Beschämung gestehen muß, in unwürdiger Weise ins Lächerliche zog. Der Beamte stellte eine Menge Fragen, die Onkel Grimmer so boshaft wie möglich beantwortete. Schließlich konnte der Regenguß und der Koth gerade so gut von gestern wie aus der letzten Nacht herrühren, denn ich habe schon an mir selbst die Erfahrung gemacht, daß Dinge, welche an dieser Küste einmal naß werden, schwerlich noch einmal vollkommen trocken, und den Beamten war diese merkwürdige Thatsache gleichfalls nicht unbekannt. Was ich von diesem nassen Koth mehr wußte, verschwieg ich, denn gegen Blutsverwandte zu zeugen, ist schon nach dem Gesetze Niemand verpflichtet.

Endlich gelangten wir in die Bodenräume und natürlich auch in mein Zimmer. Meine Neugierde war jetzt ungefähr so hoch gestiegen wie meine Besorgniß, denn an der Wand, neben welcher das Bett stand, hatte ich nun zweimal die räthselhaften Geräusche gehört, welche,

wie ich wußte, zu den heimlichen Geschäften der letzten Nacht gehörten; je näher ich ihrer Lösung kam, desto größer wurde die Gefahr der Entdeckung.

Ich muß hier ein kurzes Wort über die Localität sagen. Das Haus hatte fünf Fenster in der Längsfront, im Giebel die Thür in der Mitte und jederseits ein weiteres Fenster. Dem entsprach die Eintheilung in zwei Zimmerschluchten, nach vorn deren drei, nach hinten zwei und die Küche. Eine Treppe zum oberen Stockwerk lag der Eingangsthür gegenüber am Ende des Flures und ließ neben sich nur noch eine kleine Thür frei, welche in den Thurm führte.

Oben gab es überhaupt nur zwei einander gegenüberliegende Zimmer in den Giebeln, das meinige über der Eingangsthür und ein anderes unbenußtes am Thurme, das sein kümmerliches Licht durch zwei schmale, hohe Glascheiben bezog, welche wegen der abgestumpften Thurmdecken in dieser Wand noch möglich waren. Zwischen beiden Zimmern wäre freier Bodenraum gewesen, wenn nicht eine ganze Reihe von Lattenverschlügen das schräg niederfallende Dach verdeckt hätte. Da die Giebelzimmer senkrechte Seitenwände hatten, so mußte jederseits gegen das schräge Dach ein Raum von dreieckigem Querschnitt übrig bleiben, und hier war ich an der Stelle, welche vielleicht zu einer Entdeckung führte.

Die Besichtigung seitens der Zollbeamten wurde oben wenn möglich noch peinlicher. Wo in den Lattenverschlügen Gerümpel lag, wurde es durchwühlt; in die Kohlenhaufen wurden Bretchen gelegt, und als wir endlich zu den bewußten Dachdecken kamen, mußten sogar Lichter herbeigeschafft werden, denn es war hier vollständig dunkel. Der Zugang fand nur durch einen der Lattenverschlüge statt, nicht vom freien Bodenraum her; man hatte dann eine längliche Diele vor sich,

von der aus sich der Dachwinkel ohne Abgrenzung bis an den gemauerten Giebel vertiefte.

Ich war den Beamten auf den Ferjen. Ein Licht in der Hand kroch ich in denjenigen Winkel hinein, der neben meinem Bette sich hinzog; aber diese Reugierde fand nicht die geringste Nahrung. Die Wände waren so kahl, daß sich nicht eine Maus hätte verbergen können. Als ich, wahrscheinlich mit dem Ausdruck der Enttäuschung auf dem Gesicht, zurückkehrte, begegnete ich einem Blicke des Onkels, der mir sagte, daß er meine Absicht durchschaut habe und sich über meinen Mißerfolg belustige.

Wir wären am Ende gewesen, aber über den Giebelstuben gab es feste Decken, darüber also noch zwei letzte Räume. Eine Leiter wurde herbeigeschleppt, und der Unterbeamte mußte hinauf, freilich nur, um nach wenigen Augenblicken mit der Auskunft zurückzukehren, daß nichts weiter als Staub dort oben zu finden sei.

Das Gesicht des Steuerrathes war im Laufe dieser Unternehmung, welche zwei Stunden in Anspruch nahm, immer verbissener geworden; nach dem letzten Mißerfolge schien es mir, als ob der Mann sich zu schämen begann. Gegenüber den sehr gereizten Verhörten, die er mit uns angestellt hatte, war deshalb auch der Abschied, den er endlich nahm, fast farblos. Er drückte ein flüchtiges Bedauern über die Störung aus und bemerkte, daß er sich nur auf bestimmte Angaben hin zu diejem Verfahren entschlossen habe. Mein Onkel jetzte Allem, was er seit dem Morgen überhaupt gesprochen, dadurch die Krone auf, daß er dem Beamten das nächste Mal mehr Glück wünschte, und darauf gieng die unwillkommene Gesellschaft davon, indem sie wahrscheinlich vor der Thür gerade so ein unchristliches Fluchen anfang, wie der Onkel drinnen vernehmen ließ.

Die gute Frau Argen hatte einen ausgezeichneten Kaffee frisch gebrant, aber er wollte mir, obgleich ich erst jetzt, nachdem die Aufregung zu Ende war, meinen nüchternen Zustand gewahr wurde, nicht recht schmecken. Ich kam über den Gewissensconflict nicht so leicht hinweg, denn ich habe ein ausgeprägtes Bewußtsein dessen, was als Beamter meine Pflicht ist, und hier war ich dabei thätig gewesen, die Obrigkeit zu täuschen. Andererseits aber sagte ich mir, daß nach den Ereignissen der Nacht und nach dem, was so eben geschehen, eine Auseinandersetzung mit dem Onkel nothwendig war, und ich fühlte einige Bangigkeit, ob ich mit meiner Einmischung in diese Dinge nicht seinen Unwillen erregt hätte. Ich hütete mich deshalb, das erste Wort zu nehmen, und würgte die Bissen hinunter, während der Capitän, nach seiner Gewohnheit die Hände in den Taschen, durch das Zimmer wanderte.

Das dauerte eine Viertelstunde, dann schien er einen Entschluß gefaßt zu haben. Er blieb mir gegenüber am Tische stehen, und es entspann sich zwischen uns folgende sonderbare Unterhaltung.

„Ich habe noch gar nicht gefragt, mein Junge, wie viel Einkommen du eigentlich hast,“ sagte er zu meinem gerechten Erstaunen, denn auf diese Einleitung war ich nicht gefaßt.

Ich nannte also mein bescheidenes Gehalt, aber ich sagte das in einem Tone, als wäre ich gar nicht im Stande, das schwere Geld durchzubringen. Bei einem Erbonkel muß man so vorsichtig sein, sich nicht für hülfbedürftig zu halten. In dessen die Zahl sprach nun einmal für sich selbst, und der Alte schüttelte den Kopf.

„Verdammt wenig!“ sagte er. „Nicht einmal die Ehrlichkeit wird damit bezahlt! Hast du keine Lust zu heiraten, Junge?“ Wenn ich schon nicht wußte, was mein Einkommen mit der Hausführung von

vorher zu thun hatte, so wurde mir diese Frage noch viel räthselhafter. Ich mußte mich von meiner Ueberraschung erholen, bevor ich antworten konnte:

„Das hat keine Eile, lieber Onkel! Wenn ich mir durch Dienstfeier und Pflichttreue erst ein höheres Gehalt erworben habe, kann ich vielleicht daran denken. Haben Sie eine passende Partie für mich?“ versuchte ich zu scherzen.

Aber dem Alten war nicht zum Späßen zu Muth. Er überhörte meine Frage und machte einen Gang durch das Zimmer; dann blieb er wieder bei dem Tische stehen und sagte:

„Gefällt's dir bei mir, Junge?“

„Außerordentlich, bester Onkel!“ beeilte ich mich zu betheuern.

„Ein Bißchen langweilig hier,“ fuhr er fort; „kein rechter Umgang! Auch die Gegend ist höchstens für so einen alten Seebären zu brauchen, wie ich bin. Junges Blut will bessere Unterhaltung haben.“

Mir wurde ganz bange; dieser Anfang, dachte ich, wird damit enden, daß er mich nach Hause schickt; ich werde unbehaglich.

„Aber lieber Onkel,“ antwortete ich ziemlich kleinlaut, „haben Sie mich denn schon klagen hören? Ich bin mit tausend Freunden zu Ihnen gekommen, erhole mich gründlich, unterhalte mich auf das beste und habe Sie von Herzen lieb gewonnen, obgleich wir uns kaum acht Tage kennen. Sie machen sich keinen Begriff davon, bester Onkel, wie einem einsamen, unbedeutenden Menschen ums Herz ist, wenn er bei seinem einzigen lebenden Verwandten eine so freundliche Aufnahme findet. Das macht wieder für viele Jahre Muth!“

„Brav, mein Junge, freut mich!“ sagte der Alte, indem er mir die Hand über den Tisch reichte. „Du willst also bleiben?“

„Wenn Sie mich noch ein paar Tage leiden wollen?“

„Unsinn, ein paar Tage! So lange dir der alte Murrkopf nicht unausstehlich wird!“

Damit nickte er mir zu, und weil ihm wohl ein Bißchen weich um das Herz geworden war, machte er sich von Neuem auf den Weg die Stube entlang. Ich war aufrichtig gerührt über diesen unerwarteten Herzenserguß und eben im Begriff, mit frischem Muth an eine Entschuldigung meiner nächtlichen Einmischung zu gehen, als der Alte wieder stehen blieb und mit einem ganz neuen Gedanken begann.

„Kannst du einen Riemen gebrauchen?“

„Einen Riemen?“ fragte ich, auf das höchste erstant.

„Na, nenne es meinewegen ein Bootsrunder, wenn es auch ein Unsinn ist. Hast du schon im Boot gefessen?“ erklärte er sich deutlicher.

„Ich erinnere mich aus meiner Kindheit her —“ wollte ich meine Bekenntnisse anfangen, aber Onkel Grimmer unterbrach mich mit seinem lustigen Lachen und sagte: „Laß nur, mein Junge; das ist lange her! Hast du zu einer kleinen Fahrt Lust?“

„Sehr gern, Onkel,“ sagte ich, „wenn dabei auf meine thätige Mitwirkung nicht gerechnet wird.“

„Der Teufel auch!“ meinte er, „wer kann das vorherjagen! Aber es soll dir nicht mehr zugetraut werden, als du leisten kannst!“

„Dann bin ich mit Vergnügen von der Partie!“ entschied ich mich, freilich ohne zu ahnen, in welches Meer von Leichtsinne ich mich damit stürzen sollte.

Unsere Unterhaltung war für diesmal zu Ende. „Wir sprechen noch weiter darüber!“ meinte der Onkel noch, und dann ließ er mich mit meinem Kaffeefrühstück allein, das mir jetzt ausgezeichnet mundete.

* * *

Obgleich ich nicht den Anspruch erhebe, ein Mann von Geist zu sein, habe ich doch eine starke Abneigung gegen das Wetter als Gesprächsthema. Die Begriffe „schön“ und „schlecht“ sind nämlich, obgleich sie am häufigsten gebraucht werden, gar keine positiven Eigenschaften des Wetters, sondern sie werden von der Zweckmäßigkeit bestimmt, und dieser Gesichtspunkt ist bei jedem Menschen ein anderer. Dasselbe Wetter hat also in unserer Werthschätzung alle Zwischenstufen vom schönsten bis zum schlechtesten zu passiren, ohne daß sich ein Wölkchen zu verschieben braucht, und Jeder hat von seinem Standpunkte aus Recht — nur, wie ich eben sehe, ich nicht, denn ich bin schon wider Willen in das Fahrwasser dieser alltäglichen Thorheit gerathen.

Und doch werden wir nicht darüber hinwegkommen; denn wie das Wetter wirklich ein bestimmender Factor im Leben der Menschen ist, so wird dieser Gesichtspunkt geradezu absorbirend für einen kleinen, furchtamen Beamten aus dem Binnenlande, der seine erste Bootsfahrt auf offenem Meere machen soll, während er den Wind heulen und die Wogen branden hört.

Als ich nach dem Frühstück ins Freie hinaustrat, gewann dies Naturschauspiel, das schon sonst das Interesse der Neuheit für mich gehabt hatte, bedeutend an Reiz insofern, als ich mit der Phantasie die Situationen mir ausmalte, in welche ein kleines Boot bei solchem Wetter gerathen könnte, wobei ich nicht vergaß, im Interesse des Gleichgewichtes von den Zinassen die halzbrechendsten Capriolen ausführen zu lassen. Ich dachte mir nämlich in meinem Unverstande, daß man als seelkundiger Mensch im Stande sei, durch geschickte Vertheilung und Verschiebung des Gewichtes den Kampf mit der Wogengewalt erfolgreich zu bestehen.

Es war seit gestern keine wesentliche

Veränderung eingetreten; nur der Wind wehte weniger heftig und die mit reißender Schnelligkeit gegen den Strand strömende Flut ging in minder hoher Brandung.

Als ich den ersten Blick auf das Gewässer zu meinen Füßen warf, sah ich jedoch eine wirkliche Veränderung in der Scenerie, nämlich dicht am Strande eines jener Tjalkschiffe, die man häufig an dieser Küste sieht, auf den Wellen tanzend und bemüht, sich vom Ufer so weit frei zu machen, bis es den Wind zum Hinauskreuzen lassen konnte. Zwei Männer hatten den Anker aus dem Grunde geholt und machten ihn fest; ein Boot mit drei anderen Männern, durch eine Trosse mit dem Schiffe verbunden, schwamm weiter draußen auf den Wellen, und indem die Leute sich mit Anstrengung aller Kräfte in die Riemen legten (man sieht, ich bin in Bezug auf Seetechnik für Belehrung nicht unzugänglich!), versuchten sie, gegen Wind, Wellen und Strom das Schiff hinauszuschleppen.

Ich sah diesem Schauspiel mit doppeltem Interesse zu; einmal, weil es immer die Erwartung spannt, wenn ungleiche Kräfte sich messen und die Sympathie des Zuschauers sofort bei dem Schwächeren ist, und sodann hatte ich zu der Annahme einigen Grund, dies Fahrzeug könnte zu den Ereignissen der letzten Nacht in enger Beziehung stehen. Nebenbei war es in Ansehung dessen, was wir bevorstand, lehrreich zu beobachten, wie sich die Wellen gegen ein unschuldiges Boot benahmen, und wenn ich auch constatiren mußte, daß die Menschen darin mit dem Leben davontamen, so war der Anblick für meinen noch unerprobten Seemuth doch kein aufseiterender.

Es dauerte auch nicht lange, so gab man den erfolglosen Versuch auf. Nachdem sich die Leute durch Geschrei verständigt hatten, raffelte der Anker wieder

in die Tiefe und das Boot kehrte zurück. Mit besonderer Spannung beobachtete ich den Moment des Anbordspringens der Insassen, weil ich mir dies bei unruhigem Wasser besonders schwer vorstellte, und obgleich das Experiment dreimal mit Erfolg gemacht wurde und von Leuten, welche dieser Aufgabe doch durch langjährige Uebung gewachsen waren, so fand ich das Schauspiel nichts weniger als ermuttigend.

Im Uebrigen war mir die Anwesenheit dieses Fahrzeuges, von dem gestern Abend noch keine Spur sichtbar war und das heute in der Frühe schon wieder das Weite suchen wollte, durchaus nicht verwunderlich; was mir der alte Capitän verheimlichte, wußte ich mir nun schon selbst zusammenzureimen, und so zog ich denn auch nicht in Zweifel, daß das Schiff bereits vor meinem Onkel den Besuch der Steuerbeamten bekommen hatte. Daß diese letzteren auch jetzt noch von dem Schiffe Notiz nahmen, bewies mir eine Gestalt, welche sich auf der äußersten rechten Landspitze der Bucht dunkel gegen den Horizont abhob und, nach einem Gegenstande zu urtheilen, auf den sie beide Hände stützte, nichts Anderes als einer der patrouillirenden Grünröcke war.

Daß während des Mittagessens von der Bootfahrt nicht wieder gesprochen wurde, beruhigte mich. Der Onkel stopfte sich nach Tisch eine Kalkpfeife voll jenes langgeschneittenen Tabaks, der mir, ohne daß ich ihn jemals geraucht habe, entsetzliche Beschwerden verursacht; und als er darauf seinen zerlesenen Band über Nordpolarreisen hervorfuhrte — die einzige Lectüre, welche er sich gestattete —, ergriff ich vor der Rauchtatmosphäre die Flucht und ging zu dem Schulzen Matthias.

In dem Besuchszimmer links ging es geräuschvoll her. Ich hörte die Stimme des Müllers Treugott herauschallen, und weil die Anwesenheit dieses heimlichen

Feindes nichts Gutes bedeuten konnte, so versprach ich mir von meiner Dazwischenkunft ein Ende des Streites, klopfte flüchtig an die Thür und trat ein, ohne mich erst einladen zu lassen.

Die beiden Männer standen sich gegenüber wie ein paar Kampfhähne; Treugott schrie und gesticulirte so ungeschlacht wie möglich, der Schulze verhielt sich maßvoller, aber ich sah doch, daß ihm die Stirnadern geschwollen waren. Ich kam dazwischen wie ein Maß Del auf ein stürmendes Gewässer. Augenblickliche Stille trat ein, dann zogen sie mich in das Zimmer und der Müller erzählte mir die haarsträubende Geschichte, jeden Augenblick von einem Einwurf des alten Matthias unterbrochen. Da sich an diese Zwischenreden stets eine längere Debatte knüpfte, war ich ein paar Male genöthigt, an die Fortsetzung der Erzählung zu erinnern.

Ein Huhn des Müllers, wie er sagte, eine besonders rare Art, war durch ein Loch im Grenzzaun in den Hof des Nebengrundstückes geschlüpft; der Hund des Schulzen hatte es so lange gejagt, bis es in seiner Angst den Zaun überflog; aber die Erzhöpfung war zu groß gewesen: drüben hatte ein Herzschlag dem jungen Leben ein Ende gemacht.

Das war Alles, und nur die hartnäckige Rechtsanschauung zweier Banern konnte aus dieser Sache eine Haupt- und Staatsaction machen. Treugott verlangte auf der Stelle Entschädigung, der Schulze verweigerte sie, weil auf seinem Hofe kein fremdes Huhn etwas zu suchen habe. Jeder wollte von mir sein Recht anerkannt haben, und da ich die Befehgebung dieses Landestheiles aus meiner Dienstpraxis her nicht kannte, so versuchte ich einstweilen zu befänstigen. Die beiden Gegner waren jedoch schon weiter gekommen, wie ich gleich zu hören bekam; meine Dazwischenkunft hatte nur eine

Wiederholung zur Folge gehabt. Der Müller bestätigte, indem er mich zum Zeugen aufrief, die Kündigung der Hypothek und erklärte dem Vater Dorotheens, daß er seinem Sohne unterjagt habe, sich mit einem Bettelmädchen zu befassen; der Schulze meinte, der Berliner hätte sich nun wohl genug Körbe geholt; die Trauben müßten ja wohl sauer sein.

So dauerte der Wortstreit wohl zehn Minuten lang; Treugott gab eine fernige Abfertigung, ergriff die Thür, um mit Ecclat abzugehen, bekam noch eine treffende Antwort mit auf den Weg, lehrte noch einmal um, seinen letzten Trumpf auszuspielen, und schließlich spielte die Sache zwischen Thür und Angel hin und her, bis mir sanftmüthigem Menschen die Geduld riß. Ich drückte hinter der letzten Redewendung des Müllers die Thür in das Schloß und schob den Riegel vor. Von draußen erfolgte noch ein Versuch, zu öffnen, und als dieser in Folge meiner Vorsichtsmaßregel mißlang, wurde etwas geschrien, was ich nicht verstand, denn ich hatte eben angefangen, dem alten Matthies meine Entrüstung über die Scene auszudrücken. Aber wir waren noch nicht zu Ende, denn von der Straße her drohte der Müller nochmals durch die Scheiben herein, und es schien mir, als ob der Blick, welcher diese Geste der Faust begleitete, mich suchte.

Mit dem alten Manne war für jetzt nichts mehr anzufangen, er hatte sich einmal zu einer Gemüthsregung fortreißen lassen, die zunächst ihr Recht behauptete; Vernunftgründe verklingen nicht, und ein harmloses Gespräch über ein anderes Thema fand kein Ohr. Es war mir ganz recht, daß sich Dorothea nicht blicken ließ, denn in meiner mißglückten Vermittlerrolle hätte ich keinen Staat gemacht. Ich ging also bald wieder, hütete mich aber, in das Bereich der Fenster des Müllerhauses zu kommen, denn ich

hatte ein instinctives Gefühl, als ob dort irgend eine heimtückische That auf mich lauerte.

Zu Hanje erzählte ich dem Onkel die Geschichte, und aus seiner Antwort konnte ich entnehmen, daß er auf den Müller sehr schlecht zu sprechen war. Bisher hatte ich von dieser Abneigung nichts Sonderliches merken können; die beiden Männer verkehrten auf leidlich gutem Fuße mit einander, wenn auch von einer Freundschaft dabei keine Rede war. Aber meine Schilderung dieses Austrittes empörte den Onkel, und es machte mir besondere Freude, als er ohne jede Anregung meinerseits seine Bereitwilligkeit ausdrückte, dem Schulzen in der Geldangelegenheit aus der Noth zu helfen, wenn sich sonst Niemand fände.

Inzwischen rückte der Abend heran und der Wind frischte auf, wie es häufig bei einbrechender Dunkelheit geschieht. Die Ebbe war verlaufen und in einer halben Stunde mußte die Flut einsetzen; wenn die Stärke des Windes zunahm, durften wir wieder einer geräuschvollen Nacht entgegengehen. Auch die Wolken verdichteten sich, und einige Male waren schon kurze, heftige Regenschauer gefallen. Den Vergnügungsvreisenden kann ich aus Ueberzeugung Gegend und Klima nicht empfehlen.

Wir mußten wegen der frühen Dunkelheit um neun Uhr eine Lampe anzünden und saßen in gemüthlichster Stimmung am Tische; der Onkel war von einer so liebenswürdigen Herzlichkeit gegen mich, wie ich ihn nur an diesem Tage kennen gelernt hatte.

„Machen Sie uns einen steifen Grog, Alte,“ sagte er, als Frau Argen die Kiste des Abendessens hinaustrug. Ich wollte für meinen Antheil um einen größeren Wasserzusatz bitten, aber der Capitän legte dagegen Verwahrung ein.

„Laß nur, mein Junge, zum Ausschla-

fen wirst du hoffentlich noch kommen," sagte er, und ich fand nichts Außergewöhnliches darin, denn ich hoffte bereits in einer halben Stunde meine Veräumniß aus der vergangenen Nacht nachzuholen.

Als der Grog kam, kostete ich und fand ihn entsetzlich, während der Onkel beifällig dazu nickte; aber ich hatte in den wenigen Tagen meines Hierseins doch schon so viel Ueberwindung gelernt, um einen herzhaften Schluck zu nehmen und, obgleich mir der Athem ausblieb, heuchlerisch zu schwagen.

"Das bekommt!" sagte der Alte und ging hinaus. Mir fuhr der Gedanke durch den Kopf, daß ich dies Alleinsein benutzen könnte, einen heimlichen Wasserzusaß zu machen, aber weil mir noch zur rechten Zeit einfiel, daß ich damit nur eine Verlängerung der Qual und keine Verminderung des Spiritusgenusses erreichte, unterließ ich es.

Nach einer Weile kam Grimmer wieder, im Arme ein paar jener häßlichen Delröcke, mit denen sich die Fischer bei schlechtem Wetter bekleiden.

"Das kennst du noch nicht," sagte er schmunzelnd.

"Doch, Onkel!" behauptete ich. "Gesehen wenigstens; mag bei Regenwetter ganz praktisch sein."

Der Alte nickte. "Probit mal!" meinte er, und da er seinen Spaß daran hatte, ging ich bereitwillig darauf ein und schlüpfte in einen der widerspenstigen Röcke. Ich sah ohne Zweifel so aus wie ein Estimo in Sommergarderobe, denn der Onkel lachte laut auf und sagte: "Vielleicht paßt der andere besser!"

Ich fuhr also aus diesem Labyrinth wieder heraus und in ein anderes hinein, dessen Ärmel zusammenklebten und mit dem Krachen gespaltenen Holzes aus einander brachen, und dabei dachte ich, ob der Alte etwa die sonderbare Marotte hätte, mir für weinen von Kohlenrauch

erfüllten Wohnort ein solches Kleidungsstück zum Geschenk zu machen. Der zweite Rock paßte ein wenig besser zu meiner unbedeutenden Figur, besonders, wenn ich die Ärmel um ein Ansehnliches zurückschlug, um überhaupt meiner Hände ansichtig zu werden, und wenn am unteren Saum ein halber bis ein ganzer Fuß aufgenäht wurde.

Als sich der Capitän an mir satt gesehen hatte, durfte ich mich wieder zum anständigen Menschen machen, und wir setzten uns an den Tisch, als ob nichts vorgefallen wäre. Alte Leute haben manchmal wunderliche Einfälle, dachte ich bei mir; wenn sie so harmlos bleiben wie dieser, kann man sie ertragen.

Nach einer Viertelstunde kam Frau Argen herein und fragte, ob noch etwas gefällig wäre.

"Alles in Ordnung?" erwiderte der Onkel die Frage mit einer anderen.

Die alte Frau nickte stumm.

"Dann machen Sie noch zwei Steife," sagte der Capitän, wogegen ich aber für meinen Antheil auf das heftigste protestirte; denn ich merkte schon nach dem ersten Glase, daß eine unnatürliche Schwachhaftigkeit sich meiner bemächtigte.

"Kann nicht schaden!" wollte zwar der Onkel noch zureden, aber ich blieb diesmal hartnäckig und drohte mit Ausreißen. Es kam also nur noch ein Glas, bei dessen Anblick mich schauderte, und der Onkel trank es in langsamen, aber ansehnlichen Zügen leer.

Darüber war wieder eine Viertelstunde vergangen, und ich war bereits zu der Ueberzeugung gelangt, daß es meine Zeit sei, zu Bett zu gehen. Als Grimmer sich anschickte, seinen letzten Schluck zu nehmen, klopfte es gegen die Stubenthür, so daß ich zusammenschreckte.

"Herein!" brummte der Onkel, der mit dem Rücken gegen die Thür saß, ohne sich umzuwenden.

Eine Figur trat ein, mit der ich vor Kurzem einige Aehnlichkeit gehabt hatte: ein Mann im schlotternden Regenmantel, auf dem Kopfe einen Deltut mit tief hängender Krempe, den er langsam herunterzog.

„Guten Abend zusammen!“ sagte der Mann. Ich erkannte einen Fischer des Dorfes, mit dem ich schon gelegentlich ein paar Worte gewechselt hatte.

Wir erwiderten den Gruß, und der Onkel sagte:

„Nun, Mordhorst?“

„Hm!“ machte der Mann, aber diesen Räuspern folgte nichts weiter als eine Schwentung mit dem Hute, aus der ich nichts herauslesen konnte.

„Alles in Ordnung? die Burtschen zusammen?“ fragte der Capitän weiter.

„Hm!“ war die Antwort, wiederum von der Hutbewegung begleitet.

„Wir kommen, Mordhorst!“ schloß Onkel Grimmer, indem er den Rest seines Glases trank, worauf der Mann mit einem Kopfnicken sich wieder zur Thür hinaus-schob.

Ich war ein wenig überrascht von dieser mir unverständlichen Unterhaltung und muß den Onkel wohl nicht mit dem klügsten Gesicht angesehen haben; denn er verzog das seinige zu einem behaglichen Lächeln und sagte: „Du hast mir versprochen, eine Bootsfahrt mitzumachen, Junge. So zieh deinen Detrock an und nimm dir einen alten Filzhut von mir; das Boot wartet.“

* * *

Ich war vollkommen sprachlos. In dem Augenblicke, in dem ich zu Bette gehen wollte, wurde mir diese Bootsfahrt zudictirt, als sei es auf die angenehmste Ueberraschung abgesehen. Mein erster Blick fiel auf die Wanduhr: sie zeigte ein halb nach zehn; der zweite

auf die Fenster, gegen welche der Sturm eine Wolke von Regen peitschte, daß sie klirrten.

Der Onkel sah mich an und ich sah ihn wieder an. Ich glaubte zu bemerken, daß in seinem Lächeln etwas wie Bosheit lag, und da gab es in meinem Inneren einen plötzlichen Ruck. „Er soll keine Ursache haben, mich zu verhöhnen!“ sagte ich mir, und wie ich später die Sache überlegte, hat wohl nur der ungewohnt starke Grog mir den Muth dazu gegeben, denn eigentlich hatte ich ein Gefühl wie Frost. Ich besann mich jedoch auf ein Gesicht, das meine Gefühle vollkommen verbarg, und sagte, indem ich nach dem einen der Regenröcke griff:

„Wenn Sie erlauben, Onkel, nehme ich diesen hier; er ist ein wenig enger und kürzer als der andere.“

Ich erzielte einen großartigen Erfolg mit dieser Kaltblütigkeit. Mein Onkel war es diesmal, der das überraschte Gesicht machte; erst allmählich wurde der Ausdruck vergnügter Befriedigung daraus. „Recht so!“ meinte er mit einem kurzen Kopfnicken, worauf er zu dem zweiten Detrock griff. Auf dem Vorflur verjahren wir uns mit Hüten, dann ging es in die Nacht hinaus.

Die Finsterniß war zunächst undurchdringlich, der Himmel so schwarz wie ein Kohlenack, und da ich mich auf die unbequeme Hülle, unter der mir heiß wurde, noch nicht verstand, so suchte ich meinen Weg hinter dem Onkel her tapfend und unsicher. Der Regen klapperte hörbar gegen meine Außenseite, und weil sich von der Hutmrempen bereits nach zwanzig Schritten eine Traufe und um eine Minute weiter schon eine Gasse bildete, welche auf meiner Nasenspitze sich zur Cascade entwickeln wollte, so schlug ich die Hutränder nieder, womit ich vernuthlich einem Fliegenpilze leidlich ähnlich sah.

Es ging einen schlüpfrigen Fußsteig hinauf bis zur Krone des Deiches; der Wind faßte uns, und ich hatte Mühe, den Abhang nicht wieder hinunterzurollen; das Brausen des Meeres lag in der Tiefe vor mir, und ich war nicht mehr im Stande, auch nur den kleinsten Rest von Muth aufzutreiben. Aber die Scham überwog; umzukehren wäre mein moralischer Tod gewesen.

Nun ging es wieder abwärts gerade in das Tojen der Elemente hinein; salzige Tropfen schlugen mir in das Gesicht, und ich schritt vorwärts mit dem Gefühl eines Menschen, der mit verbundenen Augen einem Abgrunde entgegengeht. Jetzt hörte ich Stimmen: wir waren an Ort und Stelle! Mein Auge, das sich allmählich an die Dunkelheit gewöhnt, unterschied einen schwarzen Körper, der mit den Wellen der Brandung auf und nieder schwankte; von dort rührten die Stimmen her.

„Nun durch, mein Junge!“ sagte der Onkel mit halber Stimme zu mir. „Mit den Bösen muß man heulen!“ Und dabei stieg er in das Wasser hinein und ich mit einem ganz unbeschreiblichen Gefühl hinter ihm drein. Ich watete; die Wellen schlugen über meine Kniee hinauf. Jetzt waren wir am Boote. Mit einem leichten Sprunge befand sich mein fünf- undfünfzigjähriger Onkel drinnen, worauf ich Bierunddreißigjähriger mit der Gewandtheit eines jungen Hundes hinterdreinkletterte. Ich plumpete zwischen eine Gruppe von Gestalten und bekam eine Bank unter den Körper; aber links und rechts stieß ich gegen Riemen, und da ich aus Erfahrung wußte, daß sie in der Bewegung noch störender sein konnten, kroch ich zwischen den Menschen hindurch über die Bänke weg, bis ich die Spitze des Bootes vor mir hatte. Ich klemmte mich hinein, zusammengelauret, das Gesicht gegen das Fahrzeug gelehrt.

„Alles in Ordnung?“ hörte ich von der anderen Seite her, also vernuthlich vom Steuer aus, meinen Onkel halbblaut fragen, und da keine Antwort kam, commandirte er: „Also vorwärts!“

Die Riemen tauchten in das Wasser, und der erste unsichere Schlag überschüttete mich mit einer nassen Flut, die ich indessen sehr gering achtete, denn ich saß da, mit beiden Händen an den Bord geklammert und mit dem Bewußtsein, daß der nächste Augenblick mein letzter sein würde. Vor meinem inneren Blick ging es wie eine Vision vorüber: die warme Schreibstube daheim mit dem strengen Geruch der Acten, der Kuhstall aus dem Feriendorfe; die Reue, wie oft ich über mein Sklavenbafsein gemurrt, und der Gedanke, wie friedlich es sich doch mit vierhundert Thalern jährlich in sicheren monatlichen Raten leben läßt.

Mir war ganz weich geworden; ich fühlte, daß ich auf dem Wege des Verbrechens sei, ich, der Beamte mit dem unbefleckten Gewissen und dem anerkannten Pflichtgefühl! Dann dachte ich an den Tod, an den schlechten Geschmack des Salzwassers, das ich auf den Lippen fühlte, und an — —

Ich bückte mich etwas zu spät; eine Welle war über meinen Kopf und Rücken hinweggegangen und plätscherte nun um meine Füße. Ich hörte ein tiefes Lachen vor mir und eine halblaute Stimme sagte hinzu: „Wird nicht die letzte sein!“

Das machte mich wieder Muth; ich wollte beliebig viele dieser Wellen über mich weggehen lassen, vorausgesetzt, daß keine davon die letzte war.

Ich redete schon den Kopf, nun mich umzublicken, denn ich begann mich an die schrecklichen Bewegungen des Bootes zu gewöhnen. Was ich sah, war nicht ermuthigend: ein Bild, dunkelgrau in Schwarz und darüber ein bleisarbener Schimmer am Himmel. Ringsum tobte

ein verwirrendes Gewimmel der Gewässer, lauter tanzende Wasserzungen, alle gegen das Boot ansetzend, drüber hinausfahrend, daß ich mich in einem Augenblicke dreimal bückte, und immer die Erwartung täuschend. Das Fahrzeug flog wie ein Ball auf den Wellen umher, und ich, der ich wie ein Keil darin saß, theilte genau sein Schicksal.

Wir nahmen eine zweite Welle über, das heißt: ich allein nahm sie über mich, und die Anderen begnügten sich damit, in den Ueberresten ihre Stiefel anzufeuchten. Ich fand schon etwas wie eine humoristische Regung bei diesen kleinen Zwischenfällen; so ein Detrock ist doch nicht übel, sagte ich zu mir selber, denn ich fühlte mich warm und trocken darunter, abgesehen davon, daß nach dem Wateu durch das Wasser meine Stiefel noch bis an den Rand gefüllt waren.

„Du kannst mal ein Bißchen ausschöpfen, Junge. Gebt ihm eine Schaufel hinüber!“ hörte ich die gedämpfte Stimme meines Onkels sagen.

Ich begriff zwar nicht, was damit zu thun sei, aber es wurde mir ein Gegenstand in die Hände gedrückt, dessen Benutzung ich durch Tasten errieth. Ich bückte mich und stieß mit der Stirn gegen die nächste Ruderbank. Es kam mir lächerlich vor, auf den Schmerz zu achten; ich zog den Hut tiefer in das Gesicht und wühlte in dem Wasser. Eine erschreckende Flut spülte uns schon um die Füße; offenbar hing unser Aller Rettung von meiner Thätigkeit ab. Die ersten beiden Schaufeln schüttete ich mir über den Körper, von der dritten an ging es schon besser. Nach einer Minute rann mir der Schweiß über den Rücken, aber ich schöpfte mit unermüddlicher Beharrlichkeit, und das Wasser verschwand bis auf einen Rest, dessen ich mit meinem Instrument nicht habhaft werden konnte. Endlich durfte ich verschmausen: wir waren für das Erste ge-

rettet, sagte ich mir mit einem Gefühl des Stolzes.

Es war so still im Boote, als wäre es ein Todtenschiff; die Riemen kreischten nicht einmal in den Dollen, denn man hatte sie umwickelt, und das Geräusch der schwer arbeitenden Männer verschlang das Brausen des Meeres.

Ich wußte nichts von der Zeit, die während dieser unheimlichen Fahrt verrann; aus der Richtung, die wir verfolgten, glaubte ich errathen zu können, daß wir in die offene See hinaushielten, und da das Auge nirgends auf einen Punkt traf, der in den rastlos arbeitenden Gewässern wie unverrückbares Land ausgehen hätte, so schloß ich, daß die Landspitzen der Edwardener Einbuchtung längst hinter uns lagen. Mein Muth hatte sich allmählich an dem Gleichmuth der Uebrigen ausgerichtet; die Gefahr war für mich nicht größer als für meine stumme Gesellschaft; wenn sie es leicht nahmen, hatte auch ich nicht nöthig, in jedem Augenblick an das Ende zu denken. Ich wurde sogar schon neugierig darauf, was der Zweck dieser sonderbaren Fahrt sein würde und welche Abenteuer uns noch bevorstanden, und wenn nicht eine übergenommene Welle mich veranlaßte, zu meinem Schöpfzeug zu greifen, besiel mich in Augenblicken der Unthätigkeit schon eine Regung von Ungeduld.

„Nehmt mal die Riemen hoch, Männer!“ hörte ich wieder von der anderen Spitze des Bootes her die Stimme meines Onkels. „Wir müssen bald am Plage sein!“

Ich konnte wirklich noch erstaunen. In dieser Umgebung von tanzenden Wellenkämmen beging der Alte die Lächerlichkeit, von einem „Plage“ zu sprechen, als ob es ein Stiefmütterchenbeet hier gab, um welches vier Bäume stehen oder eine Urne mit Inskription auf dem Sandsteinsockel! Die Riemen blieben also in

der Schweben, und die nächste Folge war, daß eine Welle von noch nicht dagewesener Größe mich auf einige Augenblicke unter sich begrub. Aber die Anderen kümmerten sich nicht weiter darum, auch nicht, als unmittelbar darauf eine zweite Welle folgte und mich eindringlich an meine Pflicht mahnte.

Während ich, den Kopf unter der nächsten Ruderbank, im Wasser wühlte, hörte ich den einen der Männer sagen: „Verdammt schwer, hier etwas zu sehen, Capitän; ich denke, wir sind über Land hinaus!“

„Ahm!“ machte der Alte. „Aber ich sehe noch nichts! Wie ist es mit dem Strom?“

Ein Paar beugten sich über Bord, um sich zu überzeugen, wohin das Wasser trieb, aber das Licht reichte nicht aus, eine bestimmte Wahrnehmung zu machen.

„Ich denke, wir werden ungefähr Mitternacht und höchste Flut haben,“ sagte wieder Einer, während ich alle Kräfte anstrengte, mich der einschlagenden Wassermassen zu erwehren.

„Na, dann vorwärts an die Riemen!“ entschied der Capitän. „Und wenn du mit deinem Schöpfen zu Ende bist, kannst du mir helfen, nach vorn auszufahren!“

Ich bezog diese letzte Bemerkung auf mich und sagte: „Zawohl, Onkel!“ Als sich die Männer wieder in die Riemen legten, hörte meine schwere Bedrängniß auf; ich hatte das Boot, das starke Fahrt machte, in wenigen Minuten leer geschöpft und stellte dann Versuche an, mich umzuwenden. Das verbesserte meine Lage durchaus nicht; denn während ich bisher in dem Spitzwinkel des Bootes wie ein Keil eingeklemmt gefessen, mußte ich nun bei voller Frontveränderung mich mit einer bescheidenen Ecke der letzten Ruderbank, auf welcher schon ein arbeitender Mann saß, begnügen und die Füße gegen eine Querkleiste am Boden stemmen, ohne

dadurch diejenige Stabilität zu erlangen, die allein nach meiner Ansicht mich vor unglücklichen Zufälligkeiten bewahren konnte. Gleichwohl war ich schon so weit an die Gefahr meiner Lage gewöhnt, daß ich weitere Sicherheitsmaßregeln verschmähte und mit Anstrengung die Wasserwüste vor mir absuchte.

Der Onkel hätte nicht gut einen Ungeheueren dazu wählen können, denn meine Augen hatten noch nicht die Gewohnheit angenommen, im Dunkel zu sehen, auch machte die unaufhörliche, regellose Bewegung, das Durcheinanderwimmeln unzähliger werdender und verschwindender Gestalten einen Eindruck auf mich, wie ich ihn bisher nur in Erdarbeiten kennen gelernt hatte und zwar insofern zu reichlichen Genußes von starkem Grog. Ich mußte zeitweise die Augen schließen, um überhaupt noch zu sehen.

Jetzt strömte ein Regenguß nieder, und auf Minuten legte sich auf Alles um mich her ein Schleier. Die Dunkelheit überzog sich mit einem lichteren Grau, aber der Blick reichte nicht über den engsten Kreis hinaus. Ich hörte halblaute Flüche aus dem Boote, und obgleich mir diese unchristliche Unsitte auf das äußerste verhaßt ist, fühlte ich mich doch stark versucht, einzustimmen; ich war innerlich so rabiat geworden über dies trostlose Vergnügen, daß ich ein ordentliches Verlangen hatte, irgend etwas Unnatürliches zu begehen.

In dem Augenblicke, als die Wolke vorüber war und ich mich anschickte, wieder mit Fleiß auszufahren, sagte der Onkel: „Halt da! Ein Licht voraus!“

Die Riemen ruhten im Moment und die Männer wandten sich wie auf Commando um; ich selbst suchte verzweiflungsvoll nach dem Lichtpunkte, der mir entgangen war. Ich hätte nicht nöthig gehabt, mich zu schämen, denn wie ich so gleich erfuhr, war das Finden nicht leicht.

Der Horizont war ringsum und ringsum auch das Gewimmel der Wellen; ein leuchtender Gegenstand in dieser Kreislinie konnte nur für Augenblicke sichtbar werden, um sofort wieder hinter bedeckenden Wellen zu verschwinden. Ich merkte die Schwierigkeit daran, daß jeder der Männer, welcher das Licht sah, es durch einen Ausruf anzeigte, und diese Rufe folgten einander nur vereinzelt und in längeren Pausen.

Endlich war auch mir das Glück günstig; ein Blinken sah ich vor den Augen, aber es war wie ein einsfallender Stern, den im nächsten Augenblicke der Raumm verschlingt. Ich machte gerade so unwillkürlich meinen Ausruf wie jeder Andere und wartete in fieberhafter Spannung auf die Wiederkehr.

„Vorwärts, Leute!“ rief der Onkel. „Wir müssen vorläufig darauf los! Nur im letzten Nothfall nehmen wir eine Rakete!“ Und die Riemen tanzten in das Wasser.

Allmählich wurden die Augenblicke, in denen sich das Licht über dem Wasser zeigte, häufiger und länger; wir hatten es Alle gesehen und konnten es schon trotz der Unterbrechungen mit den Augen verfolgen. Daraus mußte geschlossen werden, daß wir uns der Lichtquelle schnell näherten, obgleich unser Boot weit nach rechts abhielt. Ich war durch diese Erscheinung so völlig in Anspruch genommen, daß ich an mein Amt als Wassers schöpfer erinnert werden mußte, wenn eine Welle in das Boot schlug; mein eigener Zustand war mir so gleichgültig geworden, daß ich für mich kaum noch vorhanden war.

Nun verschwand das Licht überhanpt nicht mehr, und aus seinem Fortschreiten bemühte ich mich zu berechnen, wann wir zusammentreffen würden. Trotzdem war die Täuschung vollkommen, denn mit einer unglaublichen Plöcklichkeit sah ich das Licht aus einer dunkleren Masse her-

vorstrahlen, und fast zugleich begegneten sich zwei Ausrufe.

„Ahoi, das Schiff!“ rief mein Onkel mit aller Kraft seiner Lungen.

„Boot ahoi!“ schrie eine Stimme aus der Nacht zurück.

„Capitän Grimmer! Werst ein Tau herüber!“ schrie es bei uns wieder.

Der Moment schien mir nicht so kritisch, wie er es ohne Zweifel war. Das fremde Schiff kam aus der Dunkelheit herausgeschossen, die Segel waren im matten Schimmer unendlich zu sehen; jetzt war es nicht vor, sondern über uns und nur eine kurze Wendung des Bootes bewahrte uns vor dem Zusammenstoße. Ich hörte, wie über mir Blöcke kreischten und die Raanen mit den Segeln schwerfällig gegen den Mast klappten, dann ging ein Schwirren durch die Luft, ein Bischen fuhr über mich weg und ich bekam einen schweren Schlag auf den Kopf, so daß er zwischen meinen Schultern beinahe verschwand. Aber da mir eine Erleuchtung sagte, daß es das verlangte Tau sei, was mich getroffen, griff ich in das Schwarze hinein und hatte das Glück, einen Gegenstand zu fassen, der mich im nächsten Augenblicke beinahe über Bord gerissen hätte, wenigstens fuhr ich wie der Blix von meiner Bank herunter in die Spitze des Schiffes hinein, wo ich festgeklemmt blieb, die Arme vor mich hingestreckt und nur deshalb mit der Kraft der Verzweiflung an das Tau geklammert, weil ich mir sagte, ich sei erst recht verloren, wenn das sabrengelassene Seil mich packte und hinanschleuderte.

Glücklicherweise danerte diese Situation nicht lange, wenn auch für meine Gefühle eine Ewigkeit; ich merkte, daß hinter mir im Boote das Tau festgemacht wurde und daß es nicht mehr an der inneren Handfläche zerrte; ich konnte also vorsichtig loslassen und mich wieder aufrichten. Vor dem Bug unseres Bootes brauste eine schäumende Brandung, und

ich hatte das körperliche Gefühl, daß wir mit ungeheurer Geschwindigkeit davongefahren wurden. Zu meiner Linken stieg es riesengroß schwarz auf, und unaufhörlich fühlte ich die harten Stöße des Bootes gegen eine Holzwand; mit der ausgestreckten Hand konnte ich diese unheimliche Nachbarschaft berühren.

„Achtung!“ hörte ich aus der Höhe eine Stimme. Im nächsten Augenblick plumpste ein Gegenstand in unser Boot hinein, von den Männern halb aufgefangen. „Achtung!“ kam es wieder von oben, und wieder folgte ein Fall. Das dauerte ununterbrochen so einige Minuten; die Ballen verschwanden, sobald sie das Boot erreichten, mit fieberhafter Schnelligkeit unter den Ruderbänken, am Ende wurde mir einer zugeschoben, den ich in der Bootsspitze unterbrachte; ich durfte von nun ab auf einen bequemeren Sitz rechnen, denn dieser Körper, in dickes Segeltuch gehüllt, fühlte sich elastisch an.

„Zwölf Ballen!“ rief eine Stimme von oben.

„All right!“ schrie mein Onkel zurück. „Nacht das Ende los!“

„Halt!“ hörte ich es wieder von oben. „Ist da noch ein Platz für einen blinden Passagier?“

„Wir sind von Eckwarden!“ antwortete es aus dem Boote.

„Ist recht! Dahin will ich!“ bestätigte der in der Höhe.

„Na, dann vorwärts, aber schnell!“ entschied der Onkel.

Es dauerte nicht eine halbe Minute, bis ein zweites Tau niedergelassen und unten glücklich aufgefangen wurde; dann erschien ein schwarzer Körper über uns, gewandt niederklappend und schließlich mit einem Sprunge in das Boot plumpend.

„Alles in Ordnung?“ hörte ich den Onkel ungeduldig fragen.

„Alles in Ordnung!“ bestätigte eine

frische Stimme, die ich bisher noch nicht vernommen hatte.

„Dann Vorsicht da vorn! Werst los!“

Die Vorsicht war nöthig, denn im Augenblicke darauf züchte das Haltetau über mich weg, und fast gleichzeitig verschwand die Schiffswand, welche ich soeben noch berührt hatte, in der Finsterniß. Der Schimmer der Segel erlosch ebenso schnell, wie das Klauschen der Brandung vor dem Kiel unseres Bootes erstarb.

*
*
*

An den Wellen, welche plötzlich gegen die Seiten des Fahrzeuges klatschten, dann wie im tanzenden Wirbel von vorn über mich herfielen, merkte ich, daß wir eine Wendung machten; die Riemen tauchten wieder in das Wasser, und dann spürte ich, daß der Wind mit uns über die Wogen fuhr und sie vor uns her trieb.

Ich richtete mich also so bequem wie möglich auf meinem Ballen ein, aber das Gefühl verhältnißmäßiger Behaglichkeit, auf das ich mich eben vorbereitete, wurde durch eine neue Erscheinung wieder gebannt. Ich saß mit dem Gesicht gegen das Boot, also seewärts, gekehrt, den Rücken dem Lande zu, wie ich vermutete. Ein heller Lichtschein fuhr über das Wasser, und als ich mich nach rechts wandte, sah ich den leuchtenden Streifen einer Rakete durch die Nacht aufsteigen. Wir hörten den schwachen Knall in der Höhe, und ein Regen von Leuchtugeln folgte, welche der Wind landwärts warf. Aber der Augenblick dieser Erscheinung hatte hingereicht, um das ganze Bild meinem Gedächtnisse einzuprägen: die schaumglänzende, wüthbewegte Wasserwelt ringsum, die leuchtenden Segel des in der Ferne davoneilenden Schiffes; zur Rechten die schwarze Uferlinie, die Landspitze, von welcher das Signal ausgegangen war, und endlich zwischen uns

und dem Lande ein Boot auf den Wellen tanzend.

„Teufel!“ hörte ich, als Alles wieder in schwarze Nacht versunken war, Dunkel Grimmig sagen. „Sie waren doch schlauer als wir! Legt euch in die Riemen, Leute, daß sie uns nicht das Land abhneiden!“

Es gab einen fühlbaren Ruck, als die Männer im Boot die Riemen mit verdoppelter Kraft durch das Wasser zogen. Ich war durch die Ereignisse dieser Nacht bereits so eingeweiht in das geheimnißvolle Treiben, an dem ich Theil nahm, daß ich die Lage sofort begriff. Von unserer Abfahrt konnte schwerlich etwas entdeckt sein, aber man hatte auf das nächste Unternehmen gerechnet; die Rakete vom Ufer her, das Boot auf dem Wasser erwiesen, daß seitens der Zollbeamten Vorbereitungen getroffen waren; man verfolgte uns nach einer Vorausberechnung, welche nicht trügen zu sollen schien.

„Laßt mich einmal an den Riemen!“ sagte die fremde Stimme, und den Dunkel hörte ich hinzufügen: „Das Steuer kann jezt auch ein Anderer nehmen, ich bin noch frisch!“ Es wurden, ohne daß sich die Geschwindigkeit des Fahrzeuges verminderte, einige Plätze gewechselt, dann aber merkte ich die neuen Kräfte an dem Zittern unseres Bootes, welches, anstatt sich von den Wellen heben zu lassen, sie schaumprühend durchschnitt.

Daß System in den Vorkehrungen unserer Verfolger lag, bewies eine zweite Feuergarbe, welche von demselben Küsternpunkte aufstieg und von verschiedenen: „Verdammt mich!“ aus dem Boote begleitet wurde. Da mein Blick instinctiv zuerst auf die Verfolger fiel, glaubte ich zu sehen, daß sich die Entfernung verringert hatte.

„Sie kommen gegen uns auf!“ meinte einer von den Männern. „Wir müssen noch Steuerbord halten!“

Das Boot machte eine Drehung, und

ich sagte mir dabei, daß uns diese veränderte Richtung von unserer Wohnung entfernen und, wenn wir überhaupt glücklich das Ufer erreichten, zu einer nächtlichen Fußwanderung nöthigen mußte; keine erbauliche Perspective für mich, aber dies Gefühl des Bedauerns hatte ich nur so nebenbei, denn ich war, seit sich die Lage zu verwickeln begann, mit Leib und Seele bei der Sache und in diesem Augenblicke ein so wüthender Schmuggler wie nur Einer.

Beim Scheine der nächsten Rakete wurde der Erfolg des veränderten Courses deutlich sichtbar. Das feindliche Boot befand sich nicht mehr seitwärts um ein Weniges vorans, sondern es schnitt unser Kielwasser, als es uns bemerkte; die Entfernung hatte sich, obgleich ich sie nicht zu schätzen vermochte, wenigstens nicht wieder verringert; gleichwohl waren die vier Menschen, die in jenem Boote saßen, ohne Anstrengung zu zählen.

Durch die Nacht kam eine Stimme über das Wasser, welche unverständliche, vom Winde zerriffene Worte rief. Eine Pause folgte. Wieder ein Ruf, ebenso verworren wie zuvor und wieder die Stille.

„Gebt Acht, es giebt etwas!“ rief der Dunkel kurz hervor. „Wenn die nächste Rakete kommt, bergt euch!“

Ich begriff durchaus nicht, was kommen konnte, aber da war das Rufen zum dritten Male; die Stimme gab sich vergebliche Mühe, gegen Wind und Wettergebräus verständlich zu werden.

Es wurde kein Laut bei uns gesprochen; in fieberhafter Spannung hörte ich das schwere Athmen der Männer im Boote und bohrte die Augen in die Dunkelheit. Es verging eine Pause, die mir unendlich schien. Dann schoß es wieder in die Höhe wie vorher, die Leuchtflugeln breiteten wiederum ihr Licht über das wüste Schauspiel und von dem fremden Boote, auf das ich den Blick gerichtet hielt, fuhr ein

Blick daher, ein Knall folgte, dann das Geräusch eines niederfallenden Körpers.

„Sie machen Ernst!“ hörte ich in meiner grenzenlosen Verwirrung den Onkel sagen. „Vorwärts, was die Riemen halten wollen! Ist Jemand getroffen?“

„Ich glaube, ich habe mit dem Dinge Bekanntschaft gemacht; der Arm will nicht mehr,“ antwortete die fremde Stimme.

Der Capitän stieß einen Fluch aus. „Dann muß der Junge den Riemen nehmen!“ setzte er hinzu, und da ich ganz plötzlich begriffen hatte, stieg ich mit ungewöhnlicher Gewandtheit über die Ruderbänke weg, bis mich Jemand beim Arm faßte und „hier!“ sagte. Der Mann schob mir den Riemen in die Hand und rückte bei Seite; ich tauchte das Holz in das Wasser und begann im Tacte der Uebrigen zu arbeiten, als gälte es mein Leben.

„Sobald wir am Lande sind, nimmt Jeder von euch zwei Ballen und dann über das Moor!“ sagte der Onkel im kurzen Befehlstone. „Wie ißt's mit Euch, Fremder? Seid Ihr schwer getroffen?“

„Wird hoffentlich nicht schlimm sein,“ meinte die fremde Stimme. „Es wurde mir nur ein Bißchen sonderbar eben.“

„Ihr bleibt bei mir und dem Jungen! Jeder nimmt ein paar Riemen!“ lautete der Befehl. „Um das Boot brauchen wir uns nicht zu kümmern, das liegt morgen früh trocken!“

Ich sagte kein Wort, denn ich hatte meine Aufgabe vollkommen verstanden. Bei dem Scheine einer neuen Rakete waren wir noch im Stande, die undeutlich gewordenen Umrisse des verfolgenden Bootes wahrzunehmen, aber es blieb unwahrscheinlich, daß wir von dort aus bei dem schwachen Lichte noch gesehen wurden; der hellere Schimmer reichte nur noch hin, unmittelbar vor unserem Bug die schwarze Landlinie zu zeigen, und der Schein war kaum erloschen, als uns eine Welle auf den Strand warf.

„Vorwärts, Leute, und Jeder geht seinen besonderen Weg!“ sagte der Onkel, wobei er seine Stimme wieder maßigte.

Im Nu waren die Männer über Bord gesprungen und ein hastiges Treiben begann. Die Ballen wurden hervorgezogen und Einer belud den Anderen; ich sah Keinen davongehen, aber unsere Gesellschaft verringerte sich schnell. Ich plumpte in das Wasser hinaus, wie ich es von Allen gesehen hatte, und es fiel mir dabei nicht mehr ein, daß ich mich auf ungewöhnlichen und beschwerlichen Wegen befand, so gleichgültig war ich im Laufe dieser Nacht gegen jede Anstrengung geworden; ich ergriff meine Riemen, die mir auf der Schulter schwerer vorkamen als im Wasser, und dann wartete ich, bis nur noch zwei Gestalten um mich waren.

„Das wäre ja noch einmal glücklich abgegangen,“ sagte der Onkel mit einem vernünftigen Lachen. „Wir können nun wie friedliche Leute nach Hause gehen.“ Damit machten wir uns auf den Weg, an der Grasnarbe des Deiches in die Höhe klimmend, und wanderten auf der Krone hinter einander. Wir hatten noch zweimal das Schauspiel, daß von der Landspitze drüben Raketen aufstiegen, und mit Leichtigkeit sahen wir das Bollboot, dieselbe Richtung verfolgend, welche uns gegen das westliche Ufer geführt hatte. Nach dem Erlöschen der Lichter wurde die Nacht nicht mehr so dunkel, wie sie während der Ausfahrt gewesen war, denn über den östlichen Himmel hatte sich allmählich ein fahler Schein gebreitet, der erste Vöte des anbrechenden Morgens.

Wir waren eine Viertelstunde gewandert, als sich die Masse des Thurmes von Onkel Grimmer's Hauße zu unserer Rechten erhob. Es ging einen abschüssigen und von den häufigen Regengüssen schlüpfrigen Fußsteig hinab, aber ich hatte noch nicht den Fuß des Deiches erreicht, als uns ein lautes „Halt!“ zum Stehen

brachte. Ein halbes Duzend Menschen bildete einen Kreis um uns und ein paar Blendlaternen leuchteten auf.

„Zum Donnerwetter!“ sagte der Onkel im Tone des Erstaunens. „Ist es mit den Ueberraschungen noch nicht zu Ende?“

„Woher kommen Sie?“ fragte einer der Fremden, in denen sich ohne Anstrengung Zollbeamten erkennen ließen.

„Ist das eine Art, wie man friedliche Bürger chicanirt?“ fuhr der Alte auf, und es erregte meine Bewunderung, mit welcher Geschicklichkeit er es verstand, sich in künstlichen Jorn zu reden. „Draußen fliegen die Kugeln umher, als ob Unser-eins eine wilde Gans wäre, und nun wird Einem der Weg zur eigenen Hausthür noch versperrt? Macht Platz, Männer, oder es geschieht ein Unglück!“ und damit machte der Onkel Miene, von dem Niemen gewaltsamen Gebrauch zu machen.

„Halt, Capitän Grimmer!“ fiel einer der Beamten ein; „wir sind hier Diener des Gesetzes; lassen Sie sich nicht zu einer Unbesonnenheit hinreißen! Wir suchen Contrebande und sind im Rechte, wenn wir Leute, die in früher Morgenstunde von See kommen, einen Augenblick aufhalten. Wollen Sie uns sagen, was Sie draußen zu thun hatten?“

„Sie werden darüber noch Näheres erfahren!“ antwortete der Onkel, immer in zorniger Erregung. „Der arme Bursche hier hat seine Ungebuld, nach Hause zu kommen, mit einer Kugel im Arm büßen müssen.“

„Wer sind Sie?“ wandte sich der Beamte an unseren Begleiter, der bisher stumm geblieben war.

Ich richtete zum ersten Male den Blick auf den von einer Laterne hell beleuchteten Fremden und sah eine jugendliche kräftige Gestalt vor mir, in eine dicke Seemannsjade gehüllt, ein offenes, bartloses Gesicht, mager, mit intelligenten Augen; um den Mund spielte ein sardonisches Lächeln.

„Der Capitän sagte Ihnen schon; ein armer Seemann, der vor Ungebuld nicht früh genug nach Hause kommen konnte und nun den Schaden davon hat.“

„Ihr Name, Herr?“ fragte der Beamte.

„Bernhard Elmenreich, früher einmal Steuermann auf der ‚Lüttje Dörte,‘“ antwortete der Fremde.

* * *

Ich bedauere lebhaft, an dieser Stelle eine neue Schwäche bekennen zu müssen, wenngleich ich hoffe, für diesmal auf die Nachsicht jedes billig Denkenden rechnen zu dürfen. Der Name, der soeben genannt wurde, war die letzte und nicht die kleinste Ueberraschung, welche ich in dieser Nacht erlebte; ich hörte ihn noch in dem vollen Bewußtsein, daß ein Todtgeglaubter wieder zum Leben zurückkehrte und Glück und Freude in Uebermaß bringen werde, aber es war mir dabei, als ob meine Gedanken plötzlich still ständen, und ich machte eine innerliche heftige Anstrengung, sie wieder in Bewegung zu bringen. Darüber wurde mir heiß, immer heißer und dann gab es einen Ruck in mir, mit dem ich zu denken aufhörte. Ich fiel um, wie mir hinterher erzählt wurde, wie ein Wehlsack, so plötzlich, daß nicht einmal ein Arm bereit war, mich aufzufangen.

Man wird gut thun, wenn man sich meinerwegen um keine künstliche Erklärung bemüht: ich war einfach am Ende meiner physischen Kräfte, oder vielmehr, ich war schon darüber hinaus, und auf die übernatürlichen Anstrengungen, zu denen mich die wechselvollen Abenteuer dieser Nacht unbewußt angeregt hatten, folgte eine desto energisichere, blitzschnelle Reaction.

Da man nicht über Dinge reden soll, von denen man nichts weiß, so begnüge ich mich, da fortzufahren, wo ich wieder in das Leben zurückkehrte, nämlich in

meinem angenehmen Bette in der Siebelstube und zwar übergossen von einer Flut warmen Sonnenscheins.

Ich richtete mich auf und sah die breite Gestalt meines Onkels in der Fensternische stehen, den Rücken gegen das Zimmer gelehrt. Bei dem Geräusch, das ich machte, wandte er sich lebhaft um und trat an mein Bett.

„Na, wie steht's, Junge?“ fragte er.

„Dante, Onkel!“ sagte ich, ein wenig überrascht von dieser ungewohnten Aufmerksamkeit, denn ich fand im Augenblicke noch keine Erinnerung an die vergangenen Ereignisse. „Ich habe lange geschlafen, scheint mir,“ fügte ich entschuldigend hinzu.

„Der Teufel auch! Es war nachgerade Zeit, daß du aufwachtest! Ich habe mir die Weine in den Leib gestanden!“

„Aber, bester Onkel,“ antwortete ich erstaunt, „warum bemühen Sie sich um mich? Es ist doch nicht das erste Mal, daß ich —“

Hier unterbrach ich mich, denn ich fand plötzlich die erste Erinnerung, an welche sich mit der Schnelligkeit des Gedankens eine vollkommene Vorstellung von Allem, was sich ereignet hatte, knüpfte.

„Ich sehe, mein Junge, du kommst endlich dahinter,“ nickte mir der Alte zu, worauf er einen Stuhl an mein Bett rückte und sich setzte. „Darum bin ich eben hier; man hat ja auch noch sein Bischen Gewissen! Verdamm mich, wenn es nicht Zeit wird, daß man als alter Kerl endlich zur Vernunft kommt! Siehst du, Junge, du bist mein einziger Verwandter auf der Welt, und wenn ich einmal abfahre, gehört dir, was ich zusammengespart habe. Laß nur!“ wehrte er mir, als ich ihn unterbrechen wollte, „ich will von ganz anderen Dingen reden. Du bist eine gute Seele und ein harmloses Wässerschen, wie sich das vielleicht für einen Beamten schickt, aber nicht für

eine alte Theerjacke, wie ich bin. Laß gut sein, Junge,“ fuhr er mit einer Handbewegung fort, die eine Unterbrechung verhindern sollte, obgleich ich gar nicht die Absicht hatte, zu reden. „Ich weiß schon, was du sagen willst, und du sollst Recht behalten für deinen Theil, obgleich jedes Ding zwei Seiten hat. Da kommen wir nicht zusammen, es mag auch so gut sein. Es hat mich gefreut, daß du deinen alten Onkel besuchst hast; ein langweiliges Geschäft für junges Blut, aber es ist mir eine Freude gewesen und wird es hoffentlich noch eine Weile bleiben. Hin, eigentlich will ich von etwas Anderem reden! Siehst du, ich habe es bis heute mit billiger Waare und gegen diese verdammten Grünröcke gehalten; du bist ein Beamter, der es mit dem Staate halten soll. Na, das konnte so nicht gehen; du hast mehr erfahren, als dir gut ist, und schließlich, dachte ich, würde dich das im Zorn von deinem alten Onkel wegtreiben. Das habe ich mir überlegt und bin auf den Gedanken gekommen, dich zu einem richtigen Pascher zu machen; bloß einmal, aber dann heißt es doch: Mit gefangen, mit gefangen! Das ist nicht christlich, willst du sagen,“ fuhr der Onkel fort, obgleich ich vor Erstaunen über diesen höllischen Plan noch immer nichts sagen wollte, „aber ich dachte es auch wieder gut zu machen. Ich kann es nicht mit ansehen, wenn du bei deinen lumpigen vierhundert Thalern langjam verhungerst; ich werde dir vierhundert zulegen. Es ist von dem Deinigen, ich verbrauch's nicht! Und wenn du nun ein vernünftiger Junge bist, dann vergiebst du deinem alten Onkel diesen dummen Streich und freust dich, daß wir so gut davongekommen sind. Gilt's?“ damit reichte mir der Alte seine schwielige Hand, in die ich mich, von einer instinctiven Gefühls-erregung gedrängt, die meinige zu legen beehrte.

Ich mußte zunächst die Nührung hintergeschlucken, ehe ich antworten konnte. Aber der Onkel begnügte sich, mit einem kräftigen Händedruck mir die Thränen in die Augen zu pressen, und dann lief er davon wie auf der Flucht vor meiner Erwiderung. Ich saß noch eine lange Weile aufrecht im Bett und dachte über die Sache mit derjenigen Gewissenhaftigkeit nach, welche mir im Allgemeinen eigen ist und nur in der Verblendung der letzten Nacht abhanden gekommen war. Das Anerbieten des Onkels war vor meinem Rechtlichkeitsgefühl eigentlich ein Handel um mein Gewissen, der Preis für meinen Antheil an der Schuld. Ich war freilich nur das Opfer einer List geworden, ein ahnungsloses und, wie die Ereignisse sich folgten, willenloses Opfer. Aber auch mit aller Wissenschaft der heimlichen Dinge, die sich um mich ereigneten, hätte ich niemals zum Verräther an dem Onkel werden können, höchstens wäre es ein Streit der Beamtenschaft gegen die Stimme des Blutes geworden. Mein Schweigen war also nicht zu erkaufen, es war umsonst gesichert, aber meine Theilnahme an diesem Treiben wäre mir, wenn ich bewußt hätte daran gehen sollen, um keinen Preis feil gewesen.

So blieb an der Handlungsweise des Onkels schließlich nichts Anderes übrig als der Drang, mich für eine schwere Nacht und für manchen inneren Kampf zu entschädigen, am Ende nur die verwandtschaftliche Liebe, die aus gutem Herzen geben wollte. Und dennoch, sagte ich mir wieder, war es eine gewissenlose Handlung, für die ich entschädigt werden sollte; und wenn es schon an sich meine Schuldigkeit als Beamter und meine Pflicht als ein die Gesetze achtender Staatsbürger war, den Onkel von seinem verbrecherischen Treiben abzubringen, wie viel mehr mußte ich mich sträuben, aus meiner Mitwissenchaft an dem Geheim-

nisse noch obenein Nutzen zu ziehen. — Gott weiß, wie gut ich das Geld gebrauchen konnte, aber nicht um diesen Preis war mein Gewissen feil; wenn ich eine nutzbringende That dagegen einlegte, vielleicht den Onkel veranlaßte, für die Zukunft das Schmuggelgeschäft aufzugeben: das wäre noch eine Sühne meiner eigenen Schuld gewesen; und von der Gewissenslast befreit, wäre ich durch die verwandtschaftliche Gabe ein glücklicher Mensch geworden.

Damit hatte ich endlich den richtigen Weg für mich gefunden, und nachdem ich mich zu dieser Klarheit durchgerungen, was für die beschränkte Lebenslage eines kleinen Beamten schwerer ist, als man glauben wird, verirrete sich meine Phantasie auf ein Weilchen in das Schlaraffenland mit achthundert Thalern Jahresentnahme. Aber nicht auf lange, denn ich sagte mir, daß man seine Träume nicht mit Dingen beschäftigen soll, die noch nicht sind. Ich bin wirklich zu einem Menschen geworden, dem die Realität über Alles geht, trotz der kleinen Schwärmerieen, die ich mir als kostlosen Luxus gestatte.

Damit zu Ende, kleidete ich mich an und ging nach unten. Der Onkel sah mich zuerst ein wenig mißtrauisch an, wahrscheinlich weil er die Besorgniß hegte, daß ich ihm noch einige Schwierigkeiten machen würde, und der Alte bewies auch in diesem Punkte wieder den Scharfsinn eines Mannes, der mit dem Pfunde einer reichen Lebenserfahrung zu wuchern versteht.

Ich setzte mich mit niedergeschlagenen Augen an den Kaffeetisch; ich überlegte einen Augenblick, denn eine wichtige Sache will auch verständlich angefaßt werden.

„Lieber Onkel,“ fing ich dann zu reden an, „ich kann Ihnen erst jetzt für das freigebige Anerbieten danken, das Sie mir eben gemacht haben; ich war so über-

rascht, daß ich nicht gleich Worte finden konnte, und Sie gingen zu schnell wieder davon. Aber ich kann Ihre Güte so nicht annehmen! Ich bin Beamter und nicht nur als solcher den Gesezen Achtung schuldig, sondern der Respect steckt überhaupt einmal in mir, auch wenn ich nicht Beamter wäre. Sie haben mich in der vergangenen Nacht zu einem verbrecherischen Unternehmen verleitet, das ich verabscheue und das mein Gewissen beschwert; wenn ich obenein noch Geld von Ihnen annehme, würde mir das wie ein Kaufpreis für meine Schuld vorkommen und ich hätte keine ruhige Stunde mehr. Sie können vor mir unbesorgt sein, ich werde meinen einzigen Verwandten auf der Welt nicht verrathen, mein Stillschweigen brauchen Sie nicht zu bezahlen; aber daß Sie mich —“

Weiter kam ich in meiner Rede nicht, denn der Onkel unterbrach mich, indem er sich von seinem Stuhle erhob und beide Hänste in die Taschen steckte.

„Nun sei so gut und laß mich auch einmal zu Worte kommen,“ sagte er, und zwar mit einer Sanftmuth, die ihm ohne Zweifel sein schlechtes Gewissen anempfahl. „Es ist weit gekommen, wenn man sich als alter Kerl von seinem eigenen Nessen so muß abkanzeln lassen und — verdamme mich! — wenn der Schlingel noch oben ein Recht hat! Erstens, mein Junge, verstehst du so etwas überhaupt nicht, denn davon kann nur eine richtige Theerjackette vernünftig reden, und zweitens habe ich mir die Geschichte schon den ganzen Morgen über hergebetet und du brauchst nicht noch einmal davon anzufangen. Aber wenn man von den Behörden chicanirt wird, wie das deinem alten Onkel ergangen ist, dann wird ein ordentliches Seemannsgemüth rebellisch und sieht, wie es wieder zu seinem Schaden kommt. Das ist die ganze Sache! Habe meinen Vebtag über keinen Seeraub oder sonstige

unreinliche Gewerbe betrieben, und es ist mir nicht im Traume eingefallen, als ich hierher zog, daß mich noch in alten Tagen der Teufel plagen würde. Aber das Volk hier herum ist einmal so, man kommt da hinein, man weiß nicht wie, obgleich es sich für einen Capitän, der sein eigenes Schiff gefahren hat, nicht recht schiden mag. Bist du nun zufrieden, Junge?“

Ich hatte bisher still vor mich hingeliegt, weil mich dies Bekenntniß des Alten rührte; aber als er aufhörte, schüttelte ich wieder den Kopf und sagte: „Lieber Onkel, Sie haben mir —“

Es war wieder ein mißglückter Versuch zu reden, denn der Capitän unterbrach mich von Neuem, indem er mit einer Hand auf den Tisch schlug und sagte:

„Verdamme mich, Junge, wenn du es nicht wie ein Zahndoctor aus Einem stückweise herausholst! Das ist abgemacht, ein dicker Strich durch, kommt nicht wieder vor! Ich will meine Tage in Ruhe verleben, habe kein Verlangen nach dem Stockhause und was sie sonst noch für Martern erfinden. Dumme Streiche, weiter nichts! Ist abgethan!“

Er sagte das mit lebhafter Gesticulation und schüttelte den Kopf umher, daß man bange darum werden konnte; aber mir wurde dabei leicht um das Herz, und indem ich dem Alten scharf in die Augen sah, fragte ich: „Also keinen Schmuggel mehr, Onkel, keine Hehleri, keinen Conflict mehr mit den Zollbehörden?“

„Der Teufel soll mich holen, wenn das nicht abgemacht ist!“ fluchte der Alte.

„Ihre Hand darauf, Onkel?“ wollte ich wenigstens Sicherheit haben.

„Topp, mein Junge!“ schlug der Onkel ein, aber er hielt meine Hand fest und sagte: „Und wegen des Geldes, das bleibt, wie wir abgemacht haben; nur aus gutem Herzen, hat nichts mit der Geschichte zu thun?“

Ich mußte lächeln und ihm die Hand

drücken. „Wenn Sie durchaus wollen, bester Onkel,“ sagte ich, „dann laun ich es gebrauchen und nehme es mit dankbarem Herzen an.“

Darauf drückten wir uns von Neuem verständnißvoll die Hände, und nun, da das Schwerste überwunden, wurde der Alte lustig und begaun, während ich mich an dem kalt gewordenen Kaffee erquickte, zu erzählen.

Zunächst von der nächtlichen Zoll-affaire; wie die Beamten uns, als ich ohnmächtig geworden war, ziehen ließen, um in derselben Stunde noch an vielen Stellen des Dorfes Hausdurchsuchungen abzuhalten. Nirgends wurde, wie der Alte mit schwer verhehltem Triumph erzählte und ich mit widerstreitenden Empfindungen anhörte, das Geringste gefunden; in manchen Häusern boten sich untrügliche Spuren dafür, daß die Männer erst vor Kurzem heimgekehrt waren, aber trotz der abenteuerlichen Erklärungen, welche einzelne der Fischer für ihre nächtliche Fahrt abgaben, mußte es bei dem bloßen Verdacht sein Bewenden behalten.

Als ich an dieser Stelle in erklärlicher Neugierde eine Frage that nach den nächtlichen Geräuschen, welche mich wiederholt beunruhigt hatten, lachte der Onkel auf und sagte: „Ganz einfach, mein Junge; doppelte Wände, zwei Fuß Zwischenraum, obenauf eine Klappe, die kein Teufel findet; bah! Wer wird sich um Kleinigkeiten kümmern!“

Ich verstand, nachdem ich in dies heimliche Handwerk einmal praktisch eingeführt war, die Andeutung vollkommen und nickte stumm dazu; aber erst, als der Onkel eine Handbewegung gemacht hatte, welche andeutete, daß das vergangene, abgethane Dinge seien, fragte ich nach unserem Bootsgast, aus dem sich so unerwartet eine fast mythisch gewordene Person herausgeschält hatte.

„Das ist eine Geschichte zum Erstau-

nen,“ antwortete der Onkel mit lebhaftem Interesse; „wie ein Märchen! Die Schußwunde hat nichts zu bedeuten, wird ihm nun im Schulzenhause schnell genug geheilt werden. Ein Teufelskerl, dieser Burche! Schiffbruch an der Goldküste, er der Einzige, der das Land erreicht. Drei schanderhafte Monate bei dem Rigger-volk, dann von einem englischen Kriegsschiff aufgefischt. Natürlich gepreßt, Briefe unterschlagen, reißt in Westindien aus, wird gegriffen und jedesmal in Eisen gelegt, wenn ein Hafen in Sicht kommt. So geht's um das Cap Horn, im Hafen von Arica gefingel's ihm endlich davonzulommen; macht eine nächtliche Schwimmtour von zwei Stunden, erreicht ein holländisches Schiff, das nach Ostasien gerade die Anker lichtet. In Canton giebt er die ersten Briefe zur Post, vier Wochen später hört er, daß der Postdampfer bei Ceylon im Typhon zu Grunde gegangen ist. Inzwischen auf der Rückreise, schweren Sturm im indischen Meer, große Havarie in der Capstadt, nimmt auf einer deutschen Bark eine Stelle, wechselt in Portsmouth das Schiff und da ist er; sind richtige zwei Jahre, ohne daß ein Brief hergekommen wäre.“

Ganz genau verstand ich diese aphoristische Erzählung nicht, denn meine jemannischen Kenntnisse reichten dazu nicht aus; aber was dem Onkel plausibel schien, durfte ich füglich nicht in Zweifel ziehen. Was sich denn im Schulzenhause zugetragen habe, wollte ich weiter wissen.

„Na, ich bin nicht dabei gewesen,“ meinte Onkel Grimmer; „für solche empfindsamen Dinge bin ich nicht zu brauchen. Aber du kannst jeden Augenblick hinübergehen und dir den Zübel ansehen.“

Ich that das zwar nicht gleich, aber als mich Nachmittags mein Weg zufällig an dem Hause des Schulzen Matthies vorbeiführte, wurde ich gesehen und hineingendthigt. Ich fand einen Kreis über-

glücklicher Menschen beisammen, den Pfarrer Eimenreich darunter, den der Sohn in Eile herbeigeholt hatte. Ich habe niemals ein so schönes Menschenantlitz gesehen, wie Dorothea mir heute zeigte, und da ich nicht mehr zu den Kindern gehöre, welche die Hände nach den Sternen recken, so stimmte ich herzlich in den Glücksjubel ein, obgleich ein Tropfen Wehmuth in meinem Freudenkelche schwamm.

Ich blieb nicht lange dort und lehrte auf einem Umwege nach Hause zurück.

Im Wirthshause, an dem ich vorüberkam, sah ich zur ungewöhnlich frühen Tagesstunde eine zahlreiche Versammlung. Als müßiger und neugieriger Mensch trat ich ein und wurde mit großer Herzlichkeit aufgenommen. Man debattirte über ein Thema, das meine Aufmerksamkeit fesselte. Es stand fest, daß der Müller Treugott gegen die Zollbehörde den Denuncianten gespielt hatte, Capitän Grimmer hatte ihn spioniren gesehen, hieß es. Es handelte sich nun um eine Vergeltungsmaßregel, und nachdem die verschiedenartigsten Vorschläge verworfen waren, einigte man sich zu einer Resolution, daß dem Müller für alle Zukunft die Kundschaft der Versammelten entzogen und dieser Beschluß zu einer allgemeinen Maßregel des Dorfes erhoben werden sollte.

Mit dem Gefühle grausamer Geungthung verließ ich die raucherfüllte Schenk-

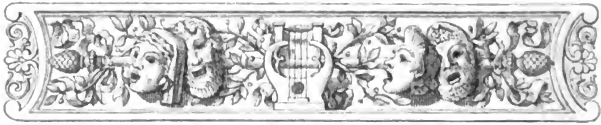
stube und bin damit am Ende meiner Ferienabenteuer.

Ich verbrachte meinen ganzen Urlaub in Eckwarden, und obgleich sich in den zwei Wochen, welche ich noch übrig hatte, keine aufregenden Scenen mehr ereigneten, hatte ich durchaus nicht über Langeweile zu klagen, denn ich war, der Himmel mag wissen, auf welche Weise, im Dorfe ein populärer Mann geworden.

In meinem Wohnorte widmete ich mich mit doppeltem Eifer wieder meinen dienstlichen Pflichten und wurde schon am dritten Tage durch einen Brief vom Onkel überrascht, welcher einen Hundertthalerschein einschloß.

Bei dieser angenehmen Gewohnheit ist der Onkel bis heute geblieben. Meine Umstände sind so glänzende geworden, daß ich gegenwärtig im Begriffe stehe, mich zu verheiraten. Wer meine Schüchternheit kennt, wird sich darüber wundern; ich gestehe offen, daß es an sich auch eine sonderbare Geschichte ist, wie ich zu meiner reizenden Braut gekommen bin, aber ich muß diejenigen, welche meiner anspruchslosen Erzählung vielleicht freundliche Theilnahme schenken würden, auf ein anderes Mal vertrösten. Der Mann darf über solche Dinge eher plaudern als der Bräutigam, und ich habe noch drei lange Wochen bis zur Hochzeit!





Georg Friedrich Händel.

Von

Otto Gumprecht.

Wie in den letzten Jahrzehnten die gesammte der Tonkunst gewidmete Literatur das erfreulichste Wachsthum und Gehehen aufweist, so ist auch namentlich die musikalische Biographie mit einer bis dahin beispiellosen Liebe, Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit gepflegt worden. Otto Zahn's bahnbrechendem Werke über Mozart ist eine ganze Reihe ähnlicher in großem Stile angelegter und ausgeführter Werke auf dem Fuße gefolgt. Chrysauder hat von Händel's Leben und Schaffen den eingehendsten Bericht erstattet, Thayer aus der Beethoven-Legende den historischen Kern herausgeschält. Unsere Kunde von Haydn und Bach sollte durch die Forschungen E. F. Bohl's und Spitta's wesentlich gefördert und bereichert werden. Vorbild ist ihnen Allen die Zahn'sche Arbeit gewesen, diese Musterbiographie sowohl im Hinblick auf die Fülle des mit unsäglichlicher Mühe und Ausdauer ganz neu zu Tage gebrachten thatsächlichen Materials wie auf die bei dessen Sichtung und Verwerthung besorgte wissenschaftliche Methode. Zu einem umfassenden Capitel der Kunst- und Culturgeschichte hat sich das hier dargebotene Lebensbild erweitert und vertieft. Nicht als fertiges Product, sondern als Werdender und Wachsender gelangt sein Held zur Anschauung. Vlozgelegt sind überall die tausendfältig sich verzweigenden Zusammenhänge zwischen ihm und der vorangegangenen Entwick-

lung wie dem innersten geistigen Gehalt der Zeit, in die er gestellt gewesen. Gleich einem mächtigen Baum mit Krone, Aesten, Laub, Blüten und Früchten, aber auch mit dem gesammten Erdreich, das seine Wurzeln umklammern, so und nicht anders tritt uns die Gestalt des Meisters gegenüber.

Aus mehr als einer Quelle entspringt unser Drang, etwas Näheres über die Schicksale derer zu erfahren, welche als Priester und Propheten im Reich des Schönen gewaltet. Wie jede Wohlthat, so knüpft auch die Freude an den Schöpfungen der Kunst ein enges persönliches Band zwischen dem Gewährenden und Empfangenden. Ein Werk, das seinen Meister lobt, gewinnt ihm nothwendig unsere Liebe, und zwar gilt diese, einem ganz natürlichen Zuge des Herzens folgend, keineswegs nur dem schaffenden und bildenden Künstler, sondern zugleich dem gesammten Menschen. Wir wollen den letzteren von Angesicht zu Angesicht schauen, den warmen Druck der stets zum Geben geöffneten Hand spüren, an allem Glück und Leid, das ihm bechieden gewesen, unseren vollen Theil haben.

Aber nicht allein in einer gebieterischen Forderung des Gemüths, auch in einem rein ästhetischen Bedürfniß hat die biographische Wißbegier ihren Grund. Sicherlich soll das Kunstwerk seine Erklärung in sich tragen, uns keine Räthsel aufgeben, deren Lösung wir außer ihm selbst zu

suchen hätten. Die Kenntniß seiner Entstehungsgeschichte hat schlechterdings nichts zu schaffen mit unserm Urtheil über den ihm innewohnenden Werth. Während das letztere sich lediglich an den objectiven Thatbestand hält, eröffnet uns aber dafür jene die lohnendsten Einblicke in die verborgene Werkstätte der auf die Darstellung des Schönen gerichteten Thätigkeit. Sie zeigt uns den Künstler bei seiner Arbeit, giebt darüber Bescheid, warum diese gerade so und nicht anders gerathen mußte.

Kaum minder als die Güte gehört die Fülle der Production zu den Kennzeichen des echten Genies. Je weiter, reicher, ursprünglicher er geartet ist, einen um so geringeren Bruchtheil seines Wesens pflegt jedes einzelne unter seinen Gebilden zu offenbaren. Ganz kund und zu eigen giebt er sich uns nur in der Gesamtheit seines Schaffens. Die hier zum Ausdruck gelangte künstlerische Persönlichkeit gewinnt jedoch erst Blut und Leben durch die hinzutretende biographische Betrachtung. Diese füllt die Lücken der Entwicklung aus, die so häufig zwischen zwei einander unmittelbar folgenden Werken sich bemerklich machen, löst die scheinbaren Widersprüche, kurz sie ordnet und verschmilzt die zerstreuten Züge nicht bloß zum harmonischen Gesamtbilde, sondern läßt dasselbe auch unter unsern Augen entstehen und sich vollenden.

Kein anderes Kunstwerk ist zugleich mittheilsamer und verschwiegener, unzweideutiger und räthselhafter als das musikalische. Dem innersten Kern des Gemüthes entstammend, erstattet es wahrhaftigsten, erschöpfendsten Bericht über seine Geburtsstätte. Auf jede weitere Frage bleibt es aber die Antwort schuldig. Alle Versuche, es über seine Natur hinaus redselig zu machen, fälschen das Wesen der Sache, setzen an dessen Stelle ein nichtiges Bilders- und Gedankenpiel der phantasirenden Willkür. Seine ganz besondere Verwandtniß hat es darum mit unsern Beziehungen zu den großen Meistern im Tonreich. Diese, deren eigensten Herzschlag wir in ihren Werken vernehmen, sind doch wieder, so weit es sich nur um das von den letzteren abgelegte Zeugniß handelt, in einen undurchdringlichen Schleier gehüllt. Hierin liegt der Grund, weshalb wir so begierig jeder

biographischen Kunde lauschen, welche, das Charakterbild des Künstlers durch das des Menschen ergänzend, die in den Tönen lebende und webende Individualität zu einer Gestalt von Fleisch und Blut verkörpert.

Die werthvollste Ausbeute haben die fünf musikalischen Schriftsteller, deren eben gedacht worden, aus dem Staub der Bibliotheken und Archive emporgehoben und für alle Zukunft vor der Vergessenheit gerettet. Sie sind insgesammt mit dem rühmlichsten Fleiß und Eifer zu Werke gegangen. Kein Einsatz an Kraft und Zeit schien ihnen zu groß für die Aufgabe, die sie sich gestellt. Ihre bänderreichen Arbeiten machen freilich eine kleine Bibliothek aus und bieten uns alles Andere eher als mühelosen Genuß. Sie wenden sich an einen enger geschlossenen Leserkreis, nicht an die Masse der Musiktreibenden und Musikgenießenden. Vielleicht darf deshalb jeder Versuch, wenigstens einen Theil der hier aufgehäuften Schätze in handliche Münze umzusetzen, auf einigen Dank rechnen, und zwar in um so höherem Maße, wenn solche Vermittelung zugleich recht Vielen einen Wegweiser zu den reichhaltigen Quellen würde, aus denen sie selbst schöpfen konnten.

Leider ist das Werk, das der folgenden Skizze zu Grunde liegt: „G. F. Händel, von Friedr. Chrysander“ (Leipzig, Breitkopf und Härtel), nicht über die schon 1867 erschienene erste Hälfte des Schlussbandes hinausgekommen. Daß der Verfasser um die Ermittlung und Sichtung des ebenso schwer zugänglichen wie verworrenen Stoffs die dankenswerthesten Verdienste sich erworben, daß er eine Menge alter Irrthümer berichtigt, zahlreiche bisher unbefannte Thatfachen zu Tage gebracht, werden auch diejenigen bereitwillig anerkennen, die keineswegs geneigt sind, jeden seiner ästhetisch-kritischen Wahrprüche zu unterschreiben. Denn immer wieder klingt uns aus dieser Lebensbeschreibung das: „Er, der Herrliche von Allen“ entgegen. Man kann mit Chrysander und seinem Freunde Germinus — ihm ist das Buch gewidmet — einer Meinung über die kaum hoch genug anzuschlagende kunsthistorische Bedeutung Händel's sein und dennoch über ein-

zelne Partituren des Meisters sehr verschieden denken und urtheilen. Vieles, das jenen Weiden für *are perennius* gilt, stellt sich der unbefangenen Auffassung als welkes, längst vom Banne des Lebens zu Boden geworfenes Laub dar, im eigenen Vergehen neues Entstehen fördernd. Der hier erhobene Vorwurf trifft jedoch die Meisten, die sich Jahre hindurch mit heißen Bemühen in die Betrachtung einer einzelnen, das geistige Mittelmaß weit überragenden Persönlichkeit versenkten. Keinem Andern ist eine nach allen Seiten gerechte Würdigung so sehr erschwert als gerade dem Biographen. Fast immer hat ihm die Vorliebe für seinen Helden die Feder in die Hand gegeben, und je näher er diesem im Verlauf der Arbeit tritt, um so angelegentlicher wird sein Herz Partei nehmen. Denn bekannt ist die Erfahrung, daß die beharrliche Beschäftigung mit einem Gegenstand unser Gemüth nicht gleichgültig läßt, daß der stetig auf den nämlichen Punkt gerichtete Blick verschönernde Kraft gewinnt. Die an den Künstlern von ihrem Biographen geübte Kritik geräth darum gar leicht in die Gefahr, die Rolle des Richters mit der des Advocaten zu vertauschen, selbst in den sterblichsten Gebilden der Unsterblichen edelste Offenbarungen des Genies zu gewahren.

Georg Friedrich Händel erblickte den 23. Februar 1685 — genau vier Wochen später, am 23. März, empfing ein dem Eisenacher Rathsmusikanten Johann Ambrosius Bach geborenes Knäblein in der Taufe die Namen Johann Sebastian — zu Halle das Licht der Welt. Der Großvater, Kupferschmied seines Zeichens, war aus Schlesien eingewandert, der Vater, Georg Händel, geb. 1622, hatte sich durch Fleiß, Geschick und Ausdauer vom Barbier zum sächsischen und kurbrandenburgischen geheimen Kammerdiener und Leichschirgung, außerdem zu einem angesehenen Bürger und Hausbesitzer emporgearbeitet. Den Grund zu seinem späteren Wohlstand legte er, wie es scheint, durch eine frühzeitige Heirat. Noch nicht einundzwanzig Jahre alt, vermählte er sich mit der Wittve seines Meisters, die ihm Geschick und Klundschaft zubrachte. Sechs Kinder wurden ihm in dieser 1682 durch den Tod der Frau gelösten Ehe geboren. Nicht volle

sieben Monate blieb Meister Götze Wittwer; obwohl bereits im einundsechzigsten Jahre stehend, führte er am 23. April 1683 Jungfrau Anna Tauff, die Tochter des Pastors in Wiebichenstein, geb. den 8. Februar 1651, heim. Unter den vier Kindern, die sie ihm schenkte, war Georg Friedrich das zweite. Die vereinigten Vorzüge der Eltern fielen ihm als Erbtheil zu: des Vaters geistige und körperliche Gesundheit, sein starker Wille, klarer, praktischer Blick und die ausdauernde Tüchtigkeit in der Führung des Tagewerks; dazu kam der Gemüthsreichtum der Mutter, ihr frommer, eruster Sinn, die treue Liebe zu den Eltern und die hohe Reinheit des Herzens, die sie stets bewährte. Auch der Kindheit Händel's fehlten nicht die mancherlei Zeichen und Wunder, durch welche sich der musikalische Genius ankündigen pflegt. Der Vater, der aus seinem Lieblings einen Juristen machen wollte, ihn im Geiste schon mit dem Doctorhut geschmückt sah, begann über das unablässige Spiel mit den Tönen bedenklich die Stirn zu runzeln und entfernte klüglich aus der Nähe des Knaben Alles, was der unlieblichen Neigung Nahrung geben konnte. Dieser wußte sich indessen ein kleines Clavichord zu verschaffen, das er unter dem Dach verbarg, um, wenn Alles im Hause schlief, nach Herzenslust zu üben und zu phantasiren. Manche Nacht hat er es so getrieben, als ein äußeres Ereigniß eine plötzliche Wendung herbeiführen und den winzigen Musikus mit seinem Instrument aus dem nothgedrungenen Versteck erlösen sollte. Der Vater machte einen Ausflug nach der benachbarten herzoglich sächsischen Residenz Weissenfels, und für sein Leben gern hätte ihn der damals etwa siebenjährige Sohn begleitet. Da aber alle seine Bitten und Thränen vergeblich blieben, lief er mit rascher Entschlossenheit dem Wagen ein gutes Stück Weges nach und erzwang so die Erfüllung seines Wunsches. In Weissenfels stand die Tonkunst in besonderen Ehren; dort war der Vater der deutschen Musik, Heinrich Schütz, geboren und bis in sein hohes Alter, das er zu siebenundachtzig Jahren brachte, vielfach aus- und eingegangen. Der kunstliebende Fürst unterhielt eine gute Capelle, die den jungen Händel mit

in ihre Uebungen und in den Gottesdienst zu nehmen pflegte. Eines Tags hob ihn der Organist auf die Orgel und forderte ihn auf, nun zu zeigen, ob er etwas könne. Der Herzog war zugegen, folgte mit gespannter Theilnahme dem Experiment und als es glänzend ausfiel, ließ er den kleinen Virtuosen vor sich rufen, füllte ihm die Taschen mit Gold und drang zugleich in den Vater, der gedeihlichen Entwicklung einer so offenbaren Gottesgabe nichts weiter in den Weg zu legen; gelehrte Studien könnten ja daneben auch getrieben werden. Die fürstlichen Worte verfehlten nicht ihre Wirkung. Das Musiciren ward freigegeben, und gleich nach der Rückkehr kam der Knabe in die Lehre des Hallscheschen Organisten Zachau. Er hatte an ihm einen geschickten, treuen, liebevollen Präceptor, der ihn auf der Orgel, dem Clavier und in der damals mit solchen Uebungen stets Hand in Hand gehenden Sakkunst unterwies. Denn wie ehemals die Schauspieler vor Allem auch auf das Improvisiren sich verstehen mußten, ebenso erwartete man von jedem echten und rechten Musikus, daß er selber fähig sei, etwas Geschicktes zu erfinden. Dem Schüler war freilich sein eigener Genius der beste Lehrmeister. Diesem folgend, studirte der wißbegierige Autodidakt mit rastlosem Fleiße alle Vocal- und Instrumentalsachen, deren er nur habhaft werden konnte. Er griff zur Geige, zur Oboe und ruhte nicht eher, bis er sämtlichen Factoren des Orchesters ihre Art abgelernt. Zugleich verwertete er als Componist aufs emsigste die solchergehalt gewonnenen theoretischen und praktischen Kenntnisse. Während ihm später von seinen zahllosen Jugendarbeiten sechs dreistimmige Sonaten für zwei Oboen und Baß, die er im zehnten Jahre verfaßt, zufällig wieder unter die Augen kamen, sagte er lächelnd: „Ich componirte damals wie der Tensel, am meisten für die Baß, die mein Lieblingsinstrument war.“ Der Bildungsgang unseres Meisters weist eine überraschende Aehnlichkeit mit dem seines Zeitgenossen, des 1681 in Magdeburg Gebornen Georg Philipp Telemann auf, vielleicht des fruchtbarsten unter sämtlichen Tonsetzern, der so viel geschrieben wie Bach und Händel zusam-

mengenommen. Er hatte im zwölften Lebensjahre schon eine Oper verfertigt, von seinem rastlosen Feuereifer getrieben, bereits als halbwüchsigter Knabe nicht bloß mit dem Clavier, der Violine, der Flöte, sondern auch mit der Oboe, der Traversen, dem Schalümo, der Gambe, dem Contrabaß und der Quintposaune sich bekannt gemacht.

Von einer Reise, die der Hallsche Chirurg 1696 nach Berlin in Begleitung des Sohnes machte, nahm dieser manche neue Eindrücke und Anregungen heim. Der prachtliebende Kurfürst Friedrich III., dem schon die preussische Krone im Sinne lag, und seine Gemahlin Sophie Charlotte, Leibniz' Schülerin und Freundin, ließen es sich angelegen sein, auf dem rauhen Boden der Mark den Segnungen des Geistes eine Stätte zu bereiten. Mit dem Glanz der Wissenschaften und Künste sollte sich ein Hof umgeben, der unter dem großen Kurfürsten nur den militärischen Zuschnitt des ganzen Staates widergespiegelt. Die „philosophische Königin“ war der Musik nicht minder zugethan als der metaphysischen Speculation. Dank der gründlichen Unterweisung, die ihr in Hannover durch Steffani zu Theil geworden, konnte sie sich mit jedem Capellmeister messen. Sie pflegte am Clavier die Concert- und Operaufführungen zu leiten, während Prinzen und Prinzessinnen mit sangen, spielten und tanzten. Ramhafte Virtuosen aus aller Herren Ländern saßen im Orchester. Die ganze künstlerische Herrlichkeit war freilich nur von kurzer Dauer, eine vorchnell gezeitigte Blüthe, die unter dem unmenfeindlichen Regiment des Soldatenkönigs rasch dahinwelkte. Erst ein halbes Jahrhundert später brach für das geistige Leben der preussischen Hauptstadt der wirkliche Frühling an. Lediglich italienische Musik war in Berlin wie damals fast durchweg in Deutschland hofsähig. Der allerhöchsten Gnade erfreuten sich besonders der Clavierspieler Attilio Ariosti und der Componist Giovanni Bononcini. Jener fand außerordentliches Wohlgefallen an dem Hallschen Wunderkinde, stundenlang sah er mit ihm vor dem Instrument. Ganz anders der hochjahrende Bononcini. Wie wenn er ein Vorgefühl davon gehabt, daß ihm in Händel der gewaltige Gegner

heranwüchse, welchen er später in England während eines zehnjährigen erbitterten Kampfes vergeblich wiederzuringen getrachtet, zeigte er bereits dem Knaben nur Kälte und Abneigung. Pries man dessen erstaunliche Fertigkeit auf dem Clavier und im Generalbass, so zuckte er ungläubig die Achseln, und um der redseligen Bewunderung ein Ende zu machen, legte er ihm eine chromatische Cantate mit hinzugefügtem Grundbass vor. Groß war indessen die Beschämung des Italieners, als die schwierige Aufgabe in einer Weise gelöst wurde, die selbst dem gewiegtesten Praktiker nicht zur Unehre gereicht hätte. Der Kurfürst, dem man die Sache berichtet, machte dem alten Händel den Antrag, die Kosten für die weitere Ausbildung des Sohnes, namentlich auch für einen längeren Aufenthalt in Italien, zu übernehmen. Es scheint jedoch, daß die stillschweigend vorausgesetzte Verpflichtung zu lebenslänglichem Hofdienst wenig nach dem Geschmack des Vaters gewesen, dieser auch noch immer die Hoffnung gehegt, sein Georg Friedrich würde trotz Allem die ihm zugedachte juristische Laufbahn dereinst einschlagen. Genug, Beide lehrten nach Halle in ihre bisherigen Verhältnisse zurück. Händel, dem Mattheion später bezugte, er habe „nebst seiner ungemeinen musikalischen Wissenschaft gar seine andere Studia gemacht“, absolvirte die lateinische Schule und ließ sich 1702, treu dem Willen seines schon fünf Jahre früher verstorbenen Vaters, bei der juristischen Facultät immatriculiren. „Es ist ein weiterer Beweis (sagt Chrysander) von dem soliden Grund, auf dem diese Familie ruhte, von der schönen Einigkeit, die in ihr waltete. Das äußere Leben mit dem inneren in Einklang zu bringen, ist das Bestreben jedes kräftigen Menschen, und wie sehr mußte unser Georg Friedrich danach Verlangen tragen. Dennoch hat er solches niemals eigenmächtig oder vorzeitig durchsetzen wollen. Bei allem übermächtigen Genie, das in Händel lebte, hat er seinen Eltern nie durch Geniestreiche kummervolle Nächte gemacht. Erst, als er ein gezeichnetes Alter und jene wunderbare innere Reife erlangt hatte, leutete er mit Aller Einwilligung in die Bahn ein, welche der angeborene Beruf ihm anwies, und versuchte nun, ob's ihm nicht

gelingen wollte, das, was ihm der studiosus juris gelostet, bei der Musik wieder herauszujagen.“

Der jugendfrische Geist, der die seit acht Jahren begründete, rüchrig emporstrebende Friedrichs-Universität beherrschte, war ganz geeignet, eine Fülle der fruchtbarsten Keime in die empfängliche Seele des Jünglings zu senken. Man darf annehmen, daß auf seine Entwicklung die Lehren des Thomasius, des siegreichen Gegners der Hegenbrenner, des beherzten Vorkämpfers für das Recht, das mit uns geboren ist, des echt deutschen Mannes, welcher der Muttersprache die Primat auf dem Rathgeber gewonnen, nicht ohne Einfluß geblieben sind. Ueber das atademische Leben des Meisters hat sich indessen nichts Näheres ermitteln lassen und wir haben es fortan nur noch mit dem Musiker zu thun. Daß er als solcher sich bereits einen Namen gemacht, geht aus der Selbstbiographie Telemann's hervor, der 1701 mit der Absicht nach Leipzig ging, dort lediglich den juristischen Studien obzuliegen, aber unterwegs „durch die Bekanntschaft mit dem damals schon wichtigen Hrn. Georg Friedr. Händel beynahе wieder Notengisift eingefogen hätte“. Nachdem der Eine wie der Andere Alles gethan, den elterlichen Wünschen zu willfahren, mußten sie zuletzt doch der gebieterischen Stimme ihrer Natur Folge leisten. Es kam zwischen ihnen zu einem engen schriftlichen und mündlichen Verkehr, sie tauschten ihre Compositionen aus, förderten und bestärkten sich gegenseitig in dem Streben nach freiem melodischen Ausdruck oder, um mit Telemann zu reden, in der Freude an jenen „muntreeren Tönens“, für welche die damals noch gänzlich in der Abhängigkeit vom Orgelstil besangene deutsche Musik keinen Raum hatte. Gleich dem Freunde in Leipzig fand auch Händel in Halle reichen Anlaß zu schöpferischer Bethätigung. Er schrieb mehrere Hundert Cantaten für die musikalischen Aufführungen, die nach gutem alten Brauch jeden Sonn- und Festtag bald in dieser, bald in jener Kirche veranstaltet wurden. Auch das Organistenamt hat er ein Jahr lang versehen. Er war das ungenannte „luthersche Subject“, dessen Anstellung mit einem Gehalt von sechsundsechzig Thalern

die Prediger und Aeltesten der reformirten Dom- und Schloßkirche in einer an den König gerichteten, den 13. Jan. 1702 datirten Eingabe bejworteten. Mancher seiner Altersgenossen würde diesen Dienst als willkommene Lebensversorgung betrachtet haben. Ihn zog es jedoch unwiderstehlich fort aus der engen, klein-

Vor allen übrigen deutschen Städten zeichnete sich zu Ende des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts Hamburg durch die eifrige Pflege und Gönnerschaft aus, deren sich in seinen Mauern die Tonkunst erfreute. „Es hieß allgemein (bemert Chryzander), von dem, was Deutschland an Poeten, Musikern



Georg Friedrich Händel.

bürgerlichen Heimat nach einem weiteren, anspruchsvolleren Schauplatz. Er hat später, so lange die von ihm zärtlich geliebte Mutter am Leben war, noch häufig in Halle gewohnt, aber immer bloß als Gast. Seine zahlreichen Jugendarbeiten sind bis auf einen kleinen Bruchtheil spurlos verschwunden. Was von ihnen noch übrig, trägt durchweg den Bachauschen Stempel und läßt uns deshalb den Verlust nur in biographischem Interesse bedauern.

und Sängern besitze, seien die sinnreichsten, geschicktesten und trefflichsten dort beisammen; wer seine Sache verstehe, finde hier am leichtesten Beachtung und Brot. Dazu die bunte Welt und das freie Leben.“ Während an den Höfen der Fürsten nur ausländisches Wejen gehegt und geschätzt wurde, fand in der alten Hansestadt unter dem Schutz eines freien, kräftigen Bürgerthums, in der überquellenden Fülle fest begründeten, durch rastlose Arbeit von

Geschlecht zu Geschlecht sich mehrenden Wohlstandes jeder künstlerische Wettkampf mit der Freude, alles frische, fröhliche, von nationalem Geist befeelte Streben und Wagen den günstigsten Boden. Die 1678 errichtete Bühne am Gänsemarkt war die erste, in welcher das deutsche Musikdrama eine Stätte fand. Zunächst gelangten nur geistliche Singspiele zur Aufführung, von 1692 an wurden sie durch die weltliche Oper verdrängt. Für die Mannigfaltigkeit des Repertoires sorgte das unererschöpfliche Talent Reinhard Kaiser's, der, geringe Unterbrechungen abgerechnet, ein Menschenalter hindurch an der Spitze des ganzen Unternehmens stand und die Functionen eines Theaterpächters, Directors und Componisten in sich vereinigte.

Kein gelehrter Musiker, sondern, wie Telemann sagt: „ein Bückling der Natur“, besaß er Alles, dessen die Gesangsbühne bedarf: überschwänglichen Reichthum der melodischen Erfindung, kräftige Friische und geschmeidige Feinheit des Ausdrucks, eine außerordentliche Fähigkeit, das Ohr der Menge zu fesseln, lauten Widerhall in ihrem Gemüth zu wecken. Seine 120 Opern weisen manchen noch heutiger Tags wirklichen Tonfaß auf. Das Theater spielte im geistigen Leben der Stadt eine hervorragende Rolle, es setzte Rath und Bürgerschaft in Bewegung, brachte die Geistlichkeit in Harnisch, gab den Stoff zu endlosen literarischen Händeln, zu einem Wust von Pamphleten, in denen fast durchweg Philisterhaftigkeit und Flegelerei das Wort führen. Das an vielverheißenden Reimen so reiche Hamburger Singspiel blieb ohne jeden Einfluß auf die weitere Entwicklung der Gattung. Sobald die Stimmen der Sänger am Gänsemarkt verhallt, waren auch die Kaiser'schen Partituren verschollen, und erst der Eifer neuerer Forscher hat sie aus dem Versteck der Bibliotheken und Archive hervorgezogen. Als am Ende des achtzehnten Jahrhunderts die nationale deutsche Oper sich die Bühne abermals zu erobern begann, mußte man wieder ganz von vorn anfangen.

Im Sommer 1703 kam Händel nach Hamburg. Mattheson, Sohn eines Accise-einnehmers, damals noch erster Tenorist bei der Oper, außerdem fertiger Orgel-

und Clavierspieler, behender Componist, später Secretär bei der englischen Gesandtschaft und während eines halben Jahrhunderts die gewichtigste kritische Autorität — er hat mehr als fünfzig Bände über Musik geschrieben —, führte ihn in die neuen Verhältnisse ein, verschaffte ihm Lecturen und auch eine Stelle bei der zweiten Violine im Theater-Orchester.

Sie unternahmen den 17. August eine gemeinschaftliche Reise nach Lübeck, machten unterwegs Doppelfugen „da meute, non da penna“ und spielten auf allen Orgeln und Clavieren der Stadt. Bugtuhde, Organist an der Marienkirche, war hochbetagt, eine neue Besetzung des von ihm bekleideten Amtes, des einträglichsten seiner Art in ganz Deutschland, bald zu erwarten, und sie wollten sich darauf hin die Verhältnisse in der Nähe betrachten. Die herrschende Sitte verpflichtete bei solchen Gelegenheiten den Nachfolger, die Wittve oder eine von den noch ledigen Töchtern des Vorgängers zu heiraten. Anna Margaretha Bugtuhde war aber eine überreife Jungfrau, um volle zwölf Jahre älter als der 1681 geborene Mattheson. Durch die Aussicht, sie als Gattin heimzuführen zu müssen, wurde den Freunden die Verwerbung um die Stelle des Vaters gründlich verleidet, zumal dem jüngeren der beiden, dessen Blicke schon sehnsüchtig über die Alpen in das gelobte Land der freien Kunst schweiften. Für alle kleinen Dienste, die ihm in jenen Tagen Mattheson erwiesen, machte sich später der eitle, zänkliche Mann durch Angriffe und Verdächtigungen der gehässigsten Art reichlich bezahlt. Händel rückte bald vom Violinpult zum Dirigentenplatz am Clavier empor. Als eines Tags — am 5. December 1704 — Mattheson in der Aufführung der von ihm componirten „Cleopatra“, nachdem er den Antonius gesungen und zum Schauder und Entzücken des Publikums den Todeskampf des Helden mit großer Naturwahrheit veranschaulicht, ins Orchester herabstieg, um seiner Gewohnheit gemäß selber während der letzten halben Stunde die Leitung der Oper zu übernehmen, wick unser Künstler, der gefälligen Gespreiztheit und gönnerhaften Ueberhebung des Anderen schon längst müde,

nicht von der Stelle. Beim Verlassen des Theaters kam es zwischen den Beiden zu einem heftigen Wortwechsel und sogar zu einem Zweikampf auf offener Straße. Ein gefährlicher Stoß Mattheson's glitt zum Glück an einem breiten Metallknopf auf der Brust seines Gegners ab, der ihn dann mit zerbrochener Klinge heim schickte. Trotz des störenden Zwischenfalls stellte sich bald wieder ein kameradschaftliches Verhältnis her. Händel hat in Hamburg eine Passion nach dem Evangelium Johannis und drei oder eigentlich vier Werke für das Theater geschrieben, die einzigen, die er zu deutschen Worten gesetzt, nämlich „*Almira*“, „*Nero*“ und die zwei Abende füllende Oper „*Florindo* und *Daphne*“. Alle diese Partituren verrathen noch deutlich den Neuling. Es gilt das namentlich von den dramatischen Erstlingen des Componisten, dem hier *Kaiser* und *Scarlatti* die Vorbilder waren. Besondere Gunst fand beim Publikum die *Almira*; sie wurde vom 8. Januar bis zum 25. Februar 1705 zwanzigmal gegeben und erregte *Kaiser's* bittere Eifersucht. Die sinnbestrickende Atmosphäre, die das Theaterwesen zu umgeben pflegt, ließ den Jüngling unangestastet. Trotz aller Leichtfertigkeit und sittlichen Verwilderung rings um ihn her blieb sein Leben makellos. Den Inhalt eines von der Mutter gesandten Geldbrieses schickte er unberührt zurück und fügte noch ein Geschenk hinzu. Händel's künstlerische Erziehung vollendete sich in Italien, wohin er um Neujahr 1707 aufbrach. Er hatte, Dank seinem Fleiß und seiner Sparjamkeit, die für die damalige Zeit recht beträchtliche Summe von zweihundert Ducaten zurückgelegt. Statt sich dem Gefolge eines ihm gewogenen toscanischen Prinzen anzuschließen, zog er vor, aus eigenen Mitteln die Reise zu bestreiten.

Bis auf den heutigen Tag ist Italien das heißbegehrte Ziel deutscher Hoffnung und Sehnsucht. Noch immer pilgern wir über die Alpen, um uns zu erfrischen und zu läutern an den Segnungen einer gütigeren Natur, dem Duft und der Farbenpracht des Südens, den Reizen der Landschaft, der heiteren Lebensfülle und Genußfreudigkeit im Charakter eines Volkes, welches die kräftigere Ursprünglichkeit des Empfindens und den feinfühligere Schön-

heitsinn als Erbtheil der erlauchten Ahnen sich bewahrt, endlich an den auf Schritt und Tritt rings umher verschwenderisch ausgestreuten Schätzen der Kunst, den beredten Zeugen einer mehr als zweitausendjährigen, in der fast ununterbrochenen Arbeit der einander ablösenden Generation sich fortsetzenden Cultur. Nicht bloß unsere Dichter, Musiker, Maler und Bildner, sondern Alle, deren Seele nicht ganz verfunken ist in hausbackene Gewöhnlichkeit, werden in der unmittelbaren Berührung mit dem classischen Boden mehr oder weniger jene innere Wiedergeburt an sich erfahren, welche einfließt in dem allgemein menschlichen wie künstlerischen Entwicklungsgang Goethe's eine so bedeutsame Wendung vorbereiten sollte. Freilich hat es auch zu keiner Zeit an Leuten gefehlt, die von ihrer Wanderung kaum etwas Besseres heimbrachten als die Erinnerung an Hitze, staubige Landstraßen, zänkliche Betturine und theure Wirthshausrechnungen. So versichert uns einer ihres Schlages, der gefeierte Hamburger Dichter Brodes: „Auch ich war um 1703 in Italien; es ist mir aber dort nichts Sonderliches begegnet.“

Mit den italienischen Wallfahrten der deutschen Musiker im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert hatte es nun aber noch seine ganz eigene Bewandniß. Was die Heimat an künstlerischer Anregung und Belehrung bot, konnte nur denjenigen frommen, die ihren Beruf ausschließlich im Dienst der Kirche zu üben gedachten. Die von den gelehrten niederländischen Tonmeistern des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts nach Italien verpflanzten Keime hatten in dem fruchtbaren, für alle Hervorbringung des Schönen so geeigneten Erdreich feste Wurzeln geschlagen, sich dort zu herrlichsten Frühlingspracht entfaltet. Wo auch nur einer jener alten wackeren Sendboten erschienen, da war um ihn eine Schar gelehriger Jünger versammelt gewesen, in deren treuer Obhut und Pflege die Kunst, bisher entweder scholastische Wissenschaft oder rohestes Handwerk, zur folgjamem Willensvollstreckerin der schöpferischen Phantasie, zur freien, vom Widerstreichen des Ideals umflossenen und durchsuchten Kunst erwuchs. Aus den ihr in Rom, Venedig, Toscana, Neapel gegrün-

deten Schulen verbreitete sich die Freude an den Tönen über das ganze Land. Die italienische Cultur war der aller anderen Nationen um Jahrhunderte vorangeeilt. Das Volk, das von den Römern stammt, hatte den geistigen Zusammenhang mit dem Alterthum nie gänzlich verloren. Es ist das erste gewesen, das den Weg zur griechischen Literatur, der vornehmsten Quelle aller humanen Bildung, wiedergefunden. Die aufgehende Sonne der Renaissance weckte auf sämmtlichen Gebieten des Geistes eine Fülle frihen, jungen Lebens. Ihren Licht- und wärmependenden Einfluß spürte aber nicht am wenigsten gerade diejenige Kunst, von der die Hellenen auch kein einziges sinnfälliges Denkmal der Nachwelt hinterlassen. Mancher beredete Mund aus ihrer Mitte hat uns gekündet, in wie hohen Ehren die Musik bei ihnen gestanden; allein spurlos verhallt sind die Klänge, welchen das zur Feier seiner Feste versammelte Griechenvolk gelauscht. Je unbestimmtere, verschwommener und doch zugleich idealere Vorstellungen man vom antiken Tonwesen hatte, um so freier war das Feld, um so erfinderischer und wagemuthiger das durch keine unmittelbaren Vorbilder eingeengte und gegängelte Streben. Am überschwänglichsten offenbart sich die Schöpferkraft des Menschengenies, während er einen bisher noch unberührten Stoff ergreift. Der musikalische Genius der Italiener, der in kürzester Frist für alle vocalen und instrumentalen Gattungen die Grundformen festgestellt, hatte damit etwas der innersten Natur nach durchaus Neues mit jaunenswerther Sicherheit in die Erscheinung gerufen. Deshalb wollte auch schon Heinrich Schütz — einer der ersten in der langen Reihe deutscher Tonkünstler, die zu den Füßen der venetianischen und römischen Meister geseßen — seine Landsleute „an die von allen vornehmsten Componisten gleichsam Canonisirte Italienische Classicos Autores“ gewiesen haben, denn „deren unvergleichliche Opera werden denenjenigen, die solche absetzen und mit Fleiß sich darinnen umbsehen, in einem und dem anderen Stylo als ein helles Licht fürleuchten“.

Man könnte fast behaupten, daß diejenige Gattung, in welcher der musikalische Productionsdrang des für die Darstellung

des Schönen so hochbegabten Volkes am vollsten und nachhaltigsten sich bethätigen sollte, ihm von Haus aus als unbewußtes Ziel vorgeschwebt. Unter den denkbar günstigsten Verhältnissen kam in Florenz um das Jahr 1600 die Oper zur Welt. Die köstlichsten Geschenke hatten die Majen ihrem jüngsten Kinde in die Wiege gelegt: eine mit Wohlthat getränkte, durch erlauchte Dichter geklärt und verfeinerte Sprache, eine hochentwickelte, auf zahllosen Bühnen gepflegte Schauspielkunst, fest umschriebene dramatische Charaktere, gefangenslustige und gefangensindige Reben in Hülle und Fülle, endlich die ausgestaltete Melodie, den süßen Kern des gesammten Tonwesens. Während die aus der Vereinigung aller dieser wie von selbst einander zustrebenden Elemente hervorgegangene Schöpfung immer ausschließlich die Phantasie der italienischen Poeten und Musiker beherrschte, sich deren bestes Vermögen zugeeignet, fehlte es in Deutschland geraume Zeit an jeder für das Gedeihen der Oper nothwendigen Verbindung. Da war noch keine classische Literatur, welche für die Schöpfungen der Schwesterkunst die Sprache urbar gemacht hätte. Mehrere Menschenalter hindurch zeigte dieie die Brandmale, die ihr der große Krieg mit rauher Faust aufgedrückt. Unselig, ungelent, verkommen, zu einem barbarischen Gemisch durch die Abfälle entstellt, welche das fremde Söldnervolk zurückgelassen, mußte sie sich damit begnügen, nur für die nächsten Zwecke des täglichen Lebens die nothdürftige Vermittlerin abzugeben. Auf der Bühne tummelten sich die wandernden Schauspielertruppen. Je roher die Zurichtung war, in der sie ihre dem Ausland entlehnten Stücke dem Publikum darboten, um so sicherer durjten sie auf dessen Beifall rechnen. Was Deutschland aus eigenen Mitteln an Kunstgesang aufzubringen vermochte, kam lediglich dem Gottesdienst zu statten. Die vorzeitige Blüthe des Hamburger Singspiels erscheint unter solchen Verhältnissen ebenso wunderbar wie ihr rasches Dahinwelken erklärlich.

Au dem ehemals alle Culturstätten überschattenden Baum der italienischen Tonkunst ist gegenwärtig die Oper der einzig grüne Zweig. Sie fuhr fort, immer neue Nahrung aus dem unvergänglichen

Vorn der Melodie zu schöpfen, nachdem schon längst die gesammte Kirchen-, Orchester- und Kammermusik im Mutterlande der Schönheit so gut wie heimatlos geworden. Dennoch pflegen in dem Entwicklungsgang unserer modernen Theatercomponisten die Lehr- und Wanderjahre jenseits der Alpen zu fehlen, und das hat seinen guten Grund. Die italienische Bühne, für Händel, Haffa, Gluck, Mozart die hohe Schule des dramatischen Gesanges, nimmt im heutigen Tonleben eine weit bescheidenere Stelle ein. Sie sah nicht nur neben sich in der französischen und deutschen zwei jüngere Schwestern fröhlich emporwachsen, sondern trug auch seit dem Beginn unseres Jahrhunderts ein überwiegend nationales Gepräge. Namentlich der letztere Umstand ist von Gewicht, denn die Wiedergeburt, deren sie durch ihn theilhaftig geworden, konnte sich lediglich auf Kosten ihrer univervalen Bedeutung vollziehen. Mit dem aus dem Volkstum und ihr zugeführten Realismus und Sensualismus war die edle Plastik, der vorbildliche Charakter, die Gemeingültigkeit der von ihr einst geschaffenen Formen und Ausdrucksweisen schlechterdings unvereinbar. Wohl haben auch noch Rossini, Bellini, Donizetti, Verdi im Norden und Westen vielstimmigen Widerhall geweckt, aber was will die von ihnen geübte Einwirkung heißen gegenüber der kunstgeschichtlichen Mission jener alten Meister, deren Werke zwar längst Staub und Moder geworden, die jedoch als echte Pfadfinder im grenzenlosen Reiche der Phantasie der ganzen weiteren Entwicklung Richtung und Ziel gewiesen! Ihnen gebührt der unvergängliche Ruhm, von dem gesammten Darstellungsmaterial Besitz ergriffen, es geläutert, geschmeidigt, den Geboten des künstlerischen Willens dienstbar gemacht zu haben. Die italienische Oper hatte damit ihre vornehmste Aufgabe erfüllt. Nachdem sie die dem musikalisch-dramatischen Gestaltungsdrang entsprechenden Formen ausgebildet, war es ihr beschieden, von dem bisher erstrebten classischen Ideal sich immer mehr zu entfernen, um nun dafür die Wurzeln desto tiefer in den heimischen Boden zu senken.

Händel's dreijährige italienische Wanderung ist eine Periode ungetrübten Glückes, ein langer sonniger Frühling gewesen.

Alles, was in der jugendlichen Künstlerseele während dieser Zeit sich geregt, geleimt, erblüht, sollte später zur reichsten Ernte ausreifen. Von einem Ende zum anderen hat er das Land durchstreift. Florenz und Bruevig, Neapel und namentlich Rom, wohin es ihn immer wieder zog, stritten sich um den hochwillkommenen Gast. Kunst und Natur, Menschen und Dinge überschütteten ihn wetteifernd mit einer Fülle der fruchtbarsten Anregungen und Eindrücke. Wo er erschien, öffneten sich dem *caro Sassone*, dem unvergleichlichen Meister auf der Orgel und dem Clavier, die Pforten der Paläste und die Herzen ihrer Bewohner. Auf den Händen trug ihn die vornehme italienische Gesellschaft, damals die gebildetste und anziehendste der Welt. Ihr Mittelpunkt war die 1690 in Rom gegründete „Arcadia“, jene berühmte Schäfer-Akademie, in welcher künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen mit den liebenswürdigsten Umgangformen und aristokratischem Lebensgenuß zur heitersten Harmonie sich vereinigten. Vier Päpste gehörten ihr an, sämtliche Cardinäle, der König von Portugal, der Kurfürst von Bayern, der König und die Königin von Polen, die Großherzogin von Florenz, viele italienische Fürsten, Grafen und Edle nebst ihren Frauen, hohe geistliche und weltliche Würdenträger, die nachhaftesten Gelehrten und Künstler. Allein in Rom zählte die „Arcadia“ über sechshundert Mitglieder, in ganz Italien fünfzehnhundert. Gleich bei seiner Ankunft in der ewigen Stadt gerieth Händel mitten unter die Schärer und Schärerinnen, die in des Marchese Ruspoli schattigem Garten am Monte Esquilino sich zu versammeln pflegten. Sie machten ihm nicht allein Rom zur zweiten Heimat, ihr Ansehen und ihre Empfehlungen bahnten ihm auch in Florenz und Neapel die Wege. Alle Kränze, die das Schicksal seinen Auserwählten bereitet hält, häuften es mit königlicher Freigebigkeit auf das Haupt des zweiundzwanzigjährigen Künstlers. Cardinäle und Edle dichteten Loblieder zum Preise des deutschen Apoll, und manches schöne Auge blickte bewundernd und verlaugend zu dem blonden hochgewachsenen Fremdling empor. Zu den Lorbeeren, die er als Spieler und bald auch als Componist erntete, fügte die

Liebe ihre Rosen. Einige Spuren deuten auf eine Herzengeschichte, die ihm die Trennung von seinem geliebten Rom noch schwerer machte. Da jedoch sämtliche Einzelheiten bis auf den Namen und Stand der Dame, wahrscheinlich einer Schäferin der Arcadia, in Dunkel gehüllt sind, ist hier alles Weitere unserer Phantasie überlassen. Wie in Hamburg, so blieb Händel auch in Italien gegen alle Gefahren und Verlockungen gefest, die ihn in der sinnbetörenden Welt der Lampen und Couffissen auf Schritt und Tritt umgaben. Die damals achtzehnjährige Vittoria Tesi, später eine der gefeiertsten Gesangsgrößen, deren aufblühendes Talent zu seinen glänzenden Theatererfolgen in Florenz und Venedig nicht wenig beigetragen, verschwendete an ihn umsonst die Beweise ihrer Gunst. Gleich ihr vermochte keine Armide diesem Minald etwas anzuhaben. Noch eine andere Versuchung war an seinem geraden ehrlichen Sinn gescheitert. In Rom bemühte man sich, ihn für die alleinseigmachende Kirche zu gewinnen. Aber schon die ersten auf dies Ziel gerichteten Fragen und Andeutungen wies er mit der treuherzigen Erklärung zurück, er besäße weder Gedicht noch Verus zu dogmatischen Speculationen, soviel müsse er jedoch versichern, daß er festiglich entschlossen sei, Zeit seines Lebens in demjenigen Bekenntniß zu verharren, welchem er durch den Glauben seiner Eltern und die Taufe angehöre.

Noch in weit höherem Maße als alle dem jugendlichen Meister zu Theil gewordenen Zeichen der Liebe und Bewunderung mußte ihn die Wahrnehmung beglücken, wie sein Genius in der Verührung mit der sonnigen Kunst des Südens emporwuchs und erstarkte. Mehr und mehr streifte er ab, was ihm von steifem, eckigem, scholastischem Wesen aus der deutschen Organistenschule bisher angehaftet, immer freier und leichter fügten sich seine Töne in die fließenden Linien der Schönheit. Zur Würde gesellte sich die Anmuth, zum Ernst die Weichheit und Milde. Händel hat zwei Opern in Italien geschrieben, „Rodrigo“ und „Agrippina“, die eine für Florenz, die andere für Venedig. Die Laguneustadt gab zu jener Zeit in Sachen des Theaters etwa ebenso den Ton an wie henti-

gen Tages Paris. Sie war die Königin des Luzzù, der Mode des high life, das Stelldichein einer aus aller Herren Ländern herbeigeeströmten erlesenen Gesellschaft, die wichtigste Station auf den Erziehungsreisen der Prinzen und des jungen begüterten Adels. Von ihr allein wurden drei Gesangsbühnen unterhalten, deren Repertoire die berühmtesten Meister, Alessandro Scarlatti, Antonio Votti und viele Andere, mit Reuigkeit versorgten. Manche auswärtige Potentaten gehörten zu den Logenabonnenten, so z. B. bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Fürsten aus dem Hause Braunschweig-Hannover. In der ganzen musikalischen Welt hallte der von den Venetianern der „Agrippina“ gespendete Beifall wieder. Die Hamburger erinnerten sich 1708 mit Stolz ihrer durch mehrere Jahre „dem anigo in Italien so hochbeliebten und berühmten Mons. Händeln“ erwiesenen Gastfreundschaft. In Rom und Neapel entstanden außer zahlreichen Cantaten und Chansons bereits einige Arbeiten, jener Gattung angehörig, welcher der Meister für alle Zeit den Stempel seines eigensten Wesens aufgeprägt. Er hat „La resurrezione“ als Oratorium, „Il Trionfo del Tempo e del Disinganno“ und „Aci, Galatea e Polifemo“ als Serenaden bezeichnet, weil der erstere Name nur für biblische Ländichtungen üblich war. Von dem sicilianiischen Schäferspiel wird noch weiterhin die Rede sein. Die andere Serenade ist in drei verschiedenen Redactionen auf uns gelangt. Für eine 1737 in London stattgehabte Aufführung von Neuem hervorgehoben und überarbeitet, erhielt sie wiederum zwanzig Jahre später ihre endgültige Gestalt und mit dem nunmehr englischen Texte den Titel „The Triumph of Time and Truth“. Im Hinblick auf dies Oratorium ruft Chrysander aus: „Unter den vielen persönlichen Bezügen der Händel'schen Muße, die so unmittelbar zum Herzen sprechen, ist dieser nicht der geringste, daß das idealste und reinste Werk aus seiner Jugend auch der Schlusstein seiner großen Kunstthaten werden sollte. Er arbeitete zu allerlezt daran in den wenigen lichten Augenblicken, die die Tage seiner Blindheit erhellten, bis in sein zweiundsiebzigstes Jahr, und führte es auf im dreiund-

siebzigsten, 1757. Der Grundstock der alten Gesänge ist beibehalten, doch etwa der dritte Theil des Ganzen theils aus anderen Werken gezogen, theils ganz neu gesetzt; er findigte es auch an als „aus dem Italienischen genommen mit verschiedenen neuen Zusätzen und Aenderungen“. Gleichsam wie von selbst ging es in englische Sprache über, und ebenso mühelos nahm es die vollere oratorische Gestalt an. Nun erst ist es so geworden, daß man dabei ausruhen mag.“

Händel wurde 1710 zum kurfürstlich hannoverschen Capellmeister ernannt. Sein Amtsvorgänger Agostino Steffani und Baron Kielmannsegg, deren Bekanntschaft er in Venedig gemacht, vermittelten die Anstellung. Unter den Arbeiten des ersteren ragen besonders die Kammerdramme als wahre Cabinetstücke ihrer Art hervor. Steffani, geb. 1655, verband mit vielseitigem Wissen und Können die feinen, geschmeidigen Formen des vollendeten Weltmannes. Für den geistlichen Beruf ursprünglich bestimmt, hatte er die kanonischen Weihen empfangen. Seine ausgebreitete Bildung, persönliche Liebenswürdigkeit, wie namentlich seine in Sachen des Glaubens stets an den Tag gelegte duldsame Gesinnung gewannen ihm Leidniß-Freundschaft. Solche Katholiken schwebten dem Philosophen vor, während er an dem Veröhnungswerk zwischen den drei christlichen Confassionen arbeitete. Dem hannoverschen Hof machte sich der italienische Abbate nicht nur als Musiker, sondern auch als gewandter Diplomat werth und nützlich. In der Hierarchie hat er es später bis zum Bischof in partibus infidelium, im Staatsdienst zum kurfürstlichen Geheimrath gebracht. Ehe Händel vom neuen Wirkungskreis Besitz ergriff, stattete er — wie im sicheren Vorgefühl, daß seines Bleibens in Deutschland nicht lange sein würde — jenem Volke einen Besuch ab, in dessen geistigem Leben und Schaffen ihm fortan eine der hervorragendsten Rollen zufallen sollte. Die erste für London (er traf dort im Spätherbst 1710 ein) geschriebene Oper war der „Rinaldo“. Nur vierzehn Tage hatte die Arbeit an dem Werke gedauert. Es fand außerordentlichen Beifall, wurde bis zum 2. Juni 1711 nicht weniger als fünfzehnmal gegeben und soll dem Ver-

leger der Gesänge 1500 Pfund eingebracht haben. Im Vorwort zum Libretto klagt dessen Verfasser: „Der Herr Händel, der Orpheus unserer Zeit, hat mir bei seinem Componiren kaum Zeit gelassen, den Text niederzuschreiben.“ Nachdem der Meister etwa ein Jahr lang seinen Dienst in Hannover versehen, zog er abermals über den Canal, um von nun an den deutschen Boden immer bloß als flüchtiger Gast wieder zu betreten. Während der ganzen Folgezeit hat er nur noch ein einziges Werk vollendet, zu welchem ihm die Muttersprache die Worte geliefert. Mit der von ihm 1717 in Rußland gesetzten Passion des Hamburger Dichters und Rathsherrn Brodes — Kaiser, Telemann und Mattheson haben denselben Text componirt — trug er der Stadt für alles Gute, das er ehemals in ihr genossen, seinen Dank ab.

Wohl dürfen die Engländer Händel den Ihrigen nennen. Er hat nicht allein fast durch ein halbes Jahrhundert in ihrer Mitte gelebt, und zwar seit 1726 als vollberechtigter, durch Reichthum des Oberhauses naturalisirter Brit — auch nur bei ihnen, im Schoße eines großen freien Volkes gegenüber einem nach Tausenden zählenden Publikum, in hellster, weitester Oeffentlichkeit konnte die Kunst gedeihen, wie er sie verstanden und geübt. In Deutschland war zu jener Zeit kein Raum für Künstler seines Schlages, der ganze Zuschnitt des Lebens, innerlich und äußerlich betrachtet, viel zu knapp, kleinlich und spießbürgerlich, um dem auf die Darstellung des Schönen gerichteten Drang der Phantasie Licht und Lust für seine holden Gebilde zu gewähren. Das gesammte Dichten und Trachten der Menschen galt hier dem Kampfe um das nackte Dasein. Von allen idealen Gütern hatte unser Volk nur die Gewissensfreiheit aus dem großen Kriegsbrande gerettet. Was die Gemüther über die gemeine Noth und Sorge erhob, war lediglich der so schwer erkämpfte Glaube, der trostreiche Ausblick zu einer durch ihn verbürgten besseren Welt. geraume Zeit hat darum auch die wiedererwachende deutsche Kunst ihre einzige Nahrung aus dem Gedanken- und Empfindungsgehalt der Reformation geschöpft. Die zahlreichen Fürstenthümer umgaben sich zwar mit einem gewissen gei-

stigen August, aber die von ihnen gepflegten ergötischen Bierpflanzen blieben Treibhausgewächse, die allein für die vornehme Gesellschaft blühten und dufteten, an denen das im Schweiß seines Angesichts arbeitende Volk keinen Theil gehabt. Dem deutschen Musiker fehlte bis tief hinein in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts das Publikum. Wie mächtig er auch die Stimme erhob, auf irgend welchen volleren Widerhall durften seine Töne nicht zählen. Daheim hatte er die Wahl, entweder gleich dem großen Thomaner Cantor in genügsamer Bescheidenheit seinem Gott und dem eigenen Genius zu dienen oder in den Brunnfällen der landesherrlichen Paläste den geliebtesten Italienern und Franzosen den Vortritt zu lassen. Wen es wie unseren Meister trieb, zu den Massen zu reden, der mußte ins Ausland gehen. Wir haben gesehen, daß einst dem Jüngling die Orgelbank zu eng und niedrig gewesen. Der stolze, unabhängige Sinn des zum Wohlgefühl seines Vermögens gelangten Mannes konnte nimmermehr den ihm gemäßen Beruf in der täglichen Sorge für den musikalischen Zeitvertreib des hannoverschen Hofes finden.

London hatte bereits an Wohlstand, Umfang, an Fülle und Mannigfaltigkeit großstädtischen Lebens sämtliche Metropolen des Festlandes weit überholt. Alle Elemente, aus denen sich noch heutigen Tages die englische Gesellschaft aufbaut, waren schon damals zu ihrer naturgemäßen Entwicklung und harmonischen Ausgleichung gediehen. Um den Thron ein Adel mit fürstlichem Einkommen und fürstlichen Ansprüchen und um diesen wieder ein freies, starkes Bürgerthum, aus dessen Reihen er sich fort und fort erneuerte, wie auch in sie seine jüngeren Söhne zurücktraten. Die Sprache war durch Jahrhunderte von dem Geist hervorragender Dichter und Denker befruchtet worden, ihr hatte der größte Genius, der je im Reiche der dramatischen Poesie gewaltet, unverfälschte Spuren aufgeprägt. Voll Sang und Klang ist ebendies dieselbe Insel gewesen, die gegenwärtig fast ihren gesammten Musikbedarf aus der Fremde beziehen muß. Nationale Weisen, so reich an Zahl und Gehalt wie die alten englischen und schottischen Lieder, konnten lediglich dem Munde eines musi-

kalisch gearteten Volkes entströmen. Bei keinem Dichter finden wir die Tonkunst häufiger erwähet und lauter gepriesen als bei Shakespeare. Diese hätte aber nimmermehr den bevorzugten Platz in seinem Herzen und in seinen Werken eingenommen, wäre sie nicht damals heimatliches Gewächs gewesen. Zu einer Zeit, da in Deutschland der weltliche Chorgesang kaum die ersten unbeholfenen Versuche gemacht, sich aus dem lastenden Bann des Kirchenlieds zu lösen, begegnet uns unter den englischen Madrigalen eine Reihe der zartesten, düstigsten Gebilde: Wein-, Tanz- und Liebeslieder, die mit geschmeidiger Freiheit und Zierlichkeit der Formen köstliche Frische des Ausdrucks verbinden. Henry Purcell, der Orpheus Britannicus, geb. 1658, gest. 1695, hat nicht nur Handel zu seinem Utrechter Le-Deum das Vorbild geliefert, er ist auch auf dem dramatischen Gebiete als der unmittelbare Vorläufer unseres Meisters zu betrachten. Gleich diesem an den Italienern geschult, trachtete er mit dem ihnen entlehnten Rüstzeug Werke von selbständiger Bedeutung zu schaffen. Er war ein hochbegabter Componist und dabei ein nachdenklicher Künstler, der wie später Gluck die innersten Beziehungen zwischen Poesie und Musik sich klar zu machen versuchte. Seine Aeußerungen über diesen Punkt zeugen von einem hellen, weiten beweglichen Geiste. Wohl darf man es eine seltsame kulturgeschichtliche Erscheinung nennen, daß der Quell der Töne, der einst so fröhlich im Herzen des englischen Volkes gesprudelt, nun schon längst gänzlich versiegt ist. Offenbar sind hier dieselben Ursachen im Spiele, durch welche die Heimat Shakespeares der für jede Art dramatischer Production unfruchtbarste Boden geworden. Die Sorge um Hab und Gut, um Macht und Einfluß nimmt dort ausschließlich die besten Kräfte in Anspruch. Vor dem Getümmel des Weltmarktes, den rasselnden Fabriken, dem endlosen politischen Parteihader sind die Mäusen geflohen und mit ihnen ihr ganzes buntes Gefolge aus dem holden Traumreich der Phantasie.

Handel hat 1712 bis 1715 vier italienische Opern vollendet: „Il Pastor Fido“, „Theseus“, „Silla“ und „Amadis“. Sein

erstes, zu englischen Worten gesetztes Werk ist das *Utrechtter Te-Deum* aus dem Jahre 1713. Noch viermal hat er später den nämlichen Text componirt, zuletzt 1743. In dem gewaltigen *Dettinger Te-Deum*, dem bis auf den heutigen Tag unübertroffenen Muster der Gattung, fanden diese Arbeiten ihren Abschluß. Der hannoversche Hof vermerkte es sehr übel, daß sein Capellmeister an keine Rückkehr dachte, daß er sogar gewagt, statt sich daheim nützlich zu machen, in einer Geburtstagsode die jenem äußerst verhaßte Königin Anna als Friedensstifterin zu feiern. Händel's Stellung in London schien deshalb gänzlich unhaltbar geworden, nachdem die englische Krone den Wesen zugefallen. Die Aufführung seiner sogenannten Wassermusik, mit der er auf *Rielmannssegge's* Rath König Georg I. bei Gelegenheit einer Theresenfahrt überraschte, gewann ihm jedoch von Neuem dessen volle Gunst. Er leitete nun wieder die Hofconcerte, unterrichtete auch täglich die jungen Prinzessinnen auf dem Clavier und im Contrapunkt, während ihm sein bisheriger Gehalt von zweihundert Pfund verdreifacht wurde. Zu den eifrigsten Gönnern unseres Meisters gehörte der prachtliebende Herzog von *Chandos*. Seine mit dem verschwenderischsten Luxus ausgestattete, nur neun englische Meilen von der Hauptstadt gelegene Villa, in der er auf fürstlichem Fuße lebte, war ein Sammelplatz der vornehmen Gesellschaft. Die dort veranstalteten Feste und Aufführungen wurden regelmäßig in den Londoner Blättern angeündigt. Händel, mehrere Jahre lang des Herzogs Hausgenosse, trug durch sein Orgelspiel und seine Compositionen nicht wenig bei, den künstlerischen Glanz der kleinen Residenz zu erhöhen. Er schrieb für *Cannons* 1717 bis 1720 zwölf Anthems (der Name bezeichnet eine Mischgattung von *Notette* und *Cantate*), die Vorläufer seiner großen alttestamentlichen Tondichtungen, sein erstes Oratorium „*Eithier*“ und „*Acis und Galathea*“. Mit der oben erwähnten, in *Neapel* entstandenen *Serenade* hat das letztere Werk kaum mehr als den Titel gemein. War jene noch gänzlich besungen in der Abhängigkeit von den italienischen Vorbildern, so ist in dieses mit den englischen Worten ein neuer Geist eingezo-gen. Die Formen

sind weit breiter, der Ausdruck gefättigter, die Gesänge der Solostimmen von Chorsätzen umrahmt.

Unser Tondichter stand jetzt im sechs- unddreißigsten Jahre, fast die volle erste Hälfte seines Lebens lag hinter ihm, und mit stolzer Gemuthung durfte er auf sie zurückblicken. Versucht und bewährt hatte er sich bereits auf sämmtlichen Gebieten musikalischen Schaffens und Gestaltens, als *Orgel-, Clavier- und Orchestercomponist*, im sinnbethörenden *Zauberkreis* der Bühne wie im ernstesten *kirchlichen Priesterdienst* der dem Höchsten und Heiligsten zugewandten Muse. Wir sahen ihn den durch seinen Genius gewiesenen Weg ruhigen, festen Schrittes verfolgen, sind Zeugen einer Entwicklung gewesen, die durch ihre Harmonie und Gesetzmäßigkeit das reinste Wohlgefühl im Beschauer hervorruft. Auch an äußerem Lohne jeder Art hatte es dem Meister bisher nicht gefehlt. Unabhängig von den Launen eines Brotherrn, an kein Amt geschmiedet, sondern als freier Künstler die Kunst übend, von der Aristokratie der Geburt und des Geistes geehrt, viel umworden, gleich einem der Ihrigen betrachtet, war er weit über die Häupter aller seiner Berufsgenossen in Deutschland zu den sonnigen Höhen des Glücks emporgestiegen. Strenge innere Folgerichtigkeit gewahren wir nun zwar im ganzen Verlauf dieses Lebens, aber seine zweite Hälfte, obschon mit einer Periode hellsten Glanzes beginnend, ist doch voll Kämpfe und Bedrängnisse gewesen. Wenn Händel's gesammte Kraft zunächst durch die Oper in Anspruch genommen wurde, so dürfen wir darin kein Abirren von der ihm vorgezeichneten Bahn erblicken. Seine künstlerische Mission, den Aufbau des *Oratoriums*, vermochte er nur zu vollenden, nachdem er Besitz vom musikalischen Drama ergriffen, dessen Darstellungsmaterial sich gänzlich zu eigen gewonnen. Keine andere Schule konnte ihm so förderlich sein wie diese, gar nicht hoch genug anzuschlagen ist der Erwerb, den er ihr verdankt. Sie bot ihm das *Recitativ*, die *Arie*, den mehrstimmigen Gesang, kurz alle von ihr ausgebildeten Formen als geschmeidige Ausdrucksmittel dar, machte ihn aufs innigste vertraut mit der Natur des herrlichsten, aber auch eigenwilligsten unter sämmtlichen Klangwerkzeugen, mit

dem Wesen und der Leistungsfähigkeit der menschlichen Seele, gab deren unbefchränkte Herrschaft über die Herzen in seine Hand, lehrte ihn endlich jene Klarheit und Gemeinverständlichkeit der Gestaltung, durch welche er der gewaltige Volksredner in Tönen, ein so siegreicher Führer und Beweger der Massen geworden.

Ein regelmäßig wiederkehrendes sociales Uebel ist der krankhafte Durst nach mühe-losem Gewinn und ungebändigtem Genuß, der in gewissen Perioden die menschliche Gesellschaft überfällt. Diese geistige Epidemie pflegt gewöhnlich dann auszubrechen, wenn durch irgend ein großes weltgeschichtliches Ereigniß Friede, Wohlstand und Gedeihen auf längere Zeit verbürgt scheinen. Wir selbst haben es noch eben erlebt, wie das Goldfieber bis in das innerste Mark unseres Volkes gedrungen, unmittelbar nachdem sich ihm mit dem neuen errichteten Reiche der schönste Traum deutscher Hoffnung und Sehnsucht verwirklicht. In jenen Tagen, da die Krönung Georg's I., die durch sie rechtlich und thatsächlich bekräftigte Ausschließung der Stuart's den schweren Sorgen um die Sicherheit des Staates und der Verfassung zunächst ein Ende gemacht, bot England ein ganz ähnliches Schauspiel dar. Alle Schichten der Gesellschaft riß die wilde Jagd nach dem Glück mit sich fort, die kleinsten Leute und den höchsten Adel, ja sogar Glieder der königlichen Familie, wie den Prinzen von Wales, der gelegentlich 40000 Pfund als Gründerslohn einheimste. Die Börse schien das Herz der Nation zu sein, Schlag auf Schlag wurden gewaltige Massen neuer Spielpapiere ausgeboten, zahllose Handels-, Colonisations-, Minen-, Industrie- und Baugesellschaften, eine prahlerischer und phantastischer als die andere, ins Leben gerufen. Zu den schillerndsten Blasen, welche die wunderliche Zeit aufwarf, gehörte die königliche Akademie der Musik, ein Theaterunternehmen, das sowohl die Gewinn- wie die Vergnügungssucht der dabei Betheiligten befriedigen sollte. Ein auf 50000 Pfund bemessenes, in Jahresraten einzuzahlendes Gründungs-capital war durch Zeichnungen zusammengebracht. Die Actionäre hatten den Anspruch auf einen Platz und erhofften zugleich fette Dividenden. Noch in manchem anderen

Betracht war die neue italienische Gesangsbühne in Haymarket ein zwitterhaftes Geschöpf. Weil der König einen Jahreszuschuß von 1000 Pfund verheißt, der Lord of the King's household als Governor den Vorsitz im Directorium hatte, durfte sie sich The Royal Academy of Music nennen. Sie war jedoch nicht weniger als ein Hoftheater nach unseren Begriffen. Dem Charakter eines solchen entsprach weder ihre Entstehung, der dieser anhaftende geschäftliche Beigeschmack, noch die Art der Verwaltung, die in den Händen eines jährlich gewählten, aus dem Body-Governor, dem Treasurer und vier- undzwanzig Directoren bestehenden Ausschusses lag. Giovanni Bononcini, Attilio Ariosti und Händel theilten sich in die musikalische Leitung und versorgten das Repertoire mit neuen Werken. Geeignete Gesangskräfte waren in Dresden und Düsseldorf durch unseren Meister geworden. Er erkreute im Herbst 1719 den sächsischen Hof mit seinem Clavierpiel und empfing, glücklicher als Bach, der ein Jahr vorher bei gleichem Anlaß leer ausgegangen, einen Ehrensold von hundert Ducaten.

Die königliche Akademie für Musik wurde am 2. April 1720 eröffnet. Zu ihren Sternen gehörten Francesca Cuzzoni, die goldene Leier genannt, der Castrat Senesino und seit 1726 die schöne Faustina, die bekanntlich später als Gattin des kurfürstlichen Capellmeisters Haffe und Geliebte seines Herrn eine so einflußreiche Rolle in Dresden gespielt. Jene beiden erhielten je 2000 Pfund, die andere 2500 Pfund für die Saison. Zunächst erlebte die Akademie goldene Tage; von allen übrigen Theatern aufs heftigste gehaßt und beneidet, bildete sie einige Jahre lang den glänzenden Mittelpunkt in den öffentlichen Lustbarkeiten der englischen Hauptstadt. „Unsere jetzigen Vergnügungen anlangend (schrieb Gay den 3. Febr. 1723 an Swift), ist Alles ausschließlich musikalisch; ich meine, lauter Fiedeln, Violoncellen und Oboen, keineswegs poetische Harfen, Oren und Flöten. Keiner darf sagen: ich singe, ausgenommen Eunuchen und Italienerinnen. Jedermann ist jetzt ein so großer Kenner von der Musik, als man es zu Ihrer Zeit von der Poesie war; und Leute, die nicht eine Melodie

von der andern zu unterscheiden wissen, disputiren täglich über die verschiedenen Stile von Händel, Buononcini und Urtisio. Homer, Virgil und Cäsar sind jetzt vergessen oder wenigstens um ihr Ansehen gekommen; denn in allen gebildeten Gesellschaften Londons kommt man täglich darin überein, Senesino für den größten Mann zu erklären, der jemals lebte.“ Der Briefschreiber hat später seinen Landsleuten die sogenannte Bettleroper (Beggars Opera) beschriftet, die, am 29. Jan. 1728 zum ersten Male aufgeführt, zahllose Wiederholungen erlebte. Ein derber, übermüthiger, nach den verschiedensten Seiten hin scharfe Geißelhiebe austheilender Humor frohlockte in diesem, mit allbekanntem volkstümlichen Weisen, Märchen, Tänzen, Gesellschaftsliedern, uralten Balladen und neuesten Gassenmelodien reichlich durchflochtenen musikalisch-dramatischen Nummernschanz. Verhöfnet werden die Walpole'sche Mißregierung, das politische Parteigezänk, die Laster und Modethorheiten des Adels, namentlich auch die fashionable Tollheit der Castraten- und Primadonnenbegeisterung. Den Verfall seiner Kunst, die gegen sie an den Tag gelegte Gleichgültigkeit beklagend, ruft der Schauspieler Colley Cibber aus: „Die ganze Species italienischer Sänger ist von einem so angeborenen phantastischen Hochmuth und solcher Caprice befallen, daß eine vernünftige Leitung derselben (wenigstens hier in England) fast unmöglich ist. Durch diese Gemüthsart geriethen unsere musikalischen Affairen zu einer Zeit, als wir noch nicht durch Schaden klug gemacht waren, in eine Verwirrung, aus welcher kein Ausweg schien. Wer hat seiner Zeit nicht darüber gelacht! Aber noch lächerlicher war, daß diese kostbaren Canarienvögel zeitweilig die ganze Körperchaft unserer Musikliebhaber ansteckten. Damen verweigerten einander den Besuch, weil sie verschiedenen musikalischen Parteien anhängen. Cäsar und Pompejus brachten die Römer nicht in hitzigere Theilstellungen als ihre heroischen Landsmänninnen Faustina und Cuzoni unseren musikalischen Staat.“ Am 6. Juni 1727 geriethen die beiden in heftigster Eifersucht gegen einander entbrannten ersten Sängerinnen sich in die Haare, und schon am 1. Juni des folgenden Jahres mußte

die Akademie ihre Thätigkeit beischließen. Mannigfaltige Umstände hatten sich vereinigt, ihr den Untergang zu bereiten: finanzielle Mißverwaltung, innerer Zwiespalt, die allmählich erwachende nationale Reaction, ja sogar politische Verweggründe, denn die italienische Oper war das Schoßkind des Hofes und schon deshalb vielen Leuten ein Dorn im Auge. Die Gesamtzahl der in neun Jahrgängen veranstalteten Aufführungen beträgt 487, wovon 245 auf Händel, der mit zwölf neuen Werken im Repertoire vertreten gewesen, 108 auf Buononcini, 55 auf Ariosti, 79 auf verschiedene andere Componisten fielen.

London hatte schon sehr bald wieder seine italienische Oper, auf die der Hof nicht verzichten mochte. Die 1729 eröffnete neue Akademie für Musik war weit einheitlicher organisiert als ihre Vorgängerin. Während ausschließlich unserem Meister die künstlerische Leitung oblag, übernahm der vielgewandte Schweizer Impresario Heibegger die geschäftliche Verwaltung. Jener war zuvor, um ein allen Anforderungen entsprechendes Personal zu werben, in Italien gewesen, hatte dort seinen alten Freund Steffani wiedergesehen und auf dem Rückweg zum letzten Mal die Mutter umarmt. Sie starb den 27. December 1730, mit ihren Gedanken bei dem fernem Sohne weilend und gleich diesem am Abend des Lebens erblindet. Immer zahlreicher und heftiger wurden inzwischen die Angriffe gegen die Oper im Haymarkettheater. Der dem König auffällige Theil der Aristokratie, geführt vom Kronprinzen, verband sich auf der einen Seite mit den Italiensimi, auf der anderen mit den eifersüchtigen englischen Schauspielern und Musikern, um das von dem deutschen Capellmeister, dem Günstling des Hofes, geleitete Unternehmen zu Fall zu bringen. Der Presse ein willkommenes Ziel für ihre giftigsten Pfeile, mußte es Spott, Hohn, Verleumdungen der gehässigsten Art über sich ergehen lassen. Nicht bloß mit dem Wort und der Feder suchte man dem Gegner beizukommen, auch seine besten Sänger wurden ihm abspenstig gemacht. Diese Ueberläufer bildeten die Kerntuppen einer vom frondirenden Adel gegründeten zweiten italienischen Oper, die den 29. Decbr. 1733 wider die Akademie ins Feld rückte.

Der schlaue, gewinnsüchtige Heidegger streckte nach dem Schluß der Saison die Waffen. Händel jedoch, einen vorsichtigen Rückzug für unvereinbar haltend mit dem Gebot der künstlerischen Ehre, hat den Kampf noch volle drei Jahre fortgesetzt, ihm sein ganzes Vermögen, ja sogar seine bis dahin unerschütterte Gesundheit zum Opfer gebracht. Er sollte wenigstens die Genugthuung haben, daß die gegnerische Oper das Ende der seinigen nicht überlebte. Nachdem jene, Dank ihrem Farinelli — dem berühmtesten unter sämtlichen Castraten, den später die Gnade eines gemüthstranken Königs mit Reichtümern überhäufte und zum spanischen Granden erhob — einige Zeit allen Londonern die Köpfe verrückt, machte sie die Erfahrung, daß in der Welt nichts launenhafter und unbeständiger ist als die Gunst des Publikums. Beide Bühnen sahen sich 1737 genöthigt, ihre Pforten zu schließen, die englische Hauptstadt war nachgerade der fremden Canarienvögel und der von ihnen gespendeten Gesangslederbissen gänzlich überdrüssig.

Man vergegenwärtige sich doch nun einmal des Meisters aufreibende Thätigkeit während der letzten sieben Jahre. Ihnen gehören außer einigen Werken, von welchen gleich noch die Rede sein wird, die folgenden achtundzwanzig Opern an: Radamisto, Muzio Scevola, Floridante, Ottone, Flavio, Julius Cäsar, Tancred, Rodelinda, Scipio, Alessandro, Admeto, Ricardo, Siron, Tolomeo, Vothario, Partenope, Boro, Ezio, Sofarme, Orlando, Ariadne, Drestes, Ariodante, Alcino, Atalanta, Giustino, Arminio, Verence, denen noch die Serenade Barnasso in Festa und das Tanzspiel Terpsichore sich anreihen. Zu der Herculearbeit, die sich der Tonsetzer abgefordert, kam die rastlose Sorge um die Beschaffung und stets bereite Leistungsfähigkeit aller im musikalischen Drama zusammenwirkenden Factoren: die tägliche Capellmeisterplage mit dem Orchester und den Sängern, die Leitung zahlloser Proben und Aufführungen, der nie ruhende Kampf mit der Habgucht und Eitelkeit meuterischer Castraten und Primadonnen. Keine Grenzen kannte der Hochmuth der verhätschelten Italiener. Daheim längst gewöhnt, in den Componisten und Dirigenten nur

unterthänige Handlanger zu erblicken und sie als solche zu behandeln, lehnten sie sich gegen jede künstlerische Fucht auf. Diesmal sollten sie indessen ihren Herrn und Meister finden. Als die Guzzoni sich hartnäckig weigerte, die ihrem Beifallsbedürfniß vermeintlich nicht entsprechende erste Arie der für sie geschriebenen Theophane in Händel's „Ottone“ zu probiren, sprang der riesenstarke Mann mit den zornsprühenden Worten vom Clavier auf: „Daß Sie ein leibhaftiger Teufel sind, weiß ich, aber Sie sollen wissen, daß ich Beelzebub bin, der Teufel Oberster!“ packte die Widerspenstige, riß sie ans offene Fenster, hoch und theuer schwörend, sie bei jeder ferneren Weigerung hinabzuschleudern. Niemand kann zweien Herren dienen und noch viel weniger zwei eifersüchtigen, um die Gunst des Theaterpublikums streitenden Weibern. Mit dem Erscheinen der Faustina wurde Händel's Lage noch weit mißlicher. Mochte er noch so unparteiisch zu Werke gehen, auf der Goldwaage den jeder der Weibern in den Mund gelegten Zündstoff des Beifalls abwägen, der ihn bestürmenden Bitten und Klagen, Vorwürfe und Thränen war kein Ende. Er schärfte darum auch, der gemachten Erfahrungen eingedenk, in einem den 19. Juni 1730 nach Florenz in Engagements-Angelegenheiten gerichteten Briefe seinem Agenten ein, bei der Abschließung der Contracte nichts von ersten, zweiten und dritten Partien zu erwähnen: „denn das hindert uns in der Wahl des Dramas und ist auch sonst noch in vieler Hinsicht lästig“. Mehr denn alle durch den Handwerksneid der Berufsgenossen — wessen Buononcini säbig war, mag man daraus entnehmen, daß er sich nicht entblödete, bei der Akademie für alte Musik ein Votti'sches Madrigal als seine Arbeit einzureichen — durch unbotmäßige Sänger, nationale Vorurtheile und deren tausendfältigen Widerhall in der Tagespresse dem Meister bereiteten Kränkungen und Bitternisse traf ihn die 1737 über sein Opernunternehmen hereingebrochene Katastrophe und die sie begleitenden Umstände. Stumm, trotzig, lediglich der eigenen Kraft vertrauend, hatte er nur mit Thaten den Widersachern geantwortet, und jetzt fand er nicht nur in seinem künstlerischen Selbstgefühl sich aufs tiefste ver-

lekt, sondern auch seine bürgerliche Ehre bedroht. Die gesammelten, in besseren Tagen zurückgelegten Ersparnisse — sie beliefen sich auf 9000 Pfund — waren von der Oper verschlungen. Er mußte deshalb den Sängern für ihre rückständigen Forderungen Schuldscheine ausstellen und hat diese später auf Heller und Pfennig eingelöst. Die Folge der schweren Sorgen und übermenschlichen Anstrengungen war ein Schlaganfall, der ihm die rechte Seite lähmte. Um zu genesen, ging er im Späthommer 1737 nach Aachen. Er badete und schwitzte dreimal so lange als andere Patienten und fühlte sich schon in den ersten Tagen erheblich gestärkt und bald völlig wiederhergestellt. Namentlich hatte auch die so kunstgübte Hand ihre ganze frühere Kraft und Geschmeidigkeit zurückgewonnen. Als einst Beethoven von schwerem Krankenbett sich wieder erhob, schrieb er sein herrliches Quartett-Adagio in lydischer Weise und nannte es „Dankgebet eines Genesenen“. Auch Händel hat bei gleichem Anlaß dem gebieterischen Drange gehorcht, in frommen Tönen auszusprechen, wovon sein Herz voll war. Er wallfahrte zu einem Franenklöster, in dem sich die beste Orgel der Stadt befand, und sang in einem wortlosen Hallelujah das Lob des Herrn. Von den Nonnen, die mit staunender Andacht dem gewaltigen Spiele gelauscht, wurde aber die heilige Cäcilia ob des an ihrem Schühling verrichteten Mirakels gepriesen.

Wer hätte noch nicht den geistigen Segen an sich erfahren, den wir aus glücklich überstandener Krankheit heimbringen. Der gewohnten Thätigkeit, den einander rastlos drängenden Forderungen des Augenblicks uns entrückend, gewährt sie dem Gemüth Zeit und Anlaß zu ungehörtester Sammlung und Beschaulichkeit. Sonst in unseren Gedanken nur mit dem Gestern, Heute und Morgen beschäftigt, übersehen wir das Leben als zusammenhängendes Ganzes. Knospen, die lange fest verschlossen in der Seele geruht, brechen plötzlich auf; Stimmen, die bis dahin geschwiegen oder deren leise Mahnung wir im Werkstagsgetriebe überhört, beginnen mit unwiderstehlicher Gewalt zu reden; werthlos dünkt uns dann wohl mancher vorher aufs begierigste erstrebte Besitz, während Anderes, das wir früher

mißachtet, ungeahnte Bedeutung gewinnt. So bewirkt nicht selten diese stille Einkehr in uns eine Umkehr des ganzen Menschen, der mit der Genesung zugleich einer inneren Wiedergeburt theilhaftig wird. Solche Umwandlung hat sich offenbar in dem Wesen Händel's während seiner Krankheit vollzogen. Verblichen war der Glanz, in welchem die Gefangsbühne und die auf ihr errungenen Erfolge ihm ehemals sich dargestellt. Fest und klar stand vor seinem Geiste ein weit höheres Ziel. Zwar schrieb er in den nächsten drei Jahren noch fünf italienische Opern: Faramondo, Serse, Jupiter in Argos, Imeneo, endlich 1740 Deidamia, das letzte Werk, das er für das Theater gesetzt; aber das Herz hatte keinen Theil mehr an diesen Arbeiten, deren Ausföhrung er auch nicht in Person geleitet. Sie wurden von ihm auf Bestellung geliefert, weil er dadurch am raschesten die Mittel sich verschaffe, die mit dem Schuldgefängniß drohenden Gläubiger zu befriedigen. Den zur vollen Reife gelangten, über sämmtliche Mächte des Tonreichs unbeschränkt gebietenden Meister forderte die religiöse Kunst zurück in ihren heiligen Dienst. Ihr hatte er einst die Erstlinge seiner Muse dargebracht und auch später der treuen Jugendgenossen sich nie gänzlich entfremdet. Das den Utrechter Frieden feiernde Te-Deum und Jubilate zählt zu den ersten der englischen Periode angehörigen Compositionen. Händel's mehrjährige Thätigkeit in Cannons war vor Allem der künstlerischen Weihe des Gottesdienstes gewidmet gewesen. In der Zeit seiner höchsten Theatertriumphe und ausregendsten Theaterforgen fand er Ruhe und Stimmung für eine Reihe monumentaler Tonhöpffungen. Er schrieb 1727 bei Gelegenheit der Thronbesteigung Georg's II. jene vier durch die strahlende Pracht des Klangwesens an das Hallelujah im Messias gemahnenden Krönungsantheims, in welchen wir den Jubel eines ganzen Volkes, dessen aus voller Brust seinem König zuauchzenden Heilruß zu vernehmen glauben. Debora und Athalia wurden 1733 componirt, ihnen folgte 1736 das Alexanderfest. Nicht lange, nachdem unserem Meister die ausschließliche Leitung der italienischen Oper zugefallen, veranstaltete er mit deren Personal in den ihr zur Verfügung stehenden

Theaterräumen Oratorien-Aufführungen. Wir finden ihn ferner im Sommer 1733 in Oxford, wo er, einer Einladung der Universität nachkommend, Esther, Debora, Athalia und Acis und Galathea zu Gehör brachte. Von 1737 bis 1740 entstanden das Begräbnißanthem für Königin Caroline, Saul, Israel in Aegypten, die kleine Cäcilienode und l'Allegro, il Pensieroso, ed il Moderato. Hier bricht Chrysanther's Biographie ab, die fast den gesammten Stoff zu dieser Skizze geliefert. Indem ich mir für eine spätere Gelegenheit die eingehendere Würdigung des Tonichters und seiner Werke vorbehalte, soll zum Schluß nur noch ein rascher Blick auf den letzten Lebensabschnitt geworfen werden.

Wahrlich, man darf es eine providentielle Fügung nennen, daß Händel schon in jungen Jahren, als er noch die volle Fähigkeit besaß, mit der neuen Heimat geistig zu verwaschen, den seiner Kunstgeschichtlichen Sendung einzig entsprechenden Schauplatz betreten. Nicht bei uns, nicht in Italien, allein in England bot sich ihm der Inbegriff aller für den Ausbau des Oratoriums nothwendigen Vorbedingungen dar. Ein germanisches und protestantisches Volk nahm den kerndeutschen, mit der ganzen Kraft und Festigkeit seines starken, treuen Herzens der evangelischen Lehre zugethanen Künstler bei sich auf. Es hatte, wie einst Israel, dessen Ruhm und Preis so viele der gewaltigsten Händel'schen Werke künden, für seinen Glauben gelitten, geblutet, ihn heldenmüthig gegen äußere und innere Feinde vertheidigt. Gewiß war auch unseren Voreltern ihr evangelisches Bekenntniß über Alles theuer. Während aber der große Krieg die gesammte deutsche Kultur um Jahrhunderte zurückgeworfen, haben die Religionskämpfe den Wohlstand des englischen Volkes nur wenig geschädigt, seine geistige Kraft erheblich gesteigert. Auf's getreueste spiegelt die Literatur der beiden Nationen diesen Gegensatz wider: „Der für die Sünden der Welt gemarterte und sterbende Jesus aus den vier Evangelisten in gebundener Rede vorgestellt“ von Barthold Heinrich Brodes war seiner Zeit ein nicht minder bewundertes und verbreitetes Erbauungsbuch als ein Menschenalter später Klopstock's Messias. Bis zur Unerzättlichkeit schwebten alle weich geschaffenen Seelen

in der unsäglich schwülstigen, geschmacklosen, spießbürgerlichen, von Ehränen und Blut triefenden Dichtung des Hamburger Rathsherrn. Unter den Vielen, die sie in Musik gesetzt, begegnet uns auch Bach. Er hat ihr einzelne Beiträge zum Text seiner Johannespassion entlehnt, aber die mit rührseliger Grausamkeit in den Wunden des Heilands wühlenden Verse erfuhren dabei mancherlei Veränderungen und zwar, wie Spitta meint, durch den Componisten selbst. Von unermeßlicher Bedeutung war der Umstand, daß Händel sich nicht länger an Poeten von Brodes' Schlage gewiesen sah, daß ein Milton, Dryden und eine ganze Schar ehrenwerther, von so trefflichen Vorbildern angeregter und geschulter Talente nun seiner Töne harreten. Die Sprache, in der sie gedichtet, ist gewiß arm an Wohlklang und fügt sich mit ihren trüben Vocalen, ihren stumpfen, verkrüppelten Consonanten nur widerwillig dem Munde der Sänger. Dieser Mangel wurde jedoch reichlich aufgewogen durch den gefunden, von Kraft und Leben strotzenden, der Phantasie des Componisten breitesten Spielraum gewährenden Empfindungsgehalt. Was lag viel an der rauhen Schale, wenn sie nur einen edlen Kern barg! Wohl lehzt die weit sinnlicher geartete, weit gefälllichere Oper nach süßem, auf der Zunge schmelzendem Wortklang. Anders aber das Oratorium, das nicht im Fleische, sondern im Geiste wandelt. Auf dem dürren Stamme der durch und durch conventionalen italienischen Poesie oder der damals in Deutschland dem Musiker sich darbietenden erbaulichen und beschaulichen Dichtungen wären nimmermehr Früchte gewachsen wie das Alexanderfest, Israel, der Messias.

Jeder Künstler bedarf eines seiner Gaben gewärtigen, deren Sinn und Bedeutung verstehenden oder wenigstens ahnenden Publikums. Nur in England konnte Händel ein solches um sich versammeln, bloß hier war günstiger Boden für die von ihm nach seinem Bruch mit der Bühne alljährlich zumest in der Fastenzeit veranstalteten großen Oratorienconcerte, an denen er sich als Dirigent, Componist und Virtuose betheiligte. Gewöhnlich vor dem Schlußchor pflegte er einen längeren Orgelvoortrag einzuschalten. Die

höchste Bethätigung schöpferischen Vermögens fiel bei ihm wie bei Gluck und Haydn in den Herbst des Lebens. Sechs- und fünfzig Jahre alt, hat er der Welt den Messias geschenkt, der den 22. August begonnen, den 14. Sept. 1741 vollendet, also in der ungläublich kurzen Frist von drei Wochen geschrieben wurde. Weiterhin folgten noch Samson 1741, Semele, Dettinger Te-Deum 1743, Herakles, Belshazar 1744, Gelegenheits-Dratorium, Joseph, Judas Makkabäus 1746, Jojna, Alexander Balus 1747, Salomo, Susanna 1748, Theodora 1749, die Wahl des Herakles 1750, Jephtha 1751, Sieg der Zeit und Wahrheit (letzte Bearbeitung) 1757. Die Dratorienconcerte bürgerten sich nur sehr allmählich im englischen Musikleben ein. Dem scheinheiligen Eifer galten sie für sabbothschänderische Lustbarkeiten, die keine christliche Obrigkeit dulden dürfe. Als wiederholte Auführungen des Israel und Allegro wenig eingebracht, fand sich ein Verehrer des Meisters veranlaßt, zu dessen vermeintlichem Besten in der Tagespresse das Wort zu ergreifen. In dem an das Publikum gerichteten, den 4. April 1741 datirten Bettelbrief heißt es u. A.: „Sollen wir ihn so gänzlich verlassen, daß er Noth litte in einem Lande, dem er so lange diente? Es kann nicht sein! Und wenn wir nicht für ihn sorgen wollen, so laßt uns doch an uns selber denken und bemüht sein, unseren lange besessenen Ruf in der gebildeten Welt zu bewahren; und wenn Alter oder Kränklichkeit, wenn selbst ein Stolz, der so unzertrennlich von Mannesgröße zu sein pflegt, beleidigt hat, laßt es uns überhien gleich den Flecken in der Sonne. Ich möchte wünschen, ich könnte im Stande sein, diejenigen Herren, welche sich durch irgend etwas in dem Betragen dieses großen Mannes beleidigt fühlen (denn ein großer Mann in der musikalischen Welt bleibt er, was auch seine Mißgeschick nun zu spät dagegen sagen mögen), ich möchte wünschen, sage ich, diese Männer bereben zu können, ihm wieder ihre Günst zu schenken und ihn von der grausamen Verfolgung jener kleinen Wichte zu befreien, welche, das Mißvergnügte dieser Vornehmen benutzend, selbst die Zettel zu seinen Vorstellungen wieder herunterreißen, unmittelbar nach-

dem er sie angeklebt hat, und noch tausend andere kleine gehässige Streiche ausführen, um ihm Beleidigung und Schaden zuzufügen. Möge die Oeffentlichkeit Sorge tragen, daß er nicht Noth leide: dies wäre eine unvergeßliche Undankbarkeit.“ Wie schwer mußten derlei unberufene Freundschaftsdienste den stolzen, seines Werthes vollauf bewußten Künstler demüthigen. Er hat indessen tapfer ausgehalten und ist aus dem Kampf als rühmgekrönter Sieger hervorgegangen. Dublin, von wo er, mit Gold und Lorbeeren überhäuft, den 13. August 1742 nach neunmonatlicher Abwesenheit heimgekehrt, scheint die Wiege seines neuen Glücks gewesen zu sein. Die Dratorienconcerte wurden nun auch in London fashionabel und, Dank dem allmächtigen Zauber dieses Wortes, ein Sammelpunkt für die Aristokratie der Geburt, des Besitzes und der Bildung. König Georg II. pflegte nie in ihnen zu fehlen. Von seinem Nachfolger wird aber berichtet, daß er in einer 1784 veranstalteten Auführung des Messias bei den Klängen des Hallelujah wie vor einer himmlischen Erscheinung auf die Kniee gesunken, während das ganze Auditorium dergleichen that. Bis zu dieser Stunde ist in den drei vereinigten Königreichen der Händel-Cultus ein Theil der Landesreligion. Nicht geringere Ehren, als wir Shakespeare erweisen, genießt der deutsche Meister jenseit des Canals. Er ist der Held der sogenannten Nonstreconcerte im Krystallpalast und in Exeter-Hall, der großen Musikfeste zu Birmingham, Manchester und Dublin. Seine Werke bilden den Hauptbestand des Repertoires, nach Tausenden zählen oft die zum Vortrag angebotenen Sänger und Spieler.

Händel's Charakter entsprach seiner äußeren Erscheinung. In dem athletischen Körper wohnte ein eiserner, auf jeden Kampf mit Menschen und Dingen gerüsteter Wille. Die unbendgsame Energie, von der die Künstlerleben durchweg Zeugnis ablegt, sie bildet auch in den Schöpfungen des Tonbildners den fest und stetig hervortretenden Grundzug. Ihr verdankte einst der Knabe, daß ihm der Verkehr mit den geliebten Tönen gestattet worden. Sie befähigte den Jüngling, sich, lediglich auf die eigene Kraft gestellt, seinen Weg zu

bahnen, beschützte ihn vor den Ueberredungskünsten belehrungsbeifriger Cardinäle und vor den Liebesnetzen verführerischer Sängerinnen; dieselbe unbeugsame Energie hat endlich den streitbaren Meister durch Unverstand, Verblendung und Bosheit rings um ihn her zu dem ihm vorgestellten Ziele geleitet. Allgemein bekannt und gefürchtet waren seine gewaltigen Zornausbrüche. Wir haben gesehen, wie schnell er widerspenstige Primadonnen zu zähmen verstand. Als Carestini sich in den Sinn kommen ließ, die ihm zugewiesene Arie Verdi prati zurückzuschicken, weil sie seiner Stimme nicht zusage, stürzte der Componist in die Wohnung des Castraten und donuerte ihn mit den Worten an: „Sie Esel; weiß ich nicht besser, was Ihnen frommt!“ Beim Prohibiren eines eben zu Papier gebrachten Tonstücks wollte der Verfasser des Textes die Musik, die nach seiner Meinung den Worten nicht entspräche, geändert haben. „Meine Musik soll nichts taugen? Ich sage dir, sie ist gut, ist sehr gut — deine Worte taugen nichts — gehe hin und mach bessere Worte zu meiner Musik!“ lautete die ingrimmige Erwiderung. Burney, der eine Zeit lang in dem von Händel geleiteten Orchester mitgegriffen, erzählt: „Die Stimme, mit welcher er am Schlusse einer Arie Chorus! zu rufen pflegte, war wirklich fürchterlich; und bei den Proben seiner Oratorien pflegte er sehr heftig zu werden, wenn der Prinz und die Prinzessin von Wales nicht zu rechter Zeit in den Musiksaal traten; doch so groß war die Verehrung, mit welcher Se. königl. Hoheit ihn behandelte, daß man den Prinzen, indem er zugab, Händel habe Grund gehabt, sich zu beschweren, äußern hörte: Wirklich, es ist hart, diese armen Leute (er meinte die Spieler) so lange vom Stundengeben und anderen Geschäften abgehalten zu haben. Wenn aber die Ehrendamen oder sonstige weibliche Begleiter des Hofes während der Aufführung plauderten, so fürchte ich, daß der moderne Timotheus nicht bloß fluchte, sondern auch Namen rief; doch die Prinzessin von Wales pflegte dann mit gewohnter Milde und Sanftmuth zu sagen: Still, still! Händel ist böse. Die harmonische Vereinigung wunderbarer Geistes- und Körperkräfte,

welche seine imposante Persönlichkeit bildete, verlieh einem solchen Auftreten erst den rechten Nachdruck und bei allem Ungeöhnlichen eine maßvolle Würde. Seine Körperkraft war so groß, daß er stundenlang mit gekoppelter Orgel spielen konnte. Seine spätere Corpulenz gab seinem Ansehen zwar etwas Bärenhaftes, was in Wüthen und Spottbildern ausgebeutet wurde, scheint aber seinem Spiele nicht im mindesten hinderlich gewesen zu sein.“

Händel ist gleich Beethoven unvermählt gestorben. Es heißt, er hätte das Herz von mehr als einer unter seinen Schülerinnen, insgesammt vornehmen Damen, sich gewonnen, die von beiden Theilen beabsichtigte Ehe wäre aber jedesmal an äußeren Hindernissen gescheitert. Von seiner wahrscheinlich sehr ausgebreiteten Correspondenz — er bediente sich bei ihr in der Regel der französischen Sprache — sind uns nur wenige Blätter erhalten, die durchweg den Stempel geschäftsmäßiger Trockenheit und steifster, gemessenster Höflichkeit tragen. Man soll aber darum nicht glauben, daß er bloß in Tönen zu denken und zu reden verstanden. Die Biographen haben eine Menge geflügelter Worte von ihm aufbewahrt, wie sie nur dem schlagfertigsten Humor zu Gebote stehen. Geistreiche Briefe gehörten in jener Zeit noch nicht zum guten Ton. Wer auf seine persönliche Würde etwas hielt, beobachtete im schriftlichen Verkehr die strengste Förmlichkeit und sandte, die Perücke stets auf dem Haupt, selbst den nächsten Freunden und Verwandten seine Grüße. Außer der Muttersprache, der in seinem Munde der breite sächsische Dialekt anhaftete, waren dem Meister das Lateinische, Italienische und Englische geläufig. Im Gegenjag zur Mehrzahl der Berufsgenossen, Liebhaber und Kenner der bildenden Künste umgab er sich mit deren Schöpfungen. Manches werthvolle Gemälde brachte er von seinen italienischen Reisen heim, deren letzte in das Jahr 1733 fiel. Er wußte einen guten Trunk nach Gebühr zu würdigen, war auch den Freuden der Tafel nicht abhold. Die Zeitgenossen schildern ihn als vollendeten Gentleman sowohl in seinem äußeren Auftreten wie in seiner ganzen Denk- und Handlungsweise. In allen geschäftlichen Angelegenheiten verfuhr er mit großer

Umsicht und Klugheit. Während gerade so vielen hervorragenden Musikern die Gabe versagt geblieben, ein Vermögen zu sammeln und zu erhalten, ist er zu ansehnlichem Wohlstande gelangt. Dennoch hing sein Herz nicht am Golde, die Kunst war ihm stets letzter und höchster Zweck. Zu dem Wesen dieser vornehmen, in jedem Betracht groß angelegten Natur gehörte auch eine seltene Uneigennützigkeit. Als er 1717 die Vaterstadt wiedersah, nahm er sich aufs hülfreichste Bachau's darben- der Wittve an. Den Verein für die Unterstützung armer Musiker und das Findlingshospital in London darf man seine Pflegekinder nennen. Er hat beiden selbst in sorgenschweren Tagen beträchtliche Summen zugewandt, durch drei Concerte den Grund zum Gedeihen des einen gelegt, ihn auch legetwillig mit tausend Pfund bedacht und zum Besten des anderen alljährlich den Messias aufgeführt. Von der echten Frömmigkeit Händel's, der Stärke seines religiösen Gefühls ist wiederholt die Rede gewesen. In der heiligen Schrift wußte er sich so gründlich bewandert, daß er die von den Bischöfen ihm übersandten Worte zu den Krönungsanthenms mit der Erklärung ablehnen durfte: „Ich habe meine Bibel wohl gelesen und werde für mich selbst wählen.“ Auch die Zusammenstellung des Messias-Textes soll von ihm herrühren.

Samson's Klage: „O süßes Licht! wie härt mich dein Verlust,“ gehört zu den schönsten Gesängen in dem Oratorium, welches diesen Namen trägt. Das uns durch die Töne des Meisters so ergreifend vor die Seele gebrachte Schicksal hat später ihn selbst getroffen; er ist gleich Bach in den letzten Lebensjahren erblindet gewesen. Still und gefaßt trug er die Heimfuchung, die nicht einmal seiner rastlosen Thätigkeit ein Ziel zu

setzen vermochte. Er änderte und besserte unermüdllich an den in den Oratorienconcerten aufgeführten Werken, wobei ihm sein Famulus Schmidt zur Hand ging, ist auch noch häufig als Orgelvirtuose vor dem Publikum erschienen. Stets harrete dieses mit athemloser Spannung des Augenblicks, da der greise Meister, gewöhnlich von einem Knaben geleitet, die zu dem königlichen Instrument emporführenden Stufen hinanschritt. Die Zeitgenossen sprechen von Händel's Orgelspiel nur in den überschwänglichsten Ausdrücken, namentlich waren seine genialen Improvisationen weit und breit berühmt als höchste Wunder der Stegreiffkunst. Der große Thomaner Cantor ist der Einzige gewesen, der es ihm hierin gleich gethan, ihn vielleicht noch übertragt hat. „Insbesondere (sagt der kundige Mattheson) geht wohl Händeln so leicht keiner im Orgelspielen über; es müßte Bach in Leipzig sein.“ Den 13., nach Anderen den 14. April 1759 schloß der nunmehr Vierundsechzigjährige für immer die schon lange vorher unmaachteten Augen. Während Bach so mittellos gestorben, daß zwei seiner Töchter in ihren alten Tagen der öffentlichen Wohlthätigkeit anheimfielen, hinterließ Händel ein Vermögen von 20000 Pfund. Ungleich jenem hat er auch die Freude erlebt, einen beträchtlichen Theil seiner Compositionen im Stich erscheinen zu sehen. Die letzte mit seinem marmornen Standbild geschmückte Ruhestätte ward ihm in Westminster bereitet, der nationalen Ruhmeshalle des englischen Volkes. Die Vaterstadt hat ihm ein von Hermann Heidel ausgeführtes Denkmal errichtet, die Verlags-handlung von Breitkopf & Härtel in Leipzig eine bis jetzt noch nicht zum Abschluß gelangte Gesammtausgabe seiner Werke veröffentlicht.





Ueber Telephonie.

Von

Wilhelm Rollmann.

Wir kamen doch neulich zu Streite,
Und Ihr behauptetet feif und fest,
Nicht reiche der Geist in die Weite;
Die Gegenwart nur,
Die lasse wohl Spur,
Doch Niemand wir! in die Ferne,
Sogar nicht die himmlischen Sterne.
Run seht! Soeben ward mir zur Seit'
Der geistige Süßtrank verschüttet,
Und gleich darauf hat er dort hinten so weit
Dem Knaben die Weste gerrüttet."

So der Dichter. Die „Wirkung in die Ferne“, von der sein lachender Mund eine Probe giebt, ist, so scheint es, die Lösung unserer Tage geworden. Wir sehen und hören, wir schreiben und sprechen aus weiter Ferne, in oft ungemessener Weite. In rascher, ja fast zu rascher Folge mehren sich die sinnreichen Vorrichtungen, die als dienende Geister Schrift und Wort in die Ferne tragen, und schon denkt man daran, dem allzeit gefälligen Leitungsdraht auch die Vermittelung von Bildern anzuvertrauen. Wer will nach den Erfahrungen der letzten Jahre das Problem für unmöglich halten? Das Zagen und Suchen nach neuen Entdeckungen ist zur Leidenschaft geworden, seitdem neben den ruhigen Forschern, die sich durch die Sucht nach Neuem nicht die Freude an ihrer stetigen Arbeit rauben lassen wollen, auch zahlreiche „Erfinder“ thätig sind.

Die akustischen Erfindungen, über die ich berichten will, sind in den letzten Jahren gemacht, haben aber trotzdem sich im Verkehrsleben schon ein weites Feld er-

obert und erregen wegen der scharfsinnigen Verwendung bekannter physikalischer Thatsachen mit Recht allgemeines Interesse.

Der Laut der Stimmen dringt vom Mund zum Ohr, so lange die Erde bewohnt ist; doch haben Jahrtausende vorübergehen müssen, ehe die Culturvölker über das Wie dieser allstündlichen Uebertragung zur Klarheit kamen. Noch Baco schreibt die Fortpflanzung des Schalles in der Luft einer gewissen geistigen Art von Bewegung zu. Die Schwierigkeit des Verständnisses liegt darin, daß man zu unterscheiden hat zwischen der Fortbewegung der Luft, durch welche der Schall nicht getragen wird, und den kleinen sich fortplanzenden Schwingungen, die sich rasch ausbreiten, aber die bewegten Lufttheilchen an ihrer Stelle lassen. Der zierliche Ring des Rauchers bewegt sich langsam weiter, während die Worte, die erst nachher demselben Munde entflohen, ihm weit vorausseilen. Deshalb fragt auch der als Physiker berühmte Bürgermeister von Magdeburg, Otto v. Guericke: „Wie könnte der Ton durch die Bewegung der Luft fortgepflanzt werden? Finden wir doch, daß diese Bewegung in der stillen Luft besser vor sich geht, als wenn sie vom Winde bewegt wird.“ Doch will ich nicht verschweigen, daß Guericke zum Theil dadurch zu seiner irrigen Ansicht geführt wurde, weil er aus seinen Versuchen wußte, daß eine Glocke auch in dem leeren Raume der Luftpumpe noch

hörbar sei, ein Resultat, dessen Ursprung in der Unvollkommenheit seines Apparates gesucht werden muß.

Durch zahlreiche Versuche ist seitdem entschieden, daß die Fortpflanzung des Schalles identisch ist mit dem Weitertragen der Bewegungen des tönenden Körpers durch die Luft oder irgend ein anderes Medium. So viele Schwingungen, als die tönende Saite macht, ebenso viele Wellen erzeugt sie in derselben Zeit in der Luft, die mit einer Geschwindigkeit von 333 m in der Secunde fortschreiten. Im Wasser beträgt diese Geschwindigkeit etwa 1400 und im Eisen 5000 m. Wie schnell das geflügelte Wort aber auch ist, weit reicht sein Flug nicht, denn die nach allen Seiten fortschreitende Wellenbewegung wird eben dadurch sehr rasch geschwächt. Schon auf dreihundert Schritte muß das laute Commando durch Hornsignale ersetzt werden. Nur unter besonders günstigen Umständen, wogu namentlich eine ganz gleichmäßige Dichte der Luft gehört, trägt die letztere den Schall erheblich weiter. Es giebt davon Heinrich W. Klutschak in seiner Schilderung der Schwatka'schen Franklin-Expedition: „Als Eskimo unter den Estimos“, ein auffallendes Beispiel. Auf dem Rückmarsche vom großen Fischflusse nach der Küste der Subjonsbai hatten die muthigen Wanderer am 3. Januar 1880 eine Durchschnittstemperatur von — 56° C. Klutschak spricht von den Wirkungen dieser intensiven Kälte und sagt unter Anderem: „Die Fortpflanzung der Schallwellen ist bei großer Kälte ebenfalls bemerkenswerth. Auf eine Strecke von drei Meilen (englisch) kann man den Schlitten hören, wie er mit einem knirschenden Tone über das blaue Schneefeld gleitet. Das Bemerkenswertheste ist aber die auffallend reine Atmosphäre. Ein Hügel in einer Entfernung von fünfzehn Meilen, falls er am Horizont sichtbar ist, zeigt seine Umrisse gerade so deutlich und scharf, als wäre er bloß zwei Meilen entfernt.“ Die letztere Notiz spricht klar für die ruhig gleichmäßige Beschaffenheit der Luft, und gerade diese Gleichartigkeit des Fortpflanzungsmediums, verbunden mit der ebenen Schneefläche, über die der Schall ohne Hindernisse dahinglitt, sind es, die ihn so weit hörbar machten. An

anderen Orten gemachte Beobachtungen sprechen dafür. Ich könnte solche von der Kügen'schen Küste anführen, wo Worte, über ruhiges Wasser in nächtlicher Stunde gesprochen, auf zwei bis drei Seemeilen gehört wurden. Bei Tage stört oft ein einziger Sonnenblick die weite Hörbarkeit der akustischen Signale, welche bei bedecktem Himmel gut vernommen wurden. Die Erwärmung durch Sonnenstrahlen bringt eben locale Veränderungen in der Dichte der Luft hervor, stört also deren gleichmäßige Beschaffenheit und damit das Fortschreiten der Schallwellen.

Daß auch im Wasser der Schall weit getragen wird, haben die classischen Versuche von Colladon und Sturm erwiesen. Durch die ganze Breite des Genfer Sees zwischen Thonon und Rolle konnten sie den Ton einer im Wasser angeschlagenen Glocke mit einem gleichfalls ins Wasser tauchenden Hörrohr auf 14000 m deutlich vernehmen.

Will man jedoch die Schallwellen möglichst ungeschwächt versenden, so folgt man am besten dem Beispiele Viot's, der als Erster constatirte, daß die Verhinderung der Ausbreitung der Schallwellen ein wirksames Mittel sei, die Sprache weit zu tragen. Durch einen Röhrenstrang von 3000 Fuß Länge konnte man die an dem einen Ende leise gesprochenen Worte am anderen deutlich vernehmen. Daß dies Mittel der Communication seitdem vielfach angewendet ist, weiß Jeder.

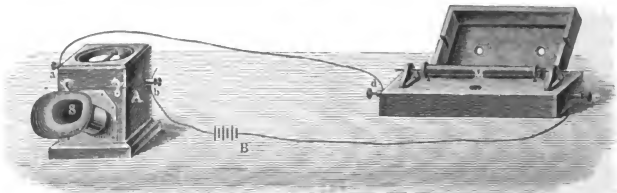
Da durch feste Körper der Schall besser geleitet wird als durch Luft, so ist es vortheilhaft, die Röhre durch einen Eisendraht zu ersetzen, wenn sich ein Anlegen desselben an feste Körper vermeiden läßt. Durch einen 600 m langen, straff ausgespannten Draht, dessen beide Enden an Resonanzböden — Cigarrenkasten — befestigt waren, konnte Weinhold in Chemnitz Worte, die halblaut gegen den einen Resonanzkasten gesprochen waren, am anderen deutlich vernehmen. Die Resonanzböden können auch durch gespannte Membranen ersetzt werden, die durch einen leichten Faden oder dünnen Draht verbunden sind. Der Faden kann dabei an beliebig vielen Punkten von elastischen Fäden getragen werden, kann auch Winkel bilden, wenn man ihn nur in den Ecken wieder elastisch befestigt. Frei-

lich trägt dieß „Zadentelephon“ nicht weit, wird auch durch Wind und Wetter leicht gestört und hat deshalb keinen Eingang in die Praxis gefunden; aber es ist dadurch in hohem Grade interessant, daß es uns zeigt, wie gespannte Membranen im Stande sind, alle Schwingungen fast vollkommen aufzunehmen und andererseits die Laute und Geräusche der Sprache wieder hervorzubringen, wenn sie auf mechanische Weise in Schwingungen versetzt werden. Das Fadentelephon überträgt die tonlose Flüstersprache, das elektrische Telephon vermag das nicht.

Aus allem bisher Angeführten geht indeß hervor, daß die Schallwellen nur eine

kreis einer galvanischen Batterie eingeschaltet sind. Der Absender empfängt die zu übermittelnden Töne und der in einem entfernteren Raume aufgestellte Empfänger reproducirt dieselben. Figur 1 und 2 zeigen den Apparat in ein viertel Größe. Der Absender ist ein würfelförmiger Kasten von Holz, in dessen vorderer Wand der Schalltrichter S eingesetzt ist. Der Dedel des Kastens ist kreisförmig durchbrochen und diese Oeffnung mit einer straff gespannten Blase geschlossen. Auf der Mitte dieser Membran ist ein Platinplättchen festgesetzt (der Durchschnitt des Dedels, Fig. 2, zeigt dieß deutlicher). Durch einen dünnen

Fig. 1.



Telephon von Reis.

relativ geringe Fernwirkung haben. Dabei ist ihre Fortpflanzung unzuverlässig. Freilich wurde das Bombardement von Kopenhagen am 2. und 5. Sept. 1807 in Rolberg gehört, das heißt in einem Abstände von 38 Meilen; ein andermal aber war es unmöglich, Signalschüsse in einer Entfernung von einem Kilometer zu vernehmen. Es war also notwendig, daß ebenso, wie einst der optische Telegraph dem elektrischen weichen mußte, die weit langsameren Schallschwingungen Hülfe beim galvanischen Strome suchten.

Der Erste, welcher diesen Weg betrat und das Problem, wenn auch in eingeschränkter Weise, löste, war der 1874 gestorbene Lehrer Friedrich Reis in Friedrichsdorf bei Frankfurt am Main. Am 26. October 1861 zeigte er der physikalischen Gesellschaft zu Frankfurt seinen Apparat vor. Dieß Reis'sche Telephon besteht aus einem Absender und einem

Empfänger, welche beide in den Stromkreis einer galvanischen Batterie eingeschaltet sind. Der Absender empfängt die zu übermittelnden Töne und der in einem entfernteren Raume aufgestellte Empfänger reproducirt dieselben. Figur 1 und 2 zeigen den Apparat in ein viertel Größe. Der Absender ist ein würfelförmiger Kasten von Holz, in dessen vorderer Wand der Schalltrichter S eingesetzt ist. Der Dedel des Kastens ist kreisförmig durchbrochen und diese Oeffnung mit einer straff gespannten Blase geschlossen. Auf der Mitte dieser Membran ist ein Platinplättchen festgesetzt (der Durchschnitt des Dedels, Fig. 2, zeigt dieß deutlicher). Durch einen dünnen Kupferstreifen sieht das Platinplättchen mit der Klemmschraube a in leitender Verbindung. Ueber der Membran ruht ein leichter Winkel von Wachs igh. Bei g berührt er mit einem Platinstift das Plättchen p; bei i taucht er mit einem zweiten Platinstift in ein Quecksilbernäpfchen k, das seinerseits mit der Klemmschraube b in Verbindung steht. Das Ende h ist durchbohrt und wird mittelst einer durchgehenden Spitze l gegen Verschiebung geschützt. Legt man nun den Mund an den Schalltrichter S und singt hinein, so wird durch die Schallwellen die Membran in Schwingungen versetzt. Geht sie sich infolge einer Luftverdichtung, so wird auch der Platinstift mitgehoben, senkt sie sich dagegen, so kann ihrer raschen Bewegung der Stift nicht sofort folgen, es entsteht also eine Unterbrechung des von der Batterie B ausgehenden Stromes; solche Unterbrechungen müssen selbstverständlich den Schwingungen der Mem-

bran stets gleichzeitig sein. Der Apparat bietet also ein Mittel, den von der Batterie B kommenden Strom isochron mit den Schwingungen der gesungenen Töne zu unterbrechen. Von der Batterie und der Klemme a wird nun der Leitungsdraht zu der Empfangsstation geleitet, wo er den dort aufgestellten Apparat durchläuft, der die pulsatorischen sich rasch folgenden Ströme wieder in Schall verwandelt. Der Empfänger ist ein Elektromagnet, dessen Eisenkern von der Größe einer Stricknadel ist. Die mit Kupferdraht umwickelte Rolle M, welche ihn umgiebt, ist auf einem Resonanzkasten befestigt, der zur Verstärkung des Schalles mit einem Deckel geschlossen werden kann. Die Drahtenden der Rolle führen zu den Klemmschrauben d und e, in welchen die vom Absender

kommenden Leitungsdrähte befestigt werden. — Wenn nun ein kontinuierlicher Strom den Empfänger durchläuft, so ist der Eisenstab magnetisiert, Töne hört man dann aber nicht. Wird dagegen in den Schalltrichter gesungen, so wird, wie oben gezeigt, der galvanische Strom intermittierend; der Magnetismus des Eisenkerns vergeht und entsteht wieder gleichzeitig mit dem Strom, und bei jedem dieser beiden Vorgänge läßt der Elektromagnet einen leisen, trockenen Ton hören, der sich zusammensetzt aus dem Longitudinalton des Stäbchens und einem klirrenden Geräusch. Da nun beim Singen die pulsatorischen Ströme in rascher Folge auftreten, so setzen sich die einzelnen schwachen Geräusche im Elektromagneten zu einem Tone zusammen, der dem einer Kindertrumpete gleicht. Die gesungene Melodie giebt der Empfänger sehr deutlich wieder, Worte hört man in derselben nicht, und noch weniger ist es möglich, gesprochene Worte zu übertragen. Es erscheint auffallend, daß ein und derselbe Longitudinalton des Eisenstäbchens im Stande ist, hohe und tiefe Töne hervorzubringen, doch muß man bedenken, daß nur die verschieden rasche Folge der Impulse es ist, welche

die Höhe eines Tones bedingt, nicht aber der Eigenton des einzelnen Stoßes. Letzterer hat sicher Einfluß auf die Klangfarbe, nicht aber auf die Höhe des Tones.

Die Ursache des galvanischen Tönens ist so gedeutet. Im unmagnetischen Eisen sind schon alle einzelnen Moleküle Magnete, aber ihre magnetischen Achsen liegen nach den verschiedensten Richtungen durch einander, so daß sie eine Gesamtwirkung nach außen nicht ausüben können. Wird nun ein solches Eisen von einem galvanischen Strom in vielen Windungen umflossen, so richtet derselbe die Achsen aller Molekularmagnete einander parallel, und es ist nun der Stab ein Magnet. Beim Verschwinden des Stromes hört dieser Parallelismus der kleinen Magnetachsen wieder auf. Mit dieser Erklärung stimmt

Fig. 2.



Telephon von Reis; Durchschnitt des Deckels.

die Thatfache überein, daß ein Eisenstab beim Magnetisiren länger wird und beim Aufhören des Magnetismus sich wieder verkürzt.

Reis' Telephon hat durch den Er-

finder selbst und auch durch Andere einige Verbesserungen erfahren, die es fähig machten, auch Worte zu übertragen, aber nur in mangelhafter Weise. Reis erreichte dies zum Theil dadurch, daß er das galvanische Tönen durch die Stöße eines Anters ersetzte, der vor einem Elektromagnet leicht beweglich aufgehängt war. Jedes Pulsiren des Stromes bewirkte ein Anziehen des Anters, also einen hörbaren Schlag, der lauter war als der Ton des Eisenkerns. Die einzelnen Schläge des Anters gaben in ihrer mehr oder minder raschen Folge höhere oder tiefere Töne.

Eine praktische Verwendung hat dies Telephon nicht gefunden, es verblieb in den physikalischen Cabineten, denen es ein interessanter Apparat für die mehrfache Umwandlung von Kräften war. Der schöne Gedanke von Reis lebte aber fort, arbeitete fruchtbringend weiter in vielen Köpfen und wurde die Grundlage für spätere Untersuchungen und Erfindungen im Gebiete des Fernsprechens.

Der Erste, dem es gelang, das Ei des

Columbus auf die Spitze zu stellen, war A. Graham Bell in Boston, ein geborener Schotte aus Edinburgh, der seit etwa zehn Jahren in den Vereinigten Staaten lebt. Als Taubstummenlehrer beschäftigte er sich mit akustischen Versuchen. Die Untersuchungen von Helmholtz über das Wesen der Tonfarben führten ihn zu dem Schlusse, daß, wenn durch einen galvanischen Strom Töne übermittelt werden sollten, ihre Höhe, Fülle und Klangfarbe nur dadurch erreicht werden könne, daß die Stärke des Stromes zu- und abnehme wie die Bewegung der Lufttheilchen oder des tönenden Körpers. Solche Ströme nannte Bell undulatorische, wellenartige, im Gegensatz zu den intermittirenden, die in Reiss' Telephon thätig sind. Der undulatorische Strom nimmt also den Schallwellen analog allmählich an Stärke zu und ab, er tritt nicht plötzlich in ganzer Stärke auf, um dann ebenso zu verschwinden wie der intermittirende Strom.

Wie es scheint, begann Bell im Jahre 1872 seine Versuche, und im Mai 1877 stellte er das heutige Telephon her. Es war das eine lange, mühevolle Arbeit, die Bell mit eisernem Fleiße durchführte, bis der Erfolg seine Anstrengung krönte. Wir können nicht den Weg des Erfinders verfolgen, sondern halten uns an das vollendete Werk: das Telephon, wie es im Wesentlichen noch jetzt überall gebraucht wird. Geber und Empfänger desselben sind völlig gleich, ein Vorzug, der sogleich in die Augen springt. Ein zweiter Vortheil ist der, daß eine galvanische Batterie nicht gebraucht wird. Bevor ich aber den Apparat beschreibe, ist es nöthig, einiger physikalischer Thatfachen kurz zu gedenken.

Nähert man dem Pole eines Magneten ein Stückchen Eisen, so wird dasselbe desto stärker magnetisch, je mehr es sich dem Magnetpole nähert; es wirkt aber seinerseits auch auf den Magneten ein und verstärkt dessen Magnetismus. Der umgekehrte Vorgang hat statt, wenn man das Eisenstückchen wieder entfernt. Nun denken wir uns auf den Magnetpol eine Rolle geschoben, die aus vielen Windungen eines feinen Kupferdrahtes besteht. Die freien Enden des Drahtes sollen mit einander in Verbindung stehen. Wiederholt man nun den Versuch mit dem Nähern und

Entfernen des Eisenstückchens, so wird jede Verstärkung des Magnetismus in dem Drahte einen galvanischen Strom erzeugen, der mit wachsender Intensität so lange fließt, als die Annäherung dauert, bei der Entfernung des Eisens aber an Stärke wieder abnimmt bis zum Verschwinden. Das ist der undulatorische Strom, welcher in Bell's Telephon wirksam ist.

Figur 3 zeigt den Längsschnitt des kleinen Instrumentes, welches etwa 10 bis 15 cm Länge hat. Der Holzcyinder, welcher die wirkenden Theile des Apparates umschließt, ist der Länge nach durchbohrt, und in dieser Durchbohrung liegt der Magnetstab *f*. Auf sein oberes Ende ist eine kleine Rolle geschoben, die mit isolirtem feinem Kupferdraht umwickelt ist, dessen Enden *g* und *h* zu den Klemmschrauben *i* und *k* führen. Das untere Ende des Magneten ist mit der Schraube *u* am Gehäuse befestigt. Dicht über dem Magneten ist eine dünne runde Eisenmembrana eingeklemmt, welche beim Telephoniren abwechselnd als Trommelfell und Kehlkopf functionirt. Das Mundstück *b* hält diese Membran und hat eine Oeffnung von etwa 2 cm, durch die man auf die Membran sieht. Die von den Klemmen *i* und *k* ausgehenden Leitungsdrähte führen zu einem zweiten Telephon, welches dem abgebildeten in Allem gleich ist. Spricht man nun gegen das Mundstück, so geräth die Membran in Schwingungen, d. h. sie nähert und entfernt sich abwechselnd vom Magneten und erzeugt dadurch die eben besprochenen Inductionsströme, welche, da beide Telephone in demselben Leitungskreise enthalten sind, auch die Rolle des Empfängers durchlaufen und abwechselnd den Magnetismus seines Magneten verstärken und schwächen. Dadurch wird aber die Eisenmembran des Empfängers ebenfalls in Schwingungen versetzt, die sich der Luft des Schalltrichters mittheilen und als Töne und Worte gehört werden. Die Schwingungen der Membranen beider Apparate müssen nicht nur an Zahl gleich sein, sondern auch in ihrer Weite (Größe) in gleichem Verhältniß zu einander stehen. Höhe und Klangfarbe der Töne werden deshalb genau reproducirt, so daß man nicht nur die Worte deutlich versteht,

sondern auch eine bekannte Stimme sofort wiedererkennt.

Wie überraschend die geisterhafte Wirkung des Fernsprechers für Zeden ist, der ihn zum ersten Mal ans Ohr legt, zeigt folgende harmlose kleine Geschichte. Ein Straßunder Kaufmann besitzt eine Telephonleitung von seinem Comptoir in der Stadt zum Lager am Hafen. Eines Tages besucht ihn Herr Krüger, und da eben telephonisch verhandelt wird, wünscht er einen Versuch zu machen. Er weiß, daß der Sohn des Hauses sich auf der Hafensitation befindet, und vertraut daher dem metallenen Trommelfell in der Sprache Fritz Reuter's die Worte an: „Gut Morru, Kork!“ Sofort antwortet

das Telephon:

„Guten Morgen, Onkel Krüger!“ — „Dunuer! Woans weit dei Jung, dat it hir bün?“ ruft unter allgemeiner Heiterkeit der Onkel.

Wenn nun auch die Eisenmembran im Stande ist, die

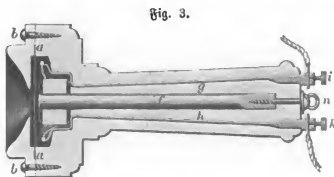
Töne der Sprache treu wiederzugeben, so vermag sie nicht dasselbe bei den Sprachgeräuschen. Deshalb werden durch das Telephon die gesprochenen Worte klangreicher, und auch der Gesang klingt weicher und tonreicher, als wenn er direct gehört wird. Siemens konnte mit dem oben erwähnten Fadentelephon das Ticken einer Taschenuhr durch einen 20 m langen Faden noch deutlich hören, wenn die Uhr 8 cm vom Schallbecher entfernt war. Direct war die Uhr noch in 130 cm Abstand hörbar. Daraus berechnet sich, daß das Fadentelephon $\frac{1}{260}$ der Schallstärke übertrug. Ein empfindliches elektrisches Telephon übertrug das Ticken der Uhr gar nicht, ebensowenig die tonlose Flüsterstimme und kaum merkbar den Schlag zweier Eisenstücke gegen einander. Alle diese Geräusche bringen schnelle, unregelmäßige Schwingungen hervor, gegen welche die Eisenmembran unempfindlich ist.

Trotz der deutlichen Hörbarkeit der

vom Telephon übermittelten Töne ist ihre Stärke doch nur sehr gering. Bei einem Versuche, welchen Siemens mit einer Spieldose anstellte, übertrug das Telephon im günstigsten Falle etwa $\frac{1}{10000}$ der angenommenen Schallstärke. Nur die außerordentliche Empfindlichkeit und der sehr große Umfang unseres Hörorganes machen es uns möglich, die leise Sprache des Telephons noch zu verstehen.

Die im Telephon auftretenden inducirten Ströme sind ungemein schwach. Ein italienischer Physiker, Galileo Ferraris, fand, daß ein Strom von solcher Intensität, um im Telephon einen hörbaren Ton hervorzurufen, fast neunzehn Jahre gebrauchen würde, um durch Zersetzung von

Wasser einen Cubikcentimeter Knallgas zu erzeugen. Ähnlich fand Bellat, daß durch die Abkühlung von einem Gramm Wasser um einen Grad eine hinreichende Kraft entwickelt werden würde, um in einem Tele-



Bell's Telephone-Durchschnitt.

phon 10000 Jahre hindurch einen hörbaren Ton hervorzubringen. Es muß auffallen, daß die laute Stimme nur eine so geringe Wirkung hat, aber es ist zu bedenken, daß bei den wiederholten Umformungen von Bewegungen und Kräften, die beim Telephoniren auftreten, immer ein Verlust von lebendiger Kraft durch Umwandlung in Wärme statt hat, die für den Zweck des Apparates ohne Wirkung bleibt.

Eines der auffallendsten Momente, welche das Telephon bietet, liegt für den Physiker in den Schwingungen der starren Eisenmembran, welche im Stande ist, alle Luftschwingungen, die das Sprechen erzeugt, mitzumachen und alle Töne wiederzugeben. Vor der Erfindung des Telephons hätte man das kaum für möglich gehalten, und auch jetzt noch sind Form und Verlauf dieser Schwingungen nur ungenügend bekannt.

Das Eisenplättchen des Telephons macht nur sehr kleine Schwingungen, aber

auch dann, wenn man die Vibrationen durch Anwendung dünnerer, biegsamerer Membranen bedeutend vergrößert, ist das Auge nicht im Stande, die raschen Bewegungen zu verfolgen. Man hat daher mit gutem Erfolge das Mittel angewendet, durch die tönenden Körper selbst die Schwingungen aufzeichnen zu lassen. Dies Princip der Tonschrift wendet auch Edison bei seinem Phonographen an. Eine Spitze, die auf der Mitte einer gespannten Membran befestigt ist, wird einem Staniol-Blatte gegenübergestellt, das um einen Cylinder gelegt ist. Rotirt nun der Cylinder und die Platte schwingt, so macht die Spitze Eindrücke in das Staniolblatt, die den Schwingungen entsprechen. In

gasse mit und die Flamme vibriert ihnen entsprechend. Durch einen rotirenden Spiegel analysirt man nun die Flamme, das heißt man zieht sie in die Breite und sieht dann einen leuchtenden Zadenstreifen. C in Figur 4 stellt dessen Umrisse für den Vocal a dar, und es ist die Ähnlichkeit mit der darüberstehenden Curve nicht zu verkennen.

Wenn man nun auch durch ein solches Verfahren die Schwingungen der elastischen Platte nachweisen kann, so ist man doch noch weit davon entfernt, zu wissen, in welcher Weise sich die ganze Platte an diesen Bewegungen beteiligt; daß sie das aber bei den verschiedenen Vocalen auch in wesentlich verschiedener

Fig. 4.



Tonschriften.

Figur 4 zeigt die Zeile A die Eindrücke, welche entstehen, wenn der Buchstabe a gegen die Membran gesungen wird. Es ist leicht zu sehen, daß jede Schallwelle dieses Vocales sich aus vier einzelnen Schwingungen zusammensetzt. Läßt man über die Erhöhungen und Vertiefungen dieser Schriftzüge den einen Arm eines leichten Hebels gleiten, während der andere längere Arm mit seiner feinen Spitze auf einer vorbeibewegten berührten Glasplatte schreibt, so wird die Schrift des Phonographen in die Wellenlinie B umgewandelt, die das Profil der Vertiefungen darstellt. Es hat dasselbe große Ähnlichkeit mit den König'schen Flammenbildern für den gleichen Vocal. König leitet in eine kleine Kapsel, die an der einen Seite durch eine Membran geschlossen ist, Leuchtgas. Die Kapsel trägt einen Brenner, dessen Flamme etwa einen Centimeter lang ist. Singt man nun gegen die Membran, so theilen sich deren Schwingungen dem eingeschlossenen Leucht-

Art thun wird, ist wahrscheinlich. — Schon der Hauch des Mundes, den man beim Singen gegen eine reine, spiegelnde Fläche stoßen läßt, bringt für jeden Vocal ein verschiedenes Bild hervor, wie jüngst Guéhard gezeigt hat. Haucht man gegen ein Stüchchen Glas, so wird die Oberfläche getrübt wie eine beschlagene Fenster Scheibe. Die Untersuchung mit der Loupe zeigt, daß der Ueberzug aus lauter kleinen, neben einander stehenden Wassertröpfchen besteht. Wendet man aber nach Guéhard statt des Glases eine reine Quecksilberfläche an, so setzt sich der Wasserdampf auf dieser nicht tropfenweis ab, sondern fließt in einander und bildet eine zusammenhängende dünne Wasserschicht, die ebenso wie Seifenblasen die schönsten Irisfarben zeigt. Auch auf Glas lassen sich diese prachtvollen Interferenzfarben hervorbringen, wenn man dasselbe vorher so reinigt, daß man mit einem benetzten Seifenstückchen darüber hinstreicht und es dann mit einem

reinen Tuche trocken reibt. Singt man nun gegen die Quecksilber- oder Glasfläche aus einem Abstände von 3 bis 4 cm wenige Sekunden lang scharf, aber ohne Anstrengung, bei möglichst natürlicher Stellung der Stimmorgane, einen Vocal, so erscheint das aus concentrischen farbigen Curven bestehende Hauchbild, dessen Form für jeden Vocal eine andere ist.

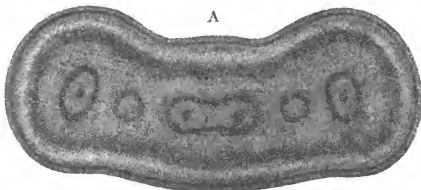
Figur 5 zeigt, freilich ohne den Reiz der Farben, das Hauchbild des Vocales A. Es ist hervorstechend vor allen anderen durch die mehrfachen Centra, die es enthält, so daß man eher glauben möchte, der Hauch sei aus sechs Höhren gekommen

taucht denselben in Seifenwasser, so erhält man ein dünnes, ebenes Häutchen, das sich empfindlich gegen jeden Ton zeigt. Es erscheinen beim Singen auf seiner Oberfläche die zierlichsten Figuren in Farben. Man sieht farbige Bänder in regelmäßiger Bewegung, und insbesondere tritt eine Anzahl kleiner Wirbel auf, die um feste Centra rotiren. Nach in Prag wies schon im Jahre 1873 auf diese Häutchen hin als besonders geeignet zum Studium der Membranschwingungen. Es kann aber nicht meine Aufgabe sein, die unendliche Mannigfaltigkeit dieser Figuren zu verfolgen.

Professor Blake von der Brown-Uni-

Fig. 5.

A



Hauchbild.

als aus der einen Mundöffnung. Die in Figur 6 enthaltenen Bilder der übrigen Vocale sind nur schematisch gezeichnet. Man erkennt aber leicht ihre charakteristischen Verschiedenheiten.

In welcher Weise durch die Stellung der Mundwerkzeuge und namentlich wohl der Zunge die Form der Luftströme bedingt wird, ist noch nicht einleuchtend. Die Consonanten oder Sprachgeräusche wird man schwerlich auf solche Weise bildlich darstellen können, da, wenn es auch gelingen sollte, das Momentane des Consonantengeräusches zu erfassen und festzuhalten, es doch nicht möglich sein wird, bei der Aussprache den Vocal ganz fortzulassen.

Ein anderes Mittel, die Schwingungen dünner Membranen zu verfolgen, bietet sich in den Seifenblasen. Es kann sich Jeder davon durch einen leichten Versuch überzeugen. Schließt man nämlich Daumen und Zeigefinger zu einem Ringe und

versetzt in Providence (Rhode-Island) hat die Schwingungen, welche die Eisenmembran beim Sprechen macht, photographisch aufgezeichnet. Zu dem Ende stellte er vor der Membran einen beweglichen kleinen Spiegel auf, der mit der Membran durch ein Zwischenstäbchen verbunden war. Die Schwingungen des Eisenplättchens brachten infolge dieser Anordnung beim Spiegel Drehungen hervor um eine in seiner Ebene liegende Achse. Nun wurde ein Bündel Lichtstrahlen auf den Spiegel geworfen und nach erfolgter Reflexion durch eine Linse zu einem leuchtenden Punkte vereinigt, der auf eine photographische Platte fiel. Beim Vorbeiziehen der Platte zeichnet der Lichtpunkt auf dieselbe eine gerade Linie. Spricht man aber gegen die Membran und setzt sie dadurch in Schwingungen, so bewegt sich gleichzeitig der Spiegel, und der Lichtpunkt schreibt auf die vorübergezogene empfindliche Platte

die Tonchrift. Eine Probe dieser Schrift giebt Figur 7.

Das Wesen solcher Phonogramme ist eine Aufgabe der Zukunft. Ebensovienig können wir aus ihnen schon schließen, wie das Stückchen Eisenblech im Telephon es macht, wenn auch leise, doch fast ebenso gut zu singen und zu sprechen wie ein Mensch, der dazu Kehlkopf, Luftröhre, Gaumen, Zunge, Zähne und Lippen gebraucht. Doch:

Wer will denn Alles gleich ergötzen.

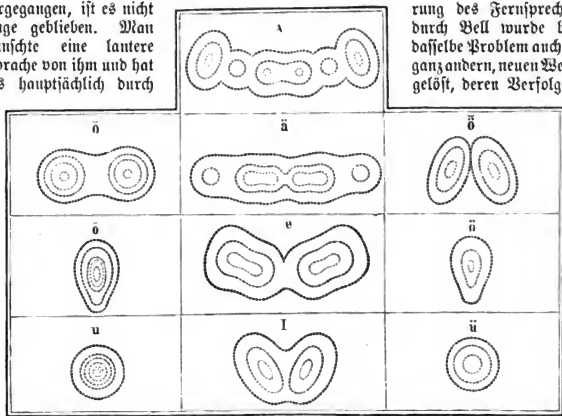
Eobald der Schnee schmilzt, wird sich's finden.

So, wie das Telephon aus der Hand Bell's hervorgegangen, ist es nicht lange geblieben. Man wünschte eine lautere Sprache von ihm und hat das hauptsächlich durch

gleiche Richtung haben, sich also addiren. Solche verbesserte Telephone sind hergestellt von Siemens in Berlin, Fein in Stuttgart, Aber in Paris und von vielen Anderen. Um den Empfänger einer Telephonnachricht zu avertiren, hat man auch Aufapparate verschiedener Art erfunnen. Siemens z. B. steckt in die Mündung des Schalltrichters eine kleine Zungenzweife, deren Ton man im ganzen Zimmer hört. Nach erfolgtem Ausruf und Zurückgabe desselben wird die Pfeife entfernt und das

Sprechen beginnt. Nach der erfolgreichen Ausführung des Fernsprechens durch Bell wurde bald dasselbe Problem auch auf ganz andern, neuen Wegen gelöst, deren Verfolgung

Fig. 6.



Umriffe von Hauchbildern.

Verstärkung der Inductionsströme des Magneten erreicht. Zu dem Zwecke hat man dem Magneten die Form einer Stimmgabel oder eines fast geschlossenen Ringes gegeben, oder man hat mehrere Magnete verwendet und zwar immer so, daß die sich nahestehenden Pole der Eisenmembran dicht gegenübergestellt wurden. Da ferner der Magnetismus im weichen Eisen weit beweglicher ist als im Stahl, so befestigte man an den Magnetpolen Schuhe von Eisen, bald massive, bald aus Bündeln dünner Eisendrähte zusammengesetzte. Jeder dieser Schuhe wird nun mit einer Drahtrolle armirt, in denen die Inductionsströme

mich aber zu weit führen würde, obgleich genug des Interessanten zu berichten wäre.

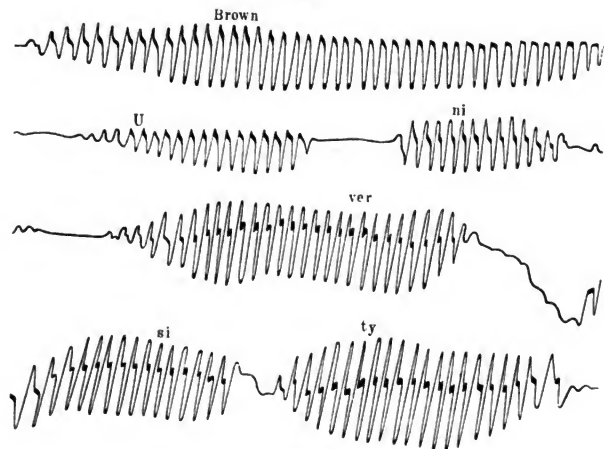
Eine Erfindung indeß darf ich nicht übergehen, weil dieselbe in Verbindung mit Bell's Telephon Erfolge errungen von ungeahnter Tragweite. Ich meine das Mikrophon von N. Lüdtge und Hughes, den Glanzpunkt der elektrischen Ausstellung in Paris.

Figur 8 stellt den Apparat von Hughes in einer seiner einfachsten Formen dar. Zwei Resonanzbrettchen B und D sind unter rechtem Winkel an einander gefügt. An dem seitlichen Brettchen sitzen die beiden Kohlenstückchen C und C₁. Die

selben haben, C unten und C₁ oben, konische Vertiefungen. In dieselben ist das an beiden Enden zugespitzte Kohlenstäbchen A lose eingefügt. Die Kohlenstäbchen C und C₁ stehen mit den Leitungsdrähten E und F in Verbindung, in deren Kreis eine galvanische Batterie und ein Telephon eingeschaltet sind. Auf der einen Station befinden sich nun das Mikrophon und die Batterie, auf der zweiten das Telephon. Die ursprüngliche Be-

sten Bewegungen genau entsprechenden Veränderlichkeit des Contactes zwischen den Kohlenstückchen und der damit zusammenhängenden Veränderung in der Stärke des Stromes. Hughes selbst charakterisirt die Wirkung seines Instrumentchens mit folgenden Worten: „Die Aufgabe, welche das Mikrophon löst, besteht darin, in den Schließungsbogen eines elektrischen Stromes einen Widerstand einzuschalten, der sich ändert

Fig. 7.



Tonschrift.

stimmung des Instrumentes war, kleinste Bewegungen hörbar zu machen, daher sein Name. Legt man z. B. auf das Brettchen D eine Taschenuhr, so hört man auf der weit entfernten zweiten Station durch das Telephon sehr deutlich ihr Ticken; ja, man kann es hören, wenn mit einem weichen Pinsel über das Resonanzbrettchen gestrichen wird oder wenn eine Fliege darüber hinläuft.

Singt oder spricht man gegen das Resonanzbrettchen, so reproducirt das Telephon alle dem Mikrophon anvertrauten Töne. Die wunderbare Wirkung des kleinen Apparates beruht in der den leise-

in genauer Uebereinstimmung mit Schallschwingungen, so daß ein undulirender elektrischer Strom von einer constanten Quelle aus entsteht, dessen Undulationen nach Wellenlänge, Höhe und Form ein genaues Abbild der Schallschwingungen sind.“ Das Mikrophon leistet also in ganz vorzüglicher Weise das, was der Unterbrecher von Reis nur unvollkommen ausführte. Die Berührung der Kohlenstückchen wird infolge ihrer Schwingungen bald looser, bald inniger, und ebenso ändert sich ihre Leitungsfähigkeit für den Strom.

Das Mikrophon erzeugt also nicht selbst

galvanische Ströme, sondern ändert, den Tonschwingungen entsprechend, nur deren Stärke und übermittelt diese elektrischen Wellen dem Telephon, durch welches sie hörbar werden. Die weit größere Empfindlichkeit des Mikrophons gegenüber dem Sender von Reis beruht also darin, daß beim Mikrophon keine Unterbrechung, sondern eine Aenderung des Contactes eintritt; dem Telephonsender gegenüber darin, daß dieser selbst elektrische Ströme erzeugen muß, während das Mikrophon nur ihre Stärke ändert.

Um das Mikrophon möglichst für alle Töne empfindlich zu machen, schaltete man statt des einen Kohlenstäbchens deren mehrere in den Stromkreis ein. Die Mikrophone der Pariser Oper, deren Leitungsdrähte nach dem mehrere Kilometer entfernten Industriepalaste, der elektrischen Ausstellung, geführt waren, standen zu beiden Seiten des Souffleurkastens. Um die Erschütterungen des Bodens unschädlich zu machen, hatten sie schwere Bleiplatten mit Gummifüßen als Unterlagen. Jedes dieser Mikrophone bot dem Durchgange des galvanischen Stromes zehn Kohlenstäbchen, die unter einer Resonanzplatte in zwei Reihen angeordnet waren. Den vom Mikrophon aufgenommenen Gesang reproducirte das Telephon in ausgezeichneter Weise, während die Töne der Hörner, der Trommel und Panke zu stark sind.

„Im Theatersaale der Ausstellung,“ sagt H. W. Vogel, „wurden jeden Abend durch Aber'sche Telephone Hornquartette eines entfernten Café chantant laut und für Viele gleichzeitig hörbar reproducirt. Sehr angenehm ist diese telephonirte Musik aber nicht. Sie erscheint fast noch stärker im Klang verändert als die telephonirte menschliche Stimme, die bekanntlich einen eigenthümlich spitzen Ton annimmt. Der Klang der Musik ist schnarrend und häßlicher als Jagot.“

Etwas stärkere Ströme bringen im Telephon Töne hervor, die das Ohr fast schmerzlich berühren, und so wirken auch die durch starke Töne hervorgerufenen Stromschwankungen unangenehm.

Auch in Berlin sind vor kurzem die Vorstellungen des Opernhauses telephonisch übertragen, und es läßt sich wohl annehmen, daß diese kleinen An-

fänge bald größere Ausdehnung haben werden.

Für den sprachlichen Verkehr hat sich das Telephon bereits einen großen Wirkungskreis erobert. Seine leichte Anwendbarkeit, die Keiner erst zu erlernen braucht wie das Telegraphiren, und die Unmittelbarkeit des telephonischen Verkehrs geben ihm einen großen Vorzug vor dem Telegraphen. Auf weite Entfernungen ist es aber schwierig, die schwachen elektrischen Ströme des Telephons zu leiten, deshalb ist der Fernsprecher auf den kleinen Dienst im Inneren der Städte und in ihrer nächsten Umgebung angewiesen. Von einer oder mehreren Centralstellen laufen die telephonischen Leitungsdrähte über die Dächer fort nach den verschiedenen Endpunkten, von denen jeder durch Vermittelung der Centralstelle mit jedem anderen Endpunkte sprechen kann. Berlin besitzt gegenwärtig über 1300 km telephonischer Leitung mit etwa fünfshundert Stationen. Wenn diese Worte gedruckt sind, werden die Zahlen nicht mehr richtig sein, da die Entwicklung dieses Verkehrs rasch fortschreitet. Wie rapide das geschieht, zeigt Amerika. Nur neun Städte mit mehr als 10000 Einwohnern und nur eine mit mehr als 15000 hatten vor kurzem noch gar keine telephonische Einrichtung. Von der Bell-Telephone-Company waren 132692 Instrumente für den Verkehr geliefert.

Die vielseitige Ausnutzung des telephonischen Verkehrs tritt uns besonders in einem interessanten Berichte des kürzlich verstorbenen Eisenbahntechnikers Max Maria von Weber entgegen. In einer großen Mittelstadt des Staates New-York besuchte Weber eine berühmte Familie. „Die freudig überraschte Dame vom Hause empfing mich auf das liebenswürdigste, aber sofort, nachdem wir uns die Hände geschüttelt, langte sie nach dem auf der Lehne ihrer Voudoircauséuse liegenden Telephon und rief aus: ‚Ich verfüge über Sie, wir fahren aus, ich zeige Ihnen die Stadt, Sie diniren bei uns mit einigen Leuten, die Ihnen nützen können; heute Nachmittag segeln wir mit meiner Dampfjacht auf dem Niagara, morgen fahren Sie in die Delregion, übermorgen und später sind wir auf unserer Villa. Jetzt rufe ich meinen

Mann auf seinem Bureau, melde Sie an, bespreche unsere Pläne, dann bestelle ich meine Equipage, die ich seit dem Telephon aus dem Hause entfernt habe, lade Ihnen die Leute zum Diner, bespreche das Nöthige mit Maschinisten und Steward wegen Fahrt und Souper auf der Nacht; dann soll Ihnen mein Mann den Zug auf der Delregionbahn bestellen, und endlich habe ich vielerlei mit unseren Wirthschaftsleuten auf der Villa zu verhandeln. — „Und wann soll das Alles besorgt werden?“ fragte ich. — „O, sehen Sie sich die Albums dort an, gehen Sie einen Gang durch den Garten; ich habe es nicht gern, wenn man mir zuschaut, wenn ich telephonire. Es sieht so häßlich aus! Dann soll Alles besorgt sein,“ sagte die lebenswürdige Frau lächelnd. Ich blieb aber doch und sah und hörte staunend, wie sie sich erst mit dem Gemahl ausführlich verständigte. Dann wurden die Adressen auf dem Centralbureau umgeschaltet, drei, vier Familien zum Diner geladen, zusammen mindestens

achtundzwanzig englische Meilen weit wohnend; zwei davon antworteten umgehend. Dann wurde die Equipage gerufen, längere Zeit mit der Besatzung des kleinen im Eriesee liegenden Dampfschiffes verhandelt und das Menu des Souper auf demselben im Detail festgestellt. Dann kam die Billa daran, wo die Verwalterin erst wieder telegraphisch von der Weiererei geholt werden mußte — und endlich ließ sich der Gemahl wieder vernehmen, daß auf der Delregionbahn Alles besorgt sei. Nach zwanzig bis fünfundzwanzig Minuten setzte die lebenswürdige Dame das Telephon aufatmend von den Lippen und sagte: „Das war ein Stück Arbeit! Jetzt mache ich Toilette und räume meiner Köchin das Feld am Telephon. Auf Wiedersehen!“ Sie schlüpfte hinaus, und die Köchin, eine würdige Person, saß

eine Matrone, trat ans Telephon, das sie ebenso gewandt handhabte wie ihre elegante Herrin. Und da hörte ich denn zu meinem Staunen die Braten, Fische, Gemüse, das Obst für das Diner bei den großen Händlern in der Stadt bestellen, mit jedem derselben über Quantität und Qualität deliberiren — von der Köchin — telephonisch. Als guter Deutscher hatte ich — während Dame und Dienerin über einen Flächenraum von einigen Quadratmeilen befahlen, verhandelten, anordneten — dagesessen und überrechnet, welche Zeit an Billetschreiben, Botengängen, Droschkenfahrten zc. wohl die Arbeit erfordert haben würde, die hier Frauenhand und Mund

in vierzig Minuten that — und ich kam dabei, Alles gut gelingend berechnet, auf mindestens vierzig Arbeitsstunden, unter so und so viele Leute vertheilt.“

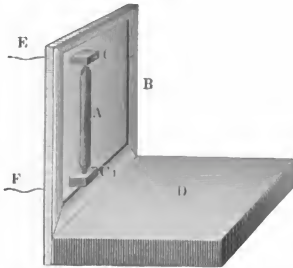
Zum Schlusse sei noch einiger anderer Anwendungen gedacht, die das Telephon zum Theil in Verbindung mit dem Mikrophon gefunden hat.

Wenn der Astronom Beobachtungen anstellt, für welche

auch die Bestimmung der Zeit erforderlich ist, so bleibt das Auge fest vor dem Ocular des Fernrohrs, während gleichzeitig das Ohr die Schläge einer nahen Pendeluhr zählt. Um nun das Ticken der Uhr dem Beobachter in eine bequeme Nähe zu bringen, wendet Dr. W. Meyer in Genf die Uebertragung des Schalles durch Mikrophon und Telephon an. Es kann so dieselbe Uhr in verschiedenen Räumen der Sternwarte gleichzeitig benutzt werden. Ja, es wird möglich sein, den Meridian-Durchgang eines Sternes nach den Schlägen einer in Berlin aufgestellten Uhr auch in Königsberg zu beobachten und so für die Feststellung von geographischen Längen genaue Daten zu erhalten.

In größeren Entfernungen kann man die Kugeln der Handschußwaffen nicht einschlagen sehen, weshalb es schwierig

Fig. 8.



Mikrophon von Hughes.

ist, die Flugzeiten zu bestimmen. Ein am Scheibenstauende aufgestelltes Telephon hebt die Schwierigkeit, indem es den Moment des Einschlagens der Kugel nach einer beliebigen Stelle hin sofort berichtet.

Auch zur Belauschung der Erdbeben hat man das Telephon verwendet und mit demselben noch die verschwindend kleinen seismischen Bewegungen hörbar gemacht. Es wird zu dem Zwecke ein Mikrophon tief in der Erde aufgestellt und dessen Erschütterungen werden im Telephon behorcht. Das donnernde Getöse des Vesuv hörte man in einer Entfernung von mehr als 160 km als lautes metallisch klingendes Geräusch. Ein andermal ließ das Telephon ein Getöse wie Musketenfeuer hören, so laut, daß der Beobachter fürchtete, ein in der Nähe schlafendes Kind könne davon aufwachen.

Solche Beobachtungen legten natürlich den Gedanken nahe, das Mikrophon im Vorpostendienste zu gebrauchen. Man meint, daß ein in die Erde versenktes Instrument den Umkreis von mehr als 200 m Radius decken wird und daß ein

einigermaßen geübtes Ohr recht gut unterscheiden könne, ob sich einzelne Menschen, eine Truppe im Marsche, Cavallerie oder Geschütze nähern. Dasselbe gilt unzweifelhaft für den Minenkrieg.

Eine andere Anwendung haben die beiden Instrumente bei einem schon von Dove konstruirten Apparate gefunden, dem Differential-Inductor. Der Apparat sendet durch Mikrophon und Telephon entgegengesetzte elektrische Ströme von gleicher Stärke, die sich also aufheben. Im Telephon wird dann kein Schall vernommen, wenn auch das Mikrophon durch das Ticken einer Uhr, auf deren Sockel es steht, erschütterter wird. Legt man nun in die eine Drahtrolle des Inductors ein Stückchen Metall von der Größe einer Krone, so ändert sich dadurch die Stärke des einen Stromes und man hört sofort das Ticken der Uhr. Der Apparat ist so empfindlich, daß man an der Stärke des Ticens eine echte Münze von der falschen unterscheiden kann.

Es sind hiermit die Anwendungen des Telephons nicht erschöpft, aber ich fürchte, zu viel zu bringen, und breche ab.





Alte Erinnerungen und alte Monumente.

Von

Adolf Bastian.

Während meines Aufenthaltes in Birma im Jahre 1861 wurden dort Gerüchte laut von der Auffindung großer Tempel- und Palaststädte, die kürzlich entdeckt seien irgendwo dahinten in dem fernsten Theile Hinterindiens; das war ziemlich Alles, was man zu sagen wußte — ziemlich gleichgültig auch bei der in manchen Köpfen ungeklärten Geographie der Halbinsel —, und erst als mich die Fortsetzung der Reise nach Siam brachte, kam in diese Nachrichten allmählich mehr Licht, bis sie sich dann mit meiner Ankunft in der Hauptstadt nach dortigen Mittheilungen auf dem Boden einer bestimmten Localität, in Cambodia, fixiren ließen.

Viel gewonnen war damit im Grunde allerdings nicht, denn Cambodia war für die Erdkunde damals nur ein Namenslaut, nicht viel faßlicher als der mysteriöse Klang, mit welchem dasselbe Wort bereits aus fernem Alterthum in den indischen Heldengesängen herüberlönt. Dieses heilige Land der Sage und Dichtung hat man vielfach umhergetragen, um einen würdigen Ruheplatz dafür zu finden, da der noch heute gleichnamigen Gegend von vornherein die Ebenbürtigkeit abgesprochen wurde.

Zu der That gehörte bisher Cambodia, in Hinterindien versteckt, zu den unbekanntesten Oertlichkeiten der Erde.

War von Hinterindien überhaupt unsere bessere Kenntniß sehr neuen Datums

zu rechnen — die Birma's eigentlich erst seit dem zweiten Kriege der Engländer (kaum schon seit dem ersten): seit dem Friedensschluß und der von Yule begleiteten Gesandtschaft; dann die von Siam etwa seit dem durch Bowring abgeschlossenen Verträge, da die momentane Aufhellung unter Ludwig XIV. rasch wieder für Europa in das frühere Dunkel zurückgefallen war — mußte also, wie gesagt, für diese beiden mächtigsten Königreiche der Halbinsel unsere Kenntniß bis zum Jahre 1861 als eine äußerst beschränkte und lückenhafte erachtet werden, so galt dies in noch weit vollere Maße von dem auf der Halbinsel selbst unsicher schwankenden Territorium Cambodia's, dem streitigen Besiethum zwischen Thai und Annam, die sich dort Jahrhunderte hindurch für blutige Entscheidungen ihre Schlachtfelder gewählt hatten.

Um diese Kriege, um die Reiche, die damals dort und Jahrtausende früher entstanden und versanken, hat sich unsere Weltgeschichte nie gekümmert und sich um so weniger kümmern können, weil ihr selbst die geographischen Vorarbeiten gefehlt haben würden.

Für Cambodia steht kein Name eines Reisenden verzeichnet. In den periodisch lebhaften Handelsbeziehungen mit den Häfen des Iramabdi und Menam, während des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, findet sich gelegentliche Erwähnung des Landes, aber immer nur

kürzeste Notiznahme, selbst bei der holländischen Landreise nach den oberen Laosländern. Der erste Reisende, der sich Cambodien zum Ziele gewählte, war der Franzose Mouhot, und er wurde auch sogleich belohnt durch den Anblick jener Prachtbauten, mit denen fortan sein Name, als der des Entdeckers, in archäologischen Annalen verknüpft sein wird.

Zu der Zeit, von der dieser Artikel spricht, hatten indeß auch Mouhot's Reisen noch kaum eine Beachtung gewonnen. Die Europäer in Bangkok, die zum Theil seiner persönlichen Bekanntschaft sich erinnerten, vermochten darüber hinaus nur wenig von dem zu erzählen, was er ausgeführt habe. Man wußte, daß er dem Klima erlegen war, und man beklagte seinen Verlust, sei es als eines Freundes, sei es als des strebsamen Forschers.

Was es mit den Monumenten auf sich habe, deren Auffindung in einer aus seinen Briefen und Tagebüchern verlautenden Kunde von Europa nach Siam zurückgebracht worden; wie es sich mit solchen Steinbauten in Cambodien, einer tributären Provinz Siam's, verhalten möchte, darüber war man sich in Bangkok, obwohl dies die Hauptstadt, dennoch nicht recht klar. Englischer Consul war damals unser berühmter und geographisch hochverdienter Landsmann Sir Robert Schomburgk, der auch für ethnologische und archäologische Gesichtspunkte lebhaftes Interesse besaß, aber trotz mehrfacher Gespräche darüber konnte er keine Materialien zur Aufhellung der cambodischen Frage geben. Von den Einheimischen ließ sich nicht viel Auskunft erwarten. Wer sollte nach dem oberen Cambodien gereist sein und wozu? Die wenigen Handelsbeziehungen mit dem armen Nachbarlande ließen sich zur See abmachen, und sonst wurden nur einige der höheren Beamten durch ihren Beruf in die inneren Bezirke geführt und dann nicht häufig gewechselt.

Auch muß ich gestehen, daß ich von der in der europäischen Colonie Bangkok's herrschenden Gleichgültigkeit betreffs der Monumente aus dem cambodischen Alterthum gleichfalls angesteckt war und mich während der in Siam verbrachten Monate nur wenig darum gekümmert habe.

Um so mehr bin ich dem Repräsentanten siamesischer Gelehrsamkeit, einem König

in dieser wie in seinem Volke, für die werthvollen Hinweise verpflichtet, deren volle Bedeutung erst später zur Anerkennung kam. Als ich bei einer der Audienzen Cambodien zur Sprache brachte, ergab sich sehr bald, daß ihm die Existenz solcher Bauten, wie die von Mouhot beschriebenen, recht wohl bekannt sei, aber er behandelte sie so wenig als etwas Außerordentliches oder Außergewöhnliches, daß ich seine Meinung darüber (in dem Ton buddhistischer Indifferenz gegen irdischen Tand vorgebracht) auch meinerseits wieder auf einen gewöhnlichen Maßstab herabstimmte. Wenn ich dieselben zu besuchen beabsichtigen sollte, würden mir officielle Empfehlungen zur Verfügung gestellt werden; außerdem notirte mir der König die Titel einiger auf die cambodische Geschichte bezüglicher Bücher in der Palastbibliothek.

Diese habe ich zum Theil übersezt (meistens im ersten Bande der „Völker des östlichen Asien“ veröffentlicht); und da durch das Studium derselben mein Interesse wieder etwas angefaßt war, hatte ich, als die Zeit der Abreise von Bangkok gekommen, damit auch den Entschluß gefaßt, den Weg über Cambodien einzuschlagen.

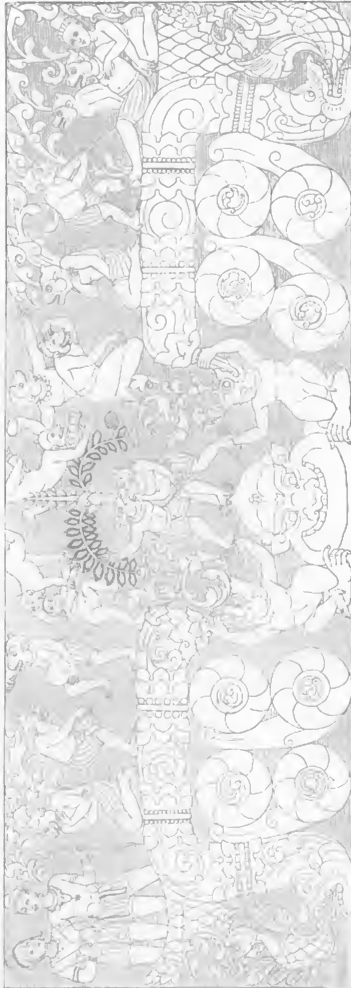
Auf der Landreise, bei der anfangs Büffelkarren, später Elephanten zum Behilfen dienten, trafen sich die ersten Anzeichen dessen, was zu erwarten stand, an den Steinbrücken* von Lamfeng; und einige Tage später fand ich mich umfassen von der Wunderwelt, die sich in der Pracht von Angkor-Vat versteinert hat, der einzige Europäer momentan, dessen Augen sie gesehen, da Mouhot die seinigen bereits geschlossen hatte.

In diesen so unerwartet an das Tageslicht getretenen Zeugen des alten Cambodien und seiner Cultur stehen wir, was

* Die in meinem damaligen Bericht an die Royal Geographical Society (Vol. 35) erwähnten Brücken fehlen bei den auf dem Landwege nachfolgenden Reiseberichten, da die gewöhnliche Straße über Teicho vorgezogen wird. Erwünscht wäre ihre weitere Beachtung, die sie auf meiner kurzjorischen Durchreise nicht erhalten konnten, da ich völlig unvorbereitet auf die Ueberraschungen kam, die mich erwarteten, und also außer Stande, sie entsprechend zu bewältigen. So waren auch die von einem einheimischen Maler angefertigten Zeichnungen nur in geringer Zahl herzustellen, und habe ich mich in einem im „Anstalt“ 1867 veröffentlichten Artikel bereits darüber ausgesprochen.

nicht verkannt werden darf, vor einem der wichtigsten Geschichtsprobleme, dessen Tragweite sich noch schwer ermessen läßt. Diese Monumente liegen unter historischen Constellationen, wie sie sich auf der Erde kaum zum zweiten Male wiederholen können, einmal genau auf jener bedeutungsvollen Markscheide, welche die Geschichte des asiatischen Continentes in eine östliche und westliche Hälfte theilt, und dann auf einem Kreuzungspunkt, der solcher Doppelttheilung der Wege noch eine dritte Straße zufügt, in die Inselwelt des Archipelagos hinausführend, vielleicht aus Asien hinaus bis in einen anderen Continent.

Die Bevölkerung der hinterindischen Halbinsel befündet bereits in der Bezeichnung als Indochinesen, die man ihr beigelegt hat, ihre Doppelttheilung. In Birma und Siam überwiegt das indische Element und haben sich indische Alphabete den monosyllabischen Sprachen adaptirt, in Tonquin und Annam dagegen hat sich chinesisches Gepräge auch im Alphabet der ihnen zugehörigen Sprache bewahrt. So treffen also, auf einem neutralen Boden gleichsam, hier Ausläufer der zwei mächtigsten Kulturkreise, der beiden dominirenden auf der Erde, des arischen und turanisch-mongolischen, mit einander zusammen, und zwar, wie wohl zu beachten, ist dieser Punkt neben der großen Heer-



Bei Verewandung Nambanot's, des Härenfürsten, unter Saigwa's Pseerfähren, bringt Konuman die Heilpflanze des Berges Kihhabba, morüber Tubet und Greub im Affenbeer, mit Kama und Koshmaia im Hintergunde. (Gries an dem Portal des Tempels von Polci.)

straße des Nordens der einzige, an welchem sie überhaupt zusammentreffen, da sie (von den secundären Infiltrationen durch östliche und westliche Ränge nach Vorderindien abgesehen) für ihren ganzen Verlauf in der Centralmasse des Continentes streng von einander geschieden sind, bis sie dann an der äußersten Spitze zusammenstoßen. Gerade in Cambodia, als dem eigentlichen Mittelpunkt der Halbinsel, treten diese Durchkreuzungen, wie nicht anders zu erwarten, am lebhaftesten hervor und hatten für China, seit Kenufat's Mittheilungen über die dortige Gesandtschaft des dreizehnten Jahrhunderts, auch bereits die Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Betreffs Indiens lassen sich in den siamesischen Chroniken die Spuren brahmanischer* Einwanderungen auch auf dem Landwege verfolgen, aufklärende Streiflichter über Ptolemäus' Berichte für die Vorgeschichte Siams oder (vor der Zeit Phaya Kuang's) Cambodia's werfend.

So, wie bemerkt, begegnen sich gerade hier die Träger von Asiens Doppelkultur: die Schüler des chinesischen Weisen, von betriebamen Kaufleuten begleitet, und die Propheten vedischer Worte, als Leiter von Wanderungen.

Hierzu aber kommt noch ein Drittes: die Monumente Cambodia's blicken hinaus in jene buntgestaltete Inselwelt, innerhalb welcher der asiatische Continent in den benachbarten verläuft, und wie sie dort hinaus schauen, so spiegeln sie von dort zurück; denn, wie sie verborgen in den Wäldern des Tale-Sap geschlummert, so ragen in der Stille mancher Inseln geheimnißvolle Denkmale hervor, von Zeiten einstiger Macht und Größe kündend und von regem Verkehr im weitesten Umkreis, den die Jünger Buddha's, wie es scheint, zu durchziehen gewohnt gewesen.

Die vielfachen Fragen, die hier durch einander laufen und von denen jede ihre gesonderte Beantwortung verlangt, werden erst bei einer systematischen Verarbeitung der von meiner letzten Reise aus dem Archipelagos mitgebrachten Materialien eine entsprechende Berücksichtigung finden kön-

nen, sobald Ruße dafür geboten ist, und mag nur beiläufig bemerkt sein, daß der persönliche Besuch der javanischen Tempelmonumente (1880) die im Jahre 1863 erweckte Vermuthung ihres Zusammenhanges mit den cambodischen neu bestätigt hat.

Im Uebrigen kann ich nicht besser thun, als diejenigen Leser, welche sich über diese cambodischen Monumente zu unterrichten wünschen, auf ein kürzlich erschienenes Werk zu verweisen: Delaporte, Voyage au Cambodge, Paris 1880. Meinem Besuche im Jahre 1861 sind seitdem andere gefolgt, von Engländern, Holländern, Franzosen, und besonders den letzteren verdanken wir bedeutame Bereicherungen unserer Kenntniß über Land und Leute, da ihnen in Saigon nicht nur der bequemste Ausgangspunkt für diese Untersuchungen geboten, sondern seit einigen Jahren Cambodia selbst unter ihrem Protectorat annectirt worden ist. Zu verschiedenen Malen bereits sind Expeditionen von der Regierung ausgerüstet, um die Ruinenstätten methodisch zu erforschen, und besonders erfolgreich hat Delaporte gearbeitet, der dem Museum Khmer umfangreiche Vermehrungen zugeführt hat. Das oben genannte Buch ist mit trefflich ausgeführten Zeichnungen geschmückt, meist Originale des Verfassers, sowie mit Plänen und Karten.

In Uebereinstimmung mit andern Augenzeugen,* in Uebereinstimmung mit dem englischen Geschichtschreiber der Architektur, der seit Entdeckung der afrikanischen Monumente die der cambodischen** für die wichtigsten erklärt, redet auch unser Autor mit des Gegenstandes würdigen Worten von der Bedeutung desselben:

* In style and beauty of architecture, solidity of construction and magnificent and elaborate carving and sculpture, the great Nakhon-Vat has no superior, certainly no rival standing at the present day. (Wincent.) — Les Archéologues anglais placent les œuvres de l'ancien Cambodge bien au-dessus de celles de l'Inde. L'art Khmer, en effet, résume en même temps qu'il les surpasse les arts de toutes les contrées dont le Cambodge occupe géographiquement le centre. En France, c'est donc autour de la collection Khmer que devront se grouper plus tard tous les monuments d'archéologie de l'extrême Orient. (Delaporte.)

** In an architectural point of view, they are more astonishing. (Ferguson.)

* „Völker des östlichen Asien“ Bb. I, S. 289 und folgender.

„Die Kunst Cambodia's, aus Durchkreuzung indischer und chinesischer hervorgegangen, gereinigt, veredelt durch Künstler, welche man die Athener des fernen Ostens nennen könnte, tritt uns in der That als der vollendetste Ausdruck des menschlichen Geistes entgegen, für jene weite Ausdehnung Asiens, die sich vom Indus bis zum Stillen Ocean erstreckt.“

Ueber dasjenige der Monumente, das von dem Missionär Cerri als die große „Peterskirche aller Indier“ bezeichnet wurde, giebt Delaporte folgende Beschreibung und Schilderung:

„Angkor-Vaht, die ‚königliche Pagode‘, ist das besterhaltene unter den Denkmalen Cambodia's und zugleich dasjenige, dessen Gesamtheit noch heute mit einem Blick zu umfassen ist. Dieses großartige Bauwerk, von dem Mouhot in seiner ersten begeisterten Bewunderung sagen zu können glaubte, daß es mit Ehren neben unsere bedeutendsten Bautengereicht werden dürfe und daß es an Größe

alle Kunstwerke Griechenlands und Roms übertreffe, ist vielleicht um ein Geringes kleiner als Pomeap-Chma und etwas größer als Prea-Rhan (in Angkor) und Melea. Wie diese ist es von einem Park, einer Ringmauer und einem Graben umgeben. Eine fast einzig dastehende Ausnahme ist es, daß seine Hauptfront gegen Abend gewendet ist. Von der nach dieser Richtung hin liegenden Außenseite des Parkes betreten wir es.

Zuerst begegnen wir einem ebenen Vorplatz, eingefast mit großen neunköpfigen

Drachen und phantastischen Löwen; dann folgt eine ausgebreitete Wasserfläche, begrenzt von Quais, weiter eine Brücke mit zwei Säulengängen, von deren Mitte aus breite Treppen bis zum Wasser hinunterführen (sämmtliche Alleen sind mit Nagas, alle Treppen von unten bis oben mit Löwen besetzt); endlich im Hintergrunde statt einer einfachen Festungswehr eine schöne Säulengalerie bis zum Ende

des heiligen Sees, mit drei Mittelgängen, über welchen ausgezadte Thürme, und an den beiden Endseiten zwei große Vorwölbungen für Wagen und Elefanten sich befinden. Auf den Seiten dichtes Pflanzengebüsch, weiterhin die Gruppe der fünf höchsten Thürme des Tempels, fast unsichtbar geworden in der Mitte unzähliger Palmengipfel. Dies ist der majestätische Anblick, der sich plötzlich wie durch Zauberschlag vor dem entrollt, der auf dem Wege unter der dunklen Waldkronenwölbung hindurch die Grabenlinie erreicht, der Holzung ab-



Indra auf Airavata oder Eravata, dem dreiköpfigen Elefanten.

die scharf die Grenze abschneidet.

Die Brücke ist 80 m lang. Ueberschreitet sie, tretet durch die große Pforte und den gewölbten Gang, von dem schon gesprochen, und hier entwickelt sich vor euch das zweite zauberhafte Bild.

Einen halben Kilometer vor euch, am Ende einer breiten Allee mit schlanken Borassus-, Kokus- und Bambusgebüsch eingefast, entfaltet sich der Tempel in seiner Gesamtheit. Seine gewaltige, glänzend graue Masse sticht lebhaft gegen

das ihn umgebende dunkle Grün ab und steigt gewissermaßen aus der Flut selbst empor, als rage er aus den beiden heiligen Wassern heraus, die seine Füße bespülen.

Das Monument hat drei Etagen: die erste besteht aus einer schönen Säulengalerie von 250 m Längsfront; die zweite aus einer etwas kürzeren Galerie, diese hat Fenster mit hervortretenden Untergittern und hohe Thürme an den Enden; die dritte aus einer gleichen Galerie, die auf hohem Festbau ruht und deren schon höhere Thürme ihrerseits von dem Thurm des Allerheiligsten überragt werden.

Schreitet nun durch die Allee und laßt auf jeder Seite ein schönes Bauwerk liegen, das halb unter der überwuchernden Vegetation verschwindet. Die blauschimmernde Fläche der heiligen Seen dehnt sich nach dem Tempel zu; darüber glänzt der innere tiefe Flächenraum eines ebenen Vorplatzes, eingefast von einem mit Bildhauereien gegierten Sandstein-Unterbau und einem Geländer; in der Mitte tritt eine kreuzförmige Terrasse mit Auszahnungen und einer Einrahmung von kleinen Säulen hervor; diese Terrasse liegt vor dem Haupteingang und bildet einen Theil eines ersten, sowohl nach innen wie nach außen hin liegenden Unterbaues von nicht weniger als 2500 m Umfang bei 4 m Höhe. Er ist von prächtigen, vortrefflich gezeichneten Modellirungen bedeckt; nicht ein Decimeter seiner Oberfläche ist ohne feine Ueberarbeitung; Akanthusverzierungen, laubumrannte Drachennäuler, Perlen, aufgebühte Blumen, in runder Kanten- oder Espigenform zusammengefaßt, Arabesken, die kleinen Gesichtern als Einfassung dienen, und tausend andere reizende Meißelwerke verwandeln das Gestein in einen wahren Spitzenschleier.

Auf diesem Unterbau lagert die erste Außengalerie, schöner noch als die von Ta-Propm und Melea. Sie allein schon, von nahe betrachtet, macht einen großartigen Eindruck mit ihrem Säulengang, an dessen Enden elegante Eckvorplättchen liegen, durch deren Pfeiler hindurch das Grün der Pflanzenwelt und der blaue Himmel glänzen; noch schmücken sie schöne Giebel, während die etagenartig über einander aufgesetzten Dächer sich bis zu 20 m Höhe erheben und den Rest des Gebäudes

dem Blick entziehen. Ihre Pfeiler sind mit Bildhauerarbeit überdeckt: Götter, Heilige, Bajaderen in gerippten und gewölbten Bogen, in einander verschlungene Verzierungen, Laub- und sonstiger Schmuck, für den es nicht einmal einen Namen giebt — und alles das sich fortwährend von oben bis unten erneuernd. Säulenkäufe, Simse, Frieße sind überreich mit feinstem Ornament ausgestattet — es ist ein Wunderwerk bildnerischer Feinheit.

Ausgebehnte Höfe liegen innerhalb dieser ersten Galerie, in denen tiefe und lange Reihen anderer Bildnereien unserem Auge begegnen, auf allen Mauern glänzende Giebel und zahllose Engel des Paradieses.

Vierzehn Treppen, von denen elf unbedeckt und drei unter Ueberwölbungen, haben die Anlage von kleinen, mit sehr reichen Säulen umgebenen Höfen veranlaßt; sie führen — über einem Unterbau mit Doppeltreppenanjaß — zur zweiten Galerie hinauf, zu der mit thurmbedeckten Ecken.

Wenn man sie — der Achse von Westen nach Osten folgend — durch die Hauptpforte durchschreitet, trifft man auf einen neuen, dreitheiligen, festen Unterbau, der sich steil 15 m hoch erhebt. Zwölf ebenfalls steile Treppen — drei auf jeder Seite — machen mit ihren hundertundvier etagenartig über einander gestellten Säulen und anderen prächtigen Reliefs einen ergreifenden und großartigen Eindruck; sie verdecken die steilen rauhen Seitenflächen. An dem großen, platten Dache befindet sich die dritte Galerie. Von den dort hinaufführenden Stufen aus umfaßt das Auge ein wunderschönes Panorama: all die ungeheuren unteren Wanden des Tempels, die Wasserbassins, den riesigen Park mit Mauer und Gräben und die umliegende Landschaft; aber dies glänzende Schauspiel verschwindet plötzlich, sobald man in den geschlossenen Berraum tritt, dessen Walfustradensfenster vollständig den Blick nach außen hin hemmen.

Wir befinden uns hier in einem großen, hoch oben in freier Luft liegenden Hofe, den ein Doppelkloster und zwei durchbrochene Galerien umgeben. Jeder Pfeiler der Säulengänge wie der Thürme zeigt von oben bis unten in reicher Meißelarbeit Götter, Vetende, Heilige, anmuthig

gebildete Frauen, und von dieser salbungsvollen Menge, so weit schon über dem Erdboden, dem Himmel näher gerückt, fühlt man sich wie von einem Hauche aus dem Allerheiligsten überweht. In der That liegt es da vor uns, auf einem obersten zweistufigen Unterbau zwischen den beiden durchbrochenen Galerien, an die es sich durch über einander gestellte Pfeiler anschließt, die eine Art von Säulengang um die Grundlage bilden. Dies Allerheiligste ist ein prachtvoller Thurn, von oben bis unten mit reicher Bildhauerarbeit bedeckt, dessen jetzt halb eingefallene Spitze einst sich 65 m hoch erhob. Er ist von allen Seiten festgeschlossen, so daß man nirgend einen Zutritt bemerkt, und Allen, Priestern wie Gläubigen, muß es genügen, draußen vor dem auf den vier geschlossenen Thoren in vergoldeten Basreliefs dargestellten Satya-Mouni sich demüthig niederzuwerfen.

Selbstverständlich bedient jedes einzelne der auf sämtlichen Theilen dieser Bauten dargestellten Kunstwerke ganz besonders hervorgehoben zu werden. Um nicht noch einmal auf alle Details einzugehen, werde ich nur von der hinteren Wand der großen Galerie sprechen, die eine Totallänge von fast 1000 m hat und die von einer ununterbrochenen Reihe von Basreliefdarstellungen bedeckt ist, welche

Tausende von Gestalten umfassen. Diese, wie bemerkt, rechtwinkelige Galerie ist, den Eck- und Mittelthüren entsprechend, in achtundzwanzig Zimmer und in acht 50 bis 100 m lange Säle getheilt; diese liegen zwischen der äußeren Doppelsäulerei und der Hintermauer, auf der sich jene großen Scenen entrollen.

Zu der nördlich liegenden Hälfte sind es gewaltige Kämpfe, unter denen man Epijoden aus dem 'Ramayana' erkennt, dem Heldenkampfe des Königs von Ayodia, Rama (siebente Umwandlung Wischnu's), gegen Ravana, König von Ceylon, der ihm seine Gattin, die schöne Sita, geraubt hat. Hier aber ist es nicht die Legende,

wie sie der Phantasie des indischen Dichters entsprossen: es ist ein fabelhaftes Heldenebild, in welchem der (Äthyer-) Dichtergenius wahrscheinlich die Thaten der Götter mit denen der Eroberer der Cambodia zusammengeschmolzen.

Diejenigen der Krieger, die an diesem Kampfe Theil nehmen, deren Namen uns durch Ueberlieferung bewahrt worden, sind ebenfalls Helden aus dem Drama-Gedicht. Balmiki übrigens, so oft abgebildet in Indien, ist niemals in so vollendeter Weise dargestellt als durch den äthyerischen Bildhauer von Angkor-Waht.

Den Details dieser großen Scenen schiden wir einige allgemeine Bemerkungen voraus.

Die Krieger, selbst wenn sie Könige oder Götter darstellen, überragen an Körpergröße fast um nichts ihre Soldaten; aber ihre Stellung ist voll stolzer Schönheit, man möchte sie zuweilen für Helden Homer's halten, für Werke irgend eines großen Künstlers Griechenlands. Die bösen Gottheiten und phantastischen Dämonen im Gegentheil sind an ihren fragenhaften Gesichtszügen und ihrer Riesenstatue erkenntlich.

Die bedeutendsten unter den Kriegern, in den verschiedenen Kampfesmomenten dargestellt, zeigen sich auch in sehr verschiedenen Stellungen in wechselnder Haltung: bald ganz hinten auf ihrem Streit-

wagen oder auf der Kruppe der Pferde, bald ganz vorn auf dem Kopfe ihrer Elephanten oder auf der Spitze der Deichselstange, noch über das Gespann hinausragend, um zum unmittelbaren Handgemenge mit dem Feinde zu kommen; ein Zwerg, in malerischer Haltung, ist ihr Wagenlenker, und wie heftig auch das Kampfgerüth sei, immer sind sie von zahlreichen Dienern umgeben, die unbekümmert um den Kampf, Sonnenschirme, Fliegenwedel und andere Zeichen der Macht über ihre Köpfe erheben.

Treten wir jetzt durch die Hauptpforte und wenden wir uns zur linken Seite: da ist die Verkörperung des siebenten Ge-



Tempelfigur von den Ruinen Banon's.

sanges aus dem Ramahana — , der Sang des Kampfes'. Das Heer der Affen, Bundesgenossen des Helden Rama, sind im Handgemenge mit den Rakshas oder Dämonen; der Kampf selbst läßt sich nicht beschreiben, die Kämpfenden, in fester Umschlingung, streiten wuthvoll. ,Gegenseitig schlagen sie sich nieder: einer wirft den anderen hin, während dieser ihn selbst zu Falle bringt, nimmt den gefangenen, der ihn erfassen will, beißt den, der ihm die Zähne eindrückt.'

Voll Wuth ist das Gesicht der Bierhänder; die einen schlagen ihre Gegner mit Keulen nieder, die anderen ergreifen, beißen und zerreißen sie zwischen den schrecklichen Kinnbacken.

,Gebrochen unter der Wucht dieser Säufte, die wie der Blüßschlag niederwirft, stürzen die Führer der Rakshas wie riesige Bäume vom Sturm niedergeschmettert.'

Hier zerbricht der Heldenaffe Hanussi (Hanuman) in schrecklichem Unfassen in einem Griff zweien phantastischen, an Streitwagen gespannten Löwen die Hüften. Weiter hin, wüthend ein Felsstück in der Rechten schwingend, zeigt er mit der Linken auf den Feind und trägt auf seinen Schultern einen Krieger zum Kampfe gegen einen vielköpfigen Riesen. Es ist dies die erste der beiden großen Schlachten, die Rama seinem fürchterlichen Feinde geliefert. Ravana hat ein großes Blutbad unter den ihm entgegenstehenden Helden anrichtet, eben hat er den Ansturm des Affen Hanuman zurückgestoßen und Lakshama, Rama's Bruder, niedergeworfen; aber alle diese Niederlagen erhöhen nur Grimm und Zorn des tapferen Kämpfers.

Hören wir den Dichter:

,Und den Muth des mächtigen Dämons sehend und die Leichen so vieler Helden des Affenheeres, warf er sich Ravana mitten im Kampfe entgegen. Steige auf meinen Rücken, rief ihm der Affe zu, und bezwinde jenen stolzen Dämon. — Ja, erwiderte der Held und stieg schnell auf, kampfesungebuldig und im heißen Wunsche, seinen furchtbaren Feind zu tödten.

Getragen von Hanuman, wie einst Indra selbst vom Elephanten Airavata, sah der Männerkönig auf dem Schlachtfelde Ravana auf seinem Streitwagen.

Bei diesem Anblick stürzte sich der streitbare Held mit hocherhobener Keule auf ihn, wie einst zornerschützt Wischnu auf Wirotschana, und seine Bogenjaite mit Donnererschlag ertönen lassend, rief Rama mit schallender Stimme: Halt ein, halt ein, Herrscher der Datawas; nachdem du mir solche Schmach angethan, wohin, Tiger der Rakshas, willst du dich wenden, um dich meiner Rache zu entziehen?'

An einer anderen Stelle nimmt Wischnu selbst am Kampfe Theil, sein Riesenvogel trägt ihn im schnellen Fluge dahin. In gewaltigem Schwunge wirft er, Vogel und Weib in eins, einen ochenbespannten Streitwagen über den Haufen, während er zugleich vier Rosse niederschmettert. Weiterhin verlöscht er die Flammen, die aus einem Diskus hervorbrennen, den ein Raksha, aufrecht stehend auf einem Rhinoceros,* schüttelt, und von da reißt er seinen Herrn zum Kampfe fort gegen manche andere Gottheit.

Dort auch ist der Riesenvogel Lenker eines Streitwagens, auf dem ein bogenbewaffneter Krieger, dessen Waffe eine Art von flachem Diskus umgiebt.

Auf einer anderen Stelle bekämpft irgend eine Gottheit, die einen Elephanten bestiegen, eine andere von Drachen gezogene. Weiter wieder trägt König Schlang einen Gott in die Lüfte, dann sieht man einen Raksha auf einem Wagen, gezogen von einem einhörnigen Hirche, und eine andere Gottheit, dabongetragen von einem phantastischen Vogel, halb Schwan halb Adler (vielleicht die heilige Hansa). Auf einem anderen Punkte endlich ist der Kampf Bhra-Phirouts, des königlichen Vorgängers Rama's, in Ayuthia gegen Phrabat Iseajat, der der Sage nach von fünfzehnhundert Lanzen durchbohrt fällt.

Unter den Scenen, welche die kleinen Zimmer schmücken, meist Einzelgebilde in zierlichen Rahmen, nennen wir: Frauen, in einem Garten Blumen pflückend; Hahnenkämpfe, angestachelt von Männern oder Affen; Kähe; Sita, umgeben von ihren Dienerinnen. Dann im Walde Gruppen frommer heiliger Leute, Betende um einen Büßer herumstehend, der einen Dreizack in der Hand hält, während bärtige und geflügelte Einsiedler über ihm schweben.

* „Vögel des östlichen Asien“ Bb. IV. S. 98.

Dann einer, in flehender Bitte auf den Knieen, der sich in seinem Elend an Siva wendet.* Treten wir jetzt in die südböckliche Galerie. Der ganze große Saal ist der Geschichte Ananta's, des Königs Schlange, gewidmet, berühmte Geschichte in Cambodia, verherrlicht durch die phantastischen Ausschmückungen der Bauten von Angkhor-Thom und Prea-Khan. Zuerst sieht man das Ungeheuer im Meere, mitten unter einer Masse von anderen Schlangen, Fischen, Krotobillen und Amphibien, wohl beobachtet bis in die kleinsten Kleinigkeiten hinein. Dann ist es um den Berg Meru gerollt, die Weltachse, die Wischnu in Schildkrötengestalt auf seinem Rücken trägt, um sie davor zu bewahren, in die Meeresstiefe zu sinken. Dämonen fassen die Schlange beim Kopfe, Götter am Schwanz; ihre entgegengesetzten Anstrengungen drehen den Meru herum, und aus dem so gebutterten Milchmeere geht Amriti, der Unsterblichkeitsstrank, hervor. Auf der zusammengeeringelten großen Schlange sitzt eine vierhändige Gottheit, und auf dem Gipfel des Berges kniet ein kleines Persönchen,** neugierig die Scene von oben beobachtend, und wahre Guirlanden von Engeln ziehen sich vom einen Ende des Saales zum anderen, um den Himmel anzudeuten.

Der von den Bonzen aufbewahrten Ueberlieferung nach stellen die Basreliefs der südlichen Galerie die drei Welten dar;*** die Mauer hat eine horizontale Dreitheilung: oben der Himmel, in der Mitte die Erde und unten die Hölle.

Auf der Erde sieht man Scenen des gewöhnlichen Lebens: Leute mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt, Mütter ihre Kinder tragend und lieblosend. Die wichtigste dieser Bildungen ist diejenige, die den Zug des Königs Bantumo-Saurivong,†

des Gründers von Angkhor, darstellt. Auf der einen Seite bieten ihm Hofleute Geschenke dar, auf der anderen empfängt er die Huldigung knieender Wilden, kenntlich an ihrem langen Haarbüschel. Die vornehmen Herren werden in Säufen getragen. Vor einem sechs-zehnmigen Gott, auf einem Ochsen (vielleicht Siva),* theilt sich der Zug in zwei Theile; die einen stürzen in die Hölle hinunter, die anderen steigen zum Himmel empor. Dort, inmitten von Gott-heiten in Gärten herumwandernd oder in ihren Palästen, luftigen Constructions mit fein ausgeführten Bedachungen auf schlanken Säulchen mit reichstem Schmuck, ist der König mehrfach dargestellt, umgeben von den Damen seines Hofes und zahlreichem Gefolge; hier vertauscht er den wilden Kopfpuß seiner Krieger gegen Blumenkränze und Kränze in Form kleiner dreitragiger Thürme; dort sitzt er in einem Pavillon, ihm zur Rechten die Wilden mit hochgestrichenen Haaren, zur Linken diejenigen von ihnen, die er in sein Gefolge aufnimmt und die man an ihrer Haartracht erkennt.**

Seine Rätthe und Minister tragen auf der Stirn in Hornform geflochtene Haare. Unter der Menge, die den Zug ansieht, befinden sich Wilde mit Affenschwänzen.

In der Hölle sind die Willensvollstrecker des Gottes Jama — starke Männer, hartrtragend, vollständig ausgerüstet, mit Säbeln und Keulen bewaffnet; sie tragen Schnur- und Ringbart — mit einem Worte, sie gleichen ganz und gar den kämpfenden Kriegern in der Westgalerie, während die Verdamnten — klein, verkümmert, abgemagert, häßlich, mit hervorstehendem Munde und unordentlich herabhängenden oder auf dem Kopfe aufgethürmten Haaren — den Typus der erbärmlichsten und wildesten indo-chinesischen Racen zeigen.



Die Gebantengeburt der Dhyana Buddha.

* „Völker des östlichen Asien“ Bd. IV, S. 97.
 ** „Geographische und ethnologische Bilder“, S. 479. Jena 1873.
 *** Es wurde es mit von den Mönchen gedeutet;
 † „Völker des östlichen Asien“ Bd. IV, S. 99.
 ‡ Patumma: Eurivong (aus dem Sonnen-

geblecht des Lotus); † „Völker des östlichen Asien“ Bd. IV, S. 98.

* Mitragupta (nach der Veischrift).

** „Völker des östlichen Asien“ Bd. IV, S. 100.

Diese Glenden erleiden die schrecklichsten Qualen; sie werden gehängt, gekreuzigt, zwischen glühenden Eisenplatten zusammengebrückt, müssen siedende Flüssigkeiten verschlucken, werden mit Säbelhieben zerfleischt, mit eisernen Spitzen durchbohrt, von Hunden gebissen, von Tigern oder Schlangen verschlungen, von gehörnten Thieren oder Elephanten in die Luft geschleudert, in Flammen oder auf eiserne Zacken geworfen oder in Mörsern zerstampft — kurz, die menschliche Phantasie vermag keine schauderhaftere Behandlung zu erdenken.

Es bleiben uns nur noch die Vasreliefs der südwestlichen Fassade zu betrachten. Sie sind von ganz besonderem Interesse, weil wir aus ihnen den Grad der Civilisation erkennen, zu dem die verschiedenen Racen, die die indo-chinesischen Lande bewohnt haben, gelangt waren. Sie stellen eine große Procession dar, im Angedenken an die, welche zur Zeit der Gründung der Stadt Angkor veranstaltet worden.* Sie zieht zwischen lachendem Gebüsch dahin, im Schatten großer, mit Vögeln, Eichhörnchen und Affen belebter Bäume. Der König geht an der Spitze; ihm folgt die Königin, in einer Sänfte getragen und umgeben von ihren Frauen; hinter ihr die Prinzen, in Tragsesseln; dann die Generale mit ihren Truppen, einige von ihnen zu Pferde, die Waffen

schwingend, andere auf stolzen Elephanten in kühner Heldenstellung, und endlich die Soldaten, gut und truppweise geordnet, jede Abtheilung mit besonderen Feldzeichen, Waffen und Kleidung. Eine Gruppe bärtiger Männer bietet dem Könige Geschenke dar. Den Schluß der Procession bildet ein Haufen Wilder, die Frangen als Schmuck tragen und mit Schnüren hochgebundene Haarbüschel.

Und nun, nach einem Gesamtüberblick über dies großartige Werk der Vasreliefs von Angkor-Vaht, fragen wir uns, welcher Grundgedanke wohl in ihrer Auffassung zu suchen sei? Scheint es dann nicht, als wäre es der eines asiatischen Ramses, gewiß voll frommer Ehrfurcht den Göttern gegenüber, aber vor Allem danach trachtend, der Nachwelt die dauernde Erinnerung an die Eroberer Cambodias, die die Civilisation dorthin getragen, zu bewahren?“

So weit Delaporte (S. 205 bis 229). Die Identificirungen mit den Scenen des Ramayana und weiteren Erklärung der Sculpturen, wie sie sich mir bei meinem Besuche vermuthungsweise aufdrängten,* werden mit den jetzt hinzutretenden Hülfsmitteln der Forschung (besonders auch in Prof. Kern's Entzifferung der Inschriften geliefert) im Anschluß an die einheimischen Traditionen ihre ferneren Ausführungen zu erhalten haben.

* „Völker des östlichen Asien“ Bd. I, S. 393 bis 455.

* „Völker des östlichen Asien“ Bd. IV, S. 97 u. fgg.





Der palatinische Berg.

Eine römische Studie

von

Ludwig Meyer.

II.

Das Herrscherhaus der Flavier, welches an die Stelle der Cäsaren trat, mußte eine andere Haltung beobachten. Sein Ruhm und Glanz war von jungem Datum, es besaß nicht eine Autorität, wie alte Erinnerungen sie verleihen, und so war es gezwungen, sich auf die öffentliche Meinung zu stützen, auf ihre Klagen zu hören und ihnen eifrig Rechnung zu tragen. Unter allen unsinnigen Unternehmungen Nero's hatte vielleicht keine die Bürger so fürchtbar erbittert wie die Erbauung des Goldenen Hauses; es erinnerte an eine der schrecklichsten Calamitäten dieser Regierung, an den Brand Rom's, den, so hieß es, Nero selber angelegt hatte, um sich die gewünschten Baugründe leichter zu verschaffen. Kaum war das Feuer gelöscht, so hatte er, wie ein Geschichtschreiber sich ausdrückt, gierig die Ruinen des Vaterlandes benußt, sich einen prachtvollen

Palast zu errichten. Entrüstung erregte der Anblick dieser Felder, Gärten und Wiesen, die an die Stelle so vieler armlücher Häuser getreten waren — mitten in einer von Menschen wimmelnden Stadt dieser ganze ungeheure Raum, den eine einzige Wohnung füllte. „Kom,“ so klang es aus den Spottversen, „wird bald nur noch ein einziger Palast sein. Macht euch bereit, ihr Bürger, nach Veji auszuwandern, wenn anders nicht auch Veji selbst von Cäjar's Haus verschlungen wird.“ Auch sehr theuer waren diese Herrlichkeiten. Die Architekten des Kaisers rechneten nicht, und der Schatz war immer leer; um ihn zu füllen, nahm man wie gewöhnlich seine Zuflucht zu Consecrationen und zu Morden, dergestalt, daß das Goldene Haus an alle Verbrechen zu erinnern schien, die es gekostet hatte. Die neuen Kaiser, weit entfernt es zu vollenden, zerstörten es vielmehr. Die großen Flächen,

die es bedeckte, wurden zum Theil der öffentlichen Benutzung wieder zugänglich gemacht; man behielt nur so viel, als zur Errichtung mehrerer kostbarer Bauten erforderlich war. An der Stelle der Teiche Nero's wurde das Flavische Amphitheater errichtet, das heute den Namen des Colosseums führt. Auf dem Esquilin begann der Bau der Thermen, die später nach Titus benannt wurden, und am Fuße der Straße zum Palatin, auf der Via Sacra, erinnerte ein zierlicher Triumphbogen an die Einnahme Jerusalems. Diese Gebäude, durch welche die neue Dynastie sich populär zu machen suchte, hatten vor denen Nero's den Vorzug, daß das Volk sie benutzte. „Rom,“ sagte ein Dichter, „hat wieder von sich selbst Besitz ergriffen; Dank dir, o Kaiser, dient jetzt, was das Vergnügen eines einzigen Menschen war, dem Nutzen Aller.“

So waren also die Kaiser wieder zum Palatin zurückgekehrt, und diesmal, um ihn nicht mehr zu verlassen. Vespasian und Titus übten die Politik des Augustus: für die Monumente, die für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, sparten sie keinen Aufwand, während sie selbst einfach, mehr wie Privatleute denn wie Herrscher lebten. Sie hatten, so scheint es, mit den alten, nach dem Brande wiederhergestellten Kaiserpalästen vorlieb genommen; aber diese Einfachheit war nicht nach dem Geschmack ihres Nachfolgers, des Domitian. Diesen plagte die Bauwuth oder, nach Plutarch's Ausdruck, die „Baukrankheit“. Wenige Herrscher haben gleich prachtvolle Gebäude errichtet; sein Palast soll der schönste von allen gewesen sein. Ein Mensch, der sich anbeten ließ, der befahl, daß man ihn in den Bittschriften, die man an ihn richtete, „Herr und Gott“ anredete, konnte nur ein „Heiligthum“ bewohnen; so nannte er selbst sein Haus und so mußten es die Anderen nennen. Es war natürlich, daß er versuchte, sich eines zu bauen, das dieses Namens würdig wäre.

Den Grundriß dieses Palastes, der die Bewunderung der Mitwelt war, haben die Ausgrabungen der siebziger Jahre vollständig an das Licht gebracht. Wir haben es hier mit keiner ganz neuen Entdeckung zu thun. Um den Anfang des vorigen Jahrhunderts ließ Franz I., Herzog von Parma, dem dieier Theil des Hügel's ge-

hörte, ihn durch den gelehrten Bianchini ausgraben. Man fand eine beträchtliche Ruinenmasse und erkannte sofort, daß dieselbe dem domitianischen Palaste angehören mußte. Damals befand er sich in viel besserem Zustand als heute; in mehreren Räumen waren bedeutende Reste der ursprünglichen Decoration erhalten. Nachdem man Alles, was sich forschaffen ließ, entfernt hatte, um damit die farnesischen Museen zu schmücken, wurden die Ruinen wieder mit Erde zugebedt und blieben so noch anderthalb Jahrhunderte geschlossen. Nun hat sie uns B. Rosa für immer zurückgegeben, und da sie diesmal vollständiger aufgeräumt und freigelegt worden sind, da ferner der allgemeine Plan des Gebäudes leicht zu reconstruiren ist und der Vorstellung, die wir uns von einem Palaste machen, vortrefflich entspricht, so ist dies auch diejenige Stelle des Palatin, welche die Fremden am liebsten besuchen und von der sie die lebhafteste Erinnerung bewahren. Auch fehlt es dem Betrachter nicht an gelehrten Hülfsmitteln, die das Verständniß erleichtern und ihn in den Stand setzen, sich von der Gesamtdisposition und den Einzelheiten genaue Rechenschaft zu geben. So hat u. A. Ferdinand Dutert als Schüler der französischen Akademie in Rom diese schönen Ruinen sofort nach ihrer Freilegung zum Gegenstand gründlicher Studien gemacht. In einem Restaurationsversuch zeigt er uns den Bau, wie er heute ist und wie er zu Ende des ersten Jahrhunderts ausgesehen haben muß.

Wir haben es auch hier mit einem römischen Hause zu thun, das nach demselben Plan wie alle übrigen erbaut ist, jedoch mit dem Unterschiede, daß die Verhältnisse größer sind und daß ihm zwei wesentliche Theile fehlen. Denn erstens hat es nicht, wie sonst gewöhnlich, ein Atrium: man tritt direct in den großen Saal ein, und zweitens besitzt es nicht die „faucos“ genannten Corridore, die in der Regel zu beiden Seiten des Empfangszimmers lagen und zwischen den für die Fremden offenen und den der Intimität des Familienlebens vorbehaltenen Gemächern den Verkehr vermittelten. Auch ist dies ja durchaus kein gewöhnliches Haus, das wie die anderen mitten in einer Straße liegt und sich vor Fremden und Zudringlichen schützen muß. Es liegt auf einem Hügel, der in seiner

ganzen Ausdehnung dem Kaiser gehört und den nur derjenige betritt, den der Kaiser empfangen will. Was hier das Atrium, d. h. den Hof, der bei den Privatleuten als Raum zum Warten diente, ersetzt, ist der den Palast umgebende Platz selbst, die *area Palatina*. Eine Stelle bei Aulus Gellius zeigt uns die Freunde oder Klienten des Kaisers, wie sie jeden Morgen heraufkommen, um ihn zu begrüßen, und auf diesem Platze, wie sonst bei Privatleuten im Atrium, auf sein Erwachen warten. Aus demselben Grunde brauchten auch die Communicationen zwischen den Borderräumen und dem Peristyl nicht im Inneren und versteckt zu liegen. Denn da der Platz zum Palast gehörte und einen Theil desselben bildete, so konnten die äußeren Säulenhallen, die ihn von allen Seiten umgaben, ohne Schwierigkeit den Dienst der inneren Corridore versehen.

Auf jenem steilen Anstiege (*clivus Palatinus*), der sich, wie gesagt, beim Titusbogen von der Heiligen Straße abzweigte und seit Romulus der gewöhnliche Zugang zum Palatin war, gelangte man zum Palaste Domitian's. Am Ende dieser Straße lag die Hauptfacade der kaiserlichen Burg. Unter einem prächtigen, von Säulen, deren steinerne Stützen man aufgefunden hat, getragenen Porticus öffneten sich drei Thore. Das mittlere führte zu einem der größten und schönsten Räume, die man kennt. Es war unzweifelhaft der Empfangssaal; Rosa hat für ihn seinen antiken Namen „*tablinum*“ beibehalten. Hier ertheilte der Herrscher seine Audienzen, hier empfing er die Gesandten der Könige oder der fremden Völker, die Abgeordneten der Provinzen, die ihm die Glückwünsche und Huldigungen seiner fernsten Unterthanen darzubringen kamen. Für den Fortschritt, den die monarchischen Sitten seit Augustus gemacht hatten, ist dieser Saal ein sprechendes Zeugniß. An seiner Hinterwand, der Eingangsthür gegenüber, erblicken wir eine Apsis, in welcher ohne Zweifel der Thron des Kaisers seinen Platz gehabt haben muß; denn Domitian hatte einen Thron: mit ihm hielt die Elite der orientalischen Monarchien ihren Einzug an den Hof der Kaiser. Statius, sein Lieblingsdichter, gab ihm offen den Namen „*König*“, den Cäsar anzunehmen nicht gewagt hatte, und er

wußte wohl, daß er ihm dadurch zu misfallen keine Gefahr lief. Der Größe des Saales entsprach seine Ausschmückung. Bianchini erzählt, er habe bei der Entdeckung bewundernswerthe Reste seiner einstigen Herrlichkeit gefunden. Rings an den mit dem köstlichsten Marmor bedeckten Wänden erhoben sich sechzehn achtundzwanzig Fuß hohe corinthische Säulen von wunderbarer Arbeit. Acht große von einem Giebel gekrönte Nischen, wie die im Pantheon des Agrippa, bargen ebenso viele Kolossalstatuen aus Basalt; zwei von ihnen, ein Bacchus und ein Hercules, wurden noch an Ort und Stelle gefunden. Zu beiden Seiten der Eingangsthür standen zwei Säulen aus *Giallo antico*, die man für zweitausend Bechinen verkaufte; die Schwelle bildete ein Stück griechischen Marmors von so gewaltiger Größe, daß man daraus die Platte des Hauptaltars einer Kirche machte. Alle diese Reichtümer sind zertrümmert worden; kaum blieben längs der Wände oder auf dem Boden einige Bruchstücke des Marmors, der einst Alles bedeckte, übrig, und diese Bruchstücke sind allzu dürftig, als daß sie uns von der alten Herrlichkeit dieses Saales eine Vorstellung geben könnten.

Das *Tablinum* liegt zwischen zwei anderen Räumen von ungleicher Größe, die sich ebenfalls auf den Eingangsporticus öffnen. In dem kleineren glaubte man eine jener dem Cultus der Familiengötter geweihten Hauscapellen zu sehen, doch ist diese Bestimmung ziemlich unsicher.* Dagegen kann bezüglich des anderen Raumes kein Zweifel sein: es war eine *Basilica*, d. h. ein Saal für Gerichtssitzungen. Noch sind alle Theile desselben deutlich zu erkennen; vor der halbkreisförmigen Apsis, wo die Richter saßen, ist sogar noch ein beträchtliches Stück der marmornen Balustrade übrig, welche sie von den anderen Anwesenden trennte. Hier also war es, wo der Kaiser in allen Civil- oder Criminalsachen, die vor ihn gebracht wurden, Recht sprach. Auf dieses Wor-

* Bianchini behauptet, es sei dort ein Altar gefunden worden, der noch Spuren des Feuers und der Opferreste trug; zu der Zeit aber, als der Kaiserpalast zerstört wurde, waren fast drei Jahrhunderte vergangen, seitdem das Christenthum triumphirte und kein Heide mehr die Wohnung der Cäsaren betrat.

recht seiner Stellung legte Domitian hohen Werth; den Ruf eines strengen Pflegers der Gerechtigkeit wollte er sich erwerben, und so ahndete er erbarmungslos bei Anderen alle Vergehen, die er sich selbst so leicht verzieh.

Hinter diesen drei Sälen, welche die ganze Breite des Palaſtes einnehmen, liegt das Peristyl (ſ. Abbildung S. 645), ein weiter von Hallen umgebener Hof von mehr als dreitausend Quadratmeter Grundfläche.* Noch erblicken wir hier die Reste der cannelirten Säulen aus tarischem Marmor, welche das Dach trugen, und Platten aus ionischem Marmor, welche die Mauern bedeckten. An der Hinterwand des Peristyls, dem Tablinum gegenüber, führt eine breite Thür zum Speiſeſaal des Palaſtes, dem Triclinium. Martial ſagt, vor Domitian habe der Palatin kein der Cäſaren würdiges Triclinium gehabt; er wünſcht dem Kaiſer Glück dazu, daß er eines erbaut habe, das ihm ebenjo schön erſcheine, wie der Speiſeſaal des Olymps, ein Raum, „wo die Götter Nektar trinken und aus den Händen des Ganymedes den heiligen Becher empfangen könnten.“ Das iſt ein kühner Vergleich, doch iſt zuzugeben, daß der Saal, als er noch unverſehrt war, ſehr schön geweſen ſein muß. Nach römiſcher Sitte waren darin drei Tafeln aufgeſtellt: zwei längs der Seitenwände, die Haupttafel aber der Eingangsthür gegenüber in einer Art prachtvoll angeſtatteter Apſis, in der noch ein Theil des Fußbodenmoſaiks aus Porphyry, Serpentin und Giallo antico erhalten iſt. An dieſer Tafel ſaß der Kaiſer mit den höchſten Würdenträgern. Die Mitte blieb für die Bedienung frei. Auf jeder Seite öffneten ſich fünf große Fenster, zwischen denen Säulen aus rothem Granit ſtanden, auf zwei Nymphen. Noch ſieht man in der Mitte des weſtlichen derſelben die Reste eines mit kleinen Niſchen geſchmückten marmornen Baſſins; in den Niſchen waren einſt Statuen aufgeſtellt. Von den Bänken aus, auf denen die Gäſte während der Mahlzeit lagen, konnten ſie ſehen, wie das Waſſer der Springbrunnen empor-

ſtieg und von Stufe zu Stufe zwischen grünem Rankenwerk, zwischen Marmor und Blumen in Cascaden herabſiel. Von dieſem geſchmackvollen Speiſeſaale iſt bei den Schriftſtellern der Zeit häufig die Rede. Domitian, der eine Ehre darcin ſetzte, für einen Freund und Kenner der Literatur zu gelten — er hatte in ſeiner Jugend Verſe gemacht, die ſeine Schmeichler göttlich ſauden — zog manchmal auch Poeten an ſeine Tafel. Statius, dem dieſe vielbenedigte Ehre zu Theil wurde, hat uns ſein Entzücken darüber in einer ſeiner „Silvæ“ geſchildert. Es iſt ein wahres Delirium: er verſichert, beim Eintritt in den kaiſerlichen Speiſeſaal habe er ſich mitten unter die Sterne verſetzt geglaubt; es ſei ihm vorgekommen, als nähme er an der Tafel Jupiter's ſelber Plaß. „Biſt du es denn wirklich, den ich ſehe“, ſo ſpricht er zum Herrscher, „dich, den Beſieger und Vater der unterworfenen Welt, dich, die Hoffnung der Menſchen und die Sorge der Götter? So bin ich alſo in deiner Nähe! Inmitten der Becher und der Schüſſeln, die die Tafel bedecken, betrachte ich dein Angeſicht!“ Und ſchnell ſingt er hinzu: „Ich geſtehe, nicht der ganze koſtbare Aufwand des Mahles, nicht dieſe von elſenbeinernen Säulen getragenen Tafeln aus Eichenholz, nicht dieſes Heer von Sklaven war's, was meine Blicke auf ſich zog; den Kaiſer allein ſehnte ich mich zu ſchauen, nur ihn habe ich betrachtet. Nicht loſreizen konnte ich meine Augen von dieſem ruhevollen Antliß, das ausſah, als ob es den Glanz ſeines Glückes unter einer Miene heiterer Majestät mildern und mäßigen wollte; doch es gelang ihm nicht, ſeine Höheit zu verbergen: wider ſeinen Willen ſtrahlte ſie auf ſeinen Zügen. Bei ſeinem Anblick hätten die fernſten Völker, die wildeſten Barbarenhorden ihren Herrn erſtaunt!“ Bedenkt man, daß es ſich hier um Domitian handelt, ſo ſcheinen ſolche Lobpreisungen ſtark übertrieben; aber freiſich, die Ehre, die der Herrscher dem Statius erwieſen hatte, gehörte zu denen, die den Poeten den Kopf verdröhten. Martial erklärt, er würde, wenn Jupiter und Domitian ihn am ſelben Tage zu Tiſche luden, keinen Augenblick ſchwanken: er ließe den König der Götter und ginge zum Kaiſer.

* Es war biſher noch nicht möglich, den ganzen Raum freizulegen; die Terraffen der Villa Nitti bedecken einen breiten Theil des Terrains.

Von allen diesen großen Sälen haben wir heute nur noch Theile des Marmorbodens, Säulenbasen und einige Mauerstücke übrig; der Rest ist vernichtet. Aber das Zeugniß der gleichzeitigen Schriftsteller reicht aus, uns von dem, was wir verloren haben, eine ungefähre Vorstellung zu geben. Einstimmig preisen sie die Weiträumigkeit und die gewaltige Höhe des Gebäudes. In ihrer übertreibenden

Nachdruck und Wohlgefallen, daß wir, ohne daß sie es wollen, auf den Gedanken kommen, es müsse in der Ausstattung des Baues viel Verschwendung und Uebermaß geherrscht haben. Einfachheit war zu Domitian's Zeit nicht mehr beliebt. Der Geschmack des Publikums und das Talent der Künstler waren unsicherer geworden. In Sachen der Schönheit war man des Gelingens nicht mehr so gewiß wie früher,



Das Stabium des Domitianus.

Sprache rühmen sie, „wenn man es betrachte, glaube man den Pelion auf dem Ossa zu erblicken; seine Wölbungen durchbrächen den Aether und sähen den Olymp in größerer Nähe; kann vermöchten die Augen von unten das Dach zu untersuchen; des Siebels Gold fließe zusammen mit des Himmels Strahlenglanz.“ Sie sprechen uns von der unendlichen Masse der Säulen, „die stark genug wären, das Himmelsgewölbe zu stützen, während Atlas sich ausruhte“; sie zählen alle Marmorarten auf, die als Wand Schmuck benutzt wurden, ja sie verweilen bei diesen pomphaftesten Schilderungen mit so viel

so strebte man denn vor Allem nach Pracht und Reichtum — die gewöhnliche Richtung aller Künste, wenn der Niedergang beginnt. Besonders war der Herrscher selbst ein leidenschaftlicher Freund dieses ansichweisenden Aufwandes; ein Spatzvogel verglich ihn mit König Midas, der Alles, was er berührte, in Gold verwandelte.

Dieser gewaltige Palast enthält außer den beschriebenen Räumen noch viele andere weniger wichtige, dagegen fehlen darin alle inneren Gemächer, deren das Privatleben bedarf. Auch diente er in der That nur der officiellen Repräsentation;

gewohnt haben die Kaiser anderswo. Ihre eigentliche Wohnung scheint zu allen Zeiten das Haus des Augustus oder das des Tiberius gewesen zu sein. Um aus diesem letzteren, ohne den Vorplatz passieren zu müssen, zum Palaste Domitian's zu gelangen, hatte man eine unterirdische Galerie angelegt, die noch vorhanden ist und mit dem oben besprochenen Kryptoporticus in Verbindung steht (vgl. Plan 7). Auf diese Weise war das Leben der Kaiser so zu sagen in zwei Theile getheilt: zu einen, ohne Zweifel den weniger angenehmen, brachten sie in diesem prachtvollen Palaste zu, auf dessen Thor Nerva die Worte „Aedes publicae“ geschrieben hatte, um kundzugeben, daß Jedermann dort eintreten und sein Recht suchen könne; die übrige Zeit bewohnten sie ein minder prächtiges, aber ruhigeres, bequemerer, besser für das Familienleben eingerichtetes Haus, wo sie nach Erledigung ihrer kaiserlichen Geschäfte nach des Antoninus schönem Wort das Vergnügen genießen konnten, „Menschen zu sein“.

Seit einem Jahrhundert — dem besten der Kaiserherrschaft — hatten die Cäsa ren ihren Wohnsitz in den alten Palästen, als Septimius Severus auf den Gedanken kam, einen neuen zu erbauen. Die Gelegenheit dazu bot ihm vielleicht der schreckliche Brand, der zu Ende der Regierung des Commodus den Palatin verheerte; der wahre Grund für sein Vorgehen war aber sicher ein anderer. Jede neue Dynastie empfindet das Bedürfnis, durch große Unternehmungen auf die Phantasie des Volkes einen Eindruck zu machen. Besonders das auf die Antonine folgende Herrscherhaus, wie um dadurch Verzeihung für seine fremde Herkunft zu erhalten, wollte zeigen, daß es sich viel mit Rom beschäftigte, daß ihm sein Schmutz und seine Verschönerung am Herzen lag. Severus, wie Alle, die sich plötzlich zu einer hohen Stufe des Glücks emporschwingen, fürchtete stets, man möchte sich seiner Vergangenheit erinnern, und so wollte er ihr Andenken auslöschen. Als er einmal, so wird erzählt, mit einem obrigkeitlichen Amt bekleidet, in seine Heimat kam, sei einer seiner alten Freunde ihm in der Freude des Wiedersehens um den Hals gefallen; er aber habe ihn durchpeitschen lassen, um ihn zu lehren, einen

Beamten des römischen Volkes mit mehr Förmlichkeit zu empfangen. Dadurch, daß er an Pracht und Aufwand mit seinen Vorgängern wetteiferte, glaubte er sicher, sich ihrer Nachfolge würdig zu zeigen. Durch den Bau eines Palastes, der den Namen seiner Familie trug, wollte er von dem kaiserlichen Hügel Besitz ergreifen.

Es war eng geworden auf dem Palatin; für die neuen Anlagen fand der Raum an Knapp zu werden. Noch blieb jedoch ein freier Platz gegen Süden, gegenüber dem Cälius, längs der Via Triumphalis, zur Verfügung. Dort war weniger gebaut worden, weil dort der Boden in sanften Abhängen zur Ebene abfällt und für einen großen Bau kein gleichmäßiges Terrain hergibt. Indessen hatte sich Domitian's Palast gewissermaßen bis dahin erstreckt: durch eine Reihe noch wenig bekannter Räume communicirte das oben erwähnte, eine so bedeutende Fläche bedeckende Peristyl mit dem Hause des Augustus, das Domitian auf diese Weise in seinen weiten Palast mit einbezogen hatte. Jenseits des Hauses des Augustus hatte er ein — heute völlig freigelegtes — Stadium (s. Abbildung S. 641) erbaut. So nannte man eine zu Wettläufen von Menschen oder zu Athletenspielen bestimmte Art des Circus. Es war dies eine Lieblingsbelustigung der Griechen: an keinem Schauspiel fand dies Künstlervolk größeres Gefallen, als wenn schöne nackte Körper in Uebungen voll Abwechslung ihre Kraft und Anmuth entfalteten. Die Römer, die nur das Unsichtliche und Gefährliche dieser Uebungen sahen, liebten sie anfangs nicht. Unter den Kaisern aber fanden sie doch später Geschmack daran, und besonders war es Domitian, der sie ihnen annehmbar machte und sie daran gewöhnte. Er erbaute für diese Spiele auf dem Marsfelde den großen Circus, dessen Gestalt und Grundriß noch heute die Piazza Navona zeigt. Gern führte er dabei den Vorfuß, in griechischem Gewande, die Schultern mit einem Purpurmantel bedeckt, eine goldene Krone auf dem Haupte. Es ist also nicht überraschend, daß er auch in seinem Palast ein Stadium haben wollte, und dort für sich allein und für seine Freunde ein Schauspiel veranstalten zu können, das er auf dem Marsfelde mit allen Römern

theilte. Gewiß machte es ihm Spaß, mit dem Schnellläufer oder dem gewandten Athleten, den er später dem Volke zeigen sollte, vorher in Gesellschaft einiger Kenner eine Probe anzustellen. Der Ort, wo diese Feste stattfanden, muß prächtig gewesen sein; die halbrunde Loge (Exedra) des Kaisers — sie besteht aus zwei übereinander liegenden Sälen, deren höherer dem Anschein nach der schönere war — ist wiedergefunden worden (vgl. Plan 8). Rings um den ganzen Circus liefen, eine über der anderen, zwei von marmornen Säulen getragene Hallen. Man kann sich vorstellen, welchen Anblick diese Räumlichkeiten gewähren mußten, wenn der Herrscher in seiner Loge saß und die Hofslinge, glücklich im Mitgenuß der kaiserlichen Vergnügungen, sich in den Säulengängen drängten.

Jenseits dieses domitianischen Stadiums, gerade auf der Ecke des Hügels, gegen Osten und Süden, erbaute Severus seinen Palast. Enorm müssen die Kosten dieser Anlage gewesen sein, denn ehe man den Palast selbst errichten konnte, war der Boden, auf dem er sich erheben sollte, so zu sagen erst zu schaffen. Derselbe senkt sich, wie wir eben sahen, in sanften Abhängen zu Thale; nun wurde er durch ungeheure Unterbauten, welche aus übereinander errichteten steinernen Arkaden bestanden, aufgehöhht. Diese Substructionen sind noch vorhanden; die Erde, die sie einst bedeckte, ist verschwunden, und so sieht man von allen Seiten die gewaltigen Bogenreihen, seltsame Gruppen mit einander bildend, eine über der anderen aufsteigen. So hoch scheinen sie, solches Staunen erregen sie bei dem, der sie von den umgebenden Straßen aus betrachtet, daß man ihnen manchmal die Ehre erwiehen hat, sie für den Kaiserpalast selbst zu halten; und doch sind sie nur dessen Fundamente und Unterboden; über ihnen erhob sich der eigentliche Palast des Severus. Von diesem sind einige noch feste Mauern übrig, die höchsten und besterhaltenen auf dem ganzen Palatin. Eine von ihnen trug eine prachtvolle Treppe, die zu den oberen Geschossen hinaufführte. Aber von allen diesen imposanten Ruinen erweckt nichts so großes Interesse wie die Ueberreste der auf den Circus Maximus hinabschauenden kaiser-

lichen Loge (vgl. Plan 9). Sie lag gleich neben dem Palaste selbst, so daß der Kaiser den Wagen- und Pferdereuen bewohnte, ohne sein Haus zu verlassen. Sie bestand aus einem geschlossenen Saale, wo der Kaiser und seine Familie ausruhen konnte, und einer Terrasse, von wo der Blick den ganzen Circus beherrscht. Die Aussicht, die man von hier genoß, wenn eines der großen Feste vor sich ging, die das ganze römische Volk versammelten, muß wundervoll gewesen sein. Heute ist das lange und schmale Thal, das sich zwischen dem Palatin und dem Aventin ausdehnt, eines der traurigsten und armeligsten Quartiere Roms. Damals war es ein ungeheures Hippodrom, geschmückt mit Säulen, Obelisken, Statuen, umgeben von Marmorstufen, auf denen sich während der öffentlichen Spiele an 400000 Schaulustige drängten. Unvergleichlich war die fieberhafte Aufregung dieser Menschenmasse, wenn bei dem Publikum beliebte Pferde und Wagenlenker laufen sollten. Die Zuschauer, sagt Lactantius, waren selbst das seltsamste Schauspiel: allen Zwischenfällen des Rennens folgten sie mit Leidenschaft; sie gesticulirten, schrien, heulten, schnellten von ihren Sitzen empor; Jeder ergriff für eine andere „faction“ Partei; Hohn und Spott, ermunternder Zuruf und Beifallklatschen schwelte über den blau oder grün, weiß oder roth gekleideten Wagenkernern, die dort unten rings um die Spina ihre Kreise zogen. Von dem Augenblick an, wo der das Fest leitende Beamte das Zeichen zum Ablauf gab, indem er ein weißes Tuch in die Arena warf, bis zu dem Augenblick, wo der glücklichste Wagen nach Zurücklegung der Distanz das Ziel erreichte, erhob sich aus der Mitte dieser Versammlung ohne Gleichen ein entsetzlicher Lärm, ähnlich dem Brausen und Rauschen des Meeres. Die Kaiser nahmen Theil an der allgemeinen Aufregung. Sie hatten gleichfalls ihre bevorzugten Lieblinge unter den Pferden und Wagenkernern und sahen nicht gern, daß diese besiegt wurden. Hier in dieser kaiserlichen Loge, die ein glücklicher Zufall uns erhalten hat, mag sich jener seltsame Auftritt zugetragen haben, den uns Herodian erzählt. Man hatte sich erlaubt, einen Wagenlenker der

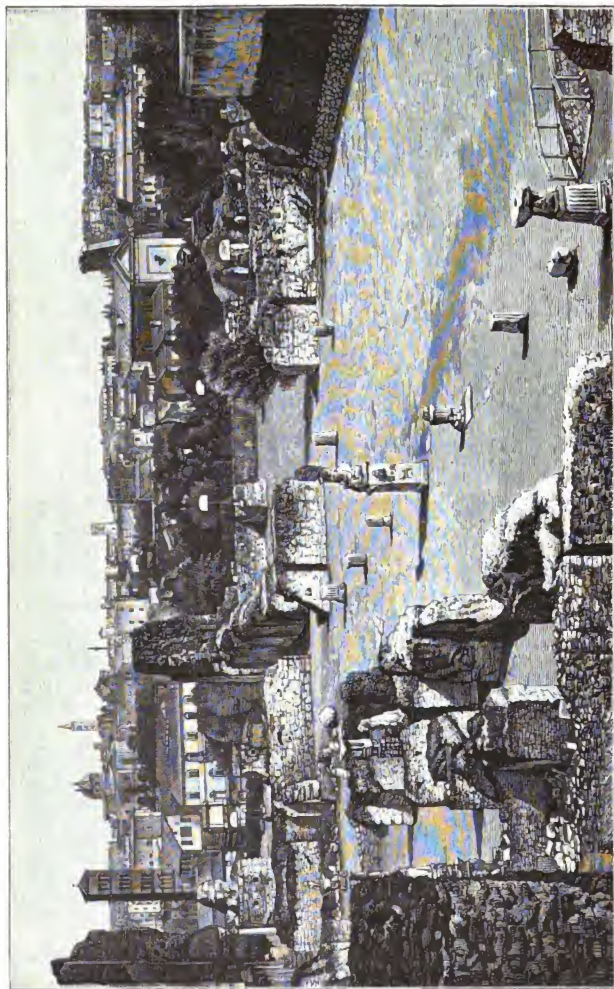
von Caracalla begünstigten blauen Faction anzupfeifen; da gab der Kaiser seiner Leibwache Befehl, die Schuldigen zu bestrafen. Die Soldaten stürzten auf die Stufen des Circus und tödteten, um der Mühe der Auswahl überhoben zu sein, Alles, was ihnen erreichbar war. Es gab eine unbeschreibliche Scene der Verwirrung und des Gemehls, die dem Kaiser, dem von seiner Loge aus nichts davon verloren ging, großen Spaß gemacht haben muß.*

Septimius Severus ist der letzte Kaiser, der sich eine neue Wohnung bauen ließ; nach ihm gerieth die Herrschaft der Kaiser in allzu kläglichen Verfall, als daß sich einer solche Verschwendung hätte erlauben können. Mit der Aufzählung der auf dem Palatin errichteten Paläste bin ich also zu Ende; doch gab es dort außer den Wohnungen der Kaiser noch andere Gebäude: neben dem Fürsten selbst war auch seine Leibwache und seine Dienerschaft unterzubringen. Obschon diese Häuser für Soldaten und Sklaven gewiß weniger sorgfältig und kostbar angelegt waren, so sind doch an verschiedenen Stellen des Hügel's Spuren von ihnen übrig geblieben. Am Fuß der palatinischen Straße, in der Nähe des Titusbogens, haben die Ausgrabungen eine große Anzahl mehr oder weniger ge-

räumiger Zimmer freigelegt;* nach Roja's Meinung war in ihnen die wachhabende Prätorianercohorte einquartiert. In der That ist es eine wahrscheinliche Annahme, daß die Caserne neben dem Haupteingang zum Palatin lag. Hier also war es, wo nach Tacitus der unglückliche Piso, den Galba adoptirt hatte, bei der ersten Nachricht von Otho's Rebellion die Soldaten der Leibwache versammelte und an sie jene ehrliche und schwermüthige Ansprache hielt, die so wenig dazu angethan war, die Herzen der Prätorianer zu gewinnen. Viel interessanter als diese formlosen Ruinen, deren Bestimmung ja im Ganzen ziemlich zweifelhaft ist, sind die am entgegengesetzten Ende, nach dem Belabrum hin gelegenen. Dort entdeckte man eine ganze ziemlich gut erhaltene Straße; sie hieß, wie wir wissen, der „Victoria-Aufstieg“ (clivus Victoriae) — auch sie ein Rest von Rom der ersten Zeiten. Man betrat sie durch die „Porta Romana“, eines der Thore, deren Ursprung auf Romulus zurückgeführt wurde. Von hier stieg ein schmaler und steiler Weg zum Hügel empor. Die auf beiden Seiten von hohen Häusern flankirte Straße kann niemals sehr hell gewesen sein; aber noch viel dunkler wurde sie, seit Caligula bei Vorrückung der Terrassen für seinen Palast sie zum Theil überbaute. Die rechte, an den Hügel gelehnte Seite dieser Straße war sicher ein Theil der zu den Kaiserpalästen gehörigen Nebengebäude. Betreten wir die noch vorhandenen halbverschütteten Räume und hat sich das Auge erst an diese Dunkelheit gewöhnt, so bemerken wir mit Ueberraschung, daß diese finsternen Gemächer, die zuerst kaum für Sklaven gut genug schienen, manchmal mit hoher Eleganz decorirt sind. In vielen sind Stuckbekleidungen und Mosaiken erhalten, manche zeigen noch anmuthige Malereien an den Wänden, an einem der Balcone ist noch das hübsche Marmorgeländer unverfehrt. Waren diese Häuser, wie es wahrscheinlich ist, von der Dienerschaft des Herrschers bewohnt, so hatten jeden-

* Hochberühmt war noch ein anderer Theil des Severuspalaſtes. Am Fuße des Hügel's, dem Gätius gegenüber, hatte der Kaiser längs der Via Triumphalis einen dreigeschoßigen Porticus, das sogenannte Septizonium erbaut. Aus ihm wollte er den Haupteingang zum Palaſte machen; aber der Praefect von Rom, vielleicht ein Anhänger der alten Gebräuche, ließ an der Stelle, wo das Thor hätte sein sollen, die Bildsäule des Kaisers errichten und vereitelte so dessen Abſicht. Das Septizonium war nun bloß noch ein prächtiger Bierbau, der sonst keinen praktischen Zweck hatte. Er stand gegenüber der Straße, auf der man aus Afrika nach Rom kam, und deshalb behaupteten die Später, Severus habe diesen Bau nur errichtet, um seine Landsleute gleich bei ihrer Ankunft in Staunen zu versetzen. Glücklicherweise wurde das Septizonium ohne größeren Unfall das ganze Mittelalter überdauert. Es war noch fast unversehrt, als es Papst Sixtus V. zerstörte, es zu zerstören und die Säulen für eine Kirche, die er gerade restaurirt, zu verwenden. So gab die Wiedergeburt der Künste das Signal zur Verstümmelung und Zerstreuung der schönsten Kunstwerke. Es wurden antike Monumente, welche die Negotten verschont, so sogar restaurirt hatten, von den Päpsten zerstört. Hat nicht Paul V., um die Fontana Paolina zu schmücken, die bemerkswerthen Reste des Minervatempels auf dem Kernforum zerstört? Più Goto de' Goti!

* Vgl. Plan 10. Die hier entdeckten Ruinen scheinen aus sehr später Zeit zu stammen. Ficconi und Lanciani sind zu der Annahme geneigt, daß sie zu Bauten des Kaisers Maximinus gehören.



Ruinen des Kaiserpalastes. Blick auf das Colosseum aus den Esquilin

falls die hervorragendsten Sklaven und Freigelassenen sie inne, so zu sagen die Aristokraten unter den kaiserlichen Hausgenossen. Da gab es Menschen ohne Vaterland und ohne Namen, auf Griechenlands Märkten gekauft, um deren Gunst die größten Herren sich bemühten, denn diese Menschen beherrschten den Kaiser und regierten oft thatsächlich das Reich. Nachdem sie es zu Geltung und Reichthum gebracht, lebten sie geduldig, nur um sich nicht vom Herrscher zu entfernen, in diesen Räumen ohne Luft und Licht, gerade wie sich unter Ludwig XIV. die erlauchtesten Persönlichkeiten, die Besitzer großer Stadthäuser und schöner Schlösser, in den ungeheuren Gemächern von Versailles zusammendrängten, um nur immer unter den Augen des Roi Soleil zu leben, in seinem Glanze sich zu sonnen. Wenn aber diese Sklaven oder Freigelassenen nicht aus ihren finsternen Räumen auf dem Kaiserberge weichen zu sollen meinten, so wollten sie doch dieselben so viel als möglich ausschmücken und der hohen Stellung ihrer Bewohner würdig machen; anders läßt sich wenigstens dieser Luxus an Malereien und Marmor, diese Verhewndung schöner Ornamente auf Mauern, wo man sie kaum bemerken konnte, nicht erklären.

Auf der anderen Seite des Palatin, in der Nähe des großen Circus, fand man eines der alten Häuser, die, nachdem der Hügel von den kaiserlichen Palästen mit Beschlag belegt war, conservirt und zur Unterbringung des Hofgesindes benutzt wurden (vergl. Plan 12). Dies Haus war, vielleicht zu verschiedenen Zeiten, von Soldaten und Sklaven bewohnt. Die Räume rings um das Atrium sind voll von jenen eingerichteten oder mit Kohle hingemalten Inschriften, welche bei den Italienern *grafitti* heißen. Gewöhnlich rühren sie von Soldaten her, die sich Veteranen des Kaisers (*veteranus domini nostri*) nennen; einige enthalten beißende Epigramme, in denen sich der Veteran darüber beklagt, wie geringen Vortheil ihm seine Dienste gebracht haben.* Aus anderen Inschrif-

* In einem dieser Zimmer fand man auf der Mauer das Bild eines kleinen Glets, der ein Mühlrad dreht. Darunter stand geschrieben: „Quäle dich nur, mein Gesein, wie auch ich mich habe quälen müssen; es wird dir wohl bekommen.“

ten scheint hervorzugehen, daß sich in diesem Hause einmal die Schule für die jungen Sklaven (*pedagogium*) befand, in welcher die Kinder, die dazu bestimmt waren, den Herrscher zu bedienen, seine Umgebung zu bilden, ihm Gesellschaft zu leisten, ihn durch ihre Unterhaltung zu erheitern, eine sorgfältige Erziehung genossen. Von diesen Kindern haben mehrere auf den Wänden Inschriften hinterlassen, die beweisen, daß die Schule ihnen wenig Vergnügen machte und daß sie froh waren, wenn sie dieselbe verlassen durften. Hier fand sich auch die berühmte, vielbesprochene Caricatur, die heute im kirchlichen Museum aufbewahrt wird. Sie zeigt einen Mann mit Hahnenkopfe am Kreuze; links, etwas tiefer darunter, blickt ein ebenso roh gezeichneter Mensch, der die Hand erhebt und sie dem Munde nähert, auf den Gefrenzigten. Den Vorgang erläutert eine griechische Inschrift des Inhalts: „Alexamenoß betet seinen Gott an.“ Offenbar handelt es sich um die Verpottung eines Christen. Soldat oder Sklave des Kaisers, war Alexamenoß, der die neue Lehre bekannte, die Zielscheibe des Hohnes seiner Kameraden; aber mutbig ertrug er ihn und verleugnete inmitten dieser feindseligen Welt nicht seinen Glauben. Im Jahre 1870 fand Visconti eine Inschrift, in der er denselben bekennt; sie ist wahrscheinlich von ihm selbst geschrieben und lautet: *Alexamenoß fidelis*. Obgleich das Christenthum frühzeitig in das Haus der Cäsarencindrang, ist dies doch die einzige von ihm auf dem Palatin zurückgebliebene Erinnerung.

So lang diese Studie auch schon ist, so halte ich es doch für nützlich, noch einige Worte hinzuzufügen: nachdem wir die Gebäude, die jedes Jahrhundert auf dem Palatin erstehen sah, einzeln aufgezählt und beschrieben haben, müssen wir versuchen, uns Rechenschaft zu geben von dem Eindruck, den das Ganze machen mußte. Versetzen wir uns also in das dritte Jahrhundert, in die Zeit, als Sep-

(Labora, aselle, quomodo ego laboravi, et proderit tibi.) Die hübsche kleine Zeichnung ist kurzlich durch ein Unwetter zerstört worden.

timius Severus eben den letzten aller kaiserlichen Paläste erbaut hat, und stellen wir uns vor, daß wir in einem der immer seltener werdenden Augenblicke, da das Reich ruhig und siegreich ist, den weltberühmten Hügel besähen. Er ist jetzt ganz und gar das Eigenthum der Cäsaren; ganz allein haufen dort ihre Familie, ihre Krieger, ihr Hofgesinde. Er trägt Bauten aus sehr verschiedenen Zeiten; einige von ihnen gehen auf die Anfänge der Stadt zurück, werden jedoch mit höchster Sorgfalt und Pietät erhalten und restaurirt. Kleine Ruine beleidigt das Auge; die Cäsaren leiden nirgends eine solche: in ihrem Reiche darf nichts elend und trostlos aussehen, das würde der „Unseligkeit“ ihrer Regierung Schande machen. Weiß man doch, wie einer von ihnen die Gesellschaften, die sich zum Anlauf der großen Domänen gebildet hatten und die dann, nachdem sie durch Parcellirung der Terrains einen großen Gewinn gemacht, nicht daran dachten, die Häuser, für welche sich kein Käufer fand, zu unterhalten, ohne Weiteres auflöste. Der Kaiser ist empört über dies Verfahren; in seinem Erlasse erklärt er, es sei dies „ein mörderischer Handel, feindlich dem Frieden der Welt“, ein Handel, der das öffentliche Wohlergehen gröblich verlege — „anstatt die Felder mit Ruinen zu bedecken, ziemt es sich vielmehr für ein so begnadigtes Jahrhundert, neue Häuser zu bauen und dadurch das Glück des Menschengeschlechtes in um so helleres Licht zu setzen“. Diese Grundzüge mußten begreiflicherweise auf dem Palatin noch mehr als anderswo zu praktischer Geltung kommen; es ziemt sich, im Umkreis der Kaiserpaläste Alles in gutem Stande zu erhalten. So ließ man denn trotz aller Nöthe, in die das Reich gerieth, hier oben niemals etwas verfallen, und hierdurch erklärt es sich, daß sich auf diesem Berge auch das älteste Gemäuer bis zur Ankunft der Barbaren erhalten hat.

Es gab also auf dem Palatin Denkmäler aus allen Zeiten; sein großes Interesse für den Besucher bestand darin, daß er auf beschränktem Raume gewissermaßen die ganze Geschichte Roms enthielt. Seit der Zeit, da „die Kinder des Arkadiers Evander sich hier lagerten“, bis zu dem Tage, da die afrikanisch-orienta-

lische Severus-Dynastie hier ihren Sitz ansetzte, hatte hier jedes Jahrhundert irgend ein Andenken hinterlassen. Er barg die Hütte des ersten Königs und den Palast des ersten Kaisers; hier wies man die Stätte, wo die großen Consularen der Republik und die besten Kaiser gewohnt hatten. Hier konnte man alle Wandlungen des nationalen Gottesdienstes verfolgen: der Tempel des Jupiter Stator, der Apollotempel, der Tempel der Göttermutter nahnten nacheinander an die Epoche, da Rom sich noch mit den Gottheiten Latiums begnügte; dann an die, da es die Götter Griechenlands bei sich eindringen ließ; endlich an die Zeit, da es die überspannten Culte des Orients herbeiholte, die es mit ganz neuen religiösen Bedürfnissen bekannt machte und der Religion der Juden und der Christen den Weg bahnten. Voll Pietät besuchte man alle diese Denkmäler; die ältesten, obschon die einfachsten, wurden nicht am wenigsten gefeiert. Die Römer glichen nicht den Emporkömmlingen, die sich ihrer niedrigen Herkunft schämen und sie zu verbergen trachten; im Gegentheil, sie waren stolz darauf, denn an ihr konnten sie um so besser die Länge des zurückgelegten Weges messen. Keiner Epoche ihrer Geschichte verlagten sie ihre Dankbarkeit; sie wußten, daß alle Jahrhunderte mitgearbeitet hatten am Ruhme Roms. Alle politische Haß, alle Parteeivorurtheile vermochten nicht, sie gegen irgend Jemand ungerecht zu machen; wie hitzig auch einst die alten Kämpfe gewesen waren, die Zeit hatte Alles beschwichtigt und gestillt, und von der Vergangenheit war nichts mehr übrig als das ewig lebende Andenken an die dem Vaterlande erwiesenen Dienste. Der Patriotismus eines Römers des dritten Jahrhunderts setzte sich ans ebenso viel Bewunderung für die Helden der Republik als für die großen Kaiser zusammen, und mit den gleichen Gefühlen der Verehrung und des Stolzes besuchten die Römer aus allen Gebieten des Reiches die Hütte des Romulus, das Haus des Cicero und den Palast des Augustus.

Was jedoch domirte, was auf dem Palatin die meisten Erinnerungen hinterlassen hatte, war die Kaiserzeit. Es ist nicht ganz richtig, wenn man sagt, es habe hier „der Palast“ der Cäsaren (Palazzo

de' Cesari) gestanden, wie die Aufschrift der Farnesischen Gärten lautet; denn diese Bezeichnung erweckt die Vorstellung, als ob es dort nur eine einzige gewaltige Wohnung gegeben hätte, die von den neuen Kaisern, wenn sie den Hügel bezogen, unaufhörlich vergrößert und verschönert wurde — etwa wie die Tuilerien oder das Berliner Schloß. Vielmehr war der Palatin das Quartier der Paläste. Es gab fünf verschiedene; ein jeder trug den Namen des Herrschers, der ihn erbaut hatte. In unseren modernen Hauptstädten findet sich nichts Aehnliches. Wenn sich heute ein Fürst aus Laune oder Eitelkeit eine neue Wohnung bauen will, so wählt er den Platz dazu fast immer sehr entfernt von der alten. Gerade auf den Wechsel kommt es ihm an: er sucht eine andere Lage und Umgebung, neue reizende Aussichtspunkte. Die beiden Hauptresidenzen der Päpste, der Vatican und der Quirinal, liegen an entgegengesetzten Enden Roms. Hier dagegen ist Alles auf demselben Hügel vereinigt: er war der Wohnsitz des Kaiserreichs geworden; der Herrscher schien gar nicht mehr anderswo residiren zu können. Dio berichtet, daß die Orte, wo die Kaiser auf ihren Reisen sich aufhielten, den Namen „Palatium“ erhielten.

Diese Anhäufung von Palästen mußte auf die Besucher einen gewaltigen Eindruck machen. Stellen wir uns einen geschickten, wißbegierigen Provinzialen vor, wie es deren damals viele gab, einen Gallier, einen Afrilaner, einen Spanier: er kam, jenes Rom zu schauen, von welchem auf dem ganzen Erdkreis die Rede ging. Auch wenn er die Kaiserfora schon durchschritten und die Herrlichkeiten des Capitols bewundert hatte, mußte der Palatin ihn noch in Staunen versetzen; leicht können wir uns das Schauspiel, das sich seinen Blicken bot, vorstellen: die Ausgrabungen ermöglichen eine ziemlich genaue Herstellung der Topographie des Hügel's. Kam man den oft erwähnten *clivus Palatinus* herauf und schritt unter dem alten Thor des *Romulus* hindurch, so hatte man vor sich die Fassade des *domitianischen Palastes*. Dieser, auf den das Auge früher als auf die übrigen fiel, war auch von allen der wichtigste, derjenige,

der am besten der Majestät der Cäsaren zu entsprechen schien. Der freie Platz rechts zwischen ihm und dem Thor, die *area Palatina*, theilte die Kaiserpaläste in zwei getrennte Gruppen. Die eine derselben umfaßte das Haus des *Tiberius* und das des *Caligula* und stand auf der Nordseite des Hügel's, längs des *Vela-brum* und des *Forum*; die andere Gruppe setzte sich aus drei verschiedenen Palästen zusammen, von denen jeder seine eigene Fassade, seinen besonderen Eingang, seinen eigenthümlichen Charakter hatte, die jedoch unter einander in Verbindung standen und bei besonderen feierlichen Gelegenheiten auch ein Ganzes, einen einzigen Palast bilden konnten. Neben dem des *Domitian* lag, mehr nach Süden gerückt und auf dieser Seite an den Rand des Hügel's grenzend, das Haus des *Augustus*; in gleicher Linie, ein wenig weiter hin, erhob sich, die ganze Südde des Palatin bedeckend, der Palast des *Severus*. Der Rest des Hügel's, soweit ihn nicht *Tempel* und geschichtliche Bauten einnahmen, diente zur Unterbringung der kaiserlichen *Sklenen* und *Freigelassenen*.

So sehr wir nun auch den Palatin bewundern — könnten wir ihn so sehen, wie er im dritten Jahrhundert war, ich glaube, wir müßten doch einige Vorbehalte machen. Unser Geschmack hat sich an Mancherlei gewöhnt, und so macht er auch hier gewisse Ansprüche, die nicht völlig befriedigt werden würden. Die Zugänge und nächsten Umgebungen der Kaiserpaläste würden uns Modernen wahrscheinlich etwas ärmlich und dürftig vorkommen; der *clivus Palatinus* ist nicht breit, der *clivus Victoriae* ist noch schmaler, die *area Palatina* scheint auch nicht sehr geräumig. War *Domitian's* Palast so hoch, wie *Statius* rühmt, so weiß man wirklich nicht recht, wohin sich der Betrachter stellen konnte, um die ganze Höhe zu übersehen. Im Inneren würden uns diese prachtvollen Wohnungen schon mehr gefallen. Die Säle, die Höfe, die Säulenhallen würden unsere Bewunderung erregen. Dagegen würde es uns recht überraschen, hier keine Gärten zu finden. Wollten die Kaiser in der freien Natur leben, so verließen sie Rom. Ganz nahe bei der Stadt, am *Albanersee*, bei *Tibur*, besaßen sie reizende Villen; dort weilten

sie, so lange es ihnen gefiel. Wollten sie die Freuden des echten, schmucklos rauhen Landlebens genießen, des *rus verum barbarumque*, so gingen sie weiter fort; bekannt ist, wie glücklich Antoninus war, wenn er hinausziehen und auf seinen großen Gütern in Latium seine Weinfese halten konnte. Damit begnügten sie sich; prunkvolle Gärten, wie reiche Leute sie heutzutage gern bei ihren Häusern anlegen, haben die Kaiser, wie es scheint, auf dem Palatin niemals gehabt.* Nur Nero theilte schon damals unseren heutigen Geschmack; doch geschah dies vielleicht weniger aus Liebe zur Natur, als weil es ihm ein stolzes Vergnügen gewährte, der Natur Gewalt anzuthun. Wälder, mitten in die Stadt gezaubert, zehn Wegstunden vom Meere ein Salzwasserteich im eigenen Hause — das war noch nicht dagewesen, das schien ihm so recht eines Cäjärens würdig.

Von den erwähnten Bedenken abgesehen, würde, glaube ich, die Schönheit der Bauten auf dem Palatin uns Heutigen ebenso imponiren als den Römern der Kaiserzeit. Aus verschiedenen Epochen stammend, wiesen sie zwar Mannigfaltigkeit, aber doch nicht eine so bunte Verschiedenheit auf, daß sie ein empfindliches Auge beleidigt hätte. Oft hatten Feuersbrünste, die chronische Plage des alten Rom, sie betroffen. Jedesmal wurden sie schnell wieder aufgebaut, denn Rom glich nach dem Worte Martial's dem Phönix, der sich im Brände neu verjüngt, und bei der Restaurirung paßte man sie immer ein wenig dem Geschmack des Tages an. Auf diese Weise hatte sich die auffallende Ungleichartigkeit, an der man hätte Anstoß nehmen können, gemildert, und doch blieb noch immer genug Verschiedenheit übrig, um durch den Reiz des Gegenjazes die Aufmerksamkeit des Besuchers zu fesseln. Jeder der Paläste hatte seinen

besonderen Charakter und seine eigenthümlichen Vorzüge. Der des Augustus war einfacher und von ernsterem Geschmack, der Domitian's kostbar bis zur Verschwendung, der des Severus trug jenen Stempel des Grandiosen, den wir auch in der Anlage der Caracallathermen wiederfinden. Das Innere der Gemächer aber war mit unvergleichlicher Pracht geschmückt; Säle und Hallen glänzen wirklichen Museen, in denen die Meisterwerke aller Zeiten vereinigt waren. Schon Plinius sagt, daß man zu seiner Zeit die Arbeiten der ausgezeichnetsten griechischen Künstler dort fand; die folgenden Kaiser, besonders Hadrian, der seine Kenner, der leidenschaftliche Kunstfreund, müssen die Sammlung außerordentlich bereichert haben. Und damit nichts fehlte, gab es hier oben auch seltene und werthvolle Bücher im Ueberfluß. Die beiden Bibliotheken im Apolloporticus, die lateinische und die griechische, ferner die Büchersammlung im Hause des Tiberius waren in der ganzen Welt berühmt.

Und nun die Lage des Kaiserjizes! Sie war der Schönheit der Bauten würdig. Cicero sagt, daß der Palatin der schönste Punkt Roms war. Dort hatte man die ganze Stadt zu seinen Füßen; das Auge beherrschte fast alle berühmten Monumente, mit welchen Republik und Kaiserthum sie geschmückt hatten. „Welch edlere Stätte,“ sagt Claudian, „konnten sich die Herren der Welt zum Aufenthalt wählen? Auf diesem Hügel hat die Macht mehr Größe, sie scheint sich ihrer Kraft deutlicher bewußt zu sein. Dort erhebt der Palast der Monarchen über dem Forum sein stolzes Haupt und sieht zu seinen Füßen die Tempel der Götter, gereiht im Kreise um ihn gleich schützenden Vorposten. Erhabenes Schauspiel! Von dort sieht das Auge über den Altären des donnernden Jupiter die Giganten am tarpejischen Felsen hängen, sieht das getriebene Gold der Thore des Capitol, sieht auf dem Giebel der Tempel, die sich überall die Räume der Luft anmaßen, die Statuen, die in den Wolken zu schweben scheinen; weiterhin erblickt es jene geschmäkelten Säulen, mit dem Erz der erbeuteten Schiffe besseidet; jene auf dem Gipfel der höchsten Berge errichteten Bauten, kühne Schöpfungen, mit welchen

* Im Palaste Domitian's werden „Gärten des Adonis“ erwähnt, doch können dieselben nur sehr klein gewesen sein. Unter diesen „Adonisgärten“ (*Adonisios κήποι*) verstanden die Egypter und Aegypter keine wirklichen Gärten, sondern Thypie oder mit Erde gefüllte Korbhüben, in denen Gemächie zur Zeit des Adonisfestes schnell getrieben wurden. In wenigen Tagen blühten diese Pflanzungen auf, aber ebenio schnell gingen sie auch wieder ein — ein Abbild des frühen Todesgeschickes, das den Gefierten getroffen.

die Menschenhand das Werk der Natur bereicherte; jene unzähligen Triumphbogen, beladen mit der Beute der Völker. Ueberall trifft der Glanz des Goldes die geblendeten Blicke und ermüdet durch sein beständiges Funkeln die zitternden Augensterne.“

Verschwunden ist diese ganze Herrlichkeit, dahin sind die Cäsaren, dahin die kaiserliche Majestät; von diesen Marmorpalästen, von deren Höhe der entzückte Dichter die goldenen Gebäude des Forum betrachtete, sind nur noch die Grundmauern übrig — Ruinen, welche die Zeit über einen wüsten und einsamen Hügel streute und von denen das Auge auf andere Ruinen niederblickt. Wenn wir uns aber nur mit Mühe vorstellen können, was diese Ruinen einst gewesen, so wollen wir uns des Urtheils der Besucher in den letzten Zeiten des westlichen Reiches erinnern. Diese glaubten nicht, daß irdische Pracht und Herrlichkeit noch weiter gehen könne. Denn hierher, wo zu den Zeiten der Republik die bescheidenen Häuser der römischen Bürger auf die Stadt, auf den noch freien Staat hinabzogen, in diese Bauten, die unter Nero wie ein freßend Feuer um sich griffen, ihre Mauern schonungslos über die anderen Hügel ausdehnten, Alles vor sich niederwarfen und die Stadt zu verschlingen drohten, strömte, „den Reid des Sonnengottes erregend“,

aller Glanz und alle Majestät des römischen Weltreiches, alle Phantastik des Orients, alle Lust und aller Zauber, die einst in den Klängen des Orpheus, in den Farben des Apelles, in den Strophen des Anakreon gelebt.

So erschien denn dem späten Zeugen dieser zwar schon altersmüden, schon wandernden, aber doch noch aufrechten Herrlichkeit der palatinische Bezirk als das Ideal einer Monarchenresidenz. Alle Paläste der Welt haben sich in der Folge nach ihm genannt. Seit dem dritten Jahrhundert bezeichnet das Wort Palast (palatium), das vom Namen des palatinischen Berges abgeleitet ist, im Lateinischen und im Griechischen die Wohnung eines Herrschers. Von dort ist es in die modernen Sprachen übergegangen gleich dem Worte „Cäsar“ (Kaiser), das die Barbaren in dem Augenblick, da sie das Reich zerstörten, pietätvoll übernahmen, um aus ihm den schönsten Titel zu machen, den man der höchsten Gewalt geben konnte.

Die Schatten aber, die der Klang der alten Namen heraufbeschwört — hier an der Geburtsstätte dieser Namen wandeln sie noch immer, und beredter als alle Geschichtschreiber erzählt von ihnen dem sinnenden Wanderer das stumme Todtenantlitz und die Leide dieses Berges, recht sine ira et studio.





Chemische Industrie und Wald.

Von

August Vogel.

Schon von jeher ist es aufgefallen, daß die deutsche Sage, das deutsche Märchen sich vorzugsweise im Dickicht des Waldes bewegt. Wir erinnern nur an Dornröschen, Schneewittchen, Rothhäppchen, Genovefa — Figuren und Bilder, die unsere deutsche Jugend mit Entzücken erfüllen und auch in den Tagen des Alters unserem Herzen frohe Walderinnerungen wecken. Wohl kaum kann sich der deutsche Nation hinsichtlich des weitverbreiteten Verständnisses der Poesie des Waldes eine andere zur Seite stellen; findet doch das deutsche Lied, „wie es der Wald erzeugt“, allenthalben in unserem Gemüthe Widerhall. „Was sich der Wald erzählt“ — wie viel Schönes und Anmuthiges ist uns schon unter diesem Titel von Dichtern und Schriftstellern gespendet worden; der Titel schon, der den Wald selbst recitirend einführt, kennzeichnet treffend die deutsche Auffassung des Waldes.

Nicht nur die Phantasie des classischen Alterthums verlegte unheimliche Schreden in das Düstere des Waldes, auch bei den Israeliten scheint der Wald Schauplatz des Schauerlichen gewesen zu sein. Wenigstens wenn in den Büchern des alten Testaments vom Walde die Rede ist, so knüpfen sich daran immer Erzählungen von wilden Thieren, Räubern, blutigen Kämpfen, Gewaltthaten u. s. w. Jesaias (10, 34) vergleicht mit einem dichten Walde das zügellose assyrische

Heer: „Der Herr wird die Aeste des Waldes mit Macht verhauen und, was hoch aufgerichtet steht, verkürzen, daß die Hohen geniedrigt werden. Und der dicke Wald wird mit Eisen umgehauen werden und Libanon wird fallen durch die Mächtigen.“ Die Wirkungen des Zornes Gottes werden mit einem Blitze verglichen, der einen Wald in Flammen setzt (Ps. 83, 15). Uebrigens waren nach den Nachrichten des alten Testaments die Wälder Palästina's den germanischen Wäldern an Ausdehnung und Dichte keineswegs vergleichbar. Auch waren sie durch die unaufhörlichen Verheerungen des Landes bei feindlichen Einfällen nach und nach so vermindert, daß man schon zu Zeiten der Könige allerlei Gestrüppe, Stroh und getrockneten Viehmist zur Feuerung verwenden mußte. Die im alten Testamente oft erwähnten herrlichen Cedernwälder auf dem Libanon waren nicht Eigenthum Palästina's, sondern eigneten den Phöniziern. Dagegen gehörten der Fichten- und Tannenwald auf dem Antilibanus, der Eichenwald auf dem Gebirge Basan, die Wälder an den Grenzen des Stammes Juda und Benjamin, auf dem Carmel, Thabor und den übrigen Bergen und viele andere kleinere Wälder und Gebüsch, theils auf Gebirgshöhen, theils an den Ufern des Sees Merom und des ganzen Jordan, den Bewohnern dieses Landes. Der berühmte Palmenwald bei Jericho ist nicht zu den eigentlichen Wäldern zu rechnen, da der

Palmenbaum, wie bekannt, mehr seiner Früchte wegen gepflanzt wurde.

Da uns eine freundliche Muse nicht zur guten Stunde die Sprache der Bäume gelehrt, so können wir die wunderbaren Dinge, wie solche sich der Wald erzählt, nicht vernehmen und unserem geneigten Leser in gefälliger Form darbringen; wir vermögen ihm nicht zu berichten gleich dem sinnigen Dichter des Sommernachts-traumes von der Romantik des Waldes, von der dunklen Waldjucht, bevölkert von der geheimnißvollen Schar nedlicher Elfen, vom heimlichen Waldesfleck,

Wo wilde Quendel blühen,
Wo Primel und Viole nicht im Grün,
Wo dichtgedölbt die Eisblattranken tosen
Mit Hageborn und süßen Roßkastoreien.

Wir müssen uns daher darauf beschränken, so gut es eben geht, etwas Weniges zu erzählen von dem, was uns der Wald gewährt. Und hierzu habe ich persönlich besondere Veranlassung durch das erwünschte Zusammenwirken mit meinem Freunde Ebermayer, welcher ja, wie bekannt, als der Erste das Waldesdunkel mit dem Lichte chemischer Forschung zu erhehlen verstanden. Nachdem durch die Lehre der Liebig'schen Mineraltheorie schon früher die umfangreichsten Kenntnisse über die naturgesetzlichen Grundlagen des Ackerbaues und deren Verwerthung in der Landwirtschaft Eingang gefunden hatten, war solches bis vor Kurzem auf dem Gebiete der Forstwirtschaft nicht der Fall, über die Produktionsgesetze der Waldbäume waren kaum Anfänge der Erkenntniß vorhanden. Prof. Dr. Ebermayer hat zuerst diese Lücke erkannt und zu ihrer Ausfüllung mit hervorragender Kraft den einzig richtigen Weg angebahnt. Als echter Naturforscher von der Ueberzeugung durchdrungen, daß nur gründlich naturwissenschaftliche Bildung das Fundament der rationellen forstlichen Produktionslehre bilden könne, hat Ebermayer zum ersten Male eine systematische Bearbeitung der Naturgesetze des Waldbaumes in Verbindung mit den schon längst anerkannten Naturgesetzen des Ackerbaues gegeben und gerade damit den innigen Zusammenhang dieser beiden Produktionsgebiete an der Hand wissenschaftlicher Forschung anschaulich gemacht. Der naturwissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiete der Forst-

wirtschaft war zunächst die Aufgabe gestellt, durch exacte Untersuchungen, Versuche und Beobachtungen die Naturgesetze zu bestimmen, auf welche der Waldbau sich gründet und welche die Pflanzenproduktion beherrschen. Der Forstwirth hat bei der Pflanzenzucht nach diesen Grundätzen zu handeln, und derjenige wird der beste Praktiker sein, welcher die erkannten Gesetze richtig anwendet und auf deren Grund sich über die Arbeiten und Vorgänge im Walde Rechenschaft geben kann. Der Mangel naturwissenschaftlicher Vorbildung — seiner Zeit ein verzögerndes Hinderniß für Aufnahme der Liebig'schen Lehren — war bei Einführung chemischer Principien in die Forstwirtschaft nicht mehr so störend als Mißstand fühlbar. Dank den jahrelangen Bemühungen leistungsfähiger Unterrichtsanstalten, welche zur Verbreitung chemischer Kenntnisse auf forstwirtschaftlichem Gebiete mit Glücke gewirkt hatten.

Bei Besprechung des Nutzens und der Bedeutung des Waldes denkt man gewöhnlich des Waldes nur als Holzlieferanten — als einer Vorrathskammer für Nuß- und Brennholz — höchstens der aus dem Holze gewonnenen Holzkohle; nicht ohne dankbare Anerkennung bleibt wohl auch der Einfluß des Waldes auf Luft und Boden, somit auf das Klima, auf den Wasserreichthum der Länder, auf die Regulirung des Wasserstandes der Bäche und Flüsse, indem der Wald einerseits Ueberschwemmungen verhütet, andererseits durch seinen Einfluß auf die Speisung der Quellen dem Wassermangel vorbeugt. Einst waren, wie bekannt, die ausgedörrten Hochebenen Kleinasien's, die Euphratwüste und das baum- und daher wasserlose Iran, voll lustiger Paradiese, wie es Hagion, Dros und Koldis heute noch sind. Wer jetzt das kahle Cypern sieht, das Kalkeiland mit seinen Blutweinen und seiner Baum- und Wassernoth, der wird es kaum für möglich halten, daß eine früher zu üppig strobende und fast unbefiegbare Waldvegetation die größte Calamität der alten Inselaner war. Berücksichtigt man nun auch den notorischen Einfluß des Waldes auf die Gesundheitsverhältnisse eines Landes, erwähnt man dessen Wirkung auf das Gemüthsleben des Menschen, der Waldeinsamkeit ästhe-

tische Seite, mitunter in begeisterter poetischer Darstellung, so glaubt man natürlich, hiermit dem Walde vollkommen erschöpfende Anerkennung gewidmet zu haben. Dies ist doch nicht ganz zur Genüge der Fall. Der Wald übt nämlich noch nach einer anderen Seite hin unmittelbar wichtigen Einfluß aus: er ist ein nützlicher Gefelle der chemischen Industrie, und die Verwerthung einzelner Waldproducte nimmt von Jahr zu Jahr größeren Umfang an.

Wir wissen, eine jede Pflanze nimmt einen Theil ihrer Nahrung aus dem Boden auf. Die Wurzeln sind im Erdreiche unermüdet thätig, und wenn wir die ungeheure Ausdehnung der Baumwurzeln berücksichtigen, so ergibt sich hieraus von selbst die außerordentliche ungewöhnliche Arbeit des Waldes im Schoße der Erde. Die Pflanzewurzel nimmt unter Anderem thätigen Antheil an der Fabrication der Pottasche, indem sie dem Boden die darin enthaltene Pottasche entzieht; der berühmte Chemiker Kunge hat gewiß ganz Recht, wenn er die Pflanze mit einem gewandten Chemiker vergleicht, „sie weiß oft die Stoffe schärfer und bestimmter zu scheiden als der Mensch mit seinen chemischen Hülfsmitteln.“ In dieser Beziehung — als Pottaschenfabrikant — ist der Wald von großem chemisch-industriellen Werthe. Die gewöhnlich als Heizmaterial dienenden Holzarten unserer Wälder enthalten durchschnittlich 2 pro mille Pottasche und diese liefern aus die Waldbäume in ihrer Asche. Der Feldspath und die dahin gehörenden Mineralien des Bodens: Leucit, Orthoklas, Nephelin, Baryt u. a., sind als Hauptvorrathsmagazin für den Bedarf alles Kalis auf Erden anzuführen. Allein im Feldspath ist das Kali in einer sehr schwer löslichen Verbindung mit Kieselerde und Thonerde enthalten; Chemiker und Mineralogen wissen, wie mühsam es ist, aus dieser festen Verbindung das Kali abzuscheiden, und wenn wir darauf angewiesen wären, die sechs bis fünfzehn Procent Kali des Feldspathes aus diesem Mineral auf künstlich-chemischem Wege herauszuloden — die Pottasche wäre wohl heutzutage noch ein ziemlich kostbares Material. Die unterirdisch-chemische Thätigkeit der Wurzeln des Waldbaumes hat der Technik und Industrie diese reiche Quelle werthvollen

Bodenmaterials erschlossen, und so ist der Wald, wenn er schon zu unserer Heizung gedient, noch ein mächtiger Hebel der Technik geworden.

Seit Jahren schon wird aus den grünen Kiefernadeln fabrikmäßig eine Faser dargestellt, die unter dem Namen Waldwolle in den Handel kommt und als Material für Watte, Bettdecken, Matrasen u. s. w. unmittelbar Anwendung findet. Das Sammeln der Nadeln geschieht während der Wintermonate in Schlägen und Durchforstungen in der Weise, daß die Arbeiter die kleinen Zweige mit den Nadeln abbrechen oder abschneiden und diese auf Schlitten nach Hause bringen, wo am langen Winterabend die ganze Familie sich mit dem Abpflücken der Nadeln beschäftigt. Zunächst werden die getrockneten Kiefernadeln gebrüht, wobei sich zwei geschätzte Nebenproducte ergeben: Kiefernadelextract und Kiefernadelöl, eine Art Terpentinöl. Aus einem Centner Nadeln erhält man siebenzig bis achtzig Gramm dieses Oeles, welches als wirksames Einreibungsmittel bei rheumatischen Leiden bekanntlich verwendet wird. Die gebrühten Nadeln werden unter Stampfen bei beständigem Zufließen von Wasser so lange bearbeitet, bis die harte Hülle der Nadeln sich losgelöst hat. Vermittelt einer Presse wird die gereinigte und getrocknete Waldwolle in Ballen von einem Centner Gewicht geformt und so in den Handel gebracht. Um sich einen Begriff zu machen von der Größe dieses unmittelbar dem Walde entnommenen Industriezweiges, mag nur hervorgehoben werden, daß eine Fabrik in Oberschlesien zur Bereitung von 1300 Centnern Waldwolle jährlich ungefähr 4000 Centner rohe Kiefernadeln verarbeitet, und zwar drei verschiedenartige Sorten Waldwolle: die feinste Sorte zu Steppdecken, wozu für einen Centner zehn bis zwölf Centner Nadeln nothwendig sind; dann die mittlere Sorte, gewöhnliche Waldwolle, vorzugsweise zur Polsterung von Eisenbahnwaggons erster und zweiter Classe gebraucht und pro Centner drei bis vier Centner rohe Kiefernadeln erforderlich; endlich die grobe Sorte Waldwolle, zur Ausfüllung der Zwischenwände der Eisenbahnwaggons vorzugsweise verwendet; sie unterscheidet sich nur wenig von den rohen Nadeln. Die Bedeutung dieses Wald-

industriestweiges ergibt sich aus dem Handelswerthe dieser drei Sorten: ein Centner der feinsten Waldwolle kostet zur Zeit 50 Mark, ein Centner der mittel-feinen Waldwolle kostet 30 Mark, ein Centner der groben Waldwolle kostet 13 Mark 50 Pfennige. Als Polsterungs-material der Möbel hat die Waldwolle für sich oder mit Roggshaaren vermischt verdiente Beachtung gefunden, da sie betrefß der Bequemlichkeit nichts zu wünschliches übrig läßt und außerdem den wohl zu berücksichtigenden Vortheil bietet, daß sie völlig gegen Motten Schutz gewährt.

Auch zur Herstellung eines reinen Luxusartikels — eines Genußmittels ersten Ranges — liefert uns der Wald freigebig passendes Material. Wer kennt nicht das so ausgezeichnete Aroma der Vanille, wie solches uns eben die kostbare Vanillenschote liefert? — ein kostbares Gewürz, da selbst die beste im tropischen Amerika vorkommende Vanillensorte (Epidendron Vanilla) nur selten über zwei Procent Vanillin, die Quintessenz dieses Aromas, enthält. Der Saft der Nadelholzwälder liefert uns, wie neuere Forschungen gelehrt, dieses werthvolle Genußmittel vollkommen übereinstimmend in allen seinen Eigenschaften mit dem echten Vanillin aus der Vanillenschote gewonnen. Wir können hier auf die genauere Beschreibung der etwas umständlichen Methode der Herstellung des Vanillins aus dem Saft der Fichte nicht wohl eingehen, dies um so weniger, als zum richtigen Verständniß der hierbei vorkommenden Umfah- und Oxydationsvorgänge ausführlichere, speciell chemische Kenntnisse nothwendig erscheinen, als wir solche dem geneigten Leser zumuthen dürften. Es genügt anzuführen, daß aus dem Saft der von Mitte Mai bis Mitte Juli gefällten Nadelhölzer (Fichten, Kiefern, Tannen, Lärchen u. a.) nadelförmige, atlasglänzende, durchsichtige Krystalle (Cinniferin) gewonnen werden, welche durch Oxydation auf verschiedenen Wegen in Vanillin überführbar sind.

Seit Jahren schon wird dieses Waldproduct aus dem Saft der Nadelhölzer fabrikmäßig hergestellt. Obgleich der Saft eines Fichtenbaumes von mittlerer

Größe eine Ausbeute an Vanillin gewährt, deren Werth ungefähr 80 Mark beträgt, so ist doch das Vanillin der Wälder immer noch wegen der Herstellungskosten ziemlich theuer. Zudem steht der Preis desselben weit unter dem Handelswerthe der natürlichen Vanille; es wird deshalb auch schon vielfach als Ersatz der natürlichen Vanille von Conditoren zum Würzen und Parfümiren, von Chocoladenfabrikanten, Liqueur- und Essenzfabriken benutzt, auch dem Cognac zugefügt, um denselben ein feines Aroma zu ertheilen, und es ist wohl keine Frage, daß mit der Zeit dieses Waldproduct dem Vanillenhandel bedeutende Concurrenz bereiten werde.

Verüchtigen wir noch, daß der Wald uns Harz und Bsch liefert, Gerbstoff, Eichelfassee, Holzessig, Kiefernß, Kork aus der Korkrinde, Salicin aus der Weidenrinde u. s. w., so darf man gewiß anerkennen: der Wald ist nicht nur Holz- und Kohlenlieferant, er bietet uns, abgesehen von dem Palmfett der Tropenwälder, außerdem eine ganze Musterkarte der verschiedensten nützlichen Erzeugnisse, wofür wir ihm zum wärmsten Danke verpflichtet sind und daraus Veranlassung nehmen müssen, ihm, dem Walde, dem Spender so werthvoller Gaben, auch in dieser Rücksicht besondere Pflege zu widmen. Je mehr wir überhaupt erkennen, daß der Wald ein mächtiges Glied im Reiche der Natur ist und daß wohlgepflegte und im richtigen Verhältnisse zur Gesamtfläche stehende Waldungen eine wesentliche Bedingung der Fruchtbarkeit eines Landes sind, desto mehr muß es pflichtschuldige Aufgabe sein, dem Lande einen genügenden, gut gepflegten Waldbestand zu erhalten. Von der Gesamtfläche Bayerns sind vierunddreißig Procent bewaldet. Nach dem Urtheile Sachverständiger dürfte diese Bewaldung für die geographische Lage und für die Terrainverhältnisse Bayerns ausreichend sein. Abgesehen von dem bedeutenden finanziellen Nutzen, welchen der Wald gewährt, ist auch durch so manche werthvolle Nebenproducte die Blüthe der Industrie, des Handels und der Gewerbe an das gute Gedeihen des Waldes geknüpft.





Johann Joachim Winkelmann

und seine Stellung zur deutschen Literatur von 1755 bis 1757.

Von

Julian Schmidt.

Wir würden unglücklich sein," schreibt Moses Mendelssohn Sept. 1755 in den „Briefen über die Empfindungen“, „wenn sich all unsere Empfindungen auf einmal zu reinen und deutlichen Vorstellungen aufheiterten. Weder völlig deutliche noch völlig dunkle Begriffe vertragen sich mit dem Gefühl der Schönheit: jene nicht, weil unsere eingeschränkte Seele keine Mannigfaltigkeit auf einmal deutlich zu fassen vermag; diese nicht, weil sie sich der Wahrnehmung entziehen. Alle Begriffe der Schönheit müssen zwischen den Grenzen der Klarheit eingeschlossen sein. Der Künstler darf im Augenblick des Schaffens das Geheiß nicht allzu deutlich vor Augen haben.

„Das Vergnügen an der sinnlichen Schönheit ist bloß unserem Unvermögen zuzuschreiben. Wir ermüden, wenn unsere Sinne eine allzu verwickelte Ordnung aus einander legen sollen. Wesen, mit schärferen Sinnen begabt, müssen in unseren Schönheiten ein ekelhaftes Finerlei finden, und was uns ermüdet, kann ihnen Lust gewähren. Gott, der alles Mögliche auf einmal übersieht, hat kein Gefallen an Schönen. Nur die äußere Gestalt der Dinge hat er mit sinnlicher Schönheit bedeckt, um die Sinne endlicher Geschöpfe zu reizen. Unter der Haut liegen gräßliche Gestalten verborgen: alle Gefäße

sind ohne scheinbare Ordnung in einander verschlungen; kein Ebenmaß, keine sinnlichen Verhältnisse. Wie sehr würde der Schöpfer seinen Zweck verfehlt haben, wenn er nichts als Schönheit gewesen wäre!

„Der Zweck der Schöpfung ist himmlische Vollkommenheit, nicht wie sie die Sinne fassen, sondern wie sie die Vernunft begreift: das Vergnügen an der verständlichen, in sich gegründeten Vollkommenheit ist unendlich erhaben über dem Vergnügen am Sinnlichen oder, wie wir Irdischen sie nennen, an der Schönheit.“

So ungefähr lautete das Glaubensbekenntniß der Leibniz'schen Schule; bereits ein halb Jahr vorher — Juni 1755 — hatte Winkelmann in Dresden eine Schrift herausgegeben, in welcher Deutschland ein neues entgegengesetztes Evangelium verkündet wurde: „Gedanken über die Nachahmung griechischer Künstler.“ Es war in den nämlichen Tagen, da Kant in Königsberg seine „Naturgeschichte des Himmels“ schrieb.

Die Bewohner der norddeutschen Marken hatten länger mit der Noth des Lebens zu kämpfen, sie kamen später zum Genuß; aber im Verhältniß zur Entbehrung steigerte sich bei einer ideal angelegten Natur die Sehnsucht, und im Ringen mit den dürftigsten Verhältnissen wuchs Muth und Kraft.

Der Sohn eines armen Schuhlickers zu Stendal in der Altmark, hatte sich Bindelmann auf der Schule seiner Vaterstadt durcharbeiten müssen, bis es ihm im zwölften Jahre gelang, in das Kölnische Gymnasium nach Berlin zu kommen. Im einundzwanzigsten Jahre ging er auf die Universität Halle, wo er hauptsächlich von der Unterstützung seiner Landsleute lebte. Seine große Bücherkenntniß veranlaßte den Kanzler v. Ludewig, ihn zum Ordnen seiner Bibliothek zu benutzen; seine philosophischen Grundbegriffe empfing er von dem Leibnizianer Baumgarten.

Darauf trieb er sich einige Jahre als Informator umher, bis er im fünfundzwanzigsten Jahre ein Conectorat in Seehausen (Altmark) annahm. Die Einkünfte waren so gering, daß er bei wohlhabenden Bürgern sich Freitische erwirken mußte. Er studirte die Classiker so eifrig, daß er selbst in den Winternächten, nachdem er bis Mitternacht gearbeitet, im Pelz in seinem Lehnstuhl schlief, um früh um vier bei der Lampe weiter zu studiren. „Ich habe den Schulmeister mit großer Treue gemacht und ließ Kinder mit grindigem Kopf das A b c lesen, wenn ich während dieses Zeitvertreibs sehnlichst wünschte, zur Kenntniß des Schönen zu gelangen und Gleichnisse aus dem Homer betete.“

Im dreißigsten Jahre erhielt er bei dem Grafen Bünau auf Röhrenitz bei Dresden eine Stelle in dessen Bibliothek mit einem sehr targen Gehalt; sein Hauptgeschäft war, Auszüge aus den Chroniken für die Reichsgeschichte des Grafen zu machen. „Ich schrieb den ganzen Tag alte Urkunden aus und las das Leben der Heiligen und Nachts den Sophokles. Ich rief mir beständig zu: *τέτραδι δός, κρυδίη; καὶ κίνετρον ἄλλο ποι' ἔτλης!*“

Aus dem Bücherstaub heraus sehnte er sich nach frischem farbigem Leben, sein Trost in Röhrenitz war der häufige Besuch in Dresden; schon von Halle aus war er einmal dahin gepilgert, die Kunstschätze zu bewundern.

Für die Kunst hatten die Auguste viel gethan. In einer Zeit, wo noch das Kostbarste zu haben war (1722), begann die Sammlung der Gemäldegalerie; gleich darauf der Ankauf der Antiken. „Dresden,“

schreibt Bindelmann, „ist jetzt Athen für die Künstler!“ Der herrschende Geschmack war das Rococo, aber in seiner edelsten Spielart. Der Zwingler mit seinen Cascaden und seiner Drauerie sah aus wie eine grandiose Decoration für die glänzenden Feste, zwecklos aber malerisch; ebenso feierte in der 1751 vollendeten katholischen Hofkirche der Inbegriff des Pittoresken seinen Triumph. August der Starke hatte seine Residenz in eine steinerne Stadt verwandelt, die bei allen Reisenden Bewunderung erregte. Im Großen Garten war jedes Fleckchen mit Marmorwerken besetzt, im Stil Bernini's: Centauren, Faune und Satyrn tummelten sich in lusternen Bewegungen, in weißem Marmor durch das frische Grün; ohne Adel, aber naturgetreu und doch phantastisch. Dieser Rahmen wurde mit entsprechenden Festen ausgefüllt. Haffke, der Gatte der Faustina Bordoni, schrieb jährlich zwei italienische Opern für den Hof; ein Ballet im Carnaval von 1753 kostete 36000 Thaler.

Wenn aber die gegenwärtige Malerei einen weichlichen Charakter zeigte, so wurde durch die neuen Ankäufe, die Tizian, Correggio, Paul Veronese u. s. w., der Sinn für das Idealschöne gemehrt; 1753 wurde die Sigtinische Madonna aufgestellt.

„Die Galerie in Dresden,“ schreibt Bindelmann 1753, „enthält nunmehr ein würdiges Werk von Rafael's Hand: die Madonna, mit einem Gesicht voll Unschuld und zugleich einer mehr als weiblichen Größe, in einer fest ruhenden Stellung, in derjenigen Stille, welche die Alten in den Bildern ihrer Gottheiten herrschen ließen; das Kind auf ihren Armen, über gemeine Kinder erhaben durch ein Gesicht, aus welchem ein Strahl der Gottheit durch die Unschuld der Kindheit hervorleuchtet scheint. Die Zeit hat viel von dem Glanz dieses Gemäldes geraubt, die Seele belebt es noch jetzt.“

Eine andere Welt ging ihm auf als die armselige seiner Altmark. Zudem war Dresden der Sammelplatz tüchtiger Künstler und Kunstkenner, bei denen er sich Rath's erholen konnte. Vor allen der Maler Desfer, reich an Entwürfen, der bei Allen, was für die Kunst in Dresden geschah, die Hand im Spiele

hatte; Dietrich, Techniker von erstem Rang, der ohne eigentliche Schöpferkraft allen Stilarten gerecht wurde; Canaletto, der eben seine berühmten Landschaften aufstellte. — Lippert in seiner Dattyllothek predigte den Cultus der Grazien, die er hauptsächlich in den antiken Gemmen vertreten fand; Geh. Rath v. Hagedorn, der jüngere Bruder des Dichters, pries das Idealschöne und verlangte, alles Häßliche aus der Kunst unbedingt zu verbannen; Algarotti, ehemals Friedrich's Günstling, behauptete, die griechische Mythologie mit ihren Tritonen und Oreaden, die vor der Phantasia der Künstler scherzten, und ihren Göttergeschlechtern sei der Kunst viel günstiger als das Christenthum mit seinen finsternen Leidensgeschichten.

So ausgiebig indeß der Aufenthalt zu Dresden an neuen Kunstanschauungen war, so wurde dadurch Winkelmann's Sehnsucht nur noch gesteigert, in den Mittelpunkt alles Kunstlebens vorzudringen, die Antike an der Quelle zu studiren, in Rom als Römer zu leben. Wieder erwachte die Sehnsucht des deutschen Barbaren nach dem Süden, seiner schönen Natur, seinen Kunstschätzen, seinen Göttern. In Leibnitz' Leben war der italienische Aufenthalt nur eine Episode gewesen; bei Winkelmann steigerte sich die Sehnsucht zur Leidenschaft.

Unter den vornehmen Fremden, die von Dresden aus Röhrenitz besuchten, um sich in der Bibliothek des Grafen umzusehen, war auch der päpstliche Nuntius Archinto. Er lernte Winkelmann's gediegene Kenntnisse schätzen und machte ihm den Vorschlag, nach Rom zu gehen mit der Aussicht auf eine Stelle in der Vaticanischen Bibliothek; aber unter der Bedingung des Uebertritts. Die Unterhandlungen, welche der Reichsvater des Königs, Vater Rauch, leitete, zogen sich zwei Jahre hin: Archinto wollte so wohlfeil als möglich laufen, und Winkelmann zitterte, seinem Gönner, dem Grafen Bünau, zu mißfallen.

Die Idee war ihm nicht neu: schon im zweiundzwanzigsten Jahre hatte er eine Wallfahrt nach Rom vorgehabt; den Unterhalt hoffte er gegen das Versprechen des Uebertritts in den Klöstern zu finden. Er war wirklich von Halle bis Frankfurt a. M. gekommen; der Krieg (1740)

hatte ihn genöthigt umzukehren. In der Schule hatte er trotz aller Strafen während der Religionsstunden gewöhnlich im Homer gelesen; in seinem Abgangszeugniß aus Halle hieß es: „Die Facultät hat über seinen Seelenzustand nichts Genußendes erfahren; da er aber in ihren Vorlesungen erschienen ist, darf sie hoffen, daß er einige Frucht mitnehmen werde.“ Auf sein inneres Leben hatte die Religion, in der er aufwuchs, keinen Einfluß geübt, er lebte in Bildern und Träumen aus Griechenland.

In Dresden, wo der Hof einer anderen Confession angehörte als das Volk, dachte man über diese Dinge leicht; aber Graf Bünau galt als guter Protestant.

„Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae!“ schreibt Winkelmann am 9. Januar 1753 an einen Freund in Röhrenitz, der ihn liebevoll warnte. „Man muß die gemeine Bahn verlassen, sich zu erheben. — Gott und die Natur haben wollen einen Maler, einen großen Maler aus mir machen, und beiden zum Trotz sollte ich Pfarrer werden. Nunmehr ist Pfarrer und Maler an mir verborden. Allein mein ganzes Herz hängt an der Kenntniß der Malerei und Alterthümer. Hätte ich noch das Feuer, das ich durch ein heftiges Studium verloren, ich würde weiter in der Kunst gehen. Nunmehr habe ich nichts vor mir, worin ich mich hervorthun könnte, als die griechische Literatur. Ich kenne keinen Ort geschickter als Rom, dieselbe aufs höchste zu treiben. — Du kannst dir einbilden, daß der Antrag des Vater Rauch nicht sine conditione sine qua non geschah. — Eusebia und die Mufen sind freitig bei mir, aber die Partei der letzteren ist stärker. Die Vernunft, die in solchem Fall das Gegentheil thun sollte, tritt derselben bei. Sie ist der Meinung, man könne aus Liebe zu den Wissenschaften über etliche theatralische Gaukeleien hinwegsehen; der wahre Gottesdienst sei allenthalben nur bei wenig Auserwählten in allen Kirchen zu finden. — Der Finger des Allmächtigen, die erste Spur seines Wirkens in uns ist unser Instinct. Wie sollte es mein Gewissen verletzen, wenn mich Jemand, der mich befördern will, nöthigt, ihm und seinen Glaubensgenossen in Dingen, die in göttlicher Offenbarung

nicht gegründet sind, sie aber auch nicht umstoßen, beizupflücken? Ich würde ebenso wenig sündigen als ein Professor zu Wittenberg, der die Formulam concordia unterschreibt, ohne sie gelesen zu haben. — Wie müßte man thun, wenn man ein Komödiant geworden wäre? Ich müßte gedenken, ich hätte oder erhielte so viel Geschick, ein paar Jahre eine lächerliche Person zu spielen.“

„Bisher“ (21. Febr.) „habe ich den Belz noch nicht gewendet.“ Eine gütige Erklärung Bünaus' hat ihn ganz gerührt. „Der gnädige Herr! ich wollte seine Fußstapfen küssen! Ich will ihm dienen mit Leib und Leben. Ich thue den entscheidenden Schritt nicht, bevor ich ihn gesprochen.“

Ein Jahr darauf, am 12. Juli 1754: „Mein Bruder! ich habe leider den unglücklichen Schritt gethan. Mit wie viel Unruhe und Kummer ich an diesen äußersten Entschluß gegangen bin, das weiß mein Gott. *Alea jaeta est*, es ist nichts weiter zu machen.“ — Merkwürdig ist, wie er sich nun die Sache zurechtlegt: ein ganz neues Motiv schiebt sich ein, dessen Zusammenhang mit der Hauptsache dunkel bleibt.

„Der Begriff einer heroischen Freundschaft, welche diese und alle meine Veränderungen zum Grunde hat, wird vielleicht ein Abenteuer scheinen und könnte veranlassen, mich für einen irrenden Ritter zu halten. Ich weiß wohl, dergleichen Freundschaft, wie ich suche und cultivire, ist ein Phönix, von dem Viele reden und den Keiner gesehen. . . Eine von den Ursachen der Seltenheit dieser größten menschlichen Tugend liegt in der Religion, in der wir erzogen sind. Auf Alles, was sie befiehlt oder angreift, sind zeitliche und ewige Belohnungen gelegt; der Freundschaft ist im ganzen Neuen Testamente nicht einmal dem Namen nach gedacht.“ — So motivirt Winkelmann am 17. September 1754 dem Grafen seinen Uebertritt. Wie das zusammenhängen soll, ist nicht ersichtlich; die Freundschaft scheint eine fixe Idee zu sein — aber eine sehr merkwürdige.

Auch die Schule Klopstock's wie die Schule Gleim's trieb den Cultus der Freundschaft mit Schwärmerei. Aber bei Winkelmann ist es doch etwas Anderes:

die Freundschaft steigert sich bei ihm zur maßlosen Leidenschaft. Nur in Shal-speare's Sonetten tritt eine ähnliche Stimmung hervor.

Endlich war die Auseinanderziehung mit Bünau erfolgt. „Ich falle Ew. Excellenz demüthig zu Füßen,“ schreibt er ihm am 12. September 1754. „Ich lasse mir nicht einfallen, mich denenselben persönlich zu zeigen; allein ich hoffe, das Herz voll Menschenliebe, das meine vielen Fehler gnädig übersehen, werde zuletzt menschlich über mich urtheilen. Die Götter, spricht Homer, geben den Sterblichen nur immer auf einen Tag ihr abgemessenes Theil Bernunft. — Scham und Betrübniß erlauben mir nicht, mehr zu schreiben.“ — Von Lessing's Haltung gegen die Großen hatte Winkelmann nichts.

Ihm unbewußt wirkte wohl noch ein anderes Motiv mit, eine artistische Vorliebe für den italienischen Katholicismus der Renaissance. Correggio's Madonna in der Dresdener Galerie — jene fast ausschweifend sinnliche Lust, in der Himmel und Erde freudetrunken das Evangelium der allgemeinen Seligkeit verkünden; jenes Gewirr heiter bewegter Enggestalten, die nur an die antiken Amorretten erinnern, in keiner Weise an die christlichen Seraphim: — in dieser bunten Fabelwelt fühlte sich Winkelmann viel mehr zu Hause als in den Besitzungen des Pietismus, in den Disputationen der Orthodogen und Rationalisten, in den Nebelgebilden der Messiasde.

Da er mit allen guten Gründen sich seinen Schritt doch immer nicht ganz zu rechtlegen konnte, brückte er sich wiederholt cynisch darüber aus; die Stellen sind auch insofern von Interesse, da man bei seiner Ueberschwänglichkeit oft übersehen, was für ein Fonds von Verbtheit und guter Laune in ihm lag. „Anfänglich,“ schreibt er am 10. März 1755, „da mich einige Keßer, die mich kennen, in der Messe knien sahen, habe ich mich geschämt, allein ich wurde dreister. Es würde mich aber Niemand sehen, wenn ich nicht die Messe hörte von elf bis zwölf, da Musik ist. Mein Vater hat, wie ich nunmehr anfangen zu merken, keinen Katholiken aus mir machen wollen, er hat mir ein gar zu dünnes empfindliches Knieleder gemacht. Im Winter habe ich meinen

Manchon untergelegt, im Sommer werde ich bloß darum ein Paar Schlaghandschuhe bei mir führen müssen, um andächtig zu knien. Ich merke, es fehlt mir noch sehr viel zu meiner Seligkeit. Wenn ich mit der rechten Hand die Kreuze machen soll, so meldet sich die linke zum großen Vergerniß derer, die neben mir sind; ich glaube gar, die heiligen Väter haben auf einem Coucil einen wichtigen Canon darüber entworfen. Ich habe auch von Neuem gebeichtet, allerhand schöne Sachen, die sich besser in Latein als in der Frau Muttersprache sagen lassen. Sieben Vaterunser und sieben Ave Maria sollte ich beten; in der ersten Beichte waren es zwei von jeder Art mehr, und mit Recht. Du siehst, daß die heilige Kirche eine sehr gütige Mutter ist; sollte ich dir nicht bald Lust machen, Katholik zu werden?"

Zum Theil entsprangen diese Cynismen aus einem geheimen Groll, zu einem immerhin zweideutigen Schritt genöthigt worden zu sein; aber sie drücken seine wirkliche Stellung zur Kirche aus. Nur um in Rom griechische Marmorbilder anzubeten, hatte er sich zur alleinseligmachenden Kirche bekannt, und hinter den seelenvollen Augen der rafaelschen Madonna sah er die Reize der griechischen Helena.

Im October 1754 siedelte Winkelmann vollständig nach Dresden über. Er wohnte bei Dejer, der ihm Unterricht im Zeichnen gab. Pfingsten 1755 überreichte er die „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke“ dem König selbst. Er hatte nur fünfzig Abbrüde machen lassen, sehr vornehm ausgestattet, die verschenkt wurden; gleich darauf griff er sie in einer Gegenschrift an und vertheidigte sie in einer dritten. Die Schrift ist das Programm einer neuen Geschmacksrichtung, das man aber aus dem Wust gelehrter Notizen herauszuschälen muß.

Der gute Geschmack hat sich zuerst unter dem griechischen Himmel gebildet; er hat sich selten weit von Griechenlaud entfernt, ohne etwas zu verlieren.

Bei der Bildung der Griechen wirkte zunächst der Einfluß eines sanften und reinen Himmels. Frühzeitige Leibesübungen gaben dieser Bildung die edle Form: Gymnasien, olympische Spiele. Ihre Kleidung that der bildenden Natur

keinen Zwang an. Alle Lebensfunctionen waren so geleitet, schöne elastische Körper und Bewegungen zu bilden, und die Künstler hatten täglich Gelegenheit zur Beobachtung des Schönen.

Bei den modernen Malern und Bildhauern, selbst bei Rafael, bleiben die schönsten Köpfe hinter den schönsten Köpfen der Natur zurück; die Griechen dagegen bringen das Schönste wie aus dem Handgelenk hervor; fast alle ihre Münzen zeigen Köpfe, vollkommener in der Form, als wir sie in der Natur kennen; weiter kann der menschliche Begriff nicht gehen! Daher entdecken wir in den Antiken sicherer, wenigstens schneller das Schöne als in der Natur; die Nachahmung der Alten ist der einzige Weg, groß zu werden.

Die Natur strebt, das Vollkommene hervorzubringen, aber es gelingt ihr nie ganz. Die griechische Kunst versteckt das Schlechte und läßt das Große und Wesentliche deutlicher hervortreten; sie sammelt in einem einzigen Gesichtspunkt, was in der Natur zerstreut liegt; sie sucht in den verschiedenen Individuen das schönste Auge, das schönste Kinn u. s. w. und vereinigt das Alles in einer typischen Figur.

Unter keinem Volk ist die Schönheit so hoch geachtet worden als bei den Griechen; sie war fast ein Verdienst. In der griechischen Geschichte finden wir die schönsten Leute anemerket. Wettspiele der Schönheit wurden bereits in den ältesten Zeiten angeordnet; am Fest des physischen Apoll war auf den gelehrtesten Fuß unter jungen Leuten ein Preis ausgesetzt. Jede schöne Person suchte sich den Künstlern gefällig zu zeigen, weil diese den Preis der Schönheit bestimmten; dadurch hatten diese Gelegenheit, die Schönheit täglich vor Augen zu sehen; sie zeigte sich ihnen unverhüllt.

Es war der griechischen Nation eigen, alle ihre Werke mit einem Charakter der Freude zu bezeichnen; die Wunden ließen keine Gespenster. Auf keinem ihrer Denkmale ist eine fürchterliche Vorstellung; sie vermeiden dergleichen noch mehr als gewisse unglückliche Worte. Das Bild des Todes erscheint vielleicht nur auf einem einzigen alten Stein.

Das allgemeine Kennzeichen der griechischen Meisterstücke ist eine edle Einfachheit und stille Größe in der Stellung wie im

Ausdruck; dadurch erheben und erweitern sie unseren Geist. Wie die Tiefe des Meeres allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag noch so wüthen, so zeigen die griechischen Figuren bei aller Leidenschaft eine große und gefehte Seele. Der Laokoon des Künstlers erhebt kein Geschrei wie bei Virgil; der Schmerz des Körpers und die Größe der Seele sind durch den ganzen Bau mit gleicher Stärke gleichsam abgewogen: wir wünschen, wie dieser große Mann das Elend ertragen zu können!

Eigentlich ist die griechische Kunst das Abbild eines inneren Schauens; sie will nicht die Natur nachahmen, sondern sich über die Natur erheben; sie will Götter schaffen. Zu der Fülle des wirklichen Schönen schuf sie sich gewisse allgemeine Begriffe vom höchsten Schönen. Von diesen Ideen geleitet, brachte die Hand der griechischen Künstler Gestalten hervor, welche, von menschlicher Nothdurft gereinigt, sich in das Reich reiner Schönheit erheben, die keine Begierde weckt, die da ist wie eine nicht durch Hülfe der Sinne empfangene Idee, und den Geist in einen Traum seliger Entzückung versetzt. Das höchste Ziel der Kunst geht auf Dinge, die nicht sinnlich sind. Die ganze griechische Kunst zeigt uns sinnliche Figuren, in welchen allgemeine Begriffe dichterisch gebildet werden. Die griechische Mythologie enthält ein förmliches System solcher Allegorien: der Polytheismus bestimmte den Gang der griechischen Kunst.

Nur Bilder der höheren Allegorie, die etwas zu denken geben, in denen etwas Räthselhaftes liegt, geben Kunstwerken die wahre Größe. Ein Kunstwerk rührt um so mehr, je mehr Unerwartetes man in ihm entdeckt, je mehr es reizt, in den verborgenen Gedanken einzubringen.

Wir Modernen werden in unserem Schaffen gelähmt, weil wir keine feststehende Symbolik und Mythologie haben: jeder Künstler muß mit seinen Idealen auf eigene Hand anfangen. Durch dieses Uebermaß der Originalität, das sich schon bei Michel Angelo andeutet, wurde Bernini verführt, seine Bilder in der gemeinen Natur oder unter Geschöpfen eines unbekanten Himmels zu suchen.

Unser ganzes modernes Leben widerstrebt der Kunst. Unser Geist wird, bis

er abnimmt, unedel genährt; der unmündige Verstand, welcher wie eine zarte Kinde den Einschnitt behält und erweitert, wird mit bloßen Tönen ohne Begriffe unterhalten; das Gehirn, das gleich einer Wachstafel nur eine gewisse Anzahl Bilder fassen kann, ist mit Träumen erfüllt, wenn die Wahrheit Platz nehmen will. Wir streben gelehrt zu sein, das heißt zu wissen, was Andere gewußt haben. — Wir scheuen uns vor dem Neuen und Großen, selbst unsere Tugenden fälschen unseren Adel, sie gewöhnen uns an niederträchtige Gedul.

Mit dieser Erstlingschrift Winkelmann's von 1755 — die im Urtheil über die moderne Civilisation in Rousseau's Ideen einschlägt — beginnt für Deutschland die Wiederaufnahme der Renaissance. Die Kunst war der so lange vergebens gesuchte Schlüssel für das Verständniß der Antike. Bisher hatte man sie nur antiquarisch durchforscht, nun wurde sie von einem enthusiastischen Auge in ihrer Ganzheit empfunden. Die Plastik eröffnete dann auch den Zugang zur griechischen Dichtung, aus der Gruppe der Niobiden lernte man die Kunstform des Sophokles begreifen.

Die Schrift wirkte unmittelbar und augenblicklich; schlagend ist die Belehrung Mendelssohn's. „Was die Natur zerstreut hat, sammelt der Künstler in einem einzigen Gesichtspunkt und bemüht sich, es so vorzustellen, wie es die Natur vorgestellt haben würde, wenn Schönheit ihre einzige Absicht gewesen wäre; er erhebt sich insofern über die Natur.“ — Auch über die künstlerische Anlage der Modernen denkt er wie Winkelmann: „Was wäre noch Enthusiasmus in unseren vernünftelnden Zeiten! Die Zeiten sind vorbei, da die Statuen angebetet wurden, da noch die Tempel Wohnungen der Götter waren und die Gedichte zum Unterricht und zur Erbauung einer großen Versammlung vorgelesen wurden. Unsere Tempel sind Häuser, worin sich Menschen zum Gottesdienst versammeln, unsere Bildsäulen stehen zum Ergötzen da, oder eine einsörmige Aussicht zu unterbreuden. Wir unterrichten uns in Compendien, erbauen uns in Predigten und lesen Gedichte zur anständigen Zeitverfüzung, zur edlen Erholung von mühsamen Geschäften und

Studien. Unsere Begeisterung ist ein verabredetes Spiel zwischen Dichter und Leser, die sich einander gar gut verstehen, sich einander zu Gefallen Vieles nachsehen.“

Bald nachdem er Winckelmann's Erstlingschrift geleien, sagt Ernesti in Leipzig in der Denkrede auf den Archäologen Christ:

Licht hervorgerufen werden konnte. Als man nach Vertilgung der scholastischen Philosophie in den griechischen Schriftstellern Weisheit aufzusuchen begann, forschte man auch den Ueberresten der alten Kunst nach. Wenn wir heute den gothischen Geschmack, seine Rohheit und aller Schönheit widerstrebende Manier



Johann Joachim Winckelmann.

„Alles, was in neueren Zeiten die Malerei, Bildhauerei und Baukunst Verwundernswürdiges und Reizendes hat, ist von den griechischen Kunstwerken copirt. Italien hatte einen solchen Ueberfluß an den edelsten Kunstwerken, daß manche sogar in die Leichengrüfte hinabsteigen und ihnen zum Aufputz dienen mußten: so eine feine List spielte das Glück, daß in jenem Dunkel die schönste der Künste einen Zufluchtsort habe, woher sie nach Befreiung Italiens von den Barbaren wieder aus

verachten: wem sind wir diese Verfeinerung anders schuldig als der Nachforschung in den alten Kunstwerken?“

Nicht unbedingt fügten sich die Philologen: Heyne, der bald darauf Gesner in der gelehrten Welt beerbte — er hatte, Sohn eines armen Leinwebers in Chemnitz, als Privatsecretär des Grafen Brühl Winckelmann wiederholt in Röthenitz besucht —, machte starke Einwendungen gegen ihn; aber er selbst und bald auch die übrigen Zunftgenossen fühlten sich doch

mehr und mehr von der mächtigen Natur bezwungen.

Winkelmann's Schrift hatte augenblicklich gezündet; aber dauernd konnte sie nur wirken, wenn auf das Wort die That folgte, wenn der Enthusiast die volle Autorität eines unbestrittenen Kenners in die Waagschale legte.

Endlich erhielt Winkelmann vom König das verheißene Jahrgehalt von zweihundert Thalern und reiste eilig ab. Nach achtwöchentlicher Reise kam er am 18. Nov. 1755 in Rom an. Auf dem päpstlichen Stuhl saß Benedict XIV. Lambertini, ein jovialer Greis (achtzig Jahre), der Winkelmann schon am 8. Januar 1756 eine Audienz gewährte.

Aus Deutschland schied Winkelmann ohne Kummer; er hoffte nun alle Pedanterie und alle kleinlichen Vorurtheile abgeschüttelt und die Einheit seines Lebens gefunden zu haben. Die Begeisterung hatte ihm eine neue Jugend geschafft.

Gleichwohl fühlte er sich in Italien zuerst fremd und isolirt. Wohl schwelgte er in den Reizen der Natur, in den unermesslichen Schätzen der Kunst, in dem großen Blick auf das historische Wesen; er freute sich an der Ungebundenheit eines Lebens, das kein Beamtenhum, keine Polizei und keine Standesunterschiede kannte. Aber es gelang ihm erst, alle diese übermächtigen Eindrücke zu bewältigen und in Genuß zu verwandeln, als er einen Mann fand, der ihn durch seine reifere Erfahrung leitete und zurechtwies: den Maler Rafael Mengs (siebenundzwanzig Jahre), an den ihn Dietrich empfohlen hatte. Mengs, ein Böhme, war schon im dreizehnten Jahre von seinem Vater nach Rom genommen und im sechzehnten in Dresden als Hofmaler angestellt; mit Erlaubniß des Hofes war er nach Rom zurückgekehrt, dort katholisch geworden und hatte sein Modell, Margerita, ein schönes italienisches Bauernmädchen, geheiratet. Jetzt arbeitete er an dem großen Altargemälde für die katholische Kirche in Dresden. Winkelmann wohnte in seiner Nähe, war täglich in seinem Hause, studirte und schrieb bei ihm: sie faßten sofort den Entschluß, gemeinsam eine Geschichte der Kunst auszuarbeiten.

Sieht man heute das Dresdener Altarbild an, so scheint es unbegreiflich, wie

Winkelmann von ihm eine neue Epoche datiren, wie er es neben die Meisterstüde der Renaissance stellen, griechischen Geist in ihm finden konnte.

Klopstock, an den man bei Winkelmann wiederholt sich erinnert, zeigt, wenn er sich im Meisias oder in den Oden an ein poetisches Bild wagt, was nicht selten geschieht, einen ähnlichen Geschmack wie Mengs: auch ihm kam es hauptsächlich auf die lyrische Stimmung des Bildes an. Hier einige Proben.

Während des Weltgerichtes sieht Gott unter den Auferstandenen auch Eva auf einem Hügel: „sie lächelte weinend . . . mit fliegenden Haaren, ausgebreiteten Armen, mit glühender Wange, mit vollen innigen Tönen der Mutterstimme, wie noch nie sie ein Engel vernahm,“ flehte sie um Gnade für ihre Kinder. Die Veranlassung zu dieser Stelle, wie Klopstock noch im hohen Alter erzählte, war ein Traum. „Wäre ich Maler gewesen, so hätte ich mein halbes Leben damit zugebracht, Eva, die äußerst schön und erhaben war, so zu bilden, wie ich sie sah.“ Das Ende des Traumes fehlt indeß in der angeführten Stelle: „ich sah zuletzt mit Eva nach dem Richter in die Höhe, mit Ehrfurcht und langsam erhobnem Gesicht, erblickte sehr glänzende Füße und erwachte schnell.“ Ein anderes Beispiel:

„Einst am Tage des Herrn, als auf der kommenden Dämmerung Flügel vor mir die einsamen freudigen Stunden vorbeiflohen und ich forschte, kam die heilige Sionitin (die Muse) gegen mich her. So war mir noch nie die Prophetin erschienen, so viel Ewigkeit hatte noch nie ihr Antlitz getragen . . . Die Wange glüht' ihr, es stieg zusehend's in die glühende Wang ihr schnelle Blässe, die Lippe raste stammelnde Donner, und ernst her schaute das Auge. Fast entfiel die Harfe der starrenden Hand, und die Krone bebte um ihr fliegendes Haar. Dann erhob sie sich wieder, dann kam ihr jenes Lächeln der ewigen Ruh in ihr Antlitz herunter. Dann, mit hundert Flügeln geflügelt, mit Schwingen des Sturmes, stiegen die erstgebornen der Seele, die wahrsten Gedanken auf zu Gott. So sah mein Auge sie, starrt' in die Nacht hin. Mit der Linken berührt' ich die Erde, mein Grab, und die Rechte hub ich gegen den Himmel

empor . . .“ — Ganz in derselben Weise, nur mit unerheblichen Modificationen erscheint ihm später die Teutone u. s. w.

Wenn Klopstock von der Ueberzeugung ausging, der echte Künstler müsse groß denken und empfinden, so theilte Winckelmann diese Ueberzeugung völlig. Der Künstler, der den Laokoon geschaffen, müßte nach ihm die Stärke des Geistes in sich selbst fühlen, welche er seinem Marmor einprägte. Beide gingen auf den Enthusiasmus aus; aber Klopstock wollte nur der Poesie höheren Schwung verstaten, in der Prosa war er nüchtern und trocken, Winckelmann's enthusiastische Prosa kam ihm überschwänglich vor.

Winckelmann hatte einen großen Vorzug vor Klopstock: er hatte bereits viel gebacht und gelernt, seine Begeisterung war gesättigt mit Ideen, er suchte mit der Macht seines Gefühls die Bildung zu beherrschen. Er schämte sich seiner Begeisterung nicht, er suchte Worte für das Unausprechliche und fand sie; er fand für seine Begeisterung den articulirten melodischen Ton.

Im capitolinischen Museum lagen ihm nun Kunstschätze aus allen Zeiten vor, und er faßte sofort den Plan, die ungeheure Masse historisch zu bewältigen und ihrer Entwicklungsstufe gemäß in wenig große Gruppen zusammenzufassen; wo ihm das Material verfaßte, ergänzte er es durch Divination. „Ich glaube, ich bin nach Rom gekommen, denen, die Rom nach mir sehen werden, die Augen zu öffnen.“ — „Rom ist unerschöpflich, und man macht immer neue Entdeckungen. Wenn einmal ein Papst kommen sollte, der mehr Geschmack, mehr Liebe zum Alterthum hat als dieser, der nichts thut als über die ganze Welt lachen und den Charakter eines Buffo auch in seinem hohen Alter nicht abgelegt hat, so werden noch Sachen ans Licht kommen, besser als Alles, was wir haben.“

Nicht aus müßiger Neugier war er nach Rom gekommen. „Wir schien die Schönheit zu wunten; vielleicht eben die Schönheit, die den großen Künstlern erschien und sich fühlen, begreifen und bilden ließ. In ihren Werken habe ich sie zu erkennen gesucht.“ Er sah sie an, um sie bewundern zu lernen, um die Gründe für seine Bewunderung zu finden und vor

einer Versammlung von Kennern Rechenhaft darüber zu geben. Er analysirte und beschrieb ein Kunstwerk nach dem andern; er bemühte sich, mit unablässiger Feile aus diesen Beschreibungen auch im Stil vollendete Kunstwerke zu machen; das Schöne sollte nicht bloß empfunden, sondern in Worten anschaulich dargestellt werden, wie es Klopstock mit der Musik versucht hatte.

Die Beschreibung des vaticanischen Apoll wurde schon zu Anfang des folgenden Jahres fertig.

„Sie ist das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Alterthums. Ueber die Menschheit erhaben ist sein Gewächs, sein Stand zeugt von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie in Elysium, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre und spielt in sanfter Färtlichkeit auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder. Dem mit deinem Geist in das Reich untörperlicher Schönheiten und versuche Schöpfer einer himmlischen Natur zu werden, um den Geist mit Bildern, die sich über die Materie erheben, zu erfüllen: denn hier ist nichts Sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit fordert. Keine Adern noch Sehnen erhigen und regen diesen Körper: ein himmlischer Geist, der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllt. Er hat den Pnython verfolgt, und sein mächtiger Schritt hat ihn erreicht und erlegt. Von der Höhe seiner Genügsamkeit geht sein erhabener Blick wie ins Uenebliche, weit über seinen Sieg hinaus. Verachtung sieht auf seinen Lippen, und der Unmuth, welchen er in sich zieht, bläht sich in den Nüstern seiner Nase und tritt bis in die stolze Stirn hinauf. Aber der Friede, welcher in einer festen Stille auf derselben schwebt, bleibt ungestört, und sein Auge ist voll Süßigkeit, wie unter den Mäusen, die ihn zu unarmen wünschen. Sein weiches Haar spielt wie die garten und flüssigen Schlingen edler Weinreben, gleichsam von einer sanften Lust bewegt, um das göttliche Haupt; es scheint von den Grazien mit holder Pracht auf seinem Scheitel gebunden.“

Auf den Apoll folgte die Beschreibung des Laokoon: „Eine Natur im höchsten Schmerz, nach dem Bild eines Mannes

gemacht, der die bewußte Stärke des Geistes gegen denselben zu sammeln sucht. Zudem sein Weiden die Muskeln aufschwellt und die Nerven anzieht, tritt der mit Stärke bewaffnete Geist in der aufgetriebenen Stirn hervor, und die Brust erhebt sich durch den beklemmten Odem und durch Zurückhaltung des Ausbruchs der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen und zu verschließen. Das bange Seufzen, welches er in sich zieht, erschöpft den Unterleib und macht die Seiten hohl, welches uns gleichsam von der Bewegung seiner Eingeweide urtheilen läßt. Sein eigenes Weiden aber scheint ihn weniger zu beängstigen als die Pein seiner Kinder, die ihr Angesicht zum Vater wenden und um Hülfe schreien, denn das väterliche Herz offenbart sich in den wehmüthigen Augen und schwimmt wie in einem trüben Dufte auf denselben.“ — „Dies,“ fügt Windelmann hinzu, „können nur Sonntagskinder sehen; aber es ist kein Hirngespinnst.“

„Der Mund ist voll Behmuth und die gekante Unterlippe schwer von derselben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber ist sie mit Schmerz vermischt, welcher mit einer Regung von Unmuth wie über ein unwürdiges Weiden in die Nase hinauftritt, dieselbe schwülstig macht und sich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüstern offenbart. Unter der Stirn ist der Streit zwischen Schmerz und Widerstand, wie in einem Punkt vereinigt, mit großer Weisheit gebildet. Zudem der Schmerz die Augenbrauen in die Höhe treibt, drückt das Sträuben wider denselben das obere Augenfleisch gegen das obere Augenlid zu . . .“

Mit einer Begeisterung, die ins Mystische überspringt, machte sich Windelmann an den Torjo des Herkules: in ihm wird der Held und der Gott zugleich sichtbar. — „Wo die Dichter aufgehört haben, hat der Künstler angefangen. Zene schwiegen, sobald der Held unter die Götter aufgenommen und mit der Göttin der ewigen Jugend vernäht war; dieser zeigt ihn uns in einer vergötterten Gestalt und mit einem gleichsam unsterblichen Leib . . . Die Wirkung und Gegengewirkung der Muskeln ist mit einem weisen Maß von abwechselnder Regung und schneller Kraft wunderwürdig abgewogen . . . Wie in

einer anhebenden Bewegung des Meeres die zuvor stille Fläche in einer neblichten Unruhe mit spielenden Wellen anwächst, wo eine von der anderen verschlungen und aus derselben wiederum hervorgewälzt wird: ebenso sanft aufgeschwellt und schwebend gezogen fließt hier eine Muskel in die andere, und eine dritte, die sich zwischen ihnen erhebt und ihre Bewegung zu verstärken scheint, verliert sich in jene, und unser Blick wird gleichsam mit verschlungen . . .“

„Scheint es unbegreiflich, außer dem Haupt in einem anderen Theile des Körpers eine denkende Kraft zu zeigen, so lernt man hier, wie die Hand eines schöpferischen Meisters die Materie geistig zu machen vermag. Mich dünkt, es bilde mir der Rücken, welcher durch hohe Betrachtungen gekrümmt scheint, ein Haupt, das mit einer frohen Erinnerung seiner erlaunenden Thaten beschäftigt ist; und indem sich so ein Haupt voll Majestät und Weisheit vor meinen Augen erhebt, so fangen sich an in meinen Gedanken die übrigen mangelhaften Glieder zu bilden . . .“

„Durch eine geheime Kunst wird der Geist durch alle Thaten seiner Stärke bis zur Vollkommenheit seiner Seele geführt, und in diesem Torjo ist ein Denkmal derselben, welches ihm kein Dichter errichtet. Der Torjo giebt keinem Gedanken von Gewaltthätigkeit und ausgelassener Liebe Platz, in der Ruhe und Stille des Körpers offenbart sich der gezeigte große Geist . . . Diese edle Form einer so vollkommenen Natur ist gleichsam in die Unsterblichkeit eingehüllt, und die Gestalt ist bloß wie ein Gefäß derselben; ein höherer Geist scheint den Raum der sterblichen Theile eingenommen zu haben. Es ist derjenige, der auf dem Oeta von den Schladern der Menschlichkeit gereinigt worden.“

— „Voll Betrübniß bleibe ich stehen, und wie Psyche anfing, die Liebe zu beweinen, nachdem sie dieselbe kennen gelernt, so bejammere ich den unerzehllichen Schaden dieses Herkules, nachdem ich zur Einsicht seiner Schönheit gelangt bin.“ —

Wenn die griechischen Göttergestalten nach Windelmann die Idealität eines bestimmten Begriffs vertraten, so lag doch auch die Sehnsucht nahe, das reine Ideal,

das Ideal an sich, sichtbar zu machen. „Die Schönheit ist jedem Alter eigen, aber mit der Jugend gestellt sie sich vornehmlich. In den jugendlichen Formen ist jene große Einheit, in der die Grenzen unmerklich eine in die andere fließen. Die Griechen haben vorwiegend die Jugend gebildet und auch Greise mit einer Art Jugendlichkeit angehaucht. In einigen jungen Helden haben sie sich so hoch in den Begriff der Schönheit erhoben, daß selbst das Geschlecht zweideutig ist. In Bacchus' Gesicht zeigt sich eine unbeschreibliche Vermischung männlicher und weiblicher schöner Jugend und ein Mittel zwischen beiden Naturen.“ Winkelmann billigt durchaus die Statuen der Hermaphroditen.

Diesen Begriffen entspricht der ursprüngliche, hohe Stil der Griechen — von dem freilich in Rom nicht viel zu sehen war — weniger als der darauf folgende schöne Stil. „Die Grazie des Phidias ist wie die himmlische Venus, beständig und unveränderlich. Eine Gefellin aller Götter, scheint sie sich selbst genug und bietet sich nicht an, sondern will gesucht werden. Sie ist zu erhaben, um sich sehr sinnlich zu machen, denn das Höchste hat, wie Plato sagt, kein Bild. Mit den Weisen allein unterhält sie sich, dem Löbel erscheint sie störrisch und unfreundlich; sie verschließt die Bewegungen der Seele in sich und nähert sich der seligen Stille der göttlichen Natur.“

„Die Grazie des schönen Stils dagegen läßt sich herunter von ihrer Höheit und macht sich mit Milde denen, die ein Auge auf sie werfen, theilhaftig. Wie Zuwo den Gürtel der Venus nahm, um dem Jupiter liebenswürdiger zu erscheinen, so suchten die Meister des schönen Stils die hohe Schönheit mit einem sinnlichen Reiz zu begleiten und die Großheit durch Zuvoorkommen geselliger zu machen.“ In diesem Stil ist der Gegensatz zwischen Natur und Kunst völlig aufgehoben; er ist der Höhepunkt des Schaffens.

Dreizehn Jahre ist Winkelmann in Rom geblieben; durch seine begeisterten Schilderungen wurde nun dieser Ort für Deutschland wieder, wie zur Höhenstaufenzeit, der Gegenstand der Sehnsucht, der Mittelpunkt der gebildeten Welt, das gelobte Land der Ideale. Langsam aber unaufgehalten breitete sich diese rein ästhetische Weltanschauung, dieser Cultus des Griechenthums über alle Kreise aus, die aus dem gemeinen Alltagsleben hinausstreben, bis sie endlich in der Blüthe unserer classischen Zeit zum vollen Durchbruch kam. Es ist eine völlige Umkehr des deutschen Idealismus. Die Achtung vor den Griechen verwandelt sich in Begeisterung, das moderne Leben giebt dem antiken Raum, der Geist der Analyse weicht dem Streben nach voller fertiger Anschauung. Die Jugend berauschte sich an diesen halb trunkenen Dithyramben, wie sie sich noch eben an Klopstock's Sraphen berauscht; sie vernahm nicht bloß von den griechischen Göttern mit Entzücken, sondern ebenso von der ungebundenen Sitte Roms, wo vornehme Cardinale den armen Privatgelehrten, den der Hochmuth und die Pedanterie der deutschen Facultäten und Aemter abließ, familiär behandelten, als wäre er auch ein Mensch. Diese Sehnsucht nach dem Land der Ideale wurde um so lebhafter, je trüber es in der Wirklichkeit ansah.

„Europa,“ schreibt Voltaire in seiner Geschichte Ludwig's XV., „hat keine schöneren Tage gesehen als die von 1744 bis 1755. Der Handel blühte von Petersburg bis Cadix die schönen Künste standen überall in Ehren, alle Völker verkehrten mit einander: Europa glich einer großen Familie, die sich nach ihren Zwißigkeiten geeinigt hat.“ — Bei dem Erdbeben von Vissabon (November 1755) hatte die Philosophie an der Vorsehung gezweifelt, da eine halbe Stadt unterging; ein größeres Unglück kam nun über die Welt, der siebenjährige Krieg, der drei Welttheile granjam verheerte.





Donna Dolores.

Novellette

von

Theodor Stromer.

In kleiner Kreis von Gästen versammelte sich allabendlich in der gastlichen Posada des Don Pedro an der Promenade von Barcelona nach Gracia. Der Wein war gut, der Garten mit der traumlichen Laube anziehend; am anziehendsten aber und immer fesselnd des Wirthes schönes Töchterlein Donna Dolores.

Durch einen Freund dort eingeführt, verlebte ich in diesem zumeist aus Künstlern und Gelehrten bestehenden Kreise so manchen angenehmen Abend. Der „Vare“, wie wir, statt Padre, den Wirth in catalouischer Mundart nannten, machte diesem Kosenamen alle Ehre und sorgte in der That wahrhaft väterlich für unser Wohlbefinden durch das Beste, was Küche und Keller aufzuweisen hatten.

Wenn wir so in theils ernster, theils heiterer Unterhaltung ein paar Stunden verplaudert und die nicht zu unserer „Tertulia“ gehörenden Gäste das Restaurant verlassen hatten, brachte Vater Pedro nicht selten seine Guitarre herbei und griff darauf einige Accorde, worauf in der Regel auch Donna Dolores erschien, um in unserer Mitte den ihr stets reservirten Ehrenplatz einzunehmen. Dann ergriff sie den ihr dargereichten „Porron“, ein seltsam geformtes und einem Destillirkolben ähnliches Trinktgefäß, das den Wein durch eine Röhre dem Munde zuführt, ohne daß letzterer das Glas berührt,

— und nun erst, nachdem sie lächelnd den ersten Trunk gethan, empfanden wir Alle jene Behaglichkeit, welche uns diese Posada so lieb und werth machte. Selbst der alte Hermano Gabriel, ein Mönch aus dem benachbarten Kloster, schmunzelte und meinte launig, daß ein Viedchen von Dolores des Leibes Wohl und der Seele Frieden keinen Abbruch thue, eine Ansicht, die von uns Allen und sogar von dem greisen Professor Hablador auf das lebhafteste unterstützt wurde.

Donna Dolores war nicht nur ein ungewöhnlich schönes, sondern auch ein sehr begabtes Mädchen. In ihrer älteren Erscheinung ein echtes Kind des Südens, war sie schlant gewachsen, eher klein als groß, außerordentlich grazios und von einer quecksilberartigen Beweglichkeit. Ihr ovales, leicht gebräuntes Gesicht mit den feingeformten Jügen, der geraden Nase, dem ausdrucksvollen Mund und dem reizenden Grübchen im Kinn glich dem einer Madonna, während die mandelförmig geschnittenen dunklen Sammetaugen nur in Momenten ersten Sinnes an Murillo's himmlische Birgenes erinnerten. Diese Augen mit ihren schön gezeichneten Brauen und langen schattigen Wimpern hatten es uns Allen angethan; sie konnten so schwärmerisch blicken, daß ein Dichter sich zu den schwungvollsten Dithyramben begeistert fühlte, aber sie strahlten auch zuweilen ein Feuer aus, daß Hermano Gabriel sich

um seines Seelenheils willen wiederholt betrenzte und ein „Valgame Dios!“ (Gott behüte mich!) hören ließ.

Doch solche flammenden Blitze bekamen wir nicht oft zu sehen. Eine seltene Harmonie schien Donna Dolores zu beselen. Lebhafter nur glänzten ihre Augen, wenn sie mit ihrer herrlichen Altstimme eines der beliebtesten Volkslieder sang und dabei von ihrem Vater auf der Guitarre begleitet wurde. Diese Lieder haben einen eigenen Reiz, aber man muß sie im Lande selbst hören, um ihre Schönheit nachzuspüren. Im tiefblauen Aether schwimmt leuchtend und fast tageshelles Licht verbreitend der Mond, und mit dem be rauschenden Duft des Jasmin vermischen sich die Töne und nehmen angefüllt der holden Sängerin alle unsere Sinne zugleich gefangen. Wenn dann die Cadenzen bald schnell und hüpfend, bald in getragenen Tönen in der Stille der Nacht emporsteigen und z. B. die Verse:

Mirad, como brillan las olas
En la aurora matutinal!
(Echt, wie die Wellen blitzen
Im Morgenjonnensstrahl!)

in unser Ohr tönen, so fühlen wir den ganzen Zauber des wounigen Südens und widerstehen nicht der Versuchung, den Refrain

Que bueno debe ser!
(Wie so köstlich muß das sein!)

mitzusingen. Ja, Hermano Gabriel vergaß sich einmal sogar so weit, daß er fortfuhr: „Una niña hermosa etc.“ (ein hübsches Mädchen), wofür er sich am folgenden Tage zu lasten versprach, was ihn jedoch Donna Dolores lachend verbot.

* * *

Es war Ende Mai 1874. Wieder saßen wir in der Laube, vor welcher farbige Lampions hingen, die vom Abendwinde leicht hin und her bewegt wurden. Die Unterhaltung drehte sich begreiflicher Weise um das Hauptereigniß jener Zeit: den Carlistenkrieg. Einige der Herren hielten zu Don Carlos, andere wünschten Serrano den Sieg. Die Discussion wurde eine sehr erregte. Am lebhaftesten betheiligte sich daran Don Pablo, ein schöner junger Mann, der als teniente (Lieutenant) bei den Regierungstruppen

stand und einen kurzen Urlaub in Barcelona verbrachte. Er schien ein Freund des Hauses zu sein. Dolores hatte ihn augenscheinlich sehr gern, denn stets leuchteten ihre Augen, wenn er kam, und sie erwies ihm zahllose kleine Aufmerksamkeiten, die auf eine ernste Zuneigung schließen ließen. Während sie nun in der Küche nach dem Rechten sah, war eine Bemerkung zu Gunsten der Carlisten gefallen, worauf Don Pablo die Arme des Kronprätendenten Brandstifter und Vandalen nannte. Sein Gegner antwortete nicht minder scharf, indem er sich über die wiederholten Niederlagen der Truppen Serrano's moquirte. Der Streit drohte einen bedenklichen Charakter anzunehmen, als Donna Dolores erschien. Sie brachte auf einem Teller mostachones, ein Mandelgebäck mit Zucker und Gewürz.

„Qué tenéis?“ fragte sie erstaunt. — „Nada, nada!“ beilte sich Don Pablo, der bei ihrem Anblick aufgestanden und ihr entgegengegangen war, zu erwidern. „Wir sprachen von Politik; lassen wir das jetzt bei Seite. — Viva Doña Dolores, el buen genio de nuestra tertulia!“ — Und wir stießen Alle gern an auf das Wohl dieses guten Genies. Damit war die Harmonie wieder hergestellt und die Politik aus unserer Unterhaltung ausgeschlossen.

„Also Sie reisen morgen zu Ihrer Truppe zurück?“ fragte Professor Hablabor.

„Si, Señor,“ antwortete der Lieutenant mit einem Seitenblick auf Dolores, die plötzlich erblickte.

„O Dios mio, que mala ventura, la guerra!“ (Welches Unglück ist doch der Krieg!) seufzte Fray Gabriel.

Ein Moment des Schweigens trat ein, jenes Schweigens, das eine seltsame Beklemmung erzeugt. Wir fühlten, daß hier zwei Herzen für einander schlugen, die sich vergeblich mühten, das Weh der bevorstehenden Trennung zu verbergen. Der eine und der andere der Gäste führte sein Glas zu Munde, jedoch ohne wie sonst zu trinken. Es schien, als ob der Wein plötzlich sauer geworden sei. Da machte der „Bare“ diesem peinlichen Schweigen ein Ende, indem er zu seiner Guitarre griff und prälabirte. Die Töne kamen zuerst zwar etwas verworren her-

vor, aber allmählich klärten sie sich zu einer herrlichen Melodie, die jeder Spanier kennt und welche überall wahrhaft begeistert wirkt.

„Canta Vd.! — Si canta!“ (Singen Sie!) baten mehrere der Herren zugleich.

„Heute nicht,“ wehrte Dolores ab, „heut bin ich nicht dazu aufgelegt.“

„Und wenn auch ich darum bitte?“ wandte sich Don Pablo an das schöne Mädchen.

„Es imposible!“

„Nichts ist unmöglich!“ bemerkte mit etwas erzwungenem Lächeln der Vater, „laß uns nur versuchen.“

Und er setzte mit seiner tiefen Bassstimme ein:

Voy á partir, mi dulce Emilia,
La suerte cruel lo exige así!

Netzt begannen auch Donna Dolores und Don Pablo:

Patria y honor, todo me oblige,
Mi corazon se queda en tí!
Oigo la voz de la victoria,
Debo partir hoy! que dolor!*

Einem Choral ähnlich gleitet dieser Gesang in getragenen Tönen dahin und erinnert lebhaft an die spanische Muse, die ernst und majestätischen Schritte durch die Nationaldichtung wandelt.

Noch waren die Töne nicht verhallt, als Dolores weinend davoneilte. Niemand hielt sie zurück, Jeder ehrte ihre Empfindungen. Der Rest des Abends verging in melancholischer Stimmung. Früher als sonst löste sich die Gesellschaft auf und trat in kleinen Gruppen den Heimweg an.

Als wir bereits eine Strecke gegangen waren, fiel mir ein, daß ich beim Austausch von Visitenkarten meine Brieftasche wieder einzusteden vergessen hatte. Ich bat meine Begleiter, ihren Weg fortzusetzen, und kehrte in die Laube zurück. Hier hörte ich, nachdem ich den vermißten Gegenstand gefunden, hinter dem benachbarten Gebüsch sprechen. Es waren die Stimmen von Dolores und Pablo.

* Ich muß schreiben, meine süße Emilia,
Das grausame Schicksal will es so.
Vaterland und Ehre, Alles zwingt mich dazu,
Doch mein Herz bleibt bei dir.
Ich höre den Siegesruf,
Mich heut dich verlassen! O welcher Schmerz!

„Alma de mi alma,“ schluchzte die erstere, „ich kann ja nicht von dir lassen!“

„Mi querida Dolores, fasse dich und vertraue meiner Liebe!“

„Und wenn du sielest oder verstümmelt würdest . . . ?“

„Gott und die heilige Jungfrau werden mich schützen!“

„. . . Pablo, ich begleite dich, ich folge dir!“

„Aber Dolores — denk an deinen alten Vater.“

„O Dios mio! — Ich Unglückliche! Warum muß ich dich so lieben! — Wär ich doch ein Mann, um an deiner Seite kämpfen und sterben zu können!“

„Lebe und bete für mich! Die Jungfrau wird dich erhören und unseren Waffen den Sieg verleihen. Wir kämpfen ja für Ehre und Vaterland, wie wir noch soeben gesungen. Ich folge unseren glorreichen Fahnen, aber mein Herz bleibt bei dir. Bald, so Gott will, ist der unselige Bruderkrieg zu Ende, und dann hole ich mir meine holde Dolores.“

„Ehre und Vaterland . . . sie fordern Blut und gebrochene Herzen! — Um diesen Preis . . . o Gott, ich weiß vor Schmerz nicht . . . was ich rede . . .“

„Blicke auf zu den Sternen, Dolores; sieh, wie sie funkeln und uns Hoffnung — Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen herabstrahlen. Dies möge uns ein gutes Zeichen sein. . . Und nun leb wohl . . . Gott schütze dich und . . . unsere Liebe!“

„Pablo!“

Ein Schmerzensschrei der Verzweiflung durchhallte die stille Nacht. Ich ging leise von dannen und dachte: Wie viele solcher Abschiedsszenen hat der blutige Krieg doch verschuldet! Menschen, die sich nie gesehen, zerfleischen, mordeten sich, oft um einer — Chimäre willen.

* * *

Wenige Tage nach jener Abschiedsszene mußte ich Barcelona verlassen und kehrte in die Heimat zurück. Wohl blieben die Erinnerungen noch einige Zeit lebendig, aber endlich verblaßten sie doch, wie dies ja zu geschehen pflegt. Da, an einem rauhen Herbsttage desselben Jahres, als ich eben des sonnigen Südens gedachte, brachte mir der Brieft Träger ein Schreiben

mit spanischem Poststempel. Die große, etwas ungelene Handschrift war mir nicht bekannt, und so las ich denn zuerst die Unterschrift: „Su amigo y servidor Herrnmano Gabriel.“

Ein Lebenszeichen von meinen Freunden in Barcelona! Der brave Mönch hatte also sein Versprechen nicht vergessen! Wie mochte es ihnen ergehen? Und ich las, was ich hier in wortgetreuer Uebersetzung wiedergabe.

„Barcelona, am 3. October 1874.

Diligentibus Deum cooperatur in bonum! sagt schon Agricola. Ja, wer Gott zum Freunde hat, dem schadet keine Creatur. Auch unsere jungen Freunde Dolores und Pablo haben an sich die Wahrheit dieses Wortes erfahren.

Allbieweil der Allmächtige mich, seinen niedrigsten Knecht, noch immer seiner Gnade würdiget, bin ich im Stande, Ihnen meine Zusage zu halten und zugleich einem Wunsch der guten Dolores zu willfahren, indem ich Ihnen über das Ergehen dieser getreuen Seele, welche die heilige Jungfrau dauernd in ihren Schutz nehmen möge, etwelche Nachrichten gebe. Es sind nun schon über vier Monate verlossen, seitdem des Höchsten Wille uns aus einander geführt hat. In dieser Zeit ist unser armes Land durch die Kriegesfurie schwer heimgesucht worden und auch unser kleiner Kreis hier von dem Unglück nicht unberührt geblieben. Sintermalen aber doch alle Dinge zu unserem Besten dienen, so haben unsere Seelen dabei keinerlei Schaden erlitten.

Dulcis confecto rite labore quies, sagte ich so manches Mal, wenn ich nach des Tages Last und Mühen bei unserem braven Don Pedro einkehrte und mich an einem Mädchen Aupurdan erquickete. Das that dem alten morischen Körper so wohl, daß ich mich schon den ganzen Tag hindurch auf diese feibliche Erbauung freute, womit ich keine Sünde begangen zu haben glaube, denn Gott hat ja den Wein um des Menschen und nicht den Menschen um des Weines willen geschaffen. Das Letztere sagte mir auch mein Töchterlein Dolores, die mich allabendlich erwartete, um mit mir über ihren Don Pablo zu sprechen. Ach, amanti amentes! das arme Kind dachte immer nur an ihn.

Mitte Juni war's, da wollte sie, daß ich sie ins Kriegslager begleite. Valgame Dios, sagte ich, wie kannst du von mir alten Mann Derartiges verlangen? Aber sie ließ nicht nach und bat und flehte, daß ich versprach, beim Prior um einen Dispens zu bitten. Und siehe, selbiger wurde mir gewähret, da auch Don Pedro dem Herrn Prior den Wunsch seiner Tochter vorgetragen und sich dankbarlichst erbotten hatte, ein Stück Klosterweinberg um Gotteslohn zu bearbeiten. Das Mädchen war voller desiderio nach dem Pablo, welchen wir schon todt oder doch verwundet wäheten. Sie weinete immerfort. Ja, ja, dum femina plorat, decipere laborat; der Plan war mit Zähren geschweift worden. Nun mußte ich alter Mann dem Kind zu Willen sein und unser Mäzgel schnüren, das Vater Pedro mit Allen füllte, was den Leib lehen und ergehen konnte. So traten wir denn unter Gottes Schutz die Reize an.

Das Dampfroß trug uns mit Windeschnelle unserem Ziele entgegen. Am 24. Juni trafen wir in Logrono ein, wo wir große Heeresräulen an uns vorüberziehen sahen. Man sprach davon, daß es bei Estella zu einer Entscheidungsschlacht kommen würde. Dort hielt der Carlisengeneral Dorregaray die Höhen besetzt, welche Concha's Truppen stürmen sollten. Wir mieteten gegen hohen Preis zwei Geleien, von deren Rücken aus wir die Regimenter besser unterscheiden konnten, und folgten den muthigen Streiter gott-ergebenen Herzens. Ach, es war gar traurig, alle diese Menschenmassen zu sehen und mit jedem Einzelnen zu denken: Wer weiß, wie nahe mir mein Stündlein! Wohl saugen sie, aber in ihren Herzen mag's nicht geklungen haben.

Wie man uns sagte, waren die Cazadores, bei denen Pablo stand, an der tête oder Spitze der Hauptmacht Concha's. Auch hörten wir, daß der Herr den jungen Kriegsmann bisher gnädiglich beschirmet hatte. Das war Balsam für das franke Herz Dolorens, die wieder neu belebt fürbarr ritt. Doch währte diese Freude nicht lange, denn als wir uns Estella näherten, hörten wir ein gewaltiges Donnern und Dröhnen. Meineten zuerst, es sei ein Gewitter, war aber nicht der Donner Gottes, sondern der Menschen,

die mit Kanonen und anderen Mordgewehren auf einander schossen und sich zu tödten trachteten. Jegund erschrakten wir gewaltiglich und wußten in dem Gedränge nicht mehr wo ein und aus. Also erging's uns am 26. Junius. Und immer erschrecklicher wurde das Schicksel. Nunmehr sahen wir auch viele Todte und Verwundete, die noch vor wenig Augenblicken in voller Lebenskraft dem Feinde entgegengetreten waren. Jetzt trug man sie blutend von himen. Dolores und ich gaben den Blessirten von unserem Wein, bis die Vorkshaut geseert war.

Plötzlich, es mochte in der sechsten Abendstunde sein, sahen wir durch den dicken Pulverdampf eine dunkle Masse herannahen. Es prasselt und blüzt und rast wie im Fluge vorbei. Zwei unserer Batterien ziehen sich, von den Carlisten verfolgt, im schnellsten Trabe zurück. Da kommt auch das Bataillon Cazadores, das, wie man mir sagte, zu ihrer Bedeckung dienete, aufgelöst nach. Es ist dasselbige, bei welchem Don Pablo teniente. Wir spähen und lügen aus, aber wir können ihn nicht entdecken. Von Kugeln umfaßt, steigen wir von unseren Thieren, um uns zu salviren. In diesem Moment bricht vor uns der Fahnenträger zusammen. Dolores springt hinzu und entreißt ihm, schneller als ich es erzählen kann, die Fahne. Viva la España! ruft sie und hält so Einige zurück. Andere folgen. Da entschwindet sie meinen Blicken. Ich gehe ihr nach, kann sie jedoch nicht wiederfinden.

Voller Besorgniß um das tollkühne Mädchen durchwandere ich suchend das

blutige Gesicht. Endlich, bei schon anbrechender Dunkelheit, sehe ich Dolores, von einem Haufen Soldaten umjubelt. Man hatte sie mit einem Kranz geschmückt. Sie trug noch immer die Fahne, aber sie sah zu Tode ermattet aus. Als ich in ihre Nähe kam, erblickte ich eine Tragbahre. Auf selbiger lag, bleich und mit Blut bedeckt, Don Pablo. Sein linker Arm war in Binden gehüllt. Seien Sie ohne Sorge, sagte ein nebenstehender Arzt, der Brave wird am Leben bleiben; er hat nur einen Schuß durch den Arm erhalten und ist jetzt vom Blutverlust erschöpft. Morgen transportiren wir ihn nach Vогrono.

Und also geschah es. Dolores pflegte ihn wie eine Mutter. Welche Freude, als er wieder zur Besinnung kam! Dann, als es sein Zustand gestattete, brachten wir ihn nach Barcelona. Jetzt kann ich mich kurz fassen, sintemalen der Herr Alles so gnädiglich gefüget hat. — Gestern feierte Don Pablo, der zum Capitano avanciret ist, mit Dolores Hochzeit. Das Bataillon hatte einen wunderschönen Brautkranz gespendet und noch ein besonderes Ehrenzeichen gesandt. Am Abend saßen wir wieder fröhlich in der Laube. Dolores sang und Alle stimmten ein: Que bueno debe ser!“ —

Ja, „wie schön muß das sein“, jetzt im sonnigen Süden, dachte auch ich, als ich, mit der Lectüre des Briefes zu Ende, den mit Schnee vermischten Regen gegen die Fenster prasseln hörte. Herrliches Land, du hast Alles, was die Natur nur zu geben vermag, aber dir fehlt doch Eines — der innere Frieden!





Correspondenzen.

Aus Neapel.

Von

Woldemar Raden.

Neapel, im Juni 1882.



Is der alte Held Garibaldi im Jahre 1860 sein Felsenland Caprera verlassen, auf dem Festlande eine Handvoll Leute zusammengerafft und mit diesen modernen Argonauten ein Schifflein bestiegen hatte, um drüben auf Sicilien der bourbonischen Welt in Waffen Trotz zu bieten, dann glücklich auch die Wachsamkeit der vor dieser Insel kreuzenden Schiffe zu täuschen wußte, in Marsala landete, die Königlichen zu Calatafimi schlug, sich einen Weg, einen blutigen Weg beim Ponte dell' Ammiraglio öffnete und in das wohlbesetzte und verwahrte, von dreißigtausend Soldaten vertheidigte Palermo einzog, mitten durch Ruinen und brennende Häuser, mitten in dichten Kugelnregen, hoch zu Ross, lächelnd, von keiner Kugel berührt, wie ein antiker Kriegsgott, dem der Sieg sich beugen muß, — konnte er nicht verfehlen, auf die erregte Phantasie dieses Südländvolkes einen lebhaften Eindruck zu machen, den Eindruck eines Messias, eines Gottgesandten. Dieser Eindruck ward verstärkt durch die Figur Garibaldi's selbst: die kräftige Gestalt in dem rothen Hemd, dem flatternden Mantel, das männlich schöne Antlitz, von einer blonden Mähne umwallt, mit den Feueraugen, die so sanft, so erlösend blicken konnten, und doch so wild und begeisternd, wenn es galt, die Scharen in den Kampf zu führen... Und das bewegte, um des Führers Leben bangende Volk sah ihn auf Piazza Bretonia, den die feindlichen Kanonen und Flinten bestrichen, sah ihn, wie er auf seinem Köpflein hielt, still, geduldig, freundlich

blickend, gleichgültig, nur eine leichte Berle in der Hand, den Splintern der Granaten und den sein Ohr umspießenden Kugeln folgend, als ob sie ihm nichts anhaben könnten... das Volk staunte, bewunderte — und damals war es, wo es sich seinen Garibaldi-Rhythmus schuf.

Die Schutzheilige Palermo's ist die heilige Rosalia; hoch auf dem Monte Pellegrino in den Felsen drinnen steht ihr Heiligthum, und an sie zu glauben, auf sie zu vertrauen, mehr als auf Gott-Vater-Sohn und alle Heiligen des Himmels zusammengenommen, ist das erste und fürnehmste Gebot des palermitanischen Volkes; den Namen Rosalia muß der Säugling an der Mutterbrust schon lassen lernen, und wenn Rosalia Verwandte hätte, sie würden sich gleicher göttlicher Ehren erfreuen. Sie hatte aber einen, das Volk fand es bald heraus. Der Geschichtsname Rosaliens ist Sinibaldi. Die Aphonanz ist da: Sinibaldi-Garibaldi! Das genigte dem Volke; was brauchte es weiter Zeugen, wozu Taufregister nachschlagen? Garibaldi war ein Nachkomme der Schutzheiligen Rosalia, und jene Berle, mit der er die Kugeln von sich abwehrte, hatte sie ihm gegeben, und so war er auch gekommen, gerade ihre Stadt zuerst von der Knechtschaft zu erretten. Und wer genau hinblickte, sah um Garibaldi's Haupthaar auch den Heiligenschein.

Wirklich sang man in jenen Tagen durch die Straßen Palermo's das Lied:

Nach sah in Montreal ihn eines Tages,
Wie seine Augen helle Blitze schossen:
Der ist nicht sterblich, ist nicht unsres Schlages,
Und keine Kugel ist für ihn gegossen;

Den Bruder sei er, sagt' mir eine Nonne,
Der heiligen Rosalia, unser Nonne,
Die hat ihm einen Talsman geandt,
Den sie gewebt mit ihrer eignen Hand.
Der Engel Michael kam aus Himmelsweiten
Und gab ihm einen Stern auf seine Stirne;
Der wird dich durch das hohe Meer geleiten,
Der zeigt den Weg dir durch der Berge Firne.
Bewegt er sich, siehst du ihn hell brilliren,
So sporn dein Ross und laß dein Volk marschiren,
Und bleibst er plötzlich siehn mit hellem Schein,
So blas zum Angriff, und der Sieg ist dein!

Und dann, ehe man dem Stadt-, dem Landesheiligen Altäre bauen, ehe der Weisopferrauch ihm betäubend zu Kopfe steigen konnte, war er verschwunden, war er wieder in seine mehr als bescheidene, ärmliche Einsiedelei auf der Felsenklippe Caprera eingezogen, arm, wie er gekommen, ein Cato, da er nach großem Triumph die Schätze einer Welt nach Rom gebracht, wieder zu seinem Pfluge zurückkehrte, reich nur an der höchsten bürgerlichen Tugend, der Entsaugung, reich im Bewußtsein, sein Vaterland, sein geliebtes Volk von dem alten Sklavenjoch befreit zu haben.

Und die Jahre gingen über die stille Insel hin, die Jahrzehnte, und schon begann die Sage ihren Schleier über das weltferne Eiland zu breiten; dem Volke war der alte Held schon lange todt, so frisch und kräftig er auch in seinen Erzählungen lebte; Andere glaubten und hielten fest daran, daß er ein ewiges Leben lebe, ein Garibaldi konnte ja nimmer sterben. Und wenn der sicilische oder calabrische Bauer in seinen wilden Bergen drin das Lämpchen vor dem Garibaldibild wie vor einem Heiligenbilde anzündete, so dachte er vielleicht gar nichts als: Das ist unser Garibaldi, den wir zu verehren haben — und rühte an seiner Wollennütze zum Gruß.

Aber zweiundzwanzig lange Jahre, und Krankheit und Kummer und Wind und Wetter hatten die blonden Haare gebleicht, hatten das Feuer in den Augen ausgelöscht, die schwertgewohnten Arme, die Kniee, deren Druck das Schlachtenroß einst so müthig gehorcht, gelähmt, den Löwen gezähmt und in die Fesseln eines Krankenstuhles gebannt, in dem er das Ende seiner Tage herbeisehete.

Wer ihn auf Caprera so gesehen, berichtete von dem armen lahmen Heroen mit Thränen in den Augen; auch Niemand glaubte, und das Volk sagte: „Das ist ein anderer Garibaldi.“

Auch die Neapolitaner, die ihn in höchster Vollkraft gekannt, wollten es nicht glauben, und als es diesen Frühling hieß, Garibaldi werde in die schöne Stadt am Golfe kommen, um sich in dieser wohnigen Luft gesund zu athmen, da rüstete die Stadt sich zu banten, lärmenden Festen, wie einst, da sie ihm ent-

gegenging mit Fahnen, Musik, dem donnernden Gesang der Garibaldi-Hymne und dem begeisterten, Tag und Nacht nie endenden Ruf: Evviva Garibaldi!

Auch die Neapolitaner wollten es nicht glauben, bis sie ihn sahen, den alten Kecken, gebrochen an Leib und Seele, in sich hineingesunken, das Haupt mit den schmerzgestellten, gramgefurchten Zügen zur Brust geneigt: ein sterbender Mann, der nicht einmal mehr Kraft hatte, den Todesgruß hinauszuwinken zu den Stufen des mit vielen Tausenden besetzten Amphitheatres des Positano: *Moriturus te salutat*. Aber das neapolitanische Volk ließ sich nicht halten; wohl weinten viele Augen, aber die Stimmen donnerten wie Auferstehungsdrummeten in den Halbschlummer des Altes hinein: „Es lebe Garibaldi! Der Held von Mentona, er lebe! Der Führer der Tausend hoch!“

Da soll der Alte sein Haupt geschüttelt und mit der gichtgelähmten Hand ein leises abwehrendes Zeichen gemacht haben. Doch er in diesem Augenblicke darüber nach, welch unglückliches Wesen ein alter Held ist? — O ja, es ist eine hohe Gunst der Götter, auf dem Schlachtfelde zu sterben, die breite Wunde in der Brust, mitten in der Bahn zum Siege im hohen Rittag zu fallen, wo er dann mit dem frischen Lorbeer bekränzt wird. Aber ein trauriges Ding ist es um einen Helden, dem der raschgeladene, dürr und dünn gewordene Vorbere nur die, seinen Kahlkopf und andere Schwächen und Gebrechen des rücksichtslosen Alters zu verdecken; und Rheumatismus, Gicht und Darmtaarrh sind keine Krankheiten für einen Helden.

Und die Ehren, die man solch lebensmüdem Manne erweist, was sind sie anders als anticipirte Funeralsien?

Nichts Anderes waren die Feste, die man bei Gelegenheit der sicilianiichen Resperzeier in Palermo dem halbtohten Manne bereitete, nur daß das Volk Siciliens besser disciplinirt war als das Neapels. Die alte Begeisterung, die vor mehr als vier Lustren so Großes auf Sicilien gewirkt, flammte auch diesmal bei der Kunde von des geliebten Mannes Kommen in Aller Herzen auf, Palermo war im Fieber, und in siebender Ungeduld harrten Tausende und Tausende mit Fahnen und Kränzen, die Meisten im strömenden Regen, durchnäht, frierend von Mitternacht an bis in die siebente Morgenstunde hinein, wo der Erwartete endlich eintraf. Auch hier sollte der Jubel losbrechen — da ward aber das Wort ausgegeben, das einfache Wort, kein Befehl: „Garibaldi leidet! Garibaldi braucht Ruhe!“ Und wie er, in seinem Bäckchen getragen, auf dem Verrou erschien, da ging es wie ein elektrischer Schlag durch die Menge; die Hüte und

Rüben wurden herabgerissen, aber kein Ruf ward laut, kein Arm hob sich, keine Fahne ward geschwenkt, denn mit Thränen sagte Einer leise zum Anderen: „Garibaldi leidet! Garibaldi braucht Ruhe.“ Und sie ließen ihn vorüber, und erst als er weit weg war, gingen auch sie wieder heim zu ihren Häusern.

Aber wenn der Leib des Helden schon dahin war, sein Geist schwebte sichtlich über den palermitanischen Feiertagen: Enthusiasmus und — Ordnung schaffend.

Die kühleren Menschen Deutschlands haben keine Idee davon, was südlicher Enthusiasmus zu bedeuten hat und wie dieses Volk seine Helden liebt und verehrt. Garibaldi war aber auch ein echter Volksheld, der keine offizielle Uniform, der die Uniform des Volkes trug. Dem Volk war er entsprungen, für das Volk wirkte er. In den Helden Homer's und Plutarch's finden wir Garibaldi vorgezeichnet. Derselben Haß, dieselbe Liebe, alle ihre Tugenden wie Laster, gleiche Kühnheit und Thorheiten, ihre Fehler, ihren Trost, Alles echt menschlich, nichts ideal göttlich, finden wir in ihm wieder. Er war ein spätgeborener Held des alten Griechenland, des alten Rom.

Oder klingt es nicht wie Märchen, wie Legenden aus jenen Zeiten, wenn wir noch einmal vor unseren Augen jene unter dem aufwirbelnden Staub ungeführten Throne und unter dichtem Pulverrauche sich volziehenden Ereignisse vorüberziehen lassen: Palermo im Aufstand — Garibaldi führt seine Tausend von Genua nach Marsala — von Marsala nach Palermo — Triumph der Revolution in ganz Sicilien — im Sturmschritt, die zündende Flamme voraus, von Palermo nach Messina — der Völkerfrühling bricht an — Sicilien ist frei! Aber weiter mit Geist und Feuer, weiter! Triumph vor ihm her! Triumph im Gefolge! Von Messina geh's über die Meerenge hinüber — die Revolution schreitet, eine rächende Furie, durch Calabrien, das alte Lucanien greift zu den Waffen — Neapel öffnet seine Thore: der zitternde König wirft seine Krone hinter sich und flieht nach Gaeta — Garibaldi, ein Triumphator, zieht in Neapel ein: das stolze Königreich beider Sicilien ist nicht mehr. . .

Und heute?

Heute liegt er, ein stiller Mann, von der Siegerin Zeit in den Staub gestreckt, in dem kleinen schmalen Felsengrabe, das ihm die Liebe bereitet, an dem ihm die Liebe und Verehrung

einer großen Nation die letzten Ehren bereitet. Garibaldi ist todt! Wie ein erschreckender Blitz drang diese Kunde von Caprea herüber in die Hauptstadt Italiens, in die Nachbarstädte, in die Dörfer, bis in die letzte arme kleine Hütte auf dem letzten Gipfel des Apennin, und nur wenig Augen blieben trocken; auch das ganz junge Geschlecht, das seine Thaten nur vom Hörensagen kannte, brachte sein Thränenopfer dar und scharte sich in seiner Trauer um die Alten im weißen Haar, die einst jene heroischen Tage mit den Waffen in der Hand erlebt hatten. Wer nicht weinte, das sind die, welche überhaupt nie und nirgend weinen: die Vaterlandslosen, die Vaterlandsfeinde, denen der lebende Garibaldi ein steter Protest, der todt eine Veruhigung war.

An der Leichenfeier auf der fernem Insel konnten nur Wenige theilnehmen, und das in diesen Tagen ob des Todes seines geliebten Sohnes mehr als gewöhnlich stürmisch erregte Meer verwehrete auch noch Vielen von diesen, an die Ruhestätte des Todten heranzutreten. Aber dessen bedurfte es nicht: das ganze Land war in tiefer Trauer, und wo dieser Trauer Ausdruck gegeben ward, geschah es in wahrhaft großartig erhebender Weise. Großartig und erhebend in Rom, Florenz, Mailand, Neapel und Palermo und allen anderen Städten, großartig und erhebend auch in den Dörfern, deren etwa nach Fünftausend oder Hunderten zählenden armen Einwohner oft nur barfuß zur Feier zusammentreten konnten.

Und einst wird die Zeit kommen, wo die Entkinder dieses Geschlechts andächtig lauschen werden der Geschichte des kühnen Führers wie die griechischen Völker dem Sange Homer's, wie das neapolitanische Volk noch jetzt hier dem Erzähler lauscht, der ihm das Leben und die Thaten des „Orlando Furioso“ declamirt. Auch Garibaldi war von Natur mit einer entschiedenen Neigung zu einem abenteuerlichen Leben begabt, einer Reigung, die ja gleichzeitig die Quelle des Ruhmes und des Unglücks ist. Nicht alle seine Handlungen mögen vielleicht einst vor der Geschichte bestehen; mag sie aber noch so streng mit ihm ins Gericht gehen und genaue Rechenschaft von ihm verlangen über seine ungeduldbigen sturmähnlichen Kühnheiten, sie wird dennoch nicht umhin können, ihn zu bewundern seiner Entsigung wegen, seiner hohen Opferfähigkeit, seiner glühenden Vaterlandsliebe wegen, die ihm das Herz mit Flammenbrand erfüllte.





Literarische Mittheilungen.

Neuere Gedichte.

Wem, der sich am gemüthreichen deutschen Liedererbgang erfreut, wäre nicht eine neue Gabe Albert Möser's willkommen? Wem wäre der sinnige Poet nicht bekannt, der durch seine weisevolle Stimmung, seine Tiefe der Empfindung, seine reine Formvollendung einen Ehrenplatz unter den zeitgenössischen Lyrikern behauptet? Seine vorliegenden neuen Gedichte: *Schauen und Schaffen* (Stuttgart, Levy u. Müller), stellen sich ihren Vorgängern: „Nacht und Sterne“, und seinen schönsten Sonetten würdig an die Seite. Einer Fülle vermischter Dichtungen, unter denen unter anderen „Die alte Buche“ von wahrhaft Goethe'schem Geiste dielirt scheint, folgen schwungvolle Oden und Hymnen, grazidie Balladen und Romangen, darunter echte Perlen der Dichtkunst, wie: „Der Bildhauer des Nero“, „Lieder der Westgothen in Spanien“. Tritt auch gelegentlich die Subjectivität des Dichters in der gewissen Begahlichkeit, mit der er rein persönliche Regungen, Begegnungen und Beziehungen detaillirt, starr in den Vordergrund, so geschieht dies doch selten ohne Reflexe auf das allgemeine Menschliche. Die „Nydillen“ bewegen sich ebenfalls in dieser begahlich verweilenden Tonart, während die „Kaiserlieder“ mit mächtigem, bilderreichem Pathos dahinzuschauen.

Nicht der poetischen Physiognomie nach, doch dem künstlerischen Werth des genannten Werkes gemäß reihen sich ihm am nächsten an die Gedichte von Ernst Zitelmann. (Berlin, W. Herz.) Sind jene Möser'schen Dichtungen einer ernsteren, elegischeren Lebensauffassung entsprossen, so wech in diesen ein freierer, frohsinnigerer Hauch, ein jugendlicheres „Schauen und Schaffen“. Von herztärkender Frische ist die erste Abtheilung: „Hinaus in die Welt“, von einfacher Schönheit die Sammlung: „Lie-

besgedichte.“ Einen kräftigeren Accord schlägt der Dichter in dem Abschnitt „Passion“ an, in welchem er das Leid der Trennung, der Sehnsucht, das unwiederbringlich Verlorene poetisch verklärt. In den Liedern: „Genehung“ und „Aus allen Tagen“ schildert der Dichter Nydillen aus dem alltäglichen Leben mit volkstümlicher Schlichtheit und Innigkeit. Von bezauberndem Reiz sind jene der Rückkehr in die Heimat gewidmeten Strophen. Alles in Allem zeigt sich in diesen Blättern eine ungewöhnliche Begabung, frei von jeder gemachten Schönegeistererei und bombastischen Phrasenhaftigkeit.

Eine ähnliche ehrliche Wahrhaftigkeit, ja Treuherzigkeit der Dichtungsart charakterisirt den Verfasser der „Lieder eines fahrenden Gesellen“, Rudolf Baumbach. Sein in Leipzig bei A. G. Liesekind erschienenenes neues Gedicht: *Frau Holde*, ist von herortragendem poetischem Werth. Die Sage ist auf das glücklichste mit der Wirklichkeit verflochten. Die Darstellung fesselt von Blatt zu Blatt. Die scharfgezeichneten Gestalten heben sich in wirksamem Contrast von der märchenhaften, mondbegeglänzten Tannenwaldlandschaft ab, welche den Hintergrund zu der lieblichen Erzählung von des Spielmannes und seiner Nise Lieb und Treue und vom Walten der verzauberten Frau Holde bildet. Wahrlich, derartige Leistungen sind im Stande, die durch übermäßig sich spreizenden Nachwerke talentloser Poetaster in Discredit gekommene Lyrik beim Publikum wieder zu Ehren zu bringen. — In höchst geschmackvoller Ausstattung ist neuerdings auch eine Auswahl von Gedichten aus: *Enjien*, ein Gaudamus für Bergsteiger von Rudolf Baumbach, erschienen. Herzzerquidende Gemüthsfrische und liebenswürdiger Humor vereinigen sich in dieser Sammlung, die in mehreren Ab-

theilungen lyrische Ergüsse und drohlige Gedichte darbietet.

Hifhornklänge aus deutschem Wald (Leipzig, Paul Woff) betitelt sich eine Sammlung von Gedichten und poetischen Erzählungen „zu Waldmanns Heil und Kurzweil“ von Dr. Rich. Winckenbach. Diese Jagd-, Wald- und Haidelieder singen dem freien, fröhlichen Jägerleben ein begeistertes Lob. Es sind einzelne prächtige Stimmungsbilder und Naturscenen voll sicherer Contour und farbenbunter Beleuchtung, so „Der Brunsthirsch“, „Leben im Sommerwald“, „Winterwald“ und die sämmtlichen „Haidelieder“. Durch alle diese wieder klingt eine männlich-zuversichtliche, gottvertrauende Gesinnung, welche im stärksten Gegensatz steht zu der bei den neueren jungen Dichtern sich kundgebenden und mit Vorliebe betonten pessimistischen Richtung.

Zu den letzteren gehört auch Julius Hart, der in seinem Opus Sanlara (Bremen, Rühmann) sein bemerkenswerthes Talent noch immer von jenem schwülen, einem dunstigen, ungesunden Abendnebel zu vergleichenden, in üppig-infernalischen Bildern schwelgenden Pessimismus angehäuft zeigt. Bekanntlich ist „Sanlara“ in der indischen Religionsanschauung der Gegensatz zu „Nirvana“, der völligen Vernichtung in Gott; der Dichter hat also damit an die Unvollkommenheit dieser Welt mahnen wollen.

Von größerer Einfachheit in der Form, doch dem Inhalt nach ebenfalls von Hart'scher Schwüle angefüllt, ist das Fragment von E. Oswald: Asard (Bremen, Rühmann), das indessen vereinzelte recht ansprechende Stellen enthält.

Erlham berührt nach diesen von modernem Geist erfüllten Gaben die alterthümliche, chronikenhafte Art, mit welcher J. Kranz König Buda's Tod besingt. (Uebers. von A. Sturm [Leipzig, Wilhelm Friedrich.]) Dieses Werk, welches, wie der Uebersetzer versichert, in der ungarischen Literatur gleich einer „nationalen Offenbarung“ angestaunt wird, behandelt hauptsächlich die sagenhafte Auffassung Egel's, weniger die noch viel ungenüßere Gestalt seines Bruders Buda, welcher dem Epos den Titel giebt. Diese in dem Vermaß des Nibelungenliedes geschriebene Arbeit ist in ihrer Sorgfalt anzuerkennen, und es erscheint begreiflich, daß sie in ihrer Heimat bewundert und laut gepriesen wird. In Deutschland dürfte sie weniger Anklang finden, da dem Helden vorweg sowohl das ethische wie das sympathische Romantische fehlt. Dieser „gute Buda“, der kein anderes Verdienst besitzt, als ein tüchtiger Schlemmer und Schläfer zu sein, der sich freiwillig in die Gewalt des jüngeren Bruders Egel überliefert, dann, von Weibereinfluß aufgestachelt, einen immer heftigeren Zwiepalt

heraufbeschwört, der erst durch Brudermord sein grauenhaftes Ende findet, ist keine deutsche Gemüthern ansprechende Aufgabe der Dichtung; da gefällt uns der ältere sagenhafte, mit dem späteren „Egel“ identische „Attila“ trotz seines wilden, blutdürstigen Uebermuthes doch besser, fehlt ihm doch wenigstens der ritterliche Nimbus nicht! Daß Gott in diesem Braven sein eigenes Schwert auf die Erde trägt, dessen Besitz die Ursache zum Brudermord wird, ist eigenthümlich. Eigenthümlicher noch, daß dem Schöpfer nach vollbrachter That „Ihm eine große Jahre an hoher Winterthau“. Im nächsten Gesang wird durch Einschlebung der Sage vom Wunderhirsch die Abstammung der Magyaren von den Hunnen nachgewiesen. Ob hieraus für erstere ein culturhistorisch schmeichelhafter Nimbus entsteht, dürfte zweifelhaft sein.

In demselben Verlage erscheinen: *Legenden und Gedichte*. Aus dem Spanischen des Bequer, übersetzt von A. Reinhardt. Der jung verstorbene Verfasser dieses Werkes, ein unglücklicher Dichter, der von Vorber träumte und dem die Dornenkrone bitterer Enttäuschungen zu Theil wurde, scheint von deutscher Herkunft gewesen zu sein. Vielleicht ist es diesem Umstande zuzuschreiben, daß die zweipaltig zusammenwirkenden Naturanlagen eines tief empfundenen Gemüths und einer rastlosen südlichen Phantasie seine Richtung wie seine Mißerfolge bestimmten. Vorwiegend drückt sich in Bequer's Leistungen der überchwängliche Seelen Schmerz eines mit dem Leben Zerfallenen und zugleich eine Ueberfülle phantastischer Vorstellungen aus. Sowohl die *Legenden* wie die *Gedichte* zeigen sich trotz einiger gelungener Einzelheiten nicht zu ihrem Vortheil von diesem Ueberflusse der Gefühle beeinflusst.

Ferner liegt aus demselben Verlage vor Band VI des Magazins für die Literatur des Auslandes, enthaltend: *Lieder des Athanasios Christopoulos* nebst einer Auswahl von Gedichten hellenischer Zeitgenossen, im Vermaß der Originale übertragen von August Volk. Christopoulos wird der „hellenische Mirza-Schaffy“ genannt. Leider erhält man aus den vorliegenden Proben einen nur schwachen Begriff der ihm nachgerühmten Gabe naiver Volksdichtung und ikallhaften Humors: vielmehr läßt sein Scherz attische Würze vermissen, und in den Liebesgedichten drängt sich die Nachahmung anakreonischer Dichtung auffällig hervor, wie beispielsweise „Der Dorstich“ eine äußerst matte Copie des reizenden „Weiß des Eros“ ist. („Ein Biendchen schlief in Rosen.“) D. Paparigopoulos, ein in jugendlichem Alter verstorbener talentvoller Dichter liefert ein ansprechendes elegisches Gedicht: *Meine Seele*. Unter den anderen Beiträgen ist auch eine *Fahrt des Dionysos* von dem griechischen

Gefandten in Berlin, A. R. Kangabé, vertreten.

Band X der genannten Sammlung enthält: Aus beiden Hemisphären. Englische Dichtungen des neunzehnten Jahrhunderts, übertragen von Edm. Freiherr v. Beaulieu-Marconnay. Dieser stattliche Guss vereinigt u. A. die Namen Byron, Thomas Moore, Alfred Tennyson, Elisabeth Barrett-Browning u. s. w. Der Uebersetzer hat sich möglichst an Rhythmus und Reimform gehalten und gelang ihm eine charakteristische Wiedergabe der Originale recht gut. Einiges minder Originelle und Werthvolle hätte weglassen können, freilich nicht das poetische trostlose „Lied vom Hemde“ von Thomas Hood, „Der Regentag“ von H. W. Longfellow, noch das an die wehmüthig-herben, eintönigen Sklavenweisen mahnende: „Jänki Dubl“ von Dr. Schedburg.

Diesen ausländischen Dichtungen reihen sich am nächsten die Gedichte von Bayard Taylor an. (Berlin, Schleiermacher.) Taylor's Dichtungen sind dem deutsch Publikum durch Strodtmann's Uebersetzungen zum Theil schon bekannt. Karl Bleibtreu hat ebenfalls und zwar bei Lebzeiten Taylor's und unter dessen Zustimmung eine große Zahl seiner Poesien übersetzt und in vier Abtheilungen classificirt: 1) Dichtungen aus dem Orient, 2) Des Dichters Tagebuch, 3) Romane und Lyrik, 4) Balladen und Anderes. Des Vereingten Festigkeit des Charakters und Klarheit der Sprache prägt sich in dieser poetischen Hinterlassenschaft auf das entscheidendste aus. Mit Recht meint der Uebersetzer: „Wenn er auch nicht den Schwung und die Tiefe des großen Engländers (Shelley) erreicht, so ist er ihm dafür an allgemeiner Verständlichkeit und Gestaltungskraft überlegen. In seinen farben-glühenden orientalischen Gedichten erinnert er übrigens mehr an Freiligrath als an die englischen Vorgänger. Er hat sein vielbewegtes Leben in diesen lyrischen Gedichten niedergelegt, von seinen Irrfahrten in Asien, Afrika, Europa, Californien bis zu seiner stillen Häuslichkeit in Gedacrost, wo der müde Odysseus, nachdem er vieler Menschen Städte gesehen, Ruhe und Frieden fand.“

Für die weiter vorliegenden Gedichte mag eine allgemeine Uebersicht genügen. Die Schwertlieder eines Freiwilligen aus dem Feldzuge 1870 bis 1871 von Dr. F. H. D. Weddigen (Essen und Leipzig, A. Silbermann) reihen sich der Unzahl patriotischer Kundgebungen an, ohne besonderen Anspruch auf dichterischen Werth. Eine gefällige Gabe ist das Nüchlein: Stimmen der Weihnacht. Aus dem Spanischen übertragen von Dr. Johann Fastenrath. Die verschiedenen Empfindungen aus dem Leben der Glücklichen und Unglücklichen, der Freien und Armen zur Zeit des

schönsten religiösen Familienfestes gelangen in diesen „Stimmen“ zu warmempfundener Ausdruck. Ein ehrbarer Bädermeister W. Daniel besingt in seinem *Feld- und Waldblumenkraut* (Weicherode, W. Niehoff) mit entschiedener Begabung, liebenswürdigem Humor und einem heiteren frommen Glauben an alles Gute und Schöne die Licht- und Schattenseiten des irdischen Lebens. Die Hofbuchhandlung von A. Kiepert in Breslau veröfentlichte Gedichte des Freiherrn G. v. Dyherrn: *Auf hoher Flut*, in denen sich, zwar nicht immer correct im Bilde und in der Fassung, doch von großer Gemüthsinnigkeit getragen, des Verfassers eigenartige, sanfte Melancholie getreulich widerspiegelt. Aehnlich sympathisch berührt die epische Dichtung von Jean Bernard: *Zwei Herzen und ein Schlag* (Leipzig, Ed. Wartig), die in modernem Gewande die mittelalterliche Geschichte von der unbetrübten Treue zweier Freunde berichtet. Die *schöne Meluhne*, Märchen in zwölf Gesängen von A. Forstheim, liefert zu dem Moriz v. Schwindsen's Aguarrellencyklus einen anmüthigen Text. Auffallender Weise befindet sich unter den vorliegenden Tugenden poetischer Ergüsse nur ein einziges Werk von satirischem Inhalt: *Anhold, der Höhlenmensch* und *Anderes* von Max Haushofer (München, Ackermann). Der vorweltliche Höhlenmensch, der von den nachbarlichen Pfahlbürgern übel behandelt wird und sich auf die Sohlen macht, höhere Cultur zu suchen, die ganze Welt durchstreift, bis er die hehr-ersehnte „höhere Cultur“ endlich in — China entdeckt, bald jedoch von derselben bestens gelangweilt, in einem fabelhaften „Lemurien“ ein unbekanntes Ende findet, stellt der Phantastie und dem Witz des Verfassers ein treffliches Zeugniß aus. Auch vor der dichterischen Behandlung philosophischer zeitgemäßer Ideen schreckt er nicht zurück, wie sein gedankenvolles humoristisches Gedicht: „Aus der Präexistenz“ beweist.

Eine willkommene Erscheinung sind die Gedichte des frühverstorbenen Murad Esfendi, dessen Sammlung vermütheter Poesien unter dem Titel *Öst und West* in dritter Auflage veröfentet wurden (Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung). Hier offenbart sich ein aus frischer, reicher Quelle sprudelndes Talent, das im „Buch der Liebe“ und in den „Tagebuchblättern“ Einzelnes von großer Tiefe des Gefühls und glücklichestem Ausdruck zu gestalten weiß. Bildliche Extravaganzen wie das vor dem „eigenen Herzen niederknieende bessere Selbst“ oder wie der als „Hammer“ fungirende Blick der Geliebten stören nur selten den im Ganzen wohlthuenden Eindruck der augenscheinlich von Mirza-Schaffy's Kunst inspirirten Dichtungen. Murad Esfendi ähnlich in der kunstvollen Diction und der geistigen Reise

erscheint Karl Neufaug, wohl ein Verwandter des bekannten volkwirtschaftlichen Kritikers. Seine Vaterländischen Sonette enthalten eine Reihe interessanter „Städtebilder“, in welchen der deutschen Heimat berühmtesten Orten ein charakterisirendes Lob gesungen wird. Was aber im Anhang „Drei Speerwürfe den Vivisectionisten“ mit der Illustration eines zum „Lebendigzer schnittenworden vorbereiteten Hundes“ an dieser Stelle soll, erscheint fraglich. So ergreifend auch des Autors Schrei der Empörung ist über die stumme Qual des gemarterten Thieres, er paßt nicht zu dem durchgängig beschaulich-betrachtenden Inhalt des Festes, das in München bei Karl Nerhoff erschien. — Erinnerung an bedeutungsvolle Thaten und Selbstgeschautes begeisterte W. Anhäuser in seinen Gedichten (Trier, Verlag der Fr. Vink'schen Buchhandlung) und zwar hauptsächlich in der zweiten Abtheilung: „Zum Gedächtniß an eine große Zeit“ zu Tönen von ansprechender Innigkeit. Das schwunghafte Gedicht: „Die Brüder“ u. A. erinnert an die patriotischen Klänge der Freisigra'schen Muse.

Eine dankverdienende Aufgabe war es, der etwa zwanzig Jahre alten bekannten Sammlung französischer volkstümlicher Dichtungen verschiedener, auch ungenannter Pöten, herausgegeben von Mme. P. Jouré, zu einer verjüngenden Neubelebung zu verhelfen. Professor O. Kamz hat sich dieser Aufgabe, *La France lyrique, album des meilleurs Poésies lyriques des auteurs français* einer sorgfältigen neuen Durchsicht und Vervollständigung zu unterziehen, mit einem Fleiß und einem Geschick hingegeben, die um so größere Anerkennung fordern, als dies Unternehmen einem entschiedenen Bedürfniß entgegenkommt. So ausgezeichnet sich das Buch zum Schulgebrauch wie auch für die Hand- und Hausbibliothek seiner Zeit bewiesen, seit seinem Erscheinen hat Frankreichs Lyrik so zahlreiche neue Blüten getrieben, während andererseits Manches von dem Alten für den modernen Sinn an unmittelbarem Werth und anregender Wirkung verloren, daß es einer Unterlassungsbüße gegliedert hätte, wäre das Werk nicht endlich in ein zeitgemäßeres Gewand gekleidet worden. Wie es jetzt vorliegt, enthält es bis zu François Coppée alle lyrischen Dichter Frankreichs, die irgend auf diese Bezeichnung Anspruch haben. Wie billig, sind die Namen Lamartine's, Véranger's, La Fontaine's, Victor Hugo's am zahlreichsten vertreten. Daß gerade der eigenartige Wohlklang der französischen Sprache über manche Gedankenleerheit und Phrasenhaftigkeit leicht hinwegtäuscht und darum in ihm eine Gefahr liegt, wird besonders dem deutschen Dichter, der gegen manche sprachliche Härte seines eigenen Idioms anzukämpfen hat, sofort offenbar. Einzelnes,

wie das läppische „Le petit mari“, wäre besser fortgeblieben. Eine minder umfangreiche Sammlung desselben Herausgebers vereinigt Frankreichs schönste Kinderlieder und Jugendgedichte. Sie gruppirt innerhalb des für die Jugend und Schule abgemessenen Rahmens ihren Stoff nach den Lebensgebieten jedes großen Volkes in Natur, Vaterland, Familie, Jugend, menschliches Leben und Religion.

Eine ganz merkwürdige Physiognomie zeigt Helene v. Engelhardt in ihrem *Wein-Album*. 2. Aufl. (Leipzig, Verlag von Breitkopf und Härtel.) Wären die Gedichte nicht dem mit Namen bezeichneten Gatten gewidmet und durchgängig in Inhalt und Anrede an ihn gerichtet, man könnte kaum anders als auf einen männlichen Verfasser schließen, der in schalkhaftem Uebermuth für seine liebe-, leben- und weindürftigen Gesänge gerade einen weiblichen Pseudonym als Autor-Étiquette wählte. Der Verdacht wird durch die Glut des Colorits und die feste jugendfrächtige Lebensphilosophie, welche den meisten dieser Gedichte eigen ist, nur bekräftigt. Bemerkenswerth ist auch die Sicherheit der Form und der oft farfstattliche Humor, der sich z. B. in den Versen „Das war in Capo d'Istria“ ausspricht.

In ganz anderer Weise weiß eine zweite Dichterin die Aufmerksamkeit des Lesers zu erregen. Die Gedichte von Mia Holm (Berlin, Julius Böhne) sind zum größten Theil erotische Natur, bleiben jedoch frei von jeder herkömmlichen Sentimentalität und zerfließenden Süßlichkeit. Sie besingen in einfacher, ungekünstelter Weise, mit immer anmutwendem Ausdruck, der Liebe unerforschlich räthselhaftes, wunderbares Wechselspiel in Lust und Leid, in Langen und Bangen.

Von Acker Insel betitelt sich die Wieder und Gedichte von August Raaff. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Sie zeichnen sich durch Tiefe der Empfindung und künstlerische Behandlung aus. Einzelnes wie die Idylle „Im Großvaterhause“ mahnt durch die schlichte gemüthvolle Art des Bildes an die besten Muster dieser Gattung. — Lauwiger, mit gelegentlichen ironischen Seitenhieben auf die „Schule Amor's“ giebt sich Wilhelm Berger in seinen poetischen Erzählungen: Von den Inseln und aus See (Bremen, Dietrich und Wiegand), während dasselbe Thema von Paul Waldfried in Bertha und Rudhart, W. Freisinn Renata und E. Harmening Mirjam, endlich von Max Martersteig in Zelta und Ruben mit mehr oder minder Glück und Geschick dichterisch erklärt wird. Das letztgenannte Gedicht (erschienen bei A. G. Liebesind in Leipzig) ist eine Liebesnovelle aus der ersten christlichen Zeit, in morgenländischer Poesie getaucht. Die hindische Hirtin Zelta, die ihr tragisches Weidid

mit stoischem Gleichmuth trägt, und ihr leidenschaftlicherer Jugendfreund Kuben, der sie und die Heimat verläßt, um dem Ruf des Messias zu folgen, und die Geliebte erst auf dem Scheiterhaufen der Märtyrer wiederfindet, sind von düsterem Reiz, den das schöne Gleichmaß der Verse noch verstärkend macht. Auch Guido Eckardt bietet in seinen Gedichten manches Erfreuliche, während jene von Eugen Reichel leider zu viel des Unbedeutenden enthalten, um trotz einigem Gelungenen nachhaltigeren Eindruck zu hinterlassen. Ein Gleiches gilt von *Schneeflohen* von A. E. Strahl, *Erstlinge* von W. Erich, von den Funken des Heinz von der Donau, den *Damenkörnern* von Otto Kocca und wie die vielversprechenden Titel mehr lauten. Originell aber nicht angenehm berührend sind die „metaphysischen Gedichte“ *Aus der Bornenheke* von Margarethe Halm, welche sich in einer gewissen Burchsichtigkeit gefällt, die kaum den beabsichtigten Eindruck hervorrufen dürfte.

In kurzen Worten sei der vier Bände Dichtungen von R. D. Consentius gedacht. Sie enthalten Dramen, eine Nachahmung von Goethe's Faust, deren Zweck schwer einzusehen ist, da weder der gebauiliche noch der poetische Gehalt ein solches Experiment zu rechtfertigen vermag, und Derartiges mehr, nebst allerhand Gedichten von oft recht mangelhafter Form und zweifelhaftem Werthe.

Am besten kommt denen, die da Dichter sein möchten, ohne die ursprüngliche Kraft dazu in sich zu tragen, ein entwickeltes Gefühl für die freie Natur und für das bunte, vielbewegte Thierleben, das sich in ihr tummelt, zu Hülfe. Die „launigen zoopoetischen Waldgesänge“ *Beim Kukuk* von J. Adler (Frankfurt am Main, Wilt. Erass) machen das Treiben der Vogelwelt und anderer zwei- und vierbeiniger Bewohner des Waldes und diesen selbst zum Gegenstande einer lebenswürdigen humoristischen Betrachtung, der es nicht an poetischer Auffassung fehlt. Nur verwendet der Autor gar

zu barocke Bilder; scheut er sich doch nicht, gar die liebe Sonne selbst zu seinem — Badofen zu degradiren! Auch fehlt es ihm noch sehr an der Beherrschung der Form.

Um mit einigen erfreulichen Erscheinungen zu schließen, erwähnen wir noch: *In der Sommernacht*. Novelle in Versen von Carl Caro. (Wien, V. Hofner.) In form schönen Versen giebt sich hier die hervorragende Begabung und vielseitige Bildung eines Dichters zu erkennen, unter dessen Führung man gern sich nach Venedig und Rom verlegt, wo die leidenschaftliche Empfindung seines Liebespaars durch Natureindrücke und den Zauber der Kunst stimmungsvoll gehoben wird; aber auch bei der Rückkehr in die nordische Heimat versteht er durch Schilderung landschaftlicher Reize die weitere Entwicklung des tragisch endenden Conflictes fesselnd zu gestalten. — In ähnlicher Weise hat uns *Bornroschen*, ein Liebeslied in zehn Gesängen von Wilhelm Höljeler (Garding, J. Lührs und Dirds) angesprochen. Dem alten Märchenstoffe neues Leben einzuhauchen, ihn in einzelnen Zügen originell umzugestalten, ist der ungemein gestaltungskräftigen Phantasie des Dichters überraschend gelungen. Ein Hauch lebenswürdigen Humors durchzieht das Gedicht, die Gestalten drängen sich in märchenhaft bunter Fülle, bis zum Schlusse Alles in hellem Jubel harmonisch gelöst wird. Die schöne Ausstattung macht das empfehlenswerthe Buch zum festlichen Geschenk geeignet. — Auch das romantische Gedicht: *Der letzte Wendenkönig* von G. von Wildenradt (Weipzig, A. G. Liebeskind) ist nicht nur durch die geschmackvolle Ausstattung, sondern weit mehr durch die hervorragende Begabung des Autors, der hier ein wirklich fesselndes Epos geschaffen hat, empfehlenswerth. — Die *Gedichte* von Stephan Milow, die sich bereits einen geachteten Platz erworben haben, sind in einer neuen und beträchtlich vermehrten Auflage reich ausgestattet bei A. Bong & Comp. in Stuttgart erschienen.

Literarische Notizen.

Heimaterinnerungen an Franz Dingelstedt und Friedrich Oelker. Von Julius Rodenberg. (Berlin, Gebr. Bacht.) Wer das Buch läse und sich dabei nicht fortwährend des ersten Wortes im Titel erinnerte, dem würde es ungefähr ergehen wie Jemand, der ein Musikstück spielen wollte, ohne auf die vorgeschriebene Tonart zu achten. Heimaterinnerungen! schweremüthig holdes Wort, das in jedes Menschen Seele wiederklingt, immer anders und im Grunde

immer dasselbe; immer dieselben traurig-süßen Melodien wachruhend, dasselbe Paradies vor die bewegte Seele zaubernd, erfüllt von einem Sonnenschein, wie wir ihn nie wieder sahen, mit einem Vogelklang, wie wir ihn nie wieder hörten, mit den Gestalten und Gesichtern von Menschen, die uns die unwertwüsthlichen Typen wurden für die ungläubigen alle, die nach ihnen kamen und von denen — ach! — die meisten jetzt nur noch durch unsere Träume wandeln!

Aus dieser Stimmung, die sich nicht mehr definiren, sondern nur nachfühlen läßt, ist das anmuthige Büchlein geschrieben; und nur wer sich in dieselbe zu verliehen vermag und also dem Verfasser nachfühlen kann, wird ihn verstehen und ihm gerecht werden. Wird verstehen, warum er mit solchem pietätvollen Eifer den leisesten Jugendspuren seiner Helden nachforscht und nachgeht — Spuren, in die er ja selbst, wenn auch eine Reihe von Jahren später, die eigenen Füße setzen durfte; — wird es in der Ordnung finden, wenn er diese Partien von der beiden Männer Lebensläufen mit sorgsamem Pinsel bis ins Feinste ausmalt, während er die späteren — die literarische, künstlerische, politische Bedeutung derselben eigentlich erst constituirenden — eben nur und manchmal kaum noch andeutet. Ja, aus der identisch-heimatlichen Quelle der Erinnerung fließt auch erst die Berechtigung der unmittelbaren Nebeneinanderstellung der zwei Landleute, die außer dieser Landsmannschaft und einer Jugendfreundschaft, welche, wie aus dem Buche ersichtlich, nicht für das ganze Leben vorhielt, kaum etwas gemeinsam haben. Vor Allem aber muß der Leser der Zanberquelle eingedenk bleiben, so oft er merkt, daß sein nächsteres Urtheil über den Charakter oder die Leistungen der Helden von denen des Autors mehr oder weniger weit abweichen will. Ich hätte besser gesagt: deß Helden, denn in dem Buche wie im Leben spielt der geniale Dingelstedt durchaus die erste Rolle, und der brave Oetker tritt nur von Zeit zu Zeit aus dem dunklen Hintergrund hervor, in den ihn seine Selbstlosigkeit, sein politisches Märtyrertum und seine Krankheit bauen. Daraus ist dem Verfasser kein Vorwurf zu machen: wie hätte ihm, dem Dichter, der Dichter im Leben nicht mehr aus Herz gewachsen sein sollen als der Politiker? und wie sollte jetzt sein retrospectiver Blick nicht mit größerer Zuversicht und man darf wohl sagen: mit größerem Verständniß auf jenem weilen als auf diesem? Und wenn diese Liebe hier und da nicht eben blind, aber doch vielleicht ein wenig allzu nachsichtig ist; wenn ein und der andere Leser dafür hält, daß jene lichten Höhen, zu denen empor Dingelstedt mit allen Kräften rang, nicht eben die sind, nach welchen der Adler strebt; daß der Bielgewandte und Bieligewanderte nicht immer Zeit oder Lust hatte, es mit den Dingen und Menschen und — den eigenen berebten Worten allzu genau zu nehmen — nun, der Verfasser von „Heimaterinnerungen“ ist eben kein Zeuge im Schwurgericht: er hat freilich auch wie dieser nichts wie die Wahrheit zu sagen; aber die ganze Wahrheit? Wohl, er muß auch die sagen, nur in einem milden, verständlichen Ton, in einem Ton der verständnißfühligen Liebe und vermittelnden Freundschaft. Und das ist,

was Rodenberg in seinen „Heimaterinnerungen“ gethan hat und wofür ihm alle verständigen und feinfühligten Leser dankbar sein werden.

Fr. S. p.

Brehm's Ohterleben. Chromo-Ausgabe. Mit 170 Tafeln in Farbendruck, nach dem Leben ausgeführt vom Maler Olof Winkler. (Leipzig, Bibliographisches Institut.) Das Ideal der Illustration eines naturgeschichtlichen Werkes ist selbstverständlich die farbige Darstellung der Objecte — heißt es in der Vorbemerkung zu dieser neuen Ausgabe des berühmten Werkes. Mit Recht. Der so eifrig gepflegte und in dieser Pflege zusehends gedeihende Natursinn des modernen Menschen begnügt sich nicht mehr mit den grauen Schattenbildern der ihm aus seinem Schweifen in Wald und Feld, aus dem Besuch der zoologischen Gärten vertrauten Thiergestalten; er will sie: die alten bekannten — und die unbekanntem erst recht! — in möglichster Lebhaftigkeit sehen; und wie wäre diese Lebhaftigkeit zu erreichen ohne die Farbe, mit welcher die Natur ihre Geschöpfe schmückte oder — ausrüttelte! Wissen wir doch heutzutage oder, wenn das zu viel gesagt ist, sind wir doch dem tiefen Sinn auf der Spur, welcher verborgen liegt in dem, was den unbefangeneren Menschen bis jetzt nur ein heiteres, launenhaft-üppiges Spiel der Natur schien! Will sich doch immer mehr das große Wort bewähren: daß die Natur weder Kern noch Schale hat und Alles, was sie ist, mit einem Male ist! Läßt sich doch gar nicht abheben, zu welchen Tiefen der Erkenntniß wir auf dem Wege kommen werden, in welchen das orphische Wort deutet und auf welchem die moderne Naturforschung jetzt — nach des unsterblichen Darwin Vortritt — so müthige Schritte thut! So ist es denn nicht der egoistische Wunsch, durch ein immerhin sehr kostspieliges, aber doch nur täuschendes Mittel, die Käufer anzulocken; so ist es die richtige Einsicht in den Stand der modernen Wissenschaft und die gerechten Forderungen des Publicums, was die thätige Verlags-handlung bewogen hat, sich die Aufgabe der Colorirung des Werkes zu stellen und den mancherlei sich in den Weg thürmenden Schwierigkeiten zum Trost zu lösen, selbstverständlich so weit das in einem ersten energischen Anlaufe möglich war. Denn vorläufig ist die Colorirung nur eine partielle, sich auf ein Blatt oder zwei Blätter pro Heft beschränkende. Aber, was noch nicht erreicht ist, kann und wird erreicht werden, vorausgesetzt, daß das Publicum dem bedeutenden Unternehmen die rege Theilnahme entgegenbringt und erhält, auf welche die Verlags-handlung rechnen muß und zu der wir unersättlich freundlich und dringend mahnen möchten. — Uns liegt, indem wir diese Zeilen schreiben, der erste des auf zehn Bände berechneten Werkes, die erste

Abtheilung der „Vögel“ enthaltend, vor, denen noch zwei Bände gewidmet sein werden, ebenso wie die „Sängethiere“ es auf die gleiche Anzahl bringen, während die „Fische, Kriechthiere, Insekten und Niederen Thiere“ sich, wie billig, je mit einem Bande begnügen müssen. Ein stattlicher Halbfranz-Einband (à 2 Mk.) ist den Abnehmern zur Verfügung gestellt und wird mit seinen folgenden neun — wir zweifeln nicht daran — bald jede solide Hausbibliothek schmücken.

—n.

Unter dem Titel: *Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zum Ausgang des Mittelalters in den Erzählungen deutscher Geschichtsschreiber von Dr. Georg Exler*, erscheint in Leipzig bei Alphons Dürr ein interessantes Werk, das dem Geiste unserer Zeit, in welcher auch der Laie nach den Quellen wissenschaftlicher Forschung fragt und gern sich selbst ein Urtheil bilden will, in besonderer Weise entspricht. „Es war in der großen Zeit des Erwachens deutschen Nationalgefühls, nach den glorreichen Siegen der Freiheitskriege, als der Grundstein zu der großen Sammlung der mittelalterlichen Geschichtswerke Deutschlands, den Monumenta Germaniae, gelegt wurde. Nicht unbekannt ist es, mit welchem Eifer und welcher Opfertreue der Freiherr v. Stein das gewaltige Unternehmen unterstützte,“ heißt es in der Vorrede. Es ist darin weiter betont, daß andere Nationen solche Sammlungen historischer Quellenwerke damals bereits besaßen, während die Fertigstellung Deutschlands sie unmöglich gemacht hatte. Möge denn dieses neue Unternehmen, welches die Quellen der deutschen Geschichtsschreibung aus den Zeiten vor der Buchdrucker-

kunst dem größeren Publikum zugänglich machen will, in seiner Art ebenso einem Bedürfnis entgegenkommen wie ihrer Zeit die Monumenta. Allerdings wird es mancher Gelehrte gewagt finden, die spärlichen und oft durch beschränkte Anschauungen und persönliche Vorurtheile getrübbten handschriftlichen Quellen fast unverändert Jedermann zu erschließen, aber die Zeit ist gekommen, in welcher auch das größere Publikum dazu reif geworden ist, sich Klarheit zu verschaffen, woher die Historiker schöpfen. Entgegen der Angabe des Titels ist der Herausgeber genöthigt gewesen, für die ältesten Zeiten deutscher Geschichte auf Griechen und Römer zurückzugreifen, dann folgen die Gothen, Gallier, Angelsachsen und Longobarden, an welche sich Einhard, Thegan, Witulind, Rithard und weitere chronistische Aufzeichnungen anfügen. Der Verfasser hat die einzelnen Abschnitte fortlaufend mit einander verknüpft. Bis jetzt sind mehrere Lieferungen erschienen. Wir kommen auf das Ganze zurück.

Der *Orden der Odd-Fellows*. Bearbeitet von Dr. Andr. Aas. (Leipzig, E. Grimm.) Von England ausgehend, hat sich der Odd-Fellow-Orden während der letzten Jahrzehnte namentlich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika einer großen Verbreitung zu erfreuen gehabt und ist von dort aus auch nach Deutschland herübergekommen, wo er, mit Rücksicht auf die allgemeinen Humanitäts- und Wohltätigkeitsbestrebungen, die er zu seiner Aufgabe gemacht hat, vielfache Theilnahme fand. Eine Darstellung seines Wesens, seiner Geschichte und Organisation ist deshalb auch für deutsche Leser von Interesse, so daß das vorliegende hübsch ausgestattete Buch in den beteiligten Kreisen gewiß einem Wunsche entgegenkommt.





Versand-Geschäft Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig,

Königlich Sachs. Hoflieferanten.

Wir empfehlen hiermit allen Rauchern unser reichhaltiges Lager von

Cigarren aus importirten Tabaken

laut endstehender Preistabelle und bemerken, dass die von uns offerirten

Probekisten von 25 Stück per Sorte

einen Versuch ausserordentlich erleichtern. — Wir werden auch in diesem Artikel anehen, unseren Kunden das Beste und Preiswürdigste zu liefern, und bitten um Versuchsaufträge.

Name der Cigarre	Façon der Cigarre	Charakter der Cigarre	Preis:		
			per Kiste von 25 Stk. Mk. 1 Pf.	per Kiste v. 100 Stk. Mk. 1 Pf.	Bel. Abn. v. 1 Mille Mk. 1 Pf.
Punch	gross	mittelkräftig	1 —	3 75	36 50
El Floran	mittelgross	"	1 15	4 —	38 —
La Unidad	"	"	1 25	4 50	44 —
Loreley	gross	"	1 25	4 50	44 —
El Salido	mittelgross	kräftig	1 30	4 30	42 —
El Gusto	kurz, dick	ziemlich leicht	1 20	4 00	45 —
El Damento	Tabuco-Façon	mittelleicht	1 30	4 00	45 —
La Dadiva	volles Façon	mittelkräftig	1 40	4 00	45 —
MI Pasion	"	leicht, mittelkräftig	1 40	5 —	48 —
Felicitas	kleines "	"	1 40	5 —	49 —
La Claridad	mittel-	"	1 40	5 —	49 —
La Partura	volles "	mittelkräftig	1 50	5 25	51 50
Titania	grosses "	leicht und mild	1 50	5 50	54 —
La Corona	lg. gross, "	"	1 60	5 50	54 —
El Brillante	mittel-	mittelkräftig	1 75	6 —	59 —
El Globo	"	"	1 75	6 —	59 —
Las Elfas	kl. schlk. "	leicht und piquant	1 80	6 —	59 —
El Universo	mittel-	voll und kräftig	1 75	6 —	59 —
La Patria	dickes "	leicht	1 85	6 —	59 —
laura	gr. Knopf, "	mild und mittelkr.	1 85	6 25	61 —
Gracielidad	mittel-	fein, mild	2 —	7 —	69 —
La Mariposa	kleines "	ziemlich kräftig	2 —	7 —	69 —
La Cancion	"	fein piquant	2 —	7 —	69 —
La Resulta	längl. gross. Façon	mittelkräftig	2 —	7 —	69 —
Casa de Campo	gross. volles "	voll und kräftig	2 25	8 —	78 —
El Rico	mittel-Façon	fein, mittelkräftig	2 25	8 —	78 —
La Driada	längl. kleines Façon	fein, piquant	2 40	8 50	83 —
El Picarillo	kleines dünnes "	sehr piquant	2 50	9 —	88 —
La Importancia	kleines Façon	mittelkräftig	2 75	10 —	97 —
El Verano	mittel-	sehr piquant	2 80	10 —	97 —
La Estrafetta	"	mittelkräftig	3 30	12 —	112 —
El Regalo	gr. Londres, "	kräftig	4 —	15 —	145 —
La Heroína	kurz, dick. Façon	mittelkräftig	2 50	4 75	90 —
La Convenencia	gross. voll. "	"	2 60	4 75	92 —
La Historia	Regalia-Façon	mittelkr. zieml. voll	2 60	4 75	92 —
Intimo	gross Regalia-Façon	mittelkräftig	3 —	5 75	112 —
La Autoridad	mittel-F. spitz. Kopf	fein, piquant	3 25	6 —	115 —
Armidr.	kleines mittel-Façon	mild	3 75	7 —	135 —
La Nobleza	dickes Conch-	mittelkräftig	4 50	8 50	105 —
La Corona de España	Regalia-Façon	mittelkr. zieml. voll	5 25	10 —	190 —

Die Cigarren sind sammtl. in den Grundfarben Claro, Colorado claro, Colorado u. Maduro am Lager.

Mey's Economia.

Vorzügliche Cigarre aus importirten Tabaken.

Diese Cigarre wird lose, unsortirt verpackt, um dieselbe durch Ersparung der Sortir- und Verpackungskosten ausserordentlich billig in den Consum zu bringen.
Preis per Kiste von 50 Stück 3 Mk.; per Kiste von 100 Stück Mk. 5,75; per Mille 56 Mk.
 Ueber 50 Stück kann nicht abgegeben werden.

Rabatt kann auf Cigarren nicht bewilligt werden, dagegen führen wir Aufträge darauf von 20 Mark an portofrei aus: innerhals Deutschland, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark. Der Millepreis tritt ein, wenn mindestens 1000 Stück Cigarren in 1/20 Packung, resp. 1/20 Packung bei denselben Sorten, die wir nur in 1/20 Packung anbieten, wenn auch in verschiedenen Freialagen, auf einmal entnommen werden.

Als ganz vorzügliche Cigarrenspitzen empfehlen wir:

Nicotin-Aufsauge-Spitzen

(Weichrohr mit Bernstein-Mundstück). Per Stück 1 Mark, per 1/2 Dtd. 5 Mark.

Diese Cigarrenspitze besteht aus zwei zusammenschraubten Theilen, die auseinander genommen werden können. In die angelehrte Röhre legt man dann täglich ein erbsengrosses Stück weisse Watte, welche die Feuchtigkeit des Ranche aufsaugt und daher verhindert, dass dieselbe bis in den Mund kommt.

Versand-Geschäft Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig,
 Königl. Sachs. Hoflieferanten.

Berliner

mit seinen
illustrirten Witzblatt:
„**ULK**“



Tageblatt

3 Beilättern
illustr. belletr. Wochenschrift:
„**Deutsche Lesehalle**“

und

„Mittheilungen über Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“

ist in Anerkennung der Reichhaltigkeit, Vielseitigkeit und Gediegenheit seines Inhalts

die gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands

geworden, indem es sich seit mehreren Jahren einen festen Stamm von circa 70 Tausend Abonnenten dauernd erhalten hat. Die Vorzüge des „Berliner Tageblatt“ bestehen vornehmlich in Folgendem:

- „Täglich zweimaliges Erscheinen als Abend- und Morgenblatt.“
- „Gänzlich unabhängige, freirinnige politische Haltung.“
- „Zahlreiche Spezial-Telegramme von eigenen Korrespondenten an den Haupt-Weltplätzen.“
- „Ausführliche Kammerberichte des Abgeordneten- und Herrenhauses, sowie des Reichstags.“
- „Umfassende Handelszeitung und Courszettel der Berliner Börse.“
- „Vollständige Ziehungslisten der Preussischen und Sächsischen Lotterie, sowie Auslosungen der wichtigsten Loospapiere.“
- „Graphische Wetterkarte nach telegraphischen Mittheilungen der Deutschen Seewarte.“
- „Reichhaltige und wohlgesichtete Tages-Neuigkeiten aus der Reichshauptstadt und den Provinzen.“
- „Theater, Literatur, Kunst und Wissenschaft werden im Feuilleton des B. T. in ausgedehntem Masse gepflegt, ausserdem erscheinen in demselben Romane und Novellen unserer ersten Autoren.“

Im Laufe des III. Quartals erscheint im „Berliner Tageblatt“

die neueste Novelle von

Paul Heyse

„**David und Jonathan**“

der neueste Roman von

Balduin Möllhausen

„**Der Haushofmeister**“

Für die Monate **August** und **September** abonnirt man zum Preise von nur **3 Mark 50 Pf.** bei allen Reichs-Postanstalten für alle 4 Blätter zusammen.

Für das Ausland beträgt das Abonnement incl. Porto für postfreie Zusendung unter Kreuzband 18 Mk. pro Quartal Probe-Nummern auf Wunsch gratis und franco.

!!! Interessanteste Wochenschrift!!!

Deutsches Montags-Blatt.

Diese beliebte und zu allgemeiner Anerkennung gelangte literarisch-politische Wochenschrift zählt die ersten Autoren Deutschlands zu ihren ständigen Mitarbeitern, sie interessiert ihre Leser durch eine Fülle von Mittheilungen und Anregungen aus allen Regionen des geistigen Lebens der Nation. Die Zuverlässigkeit der politischen Informationen des „Deutschen Montags-Blattes“, die Frische seiner literarischen und künstlerischen Mittheilungen und Kritiken, sowie überhaupt die Mannigfaltigkeit seines Inhalts machten es bald zur gelesensten

literarisch-politischen Wochenschrift Deutschlands.

Der Abonnementspreis beträgt pro Vierteljahr nur Mk. 2,50. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen entgegen.

Probenummern versendet auf gef. Verlangen die Expedition des „Deutschen Montags-Blattes“, Berlin SW, Jerusalemstrasse 48.

Westermann's
illustrierte deutsche
Monats-Hefte
herausgegeben von
Friedrich Spielhagen



Inhalt.

	Seite
Hans Hoffmann: Perikles, der Sohn des Kanthippos. Novelle	681
Hugo Göring: Sophie Germain	702
Emil v. Schleinitz: Gustav Adolf, Wallenstein und Tilly	713
Wilhelm Schütte: Die Kohlenäure in dem Haushalte der Natur Mit drei Illustrationen: Der Wasserfall in der Adelsberger Höhle. — Der Vorhang in der Adelsberger Höhle. — Submarine Vegetation.	729
Gustav Weisbrodt: Die Blattern und die Impfung	751
Konrad Telmann: Auf der Soirée. Novelle	757
Otto Vaisch: Percy Bysshe Shelley. Ein Dichterbild	769
<i>Mit dem Porträt Percys Bysshe Shelley's.</i>	
Armand v. Ardenne: Jost und Turnier in Deutschland	784
<i>Mit elf Illustrationen: Kleidung eines Ritters zum Turnier. — Helmformen. — Schiltformen. — Ritter in voller Ausrüstung zum Turnier; im Hintergrunde Boten mit Briefen. — Der reißige Zug zum Turnier. — Anlauf der Kämpfer beim Turnier. — Ritterkränze beim Turnier. — Turniergericht. — Das Einreiten in den Turnierplatz. — Der Schwertkampf. — Dank der Damen nach dem Turnier.</i>	
Correspondenzen: Skizzen aus St. Petersburg	804
Literarische Mittheilungen: Neue Romane	807
<i>Der Tusker. Von Erich Lissen. — Witulind. Von Georg Hays. — Herr und Frau Beyer. Von Paul Hindau. — Conflict. Von H. Schad v. Zaar. — Die Königswalbes. Von Angelika v. Marquardt. — Die Betrogenen. Von Max Kreyer. — Acht Novellen. Von H. Heiberg. — Die Hofdame der Erz- herzogin. Von F. v. Wipleben-Wendelstein. — Etsriede. Von D. Bach. — Der Sohn des Flüchtlings. Von W. v. Reichenbach. — Buchenheim. Von Theod. v. Barnhäler. — Der Erbe von Morzella. Von A. Dom. — Herrschen oder Dienen? Von R. Kautsch. — Geschichten zur Geschichte der Juden. Von A. Schram. — Hochlandsgeschichten. Von Aug. Silberstein.</i>	
Lebensbilder	809
<i>August Hermann Franke. Von G. Kramer. — Lorenz Olen. Von A. Eder. — Das Leben des Staatsrath Knut. Von F. und P. Goldschmidt. — Brice und Gedenksblätter. Von Charles Kingsley.</i>	
Geschichte Englands	810
<i>Vorlesungen über englische Verfassungsgeschichte. Von Max Häbinger. — Ge- schichte Englands im achtzehnten Jahrhundert. Von W. E. v. Ledt. — Ge- schichte Englands von der Thronbesteigung Victoria's bis zum Berliner Con- greß. 1837 bis 1878. Von Justin McCarthy.</i>	
Aus der alten Geschichte	811
<i>Geschichte Alexander's des Großen. Von J. D. Droyen. — Der italische Bund unter Rom's Hegemonie. Von J. Beloch. — Die Zeit Constantins des Gro- ßen. Von J. Burckhardt.</i>	
Ueber das Christenthum und die Cultur	811
<i>Christenthum, Katholicismus und Cultur. Von Rafael Mariano. — Christen- thum ist Heidenthum, nicht Jesu Lehre. Von E. Radenhausen. — Stimme der Menschheit. Von A. Dull. — Entwidlungsgeschichte des Geistes der Menschheit. Von G. Dierks. — Die Vorurtheile der Menschheit. Von Hellenbach.</i>	
Literarische Neuigkeiten	1
Literarische und vermischte Anzeigen	11

Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig.
Unrechtigtiger Nachdruck aus dem Inhalt der Monatshefte wird strafrechtlich verfolgt.
Uebersetzungsgerechte bleiben vorbehalten.



Perikles, der Sohn des Xanthippos.

Novelle

von

Hans Hoffmann.

Dem Priester Banagiotis Chrysitopulos zu Gasturi auf der Insel Korfu wurde an einem Dreifaltigkeitsfeste ein Mägdelein zur Taufe gebracht, auf welches nicht allein dessen Eltern, sondern auch alle anderen zahlreich versammelten Zuschauer mit ganz auserlesenem Antheil blickten. Es war den Eltern, einfachen Bauersleuten, nach zwölfsjähriger kinderloser Ehe am Pfingstsonntage gerade unter dem Glockenläuten geschenkt worden; am selben Tage, ja sehr wahrscheinlich zur selben Stunde hatte ein Fieberkranker in der Nachbarschaft eine merkliche Erleichterung seines Zustandes gefühlt; eine Frau hatte einen schon aufgegebenen Ohrring plötzlich in einem Strumpfe wiedergefunden; ein Esel war sehr hoch von einem Felsen gestürzt, ohne

sich wesentlich zu verletzen — diejenigen, welche behaupteten, dieser Fall habe sich schon am Tage zuvor ereignet, wurden schnell überstimmt — einige Himmelskundige hatten aus sicheren Anzeichen schlechtes Pfingstwetter prophezeit: es war aber gerade der prächtigste Sonnenschein gewesen. Als das Kind nun seinen ersten Weg zur Kirche that, geschah dies unter einem fernen majestätischen Donner gleich als unter einem himmlischen Glockengeläute; dicht vor der Thür des Hauses kroch eine schillernde Schlange langsam über den Weg, und die Taufhandlung selbst wurde ein wenig dadurch gestört, daß die Wehemutter ganz laut ihren Nachbarn mittheilte, sie habe in stiller Nacht über der Wiege dieses Säuglings ein äußerst freundliches Gewispel vernommen, das

nichts Anderes als die Stimme der Mären gewesen sein könne.

Das Kind erhielt den Namen Kasomira und blieb fortan ein Augenmerk der ganzen Gemeinde.

Es zeigte sich bald, daß die allgemeine Erwartung von einem besonders begnadeten Wesen des kleinen Geschöpfes vollständig berechtigt war. Es gedieh nicht nur selbst in trefflichster Gesundheit und in einer Schönheit, die sogar in Gasturi, dessen Frauen doch dieserkhalb weithin berühmte sind, Aufsehen erregte, sondern offenbar ließ es auch seine Umgebung an dem sichtbaren Himmelsfegen Theil nehmen. Zunächst bemerkte man an den Eltern eine sehr bedeutende Wandlung. Dieselben waren bisher als ein ziemlich verlottertes, faules und schmieriges Pärchen bekannt gewesen, da sie doch für Niemanden als sich selbst zu sorgen hatten; jetzt auf einmal, nachdem ein kleiner Esser mehr im Hause war, besserten sich ihre Glücksumstände in überraschender Weise. Man sah sie hübsch gekleidet auch am Werktag einhergehen, sie hielten ihr Haus in einiger Ordnung, aßen gut und wußten doch noch ein Sämmchen alljährlich nach der Olivenernte zurückzulegen. Da war es denn kein Wunder, daß sie nun beständig guter Dinge waren, indem sie früher allzu häufig sich und ihre Nachbarn ärgerlich angekurrt hatten.

Dieses Alles beobachtete am besten Panagiotis Chrysiptulos, welcher von Natur ein kluger und scharfblickender, wie auch höchst wohlwollender Mann war. Derselbe stammte zwar von Korfu, woselbst schon sein Vater und sein Großvater an verschiedenen Orten des Priesteramtes gewaltet hatten, er war jedoch längere Zeit auf der Nachbarinsel Kephallenia thätig gewesen, und als er von dorthier in seine jetzige Gemeinde versetzt wurde, merkte er rasch mit einigem Mißbehagen, daß seine korfiotischen Landsleute

sich von jenen früheren Besichtfindern sehr beträchtlich und nicht zu ihrem Vortheil unterschieden. Die Kephallenier nämlich sind überall von Hause aus erust, fleißig und tüchtig, und wenn ihnen der bergig schroffe Boden ihres Landes nicht freiwillig mühelose Gaben bietet, so wissen sie ihm durch Sorgfalt und Ausdauer desto reichere Frucht zu entlocken. Und so wenden sie auch auf ihre Wohnstätten und sonst ihr äußeres Wesen mehr Aufmerksamkeit, kurz sie sind ein anständiges, stilles und allerdings auch etwas kopfhängerisches Geschlecht, an dem ein Volkswirth und ein guter Geistlicher seine aufrichtige Freude haben muß. Ganz anders fand nun Panagiotis seine Gasturier und allertwärts sonst die Leute von Korfu geartet; frühlich und sorglos lebten sie in den Tag hinein, ließen sich von ihrem über die Maßen freigebigen Lande dankbar ernähren, mit so wenig Arbeit es irgend möglich zu machen war, sammelten unter ihren prachtvollen Oelbäumen die allmählich herabfallenden Früchte — nicht daß sie solche erst mühselig schüttelten oder abschlugen —, weideten ihre Lämmer auf dem fetten Rasen darunter in Frieden, und nur sehr maßvoll trieben sie hier und da auch ein wenig Weinbau oder Gemüsezuucht, als welche beide eine unverhältnißmäßige große Anstrengung des Leibes erfordern. Dafür aber verstanden sie alle Fest- und Ruhetage, deren Zahl doch nicht verächtlich ist, mit ehrlichster Hingebung und tadelloser Kunst des Genießens zu feiern.

Nun konnten sie sich bezüglich dieses ihres etwas lockeren Wesens allerdings mit einigem Zug auf ihre legitime Abstammung von der glückseligen Nation der uralten Phäaken berufen, auch waren sie bei alledem im Großen ein heiter-liebenswürdiges Völkchen, wie auch recht viel bitterliche Armutth bei der unerlöschlichen Fruchtbarkeit ihres Bodens nicht

gefunden ward. Trohdem wünschte sie der wadere Chrysiopulos ein wenig anders, etwas arbeitsamer und auch um ein Geringes sänberlicher in ihrem Kenfieren; er hatte freilich mit allen Predigten bisher gegen die festgewurzelte Eigenthümlichkeit des süßen Nichtsthuns so gut wie gar nichts ausrichten können.

Da machte er jetzt die Bemerkung, daß ein ihm so recht besonders anstößiges Paar wie die Eltern der kleinen Kalomira auf einmal ganz von selbst energisch den Weg der Besserung beschritt, und weil er sehr bald auch die Ursache deß erkannte, so kam er auf den Gedanken, ob es nicht angehen möchte, mit einem gleichen Mittel auf die ganze Gemeinde still-heimlich einzuwirken.

In dieser wohlervogenen Absicht begann er damit, jenen zufällig erwachsenen Volksglauben von der wunderbaren Segenskraft der Kalomira jetzt selber künstlich mit allem Nachdruck aufzupflegen, indem er das Kind unter seiner Aufsicht allerhand kleine Wunderzeichen und glänzende Heilungen vollbringen ließ. Und weil er zugleich ausprengte, an heimlichen Bösewichtern müsse diese himmlische Kraft unwirksam bleiben, so fand sich Niemand, von dem nicht alles Kopf- und Zahmweh, Gliederreißen, Husten und Schnupfen bei Annäherung des Kindes bereitwillig entwich, während Panagiotis allerdings schwereren Gebrechen mit Sorgfalt aus dem Wege ging, denn er bedachte, daß gegen den Tod auch dieses Wunderträutchen nicht gewachsen war.

Nachdem auf solche Weise der allgemeine Glaube genügend gekräftigt war, schärfte der Priester all seinen Beichtkinder ein, es sei geziemend, daß ein Jeglicher der gutthätigen Kalomira seinen Dank in einem kleinen laufenden Zinse von seinem Verdienst abzutragen suche. Damit sie aber selbst durch solche dauernde Steuer nicht in Schaden kämen, sei es ja

nur nöthig, daß sie jeden Tag ein ganz klein wenig, nur etwa eine und die andere Minute länger als sonst arbeiteten, um ihre früheren Ernten in gleicher Fülle zu erhalten.

Das leuchtete Allen ein; Keiner wagte sich dem kleinen Tribut zu entziehen, um nicht auch sein Antheilsrecht an dem allgemeinen Segen zu verlieren. Weil aber Jeder wußte, daß er zuvor mit seiner Arbeit nur gerade so viel verdient hatte, als er zum nothdürftigsten Leben gebrauchte, so plagte ihn alsbald die Sorge, fortan mit seinen Einkünften nicht mehr zurechtzukommen, und er wirthschaftete zu aller Sicherheit um so viel fleißiger darauf los, als ob er mindestens um das Fehnfache besteuert wäre. So kam es, daß die kleine Kalomira der freien Gaben die Fülle genoß und zugleich ihre Segensmacht auf das aller schönste am ganzen Körper der Gemeinde sich offenbarte. Der Wohlstand des Dorfes wuchs zusehends von Jahr zu Jahr, der Anbau des Feldes mehrte sich, die Häuser gewannen ein netteres Ansehen und nicht minder die Menschen selbst; und das Alles geschah, ohne daß dies Völkchen irgend etwas an seiner alten Fröhlichkeit und Festeslust eingebüßt hätte.

Panagiotis Chrysiopulos lächelte mit heiterem Stolz zu seinem Erfolge; das Kind aber ward wie billig immer mehr der Abgott des ganzen Dorfes. Wo es in seiner jungen Schönheit sich zeigte, da wurden alle Gesichter hell; wo die Leute unter den Bäumen saßen, Oliven sammelnd, und Kalomira hüpfte spielend vorüber, da flogen die Hände noch einmal so schnell, und wenn sie gar, wie es der Priester sie in aller Stille gelehrt, auf ein Augenblickchen freundlich mit angriff, da schien es, als ob ein guter Geist die Körbe füllte, so schnell stroßten sie bis zum Rande von den edlen Fröchtchen. Dann küßten die Leute ihr dankbar die

Hände, und sie ließ sich solche frommen Huldigungen ohne Klummer gefallen. Auch von ihren Gespielen verschmähte sie nicht die gleiche Ehrerbietung huldreich entgegenzunehmen, ja allmählich mehr und mehr schon zu verlangen. Und seit sie einmal zu einem Jungen, der etwas unsauber gekleidet war und ein gar zu arges Kopfnäschen ihrer Hand näherte, laut gesprochen hatte: „O psui doch, wie darf ein solches Ferkel meine Hand küssen?“ da ging ein Schrecken durch die Schar der Kinder, und keines wagte künftig anders als in reinlichem Gewande und mit vorwurfsfreier Nase ihrer Nähe zu genießen. Und von den Kindern lernten das hinwiederum auch die Eltern.

Unter solchen Umständen konnte es nicht leicht anders kommen, als daß dies beglückte junge Wesen, da es immer nur freudige Gesichter sich gegenüber sah, auch selber durchaus ähnlichen Gemüthes wurde und so in der Folge wiederum seine innere herrliche Heiterkeit mit unbewußtem Danke segnend auf alle seine Wohlthäter zurückstrahlte. Nebenbei freilich blieb es nicht aus, daß sich früh ein kleiner Hochmuthsteufel ihr in den Nacken setzte, ihr das Näschen kräftig in die Höhe reckte und ihren Kindergeberden eine seltsam possirliche Würde lieh. Denn da alle Andern sie für eine Art Gnadenprinzessin oder gar Heilige ansahen, wie hätte sie selbst sich diesem frohen Glauben verschließen sollen? Geht doch dem Menschenkinde nichts so wohlthig ein als das stattliche Bewußtsein, ein außerlehen Werkzeug Gottes zu guten Zwecken vorzustellen.

Ein Unglück nur betraf sie während ihrer ganzen Kinderzeit: ihre beiden Eltern starben kurz hinter einander mitten im besten Gedeihen ihres Hauses. Doch sogar dieses Mißgeschick schlug ihr gleich wieder zu einem neuen Glücke aus. Der Priester Chrysitopulos nämlich nahm sie in sein Haus auf, in welchem er bis dahin

kinderlos mit seiner Gattin gelebt hatte, und leitete mit klugem Sinne ihre weitere Erziehung. Zwar weiß man ja, daß heilenische Dorfgeistliche nicht eben große Gelehrte zu sein pflegen, aber sie verstehen doch meistens ganz gut zu lesen und zu schreiben, und so lernte auch die Pfligetochter etwas von diesen Künsten.

Eines Tages saß die nun zehnjährige Kalomira friedlich im Grafe und hütete ihre Lämmer unter den Oelbäumen, hatte auch ein Körbchen mit Orangen neben sich stehen, die sie als Geschenke ihrer andächtigen Verehrer gesammelt hatte. Da trat ein Knabe zu ihr, der um einige Jahre älter und ihr völlig fremd war, denn er stammte aus einem andern Dorfe, dem benachbarten Benizze unten am Meeresstrand. Er aber kannte sie — ihr Ruhm war nicht auf ihren Heimatsort beschränkt geblieben —, und mit sittsamer Geberde näherte er sich, ihr mit Handkuß und ähnlicher Feierlichkeit seine Reverenz zu machen. Er war jedoch von Herzen ein Schalk und glaubte nicht viel von ihren Gnadengaben, oder meinte doch, dieselben hätten nur für Gasturi Gültigkeit; und so war es denn eitel Uebermuth und Bosheit, was er mit dem Kinde vorhatte. Während er sich scheinbar so rührend demüthigte und die linke Hand fromm vor Brust und Stirn hob, stibigte unterdessen die rechte mit annehmender Gewandtheit eine Orange nach der andern aus dem Körbchen und stopfte sie hurtig in die weiten Taschen seiner blauen Pluderhosen. Und als er mit diesem Unternehmen zu Ende gekommen war, sprang er laut lachend auf, lief bergabwärts von dannen und warf erst aus sicherer Entfernung einen spöttisch-frechen Blick zu der Beraubten zurück.

Er meinte nun sicherlich, sie würde alsbald in einen unbändigen Zorn verfallen und ihm also der Genuß zu Theil werden, das verschimmelte Geschöpf in einem

nur allzu menschlichen Seelenzustand zu erblicken. Das geschah jedoch nicht, sondern das Kind war dermaßen erschüttert durch die unerhörte That, daß es gar nicht einmal die Kraft zu einem Hornesausbruch sammeln konnte, vielmehr immer noch ganz verstört dasaß und dem Mäurer stumm mit klagenden Blicken nachschaute, recht wie eine Märtyrerin ihren Bedrängern gegenüber sich geberden soll.

Das schlug ihm nun doch gar wunderbarlich auf die Seele; hastigen Laufes machte er sich fort aus dem Bereich dieser schrecklich heiligen Kinderaugen und stand nicht eher still, als bis er sein heimisches Dorf und seines Vaters Haus am Strande erreicht hatte. Hier setzte er sich rittlings auf ein umgekehrtes Fischerboot, zog die Orangen hervor und verspeiste sie eine nach der anderen mit so großer Eile, als könnte er mit ihnen zugleich das heimlich nagende Angstgefühl hinabschlucken. Noch vor der Vollendung dieser Arbeit überraschte ihn sein Vater, und da derselbe die vielen umhergestreuten Schalen erblickte, schwante ihm nichts Untes, denn er kannte sein Pflänzchen, und er sprach:

„Perikles, du Schelm, wo hast du diese Orangen gestohlen?“

Solches Donnerwort des Vaters bedeutete für diesen jungen Perikles gemeiniglich ein nicht unwirksames Surrogat des Gewissens; diesmal aber weckte es die halb schon aufgerüttelte Rene zu ganz besonders kräftigem Leben, und obwohl er nichts eingestand, nahm er sich im Stillen um so ernstlicher vor, sein Unrecht an dem Kinde nach Kräften wieder gut zu machen. Natürlich mußte er zu allererst der Geschädigten eine mindestens gleiche Anzahl von Früchten wieder zustellen. Das war nicht schwer: er brauchte ja nur über des ersten besten Nachbarn Mauer zu steigen und zu pflücken, so viel er bedurfte. Würde er

dabei betroffen, so gewann er eine Tracht Prügel; doch das war ein Uebel, welches immerhin noch zu den erträglichen gehörte, wie eine breite Basis von Erfahrung ihn gelehrt hatte. Allein er wünschte noch ein Uebriges zu thun, eine Extrabüße zu erlegen; nur wußte er noch nicht, worin dieselbe bestehen sollte.

In solchen Sorgen lief er am nächsten Tage einsam den weiten Weg in die Stadt Kerkyra, indem er meinte, beim Anblick so vieler aufgespeicherter Schätze daselbst werde ihm schon irgend ein kluger Gedanke kommen. Denn er war von Natur kein erfindungsarmer Kopf und war sich dessen auch wohl bewußt. Nicht umsonst und nicht ohne Selbstbesinnung trug er den Namen Perikles, vielmehr stand in seiner Seele mit glänzenden Zügen die in der Schule empfangene Wahrheit verzeichnet: „Perikles, der Sohn des Xanthippos, zeichnete sich aus vor allen Hellenen durch Weisheit, Beredsamkeit und mancherlei bürgerliche Tugend.“

Er pflegte deshalb auch seinen Vater beharrlich Xanthippos zu nennen, während demselben doch eigentlich nur der schlichte Name Spiro zukam, welchen die meisten Einwohner der Insel tragen.

Indem nun Perikles sich in solcher Absicht durch die engen Gassen der Stadt trollte, fiel ihm an einem Schaufenster ein hübsches rothes Band ins Auge, von der Art, wie es sich dort zu Lande die Weiber ins Haar zu flechten gewohnt sind, und es erwachte in ihm die Begierde, dasselbe zu besitzen und als ein zierliches Sühnopfer zu verwenden. Da er jedoch über keinerlei Geldmittel verfügte, so stand er lange und blickte mit ernst-andächtigen Augen zu dem kleinen Gegenstande seiner Wünsche empor.

So merkte er nicht, wie ein Mann in europäischer Kleidung nicht weit von ihm stehen blieb und sich mit erregter Miene in seinen Anblick gerade so vertiefte wie

er selbst in den des rothen Bändchens. Endlich trat dieser Herr zu ihm, klopfte ihm freundlich auf die Schulter und fragte, wonach er hier so sehnsuchtsvoll hinaufschauete. Perikles bat ihn ohne Zögern gerade heraus, jenes Bändchen für ihn anzukaufen. Und der fremde Herr erklärte sich wirklich bereit, ihm hierin willfährig zu sein; nur forderte er seinerseits den Gegendienst, daß der Knabe sich von ihm solle conterfeien lassen. Er sei nämlich ein italienischer Photograph, der jedoch nicht nur wahrheitsgetreue Porträts gewöhnlicher Menschenkinder, sondern auch schöne Heiligenbilder zu verfertigen wisse. Er bediene sich aber dazu menschlicher Vorbilder, wie sie ihm durch den Ausdruck des Gesichts und durch die Gestalt geeignet schienen, diesen oder jenen Heiligen vorzustellen. So habe jetzt Perikles in seinem anständigen Hinaufblick ihm eine treffliche Verwendbarkeit für ein Bild Sanct Johannes des Vorläufers verrathen, da er auch gerade in dem rechten Alter sei, noch ein Knabe und doch nicht mehr allzu weit von den Jünglingsjahren entfernt.

Der Knabe zeigte keinerlei Abneigung gegen einen so ehrenreichen Gebrauch seiner Person und folgte dem Italiener, nachdem dieser das Band für ihn erstanden, durch einige Gassen und über einige Treppen hinauf in dessen Werkstatt. Hier mußte er sich rasch seiner levantinischen Gewänder vom Fez bis zu den Schnabelschuhen entledigen und ward dafür mit einem Hammelfell umgürtet und mit einem Stabe versehen, auch wühlte der Meister ihm die schwarzen Haare ziemlich gewalthätig durch einander, wußte aber diese prächtige Willkür doch wieder durch unmerkliche künstlerische Gesetze reizvoll zu umschreiben. Dahinter befestigte er einen alten mit Goldpapier besetzten Tonnenbedel, obgleich derselbe im langen Dienst als Heiligenschein schon ein wenig erblüdet

war. Zum Schluß hieß er den Knaben die schönen Augen zu der gläsernen Beobachtung emporheben und empfahl ihm als einen festen Anhaltspunkt, um nicht mit den Blicken zu irrlichteriren, fast gerade über seinem Haupte eine gewisse merkbare Spur, welche ein vorüberfliegender Vogel daselbst bewirkt hatte. So ergielte er einen herrlich schwärmerischen Blick, dessen inbrünstiger Ausdruck noch durch die heftige Angst erhöht wurde, welche den jungen Heiligen ergriff, als er die dunkle Mündung des wunderbaren Apparates gleich einem drohenden Kanonenrohr auf sich gerichtet sah und dazu den Meister viele mystische Zahlen murmeln hörte.

Nachdem diese stille Qual überstanden war, wurde Perikles mit der Verheißung entlassen, es werde zur besondern Belohnung seiner Anstelligkeit ihm ein Exemplar der Abzüge zur Verfügung gestellt werden. Und wie er nach aufgeregtem Harren einige Tage später sein Bildniß abzuholen kam, durfte er mit Recht gar freudig erstaunen, welch einen prächtigen Sanct Johannes er in den Händen hielt.

Als am anderen Morgen Kalomira früh aus der Thür ihres Hauses trat, fand sie auf der Schwelle einen kleinen Berg von Drangen prächtig aufgebaut, und oben darauf lag, mit einem rothen Haarband umwickelt, ein sauberes Heiligenbildchen, welches, nach den Attributen und dem sonstigen Anschein zu urtheilen, Sanct Johannes den Vorläufer darstellte. Auf der Rückseite aber stand ein kurzer, sehr geheimnißvoller Spruch geschrieben, dessen Beziehung die Empfängerin nicht sogleich zu enträthseln vermochte: „Perikles, der Sohn des Kanthippos, zeichnete sich aus vor allen Hellenen durch Weisheit, Beredbarkeit und mancherlei bürgerliche Tugend.“

Da nun Kalomira weder das Aussehen jenes frechen Burschen genugsam ihrem Gedächtniß eingeprägt hatte, um ihn in

so frommer Verkleidung wiederzuerkennen, noch von seinem Namen etwas wußte; da sie zudem die ganze Angelegenheit längst vergessen hatte, so fehlte ihr jeder Anhalt, den Zusammenhang auch nur zu ahnen.

Sie nahm also Perikles einfach als den Namen des Heiligen an und dachte sich unter demselben etwa einen Missionsprediger in den Zeiten dunklen Heidenthums, der sich schon im jugendlichen Alter so große Verdienste erworben, daß er Sanct Johannes dem Vorkäufer in allen Stücken ähnlich geworden sei. Auch wies das schöne Antlitz sehr deutlich die auf der Rückseite des Bildes angegebenen Vorzüge: auf diesen feingeschwungenen Lippen war die Weisheit sichtbarlich zu Hause, und die großen emporgehobenen Augen sprachen laut von der innerlichen Verebfsamkeit einer feurigen Seele; und an seinen mancherlei bürgerlichen Tugenden zu zweifeln, fand Kalomira nicht den geringsten Grund.

Darum hängte sie ihren heiligen Perikles getrost an der Wand ihres Kämmerleins auf, so daß die Aufschrift den Augen der Menschen entzweand; sie ließ auch Andere ruhig bei dem Glauben, daß es ein Sanct Johannes sei. Denn es schien ihr gar schmeichelhaft, so eine Art geheimen Privatheiligen zu besitzen, von dem Niemand sonst etwas zu wissen schien und der ihr gleichsam durch besondere Offenbarung zugekommen war. Sie fand überdies, dieser Heilige zeige im Unterschied von den seelenlosen Gesichtern und den todten Augen auf anderen Bildern ein mehr anmuthendes, menschlich lebendiges Wesen, so daß man zu ihm Vertrauen fassen und sich in etwas gemüthlicheren Gebeten mit ihm unterhalten konnte. Und wirklich erhielt von dieser Zeit an ihre Frömmigkeit und ihr Gebetsseifer einen bedenklichen Aufschwung, während sie sich bis dahin mehr passiv heilig verhalten

und nur selber Opfer der Andacht duldsam entgegengenommen hatte.

Nach diesem Vorgange lebte Kalomira einige Jahre ohne andere wesentliche Störungen ihrer Ruhe weiter, und ihre Schönheit ward schier alle Tage augenfälliger. Als sie sich nun dem jungfräulichen Alter sichtlich nahte, ward sie ein Gegenstand tiefen Nachsinnens für ihre Pflegemutter, Frau Parastebula, die Gattin des Panagiotis. Diese nämlich hatte klar erkannt, welch reichen Schatz irdischen Segens sie selbst und ihr Haus an diesem Wunderkinde hatte; sie sah aber auch ein, daß dieses Glück vorausichtlich ein gar schnelles Ende nehmen müßte, sobald die Tochter nach der Weise anderer Mädchen, von der Gewalt natürlicher Liebe ergriffen, sich einem Manne zu eigen gäbe und diesem alle jene ihr zufließenden Ehrengaben und Steuern mit in sein Haus hinüberführte. Je mehr sie diesen traurigen Fall überdachte, desto heftiger wurden ihre Beklemmungen, weil sie eine gute Hauswirthin war, die reblichen Gewinn und Besitz von Herzen liebte. Darum beschloß sie, dem drohenden Uebel bei Zeiten entgegenzuarbeiten und womöglich dem schönen Kinde alle Heiratsgedanken von vornherein zu verleiden.

Auch fand sie bald ein sinreiches Mittel, der angehenden Jungfrau ohne Klostermauern auf freien Füßen ein still bindendes Cölibatsgelübde aufzudringen. Sie glaubte plötzlich zu entdecken, daß sie von bösen Ahnungen wie von einer Krankheit gepeinigt werde, und ließ sich eines Abends in die Kirche einschließen, um daselbst zu schlafen. Denn wie bekannt, ist ein solcher Tempelschlummer leicht mit Heilkraft und offenbaren Träumen gesegnet. Und wirklich konnte sie am nächsten Morgen mit begeisterter Heberde aller Welt verkünden, der heilige Spyridon, der große Schutzherr von

Korfu, sei ihr im Traum erschienen und habe ihr das Geheimniß anvertraut, daß der von Kalomira ausströmende himmlische Segen streng an deren Magdthum gebunden sei und alsbald von ihr weichen würde, wenn sie je mit einem Maune in liebende Gemeinschaft träte.

Infolge dieses Orakelspruches ward es nicht allein eine dringende Angelegenheit der ganzen Gemeinde, über die jungfräuliche Unnahbarkeit des Gnadenkinds sorgsam zu wachen, sondern, was auch so noch die Hauptsache war, Kalomira selbst ließ sich un schwer überreden, in freiwilliger Jungfräulichkeit ihre Pflicht sowohl als ihren Stolz und ihre Ehre zu erblicken, da sie sich nicht anders die glänzende Stellung im Volke dauernd bewahren konnte, die ihrem hochfahrenden Seelchen schon unentbehrlich schien. So rüstete sie sich denn, die Schwelle des reifen Mädchenalters mit gefasstem Anstand und einer wuchtigen Verachtung aller Jünglinge und deren verliebter Bestrebungen zu überschreiten. Sie wandelte unter den Menschen einher wie eine Göttin, fremd irdischen Schwachheiten, und nie verweilte ihr Auge mit einigem Antheil auf der Gestalt auch der stattlichsten Burfschen. Und nachdem sie solche Uebungen zwei oder drei Jahre lang ehrlich betrieben hatte, durfte sie mit einigem Rechte für geehrt gelten wider die Ansechtungen des Liebesgottes. Auch verminderte sich zu allem Ueberfluß die äußere Gefahr mit jedem Jahre, weil bei der unabänderlichen Kälte ihrer Mienen kein Mann mehr wagte, sie anders als mit andachtsstillen Blicken zu verehren, ohne Hoffnung und ohne das süße Begehren, welches so leicht im offenen Herzen den freundlichen Widerhall weckt.

Um so mächtiger ward nun Kalomira überall als eine angehende Heilige ausgerufen. Und sie nährte ihr einsames Herz mit solchem Stolz, da es an

warmer Menschenliebe täglich ärmer ward und sich aus ihrem Antlitz mehr und mehr die kindliche Heiterkeit und Frische verlor, die sonst darin gewohnt hatte. Selbst ihr großes Lebenswerk des Heilens und Segenspendens war nicht mehr so wie sonst ein freies Ausstrahlen der innerlichen Huld und Güte, sondern geschah am meisten nur aus pruntemdem Pflichtgefühl.

Und dennoch gab es eine Stelle, wo sie allemal demüthig wurde: das war vor ihrem Bilde des heiligen Petrus. Den übrigen Heiligen mochte sie sich allgemach so ziemlich ebenbürtig erachten.

Einmal geschah es, daß dem Dorfe Venizze ein böser Mißwachs des Weines drohte. Da beschloß diese Gemeinde in der höchsten Noth, sich zur Abwehr des Schadens für Geld und gute Worte das Wunderkind von Gasturi zu leihen. Die Verhandlungen darüber gebiechen zu gutem Ende; Venizze zahlte hundert Drachmen an Gasturi und erhielt Kalomira für den Nießbrauch eines Tages ausgeliefert, nicht ohne etliche Klauseln wegen peinlicher Fernhaltung gewisser Indiscretionen.

Nun zogen die Bürger von Venizze in so feierlichem Zuge den Schlangenvogel nach Gasturi hinauf, als gälte es den Leichnam des heiligen Spyridon selbst in Procession herumzutragen. Kalomira ward ihnen entgegengeführt und übergeben, jedoch nur in der schützenden Begleitung angesehener Männer und Frauen ihrer Heimat. Sie erschien in schneeweißer Kleidung, vom Kopf bis zu den Füßen mit grünem Laub und Kranzwerk behangen. Ein wallender Schleier von hochgelber Farbe umfloß gleich einer Weihflamme ihr Antlitz, das wie von überirdisch strenger Schönheit leuchtete. Ihre Augen hielt sie groß aufgeschlagen und ließ sie ruhig hin und her über die Menge gleiten, denn sie sah nur die Menge, nicht die einzelnen Menschen. Als

der Zug solchergestalt nach Venizze hinabgewallt war, strömte die regellose Schar der Weiber, Kinder und jungen Leute herbei, drängte sich hier und dort an die begnadete Jungfrau und strebte zum mindesten ihr Gewand zu berühren und zu küssen. Die Glücklicheren drückten ihre Lippen fromm und zagend auf die segnenden Hände, welche sich still bald rechts, bald links auf eines Kindes Haupt legten, das die Mutter ihnen entgegenhielt.

Wohl hatte ein und der andere junge Bursche mit etwas leckerer Lust auf den Anblick der gepriesenen Schönen gelauret, doch wenn sie nahte mit dem regungslosen Antlitz, dann fühlten auch sie nur kalt-andächtigen Schauer und waren froh, wenn sie von ihrem heiligen Auge nicht getroffen wurden. Unter diesen Jünglingen war auch Perikles, der sich den Sohn des Xanthippos nannte. Derselbe stand wider seine sonstigen Gewohnheiten etwas schüchtern abseits, denn seine lange vergessene Jugendjünde war ihm auf einmal wieder heimlich drückend auf das Herz gefallen. Aber dennoch fand ihn zufällig ihr Blick, da sie diesen mehr auf die ferner Stehenden als unmittelbar vor sich zu richten pflegte; und sogleich bemerkte er ein eigenes Aufleuchten in ihren kalten Augen, das jedoch kein freudig Grüßen war, vielmehr gemischt aus Schreck und staunender Frage. Auch hatte das seinen guten Grund; nämlich dieser Fremdling erschien ihr beim ersten Anblick wie altbekannt und vertraut, und doch wußte sie sich keineswegs zu entsinnen, daß sie ihn je in der Wirklichkeit gesehen hätte. Es war nur, als habe ein Traum ihn ahnend ihr vorausgezeigt.

Vielleicht daß Perikles sich diesen Eindruck, den er machte, leidlich zu erklären wußte; jedenfalls verschwand bei dem ersten Schimmer menschlicher Regung in ihrem Blicke für ihn die kühlte Wolke heiliger Unnahbarkeit, und von einem sauf-

ten Schauer ergriffen, stieß er sich gewaltfam durch das Volk in ihre Nähe und preßte mehr als einen herzlichen Kuß auf ihre fest ergriffene Hand. Kalonita, so unerfahren sie auch in solchen Dingen war, empfand dennoch auf der Stelle, daß diese Küsse anders geartet waren als all die gewohnten Berührungen der Andacht. Ein Schreck durchzuckte sie, und laut aufschreiend, verhällte sie ihr erglühendes Antlitz tief in ihren Schleier.

Daran erkannte ihre heimliche Leibwache schnell, was geschehen sein mußte. Ein grimmiger Tumult erhob sich und pflanzte sich fort weithin ins Volk hinein, und ehe Perikles recht zur Besinnung kam, fielen von allen Seiten wuchtige Fäuste und bald auch Knüttel und Stangen auf ihn nieder. Und es war vielleicht nicht diese jüngste Sünde allein, welche hier in ausgiebigster Weise von seinen Mitbürgern an ihm gerächt wurde; denn er hatte niemals für einen tadellosen Ruf unter den Seinigen Sorge getragen. Er wehrte sich jedoch mit prächtiger Kraft und Gewandtheit, rannte hier einen der Bedränger über den Haufen, wich dort einem groben Schläge aus, bis es ihn zuletzt gelang, den dichten Kreis zu durchbrechen und in dem weiten Delwald zu verschwinden, der sich vom Meere über die Hügel bei Gasturi aufwärts erstreckt. Die Wenigen, welche ihn noch dahin verfolgten, kehrten bald mehr oder weniger blutrünstig und mit sehr widersprechenden Ausfagen über sein Verbleiben zurück, aus deren vergleichender Betrachtung jedoch ziemlich wahrscheinlich wurde, daß ihn der Teufel selbst oder auch nur ein Dämon geringeren Ranges am Ende zu sich genommen und menschlichen Blicken entrückt haben müsse.

Inzwischen schlepten die Gasturier ihr lebendiges Heiligenbild noch verhällt in die sichere Heimat zurück, wo es alsbald in sein Kämmerlein abseits eilte, um den

eigenthümlichen Vorfall in gesonderter Andacht mit dem privaten Heiligen näher durchzunehmen. Hier entdeckte sie aber beim ersten Blick die auffällige Aehnlichkeit desselben mit dem ledigen Burschen von Venizze, und es ergriff sie zuerst fast ein stilles Grauen, danach aber eine ernstliche Neugier, weil sie sich sagen mußte, sie habe jenen armen Jüngling durch ihr unbedachtes Gebahren in große Uebel verstrickt, und das ursprünglich aus einem Grunde, der doch stark zu seinen Gunsten hätte sprechen sollen, nämlich daß er einem so trefflichen Heiligen bewundernswürdig ähnlich sah.

Diese Erwägung machte ihrem Geiste bei genauerer Betrachtung des Bildes immer nur mehr zu schaffen, so daß sie am Ende die drückende Stubenluft nicht mehr ertrug, sondern einen nachdenklichen Gang in den Oelwald unternahm, um in seiner Frische ihre leiz siebernde Stirn zu kühlen. Es war doch eine große Ueber- raschung, die sie in sich zu verwinden hatte.

Nachdem sie eine gute Strecke gewandert war, kam sie zu der einsamen Ruine eines eingestürzten Hauses, wie solche nicht gar selten auf der Insel mitten in blühenden Pflanzungen gefunden werden. Das Gemäuer war gänzlich von Ephen umspinnen, und mancherlei wildes Kraut wucherte in den Rissen der locker gefügten Steine. Hier gedachte sie ein wenig auszurufen, denn die Stelle war anmuthig und man konnte den Berg hinab durch die kranken Stämme und das Laub hindurchsehen bis aufs Meer. Eben wollte sie sich ins Gras niederlassen, als sie hinter sich ein leises Aechzen vernahm, welches sie anfangs erschreckte, denn es konnte etwa von dem trauernden Genius des jammertlich verlassenen Hauses her- rühren. Sie fühlte sich indessen persönlich vor dämonischen Einflüssen völlig sicher, und nachdem sie einige Kreuze geschlagen, wuchs ihr der Muth und die Neugier; sie

getraute sich einen Schritt vorwärts zu thun und in das Gewirre der Kräuter einen forschenden Blick zu schießen. Da sah sie, daß sie nichts Schlimmeres als einen Menschen vor sich hatte, der dort regungslos lag und allein durch das Aechzen ein Zeugniß von seinem Leben gab. Vorsichtig schob sie die Gräser ein wenig zurück und erkannte das Antlitz des Jünglings von Venizze, der ihre Gedan- ken in so wunderlicher Weise beschäftigte.

Ihr erster Antrieb war, sich so schnell als möglich der Nähe seiner immerhin nicht ganz klaren Person zu entziehen. Nur ward es ihr eilig klar, daß er nicht etwa von friedlichem Schlaf umfangen ruhte, sondern bei dem Aufruhr übel zu- gerichtet war und hier bewußtlos im Fieber und allem Elend lag, verstoßen und fern dem Mitleid eines Menschen. Denn, dachte sie, ich darf ja nicht einmal eines Anderen Beistand anrufen, sonst würde ich ihn nur noch grausamer ge- fährden und seinen Feinden in die Hände liefern.

Bei dieser Betrachtung ward seit langer Zeit zum ersten Mal ihr Herz ein wenig tiefer erweicht, und unvermerkt faßte sie aus reinem menschlichen Erbarmen den Entschluß, für den Verunglückten etwas zu thun, das weder ihre Pflicht war noch ihrer Heiligkeit förderlich sein konnte. Denn es zwang sie, diesmal geheim auf krummen Wegen zu wandeln, wozu sich ihr Stolz sonst nimmer bequemt hätte.

Sie zog sich also sachte aus dem Ge- mäuer heraus und eilte in geradester Richtung zurück zu ihrem Hause. Hier füllte sie in der Stille ein Körbchen mit Wein, Oel, Früchten und anderen Speisen und wandelte damit ruhig durch das Dorf, als ob sie einen gewöhnlichen Kran- ken besuchte, wußte es aber bald zu machen, daß sie zwischen zwei Häusern abseits glitt und sich durch die hohen Oel- bäume verlor.

Unter dieser Weile war Perikles aus seinem Schlaf oder seiner Betäubung erwacht, und nachdem er sich langsam die bösen Ereignisse des Tages ins Gedächtniß gerufen, begann er seine einzelnen Glieder zu befühlen, wie viele derselben zerbrochen oder gänzlich zerquetscht sein möchten. Doch die Prüfung ergab ein überraschend günstiges Resultat; zwar fand er kaum eine Stelle seines Leibes, die völlig von Hieb oder Stoß verschont geblieben war, aber keiner von diesen hatte ein gewisses anständiges Mittelmaß überschritten, so daß er ganz leidlich im Stande war, sich zu bewegen und zu erheben, wenn ihn auch dabei ein dumpfes Schmerzgefühl vom Haupt bis zu den Füßen bedeckte. Vor Allem machte ein brennender Durst sich so gewaltsam geltend, daß er sich bereits anschickte, die schützende Ruine zu verlassen und so gut es ging sich zu irgend einer Quelle zu schleppen, als sein scharfes Ohr einen leichten Tritt bergabwärts vernahm und er mit freudigem Erstaunen der nahenden Jungfrau ansichtig ward.

Zwar wollte er anfangs kaum seinen Augen trauen; doch wie ein gewiegter Feldherr in einem flüchtigen Augenblick zugleich die Stellung des Feindes überblickt, seine Motive und Absichten entziffert, den eigenen Schlachtplan daraus entwickelt und Jenem entgegenarbeitet, so durchschaute der rasche Dursche ahnend blickschnell den ungefähren Zusammenhang, und wie er die etwas zaudernde und ängstliche Miene des Mädchens bemerkte, warf er sich hurtig wieder der Länge nach ins Gras zurück, ächzend und sich mäßig krümmend, als ob er vor Schmerzen völlig von Kräften sei. Durch dieses Kunststück gab er in der That dem scheuen Kinde das Verlangen und den Muth zugleich, heranzutreten und das fromme Werk der Hülfe zu beginnen.

Als sie sich nun vorsichtig und ängst-

lich über ihn beugte, hob er langsam seine Lider empor und schaute mit dem rührendsten Blicke stehender Hüfllosigkeit zu seiner Samariterin auf, ohne sich sonst zu regen oder ein Wort zu sprechen. Denn er merkte, daß er sie erst durch seine anscheinende Unkraft und Zerklagenheit vertraulich machen mußte. Da seine Augen auf diese Weise wieder völlig den schwärmerischen Ausdruck eines Sanct Johannes des Vorläufers gewannen, so ward ihr Herz von doppeltem Erbarmen bewegt, und sie fing an, etwas kühner zu Werke zu gehen. Sie stößte einige Tropfen Wein über seine Lippen, schälte und zerstückte einige Orangen und fütterte ihn sorglich, bis sie meinte, ihn nun hinreichend gestärkt zu haben, daß er des Weiteren sich selbst bedienen könnte. Darauf erhob sie sich still, nahm ihr Körbchen auf, nachdem sie dessen Inhalt ihm in bequeme Nähe gelegt hatte, und wollte ihn sich selbst und der Heilkräft der Natur überlassen. Sobald er dessen inne ward, schloß er rasch wieder die Augen, als ob er vor Schwäche in neue Bewußtlosigkeit verfiel. Da blieb sie stehen, lehnte sich gegen die Mauer und schaute ihn an. Und indem er auch seinerseits durch einen unmerklichen Spalt seiner Lider hindurchblinzelte, genossen sie Beide in aller Stille eine Zeit lang des gegenseitigen Anblicks.

Währenddessen entdeckte Kalomira mit innerlicher Bewunderung, wie ihr noch gar nicht der Gedanke gekommen war, die ihr verliesene himmlische Segenskraft, die sich an anderen Kranken so oft bewährt, auch in dem vorliegenden schweren Falle zu erproben. Sogleich machte sie sich daran, das Verjämnte nachzuholen, beugte sich noch einmal über den Ruhenden und legte leise ihre weiche Hand auf seine Stirn, ein kräftiges Gebet dazu murmelnd.

Der Kranke regte sich nicht. Ihr selbst aber fuhr von der Berührung seines

Hauptes ein seltsamer Schauer durch die Glieder, der sie furchtbar dünkte und süß in einem Empfinden, der sie aufschreckte zugleich und festhielt mit stillem berückendem Zauber. Sie fühlte das Blut fiebernd in seinen Schläfen pochen und glaubte zu merken, wie es sich wallend in ihre eigenen Adern hinübergoss und von der leise zuckenden Hand aufströmte in ihr eigenes Haupt und die heftig erglühenden Wangen. Da riß sie sich endlich gewaltsam empor und trat einen fluchtähnlichen Rückzug an. Und so schien es, als sei an ihr weit mehr noch als an ihrem Patienten ein innerliches Wunder geschehen.

Perikles war nun wieder allein und seinen Gedanken überlassen. Allerdings fühlte er sich in Wahrheit gekräftigt genug, daß er ohne allzu große Beschwerde hätte wandeln können, wohin es ihm beliebte. Es liebte ihm jedoch, an Ort und Stelle zu bleiben und noch eine Zeit lang weiter den armen Kranken zu spielen. Er befand sich hier in leidlicher Sicherheit vor seinen erbitterten Landsleuten, und der Platz war freundlich genug. Frühling war es und auch die Nacht nicht mehr zu kalt; köstlich aber ruhte es sich in der schon starken Glut der Mittagssonne, wie sie gesänftigt ward durch die hohen Delbäume und den feuchten Hauch des Meeres, der mit leiser Regung bis zu ihm heraufzog. Darum schien es ihm gut zu verweilen, und ungern hätte er die verfallene Hütte mit einem fernem Palast vertauscht.

Malomira kam mit neuen Gaben am nächsten Tage und an dem folgenden auch und versah wortlos mit ruhigem Eifer wie das erste Mal ihren Dienst. Es war ihr, als ob sie zu einem mutterlosen Kinde käme, das ihr desto lieber ward, je völliger sein verlassenes Leben in ihre Hand gelegt war.

Nachdem aber der dritte Tag über dieser stillen Pflege hingegangen war, be-

gann sie allgemach zu erlauben, wie doch dieses Siedthum so ganz hartnäckig andauern könne und weder durch ihre heilsame Nähe noch durch ihre irdische Sorgfalt im geringsten gebessert zu werden schien. Der Verdacht eines falschen Spieles aber vermochte ihre reine und hochherzige Seele auch nicht einen Augenblick zu berühren, und so wuchs denn nur ihr Mitleid und ihre Sorge so sehr, daß sie sich des Abends vornahm, ihn bei dem nächsten Besuche frei und ernsthaft über seine Leiden zu befragen, vielleicht daß sie ihm dann besser helfen konnte.

Wie sie aber am anderen Tage wieder vor ihm stand und nun reden wollte, hatte er seine Augen groß zu ihr aufgeschlagen, und das verwirrte sie so stark, daß ihr plötzlich die Erinnerung abhanden kam, mit welchem Worte sie ihre Ansprache hatte beginnen wollen. In Verlegenheit stand sie da, bis der Jüngling selbst sich ihrer Noth erbarmte und endlich den Mund anthat.

„Habe Dank, schöne Heilige!“ sagte er mit bescheidener Stimme.

Da that sie ein rasches Stoßgebet zu ihrem heiligen Perikles und fragte leise:

„Welches ist dein Leiden und womit kann ich es heilen?“

Der Leidende befaß sich eine kleine Weile, dann zuckte flüchtig ein schlanes Lächeln um seinen Mund, und er sprach:

„Meine Landsleute haben mir den Leib zerfchlagen, aber mehr noch die Seele, als sie mich von deinem Angesicht vertrieben, da ich doch nichts that noch begehrt, als diejenige recht inbrünstig zu verehren, der alle Ehre gebührt. Weil aber meine Seele so schwer getroffen ist, bin ich hilflos geworden wie ein Kind und vermag meine Glieder nicht mehr zu rühren. Auch weiß ich nur ein Mittel zu meiner Genesung: das wäre, wenn du selbst mich als ein Kind betrachten wollest und mit mir verführest, wie du oft mit

kleinen Kindern gethan hast, wenn solche erkrankt waren und ihre Mütter sie nicht zu beruhigen vermochten.“

„So will ich dir noch einmal die Hände auf das Haupt legen und dich segnen, vielleicht daß du gesundest,“ sagte sie rasch mit heimlichem Erschrecken.

„Nein,“ entgegnete Perikles, „so pflegst du mit Erwachsenen zu thun, ich aber bin jetzt ein Kind an Kraft und Sinn; man hat mir aber gesagt, du vermögst Kinder dadurch zu beruhigen und zu heilen, daß du sie leise auf den Mund küssest.“

Bei dem bedenklichen Wort erbebte Kalomira in ihrem Herzen, denn er hatte die Wahrheit bezüglich der Kinder gehört; und sie gedachte in Zorn zu gerathen und ihm ein so ungebührliches Verlangen mit allem frommen Ernste zu verweihen. Doch da sie sah, wie seine Augen bittend und unschuldig gleich denen eines rechten Kindes zu ihr aufblickten, und wie er hier so wehrlos vor ihr lag, gewannen Mäßigkeit und Mitleid wieder die Oberhand, und sie meinte sogar eine deutliche innere Stimme zu vernehmen, welche mit dringendem und lieblichem Antriebe rieth, dem stehenden Wunsche des Unglücklichen zu willfahren. Und wie sie an stille geistliche Offenbarungen gewöhnt war und ein Recht darauf zu haben glaubte, wußte sie auch diesmal solchem Rath sich nicht zu widersetzen. Sie überlegte aber sogleich auch weiter, daß im Grunde doch Niemand sehe noch wisse, wenn hier in der Waldbeisamkeit ein ungewöhnliches Ding geschähe, und gewann zuletzt einen klugen Rath in ihrem Herzen.

„Schwöre mir,“ sagte sie hastig, „daß du heute noch, falls du gesundest, diese Insel verlassen und nimmer wiederkehren willst, so mag ich allenfalls thun nach deinem Begehren und dich heilen.“

Perikles bewegte zuerst sehr traurig das Haupt bei dieser Zumuthung; alsbald aber setzte sich wieder der Schall

auf seine Lippen, doch nur einen Augenblick, so daß Kalomira es nicht wahrnahm; dann sagte er laut mit feierlicher Miene:

„Allzu hart wäre es, wolltest du mich um dieser Sache willen auf alle Lebenszeit in die Fremde schicken; aber ein Jahr lang mag ich dir willfahren, und also schwöre ich beim heiligen Nikolaos, der die Seefahrer beschirmt, wenn du mich heilest, will ich noch heute ein Schiff besteigen und diese Insel Kertyra verlassen, und will mein Haupt auf ihrem Boden nicht zur Ruhe legen während eines ganzen Jahres, es sei denn, daß du selbst aus freiem Willen mich des Gelübdes entbindest.“

„Dies wird nimmermehr geschehen,“ sprach Kalomira zu sich selber, und zugleich dachte sie, ein Jahr sei eine schöne Zeit und lang genug, so kleine Dinge in Vergessenheit zu bringen, und darum machte sie sich zu dem guten Werke bereit, um nur die unangenehme Sache so schnell als möglich aus der Welt zu schaffen. Sie kniete zu dem Kranken ins Gras und streifte den Schleier vom Mund zurück, behielt ihn aber in der Hand, um sogleich nach gethauer Arbeit die Lippen zu wischen. Darauf neigte sie sich leise und furchtsam über ihn, der still lag wie ein Lämmchen, machte die Lippen so spitz, als sie nur konnte, und berührte seinen Mund loser und flüchtiger wie ein Vöglein, das seinen Schnabel ins Wasser taucht.

Sie konnte aber gewiß nicht ahnen, welch ungeheure Heilkräft diesem überzarten Kusse innewohnte: auf der Stelle sprang der Jüngling, alles Siechthums ledig, mit frischer Kraft seiner Glieder feurig empor und vermochte sogleich das erschrockene Mädchen zu fassen und in dankbarer Erwidrerung mehrmals auf den Mund zu küssen, aber nicht wie ein flüchtiges Vöglein, sondern wie ein rechter Mann, der ein schönes Weib in seinen Armen hält.

Freilich nur für wenige Sekunden blieb sie betäubt und dem Manne hingegeben, schnell regte sich wieder die Heilige in ihr gewaltig, sie stieß den Uebergesunden von sich mit gesammelter Kraft, daß er unsanft gegen die Mauer fiel, und dann stand sie glühend mit geballten Fäusten da und rang nach Worten, sie dem Verräther ins Gewissen zu schlendern. Sie war aber noch so verwirrt, daß ihr zunächst gar nichts Anderes einfiel als eine Frage, die ihr zwar schon lange im Sinne gelegen hatte, die sie jedoch kaum in einem viel unpassenderen Augenblick hätte herauszuprudeln können als eben jetzt.

„Wie heißt du?“ rief sie mit der ganzen Strenge eines in sich selber unsicheren Jornes.

„Perikles, der Sohn des Xanthippos,“ erwiderte er, sich rasch wieder aufraffend mit einem beträchtlichen Anflug von Stolz.

Diese sachliche Auskunft vernichtete den letzten Rest ihrer Fassung mit einem Schlage; sie machte ein Gesicht, als ob die Erde sich unter ihr auflöste, und ohne noch ein Wort zu sagen, stoh sie mit den Geberden vollster Verzweiflung jählings von dannen.

Perikles stand einen Augenblick verdußt über eine so wunderliche Wirkung seines Namens, rasch aber hob er wieder das Haupt empor und sprach mit klugem Lächeln hinter der Enteilenden her:

„Perikles, der Sohn des Xanthippos, zeichnete sich aus vor allen Hellenen durch Weisheit, Beredsamkeit und mancherlei bürgerliche Tugend!“

Als Kalomira in ihre Kammer zurückgekehrt war, riß sie mit Hast das verrätherische Bild von der Wand, denn sie hatte beschlossen, es zu vernichten und als ein Sühnopfer dem Vorläufer Johannes darzubringen, dessen rechtmäßigem Dienst sie sich, wie sie nun einsah, jahrelang zu Gunsten eines falschen Propheten entzogen hatte, obzwar ihrem einfältigen Sinne

der Hergang dieses bösen Spieles noch immer nicht völlig klar geworden war. Rasch setzte sie die vom Winter her im Becken zurückgebliebenen Kohlen in Brand und warf mit bebender Hand das leichte Blatt hinein, das augenblicks in lodernen Flammen aufging. Noch einmal saßen ihre Augen mitten aus der Blut die schön geschriebenen Worte „Perikles, der Sohn des Xanthippos“, dann war das Papier verzehrt; sie aber spürte zugleich ein so großes Leid, als ob die Flamme an ihrem eigenen Herzen nagte. Und daran erkannte sie, daß sie recht gehandelt und daß es die höchste Zeit gewesen war.

Alein zu schnell erkannte sie auch, daß sie das Opfer zu einem Theile vergeblich gebracht hatte: denn nur frischer und leuchtender, wie aus den Gluten neu erstiegen, stand die Gestalt des lebendigen Urbildes vor ihren Augen und ward um so deutlicher, je fester sie dieselben schloß und mit den Händen bedeckte.

Da ward sie von heißer Verwirrung und Angst erschüttert; ganz unmöglich schien es ihr, sich vor den Leuten fürder zu zeigen und ihre Segenskräfte spielen zu lassen, denn sie fühlte, daß ihre selbstgewisse Heiligkeit einen schmerzlichen Riß erhalten habe. Ein verborgenes Feuer brannte in ihrem Herzen und auf ihren Lippen, das kein frommes Opferfeuer war.

Sie dachte daran, dem Chrysitopulos das Geschehene zu beichten — aber sie meinte schon ein spöttisch-feines Lächeln um seine Lippen zu sehen und seine ruhige Stimme zu hören, wie er sprach: „So gieb es auf, etwas Besonderes unter dem Volke zu sein, du hast das Deinige gethan und deinen Lohn dahin; entschlief dich denn, ein still-zufriedenes Menschenkind mit den anderen Frauen zu sein...“ Nein, sie wollte nicht aus ihrem Himmel fallen, nicht einer entbrannten Königin gleichen ... sie wollte ihre Pflicht erfüllen.

Darum sagte sie endlich den Entschluß, still das Haus und das Dorf zu verlassen und sich der Einsiedlerin Anastasia zu vertrauen, bei der, wie sie wußte, schon manches arme Mädchen Trost und Rath gefunden hatte. Schnell packte sie einige schlichte Gaben für die Nonne zusammen und wanderte durch den Delwald hinab an den kleinen Golf Kasiopulos, der einst der berühmte Hafen der alten Kerkyräer war. Am Ausfluß dieses nun verschlammten, schilfumkränzten Beckens liegen zwei winzige Inselchen oder Klippen, deren jede ihr Heiligthum trägt: eine Capelle und ein klösterlich Haus für die Hüter derselben. Auf der kleineren, die kaum einen Steinwurf vom jenseitigen Ufer entfernt und von einem ruhig wandelnden Menschen leicht in einer Minute zu überschreiten ist, hauste in frommer Einsamkeit die ehrwürdige Anastasia und pflegte ihres Kirchleins.

Zu ihr ließ sich Kalomira hinüber rudern, und ihr vertraute sie in aufgeregter Beichte unter Seufzen und Schluchzen die schlimme Lage ihres Schicksals und daß sie bitterlich darum sorge, der göttliche Segen müsse von ihr gewichen sein; denn sie selber verspüre den Muth nicht mehr, ihr heiliges Amt mit Freuden auszuüben, seit sie so heftige Küsse eines Mannes auf ihren Mund empfangen.

Als sie dies Bekenntniß geendigt, strich Anastasia ihr mit der Hand den Schleier völlig vom Gesicht und blickte sie so unerbittlich forschend an, daß die Jungfrau noch viel tiefer als zuvor erröthete und in heftige Thränen ausbrach. Dann sagte die Greisin: „Es ist schon manchem ehrbaren Mädchen ähnliche Unbill widerfahren, ohne es in großen Schaden zu bringen, falls die Sache nur in der Stille begraben und nicht mit Gewalt unter die Leute gebracht wurde. So wird es auch nicht allzu schwer sein, mit mäßiger Bußübung dich von dieser Sünde, zumal sie

doch völlig wider deinen Willen geschehen ist, in ziemlicher Eile gründlich zu reinigen. Willst du aber lieber zuvor in Einsamkeit dein eigenes empörtes Herz beruhigen und prüfen, so bleibe bei mir einige Tage oder auch Wochen, so es nöthig wird. Ich gebe dir eine Kammer über der meinen, dort halte dich stille, bete und schaue außs Meer hinaus. Wenn aber dann die Trübe und Verwirrung deines Herzens nicht von dir geht, so ist dir wahrlich ein größer Uebel widerfahren, als du selber glauben magst, und wir werden ernstere Mittel gebrauchen müssen, um dich zu heilen.“

Die Nonne lächelte ein wenig bei diesen Worten; Kalomira küßte ihr die Hände und bat demüthig, auf ihrer Klippe mit ihr verweilen zu dürfen, bis sie mit sich selber wieder werde zurecht gekommen sein. Da sagte Anastasia sie freundlich bei der Hand und führte sie ein Treppchen hinauf in ein niederes Gemach, in welchem sich kein Geräthe vorfand als ein dürftiges Lager und ein Betischemel. Dort ließ sie ihren Gast allein, stieg wieder hinauf und begab sich zu dem noch harrenden Fährmann. Diesem befahl sie, nach Gasturi zu gehen und dem Priester dajelbst zu berichten, wohin sich seine Tochter einstweilen zurückgezogen habe. Denn sie wußte, daß er und alle Andern alsdenn ohne Sorge um dieselbe sein würden.

Kalomira blickte dem Zurückrudern aus ihrem kleinen Fenster nach; und nun sah sie, wie von der Nachbarklippe, welche Pantokrator oder auch „das Schiff des Odysseus“ genannt wird, ein anderer Rachen abstieß und rasch von der Seite auf jenen zustrebte. Ein Mann saß darin, der dem Fährmann winkte und, als er ihn erreicht hatte, einige Worte mit ihm zu wechseln schien. Darauf kehrte er mit langsameren Schlägen zu seinem Eiland zurück, ohne daß Kalomira

sein Gesicht erblicken konnte. Sie wußte, daß dort in dem kleinen Kloster nur zwei Mönche hausten und Tag für Tag beschaulich unter den hohen Cypressen lustwandeln, und sie wunderte sich ein wenig, daß die stillen Einsiedler so große Neugier zeigten, wer bei ihrer Nachbarin zu Gaste gekommen sei. Denn einen anderen Grund schien ihr die kurze Unterredung nicht gehabt zu haben.

Als es Nacht wurde, traten die Sterne glänzend am Himmel hervor, und es ward eine unendliche Stille rings auf dem Wasser, das wie ein schimmernder Spiegel dalag; und manchmal, wenn ein Fisch in die Höhe sprang, ringelte sich die Flut und sprühte wie von goldenen Funken. Da meinte Kalomira zu empfinden, wie recht ihr die Nonne gerathen, sie solle aufs Meer hinaus schauen, denn schon begann leise eine freundliche Ruhe in ihr Herz zu ziehen. Wie es aber etwas später wurde, stieg der Mond empor mit so rother Glut, als sollte die Sonne aufgehen und das Treiben des Tages schon wieder beginnen. Kalomira trat von dem Fenster zurück und kniete nieder, in dem tieferen Dunkel zu beten, denn noch war zum Schlafen ihr Blut nicht genügend befähigt.

Plötzlich schlug ein klarer Gesang vom Meere herauf an ihr erschrockenes Ohr: sie meinte diese Stimme zu erkennen, ob sie gleich erst wenige Worte von derselben vernommen hatte, auch verstand sie den Sinn und die Reize: es waren kleine fenrige Liebesliedchen, wie sie unter dem jungen Volk des Landes üblich sind. Sie hatte dergleichen nächtliche Gesänge oft genug vor den Fenstern der Nachbarkinder gehört, doch nie, so schien es ihr, von einer so sanften und sehnsüchtigen Stimme, auch hatten sie nie ein anderes Gefühl als ernste Verachtung in ihr erregt. Auch das war heute anders; sie fürchtete sich vor den verlangenden Tönen.

Nur hoffte sie noch, daß es ein Trug ihrer Sinne wäre oder auch die Nereiden, welche zu dieser Nachtstunde aus dem Wasser tauchten, um sie singend zu rufen und ihr Herz zu betören, daß es seiner heiligen Pflichten vergäße. Denn sie wußte, die Nereiden seien zwar wunderschön von Gestalt und meist auch freundlichen Sinnes, allein dem Christenthum nicht allzu wohlgefinnt. Sie wagte aber durchaus nicht, wieder ans Fenster zu treten, sondern lag angstvoll auf ihren Knien, bis sie zuletzt die innere Unruhe nicht mehr ertragen konnte und zu ihrer Beschützerin hinabsteigte.

Sie fand dieselbe noch nicht im Bette, aber doch über ihrem Rosenkranz ein wenig eingenickt, so daß sie von dem Gesang da draußen nichts vernommen haben konnte. Kalomira weckte sie auf und erzählte ihr hastig ihre neuen Fährnisse.

Anastasia aber schüttelte das Haupt und sprach: „Wie meinst du, daß solches Singen von den Nereiden flamme? Warum sollten sie die Stimme eines Mannes annehmen? Mir scheint es weit leichter, zu vermuthen, daß jener Jüngling, den du fliehst, hier in der Nähe sei und seine lockenden Liedchen anstimme.“

„Das ist nicht möglich,“ sagte Kalomira, „er hat mir ja geschworen!“

„So hat er den Eid gebrochen,“ erwiderte die Einsiedlerin ruhig.

„Nein, nein!“ rief das Mädchen sehr heftig, „das hat er nicht, das kann er nicht, das ist nicht möglich!“

„Wer läßt dich dessen so gewiß sein? Es hat schon mancher Mann, wenn die Begierde ihn trieb, seines Eides vergessen.“

„Nein, dieser nicht! Eidbrüchig kann dieser nicht sein! Mein Herz sagt es mir so sicher und laut, daß ich ihm glauben muß; dieser Jüngling kann kein Verbrecher an dem Heiligsten sein!“

Da nickte Anastasia dreimal mit dem Haupte und sprach: „Ach, wehe einem

armen Mädchen, wenn ihm das Herz etwas sagt! — So bleibe du denn hier und rede noch ein wenig weiter mit deinem Herzen, denn ich fürchte, es wird dir noch viele Widerrede machen. Ich aber will indessen um deinetwillen in meinen Rachen steigen und etwas in die nächtliche Kühle hinausfahren, um deiner Mreiden ein bißchen auf den Zahn zu fühlen.“

Nach diesen Worten that die Alte, hüllte ihr Antlitz in einen weißen Schleier, schritt hinaus, löste den Rachen und ruderte mit rüstigen Armen in einem weiten Kreise um ihr Inselchen herum. Sie brauchte sich nicht anzustrengen, denn bald kam ihr ein anderes Boot mit begieriger Eile entgegen, und als es ganz in ihrer Nähe war, zog der nächtliche Schiffer die Ruder ein und breitete die Arme sehnsüchtig aus, als wollte er die Nahende umfassen.

Die wadere Anastasia aber hob schnell ihr eines Ruder mächtig drohend empor und schlug zugleich den Schleier zurück, daß der Mond auf ihr Antlitz schien: das war ehrwürdig und schön, aber keineswegs jung oder reizend, und jetzt zumal war es fast schrecklich zu sehen in seinem ehrlichen Zorn.

„Eidshänder!“ rief sie ihm zu. Und Perikles fuhr so hastig zurück und ließ die Arme sinken, als hätte ihn das schwere Ruder wirklich geschlagen.

Er wußte sich indessen noch ziemlich schnell zu fassen, und weil er merkte, daß diese Einsiedlerin sein Geheimniß wußte, erwiderte er kräftig: „Nicht doch, Mutter, du irrst, mein Eid ist unverletzt. Ich habe geschworen, binnen Jahresfrist mein Haupt nicht mehr auf unserer Insel Kerkyra zur Ruhe zu legen, und diesen Schwur halte ich treulich. Denn ich wohne nun zur Nacht bei den zwei Mönchen hier auf dem Eiland Pantokrator, das ist nicht Kerkyra, und wenn ich bei Tage wandernd das Land drüben betreten will, so wehret mein Eid es mir mit nichts.“

An dieser Rede erkannte Anastasia, daß sie es mit einem gewöhnlichen Burtschen zu thun hatte, und es ward ihr sehr bange um ihren Schützling. Sie konnte ihn wegen des Eides aber nicht mehr strafen und fragte nur strenge: „Warum verfolgst du unsere fromme Jungfrau und störst ihre Ruhe? Sie verschmäht dich gänzlich und will nichts von dir wissen.“

Perikles bejann sich nur kurz auf eine Antwort und sagte gelassen: „Wenn Kalomira gar nichts von mir wissen will, was kann es ihre Ruhe stören, wenn ich auf freiem Meere meine Lieder singe? Ja, wie weiß sie dann, daß sie ihr gelten und nicht etwa dir, Mutter Anastasia? Bist du doch weithin angesehen und Jedermann hält dich hoch, und ich nicht am wenigsten. Doch ich erkenne, daß sie ihr Ohr ein wenig meinem Singen öffnet, und das nehme ich mir zu einem guten Zeichen. Wohl weiß ich, warum ihr Herz sich sträubt und sich wider sich selber sezt: sie möchte ihren Heiligenschein vor dem Volke wahren und die Ehren nicht gern einbüßen, die sie bisher genoß; darum verstoßt sie sich gegen die Liebe und gegen mich, der ich allein wagte, um sie zu werben, den Leuten beider Dörfer zum Troß, die mir darum feind sind und mich bitterlich verfolgen. Und ich bin deß nun müde, und höre du denn genau, was ich thun will, um zu einem Ende zu kommen. Ich will der Stolzen eine neue Wette bieten, die sie von mir befreie, wenn sie will, und einen neuen Eid thun, der klarer sei und mich sicherer binde. Ich bitte dich, verkündige du ihr meine Meinung, und sie wisse, daß ich nicht eher, weder hier noch wo sie immer weilen mag, mein Singen einstellen will, als bis sie die Wette eingeht. Mir liegt nichts mehr an meinem Leben ohne sie und ohne ihre Liebe, doch ich will nicht von hinnen gehen, ehe ich noch einen einzigen Augenblick des Glückes genossen habe. Darum

sage ihr: sie soll mich einmal noch küssen und das mag das allerletzte Mal sein. Dann schwöre ich ihr bei der Allheiligen, ich will meinen Fuß nie wieder auf ein Land setzen, das sie trägt, und auch nicht in der Nähe weilen, sondern für alle Zeiten ihres Lebens will ich ihr so fern sein wie ein Todter in der Unterwelt — es sei denn, daß sie selbst komme und aus freiem Willen mich zurückführe und also den Schwur aufhebe. So soll mein Eid sein, und du sollst ihn diese Wette vorlegen. Doch diese Nacht noch soll es geschehen, und will ich scheiden, denn mein Herz brennt so sehr von Sehnsucht nach ihr, daß ich keine Ruhe finde weder am Lande noch auf dem Meere, bis mein letztes Begehren erfüllt ist.“

Die Nonne blickte ihm recht mißtrauisch ins Gesicht bei diesem seltsamen Vorschlag und zauderte unerschlüssig, ob sie seiner Bitte willfahren dürfe. Allein zuletzt sagte sie sich selber, daß in einer verzwickten Lage es immerdar am klügsten ist, eine rasche Entscheidung zu fördern und den Dingen gerade ins Antlitz zu sehen. Denn, dachte sie, ist es dieser Jungfrau ernst mit ihrer Weigerung, so wird ihr ein Kuß mehr zu den übrigen keinen argen Schaden bringen, falls sie nur den Burschen seinem Eide gemäß nie wieder mit Augen sieht. Bricht er aber den Schwur, so wird er ihr auf alle Fälle so gemein und verächtlich werden, daß sie ihr Herz mit Schaudern von ihm wendet, und er mag in seiner Schande vor ihr dahinfahren. Darum ist es gut, ich thue nach seinem Wunsche, ob ich ihm gleich jetzt noch nicht viel Gutes zutraue.

So nickte sie ihm Gewährung, fuhr schweigend Bord an Bord mit ihm an ihr Klosteriland und erlaubte ihm daselbst zu landen. Er mußte aber draußen stehen und harren, indessen sie ins Hansgung, mit der Jungfrau zu reden.

Und er blieb eine beträchtliche Weise

in sorgender Einsamkeit; es war so still um ihn her vom Meere zu den Bergen, als ob er der einzige lebendige Mensch wäre mitten in einer erstorbenen Welt; und doch trug er in seiner Brust einen Entschluß, durch den er leicht in wenigen Stunden von der lebend erwachenden Welt als ein tochter Mann erblickt werden konnte.

Doch als endlich die Nonne wieder erschien, führte sie Kalomira mit sich an der Hand. Perikles aber sah, daß sie ihr Antlitz tief in den Schleier verborgen hatte, und sprach: „Willst du mir thun nach meinem Verlangen, so enthülle dein Haupt, daß ich den Eid frei vor deinem offenen Antlitz leisten könne.“

Stumm gehorchte sie dieser Mahnung und schlug den Schleier über die Schulter zurück, und Perikles sah, sie war blaß wie eine Lilie. Da sprach er mit zitternder Stimme seinen Eid, ganz wie er ihn Anastasia zuvor verheißen hatte. Und dann umfing er die Geliebte, die sich nicht wehren durfte, und küßte sie auf den Mund und die Augen; und er fühlte, wie Thränen leise ihren Wimpern entströmten. Auch erwiderte sie ganz heimlich seinen Kuß, denn sie dachte, sie würde ihn auf Erden nimmer wiedersehen, und wußte doch in diesem Augenblick, daß sie ein großes Wohlgefallen an ihm gewonnen hatte. Und wäre nicht ihr Stolz und ihre Pflicht gewesen, sie hätte ihn am liebsten für ihre Lebenszeit in ihren Armen festgehalten.

Nachdem Perikles in solcher Weise eines kurzen süßen Glückes theilhaftig geworden, richtete er sich rasch empor und sagte laut mit fester Stimme:

„Jetzt will ich meinen Eid lösen, wie ich ihn geschworen habe, und noch ein Stück darüber. Ich habe verheißen, den Fuß nie wieder auf ein Land zu setzen, das dich trägt, Kalomira. Nun aber füge ich hinzu und schwöre bei allen

Heiligen, ich werde den Fuß nie wieder auf irgend einen Boden setzen, weder auf das Festland, noch auf eine Insel, noch auf eine Klippe, noch selbst auf ein Schiff, sondern einzig das Wasser soll mich tragen, so lange es kann. Denn wenn dir dein heiliger Name höher steht als meine Liebe, so will ich eher sterben, als deiner Liebe entbehren. Darum scheidet dich jetzt von dir und von der Erde auf ewig, es sei denn, daß du selbst mich zurückholst und so mit eigener Hand meinen Eid vernichtest.“

Nach diesen Worten that er einen Sprung, warf sich, wie er war, von dem Steine ins Meer und begann mit starken Stößen hinauszuschwimmen.

Die beiden Frauen schriekten laut auf, als sie den wilden Sinn seines Schwures erkannten, und Kalomira sank in die Kniee. Anastasia aber sprach: „Wahrlich, mich erbarmt dieses treuen und kühnen Jünglings, den nun jeder Schlag seines Armes dem Tode näher bringt; doch ich vermag ihm nicht zu helfen, denn sein Eid bindet auch mich. Ich will in mein Kirchlein gehen, für seine Seele zu beten und für die deine.“

Kalomira lag auf ihren Knien und starckte mit Grausen und Entsetzen dem Schwimmer nach. Sie erkannte wohl, es war ihm grausam ernst mit seinem Schwur; er schwamm und schwamm mit rüstigen Armen, als gelte es ein herrliches Ziel zu gewinnen. Kalomira blieb erstarrt in hilfloser Angst, indessen die Minuten gingen. Ja, sie wußte, sie konnte ihn retten, sie allein in der Welt, jetzt noch, diesen Augenblick noch — aber dann war er auch seines Eides entbunden, dann war ihm alle Macht über sie gegeben, sie fühlte, daß sie ihm nicht mehr zu widerstehen vermochte. Und dann war sie eine Pflichtvergeßene vor ihrem Volke, des himmlischen Segens bar und unwerth, sie mußte fortan die Augen niederschlagen,

wo sie das Haupt sonst hoch und herrlich getragen.

Und eine entsetzliche Furcht ergriff sie vor irgend einer dunkel drohenden göttlichen Strafe für ihren Abfall wie vor einer fernen Gewitterwolke, die das Herz mit dumpfer Ahnung künftigen Unheils niederdrückt. Und diese Angst riß wie ein Sturmwind alle anderen Gedanken aus ihrer Seele, diese ungewisse Angst vor der geheimnißvoll richtenden Allmacht über den Wolken. Es war zu Schweres auf ihr Haupt gewälzt in dieser Stunde, ihr heiliges Amt des Segenspendens lag plötzlich auf ihr wie eine zermalnende Last, und gern hätte sie alle Ehren hingegen für ein einziges Wort, ein Zeichen von oben, das ihr Verzeihung gewährte, nur Verzeihung und nichts mehr, wenn sie ihr stilles Gelübde brach.

Sie schloß die Augen gewaltsam vor dem Schrecklichen, das sich draußen auf dem Meere vollziehen sollte; sie preßte beide Hände wie im Krampf vor ihr Antlitz, sie brach zusammen und drückte die Stirn fest auf den harten Stein — da war es ihr, als habe sie einen leisen Todesseufzer vernommen; es war nur der Seufzer ihrer eigenen Brust, der ihr so fremd erschien, als käme er ihr dort aus jener Ferne; und sie sprang wieder empor auf ihre Füße, riß die Augen weit auf und starckte hinaus zu dem verlorenen Manne im einsamen Meer.

Schon war er so weit vom Lande entfernt, daß er schwerlich mehr zurückkommen konnte, auch wenn er gewollt hätte; nach aller menschlichen Berechnung mußte ihm die Kraft lange vorher versagen. Und er ruderte doch immer noch weiter, sie sah die ruhige, gleichmäßige Bewegung seiner Arme, die ihn unbeirrt dem schauerlichen Ende näher führte. Und rings umher lag das Meer stumm und unbelebt in der leuchtenden Mondnacht, kein Schiff, kein Rachen war weit und

breit zu erpähen. Noch ragte sein Haupt kräftig über der glatten Flut empor — doch jetzt verschwand es, die Kraft der Glieder schien plötzlich zu erlahmen . . . doch es zeigte sich wieder, nur ein Augenblick war es gewesen, vielleicht ein Versuch, die Qual langsamer Ermattung freiwillig abzukürzen.

Aber dieser eine Augenblick entschied den langen Kampf des erschütterten Mädchens.

„Atheilige Jungfrau!“ betete sie leise, aber gewaltig, „strafe mich, schlage mich, zerschmettere mich, aber laß mich ihn retten! Denn sieh, er ist ohne mich ja ganz verloren!“

Und sie sprang in den Rachen, und von verzweifelten Ruderschlägen getrieben, schoß das leichte Fahrzeug dem fernen Schwimmer nach, allmählich die Weite der trennenden Fläche verringernd. Laut rief Kalomira seinen Namen über das Wasser, und er wandte das Antlitz herum; aber dennoch schwamm er weiter, langsamer gewiß und matter, doch er hielt seinen Eid bis zum letzten Augenblick. Immer schneller näherte sich das Boot dem lebendigen Ziele, immer freudiger wuchsen die Kräfte der rüstigen Jungfrau, und jetzt endlich, jetzt war sie an seiner Seite und streckte ihm selber die Hände zur Hülfe entgegen. Er vermochte sie zu fassen und sich über den Bord zu heben, aber dann sank er bewußtlos nieder auf den Boden des Schiffchens und blieb dort liegen bleich und ohne Leben. Kalomira küßte ihn leidenschaftlich auf den Mund und versuchte ihn damit wie jüngst auch diesmal zu Kräften zu bringen. Doch nun zeigte es sich, daß ihre heilige Nacht wirklich ganz von ihr gewichen war.

Da ruderte sie mit tüchtiger Menschenkraft zu dem Eiland zurück und rief die Nonne zu eiliger Hülfe herbei. „O Anastasia,“ sagte sie entschuldigend, „ich

konnte nicht anders, ich habe ihn mir zurückgeholt!“

Doch die nickte nur ganz zufrieden, und Beide trugen den leblosen Körper in die Capelle und legten ihn nieder unter das Bildniß der Gottesmutter, ihn ihrer Fürsorge zu empfehlen. Aber doch versäumten sie nicht, mit ihren Händen der Göttin tapfer beizuspringen, sie rieben und wärmten ihn und stärkten ihn mit Wein. Und nicht allzu lange währte es, da erfüllte die Panagia ihre Bitte und goß dem Jüngling frisches Leben in die erstarrten Glieder.

Au andern Morgen mit dem Frühesten besandte Anastasia durch den Fährmann den Priester Chrysilopulos von Gasturi; denn Kalomira war während der Nacht in eine so schwere Verzagtheit gefallen, daß nichts sie aus ihrer Trübsal aufzurichten vermochte. Als Panagiotis nun kam und sah, wie sich die Dinge gefügt hatten, zugleich aber auch erkannte, wie schwer seine Tochter die gebrochene Pflicht ertrug, da streichelte er sie, lächelte gütig und sprach:

„Das mag noch Alles gut werden, wenn wir Geduld haben mit unserer frommen Gemeinde und den Leuten Zeit lassen, sich von einem alten Wahne langsam zu entwöhnen. Ich will euch Beide hier sogleich in diesem Heiligthum als rechtmäßige Ehegatten zusammensprechen. Wenn ich darüber ein wenig in Strafe verfallt, so soll mich das dieses eine Mal nicht allzu sehr verdrießen. Dann sollt ihr einen Monat in tiefer Verborgenheit unter Obhut der Schwester Anastasia mit einander wohnen; doch nach dieser Frist soll Kalomira in mein Haus zurückkehren und wieder daselbst leben wie zuvor, als ob nichts geschehen wäre, bis mir die Zeit gekommen scheint, dem guten Volke Alles zu offenbaren.“

Es geschah nun Alles so, wie er gerathen hatte. Nach einem Monat ge-

heimen Glückes lebte Perikles die folgende Zeit in freiwilliger Verbannung auf dem Eiland Pantokrator bei den zwei Mönchen, diente ihnen als Fischer und hatte daselbst seine Treue in langer Entfugung zu bewähren. Die junge Gattin kehrte nach Gasturi zurück, pflanz ihres frommen Amtes wie zuvor und empfing ihre Gaben. Niemand wußte von dem Geschehenen, nur waren ihrer Viele, die sich wunderten, daß auf einmal all jene strahlende Frische und beglückende Heiterkeit in ihr schönes Antlitz zurückgekehrt war, die sie vor Jahren als Kind besaßen. Und es gab Keinen, dem das mißfallen hätte, vielmehr schien alles Glück und alles Gute im Lande nur desto schöner zu wachsen, und die Leutchen gediehen in stiller Arbeit immer noch besser.

Als nun ihre Zeit gekommen war, genas Kalomira heimlich eines Kindleins, und als dasselbe zur Taufe kommen mußte, ließ der Priester die ganze Gemeinde sich versammeln, zeigte das Neugeborene und sprach:

„Wie ihr wißt, ward unsere Tochter Kalomira mit besonderen Gaben zu unser Aller Bestem vom Himmel ausgerüstet; aber ein Irrthum war es, wenn ihr wähntet, der Himmel wolle ihr zugleich eigenes Glück der Liebe und trauter Häuslichkeit entziehen, daß sie euch Andern allein zum Heile lebe. Rein, die Heiligen machen nicht dergleichen Bedingungen und Vorbehalt; wen sie begnaden wollen, dem schenken sie die Fülle ihrer Herrlichkeit aus freier Güte und ohne dafür ein Gegenopfer zu heischen. Und dessen sollt ihr jetzt ein vollgültiges Zeugniß sehen. Ist etwa im Laufe des jüngsten Jahres der Segen in unserem Lande geringer geworden, als er früher gewesen? Habt

ihr nicht im Herbst des Weines und jetzt im Winter des Oeles die Fülle gerundet? Ist irgend ein gemeines Unglück über euch gekommen? Sind mehr Leute unter uns erkrankt und gestorben als in anderen Jahren? Nichts dergleichen ist mir bekannt geworden, sondern immer blühet unsere Gemeinde wie keine andere rund umher auf diesem Eiland. Und dennoch, sollt ihr nun erfahren, ist unser Segenskind beinahe seit Jahresfrist die gültige Gattin eines Mannes; die himmlischen Gaben aber sind nicht von ihr genommen, und zum Zeichen, daß kein Heiliger ihr zürnt, ward ihr dies Kind beschied, das nun bei euch in gleicher Ehre stehen soll wie sonst seine Mutter; denn in diesem Kinde sollt ihr von Neuem beglückt und gesegnet werden. Und also fordere ich von euch, daß ihr Alle insgemein den heimlichen Ehebund meiner theuren Tochter Kalomira nun öffentlich gutheset. Wer aber anders gegen sie gefinnt wäre, der soll der neuen Gnade nicht mit theilhaftig werden.“

Als Panagiotis geendigt, ging erst ein leises Murmeln der Verwunderung durch die versammelte Schar, doch bald schwoll es an zu lautem Beifall und immer hellerem Jubel; und es ward also Friede geschlossen zwischen der abtrünnigen Kalomira und all ihren Beschüzern, ehe noch ein Krieg erklärt war. Und das Glück blieb der Gemeinde getreu und nicht am wenigsten dem jungen Hause, welches Perikles, der Sohn des Kanthippos, in Gasturi sich gründete.

Von ihm wußte man später mancherlei bürgerliche Tugend zu rühmen: Weisheit und Beredsamkeit, meinte Chryssipulos, habe er von jeher fast ein bißchen zu viel besessen.





Sophie Germain.

Von

Hugo Göring.

Das neue Stadium, in welches die Discussion über die künftige Stellung der Frau in der Gesellschaft, d. h. über ihren intellectuellen und ethischen Werth, getreten ist, macht es zur literarischen Pflicht, das Andenken einer weiblichen Erscheinung zu erneuern, die nicht nur in der gesammten historisch gewordenen Frauenwelt vielleicht den ersten Rang einnimmt, sondern auch innerhalb der von Männern vertretenen Wissenschaft eine hervorragende Bedeutung erlangt hat. Trotz ihrer ererblichen Verdienste um Mathematik und Philosophie kennt man doch Sophie Germain kaum dem Namen nach. Spurlos ging vor einigen Jahren das Säculariat ihrer Geburt vorüber: weder die wissenschaftliche noch die belletristische Tagesliteratur widmete ihr ein Wort der Erinnerung; nicht einmal Frankreich, ihr Vaterland, nahm davon Notiz.

Nur in der deutschen Reichshauptstadt feierte der enge Kreis eines philosophischen Vereins das Andenken der Schriftstellerin, die als bedeutendste Vorkämpferin einer exacten Gedankenrichtung gelten kann.

In der wissenschaftlichen Literatur begegnen wir ihrem Namen nur zweimal: in einer Abhandlung des berühmten Mathematikers G. Kirchhoff, der eine mathematische Untersuchung an die von Sophie Germain überlieferten Vorarbeiten anknüpft, und in der „Kritischen Ge-

schichte der Philosophie“ von E. Dühring, der ihr einen hervorragenden Rang in der Geschichte des philosophischen Denkens anweist, ja sie in seiner begeistertsten Darstellung sogar über Kant und August Comte stellt.

Den spärlichen Notizen, die uns über den Lebensgang von Sophie Germain zu Gebote stehen, liegt eine einzige authentische Quelle zu Grunde: ein kleines Feuilleton des „Journal des Débats“, welches der Florentiner Mathematiker Wilhelm Libri im Mai 1832 als Retrospektiv verfaßt hat. Alles, was wir von anderen Berichterstattern, ihrem Neffen Herbetto, Garzy, Guypot de Fère und Anderen erfahren, ist entweder nur Wiederholung oder sogar unrichtige Darstellung dessen, was wir nach den Aufzeichnungen Libri's und der Philosophin selbst erfahren.

Nach diesen Mittheilungen ist Sophie Germain am 1. April 1776 zu Paris geboren. Ihre Kindheit fällt also in die Zeit, in der sich bereits die Stürme einer nahe bevorstehenden politischen Umwälzung ankündigten. Im Kreise ihrer Familie mögen die Vorwehen der großen Revolution oft den Gegenstand ernster Discussionen gebildet haben, da ihr Vater als Mitglied der constituirenden Versammlung schon früh die Tragweite derselben erkannt haben durfte. Jedenfalls wirkte die Vorstellung der kommenden Unruhen beängstigend auf das Ge-

müth des jungen Mädchens, und so suchte sie nach einer Beschäftigung, welche die ganze Energie ihres Geistes auf das intensivste anspannen und dadurch ihre Besorgniß verschweuchen sollte. Kann es nun auch tatsächlich kaum eine Wissenschaft geben, die eine größere Concentration des Geistes erfordert als die Mathematik, so ist das äußere Moment, welches das dreizehnjährige Kind zu so ernsten und einem Mädchen doch selten naheliegenden Studien führte, immerhin charakteristisch. In ihrem ängstlichen Umherschauen verfällt sie auf die Lectüre der „Geschichte der Mathematik“ von Montucla, einer im vorigen Jahrhundert gangbaren Darstellung der mathematischen Lehren in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Einen tiefen, entscheidenden Eindruck machte auf das junge Gemüth die begeisterte Charakteristik, die der Historiker von dem antiken Mathematiker Archimedes entwirft. Nach dieser Schilderung trägt jeder Zug des berühmten Denkers den Stempel der Genialität: er ist so vertieft in seine Speculationen, daß er die ganze Außenwelt darüber vergißt. Sinnend und forschend lebt er nur in der idealen Welt seiner mathematischen Gebilde; er lehrt sich so von dem Leben ab, verachtet so die Praxis als untergeordnete Clavin der Theorie, daß er es unterläßt, der Nachwelt eine Beschreibung seiner Maschinenconstructionen zu hinterlassen: so consequent bleibt er in der Sphäre des reinen Denkens. Er arbeitet mit solcher Selbstvergessenheit, daß ihn seine Scerven erst gewaltjam zur Aufnahme von Nahrung nöthigen müssen. Seine Vaterstadt Syrakus wird belagert, wird erobert; die Straßen der Stadt dröhnen von dem Lärm der wild heranstürmenden Soldaten: er hört nichts, er sieht nichts, sein Auge ist unverwandt auf seine geometrischen Figuren gerichtet. Ein roher Soldat bringt mit gekücktem Schwert in sein Haus ein und droht dem ernstesten Denker mit der Waffe. „Verdirb mir meine Kreise nicht!“ das ist das Einzige, was Archimedes zu entgegnet hat; und er wird das Opfer eines plumpen Mörders. — So oder in ähnlicher Weise hatte Montucla von dem großen Mathematiker gesprochen und das erhabenste Beispiel von der absorbirenden

Macht des mathematischen Denkens vorgeführt. Es ist begreiflich, daß ein so leuchtendes Bild den lebhaften Geist der jungen Sophie ergreifen und mit Begeisterung erfüllen mußte. Sofort ist ihre Entscheidung getroffen: sie hat gefunden, was sie gesucht; sie ist entschlossen, eine Wissenschaft zur Führerin ihres Lebens zu machen, von der sie bis dahin nicht mehr als den Namen gekannt hatte. Ganz autodidaktisch studirt sie seitdem ein Lehrbuch der Mathematik von Bezout, welches sie in der Bibliothek ihres Vaters gefunden hatte; sie überwindet alle Hindernisse, die ihr durch die Schwierigkeit dieser ernsten Wissenschaft sowie durch die sie umgebenden Verhältnisse in den Weg treten. Ihre Angehörigen bemühen sich, die ihrem Alter und ihrem Geschlechte ungewöhnliche Neigung auf alle Weise zu bekämpfen, da sie kein Verständniß dafür haben; und sie setzen ihr, wie es in solchen Fällen fast immer geschieht, äußere Gewaltmittel entgegen. Man entfernt aus Sophiens Zimmer, um sie an der Nacharbeit zu hindern, das nöthige Leucht- und Heizmaterial, ja selbst ihre Kleider. Aber ihr Verneiser ist so groß, daß sie trotz alledem in der Nacht wieder aufsteht und bei dem matten Schimmer eines Lämpchens arbeitet; selbst die größte Kälte, bei der die Tinte in ihrem Schreibzeug gefriert, kann sie nicht davon abhalten: sie hüllt sich in Decken ein und genügt ihrem leidenschaftlichen Verneiser, bis auch ihre Umgebung zu der Einsicht gelangt, daß der Drang des Genius nicht durch Bedanterie unterdrückt werden könne. So legte schon in frühem Alter diese interessante Individualität eine Probe von Energie ab, die sie später zu hohem Ruhme führen sollte. Oft sprach sie mit innerer Genugthuung von dem Glücke, welches sie genossen habe, als sie sich nach langen Bemühungen sagen konnte, daß sie die schwierige Sprache der Analysis verstehe.

Vertieft in die Schriften zeitgenössischer Mathematiker, wurde sie von den Stürmen, welche die große Revolution an ihr vorüberführte, nicht berührt. Ihre Hoffnung auf die Macht der exactesten aller Wissenschaften hatte sie also nicht getäuscht.

Wir mögen über diese Mittheilung urtheilen, wie wir wollen: so viel ist gewiß,

daß wir der That eines Genies gegenüberstehen. Der Weg des Genies ist ein vielseitiger. Bei dem Einen erwacht es in früher Kindheit, bei dem Anderen im reifen Mannesalter, hier in der üppigen Umgebung des Reichthums, dort in der ärmlichen Hütte der Entbehrung, bald unter dem belebenden Einflusse frischen Geisteslebens, bald im Alltagsgeleise der philiströsen Traumeristenz. Sein Merkmal ist nicht immer das stürmische, unvermittelte Hervorbekchen, sondern vor Allem das consequente, unverwandte Streben nach einem Ziele, das zähe Festhalten an einer bestimmten Aufgabe bis zu ihrer definitiven Lösung. Gerade dieses letzte Moment macht bei Sophie Germain den wesentlichen Charakterzug der Genialität aus. Deshalb war bei ihr die „Leidenschaft“ für Mathematik kein Ergebnis des Zufalles, wie es der französische Biograph auffaßt, sondern durch ihr innerstes Wesen bedingt. Ihre ganze geistige Natur drängte so nach dem Exacten hin, daß eben nur die strengste der Verstandesdisciplinen ihrer Individualität homogen sein konnte.

Als in Paris die polytechnische Schule ins Leben gerufen wurde, verschaffte sich Sophie Germain Hefte nach den Vorlesungen der Professoren. — Fourcroy's Chemie fesselte ganz besonders ihr Interesse, ebenso Lagrange's Analysis. Damals hatten die Professoren die Gewohnheit, am Schlusse der Vorträge ihre Zuhörer zur schriftlichen Darlegung ihrer Ansichten über dieselben zu veranlassen. Dies benutzte Sophie, um unter dem Namen eines Polytechnikers ihre Bemerkungen an Lagrange zu schicken. Der berühmte Mathematiker lobte dieselben; als er später den Namen der wirklichen Verfasserin erfuhr, besuchte er sie und sprach ihr seine Bewunderung in der ehrenvollsten Weise aus.

Das Auftreten eines weiblichen Mathematikers erregte großes Aufsehen, und bald sah sich Sophie Germain von hochverdienten Gelehrten beehrt, deren Unterhaltung ihr fortwährend neue Anregung brachte.

Mit anhaltendem Eifer beschäftigte sie sich mit der Theorie der Zahlen, seitdem Legendre (1798) sein grundlegendes Werk über diesen Gegenstand veröffent-

licht hatte. Später lernte sie die Schriften von Gauß kennen, deren Originalität sie mit größter Hochachtung vor dem deutschen Mathematiker erfüllte. Als sie sich hinreichend damit vertraut gemacht hatte, trat sie — auch jetzt wieder unter dem Pseudonym eines Polytechnikers — mit dem berühmten Göttinger Professor in Correspondenz. Dieser antwortete seiner Verehrerin stets auf das liebenswürdigste. Mehrere Jahre wurde dieser Briefwechsel fortgesetzt, als durch einen Zufall dem berühmten Gelehrten der Name seiner Correspondentin verrathen wurde. Als die Franzosen die Stadt Braunschweig belagerten, wo der berühmte Mathematiker wohnte, empfahl Sophie Germain denselben einem Freunde ihrer Familie, dem General Pernetty, welcher die Artillerie befehligte. Die Unterredung, die der General mit dem Gelehrten hatte, klärte den letzteren bald über das Geschlecht seines Pariser Correspondenten auf. In seinem nächsten Briefe sprach Gauß seiner Freundin die höchste Anerkennung aus.

Bis zu dieser Zeit hatte Sophie Germain noch nichts veröffentlicht. Bald aber bot sich ihr dazu eine Gelegenheit, durch die sie in der Gelehrtenwelt zu bedeutendem Ansehen gelangen sollte. Der deutsche Physiker Chladni kam nach Paris und führte dort zum ersten Male seine berühmten, jetzt allbekanntesten Versuche über die Schwingungen elastischer Platten vor.

Sein Experiment läßt sich in folgender Weise ausführen: man schraubt eine Platte von Holz, Glas oder Metall, gleichviel von welcher Gestalt, ob rund, elliptisch, drei- oder viereckig, derartig fest, daß die Schraube möglichst wenig Raum einnimmt. Man bestreicht die Platte mit einem Fiedelbogen. Durch die hervorgebrachten Schwingungen entstehen Töne, die gleich denen vibrierender Saiten bald höher bald tiefer sind. Die Platte theilt sich für jeden dieser Töne in schwingende Theile ab, welche durch Ruhe- oder Knotenlinien getrennt sind. Je höher der Ton wird, um so zahlreicher werden die Linien, d. h. um so geringer die Ausdehnung der schwingenden Theile. Um die Existenz der Knotenlinien nachzuweisen, streut man auf die Oberfläche der Tafel feinen, trockenen

Sand, welcher während des Tönens in die Höhe hüpfet und niederfällt und sich endlich an den Knotenlinien anhäuft. Auf diese Weise entstehen die Klangfiguren, die man noch jetzt nach Chladni benennt. Bei seinen ersten Demonstrationen in Paris erregte er damit großes Aufsehen. Napoleon I., vor dessen Augen sie ausgeführt wurden, interessirte sich lebhaft dafür, bedauerte aber, daß ihnen die mathematische Begründung fehlte. Um die Gelehrten zur Lösung dieser Aufgabe anzuregen, ließ er von der Akademie einen außergewöhnlichen Preis ausschreiben. Der große Lagrange prüfte die Aufgabe und erklärte, daß zur Lösung derselben erst eine neue Rechnungsart erfunden werden müsse. Dieser Ausspruch aus dem Munde einer so imponirenden Autorität entmutigte die Mathematiker. Trotzdem versuchte Sophie Germain eine Lösung der Aufgabe. „Schon beim ersten Anblicke der Chladni'schen Experimente“ — so schreibt sie selbst in der Vorrede zu ihren 1821 erschienenen „Recherches sur la théorie des surfaces élastiques“ — „sahen mir die mathematische Begründung dieser Erscheinungen möglich. Aber die Schriften eines Mathematikers, welche die Theorie des Schalles behandelten, überzeugten mich bald, daß diese Untersuchung an Schwierigkeiten geknüpft sei, die ich noch nicht einmal geahnt hatte. Dennoch beschäftigte mich immer noch das Problem. Ich studirte eine vorbereitende Abhandlung Euler's, aber nicht in der Absicht einer Bewerbung um den außergewöhnlichen Preis des Institutes, sondern nur im Interesse eines tieferen Verständnisses für die Schwierigkeiten, welche gerade die Formulirung der Preisaufgabe andeutete. Weder das Bewußtsein meiner Unfähigkeit, noch der Mangel systematischer Übung im Gebrauche der Analysis, noch die kurze Frist, die mir bis zum Termin der Bewerbung (October 1811) übrig blieb, — nichts konnte mich abhalten, dem Institut eine Denkschrift zu überreichen, in welcher ich die Hypothese entwickelte, die ich mir gebildet hatte. Ich war davon überzeugt, daß dieselbe einige Beachtung verdiene, und es lag mir sehr viel daran, sie dem Urtheil der Akademie zu unterbreiten.“

„Ich hatte erhebliche Fehler darin gemacht: auf den ersten Blick konnte man sie erkennen. Man hätte darauf hin die ganze Arbeit verwerfen können, ohne sich die Mühe einer weiteren Durchsicht zu nehmen. Glücklicherweise erkannte Lagrange, der zur Prüfungscommission gehörte, die Hypothese und leitete daraus die Gleichung ab, die ich hätte finden müssen, wenn ich die Gesetze der mathematischen Rechnung genau beachtet hätte. Als ich sah, daß der große Mathematiker, den selbst bis dahin die Schwierigkeit der Untersuchung abgeschreckt hatte, der von mir aufgestellten Hypothese eine wissenschaftliche Tragweite zuschrieb, gewann sie in meinen Augen einen höheren Grad von Bedeutung.“

„Auf den ersten Blick steigerte sie meine Erwartungen: sie erfüllte in der That alle Bedingungen, die die Beobachtung erforderte.“

Von Neuem stellte die Akademie dieselbe Preisaufgabe und gab dazu eine Frist von zwei Jahren. Zum 1. October 1813 schickte ich eine Denkschrift ein, worin ich die bereits bekannte Gleichung abermals zur Geltung brachte. Meiner Arbeit wurde die „ehrenvolle Erwähnung“ zu Theil. Völlig genügend war sie noch immer nicht erschienen. Erst bei einer dritten Preisaufgabe erreichte ich mein Ziel.

„Die Commission bestimmte mir für die Arbeit, die ich am 1. October 1815 eingereicht hatte, den ersten Preis. Da aber mein Beweis doch noch nicht völlig genügend erschienen war, ließ ich nicht nach, immer von neuen Seiten das Problem zu beleuchten, meine Versuche zu erweitern, meine Rechnungen zu wiederholen und mein Nachdenken zu vertiefen. Stets aber fand ich neue Gründe, die meine ursprüngliche Ansicht stützten.“

Zur Bestätigung ihrer Theorie veröffentlichte nun Sophie Germain auf Veranlassung Fourier's und Legendre's 1821 ihre „Recherches sur la nature des surfaces élastiques“ und 1826 ihre „Remarques sur la nature, les bornes et l'étendue de la question des surfaces élastiques“. Außer diesen beiden in Buchform erschienenen Publicationen finden sich noch einige Abhandlungen von ihr in Crelle's „Journal für reine und ange-

wandte Mathematik" (Berlin) und in den „Annales de chimie et de physique" (Paris).

Drei Jahrzehnte lang stand ihre Hypothese unangefochten da, ja unserer Denkerin wurde die Genugthuung zu Theil, daß ein höchst verdienstvoller Mathematiker, Poisson, in seiner Abhandlung „Sur l'équilibre et le mouvement des corps élastiques" ihre Theorie bestätigte, indem er auf ganz selbständigem Wege zu denselben Resultate kam. Erst der deutschen Wissenschaft gelang es, beide Theorien zu berichtigen. G. Kirchhoff, jetzt eine der Zierden der Berliner Universität, war es, der in einer Abhandlung „Ueber das Gleichgewicht und die Bewegung einer elastischen Scheibe" durch eine gründliche Beweisführung die alte Hypothese widerlegte (1850).

Nach einer anderen Seite hin erweiterte Sophie Germain ihre mathematischen Studien, indem sie sich mit der Zahlentheorie beschäftigte. Sie kam dabei zu ganz selbständigen Resultaten, die Legendre der Mittheilung in seiner „Théorie des nombres" für werth erachtete.

Als die Juli-Revolution ausbrach, zog sich Sophie Germain in ihr Studierzimmer zurück und blieb unberührt von den Stürmen derselben. Gerade während der Woche des Kampfes schrieb sie — zum letzten Mal ihre alten Lieblingsideen wieder aufnehmend — ihren „Mémoire sur la courbure des surfaces", der 1831 in Grelle's Journal erschien. So war sie der jugendlichen Begeisterung für ihr antikes Vorbild treu geblieben, dessen Heroismus ihr die Liebe zu der exactesten aller Geistesdisciplinen eingeflößt hatte.

So viel über die Leistungen einer Frau auf einem Gebiete, welches selbst Männer nur in seltenen Fällen mit vollkommenem Verständniß durchbringen, in den seltensten productiv beherrschen. Knüpfen sich ja überhaupt die Fortschritte der mathematischen Forschungen nur an die Namen weniger Denker ersten Ranges, da gerade dieses Denken die höchste Steigerung der Geisteskraft erfordert. Gewöhnlich beobachtet man dann, daß Männer, die in der Mathematik Tüchtiges leisten, mit einer gewissen Ein-

seitigkeit von anderen Wissenschaften sich abschließen und jene Gattung von gelehrtem Pöppelthum bilden, welche man als den Typus lebensunfähiger Isolirwässer mit Recht zu belächeln pflegt.

Sophie Germain wußte die dem „Fachgelehrten" so naheliegende Gefahr der Vereinsseitigung zu vermeiden. Der den Frauen eigene Trieb nach univervell-harmonischer Bildung führte sie dahin, sich ein allgemeines Wissen von Welt und Menschen anzueignen. Dadurch blieb sie dem jederzeit fern, was manche andere „in Gelehrsamkeit" arbeitende oder dilettirende Frauen so unangenehm macht, ja sie meistens der edleren Weiblichkeit beraubt, dem Charakter des „Blaustrumpfes".

So hatte sie sich ganz besonders in den Naturwissenschaften gründlich orientirt und in der Geschichte, Geographie und Ethnologie bedeutende Kenntnisse erworben. Selbst die lateinische Sprache hatte sie autodidaktisch so vollkommen erlernt, daß sie mit Leichtigkeit die römischen Classiker und die lateinisch geschriebenen Werke der bedeutenden Mathematiker ihres Jahrhundert's lesen konnte. Aber die lateinische Sprache diente ihr durchaus nicht als Element der sogenannten allgemeinen Bildung, welche dieselbe als besonders formalistisch schulende Disciplin betrachtet, sondern sie galt in ihren Augen nur als Mittel der Bildung; denn wären besonders die Werke Newton's und Euler's nicht in lateinischer Sprache abgefaßt, so würde unserer klar urtheilenden Denkerin das Studium der lateinischen Sprache gewiß nicht in den Sinn gekommen sein. In allen diesen Wissensgebieten hat sie productiv gearbeitet: in ihrem literarischen Nachlasse fanden sich werthvolle Abhandlungen über historische, anti-geographische, naturwissenschaftliche und besonders philosophische Gegenstände. Am eingehendsten hatte sie sich mit Philosophie beschäftigt. Wie weit sie diese beherrschte und im exact philosophischen Denken geübt war, beweist eine hinterlassene Schrift, die sie wenige Wochen vor ihrem Tode auf ihrem Krankenlager verfaßte und die ihr Kesse Herabette herausgegeben hat. Es sind die „Allgemeinen Betrachtungen über den Charakter

der Wissenschaften und der belletristischen Literatur in ihren verschiedenen Entwicklungperioden“ (Considérations générales sur l'état des sciences et des lettres aux différentes époques de leur culture). Ein Jahr nach dem Tode der Verfasserin (1833) wurden sie veröffentlicht und scheinen nur einem engen Kreise von Lesern bekannt geworden zu sein.

Die meisten Historiker der Philosophie kennen sie nicht. Nur Düring erwähnt sie in drei seiner neueren Werke mit größter Anerkennung, widmet ihr in seiner „Kritischen Geschichte der Philosophie von ihren Anfängen bis zur Gegenwart“ (3. Aufl. Leipzig 1879) eine ausführliche, rühmende Besprechung und setzt der bisher Vergessenen ein Denkmal, indem er ihr einen verdienten Ehrenplatz in der Geschichte der Wissenschaft anweist. Während Sophie Germain sonst wenig von den metaphysischen Systemen hielt und sie deshalb „Romane der hervorragenden Denker“ nannte, beurlundet sie in diesem Werke eine Selbständigkeit im metaphysischen Denken, die wahrhaft bewundernswerth erscheint. „Sie hat gezeigt,“ sagt Düring, „wie es möglich ist, in einer Composition von geringem Umfange nach erheblichen Richtungen hin mehr Gedankengehalt sichtbar zu machen und eine consequentere systematische Grundanschauung darzulegen, als man in händereichen Werken antrifft. Ihre Schrift schließt in bescheidenem Raume nichts Geringeres ein, als ein logisch-ästhetisches Programm für die Grundformen der zukünftigen exacten Gestaltung aller Wissenschaft, sowie auch der literarischen und künstlerischen Thätigkeit.“

Interessant ist in diesem Werke besonders die Darlegung, in der die Denkerin den Zusammenhang nachweist, in welchem Wissenschaft und Dichtung durch einen gemeinsamen Grundgedanken stehen. „Betrachtet man“ — so führt sie aus — „die verschiedenartigen Bethätigungen des menschlichen Geistes von einem universellen Gesichtspunkte aus, so staunt man über ihre innere Gleichartigkeit. Ueberall erkennt man das Walten bestimmter Gesetze: wo dies nicht der Fall ist, da macht sich der Mangel sofort geltend; und dann hat ein Werk, mag es nun eine Fülle von Gelehrsamkeit in sich

bergen oder der einfachen Unterhaltung dienen, keine Lebensfähigkeit: einer kurzen Berühmtheit wird ein völliges Vergessen folgen.

„Die Gesetze, von denen wir sprechen, haben längst das Denken des Menschen beherrscht, bevor er Zeit hatte, darüber nachzudenken. Das Bild des Weltganzen spiegelte sich in ihnen; das Gedächtniß hat sie nachgebildet; die Phantasie ist selbst in ihren wunderlichen Ausschweifungen von ihnen abhängig geblieben. Später haben sie dem Verstande als Führer gedient.

„Wäre es uns verliehen, in das Innere der Natur einzubringen, kämen die Beobachtungen, das Nachdenken, die Theorie, welche den Reichthum unseres Wissens ausmachen, nicht vom Menschen, so könnten wir uns mit Sicherheit für eine dieser beiden Voraussetzungen entscheiden: entweder zeigt uns die Grundform, die wir in uns und in den äußeren Objecten finden, die Eigenschaften des Seins, oder diese Grundform gehört nur uns an und bezeugt uns die Art und Weise, in der wir die Möglichkeiten erfassen können.

„Dieses erhabene Wissen bleibt uns für immer verschlossen. Beschränken wir uns jedoch darauf, zu untersuchen, in wie weit ein tieferes Gefühl für Ordnung und Ebenmaß uns zum Merkmal der Wahrheit in allen Dingen wird, so werden wir zu der Einsicht gelangen können, daß unsere Bemühungen in den verschiedenartigsten Wissensgebieten, die auf ein und dasselbe Ziel gerichtet sind, auch in einer und derselben Weise vollzogen werden.

„Es handle sich nun um den Entwurf zu einem Werke, um den Gegenstand einer Dichtung: der Verstand verlangt Klarheit, er will, daß die Theile unter einander kunstvoll verbunden seien, damit ihr Zusammenhang augenblicklich hervortrete, er strebt nach einer leicht zu erfassenden Anordnung, er liebt die Einfachheit, die Quelle der Amuth. Die Einführung des Wunderbaren ist denselben Gesetzen unterworfen. Die Phantasie kann sich in kühnen Dichtungen ergehen: alsdann aber muß ein gewisses Maß von Verstandesthätigkeit den Mangel an Realität der Gebilde ersetzen. Die Kundgebungen des ästhetischen Gefühls und die Urtheile des Verstandes gleichen

einander; Ordnung, Ebenmaß und Einfachheit bleiben intellectuelle Nothwendigkeiten. Die Gegenstände sind verschieden: aber das Urtheil stützt sich beständig auf diese univervelle Grundform, die in gleicher Weise dem Schönen und dem Wahren angehört.

„Wollen wir die Naturwesen studiren, so ordnen wir sie nach unserer entsprechenden Auffassung: und der methodische Begriff der Gattungen und Arten verleiht der Naturgeschichte das Gepräge des menschlichen Geistes.

„In den exacten Wissenschaften tritt das Gefühl für Ordnung und Ebenmaß, welches sonst überall entweder das ästhetische Gefühl oder den Verstand leitet, vor der sicheren Erkenntniß einer bestimmten Ordnung erlaunter und meßbarer Verhältnisse zurück. Man möchte sagen, der menschliche Geist habe im Besitze eines neuen Erkenntnißmittels seinen gewohnten Weg verlassen. Die Uebereinstimmung mit seinem inneren Vorbilde ist ihm nicht mehr das Merkmal der Wahrheit, der er näher steht: der Gegenstand seiner Forschung bietet im höchsten Grade die Bedingungen, nach denen er sonst immer strebt; und die Aufmerksamkeit, die sich auf dieses glückliche Ziel gerichtet hat, geht ganz darin auf.

„Ohne Zweifel bringt die Lectüre eines Werkes, welches das Product der Phantasie ist, einen anderen Eindruck hervor als das Studium eines mathematischen Werkes. Ebenso steht es fest, daß diejenigen Individualitäten, die sich nur ästhetischen Anregungen erschließen, diese Richtung ganz einseitig cultiviren und dadurch zu ernsthafter Verstandesanstrengung total unfähig werden, während andere, die ausschließlich exacte Wissenschaften betrieben haben, zerstreut oder unsicher werden, wenn sie nicht einer völlig beweisbaren Wahrheit gegenüberstehen.

„Doch wollen wir keineswegs zu dem Schlusse leiten, daß nicht ein gemeinsames Band zwischen äußerlich so verschiedenartig erscheinenden Geisteswerken bestehe. Im Gegentheil: fassen wir nur ihre Entstehung ins Auge, so sehen wir bald ein, daß der menschliche Geist bei all seinen Conceptionen von der Aussicht

auf bestimmte Ergebnisse geleitet wird, nach denen alle seine Bemühungen hindrängen. Er sieht wir nur zu, in welcher Weise er sich bethätigt, so werden wir uns bald davon überzeugen können, daß er immer einem unumstößlichen Gesetze folgt. Prüfen wir die verschiedenen Epochen des geistigen Schaffens, der erhabensten Gestaltung der poetischen Literatur wie der rein wissenschaftlichen Forschungen, so werden wir deutlich erkennen, daß Beides von dem Gefühl für Ordnung und Ebenmaß durchdrungen ist, wie überhaupt jede geistige Regung davon beherrscht wird.

„Wir können uns darüber nicht wundern: denn der menschliche Geist folgt Gesetzen, und zwar denen seiner eigenen Existenz; diese bieten ihm das gemeinsame Maß für alle Dinge, die er außer sich erfährt; sie werden notwendiger Weise der Antriebe zu seinen Bethätigungen, die Quelle aller seiner Freuden.

„Aus einem und demselben Grunde gefällt uns in der Wissenschaft, in der Kunst und in der poetischen Literatur ein geistvoller Gedanke oder ein Strom von Verebbarkeit: es offenbart sich darin ein Reichthum von Beziehungen, die uns entgangen waren. Wir sehen uns dadurch mit einem Male in eine höhere Sphäre versetzt, in der sich uns eine überraschende Einheit von Gedanken und Gefühlen offenbart. Die Freude darüber erregt uns; unwillkürlich danken wir dem Autor: und dieser Dank gewährt uns selbst wieder eine neue Befriedigung.

„Sehen wir nun zunächst zu, worin die ersten Versuche bestehen.

„Der Dichter hat seinen Stoff gewählt: eine Fülle von Gedanken strömt ihm zu und belebt seine Phantasie. Ein Ueberfluß an poetischer Kraft scheint die Dichtung zur Vollendung zu bringen: da geräth das innere Getriebe in Verwirrung und Stockung: der Dichter zögert, bleibt stehen, kehrt wieder um. Aus diesem stürmischen Ringen mit den verschiedenartigsten Entwürfen tritt endlich eine einfache Idee hervor. Mag sie der Dichter nun schon früher gehabt oder erst jetzt erfährt haben, jedenfalls ist sie es, die er sucht.

„So werden durch eine Beobachtung, ein unerwartetes Factum neue Forschun-

gen angebahnt. Der Mathematiker begrenzt nach einer sorgfältigen Prüfung alles dessen, was ihm in der schon vorhandenen Wissenschaft von Nutzen sein kann, genau den Gegenstand, den er bearbeiten will. Bald ahnt er Resultate, die er noch nicht fest erfassen kann, seine Phantasie schwingt sich auf, um dieselben auf dem Wege zu ergreifen, den er sich selbst gebahnt hat; er fürchtet, sich verirrt zu haben, und kehrt um; eine zahllose Menge neuer Gedanken hat sich den früheren zugesellt; sie verwickeln den Gegenstand und erschweren das Urtheil. Aber mitten aus diesem Chaos greift das Genie eine einfache Idee heraus; diese Wahl steht unbedingt fest; es weiß, daß sie zum Ziele führt.

„Hierauf folgt die Ausführung.

Der Dichter wird bei dem Entwurfe seines Planes den Grundgedanken niemals aus dem Auge verlieren. Dieser giebt seiner Arbeit gleichartiges Interesse und einheitliche Handlung, was die Quelle aller wahrhaften Schönheit ist; er gewährt ihm die Möglichkeit, dem Bedürfniß nach Ordnung und Ebenmaß Rechnung zu tragen, welchem das allgemeine Bewußtsein den höchsten Rang unter den ästhetischen und logischen Gesetzen verliehen hat. Der Dichter wird mit Wohlgefallen die leitende Idee durchführen.

Der Mathematiker seinerseits hat fortwährend den glücklichen Gedanken vor Augen, der seinen Forschungen die Richtung anweist. Er muß die ganze Energie seines Geistes darauf verwenden, den Zusammenhang der Wahrheiten aufzufinden, die in dieser ersten enthalten sind: sonst würde die Einheit der Composition auch gar nicht deutlich hervortreten. Die Anordnung seiner Arbeit ist eine ganz bestimmte: er würde sie gar nicht umkehren können. Die Beweisklarheit ist für ihn die Bedingung des Erfolges; er wählt die Methode, die er für geeignet hält, ihn zum Ziele zu führen, und freudig betritt er dann die Bahn, auf die er seine Hoffnung setzt.

So haben die Schriftsteller, deren Arbeit wir unter einander vergleichen, die ersten Schwierigkeiten überwunden; sie haben in den bestimmten Abschnitten das richtige Maß von entsprechendem

Umfang eingehalten, welches Ruhepunkte darbietet und bezeichnet, ohne das Bewußtsein des Zusammenhanges zu stören.

„Um nun den Rahmen auszufüllen, den sich unsere Autoren gezeichnet haben, werden sie sich noch einmal den Eingebungen ihres Genius überlassen. Aber jetzt, da sie die Grenzen ihres Gegenstandes vollständig fixirt haben, wird der eine nicht mehr befürchten müssen, sich in das weite Gebiet einer in Erdichtungen fruchtbaren Phantasie, der andere, sich in ein Meer von Möglichkeiten zu verlieren, aus dem man nur mit der größten Schwierigkeit auf den festen Boden der bereisbaren Wahrheit gelangt. Noch oft werden im Laufe der Arbeit Gedanken austauschen, die wenn auch aus dem Gegenstande hervorgegangen, so doch den raschen Fortschritt oder die Klarheit der Entwicklung beeinträchtigen können. Wollten aber unsere Autoren zu viel Sorgfalt auf die Vermeidung eines solchen Uebermaßes von Erfindung verwenden, so würden sie den Schwung ihrer Gedanken lähmen. Wenn sie später ihre ursprünglichen Entwürfe wiedersehen, so werden sie davon nur die nothwendigsten Elemente beibehalten. Zudem sie ihre Rolle wechseln, werden sie die Richter ihres eigenen Wertes.

„Zunächst prüfen sie den Gedankengang. Alles, was das Interesse zerplündern oder die Aufmerksamkeit stören und damit die Einheit der Composition vernichten könnte, wird entfernt: alles dieses kann anmutliche Episoden oder gelehrte Anmerkungen bereichern, oder — wenn es dem Gegenstande, der es gerade mit sich brachte, zu fern liegt, um in dem Werke selbst eine passende Stelle zu finden — vielleicht die Grundlage einer neuen Schöpfung bilden. So wird oft ein in einer gegenwärtigen Jahreszeit aufgeproßter Zweig der Keim einer künftigen Vegetation.

„Eine andere Seite von Verbesserungen betrifft die verschiedenen Theile der Darstellung. Der Schriftsteller prüft die Wahl der Worte, ihre Anordnung, das Ebenmaß des Verses oder des Satzes. Ueber eine große Menge von Wendungen, die sich schwer vereinigen lassen, bestimmt das ästhetische Gefühl, welches sich bald rasch, bald langsam entscheidet, dessen

Operationen uns oft entgegen, welches aber doch immer den Forderungen des Verstandes entspricht, selbst wenn es nur seiner eigenen Willkür zu folgen scheint.

„Die Sprache der Mathematik läßt ihre eigenartigen Verbesserungen zu; denn auch sie hat ihren Stil, — und nicht alle Autoren schreiben ihn mit einem gleichen Grade von Vollkommenheit. Der Wahl der Worte entspricht hier die der Zeichen. Allerdings beruht ihr Gebrauch so sehr auf Uebereinkommen, daß man bei jeder Gelegenheit erst erklären muß, was sie bedeuten; doch ist ihre Anwendung an gewisse Feinheiten geknüpft, die nicht einzig und allein von den überkommenen Gewohnheiten abhängen. Die Formeln vertreten hier den Satz. Sie können mehr oder weniger elegant sein. Die Analysis spricht zu den Augen. So muß sie, entsprechend der Harmonie oder dem Accord im Reiche der Töne, in ihren verschiedenen Bestandtheilen das Verhältniß von Ordnung und Einfachheit aufweisen. Wer in das Wesen dieser Sprache eingeweiht ist, empfindet bei dem Anschauen der Formeln eine Freude, die ihn zum Studium antreibt. Und wenn die tüchtigen Autoren den feinen Tact besitzen, der ihnen sagt, welche Formel sie niederschreiben, welche nur andeuten dürfen, wenn ihre Entscheidung bald unmittelbar erfolgt, bald auf Ueberlegung beruht, so ist dieser Tact nichts Anderes als das ästhetische Gefühl in seiner Anwendung auf Gegenstände, die man seinem Bereiche fern liegend erachtet hatte.

„So haben wir gesehen, daß in der That die verschiedensten Geisteserschöpfungen einander ähnlich sind, daß ein Gefühl für Ordnung und Ebenmaß die ersten Eingebungen des Geistes beherrscht, die Ausführung derselben leitet und noch bei den letzten Verbesserungen des Wertes sich geltend macht.

„Bewegt sich nun auch der Geist immer auf derselben Bahn, so sind doch die Objecte, die er erfassen kann, unendlich mannigfaltig. Im ersten Augenblick muß diese Mannigfaltigkeit mehr überraschen als die Gleichartigkeit der Beziehungen, von denen wir gesprochen haben. Auch haben die Geistesfähigkeiten, die im Grunde dieselben sind, nach dem Wesen

der Gegenstände, auf die sie sich beziehen, verschiedene Namen. Die Verschiedenheit der Bezeichnungen, die um so natürlicher ist, als jede Seite unseres Wissens eine Zeit lang alles Andere gewissermaßen ausschließt, sucht das Vorurtheil von einer wirklichen Scheidung der ‚Seelenvermögen‘ von einander zu bestärken, als wenn z. B. ein Märchen nicht von den Gesetzen des Verstandes abhängig wäre und die Entdeckung eines Naturgesetzes ohne Hülfe der Phantasie geschehen könnte. Ohne Zweifel wird uns der Dichter keinen Einblick in die subtilsten Erwägungen gestatten, die der Wahl seiner allegorischen Gestalten vorausging, für welche er sich entschieden hat; und der geniale Denker, der ein Geheimniß der Natur entdeckt, wird uns ebenso wenig sagen, wie oft seine Phantasie sich vom richtigen Wege entfernt hatte. Vielmehr hat jeder Autor allen Fleiß darauf verwendet, die Spuren seiner ersten, noch tastenden Versuche zu verwischen, um nur die dem Gegenstande eigenthümlichen Formen hervortreten zu lassen.

„Der Leser sucht je nach seiner individuellen Stimmung eine angenehme Erholung oder eine ernste Belehrung. Der Titel eines Buches sagt ihm, daß er nur eine Art von Aufmerksamkeit nöthig hat, die er gerade anstrengen will — und er wird naturgemäß zu der Meinung geführt, daß die Autoren selbst entweder aus dem Reichthum einer frei sich ergehenden Phantasie heraus oder nach der strengen Richtschnur einer Deduction geschrieben haben, die keine Umschweifung gestattet. Daher kommt die einst so genau eingehaltene Scheidung zwischen dem Bereiche der Phantasie und dem des Verstandes.

„Fügen wir noch hinzu, daß in einer uns schon fern liegenden Zeit die für eine im Entstehen begriffene Wissenschaft nothwendig strenge Arbeitstheilung die Vorstellung von gefonderten ‚Seelenvermögen‘ beständigen mußte. Aber henzutage, da die Wohlthat der Buchdruckerei dem menschlichen Geiste den Genuß alles dessen sichert, was die vorhergehenden Generationen an Beobachtungen, Vergleichen, Theorien, unbestrittenen Wahrheiten aufgehäuft haben, braucht er die ersten Schritte nicht mehr zu wiederholen; seine wirkliche Kraft

wächst von Tag zu Tag, und auf dem Wege einer vertieften Belehrung sehen wir uns bereits zu diesen Ideen der Einfachheit und Einheitlichkeit zurückgeführt, die einst nur Offenbarungen des Genies waren, welches sein eigenes Wesen erkannte und sich bemühte, die Gesetze desselben auf das ganze Universum anzuwenden.

„Zweifeln wir also nicht mehr daran, daß Wissenschaft, Literatur und schöne Kunst aus einem und demselben Bewußtsein hervorgegangen sind. Sie haben je nach den Mitteln, die das Wesen eines jeden von ihnen bedingen, unablässig erneuerte Abbilder dieses uns innewohnenden Urbildes, eines univiersellen Typus der Wahrheit, nachgeschaffen, der so scharf in dem höheren Geistern ausgeprägt ist.

„Ein Blick auf die geschichtliche Entwicklung des menschlichen Geistes zeigt uns, daß selbst in seinen Ausartungen und vermöge der Gesetze seines Wesens alle seine Bemühungen auf Ordnung, Einfachheit und Einheit in der Conception gerichtet sind.“

Hiermit haben wir unseren Lesern eine Reihe von Gedanken vorgeführt, mit denen Sophie Germain wesentliche Grundzüge von dem umfaßt, was sich später bei August Comte, dem Begründer der positiven Philosophie, an verschiedenen Perioden und Standpunkten vertheilte und schließlich zu Selbstmitleiden führte, die der Tact des weiblichen Genies mühelos vermieden hat. Mit gleichem Rechte, aber mit größerem Ruhme kann sie als die eigentliche Vorläuferin derjenigen Philosophie gelten, die die Wirklichkeit zum Maß aller Conceptionen macht und jede Anwendung zu einer traumhaften Weltvorstellung ausschließt. Ihre philosophische Schrift hat also außer ihrer historischen Bedeutung noch einen selbständigen Werth durch ihren Inhalt, der in jeder Beziehung modern ist und den gebildeten Leser besser in das Studium der Philosophie einführen kann als alle philosophischen Briefe und ähnliche Popularverwässerungen einer Wissenschaft, die man nur kennen lernt, wenn man sich an die wirklich originalen Denker selbst wendet. Und unter diesen ist selten ein Autor zu finden, der wie unsere Philosophin die Tiefe des Ge-

danpens mit der Anmuth einer Darstellung verbindet, welche die strengen Schlußfolgerungen der Logik in das Gewand lebensvoller Schönheit kleidet und ästhetischen Betrachtungen eine mathematische Genauigkeit verleiht. Wie die mitgetheilte Probe ihres Werkes in fließend eleganter Einfachheit die schwierigsten Denkproceße — eine Art Psychologie des Genies, eine Analyse des geistigen Schaffens — darstellt, so behandelt das ganze Werk die schwierigen Fragen der Erkenntnißlehre, der Welttypematik, der Moral und Aesthetik mit dieser geschmackvollen Gründlichkeit, zu der sie durch die Übung in der mathematischen Ausdrucksweise sich herangebildet hatte.

Man kann das Schriftchen der Philosophin als ihr wissenschaftliches Testament betrachten: nicht nur weil sie darin eine Art psychologischer Rechenschaft über ihre eigene gesammte Denkarbeit ablegt, sondern auch weil sie es kurz vor ihrem Tode abgefaßt hat. Auf dem Krankenlager schrieb sie es — in den Momenten, in denen ihr die heftigen Schmerzen nicht gestatteteten, sich mit ihrem Lieblingsstudium, der Mathematik, zu beschäftigen. Lange Zeit vorher nämlich hatten sich schon die Vorboten des schrecklichen Leidens gezeigt, welches ihr den Tod bringen sollte. Als die unheilbare Krankheit — der Brustkrebs — mit ihren trostlosen Consequenzen hervorgetreten war, erwartete die Philosophin mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit und echt philosophischer Resignation ihr Ende. Mit seltenem Heroismus ertrug sie die peinigenden Schmerzen, denen sie am 17. Juni 1831 erlag.

Wahre Hergensgüte und edle Selbstvergessenheit bildeten den Grundzug ihres Charakters, den sie auch während ihres langwierigen Leidens keinen Augenblick verleugnete. Alle ihre Handlungen trugen das Gepräge des reinen Wohlwollens. Es war ihr ein Lebensbedürfniß, Anderen Gutes zu erweisen. Die Tugend liebte sie „wie eine mathematische Wahrheit“: denn sie verstand nicht, wie man die Idee der Ordnung auf einem Gebiete lieben, auf dem anderen vergessen könne. Die Idee der Gerechtigkeit und Tugend faßte sie als Idee der Ordnung auf, die der „Verstand“ annehmen müsse, selbst wenn sie das „Perz“ nicht liebe.

Ihre Selbstvergessenheit und edle Verschidenheit trat in allen Beziehungen des Lebens glänzend hervor und bildet einen erfreulichen Gegenatz zu der gepreizten Eitelkeit, der wir unter den Repräsentanten echter und unechter Wissenschaft so oft mit Widerwillen begegnen. Sophie Germain pflegte die Wissenschaft aus reinster Freude an der Forschung, nicht aus Ehrgeiz oder des materiellen Gewinnes halber: sie war eine viel zu tiefe, innerliche Natur, als daß sie etwas Anderes als das stille Selbstgenießen ihrer Ideenwelt gesucht hätte. Ihre Leistungen erschienen ihr so als natürliches Ergebniß des frei schaffenden Genies, daß sie kaum ein individuelles Verdienst darin erblickte. — Ihre Selbstverleugnung ging so weit, daß sie sich sogar freute, wenn ihre Gedanken, die sie gelegentlich im Gespräche mitgetheilt hatte, von Andern ausgebeutet wurden. Dabei betonte sie gewöhnlich, daß es nicht darauf ankomme, von wem ein Gedanke ausgehe, sondern ob er richtig sei und welchen Nutzen er bringe. Mit treffend philosophischem Humor nannte sie daher den speißbürgerlichen „Ruhm“ den kleinen Raum, den man im Gehirn seines Nächsten einnimmt.

Wie diese kleinen Charakterzüge, so trägt ihr ganzes geistiges Wesen das Gepräge der Genialität. Wenn man die Worte liest, mit denen sie in ihrer philosophischen Schrift den Weg des Genies zeichnet, welches auf sein Ziel schreitet, alle Hindernisse durchbricht, alle Zwischenstadien überspringt, die langgewundenen Pfade der Erfahrung abkürzt und ahnt, ehe es beweisen kann, — so glaubt man einer Charakteristik ihres eigenen Geistes gegenüberzustehen. Ihr

Nefse Oherbette erzählt, daß Sophie bei dem Nachdenken über die Chladni'schen Experimente sich plötzlich an die Stirn schlug und ausrief: „Ach habe es gefunden; ich kann es nur noch nicht ausdrücken! Es ist da; es braucht nur noch hervorzutreten!“

So sagte sie bei einer anderen Gelegenheit, sie habe die Mathematik durch das Gefühl gelernt — wie eine andere Frau die griechische Sprache. So richtig dies nun in Bezug auf die Mathematik, einer von der Verstandesthätigkeit und Phantasie abhängigen Wissenschaft, ist, so wenig kann man es von den Sprachen sagen, die nur eine Art conventioneller Kenntnisse ausmachen. Das Gefühl in diesem Sinne ist ein nicht vollständig entwickelter Schluß: das Genie hat in einem solchen Falle gerade logisch gefolgert, nur so schnell, daß es sich dessen nicht bewußt wird, daß es keine Rechenchaft darüber ablegen kann.

Mit dieser Erklärung, die sie ihrem eigenen Ausspruche beifügt, schließen wir die Mittheilungen über eine Frau, die durch die Vorzüge ihres Geistes und Charakters nicht nur ihr Geschlecht übertragt, sondern auch den männlichen Vertretern der Wissenschaft als erhabenes Vorbild gelten kann.*

* Nachdem vorstehende Mittheilungen geschrieben waren, erschienen vor Kurzem: „*Euvres philosophiques de Sophie Germain, suivies de pensées et de lettres inédites et précédées d'une notice sur sa vie et ses œuvres*“ par H. Stupny. Paris, Paul Riti, 1879. Dieser 373 Seiten umfassende Band bringt viel Neues. Da wir ihn für obigen Bericht leider nicht mehr vermerken konnten, so werden wir bei anderer Gelegenheit darüber referiren. Jedenfalls gebührt dem Herausgeber und Verleger die Anerkennung, eine Ehrenpflicht gegen eine Schriftstellerin erfüllt zu haben, auf welche Frankreich Recht hat, stolz zu sein.





Gustav Adolf, Wallenstein und Tilly.

Von

Emil Freiherrn v. Schleich.

Welch eine Reihe von folgen- schweren, weltgeschichtlichen Be- gebenheiten ist an die Verbin- dung dieser Namen geknüpft! Zwar tritt vor dem gewaltigen allgemeinen Leben, das sich in ununterbrochenem Zu- sammenhange in der Weltgeschichte voll- zieht, das persönliche weit zurück, denn auch den hervorragendsten Geistern scheint es nur beschieden, zu beginnen oder fort- zusetzen, ohne zu vollenden; auch sie sind in ihren Erfolgen abhängig von Kräften, die außerhalb ihrer Reichthümer liegen; aber dennoch hat auch das Individuum ein selbständiges Leben voll ursprünglicher Kraft und greift aus innerem Drange bestimmend in die Geschichte ein. Zeiten gewaltiger Erschütterungen, schnell wech- selnder Zustände unterstützen das Empor- kommen unternehmender Geister und die Entwicklung der Thatkraft. — Auch der dreißigjährige Krieg hat eine Reihe mächtiger Gestalten, wenn nicht geschaffen, so doch hervortreten lassen; aber daneben hat das Schicksal auch wiederum Persön- lichkeiten unbedeutenden Geistes und Cha- rakters an einen Platz gestellt, wo sie einen merkwürdig hemmenden Einfluß auf den Gang der Geschichte geübt. Wenn irgend eine große Zeit reich an unver- mittelten, sich nach allen Richtungen kundgebenden Gegensätzen, so ist es die, der jene drei hervorragenden Männer angehören. Auch bei ihnen, die sich im gewaltigsten Kampfe mit einander maßen,

sind es gerade die Gegensätze, die ihnen ein so besonderes Interesse verleihen. Um ihre Persönlichkeit richtiger zu verstehen, darf man die Bedingungen nicht über- sehen, unter denen sie handelnd auftraten, weshalb die Geschichte ihrer Periode bei ihrer Charakterisirung als leitender Faden in nachstehender Abhandlung zu Grunde gelegt werden soll.

Wallenstein ist wenn nicht die außer- ordentlichste, so doch eigenthümlichste Ge- stalt oder wir dürfen fast sagen: Hervor- bringung seiner Zeit. Es ist bezeichnend für seine gewaltige Natur, daß er zwei- mal aus eigener Entschließung seinem Kriegsherrn in Augenblicken seine Dienste anbot, wo die Aussicht des Unterliegens die des Siegens überwog. Das erste Mal beim Ausbruch der böhmischen Unruhen, unter Losreißung von den Banden der religiösen Sympathien und der ständischen Vorrechte, die ihn an seine Landsleute fesselten; das zweite Mal in jenem für die europäische Geschichte höchst wichtigen Momente, da Kaiser Ferdinand mit der bisherigen Tradition gebrochen, Fried- rich V. der Pfalz entsetzt, den Kurfürsten von Bayern damit belehnt und mit Span- nien ein Bündniß zur Wiederherstellung des Katholicismus und Gründung eines all- gemeinen Uebergewichts der österreichisch- spanischen Dynastie geschlossen hatte. Als England, Holland, Dänemark, Frankreich, Savoyen und Siebenbürgen, in ihren In- teressen dadurch bedroht, sich zu einer

Coalition unerwartet verständigten und auch König Gustav Adolff, damals im Kampfe mit Polen begriffen, der Idee einer Wiedereinsetzung Friedrich's V. sich aneignete, da — in diesem für das Haus Oesterreich kritischen Augenblicke unternahm es Wallenstein, dessen Sache zu führen. Sein Vorschlag, durch seine Vorschüsse, aber im Namen des Kaisers eine Armee aufzustellen, war neu und verlockend, aber auch gefährlich, und man verstand sich in Wien erst nach längerem Bedenken dazu. — Zunächst erschien nur ein Theil der Begier des Hauses Oesterreich im Felde. Wallenstein hatte mit richtigem Blick erkannt, daß die Entscheidung dort, wo die Verbindung von Dänemark, Holland und England entgegentrat, liegen würde, führte den Krieg in Gemeinschaft mit den Truppen der Liga in Norddeutschland und verstand sich erst, als die Gegner gleichzeitig auch Schlesien ernsthaft bedrohten, zu einem Zuge dorthin; doch ließ er Truppen im Norden zurück. Kam es auch in diesem ersten Kriegsjahre nicht zur vollen Entscheidung, so wußte Wallenstein doch durch diese nach beiden Seiten ins Werk gesetzte Kriegsführung eine gewaltige Stellung zu gewinnen. Nach langer Ohnmacht brachte er plötzlich wieder die Autorität des Kaisers im Norden von Deutschland zur Geltung. Schon jetzt leuchtet die Absicht durch, dem Kaiser mit Hilfe der Armee, die er möglichst intact zu halten gedachte, über die mächtigen nicht allein protestantischen, sondern auch katholischen, der kaiserlichen Macht widerstrebenden Autonomen hinweg eine allgewaltige Stellung zu verschaffen. In dem weiteren Verlaufe des Feldzuges wirkten seine hervorragende Tüchtigkeit als Feldherr sowie die zu des Kaisers Gunsten sich umgestaltende politische Lage zusammen. Der König von Dänemark, der auf eine großartige Offensive im Bunde mit den mächtigen Allirten des Orients und Occidents gerechnet hatte, erlag, als dieselben mit Rücksicht auf anderweitige Verwickelungen sich lösten, vereinzelt und infolge Zersplitterung seiner Truppen dem Andrange Wallenstein's. Waffenglück und Verdienste hatten Wallenstein nach einander die erbliche Herzogswürde von Friedland, das Fürstenthum Sagan und Mecklenburg, dessen

Herzöge, wenn auch ihre Schuld nicht nachweisbar, so doch mit vollem Herzen sich der protestantischen Sache angeschlossen hatten — dieses unter der Form einer Verpfändung — eingebracht. Es ist charakteristisch, daß er es vom Kaiser gefordert.

Die stolzesten Hoffnungen waren nach den errungenen Erfolgen in dem Hause Oesterreich erwacht; Wallenstein verlor sich in kühnem Gedankenfluge mit seinen Plänen bis ins Ungeheuerliche, und es schwebte ihm insbesondere der Gedanke an das deutsche Kaiserthum als einer universalen, die ganze abendländische Christenheit umfassenden Autorität noch einmal in aller Großartigkeit vor. Aber wie weit sollte die Wirklichkeit hinter seinen phantastischen Entwürfen zurückbleiben! Schon die Ausführung des ihn für die Folge bewegenden Gedankens, die Herrschaft des Hauses Oesterreich im Bunde mit Spanien auch auf die nordischen Meere auszudehnen, scheiterte an der Summe der feindseligen Elemente, die sich dagegen verbanden. Es glückte Wallenstein nicht, das in seinem Interesse bedrohte Dänemark und Schweden durch die Auerbietung einer machtvollen Stellung zu neutralisiren; Dänemark, zu noch größeren Rüstungen getrieben, nahm vielmehr die Annäherung Gustav Adolff's, dem die Gefahr für die allgemeine große Sache, der es galt, klar vor Augen stand, an, und beide traten nun an einer Stelle entgegen, an der auch die Liga gleichzeitig feindselig gegen Wallenstein eingreifen sollte. Es war dies bei dem Conflict mit Straßund der Fall.

Der heroische Widerstand dieses Volkwerkes des Protestantismus, das seine Autonomie gegen Wallenstein's auf den Besitz der pommerischen Küstenländer gerichteten maritimen Pläne zu vertheidigen entschlossen war, war nur durch dänische und schwedische Hilfe und dadurch möglich geworden, daß die Liga Wallenstein, der freilich in diesem Kriege wie für die kaiserlich-katholische Sache so für seine eigene ausrat, die erbetene Unterstützung durch Truppen versagt hatte. Es war nicht der erste Ausdruck des principiellen Gegenjages zwischen der durch Wallenstein repräsentirten aufstrebenden kaiserlichen Macht, die durch Verleihung Med-

lenburgs an ihn als Emporkömmling die alten gefeßlichen Zustände durchbrochen hatte, und der kurfürstlichen Macht, die ihre Prärogative zu wahren entschlossen war; aber er war ein sehr folgenreicher, indem Wallenstein die Belagerung aufgeben mußte, um die in seinem Rücken landenden Dnen zurückzuwerfen. Da er trotz des Sieges bei Wolgast über sie ohne die Hülfe der Liga einem zu befrch- tenden gemeinsamen Angriffe Dnemarcks und Schwedens nicht gewachsen zu sein vermeinte, so beugte er einem kritischen Augenblicke dadurch vor, daß er — Schweden ausschließend — berraschend mit Dänemark Frieden schloß. In dem Ausschlusse Gustav Adolfs von jeder Einmischung in die deutschen Angelegenheiten begegneten sich die Interessen König Christian's und Wallenstein's. Bei dem Dnenknig regte sich das Gefühl des deutschen Reichsfürsten und das alter Rivalität, bei Wallenstein kam zu der Einsicht in die ungeheure Bedeutung eines schwedischen Eingriffes noch das persönliche Motiv dazu, daß Gustav Adolf im Gegensa zu König Christian ihm die Anerkennung als Herzog von Mecklenburg verweigert hatte. Gerade der Frieden aber sicherte ihm daselbe, nachdem der Kaiser die Entsetzung der Herzöge und deren Nachkommenschaft ausgesprochen, mit allen Hoheiten, Ehren und Rechten definitiv zu. Aber nur für kurze Zeit hielt Wallenstein durch diesen Frieden, der Gustav Adolf aufs tiefste beleidigte, den Gang der Ereignisse an.

Der Gedanke der Religion, der einst bei den böhmischen Unruhen vorwiegend gewesen, war bei dem Feldzuge in Niederdeutschland vor den politischen Zwecken allmählich weit zurückgetreten. Schon der Charakter der protestantisch-katholischen Armee Wallenstein's war an sich dagegen gewesen. Jetzt nach dem Frieden brachen offene Feindseligkeiten zwischen seinen und den ligitischen Truppen, die anfänglich in Waffenbrüderschaft neben einander für dieselben Ziele gekämpft hatten, aus. Die Aufstellung einer kaiserlichen Armee in solchem Umfange, unter einem Führer mit so ausgedehnten Rechten, der durch Confiscationen die Fürsten, durch Contributionen und Gewaltthätigkeiten selbst die katholischen Länder heim-

suchte, war ein noch nicht dagewesener Eingriff in die kurfürstliche Reichsverfassung, die darauf berechnet gewesen war, die Gewalt des Kaisers aufs engste einzuschränken. — Es war ein eigentümliches, wenn auch natürliches Zusammentreffen, daß gerade jetzt, wo König Christian aus dem Felde geschlagen und die Kurfürsten ihre Prärogative selbst mit Wassengewalt zu verteidigen entschlossen waren, ihre katholische Majorität den Kaiser zu der bereits seit Jahren angeregten Reclamation aller der in den Besitz der Protestanten übergegangenen Stifte und Güter drängte. Es war das fast gleichbedeutend mit Vernichtung des Protestantismus, weil gerade der Besitz dieser Stifte von Fürsten, Adel, Städten und Einwohnern der benachbarten Gebiete geführt und ein hohes Gemeingefühl hatte aufkommen lassen.

Wallenstein nahm, trotzdem er sein Emporkommen dem Katholicismus verdankt hatte und das Uebergewicht desselben unter kaiserlicher Autorität gern gesehen hätte, sofern nicht eine Erhöhung der ihm verhaßten weltlichen Autorität der Geistlichkeit damit verbunden war, mit ganzer Seele dagegen Stellung, nicht weil der Antrag von seinen Gegnern, den Kurfürsten, ausgegangen war, sondern weil er voraussah, daß die Protestanten sich zu einem Verzweiskampfe um ihre heiligsten Güter aufraffen und, wenn nicht anders, Hülfe auswärts suchen würden. — In dieser Zeit erhob sich gerade die Feindseligkeit gegen Oesterreich gefahrdrohender als bisher, indem Cardinal Richelieu dem alten Antagonismus gegen Oesterreich-Spanien durch Wiederbelebung der europäischen Opposition Ausdruck gab, um Spaniens Weiterumstrzen in Italien sowie sein Festsetzen im Elsaß und der Unterpfalz, wozu sterreichische Hülfe mitwirkte, zurckzuzweigen. In dem Wunsche, die Macht des deutschen Kaisers einzuschränken, begegneten sich Frankreich und die Liga bis zu geheimen, einen gegenseitigen Schutz ihrer Grenzen garantirenden Abmachungen, und selbst eine Wahl des Königs von Frankreich zum deutschen Kaiser wurde erwogen. Gerade damals waren die Holländer in siegreichem Vordringen an der Weiser und am Nieder-

rchein begriffen und hatte Gustav Adolf seinen fast ununterbrochenen Kriegen mit Polen unter französischer Vermittelung durch einen sechsjährigen Waffenstillstand ein Ende gemacht. Wallenstein, der, um Gustav Adolf indirect weiter zu bekämpfen und von einer Einwirkung auf die deutschen Angelegenheiten fern zu halten, den Polen kaiserliche Truppen zu Hülfe gesandt hatte, ahnte, was der Abschluß dieses Waffenstillstandes bedeutete. Da er die Unzulänglichkeit der zu dem bevorstehenden Kampfe vorhandenen Mittel kannte und Heil nur in der Vereinigung der deutschen Interessen sah, so richtete er seine Anstrengungen darauf, den inneren Zwist durch Verjöhnung der katholischen und Beruhigung der protestantischen Kurfürsten zu beseitigen. Aber es war zu spät; der Boden unter seinen Füßen wankte bereits, und er selbst hatte schon in einzelnen Augenblicken das Gefühl, die Situation nicht mehr zu beherrschen; zeitweilig aber trug er sich noch mit der Idee großartiger kriegerischer Unternehmungen insbesondere gegen Frankreich, so sehr er auch an sich den durch Spaniens Schuld vom Jaun gebrochenen Krieg in Italien verurtheilte, und dachte selbst an eine Verständigung oder Verbindung mit Gustav Adolf gegen Frankreich. Gustav Adolf antwortete durch seine Landung an der deutschen Küste. In diesem Augenblicke gerade hatte Wallenstein die kaiserlichen Truppen von der niederländischen Grenze und theilweise aus dem nordöstlichen Deutschland nach Italien und Frankreich in Bewegung gesetzt und trat der Kurfürstentag zu Regensburg zusammen, der das Zerwürfniß zwischen dem Kaiser und den Ständen an den Tag bringen und mit dem Siege des kurfürstlichen Interesses über das kaiserliche enden sollte. Den Schweden stand zwar eine an Zahl überlegene und nicht ungeschickt geführte kaiserliche Truppenmacht gegenüber, aber es gelang ihr nicht, Gustav Adolf an der Festsetzung in Stettin zu hindern. Vom Reiche im Stich gelassen, von Gustav Adolf gedrängt, übergab der Herzog von Pommern ihm diese Feste. Das Ereigniß machte gewaltigen Eindruck. Auch Wallenstein sah darin nicht nur den Beginn einer allgemeinen Erhebung, sondern einen noch ärgeren Trennbruch, als ihn einst die Her-

zöge von Mecklenburg begangen. Er war jetzt selbst, da die Kurfürsten die Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich entschieden abgelehnt hatten und die eigenen Mittel für die Bewältigung aller Feinde nicht hinreichten, für den Frieden mit Frankreich. Aber indem die Kurfürsten hierin einen Sieg ihres Systems erblickten, traten sie in wachsendem Selbstgefühl mit den nachdrücklichen Forderungen der Abstellung der Gewaltthätigkeiten und Contributionen, der Absezung Wallenstein's und der Durchführung des Restitutionsedictes an den Kaiser heran, der, um die Nachfolge seines ältesten Sohnes im Kaiserthum noch bei seinen Lebzeiten zu sichern, in seiner Abhängigkeit von ihrem guten Willen nachgab. Wallenstein unterwarf sich dem Bescheide seiner Absezung; auf ein vor den Kurfürsten verwarnendes Schreiben an seinen kaiserlichen Herrn erhielt er keine Antwort; gekränkt ließ er das Wort verlauten: er werde dem Hause Oesterreich nicht fernere dienen. Tilly wurde im Namen des Kaisers und zugleich der Liga sein Nachfolger in der Armeeführung. Im Besitze des entscheidenden Uebergewichts, waren nun die Kurfürsten, die in Bezug auf die Frage der Nachfolge sich schließlich zu keinen Concessionen verstanden hatten, beflissen, das Restitutionsedict zur vollen Ausführung zu bringen; der Einbruch des Königs von Schweden, den man bald zu überwältigen hoffte, bestärkte nur darin; man freute sich im Vorans der über seine Anhänger verhängten Conspirationen.

Mittlerweile hatte Gustav Adolf in Pommern Fortschritte gemacht; die Entscheidung indeß lag doch zunächst darin, ob die protestantischen Reichsstände sich mit ihm vereinigen würden. Dazu waren sie nun vor der Hand nicht geneigt. Zwar griff an den Höfen von Sachsen und Brandenburg, als die evangelische Partei dort über die kaiserliche das Uebergewicht erlangte, der Gedanke an eine Vereinigung gegen das Restitutionsedict Platz, aber man meinte auch ohne Gustav Adolf's Hülfe noch stark genug zum Widerstande zu sein und kam auf der Versammlung zu Leipzig zu dem ersten thatkräftigen Entschluß, zu rüsten und die Zurücknahme des Edicts zu fordern. Erst als die Bezwingung Magdeburgs durch

Tilly und der mit Frankreich zu Chierasco abgeschlossene Friede, der die in Italien kämpfenden kaiserlichen Truppen für die Bewältigung der Protestanten in Deutschland verfügbar machte und das Schicksal, das dem Protestantismus bevorstand, näher vor Augen rückte, erst da — in dieser äußersten Krisis — nahmen die Protestanten die Hülfe Schwedens an.

Fassen wir die Lage näher ins Auge, in welcher Gustav Adolf seine Invasion in Deutschland unternahm, Tilly mit der Führerschaft dagegen betraut wurde, so war die größere Gunst der Verhältnisse wohl auf Gustav Adolf's Seite. Sein Unternehmen war nicht abenteuerlich, sondern im Einverständniß mit den schwedischen Reichsständen seit lange sorgfältig vorbereitet gewesen, so daß er, wie neuerdings von Wittich aus schwedischen Quellen nachgewiesen, eine bedeutend größere Anzahl erprobter schwedischer Truppen, als gewöhnlich angenommen wird, vor Ablauf des Jahres zu seiner Verfügung gehabt hat.

Einen wirklichen Bundesgenossen hatte er, trotz der seit Jahren mit allen natürlichen Gegnern Oesterreichs gepflogenen Unterhandlungen, allerdings nicht, aber er durfte immerhin darauf rechnen, daß ein großer Theil der kaiserlichen und ligistischen Truppen an der holländischen Grenze, im Elsaß und in Italien gefesselt werden würde und daß ihn Frankreich, Holland und selbst Venedig mit Hülfsgeldern unterstützen würden. Gerade eine Geldhülfe war, da seine Rolle als Befreier ihm vorerst jede Art von Contribution in Deutschland verbot, bei den zwar durch seine Fürsorge erhöhten, aber immer noch nicht ausreichenden Mitteln Schwedens von ungemeinem Werth. In Deutschland selbst durfte er sich viel von den Sympathien, wenn nicht der activen Theilnahme der durch das Restitutionsedict aufs äußerste erregten Protestanten versprechen; in Bezug auf Magdeburg that er es in einem Grade, daß es vielleicht mitbestimmend für seine ganze Expedition geworden ist, weil er in dem Aufstande desselben den Anfang zu einem deutschen allgemeinen Aufstande sah. War auch dem Könige der geringe innere Werth der kaiserlichen Söldner, die in den ausgesogenen Landschaften keine rechte Beute mehr fanden, nicht unbekannt,

so muß dennoch sein Unternehmen als großartig und in hohem Grade kühn bezeichnet werden; Alles hing von den ersten siegreichen Erfolgen ab, und ob er die beiden bisher noch niemals geschlagenen Feldherren — Wallenstein war damals noch nicht abgeseht — überwinden würde, war doch immerhin zweifelhaft. Es ist über allen Zweifel erhaben, daß der König warm und innig für seine deutschen Glaubensbrüder empfunden; ein Motiv für seine Invasion aber würden diese Gefühle allein ohne den Hinzutritt der politischen Momente nicht geworden sein. In den Unterhandlungen, die zwischen Oesterreich, Spanien und Polen um die Jahre 1625 und 1626 zur Gründung einer großen katholischen Liga gepflogen wurden und die, wie neuerdings nachgewiesen, gerade gegen ihn ihre Spitze zehrten, der als ein Usurpator auf dem schwedischen Throne erschien, erblickte er für seine persönliche Stellung, in dem Versuche seiner Gegner zu dauernder Festsetzung an der See, für Schwedens Macht eine so drohende Gefahr, daß er bei der Ohnmacht Pommerns, Mecklenburgs und des niederländischen Kreises mit Waffengewalt entgegenzutreten für geboten hielt. Diese inneren Motive hat er nicht verschwiegen, wenn auch seine Kriegsproclamationen nur die äußeren, namentlich Mecklenburg betreffenden Vorwände kund geben. Da mit einer nur vorübergehenden Zurückweisung der katholischen Waffen keine dauernde Sicherheit gewährleistet, so war es nur eine naturgemäße Consequenz, wenn er, um Zustände von Bestand zu schaffen, die Zurückführung der verdrängten Herzöge von Mecklenburg, die Befreiung Pommerns und der unter dem Drucke der kaiserlichen Truppen leidenden protestantischen Fürsten und Städte ins Auge faßte; wenn er die Protestanten um sich sammelte, aber auch eine unbedingte militärische Oberleitung und ein Besatzungsrecht auf gewisse wichtige Häfen und Festungen beanspruchte. Die Erreichung dieser Ziele war hoch genug und hat die eigenthümliche systematische Kriegsführung des Königs mit veranlaßt. Mögen immerhin das Bewußtsein der Größe und der militärischen Talente, Ehrgeiz und Bedürfniß nach großen Thaten, für die Schwedens Grenzen zu eng, neben den

religiösen und politischen Motiven Haupttriebfedern für des Königs Entschluß zu dem Zuge nach Deutschland gewesen sein, im Anfange desselben hat er wohl schwerlich die hochliegenden Pläne, die ihm nach den sich steigenden Erfolgen mit Bezug auf Deutschlands Zukunft zugeschrieben worden sind, gehegt.

Vergleichen wir mit seiner Lage die Tilly's, als er der Generalissimus der großen katholischen Gesammtpartei wurde, so erfordert es die Gerechtigkeit, der Schwierigkeiten zu gedenken, unter denen Tilly die Erbschaft Wallenstein's und die Führerschaft gegen Gustav Adolf antrat. Tilly ist in merkwürdiger Weise von der Geschichte beurtheilt worden. Es ist richtig, daß er, der von Geburt Belgier war, die Bedürfnisse des deutschen Volkes weder in politischer, noch sittlicher oder geistiger Beziehung verstanden, noch weniger aber die hohe Bedeutung des Protestantismus geahnt hat. Im Gegensatz zu Wallenstein war Tilly nicht nur nicht einsichtig genug, das Ungeeignete des Zeitpunktes für den Erlaß des für beide Glaubensparteien gleich verhängnißvollen Restitutionsedictes zu erkennen, sondern er billigte es mit so entschiedenem Fanatismus, daß seine Partei in Niemandes Händen lieber wie in den seinen die gewaltsame Durchführung desselben sah. Und sie hat sich in seiner Unerbittlichkeit nicht getäuscht.

Die Uebernahme des Commandos der kaiserlichen Armee durch ihn war nur dazu angethan, die Gemüther der Protestanten noch mehr zu erregen. Aber freilich war nach Wallenstein's Absetzung seine Wahl das Natürlichste; sein Ruf als Feldherr stand nach zwanzig erfochtenen Siegen ebenso fest wie seine Kriegserfahrung; sein ehrwürdiges Alter — er zählte zweiundsiebzig Jahre — erhöhte die persönliche Achtung vor ihm; den Interessen des Kaisers aufrichtig ergeben, ihm und der Liga gleichzeitig genehm, von Natur vermittelnd, tactvoll, bescheiden, von anerkannt unparteiischer Gerechtigkeit, gab es augenblicklich Niemanden, der besser geeignet gewesen wäre, den kaiserlichen und ligistischen Anschauungen, die so vielfach aus einander gingen, gleichzeitig gerecht zu werden. Aber er war im Grunde genommen von den ligistischen

Fürsten doch nur an den Kaiser verliehen und gerieth dadurch in eine verhängnißvolle doppelte Abhängigkeit. Seiner soldatischen des Gehorjams gewohnten Natur wurde es schwer, anders als in Uebereinstimmung mit seinen fürstlichen Herren zu handeln. Diese herbeizuführen, nach beiden Seiten seine Ansichten und Ideen zu verfechten und von ihrer Richtigkeit zu überzeugen, hat ihm unendlich viel Verdruß und Mühe verursacht, hat hemmend auf seine Operationen gewirkt und denselben bisweilen das Gepräge der Langsamkeit und Unsicherheit, wenn nicht der Unklarheit und Unentschlossenheit gegeben. Die Schwierigkeiten erhöhten sich dadurch, daß ihm die Disposition über die beiderseitigen Armeen nicht unbedingt, sondern nur für gewisse Fälle zugestanden ward und daß die kaiserliche Armee sich in einer traurigen inneren Verfassung befand. Verwundert lebte sie in den ausgezogenen Landchaften Norddeutschlands nur noch vom Raube, eine Calamität, die Tilly, da es thatsächlich nicht mehr anging, den Krieg durch den Krieg zu ernähren, und da die gewaltige Autorität seines Vorgängers nicht auf ihn übergegangen war, trotz aller Bemühungen nicht zu ändern vermochte. Und wie er nach oben hin unselbständig gelassen war, so brachte man ihm in der Armee selbst nicht die dem Feldherrn nöthige Hingabe entgegen, wenn ihm auch der äußere Gehorjam an keiner Stelle verweigert wurde. Die Armee war eine specifisch wallensteinische, und der schlechte, einfache, bescheidene Tilly konnte den Vergleich mit dem imposanten Wallenstein nicht aushalten. Dazu kam nun noch die Verwickeltheit der politischen Lage, die Beschränktheit der Mittel an sich der großen Aufgabe gegenüber und die Ueberlegenheit der Guegnerschaft Gustav Adolf's.

Tilly's Feldherrnruf war nur bedingt; er verdante ihn im Wesentlichen theils dem Zusammenwirken mit Wallenstein, theils dem Ungeschied und der numerischen Unterlegenheit seiner Gegner. Erst in Gustav Adolf trat ihm eine hochbedeutende Persönlichkeit, ein großer Mann, ein Feldherr ersten Ranges gegenüber. Alt geworden in den schwerfälligen tactischen Formen der niederländischen Schule, ahnte er nicht, welchen überlegenen Geist des Fortschritts Gustav Adolf's Genia-

lität und eine achtzehnjährige Kriegserfahrung in das schwedische Heerwesen hineingetragen hatten. Aber Gustav Adolf hatte noch gewaltig viel mehr vor ihm voraus. Wenn Tilly's Persönlichkeit — er war ein kleiner hagerer Greis von fast mönchischem Aussehen — nur wenig Ansprüche auf das Entgegenbringen von Sympathien erheben konnte, gewann der lebenswürdige, jugendliche, heldenhafte König mit seinem klaren, tiefen Verstande, mit seinem dominirenden, aber doch freundlichen Wesen sich die Herzen aller Derer, die mit ihm in Berührung kamen, im Fluge; das durch und durch loyale deutsche Volk aber, mit seiner angeborenen Ehrfurcht vor gekrönten Herrschern, ward durch den Glanz seiner, Königthum und Heldenthum zugleich vereinigenden Erscheinung fast gebendet. Daß der König — Regent, Diplomat und Feldherr in einer Person — nur sich allein verantwortlich war, daß er über ein wohl-disciplinirtes, kriegsgeübtes Heer, von unbegrenztem Vertrauen und treuer Liebe zu ihm und dem Vaterlande getragen, verfügte, verlieh ihm eine ganze Summe von überlegenen Vorbedingungen für den Erfolg.

Umwürdig als Gegner aber war Tilly darum doch nicht, denn er hat Gustav Adolf monatelang im Schach gehalten und an der Befreiung Magdeburgs gehindert, wenn er auch an Feldherrngröße nicht an ihn heranreicht. Es ist eine unrichtige Vorstellung vom dreißigjährigen Kriege, der man aber öfter begegnet, zu glauben, daß die Strategie damals noch in ihren ersten Anfängen oder überhaupt noch gar nicht vorhanden gewesen sei; die todten Kriegsmittel waren damals freilich andere, aber die Strategie hat auch eine unwandelbare Seite, und das ist die, die auf die innere Natur der Dinge, der Verhältnisse, der Menschen mit ihren Stärken und Schwächen gegründet ist.

Der Umstand, daß damals fast alle Städte, selbst die kleinsten, befestigt waren, daß man sich hinter unbedeutenden Mauern ganze Tage, hinter schlechten Wällen monatelang halten konnte, daß das flache Land von den Truppen aller Lebensbedürfnisse beraubt und diese in den Städten angehäuft wurden, erklärt es, daß die Operationen sich so vielfach um Städte drehen und so außerordentlich langsam

fortschleppten. In jener Periode, mit der wir es hier zu thun haben, waren bereits ganze Landschaften verwüstet und verödet und boten notorisch keine Subsistenzmittel mehr, so daß die Bewegungen nach auf den ersten Blick nicht recht verständlichen Richtungen oder auf große Umwege verwiesen waren. Ein regelrechter Erjagsmodus war nicht im Geiste der Zeit; dies erklärt neben den oft vorwaltenden politischen Motiven, daß die Führer die Armeen nicht gern in die Gefahr brachten, in einer Schlacht zu Grunde gerichtet zu werden. Es ist ein sowohl Gustav Adolf als auch Tilly und Wallenstein gemeinsamer Zug, die Schlacht nur als ein ungeheures letztes Wagniß anzusehen und das Heil lieber in den den Gegner ermüdenden Hin- und Herbügen zu suchen.

Gustav Adolf hatte seinen Zug nach Deutschland in dem Gedanken unternommen, seine Waffenerfolge auf strategisches Manövriren sowie auf die Gewinnung einer systematisch festen Basis zu gründen. In diesem Sinne war sein erster großer Plan, mit fünf durch Werbungen in Holland, Frankreich, Preußen, Polen aufgebrachten Armeen aufzutreten, mit denen er die ganze Länderstrecke von dem polnischen Preußen bis nach Holland umspannen wollte, um dann gleichzeitig in das Herz Deutschlands vorzudringen, entworfen. Es kam in der Folge zu der Realisirung dieses großen Entwurfes nicht, theils fehlten die Mittel dazu, theils war der Fortgang der schwedischen Waffen auch ohnedies glücklich genug. Aber es beruhte auf denselben Anschauungen, wenn er, ehe er sich zum Entsatz von Magdeburg anschickte oder auf das Treffen von Breitenfeld einließ, Stadt nach Stadt systematisch fortnahm; wenn er, nachdem er sich in den Besitz des Landes zwischen Demmin und Grossen, Küstrin und Spandau ausgenommen, gesetzt hatte, auch diese Orte sich um jeden Preis zu verschaffen suchte und in erhöhter Vorsicht sich auch noch der Elbe durch die Besitznahme von Wittenberg und Dessau versichern wollte. Magdeburg ging über der Ausführung so vorsichtiger Combinationen zu Grunde. Es ist ein übereilter Vorwurf, daß der König, wenn er nur aufrichtig gewollt, stark genug zum Entsatz gewesen sein würde, und daß die Verhandlungen

mit Brandenburg bezüglich der Uebergabe Spandaus ihn nicht davon abhalten durften. Durch den vertriebenen Administrator Christian Wilhelm über die Verhältnisse der Stadt falsch berichtet, hat er durch übereilte Versprechungen von Unterstützung Magdeburg zu einer Zeit, da er noch nicht in Deutschland und die Stadt noch nicht hinreichend vorbereitet war, in den verhängnißvollen Zustand hineingestoßen und war doch später nicht im Stande, sie vor dem dadurch indirect veranlaßten Untergange zu bewahren.

Daß ihn aber unedle Motive bewogen haben sollten, bedarf bei der über allen Zweifel erhabenen Größe und Reinheit seiner Gesinnung keiner Discussion.

Auch mit Tilly's Ruf ist Magdeburg in merkwürdiger Weise verknüpft. In Bezug auf die berüchtigte Verbindung seines Namens mit der entsetzlichen Katastrophe hat die neuere Forschung längst nachgewiesen, daß die Urheberschaft des furchtbaren Brandes in dem Fanatismus des schwedischen Commandanten und einer kleinen Partei innerhalb der Bürgerchaft zu suchen ist, wenn auch die wilde Wuth einer von Rache erfüllten beuteluftigen Soldateska die Flammen genährt hat. Tilly würde lieber die Stadt durch Capitulation genommen haben, um sie vor den unvermeidlichen Gräneln des Sturmes zu bewahren, und hat sich beim Anblick ihrer Trümmer nur Ausbrüchen des Schreckens und des Mitleids hingegeben. Dagegen hat es und mit größerem Rechte seinen Feldherrnruf geschädigt, daß es eine seine operative Thätigkeit lähmende Anziehungskraft auf ihn ausgeübt hat. Der Gefahren bewußt, die eine Ausbreitung des Magdeburger Aufstandes nach sich ziehen würde, hatte Tilly in einer Einschränkung desselben durch eine Blockade ein sehr richtiges Mittel erkannt; aber er war doch weit entfernt, darin seine Hauptaufgabe zu sehen; diese wies ihn auf den directen Kampf mit Gustav Adolf hin, und der Erfolg war auch in so weit für ihn, als er durch sein rechtzeitiges Erscheinen bald hier, bald dort Gustav Adolf's siegreiche Fortschritte insbesondere an der Oder zu hemmen und einen Einbruch in die kaiserlichen Erblande zu verhüten vermochte. Auch die abwartende zögernde Politik Brandenburgs ist wohl mit der

indirecten Einwirkung seiner Bewegungen zuzuschreiben. Da aber giebt er aus noch unaufgeklärten und wohl rein subjectiven Motiven, vielmehr weil Gustav Adolf sich ihm nicht zum Schlagen stellte, vielmehr geschickt auswich, zunächst jeden Gedanken, demselben direct ferner entgegenzutreten, auf und schickt sich zur ernstern Belagerung Magdeburgs an. Diesem Umstande verdankte Gustav Adolf im Wesentlichen seine weiteren Fortschritte an der Oder, die Wegnahme Frankfurts sowie die von Landsberg; ja, man fürchtete in Wien so sehr für Schlesiens, daß der Kaiser die Aufhebung der Belagerung von Magdeburg befahl und Tilly anwies, zur Sicherung Schlesiens dorthin zu rücken. Nachdem Tilly sich indeß einmal so fest bei Magdeburg engagirt hatte, war es wohl das Zweckmäßige, daß er im Einverständniß mit seinem eigenen kurfürstlichen Herrn auch gegen den Willen des Kaisers dort verblieb, um den nahe bevorstehenden Fall herbeizuführen. Angesichts der Nachricht von dem Anrücken Gustav Adolf's zum Entsatz hatte er dann noch einen schwachen Augenblick, in welchem er die Aufhebung der Belagerung ernsthaft erwog, aber er überwand ihn bald durch Pappenheim's Ermutigung und brachte es zu Fall. Es wäre nun im Sinne moderner Operationen gewesen, sich nach der Eroberung entweder auf Gustav Adolf oder aber auf den Kurfürsten von Sachsen, der zwar noch kein Bündniß mit Gustav Adolf abgeschlossen, sich aber im Uebrigen bereits sehr compromittirt hatte und noch nicht ganz fertig gerüstet dastand, zu stürzen. Tilly that keins von Beiden, aber nicht ohne daß er Beides erwog. Von der Richtung gegen Gustav Adolf nahm er Abstand, weil er vor dem Durchzuge durch das ausgejogene Land, das ihn von demselben trennte, zurückschredte, von der Richtung nach Sachsen, weil ihm die Genehmigung des Kaisers, der den Bruch mit dem Kurfürsten noch immer vermeiden wollte, fehlte; so schlug er denn, Magdeburg durch ein Detachement besetzt haltend, einen dritten Weg, den zur Pacification von Hessen, ein, in welchem sich inzwischen die Protestanten unter Führung ihrer Fürsten zu einem bedeutenden Aufstande erhoben hatten. Natürlich entfernte

er sich dadurch nur um so weiter von seinem großen Gegner. Wäre Tilly eine stärkere rücksichtslosere Natur gewesen, so würde er die Schwierigkeiten, die in den beiden entscheidenden Operationen lagen, vielleicht überwunden haben, aber wir dürfen noch nicht Fehler nennen, wenn er das that, was in seinen subjectiven Anschauungen und seiner innersten Natur begründet lag, auch wenn seine Expedition sich als eine verfehlte erwies. Sie wurde es erst durch Gustav Adolfs überlegenes Handeln. Gustav Adolf verstand Tilly's Entfernung vortrefflich anzunutzen. Nachdem er sich zum Herrn einiger der Punkte in Mecklenburg und Pommern, die noch im Besitz der Kaiserlichen waren, gemacht hatte, bewerkstelligte er die Zurückführung der Herzöge von Mecklenburg, eine That, die den Eindruck von Magdeburgs Katastrophe zu verwischen und seinen Credit in den Augen der deutschen Protestanten nur zu erhöhen geeignet war.

Demnächst dehute er sein Kriegstheater weiter bis zur Elbe aus, indem er den Kaiserlichen wichtige Punkte daselbst entriß und in Werben, am Einfluß der Havel, für das ihm verloren gegangene Magdeburg einen festungsähnlichen Platz schuf, von wo er durch erfolgreiche Vorstöße die in Magdeburg zurückgelassene kaiserliche Besatzung auf das ernstlichste gefährdete. Dadurch erreichte er, daß Tilly gegen ihn umkehrte, daß Hesse frei wurde und der Aufstand daselbst, insbesondere aber die Werbung von Truppen, Fortschritte machen konnte.

Gustav Adolf wich, weil er sich noch nicht stark genug wählte, Tilly im offenen Felde zu begegnen, beim Anrücken desselben nach Werben aus, das Tilly vergeblich angriff. Dadurch wurde Tilly nun allerdings einen Augenblick unsicher, wohin seine Operationen richten, — als ihm fast gleichzeitig die noch verfrühte Nachricht von dem Anschlusse Sachsens an Schweden und die kaiserliche Ermächtigung, mit Sachsen nach Gützkunten zu verfahren, zuzug. Da war denn sein Entschluß gefaßt, die Sache mit dem Kurfürsten der Entscheidung näher zu bringen, sich nach Sachsen zu wenden und dort mit den erbetenen Verstärkungen, die von Schlesien, Hesse, Schwaben und Franken nach dem Frieden mit Frankreich im Anmarsch waren,

sich zu vereinigen, wohl um dann später eine Offensive in größerem Stil zu ergreifen.

Man hat ihm den Vorwurf gemacht, daß er durch diesen Zug nach Sachsen dessen Kurfürsten Gustav Adolf in die Arme getrieben habe; man könnte eher sagen, daß er schon zu lange gezögert und daß er auch im gegenwärtigen Augenblicke noch nicht mit vollster Entschiedenheit und Schnelligkeit im Handeln auftrat. Tilly kam eben zu spät, um die sächsische Armee noch isolirt zu schlagen; sie entzog sich ihm, während er auf Leipzig vorstieß, und vereinigte sich mit der ihr entgegenrückenden Armee Gustav Adolfs.

Es ist nun merkwürdig, daß Gustav Adolf trotz dieser nicht unerheblichen eigenen Verstärkung, trotz der Kenntniß, daß feindliche Truppen zur Unterstützung Tilly's im Anmarsch waren und daß derselbe sich durch unzeitige Detachirungen geschwächt hatte, sich erst durch das vereinte Drängen des Kurfürsten von Sachsen, dem die Befreiung seines Landes am Herzen gelegen, und des in Hauptquartier gerade anwesenden Kurfürsten von Brandenburg bestimmen ließ, Tilly zur Schlacht aufzusuchen. Weit sympathischer wäre es ihm gewesen, Tilly durch Manöver, durch Bedrohen seiner Verbindungen zum Verlassen Sachsens zu veranlassen. Sobald er aber einmal den Entschluß zur Schlacht zu seinem eigenen gemacht — er that es dann mit freudiger und fester Zuversicht auf den Erfolg —, da zeigte er sich als der große Feldherr, als der Tilly tactisch gewaltig überlegene Meister. Die alte schwerfällige Fectweise Tilly's brach bei Breitenfeld vor der glänzenden schwedischen des Königs zusammen. Die Schlacht war entscheidend in ihren Folgen, indem sie die Kraft der beiden Heere, die das Uebergewicht in Deutschland bisher behauptet und für die Zwecke des Katholicismus ausgebeutet hatten, für lange Zeit nachhaltig brach. Von den beiden scheinreichen Armeen, die für den Protestantismus gestritten, wandte sich die schwedische unter des Königs Führung gegen das Reich, d. h. durch Thüringen gegen die katholischen Staaten am Rhein und Main, die sächsische gegen die kaiserlichen Erbländer. Es ist dem Könige ein bekannter, von Clausenitz zutreffend widerlegter Vor-

wurj daraus erwachsen, sich unter den Eindrücken der Schlacht nicht direct gegen Wien gewandt zu haben, was ohne Zweifel entscheidender gewesen wäre, wenn man eben nicht die politischen Verhältnisse in Erwägung zieht. Die deutschen Fürsten hätten ihre Unabhängigkeit schwerlich ohne Weiteres aufgegeben und sich vor dem fremden Könige gebeugt oder sich ihm angeschlossen; die Bildung eines förmlichen Kriegstheaters entsprach seiner Natur weit mehr wie ein Zug nach Wien, wo er für die Protestanten viel, für seine politischen Zwecke aber wenig erreicht haben würde. Um aber ein regelmäßiges Kriegstheater zu gewinnen, war der Weg, den er einschlug, der beste. Pommern, die Mark, deren Kurfürst verbündet, waren ganz, Mecklenburg, wo er noch Truppen hatte, war beinahe in seinen Händen, Sachsen war stark genug, sich durch eine Offensive nach Böhmen hin selbst zu schützen, Magdeburg war durch seine Truppen inzwischen eingeschlossen worden; in Braunschweig und Westfalen war der Feind schwach oder durch Truppen des niederländischen Kreises im Schach gehalten, Hessen, wohin sich Tilly nach der Schlacht zurückgezogen, hatte sich mit ihm verbündet; Franken, ohne Festungen, von kleinen Fürsten beherrscht, war ein reiches Land — was war also, meint Clausewitz, natürlicher, als dorthin zu ziehen, sich des Landes zu bemächtigen, Tilly von Bayern und Oesterreich abzuschneiden, von Hessen wegzuziehen und durch diese Stellung die sämmtlichen katholischen Staaten des Mittel- und Niederrheins, sowie die noch in Westfalen und Niedersachsen vorhandenen feindlichen Völker von den Oesterreichern zu trennen und ganz Norddeutschland von Süddeutschland zu scheiden. Gelang dem Könige auch nicht in allen Stücken dieser große Entwurf, so sehen wir ihn doch am Ende des Jahres in gewaltiger Stellung mit etwa 100 000 Mann sich von Koblenz über Mainz, durch Franken bis nach Prag hin ausbreiten. Dem gegenüber waren die Streitkräfte der Katholiken auf etwa 60 000 Mann zusammen geschmolzen und standen mit dem linken Flügel in Schwaben, mit dem rechten in Böhmen und an der mährischen Grenze. Der Weg des Königs war mit der Flucht der

Hauptexerzer des Restitutionsedictes, dessen Ausführung sich nun von selbst verbot, bezeichnet; in jenen Tagen war es, daß in protestantischen Kreisen der Gedanke an eine neue Kaiserwahl und die Wahl Gustav Adolfs zum römischen Könige auftauchte.

Um sich eine Vorstellung von der Lage des Kaisers Ferdinand im Gegensatz zu der Gustav Adolfs zu machen, muß man erwägen, daß Böhmen, Schlesien und der größte Theil Deutschlands, nur Bayern und Schwaben ausgenommen, wo Tilly nach seinem Rückzuge von Hessen noch einigen Widerstand leistete, dem Kaiser bereits fast vollständig verloren gegangen waren, daß Bayern mit Frankreich in Unterhandlungen wegen seiner Neutralität stand und daß Gerüchte den Kurfürsten als Gegenpräsidenten für die Kaiserwahl bezeichneten; daß der Kurfürst von Trier sich unter französischen Schutz begeben, daß der Herzog von Lothringen zur Aufhebung der Verbindung mit dem Kaiser gezwungen war, daß des Kurfürsten von Mainz politische Existenz aufgehört hatte, daß die Türken mit einem Einfalle drohten, daß die Spanier durch die Franzosen von jeder Hülfe zurückgehalten wurden und daß die noch verbleibenden österreichischen Provinzen ans äußerste erschöpft und dem Aufruhr nahe waren. Es zeugt von großer Seelenstärke, wenn der Kaiser in diesem Augenblicke der Noth, in welchem alle seine Versuche, in der Politik Hülfsmittel zu finden, scheiterten und die Gefahr in den Vordergrund trat, daß Frankreich und Schweden unter seiner Anschließung mit den deutschen Fürsten sich vergleichen würden, nichts von Frieden wissen wollte, sondern in der eigenen Monarchie, in einer Wiederbewaffnung das letzte Rettungsmittel zu finden sich bemühte. Allein die versuchten Werbungen gingen nicht recht von Statten; was war daher natürlicher, als an eine Rückberufung Wallenstein's, der nicht direct in Ungnade entlassen, vielmehr vom Kaiser auch nach seiner Entsetzung mehrfach zu Rathe gezogen worden war, zu denken. Wallenstein hatte nicht aufgehört, mit seinem ganzen Interesse in dem Kampfe der großen politischen Gegensätze weiter zu leben. In seinen Gefühlen Oesterreich entfremdet, hatte er,

was außer den Nächstbetheiligten Niemand ahnte, mit Gustav Adolf Verbindungen angeknüpft, die, abgesehen von vorübergehenden bitteren Anwandlungen, sich an Oesterreich zu rächen, seine Ideen verriethen, mit Gustav Adolf den Austrag der deutschen Angelegenheiten ohne Oesterreich und Frankreich in die Hand zu nehmen. Gustav Adolf ging aus Rücksicht auf Frankreich, mit dem er noch während seiner ersten Operationen sich eng liirt hatte, und weil Wallenstein schwedische Truppen für seine Pläne verlangte, nicht darauf ein. Mißvergünst über diese Zurückweisung, überwand Wallenstein leicht die Bedenken der Heerführung gegen die Schweden, als sich ihm die kaiserliche Partei mit Anträgen näherte, aber keineswegs aus Hingebung für den Kaiser, seine Dynastie oder die Religion, sondern in der bewußten Absicht, die Entscheidung der großen Angelegenheiten in seinem Sinne herbeizuführen. Die Gefahr, in der sich der Kaiser befand, verbot einerseits einen Bruch mit der Liga und mit dem Kurfürsten von Bayern, andererseits lag es nahe, an Beilegung des Restitutionsedictes, als der hauptsächlichsten Ursache des Conflictes namentlich mit Sachsen, zu denken, weil durch eine Verständigung mit letzterem Schweden empfindlich getroffen werden mußte. In diesen Beziehungen waren Wallenstein theils Verpflichtungen auferlegt, theils Concessionen gemacht worden.

Die Bedingungen, unter denen er das Generalat wieder übernahm, sind nur in unvollkommener Form bekannt; die Bestätigung auf Lebenszeit wurde ihm versagt, auch behielt sich der Kaiser die Ernennung der Generale vor, aber im Uebrigen wurde ihm das ausschließliche Recht der Heerführung, die Behandlung der eroberten Lande nach Gutdünken und die Befugniß, den Reichsfürsten Friedensbedingungen anzubieten, zugesichert; seinen persönlichen Ansprüchen wurde dadurch Rechnung getragen, daß ihm Mecklenburg oder als Aequivalent ein anderes Reichsfürstenthum — denn er war nicht geneigt, sich mit etwas Geringerem zu begnügen — zugestanden ward.

Wallenstein's Wiedererhebung wurde in der Arnee mit allgemeiner Freude begrüßt. Man kann ihn nach dieser Rich-

lung hin wohl nicht treffender als mit den Worten Ranke's zeichnen: „Er war ein geborener Kriegsfürst.“

Wenn die Arnee der Liga einen specifisch katholischen, die Gustav Adolfs einen durchaus protestantischen Charakter hatte, so überwog bei der wallensteinischen der soldatische Gesichtspunkt den religiösen; Alle waren ihm willkommen, gleichviel welchen Bekenntnisses, welcher Nation, welchen Standes, wenn sie nur Muth, Fähigkeit und die für das Aushalten des Dienstes erforderliche körperliche Kraft mitbrachten. Bei so heterogenen Elementen war unbedingte Disciplin, und selbst in kleinen Dingen, ein Haupterforderniß; er hat sie oft mit grausamster Strenge gehandhabt, aber er war gerecht, belohnte das Verdienst und ehrte Tapferkeit im Leben so noch nach dem Tode. In seinem Charakter und seiner Natur finden sich eigenthümliche Gegensätze neben einander. Feind aller Ceremonien, Aeußerlichkeiten und Reverenzen, liebte er außerhalb des Feldlagers fürstliche Pracht; bizarr, phantastisch, für astrologische Grillen eingenommen, erkannte er doch die Verhältnisse mit großer Klarheit; von kränklichem, blassem Aussehen, abgezehrt, in seinen letzten Lebensjahren fast gelähmt, verstand er doch einen imponirenden Eindruck zu machen, besaß er einen rastlos arbeitenden feurigen Geist, den ehrgeizigen Trieb, eine beherrschende, auf materieller Macht aufgebaute Stellung für sich und sein Haus zu gründen.

Die Umstände, unter denen Wallenstein nunmehr sein Commando antrat, hatten sich gewaltig gegen die verändert, da er zum ersten Male als Feldherr auftrat, und waren nicht wenig verschieden von denen, unter welchen Tilly dereinst seine Aufgabe zugefallen war. Wir haben gesehen, wie die europäische Alliance in Deutschland das Uebergewicht erlangt hatte, wie weit Gustav Adolf und die verbündeten Protestanten im Reiche vorgeedrungen waren; es war dem Könige im weiteren Fortschreiten gelungen, das sächsische Heer fast zu vernichten; Tilly, der noch Bayern zu retten versucht hatte, war bei der Vertreibung des Ueberganges tödlich verwundet worden, und so war auch Bayern im Wesentlichen in die Hände der Schweden gefallen.

Was aber, wie dereinst bei Tilly, in hohem Maße ins Gewicht fiel, das war, daß auch Wallenstein zum ersten Male einen großen Feldherrn zu bekämpfen hatte, wengleich er freilich Tilly selbst um ein Bedeutendes überragte. Wallenstein nimmt als Feldherr eine entschieden bedeutende Stelle ein; seine Operationspläne zeigen, daß er sie auf die innere Beschaffenheit der Verhältnisse gründete und den großen geographischen wie auch politischen Beziehungen eine hervorragende Berücksichtigung zu Theil werden ließ; auch seine tactischen Actionen legen Zeugniß davon ab, daß er es verstand, schnell und entschlossen, im rechten Augenblick und an der rechten Stelle zu handeln.

Da er im Einverständniß mit dem Kaiser seine Mission nicht allein als eine militärische, sondern auch als eine politische auffaßte, so erschien es ihm und wohl mit Recht in Anbetracht des noch unfertigen Zustandes seiner Armee vorerst unmöglich, direct auf den König loszugehen; er gedachte vielmehr nach der Wiedereroberung Böhmens in Sachsen vorzudringen, um Gustav Adolf hierhin zu ziehen und so Süddeutschland zu befreien, oder aber, wenn Gustav Adolf dennoch dort verbleibe, Sachsen und Brandenburg von Schweden zu trennen und letzteres isolirt zu einem erträglichen Frieden zu bringen. Einige glückliche Unternehmungen Wallenstein's gegen die sächsische Armee in Böhmen hatten den Rückzug derselben in der Richtung auf Sachsen zur Folge und waren darauf berechnet gewesen, den Kurfürsten von Sachsen geneigter zu Friedensunterhandlungen zu machen; aber sie verfehlten im großen Ganzen ihren Zweck. Gustav Adolf verblich in Süddeutschland, Sachsen hielt an dem Bunde mit Schweden fest und ging auf die ihm gemachten Anerbietungen nicht ein. Gustav Adolf war nicht ohne Kenntniß von diesen Verhandlungen geblieben; sein Standpunkt war, Schwedens Sache von der deutschen nicht zu trennen und sich nicht übergeben zu lassen; die Forderungen der Protestanten in Bezug auf Religion, geistliche Güter und ständische Freiheiten hätte er unterstützt, die geistlichen Güter wieder herausgegeben, wenn dadurch der Friede zu Stande kam,

aber doch nur unter der Bedingung, daß Schweden einen Theil von Pommern mit den wichtigen Häfen — wenigstens zu Lehen — erhielt; Brandenburg konnte ja für seine Ansprüche darauf sich durch einen Theil der Stifte befriedigen. Ihm schwebte zugleich noch der katholischen Partei gegenüber die Gründung einer allzeit kriegsbereiten Körperschaft der evangelischen mit einem Kriegsrath an der Spitze und mit Schweden zu Schutz und Trutz verbündet vor.

Die Gefahr, die durch Gustav Adolf's glückliche Fortschritte in Bayern für Wien eintrat, ward schließlich Veranlassung, daß Wallenstein mit seiner Armee nach Bayern und zur Vereinigung mit den bayerischen Truppen berufen ward. Obwohl nun bereits hier nach seinem Eintreffen die Entscheidungsschlacht zwischen den beiden großen Gegnern zu erwarten war, so fand dieselbe doch infolge einer eigenthümlichen Verschiebung der Situation nicht statt. Gustav Adolf zog sich als der numerisch augenblicklich Schwächere in den bedeckenden Schutz des besetzten Nürnberg zurück, und Wallenstein richtete sich dabei in einem großen verhaszten Lager für lange Zeit zum Abwarten ein. Die Art der Befestigung, die von dem bisher üblichen System zusammenhängender Linien vollständig abwich und thatsächlich auf moderne Grundsätze basirt war, legt Zeugniß von seinem hohen Geschick ab. Wenn Wallenstein's Gedanke bei dieser Stellungnahme der gewesen war, seine eigene noch ungeübte Armee nicht dem Wagniß einer Schlacht im offenen Felde auszusetzen, dagegen den thatendurstigen König zum Angriff darauf unter möglichst ungünstigen Verhältnissen herauszufordern, so hat er seinen Gegner richtig beurtheilt. Gustav Adolf griff ihn, nachdem man sich wochenlang ohne Entscheidung gegenübergelegen, an und wurde unter nicht unerheblichen Verlusten zurückgeschlagen. Dieses Treffen von Burgstall war ein moralischer Erfolg für die kaiserliche wiedererstandene Armee und ihren Führer, der sich dem großen Gegner ebenbürtig gezeigt. Man hat dem Könige vorgeworfen, daß er sich, statt sich auf seine noch 20000 Mann betragenden Verstärkungen in Schwaben und Bayern zurückzuziehen, was ihm eine unbedingte numerische Ueberlegenheit ge-

sichert haben würde, auf Nürnberg gewandt; die Gründe, die ihn dazu bestimmt, sind rein subjectiver Natur; er wollte nicht zurück, sich nicht von Sachsen weit entfernen und den an Lebensmitteln reichen Ort mit seiner streitbaren protestantischen Bürgerschaft im Stiche lassen. Es war eine allerdings ungewöhnliche, aber doch kühne und von dem Vertrauen auf das bisherige Glück eingegebene Handlungsweise. Auffallend ist, daß in diesem Augenblicke, wo die Kräfte der beiden Gegner sich einander gewachsen zeigten, Friedensunterhandlungen angeknüpft wurden. Es wird berichtet, daß Gustav Adolf Wallenstein die Krone von Böhmen angeboten und dieser sie ausgeschlagen habe; Thatsache ist, daß er ihm eine Zusammenkunft mit Friedenssauerbietungen vorschlug. Dem kaiserlichen und bayerischen Hofe mitgetheilt, zerfügten sie sich infolge der großen Gegenforderungen. So mußte denn der Krieg fortgesetzt werden, der fürs Erste die beiden Gegner nach ganz verschiedenen Richtungen aus einander führte. Ihre Armeen sollen durch das längere Verbleiben auf demselben kleinen Raume unglaubliche Verluste erlitten haben; Gustav Adolf war es zuerst, der aufbrach, theils um einige neu auftretende gegnerische Abtheilungen, die in Bayern vorgezogen waren, wieder zurückzutreiben, theils um einen ersten Einfall nach Oesterreich hinein ins Wert zu setzen und auf diese Weise Wallenstein nach sich zu ziehen. Aber indem Wallenstein sich nach den sächsischen Landen wandte, traf er den König an einer so empfindlichen Stelle, daß nun der König die Erblande frei geben und dorthin eilen mußte. Gustav Adolf hatte mit richtigem Blick erkannt, daß eine Fortsetzung seines Marsches auf Wien im gegenwärtigen Augenblicke, wo die feindlichen Armeen intact waren, nimmermehr zum Frieden geführt haben würde, daß aber glückliche Erfolge Wallenstein's in Sachsen, ein Durchschneiden der Verbindungen der Schweden mit dem Meere ihm alle Früchte seiner bisherigen Waffenerfolge entreißen konnten. Mit unglaublicher Schnelligkeit eilte er über den Thüringer Wald herbei. Ursprünglich scheint Wallenstein, da der Kurfürst von Bayern ihm seine Armee nicht anvertraut hatte, nicht Willens ge-

wesen zu sein, in Sachsen einen entscheidenden Kampf zu provociren, er hatte sich nur der thüringischen und sächsischen Gebiete bemächtigen und dort Winterquartiere beziehen wollen, um dann wahrscheinlich je nach den Umständen den Krieg wieder weiter nach Norddeutschland hineinzu-tragen. Was ihn schließlich dennoch bewog, auch seinerseits die Entscheidung baldigt zu suchen, das war der Umstand, daß gleichzeitig mit den Schweden auch die Sachsen und der Herzog von Lüneburg mit den Truppen des niedersächsischen Kriegstheaters von verschiedenen Seiten gegen ihn anrückten. Es lag für ihn, um nicht in die Mitte genommen zu werden, die einzige Möglichkeit, der drohenden Gefahr zu entgehen, darin, den Kampf gegen die Schweden zur Entscheidung zu bringen, ehe die anderen feindlichen Armeen heran waren.

Zu diesem Sinne nahm er am 5. November bei Lützen, sobald er die Annäherung des Königs erfahren hatte, Stellung und rief Pappenheim, den er zur Fortnahme von Halle dorthin entsandt hatte, um sich die Straße nach dem nördlichen Deutschland frei zu halten, zur Schlacht zurück. Der König, der über diese Detachirung Nachrichten erhalten hatte, setzte mit Rücksicht darauf den schnellen Entschluß, ihn am nächsten Tage, ohne die Vereinigung mit den Sachsen abzuwarten, in seiner Stellung anzugreifen. So stießen denn die beiden großen Feldherren der Epoche im offenen Felde zur Entscheidungsschlacht zusammen.

Ihre Gegnerschaft war in gewisser Beziehung der Ausgangspunkt der Begebenheiten der letzten Jahre gewesen; denn Wallenstein's feindselige Politik gegen Schweden, seine Besitzergreifung von Mecklenburg war schließlich der letzte Anstoß für den König gewesen, nach Deutschland zu kommen und in die inneren Angelegenheiten desselben für die Herstellung des Religionsfriedens und der früheren gesetlichen Zustände einzugreifen. In der erfolgreichsten Weise hatte der König bisher die kriegerischen Operationen zu führen vermocht und dadurch die Ziele, die ihm beim Beginn seiner Expedition vorgeschwebt hatten, fast erreicht; wir wissen es nicht und es wird wohl niemals mit Gewißheit aufgeklärt werden, ob der

König, nachdem er im Bunde mit den Protestanten und gestützt auf die ihm entgegengebrachten Huldigungen derselben eine so mächtige Stellung in Deutschland errungen hatte, sich mit dem Gedanken an den Gewinn der Kaiserkrone wirklich getragen, oder ob ihn nur das Interesse für Schwedens Machtentfaltung noch weiter kämpfen ließ.

Wenn der mit des Königs Plänen am meisten vertraute Kanzler Oxenstierna die erstere dem Könige vindicirte Absicht als nicht wahrscheinlich hinstellt, so liegt darin eine gewisse innere Berechtigung, da der König ja um des Friedens willen die in dem Herzen Deutschlands eroberten Landschaften nur als Pfand für die Abtretungen an der Ostsee hatte behalten wollen und bei seinem klaren Blick sich sagen mußte, daß er schwerlich den Widerstand Oesterreich-Spaniens überwältigt und das Einverständnis Frankreichs gewonnen haben würde. Seine auf Schwedens Machtstellung abzuleitenden Pläne dagegen gingen wohl nach eben des Kanzlers vertraulichen Äußerungen noch darüber hinaus, nur die pommerische Küste für sich zu gewinnen; ihm hat wohl der Gedanke, Schweden, Norwegen, Dänemark und die Länder der Ostsee zu einem großen skandinavischen Reiche zu vereinen, vorgeschwebt, ein Gedanke, zu dessen Verwirklichung, da bei ihm das religiöse Motiv sich mit dem politischen identificirte, schon die Kämpfe mit Polen gebient hatten, die in Deutschland entgegen kommen sollten. Wenn seine Invasion für die Rettung des Protestantismus nothwendig war, wenn er im Interesse desselben auf die Gleichheit der Bekenntnisse im kurfürstlichen Collegium hinarbeitete, so beschwor er durch seine Forderungen nach Abtretung der Ostseeküste, auf die der Kaiser niemals, wenn nicht gezwungen, eingehen konnte, da Brandenburgs berechnete Ansprüche sich nur durch anderweite Umgestaltungen im Reiche befriedigen ließen, die Fortsetzung des Kampfes herauf. Auch Wallenstein durfte nicht daran denken, seine Hand zu Gebietsabtretungen zu bieten; sein Standpunkt war damals noch der, die Protestanten durch Concessionen zu bernügen, aber das Uebergewicht des Katholicismus und die Einheit des Reiches durch die Unterordnung

der Fürsten unter den Kaiser zu erhalten.

Wenn Tilly mit der gewaltsamen Durchführung des Edictes die alleinige Herrschaft der katholischen Kirche hatte herstellen, Wallenstein dem Protestantismus unter Aufrechterhaltung der alten gesellschaftlichen Zustände ein erträgliches Dasein hatte verschaffen wollen, so gedachte Gustav Adolph auf der Grundlage der Gleichberechtigung der Bekenntnisse die Formen des Reiches umzugestalten. Tilly und der König haben die Energie der religiösen Ueberzeugung gemein; sie haben Beide ihr Leben dafür eingesetzt, aber hoch steht über dem janatischen Glaubenseifer Tilly's der warme, heitere religiöse Enthusiasmus des jugendlichen Königs. Von Wallenstein's Religiosität wußte Niemand, ob er dem Glauben, zu dem er sich bekaunte, aufrichtig ergeben war, oder ob er wirklich an den Einfluß der Gestirne auf das Schicksal der Menschen geglaubt hat. Bei ihm war Alles umfassende Berechnung, Egoismus und ein sich immer noch steigender Ehrgeiz. Auch dem Könige schwebte ein weiteres ehrgeiziges Ziel vor, aber doch als der Ausdruck einer wahrhaft großen, von dem gewöhnlichen Egoismus freien Seele.

Die Schlacht von Lützen, die dem Leben des Königs ein so unerwartet frühes Ziel setzte, beugte dem Uebergewicht der kaiserlichen Waffen und des Katholicismus, sowie den Gefahren, vor denen selbst die Wallenstein'schen Pläne den Protestantismus nicht hätten bewahren können, noch einmal für längere Zeit vor, aber war sie auch ein Sieg der schwedischen Waffen, so wurden mit dem Tode des Königs, wenn nicht seine Ideen, so doch die Seele der ganzen großen protestantischen Bewegung zu Grabe getragen, ebenso wie sein militärisch-politisches Gebäude damit zusammenbrach. Er hatte — hebt Clausewitz hervor — so würdige Nachfolger an Oxenstierna, an Herzog Bernhard, an Banner, an Horn, wie selten Fürsten in ähnlichen Fällen gehabt haben, und dennoch vermochten diese vereinzeltten Kräfte nur wenig, weil Gustav Adolph durch seine große Erscheinung so unendlich stark auf die Gemüther der deutschen Fürsten gewirkt hatte. Auch die Führung des Krieges lenkte wieder in ähnliche Bahnen

ein wie vor der Schweden Zeit. Die Generale streiften wie damals von einem Ende Deutschlands zum anderen, weil das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Theile zu einem großen Ganzen und gerade das die Kriegführung des Königs charakterisirende „Systematische“ aufgehört hatte. — Wallenstein war, weil mit dem Tode des Königs eine zeitweilige Unsicherheit in der Leitung der Operationen eingetreten war, unverfolgt wider eigenes Erwarten mit den Trümmern seiner Armee nach Böhmen entkommen. Daß sein einziger ebenbürtiger Nebenbuhler gefallen, gab ihm sein hohes Selbstbewußtsein zurüd; er raffte sich nach kurzer Ruhepause, als erneute Unterhandlungen mit Sachsen, Brandenburg und Schweden auf der früheren Grundlage nicht zum Ziele geführt hatten, zu erfolgreichen Schlägen gegen seine Feinde in Schlesien und der Lausitz auf und gewann dadurch noch einmal eine machtvolle Stellung im östlichen Norddeutschland; aber die Rückwirkung auf die sich steigenden Erfolge der Schweden in Süddeutschland blieb aus. Dorthin berufen, traf er zu spät und bei dem großen Gebiete, das er zu sichern hatte, mit zu geringen Kräften ein, weshalb er sich nach Böhmen zurückwandte. Ob die Vorwürfe, die ihm über diesen verfehlten Feldzug gemacht worden, begründet sind oder nicht, läßt sich schwer entscheiden; — aber es erhob sich in dem ihm an sich feindselig gesinnten Hofkriegsrath in Wien, der seine pacificatorische Mission nicht kannte, eine Verstimmung gegen ihn, die der Ursprung aller späteren Spannungen geworden und zuletzt zu seiner Katastrophe wesentlich mitgewirkt hat. Gerade in dieser Zeit, als mehrere principielle Differenzpunkte zwischen dem General und dem Hofkriegsrathe in großer Schärfe hervortraten und Wallenstein's bisherige Unabhängigkeit angetastet, die Disciplin in seiner Armee gefährdet wurde, trat Spanien noch einmal mit dem Gedanken in den Vordergrund, einen Bund mit dem Kaiser und den katholischen Fürsten, dem Herzoge von Lothringen und einer Partei in Frankreich gegen den Bund der Holländer, Schweden und deutschen Protestanten zu Stande zu bringen, wozu auch Wallenstein mitwirken sollte. Wallenstein stand, da er bei einer Her-

stellung des Religionsfriedens wie alle Fremden so auch die Spanier, die sich thatächlich einen unerhörten Einfluß über das deutsche Reich anzumaßen begannen, von demselben ausschließen wollte, bereits mit ihren Tendenzen in einem so principielle Gegenjage, daß er mit aller Selbständigkeit, die ihm noch verblieben, entgegentrat. Da er die protestantischen Kurfürsten nur durch die volle Herstellung der Gleichberechtigung der Bekenntnisse gewinnen und so von den Schweden trennen konnte, so ward dies nun in der Hoffnung auf die schließliche Beistimmung des Kaisers die Grundlage seiner nächsten mit einem gewissen Idealismus angehauchten Pläne. Für Deutschlands Zukunft würde ihre Verwirklichung unendlich wichtig geworden sein. Den Widerstand am kaiserlichen Hofe glaubte er, da das deutsche Haus Oesterreich durch einen Sieg der spanischen Tendenzen ins Unglück gebracht werden würde, berechtigt zu sein, durch eine feste Haltung an der Spitze der Armee bekämpfen zu müssen, und um des Sieges sicher zu sein, hatte er mit Sachsen eine definitive Verbindung, mit Frankreich eine solche für den Fall, daß die Verständigung mit Sachsen nicht zum Ziele führte, abgeschlossen. Das Verhältniß des Kurfürsten von Sachsen zu Ogenstierna hatte sich, nachdem die Bande der persönlichen Dankbarkeit gegen Gustav Adolf durch dessen Tod zerrissen und die specifisch schwedischen Interessen in den Vordergrund getreten waren, allmählich mehr und mehr gelockert.

So gelang es Wallenstein denn, eine Verständigung mit Sachsen auf Grundlage der Herstellung der Zustände, wie sie vor dem Kriege bestanden hatten, herbeizuführen. Was Frankreich betrifft, so bewarb sich Richelieu, als er die halbe Welt zu einer Coalition gegen Spanien in Bewegung setzte, auch um Wallenstein, indem er ihm eine großartige Ausstattung im Reiche zusicherte und den Gedanken an die Krone von Böhmen, der schon in früherer Zeit von böhmischen Emigranten, von Magnaten und auch von Frankreich einmal angeregt worden, erneuerte.

Zu einem eigentlichen Verständniß mit Frankreich ist es indessen nicht gekommen; im Namen dieser Macht niemals aufzutreten, dazu war Wallenstein zu stolz und

sich selbst groß genug. Es bezeichnet seine noch jetzt gewaltige Stellung, daß die mit einander im Kampf begriffenen so verschiedenen Elemente seine Verbindung für die Entscheidung suchten. Die Grundlage aller seiner Entwürfe und Entscheidungen beruhte auf dem unbedingten Gehorsam seiner Armee. Als der spanische Einfluß am Hofe, der sich in dem entschlossenen, erbittertesten Gegner Wallenstein's, dem Botschafter Ötate, verkörperte, ihn von dem Generalat zu verdrängen suchte, da er der Ausführung der spanischen Absichten im Wege stand, verband sich Wallenstein, nicht gewillt, sich noch einmal dem Oberbefehl durch eine Partei entreißen zu lassen, durch die bekannten Neuerer mit der Armee. Zurück konnte er nicht mehr, und so gerieth er, in die Bahn des Abfalls durch die Verhältnisse einmal hineingedrängt, dazu, wenn nicht im Einverständniß mit dem Kaiser, so im Gegenatz mit ihm und dem Hause Oesterreich seine politische Mission durchzuführen. Darin lag aber ein vollständiges Losreißen von aller Pflicht als Unterthan und als Befehlshaber der auf den Namen des Kaisers gehobenen Armee. Der Kaiser hatte Recht und Grund, der zweifelhaften Haltung gegenüber seine Absehung anzusprechen. Nachdem man sich in Wien des Gehorsams der obersten Generale vergewissert und die Forderungen der Obersten um rückständigen Lohn von dort aus befriedigt hatte, ward die Armee ihres Gehorsams gegen ihn als eines Verschwörers, der dem Kaiser die Erblande, Krone und Scepter rauben wolle, entbunden. Nur ein kleiner Theil derselben blieb ihm treu. Daß Wallenstein, Troß bietend, nunmehr Verbindungen mit den Schweden, wie zweifellos feststeht, in dem Sinne anknüpfte, sich mit ihren Truppen zu vereinigen, hat ihm den Tod gebracht. Als er diese verhängnißvolle Absicht den noch um ihn gebliebenen freundschaftlichen Oberoffizieren gegenüber aussprach, war es theils das Gefühl des militärischen Gehorsams gegen den kaiser-

lichen Kriegsherrn, theils Eifer für die katholische Religion, theils Furcht vor seiner Rache, die den Entschluß seiner Ermordung zur Reife brachten.

Ohne jede höhere Ermächtigung wurde die That vollzogen, weungleich der Gedanke, ihn lebendig oder todt in die Hand zu bekommen, schon seit längerer Zeit in den Kreisen seiner Feinde Eingang gefunden hatte. Sein Tod war, wie sich bald zeigen sollte, ein glänzender Sieg für beide Linien des Hauses Oesterreich, indem die neu organisirte kaiserliche Armee in der Schlacht bei Nordlingen das Uebergewicht der schwedischen Waffen fast bis zur Vernichtung brach. Für den Protestantismus war er beinahe der schwerste Schlag, der ihn treffen konnte. In dem Frieden, der mit Sachsen endlich zu Stande kam, wurde das Jahr 1627 zu Grunde gelegt, ein Zeitpunkt, in welchem der Protestantismus bereits wesentlich an seinen Rechten eingebüßt hatte. Und wenn Wallenstein, mit seinem klaren Blick die Gefahren eines Krieges mit Frankreich voraussehend, denselben möglichst zu vermeiden bemüht gewesen war, so zeigte sich jetzt, als derselbe zum Ausbruch kam und Frankreich ein entscheidendes Uebergewicht in allen europäischen Dingen für lange Jahre einbrachte, wie Recht er gehabt. Ueber Deutschland brachen jetzt erst die traurigsten, durch die Uebermacht und den frevelnden Uebermuth der fremden Eroberer bezeichneten Kriegsjahre herein. Und als es dann zum Frieden kam, da trat das ein, was Wallenstein hatte vermeiden wollen, was Gustav Adolf vorhergesehen. Das deutsche Reich begann sich anzulösen, die kaiserliche Macht sank zu einem Schattenbilde herunter, während die einzelnen Fürsten fast zu souveränen Gewalt emporsiegen. Das heutige deutsche Volk, dem das Glück zu Theil geworden, die Wiedererstehung des deutschen Kaiserreiches, wenn auch in anderer Form, zu erleben, kann jener traurigen Zeit in dem Sinne gedenken, daß die Nacht dennoch zum Licht, der Kampf dennoch zum Siege geführt hat.





Die Kohlensäure in dem Haushalte der Natur.

Von

Wilhelm Schütte.

Schon in den ältesten Zeiten war es bekannt, daß aus Kalksteinen und ähnlichen Substanzen kleine Blasen entweichen, wenn man dieselben mit Essig übergießt, und daß der Kalk sich allmählich in dieser Flüssigkeit auflöst. „Kalkartige Erde schäumt, wenn sie mit Essig übergossen wird,“ bemerkt Plinius, und der weise Salomo sagt in seinen Sprüchen: „Wer einem bösen Herzen Vieder singt, das ist wie ein zerrissenes Kleid im Winter und wie Essig auf Kreide.“ Diese zerzehrende Kraft der sauren Flüssigkeit benutzte Kleopatra, um die Wette zu gewinnen, welche sie in frevelhaftem Uebermuth ihrem Vuhlen Antonius gegenüber eingegangen war, daß sie in einer einzigen Mahlzeit zehn Millionen Sesterzen (zwei Millionen Mark) verzehren wolle. Das Mahl, welches sie auftragen ließ, war zwar üppig und im hohen Grade verschwenderisch, übertraf aber in dieser Hinsicht keineswegs die Feste, welche Antonius zu veranstalten pflegte, so daß dieser höhnisch fragte: „Wie hoch beläuft sich denn die Rechnung?“ — „Dies ist nur das Vorspiel,“ antwortete die Königin, „die Mahlzeit wird ihren vollen Preis erreichen, und zwar werde ich allein zehn Millionen Sesterzen verzehren.“ Als sie nun den Nachtisch hereinzubringen befahl, setzten die Sklaven nur einen Becher voll Essig auf den Tisch, und während der erstante Antonius sich über diesen sonder-

baren Schluß des Mahles wunderte, löste Kleopatra eine der beiden kostbaren Perlen, welche als die größten ihrer Art bekannt waren, aus ihrem Ohrgehänge und warf sie in den Becher. Sofort stieg ein Schaumgeträusel von dem Kleinod auf, und die Perle zerging in der Flüssigkeit, welche die Königin hinabschlürfte; als sie auch die zweite Perle in den Becher werfen wollte, gab Antonius dies nicht zu, sondern erklärte sich für besiegt. So erzählt Plinius; indessen ist es zu bezweifeln, daß der Vorgang in der geschilderten Weise verlaufen sei. Denn einerseits wirkt Essig nur langsam auf die Substanz der Perlen ein, und es müßte bis zu der vollständigen Auflösung eine geraume Zeit verfließen sein, und andererseits ist es kaum glaublich, daß die verwöhnte Königin sich dazu verstanden haben sollte, einen Becher dieses sauren Getränkes zu leeren. Nach des Plinius Bericht war übrigens Kleopatra nicht die Erste, welche aufgelöste Perlen verschluckte, vielmehr hatte schon früher der Schauspieler Claudius sich dies kostspielige Vergnügen gemacht.

Wie übertrieben die Vorstellungen der Alten von der zerstörenden Wirkung waren, die der Essig auf kalkhaltige Substanzen ausübt, ist aus der von Livius und Plutarch berichteten Erzählung zu ersehen, daß Hannibal, als sich bei dem Alpenübergange ein mächtiger Kalksteinfels dem Heereszuge in den Weg stellte, den zu umgehen und zu übersteigen gleich

unmöglich war, sich mit Hilfe von Essig einen Weg über dies Hinderniß gebahnt habe. Wer einmal gesehen hat, wie langsam Kalk sich in Essig löst und welche erhebliche Menge dieses letzteren erforderlich ist, der wird überzeugt sein, daß Hannibal sich in der angegebenen Weise nicht Bahn gebrochen haben kann und daß jene große Essigverwendung in das Reich der Fabeln gehört.

Die Luftart, welche bei derartigen Vorgängen aus den Kalksteinen entweicht und ein leichtes Aufschäumen des Essigs veranlaßt, die Kohlenäure, wurde im Alterthum nicht weiter beachtet, und es hat sehr lange gewährt, bis man ihre Natur richtig erkannte. Noch am Ende des sechzehnten Jahrhunderts hielt man das Gas, welches sich aus Kalksteinen, Soda, Pottasche u. s. w. bei dem Uebergießen mit Essig oder anderen Säuren entwickelt, für gewöhnliche Luft, und erst im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts entdeckte van Helmont, daß dieses Gas, welches er gas sylvestre, auch gas carbonum nannte, identisch ist mit der Luftart, welche sich bei dem Verbrennen der Kohlen und bei dem Gährungsproceß bildet und welche aus den sogenannten Sauerwassern schäumend entweicht. Derselbe Chemiker erkannte auch zwei wichtige Eigenschaften dieses Gases, nämlich, daß es jede Flamme auslöscht und Thiere, die dasselbe einathmen, tötet. Dennoch wurde die Kohlenäure noch oft mit der gewöhnlichen Luft verwechselt, bis die Untersuchungen von Llad in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zeigten, daß dies Gas den Charakter einer Säure besitzt, indem es sich mit den sogenannten Alkalien (Kali, Natron) zu salzartigen Verbindungen vereinigt. Wegen dieser Eigenschaft, sich von den Alkalien binden zu lassen, nannte er das Gas „gebundene oder fixe Luft“, welchen Namen es lange Zeit geführt hat. Die chemische Zusammensetzung der Kohlenäure blieb auch jetzt noch vollständig im Dunkeln, bis Lavoisier, bald nachdem er die Eigenschaften des Sauerstoffes näher erforscht hatte, sich auch mit dieser Luftart beschäftigte und erkannte, daß dieselbe eine Verbindung des Sauerstoffes mit der Kohle ist. Seit dieser Zeit hat man die Eigenschaften der Kohlenäure genauer erforscht und in ihr ein

Gas erkannt, welches in dem Haushalte der Natur eine so hervorragende Rolle spielt, wie neben ihm nur noch dem Sauerstoff zukommt. Das Athmen der Pflanzen und Thiere, die Proceße der Verbrennung, Verwesung und Gährung beruhen im Wesentlichen darauf, daß entweder die Kohlenäure sich in ihre Bestandtheile, Sauerstoff und Kohlenstoff, spaltet oder daß sie aus kohlenstoffhaltigen Körpern durch Aufnahme von Sauerstoff gebildet wird. Um diese wichtige Rolle der Kohlenäure besser zu verstehen, ist es nothwendig, einen kurzen Blick auf einige physikalische und chemische Eigenschaften des Gases zu werfen.

Wie der Name andeutet, gehört dies Gas zu den Säuren, das heißt zu denjenigen chemischen Verbindungen, welche blaue Pflanzenfarben röthen und sich mit den Sauerstoffverbindungen der Metalle (den Basen oder Dryden) zu Salzen vereinigen. Da aber die Kohlenäure nur eine sehr schwache Säure ist und in der Chemie das Recht des Stärkeren gilt, so wird sie aus ihren Salzen ausgetrieben, sobald man diese letzteren mit einer stärkeren Säure übergießt; sie entweicht alsdann unter heftigem Aufbrausen. Ein Jeder kennt das Aufschäumen, welches eintritt, wenn man doppelkohlenäures Natron (gewöhnlich schlechtthin Natron genannt) mit Weinsäure zu einem „Prausepulver“ mischt und das Gemenge mit Wasser übergießt. Da die Kohlenäure etwa anderthalbmal schwerer ist als die atmosphärische Luft, so kann man das in einem passenden Gefäße entwickelte Gas in einem offenen Glaszylinder auffangen, indem man dasselbe mit einem Kautschukschlauch bis auf den Boden des Cylinders leitet; die schwere einströmende Kohlenäure verdrängt nun von unten her die leichtere Luft und fällt allmählich das ganze Gefäß an. Freilich kann das Auge keine Veränderung des Inhaltes wahrnehmen, da die Kohlenäure ebenso durchsichtig und farblos ist wie die Luft, allein man kann dennoch ihre Anwesenheit leicht nachweisen. Bekanntlich beruht die Verbrennung darauf, daß sich eine Verbindung des brennenden Körpers mit Sauerstoff vollzieht, so daß die Gegenwart dieses Gases unumgänglich nothwendig ist, wenn die Verbrennung vor sich gehen soll.

Nun enthält die Kohlensäure allerdings Sauerstoff, allein derselbe befindet sich nicht in freiem Zustande, sondern ist an die Kohle gebunden und wird von dieser so fest gehalten, daß die in einer Flamme glühenden Gase nicht vermögen ihn an sich zu reißen, woraus folgt, daß eine Flamme erlöschen muß, wenn sie von Kohlensäure umgeben ist. Senkt man daher eine kleine brennende Kerze in den mit Kohlensäure gefüllten Glaszylinder, so erlischt sie, sobald sie in das Gas eintaucht. Da der Athmungsproceß im Wesentlichen nichts Anderes ist als eine langsame Verbrennung und daher die Gegenwart von freiem Sauerstoff erforderlich, so stirbt ein Thier, wenn man dasselbe in das mit Kohlensäure gefüllte Gefäß bringt. Ein solcher Erstickungstod erfolgt aber nicht bloß in reiner Kohlensäure, sondern tritt schon ein, wenn die Luft größere Mengen dieses Gases enthält; schon die Gegenwart von zwei bis drei Proc. wirkt bei längerem Aufenthalt schädlich auf den Organismus. Es kann daher gefährlich werden, längere Zeit an solchen Orten zu verweilen, an denen sich Kohlensäure in großem Maße entwickelt, wenn nicht durch genügenden Luftzug dafür gesorgt wird, daß das Gas entweicht. Ein Beispiel bietet die sogenannte Hundsgrotte bei Puzzeoli. Dieselbe liegt an dem Fuße eines sehr fruchtbaren Berges und gleicht einer Hütte, welche in den Fels hineingemeißelt ist, so daß es sich schwer unterscheiden läßt, ob sie ein Werk der Natur oder der Menschenhand ist. Der Boden dieser kleinen Höhle besteht nicht aus Fels, sondern aus einer dunkel gefärbten Erbart, ist feucht und an einigen Stellen sehr warm. Ueber ihm lagert ein weißlicher Nebel, welcher aus einem Gemisch von Kohlensäure und Wasserdampf besteht. Die Gasschicht hat eine Höhe von 20 bis 60 cm und bildet gewissermaßen eine schiefe Ebene, deren höchster Punkt in dem Hintergrunde der Grotte liegt. An der Thür strömt das Gas aus und fließt wie ein Bach den zu der Höhle führenden Fußsteig entlang. Das Auge nimmt freilich diesen Gasstrom nicht wahr, doch kann man sein Vorhandensein dadurch nachweisen, daß man eine brennende Kerze hineinsetzt, welche sofort von der Kohlensäure ausgelöscht wird;

bei ruhiger Luft gelingt das Experiment noch in sieben bis acht Fuß Entfernung von dem Eingang der Höhle. Läßt man innerhalb der Höhle eine Seifenblase herabfallen, so erreicht sie den Boden nicht, sondern erhält sich schwebend in der Luft, sobald sie die Schicht des schwereren Gases erreicht hat; sie rückt nun langsam nach dem Ausgang hin, gerade wie ein Stück Holz, welches auf einem Bache thalabwärts schwimmt. Ein aufrecht stehender Mensch kann längere Zeit in der Grotte verweilen, ohne von der am Boden lagernden Kohlensäure belästigt zu werden, dagegen sterben kleinere Thiere, wie z. B. Hunde, sehr bald unter heftigen Zufunden. In vulcanischen Gegenden finden sich oft derartige Gruben, aus denen Kohlensäure entweicht. Die größte ist ein kesselförmiges Thal auf der Insel Java, welches Palamaran oder Todesthal genannt wird. Dasselbe ist nach schweren Regengüssen, wie sie in der Tropenzone fallen, so stark mit Kohlensäure gefüllt, daß der Aufenthalt auch für Menschen gefährlich wird. Der Volksglaube der Javanen schreibt die tödliche Wirkung dem Upasbaume zu, welcher hier wachsen und die Luft bis auf weite Entfernungen vergiften soll; in der Wirklichkeit sind die Ausdünstungen dieses Baumes völlig unschädlich, obgleich derselbe in seinem gelblichen Milchsaft das Strychnin, eines der gefährlichsten vegetabilischen Gifte, birgt. Kunze fand bei seinem Besuche im Jahre 1879 das Thal völlig frei von Kohlensäure und konnte längere Zeit in demselben verweilen, weswegen er alle Erzählungen von dem Todesthal für Fabeln hält. In Deutschland giebt es ebenfalls derartige Dinsthöhlen, welche Kohlensäure ausströmen, so bei Pyrmont und Ems. Im Mittelalter gaben die Anfälle, welche dies Gas in Höhlen und unterirdischen Gängen hervorrief, die Veranlassung zu der Entstehung der wunderlichsten Fabeln. Diese Orte sollten von bösen Geistern bewohnt sein, welche verborgene Schätze bewachten und durch ihren bloßen Anblick den Eindringlingen den Tod brächten; denn vergebens suchte man Wunden oder die Spuren irgend welcher Verletzungen bei den Unglücklichen, welche auf so unerklärliche Weise um das Leben gekommen waren.

Wie die meisten Lustarten wird auch die Kohlensäure von dem Wasser absorbiert oder verschluckt, und zwar um so reichlicher, je kälter das Wasser und je höher der Druck ist, unter welchem dasselbe steht; bei gewöhnlichem Luftdruck vermag das Wasser ungefähr ebenso viel Kohlensäure zu verschlucken, als es selber Raum einnimmt. Das mit dem Gase gesättigte Wasser ist vollständig klar und farblos und besitzt einen angenehmen, prickelnden Geschmack; bei längerem Stehen verliert es den größeren Theil seiner Kohlensäure, welche langsam in kleinen Perlen entweicht. Das frische Quellwasser hält stets ein wenig Luft gebunden, welche weit reicher an Kohlensäure ist als die Luft unserer Umgebung und gerade durch diesen Kohlensäuregehalt dem Wasser seinen erfrischenden Geschmack verleiht; hat das Wasser längere Zeit in einem warmen Zimmer gestanden, so schmeckt es fade, nicht nur weil es seine Kühle, sondern hauptsächlich weil es seine Kohlensäure verloren hat. So lange das Wasser das Gas gebunden enthält, vermag es den kohlensauren Kalk aufzulösen, weswegen das frische Quellwasser fast immer eine geringe Menge dieses Stoffes in sich birgt, der sich aber wieder als feines weißes Pulver ausscheidet, wenn nach längerem Stehen das Gas entwichen ist. Auch Eisen löst sich in kohlensäurehaltigem Wasser auf und scheidet sich wieder ab, wenn das Wasser die Kohlensäure verloren hat. Bei erhöhtem Druck verschluckt das Wasser sehr beträchtliche Mengen des Gases, welches stürmisch unter lebhaftem Aufbrausen entweicht, wenn der Druck aufgehoben wird. Da es sich aus der ganzen Wassermasse entwickelt, so treiben die von unten aufsteigenden Blasen die oberen Schichten der Flüssigkeit empor, wie es sich bei dem Öffnen einer Flasche mit Sodawasser deutlich zeigt.

Die Bekanntschaft mit diesen Eigenschaften der luftförmigen Kohlensäure (die flüssige und feste kommt hier nicht in Betracht) genügt, um die Rolle zu verstehen, welche dies Gas in dem Haushalte der Natur spielt.

Wenige Naturkörper sind so allgemein verbreitet und haben für die lebenden Wesen eine solche Bedeutung wie die Kohlensäure, welcher wir in allen drei

Naturreichen, bei den Mineralien, den Pflanzen und den Thieren, begegnen. Hier steigt sie in luftförmiger Gestalt aus dem Boden, dort quillt sie mit den Mineralwässern schäumend empor; hier bildet sie, an Kalt gebunden, mächtige Felsen und thürmt ganze Gebirge auf, dort hilft sie in Höhlen bei langsamer, aber stetiger Arbeit die wunderlichen Tropfsteingebilde aufbauen; während die Pflanzen sie aus der Luft aufnehmen und in dem Inneren ihres Leibes zerlegen, hauchen die Thiere sie mit dem Athem aus, der ihre Lungen verläßt. In unaufhörlichem Kreislaufe führt sie den Kohlenstoff aus der unorganischen Natur in das Reich der Organismen und von diesem in jene zurück, sei es, daß wir den Pflanzen- oder Thierleib durch das Feuer zerstören oder ihn im Verwesungsproceß langsam zerfallen lassen.

Das Ausströmen der freien Kohlensäure aus Höhlen und Spalten ist schon oben erwähnt. Die Krater der Vulcane hauchen sie neben anderen Gasen in reichem Maße aus, doch steigt sie nicht bloß in der Nähe der thätigen feuerpeienden Berge, sondern auch an solchen Orten empor, welche ehemals einen vulcanischen Charakter besaßen. So strömt bei Migueperse in der Auvergne die Kohlensäure in so reichem Maße aus, daß Unglücksfälle auf freiem Felde vorkommen. Das Gas quillt hier aus dem Grunde kleiner Vertiefungen hervor, an deren Rande sich eine höchst üppige Vegetation entwickelt hat. Insecten und andere kleinere Thiere werden von dem reichen Grün angelockt und fallen erstickt zu Boden; ihre todten Leiber ziehen Vögel herbei, die in gleicher Weise zu Grunde gehen. Endlich kommen die Hirten der Umgegend, welche die Gesehrt kennen, holen schnell diese Thiere und machen so ohne Anstrengung oft einen ergiebigen Jagdzug. Auch neben dem Laacher See am Rhein, welcher wahrscheinlich der Krater eines erloschenen Vulcans ist, befindet sich ein Erdloch, welches stets mit Kohlensäure gefüllt ist und über welches, wie die Sage geht, kein Vogel ungefährdet hinfliegen kann. Mitunter verschwinden derartige Ausdünstungen, sei es, weil sich der unterirdische Vorrath an dieser Stelle erschöpft hat oder, was wahrscheinlicher ist, weil die Spalten, aus denen das Gas entwich, sich durch

die Verschiebung der Gesteine geschlossen haben. Ein bemerkenswerthes Beispiel bietet der Avernur See in Campanien. Derselbe liegt in den sogenannten phleggräischen Feldern, einem Landstrich von acht Quadratmeilen Flächeninhalt, der sich von Neapel bis zu dem Cap Misenum erstreckt und einen ausgeprägt vulcanischen Charakter besitzt. Auf dieser verhältnißmäßig kleinen Fläche drängen sich sieben- und zwanzig Krater von erloschenen Vulcanen zusammen, deren einzelne eine kreisrunde Gestalt besitzen. In vielen Stellen dieses Bezirkes, wie in der schon erwähnten Hundsgrotte, dringt Kohlensäure aus dem Boden; in Neapel füllen sich fast alle Keller so reichlich mit dem Gase an, daß es gefährlich ist, sie zu betreten, wenn sie längere Zeit hindurch geschlossen waren. In diesen phleggräischen Feldern liegt der Avernur See, ebenfalls ein ehemaliger Krater, der sich mit Wasser gefüllt hat. Das von steilen Höhen eingefasste Becken war ehemals von dichtem Walde umzogen und hauchte in so reichem Maße Kohlensäure aus, daß Vögel, welche über den See flogen, plötzlich wie vom Blitze getroffen in das Wasser hinabstürzten, von welcher Eigenthümlichkeit der griechische Name Aornos (vogellos) stammt. Der finstere, unheimliche See wurde für die Alten zum Mittelpunkte fast aller Sagen, die sich auf das Schatteneich bezogen. Hier sollte der Eingang zu der Unterwelt sein, von dem aus man zu den Flüssen Styx und Pyriphlegeton und zu den elyrischen Gefilden gelangte; hier waren der Hain der Hekate und die Grotte der kumanischen Sibylle. Jetzt haben diese Anschauungen aufgehört und die Umgebung des Sees hat ihren finsternen Charakter verloren; an die Stelle der dichten Wälder, welche schon zu der Zeit des Augustus gelichtet wurden, sind reiche Obst- und Weingärten getreten, und der See, welcher an manchen Stellen eine Tiefe von hundertundachtzig Fuß besitzt, wird von Fischen und Wasservögeln bewohnt. Die Reste eines Tunnels, welchen Agrippa unter dem Berg hinweg nach Cumä führen ließ und der jetzt zum größten Theile verschüttet ist, tragen noch jetzt den Namen grotta di Sibylla.

Wenn das Wasser, welches nach einem Regenguß in den Boden einsickert und

später als Quelle wieder zu Tage tritt, auf seinem unterirdischen Wege freier Kohlensäure begegnet, so nimmt es einen Theil derselben in sich auf, weswegen das Wasser der Quellen fast immer eine geringe Menge dieses Gases enthält, welches es bei längerem Stehen an der Luft wieder entläßt. Oft legt das Wasser im Inneren der Erde einen sehr beträchtlichen Weg zurück, sinkt in den Spalten und Klüften der Gesteine tief unter die Erdoberfläche hinab und steigt insolge des hydrostatischen Gesetzes in anderen Canälen wieder nach oben. Dies Hinabdringen des Wassers bis zu großen Tiefen, sowie das längere Verweilen im Inneren der Erde hat eine zweifache Wirkung. Bekanntlich nimmt die Wärme in einem abwärts getriebenen Schachte nach unten hin zu, und zwar steigt sie für je 120 Fuß um einen Grad des hunderttheiligen Thermometers, so daß ungefähr eine halbe Meile unterhalb der Erdoberfläche schon Siedetemperatur herrscht, wenn anders die Zunahme der Wärme in größeren Tiefen in demselben Verhältniß erfolgt wie in den oberen Erdschichten; es muß daher das Wasser, welches längere Zeit in großen Tiefen verweilt, sich erwärmen und später als heiße Quelle zu Tage treten. Eine zweite Wirkung zeigt sich darin, daß das Wasser vieler Quellen mit Kohlensäure übersättigt ist. Wenn dies Gas sich in unterirdischen Höhlen und Canälen zu größeren Mengen angesammelt hat, so wird durch diese Anhäufung der Luftdruck gesteigert, und das Wasser, welches durch diese Räume fließt, sättigt sich mit Kohlensäure unter erhöhtem Druck, d. h. nimmt beträchtlich größere Mengen des Gases in sich auf, als es unter gewöhnlichen Verhältnissen zu verschlucken vermag. Gelangt dies übersättigte Wasser an die Erdoberfläche, wo die Verstärkung des Druckes ihr Ende erreicht, so muß der Ueberschuß der aufgenommenen Kohlensäure entweichen und das Wasser gerade so schäumen wie das Sodawasser, dem das Gas auf künstlichem Wege vermittelt einer Druckpumpe zugeführt worden ist. Die sogenannten Säuerlinge oder Sauerbrunnen sind derartige Quellen, deren Wasser im Inneren der Erde unter erhöhtem Druck reichliche Mengen von Kohlensäure aufgenommen haben. Fast

immer enthalten sie neben der Kohlensäure verschiedene Salze aufgelöst und schmecken nicht rein säuerlich, sondern schwach laugenhaft, wie die bekannten Quellen von Selters, Ems, Pyrmont und Rißingen, oder bitterfalsig, wie die Quellen von Saidschütz und Billna. In anderen, den sogenannten Stahlwässern, ist Eisen aufgelöst, welches ihnen einen zusammenziehenden, sinnenartigen Geschmack verleiht; dahin gehören die Quellen von Schwalbach, Reinerz, Franzensbad u. s. w. Diese Salze, welche in den Quellen gelöst sind, ertheilen dem Wasser verschiedene Wirkungen auf den Körper und bewirken, daß jährlich Tausende von Kranken zu den Curorten pilgern, um dort Heilung von ihren Leiden zu suchen.

Aus manchen dieser Brunnen entweicht das Gas in erstaunlicher Menge, wie z. B. aus der Badequelle in Marienbad. Dort steigt die Kohlensäure in Form kleiner Perlschnüre ununterbrochen empor und zwar mit solcher Gewalt, daß sie das Wasser beständig in wallender Bewegung erhält und über dem Spiegel der Quelle eine Gaschicht bildet, welche bei ruhiger Luft eine Höhe von sieben bis acht Fuß erreicht. Wenn der Gang, in welchem das Wasser einer kohlenensäurehaltigen Quelle aufsteigt, eine Krümmung macht, so sammeln sich an dieser Stelle die unterhalb der Krümmung entweichenden Gasperlen zu einer großen Blase, die allmählich anwächst und den Gang versperrt, bis sie endlich von dem nachdrängenden Wasser hinausgetrieben wird. In diesem Falle erscheinen neben den feinen Gasbläschen, welche beständig aus dem Wasser aufsteigen, von Zeit zu Zeit große Blasen, welche mit Gewalt empordrängen und nicht selten das Wasser selbst in hohem Strahl aufwärtsstreifen, wie es bei dem „neuen Springer“ in Karlsbad beobachtet wird. Das Wasser dieses Sprudels besitzt eine Temperatur von fast sechzig Grad und erhebt sich stoßweise und schäumend bis zu einer Höhe von mehreren Fuß, wobei reichliche Mengen von Wasserdampf und Kohlensäure entweichen und eine dicke Wolke über dem Springquell bilden. Noch großartiger zeigt sich die Wirkung des hervorbrechenden Gases bei dem Sprudel von Nauheim. Die zahlreichen Quellen, welche

an diesem Orte die Soole, d. h. stark mit Salz beladenes Wasser, zu Tage fördern, sind sogenannte artesischen Brunnen und dadurch hergestellt worden, daß man Bohrlöcher abwärts trieb bis in die wasserführende Schicht, aus welcher das Wasser in den Röhren emporquillt und oft mit großer Gewalt als Springquelle herauspries. Dies Aufwärtssteigen wird bei den meisten derartigen Brunnen dadurch verursacht, daß das Wasser an höher gelegenen, oft weit entfernten Punkten in die Erde eingedrungen ist und sich in der abwärts geneigten wasserführenden Schicht angeammelt hat, so daß es bei dem Anbohren dieser letzteren sich wieder bis zu derselben Höhe, von der es herabsank, zu erheben strebt. Indessen ist dieser hydrostatische Druck nicht immer die einzige Ursache des Hervorsprudelns, vielmehr ist bei vielen artesischen Brunnen die in dem Wasser enthaltene Kohlensäure in hohem Grade bei diesem Emporsteigen theilhaftig, indem sie nach oben drängt und so kräftig entweicht, daß sie das Wasser gerade so emporreißt, wie wir es bei dem Öffnen einer Flasche mit Sodawasser beobachten.

Die Nauheimer Quellen nun werden zum Theil durch diese Einwirkung der aus dem Wasser entweichenden Kohlensäure emporgetrieben, namentlich der große Soolsprudel, welcher am 15. Mai 1855 gebohrt wurde und den Namen Friedrich Wilhelm erhielt. Als man an dem genannten Tage das Bohrloch bis in die wasserführende Schicht hinabgetrieben und eine Tiefe von sechsundertundsechszehn Fuß erreicht hatte, quoll das Wasser zwar anfangs in dem hinuntergesetzten kupfernen Rohre aufwärts, blieb aber in einiger Entfernung von der Erdoberfläche stehen und zeigte nur geringe Spuren von Salzgehalt, so daß es gewissermaßen einen Pfropfen süßen Wassers darstellte, welcher die salzreiche Soole absperrte. Um dieses süße Wasser fortzuschaffen, wurde in die Oeffnung des kupfernen Rohres eine Saugpumpe eingesetzt, welche nach kurzer Arbeit brodelnden Schaum zu Tage förderte — ein Zeichen, daß die kohlenensäurehaltige Soole aufwärts drang. Plötzlich erfolgte ein großartiger Ausbruch. Ein drei Zoll dicker Wasserstrahl schoß aus der kupfernen Röhre hervor, schleuderte

das eingesezte blecherne Pumpenrohr bis an die Decke des Bretterhauses und stieg sechshundfünfzig Fuß hoch empor. Die Untersuchungen, welche Bromeis über diese interessante Springquelle angestellt hat, ergeben, daß die von dem Wasser gebundene Kohlensäure sich mit einer Gewalt ausdehnt, welche dem Druck von drei Atmosphären entspricht. In dem kupfernen Rohr beginnt die Entwicklung des Gases in einer Tiefe von hundert Fuß, von wo aus die Kohlensäure mit so großer Gewalt aufwärts drängt, daß sie das schäumende und brodelnde Wasser bis zu jener bedeutenden Höhe empor treibt. Die Soole, welche eine Temperatur von dreißig Grad besitzt, verliert während des Emporsteigens und Herabfallens den größten Theil der mitgeführten Kohlensäure. Die Menge des Gases, welches in die Luft entweicht, ist ungeheuer und beträgt einundsiebzig Kubikfuß für jede Minute, so daß im Laufe eines Jahres fünf Millionen Pfund Kohlensäure aus dem Wasser dieses Sprudels in die Luft strömen. Da wir wissen, daß in diesem Gase drei Gewichtstheile Kohle mit acht Theilen Sauerstoff verbunden sind, so finden wir durch eine einfache Rechnung, daß jene Gasmenge $1\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Kohlenstoff enthält, daß also mehr als 13000 Centner reiner Kohle erforderlich wären, wenn wir diese Kohlensäure durch Verbrennung herstellen wollten.

Da das Wasser, welches Kohlensäure absorbiert hat, die Fähigkeit besitzt, den kohlensauren Kalk aufzulösen, so enthalten diejenigen Quellen, welche mit diesem Gase beladen sind, bisweilen sehr beträchtliche Mengen jenes Stoffes, welcher sich bei dem Verbunften der Kohlensäure schichtenweise ablagert. Eine solche inkrustirende Quelle ist der Karlsbader Sprudel, aus dessen Wasser sich der bekannte Sprudelstein absetzt und die Wandungen der Quelle allmählich mit einer braunrothen oder ockergelben Kruste so dicht bedeckt, daß dieser Steinbezug, der übrigens nur eine geringe Härte besitzt, von Zeit zu Zeit losgebrochen werden muß. Kleinere Gegenstände, die man in das Wasser hängt, wie blätterreiche Zweige oder Blumensträuße, werden in kurzer Zeit mit einer dünnen Schicht dieses Minerals überzogen, welches sich gleichmäßig an

allen Theilen der Oberfläche ablagert. An kleinen Steinchen und Sandkörnern, welche von dem wallenden Wasser hin und her gedreht werden, ohne daß sie zu Boden sinken, festigt sich der kohlensaure Kalk schichtenweise ab, so daß kleine kugelförmige Massen entstehen, welche allmählich an Größe und Gewicht zunehmen und endlich so schwer werden, daß sie zu Boden fallen. Indem nun die einzelnen durch weitere Kalkablagerungen mit einander verbunden werden, verschmelzen sie zu dem sogenannten Erbsenstein, einer Anhäufung kleiner erbsengroßer Kalkkugeln, deren jede ein Sandkorn oder ein kleines Steinchen in sich birgt und beim Durchschneiden deutlich die schichtenweise Folge der einzelnen Ablagerungen erkennen läßt.

Auch aus kalten Quellen, welche Kohlensäure enthalten, lagert sich nach dem Entweichen des Gases kohlensaurer Kalk ab und bildet den sogenannten Travertin und Kalktuff. Berühmt sind die Marmorcascaden des Amio bei Tivoli und die inkrustirenden Quellen von San Filippo in Toscana; die letzteren haben in zwanzig Jahren einen kleinen See mit einer Schicht von Travertin ausgefüllt, welche eine Mächtigkeit von siebenundzwanzig Fuß besitzt. Die bedeutendsten Ablagerungen dieser Art bilden sich in Kleinasien aus den Quellen der alten jüdischen Stadt Hieropolis. Reclus beschreibt dieselben folgendermaßen: „Wenn man von Smyrna kommt, so glaubt man einen ungeheuren Wasserfall von dreihundert Fuß Höhe und einer halben Meile Breite vor sich zu haben. Das sind die Mauern, welche das Wasser allmählich Säule für Säule, Schicht für Schicht aufgebaut hat, indem es sich über die Ränder des Plateaus ergoß und an seinen Gehängen herabrieselte. Hier und da funkeln in der Sonne auch wirkliche Cascaden, und ihre blühenden Wasserfäden heben das matte Weiß der Kalkwände. Wenn man das Gehänge hinaufsteigt, so entwickelt sich allmählich die ganze Schönheit dieser durch das Wasser geschaffenen Gebilde. Hier glaubt man Säulengänge zu sehen, dort Gruppen von Figuren, dort wieder rohe Basreliefs, die der Meißel noch nicht ganz aus ihrer Steinhülle herausgearbeitet hat. Mitten in diesen Kalkgebilden, welche das fallende Wasser im Laufe der Zeiten modellirt

hat, öffnen sich zahlreiche Becken, deren Farben hin und wieder in das Gelbliche spielen, während andere rothbraun und violett gefärbt oder wie Achat gestreift sind. Weiter oben betritt man das Plateau selbst, welches einst die alten Bäder und die Todtenstadt von Hieropolis trug. Weiße Kalkmassen bedecken jetzt die Grabersteine und erfüllen die Leitungsröhren. Der Boden wird in allen Richtungen von alten Nachbetten durchschnitten, da das Wasser beständig durch seine Ablagerungen sich selbst den Weg verlegt. Ueber einen der breitesten dieser jetzt trockenen Canäle spannt sich eine wundervolle natürliche Brücke, einem Gewölbe von Marmor ähnlich, von welchem zahlreiche Tropfsteine herabhängen. Zu welcher Zeit und in wie vielen Jahren oder Jahrhunderten sich dieses Wunderwerk aufgebaut hat, vermag Niemand zu sagen. Wenn man Vitruv glauben darf, so erfolgten derartige Bildungen so schnell, daß, wenn die Bewohner der Umgegend ihr Besitztum durch eine Mauer abschließen wollten, sie einfach das Wasser über die Grenze desselben hinleiteten, worauf dann bereits nach einem Jahre die Mauern fertig waren.“

Weit langsamer geht die Arbeit vor sich, welche das kohlenstoffhaltige Wasser im Inneren der Erde vollführt, indem es in Höhlen, Grotten und Canälen den mitgeführten Kalk ablagert und in unausgesetzter Thätigkeit die eigenthümlichen Tropfsteingebilde aufbaut. Das Regenwasser führt immer ein wenig Kohlenstoff aus der Atmosphäre herab, namentlich wenn dem Regenguß eine längere Zeit der Trockenheit vorausging. Wenn nun dieses Wasser in den Boden einsickert und durch die Klüfte und Spalten eines Lagers von kohlenstoffhaltigem Kalk abwärts dringt, so löst es vermöge seines Gehaltes an Kohlenstoff geringe Mengen des Gesteins auf; wenn es nun über eine Höhle hinfließt und durch die feinen Risse der Decke langsam herabtröpfelt, so verdunstet ein Theil der Kohlenstoff schon, während der Tropfen noch an der Decke hängt, so daß hier eine winzige Spur von Kalk sich absetzt. Die nächsten Tropfen lassen eine gleiche Menge zurück, und da die Verdunstung hauptsächlich an der Außenseite der Tropfen erfolgt, so bildet

sich hier anfangs ein kleiner Ring von kohlenstoffhaltigem Kalk. Allein in stetiger Folge fällt Tropfen auf Tropfen, und die von den einzelnen zurückgelassenen unbedeutenden Mengen von Kalk summiren sich im Laufe der Jahre und Jahrhunderte; das Innere des kleinen Ringes wird ausgefüllt, langsam und ganz allmählich bilden sich Zapfen, welche sich fortwährend verlängern und zuletzt als stattliche Spitzen und Zacken von der Decke der Höhle herabhängen. Das Wasser, welches an diesen Tropfsteinen oder Stalaktiten herabrieselt und mit der Kohlenstoff den Kalk verliert, verdickt sie allmählich, so daß sie sich gleich den Eiszapfen nach unten hin zu spitzen. In dessen hat das Wasser doch nicht alle Kohlenstoff verloren, sondern bewahrt einen Theil derselben und mit ihr ein wenig kohlenstoffhaltigen Kalk, den es mit sich zu Boden führt und hier bei dem Verdunsten zurückläßt. Es bilden sich daher senkrecht unter den Abtropfstellen neue Kalkablagerungen, welche man zum Unterschiede von den Tropfsteinen Stalagmiten genannt hat. Sie erheben sich langsam in Gestalt von Pfeilern und Säulen, deren Ende nicht zugespitzt, sondern etwas verbreitert ist. So rücken die von oben herabsinkenden Stalaktiten und die von unten heranwachsenden Stalagmiten einander näher, bis sich endlich beide Gebilde begegnen und nun mit einander verschmelzen. Das anfangs nur dünne Stäbchen, welches die Verbindungsstelle bezeichnet, nimmt mit der Zeit an Dicke zu, indem das Wasser sich an dieser Stelle ansammelt und den Kalk reichlicher ablagern kann; zuletzt verschwindet die Einschnürung gänzlich, und nun ragt eine fast gleichförmige Säule von dem Boden bis zu der Decke des Gewölbes empor. Allein das Wasser stellt seine Arbeit nicht ein, sondern fährt fort, die Säule immer mehr zu verdicken, und verbindet zuletzt die dicht neben einander stehenden Pfeiler, so daß jetzt ein Theil der Höhle durch eine Kalkwand abgeschlossen wird. Wie überaus langsam sich die Stalaktiten vergrößern, geht daraus hervor, daß selbst bejahrte Führer, welche die Besucher in die Höhlen begleiten, versichern, daß sie die einzelnen Zacken und Säulen stets in derselben Größe und Stärke gefaßt

hätten — welche Versicherung freilich nicht wörtlich zu nehmen ist, da eine Veränderung, die sich sehr langsam vollzieht, nicht leicht auffällt, wenn wir das betreffende Gebilde täglich vor Augen haben.

Die Tropfsteinhöhlen gewähren einen eigenthümlichen fast zauberhaften Anblick, namentlich, wenn das reine Weiß der Säulen und Fackeln noch nicht durch den Rauch der Fackeln getrübt und in schmutzi-

Gewölbe, nur unterbrochen durch das leise Klätschern der Tropfen, die überall von der Decke herabfallen.

Alle Kalksteingebirge enthalten Tropfsteinhöhlen, welche durch ihre eigenartige Schönheit den Besuch zahlreicher Reisender anlocken, so die Baumannshöhle im Harz, die Nebelhöhle in der schwäbischen Alp u. s. w. Die zahlreichsten derartigen Grotten birgt der Karst in sich, ein weites Kalksteinplateau, welches zu den



Der Wasserfall in der Adelsberger Höhle.

ges Grau verwandelt worden ist. Im Inneren der Erde, „tief unter dem Schall der menschlichen Rede“, sehen wir uns in eine großartige Halle versetzt, deren Decke von weißleuchtenden Marmorpfeilern getragen wird. Hier ragen Säulenstümpfe empor, dort lagern wunderliche Kalkgebilde, welche den Gestalten von Thieren oder unvollendeten Statuen gleichen. An einzelnen Stellen senkt sich ein marmorweißer Vorhang von der Decke herab, an dessen Spitzen und Franzen die Tropfen aufblitzen, wenn das Licht der Fackeln darüber hinstreift. Ein leises, feierliches Schweigen herrscht in dem feuchtkühlen

Zulischen Alpen gehört und Ausläufer in die Halbinsel Istrien entsendet. Verhüllt sind hier vor Allem die Adelsberger Höhlen, sowohl wegen ihrer großen Ausdehnung als auch wegen der Schönheit und Großartigkeit ihrer Tropfsteingebilde. Neben dem durch eine Thür verschlossenen Eingang stürzt sich ein kleiner Fluß, der Poigt, mit gewaltigem Getöse in die Grotte, um nun einen Theil der unterirdischen Gänge in der Länge von einer viertel Meile zu durchfließen, bis er aus einem hohen Gewölbe am Fuße einer senkrechten, von Tannen gekrönten Kalksteinwand wieder zu Tage tritt. Die

Höhle theilt sich in mehrere Arme, welche ein verzweigtes Netz von gewundenen Gängen und prachtvollen Gewölben bilden. Ueberall hängen mächtige Stalaktiten von der Decke herab, deren einzelne sich durch ihre sonderbare Form auszeichnen und Bäumen, thierischen und menschlichen Gestalten gleichen. An einer Stelle glaubt man einen im Sturz zu weißem Eise erstarrten Wasserfall zu sehen, auf einem niedrigen unterirdischen Hügel zeigen sich Tropfsteingebilde, deren Form an die drei auf der Schädelstätte gekreuzigten erinnert. Eine der großen Wölbungen gleicht einem aus weißem Marmor erbauten gothischen Dom mit Altar, Kanzel und Orgel, dessen Decke so hoch ist, daß man die von ihr herabhängenden Stalaktiten bei dem ungewissen Lichte der Fackeln nicht mehr zu unterscheiden vermag. Den schönsten Anblick gewährt der sogenannte „Vorhang“, eine halb durchsichtige Wand, so weiß und zart, von so kunstvollen Falten durchzogen, daß man glaubt, ein Product der Kunst, nicht der Natur vor sich zu haben. Das Rauschen des unterirdischen Flusses, welcher bis zu einer Höhe von mehreren Metern anschwellen kann, tönt aus den einzelnen Gewölben wieder und erhöht in nicht geringem Grade den Reiz dieser ausgezeichneten Tropfsteinhöhle.

Während Kalkstuf, Travertin und Tropfstein sich noch jetzt fortwährend aus dem kohlenensäurehaltigen Wasser ablagern, gehören die gewaltigen Massen, in denen der kohlen saure Kalk zu Bergen und ganzen Gebirgen aufgethürmt ist, älteren geologischen Perioden an; indessen ist es hier nicht am Orte, diese Gesteine ausführlich zu besprechen, und es sei nur erwähnt, daß alle unter dem Namen der Jura- und Kreideformation begriffenen Gebirge hierher gehören. In den Gesteinen, welche dieselben zusammensetzen, ist die Kohlen säure neben Kalk auch an Magnesias gebunden und bildet mit diesen beiden basischen Verbindungen den Dolomit. Gegenüber den mächtigen Lagern des Kalksteins und der Kreide nehmen die Salze, zu denen die Kohlen säure mit den Oxyden der schweren Metalle zusammengetreten ist, eine nur untergeordnete Stelle ein; indessen sind manche in technischer Beziehung von Wichtigkeit,

weil aus ihnen das betreffende Metall hüttenmännisch gewonnen wird, wie z. B. das Zink aus dem Galmei und das Kupfer aus Kupfererz.

Das große Reservoir, in welches alle von der Erde aufsteigende Kohlen säure sich ergießt und aus welchem sie wieder entnommen wird, ist die Atmosphäre. Während die beiden Hauptbestandtheile, welche die Luft zusammensetzen: der Sauerstoff und der Stickstoff, überall und zu jeder Zeit in demselben Verhältniß auftreten, ist der Gehalt an Kohlen säure beträchtlichen Schwankungen unterworfen und wird durch die Vertikalität beeinflusst. Ueberdies ist derselbe stets nur unbedeutend im Vergleich mit jenen beiden Gasen, indem die Luft in zehntausend Raumtheilen etwa nur vier bis fünf Theile Kohlen säure enthält. Dennoch ist die Gesamtmenge der in dem Luftkreise aufgespeicherten Kohlen säure sehr beträchtlich, wie sich aus einer einfachen Rechnung ergibt. Da das Gewicht der ganzen Atmosphäre etwa acht Trillionen Pfund beträgt, so birgt diese Luftmenge 2400 Billionen Pfund Kohlen säure in sich, wenn wir annehmen, daß sie durchschnittlich drei Gewichtstheile dieses Gases in zehntausend Theilen enthält. Indessen ist diese Rechnung doch nur ungenau, da der Gehalt an Kohlen säure schwankt; allerdings gleichen die Luftströmungen die an einzelnen Orten durch locale Einflüsse hervorgerufene Vermehrung oder Verminderung zum Theil wieder aus, dennoch aber lassen sich diese Einwirkungen nicht ganz verwischen. Während der Nacht nimmt die Menge der Kohlen säure zu und vermindert sich im Laufe des Tages. Sturm und anhaltende Regengüsse bewirken eine beträchtliche Verminderung, indem die fallenden Tropfen die Kohlen säure absorbiren und zur Erde herabführen. So fand Lavoisier, daß die über Bogota lagernde Luft in der trockenen Jahreszeit $4\frac{1}{2}$ Raumtheile Kohlen säure in zehntausend Theilen enthält, während der Regenzeit aber nur $3\frac{1}{2}$ Theile dieses Gases in sich schließt. Ein ähnliches Resultat ergaben die Untersuchungen von Macagno in Palermo, indem auch hier nach starken Regengüssen eine beträchtliche Abnahme der Kohlen säure sich zeigte; die größte Menge fand sich im Juli, wo zehntausend Theile Luft $7\frac{1}{2}$

Raumtheile Kohlenäure enthielten, während im Mai dieselbe Menge Luft nur fünf Theile des Gases einschloß. Im Allgemeinen machte sich eine Zunahme bemerklich, wenn die Temperatur der Luft stieg. Auf den Gipfeln hoher Berge ist die Luft beträchtlich reicher an Kohlenäure als in der Ebene; so fand Schlagintweit auf neuntausend bis zwölftausend Fuß hohen Bergen der Schweizer Alpen neun, Frankland auf dem Montblanc gar elf Raumtheile in zehntausend Theilen. Dieser größere Gehalt wird ohne Zweifel dadurch veranlaßt, daß in dieser bedeutenden Höhe der Pflanzenwuchs äußerst spärlich ist oder sogar ganz fehlt, so daß hier der Luft keine Kohlenäure durch das Athmen der Gewächse entzogen wird, während die reichere Vegetation der Ebene unausgeseiht einen solchen Verlust hervorruft. Die bei Luftfahrten ausgeführten Versuche stimmen nicht ganz überein mit diesen auf hohen Bergen angestellten Beobachtungen und scheinen zu ergeben, daß der Kohlenäuregehalt der Luft sich nur wenig verändert oder mit wachsender Höhe ein wenig abnimmt.

Die über dem Meere lagernde Luft ist ärmer an Kohlenäure als die Luft des Binnenlandes, indem das Wasser einen Theil des Gases verschluckt hat. Da die Absorption befördert wird, wenn man in einem Gefäß die Kohlenäure mit Wasser schüttelt, so muß die Wellenbewegung von Einfluß sein, indem sie immer neue Wassertheilchen in eine innige Verührung mit der Luft bringt. Namentlich wirken in dieser Beziehung die Schauntönen, welche der Wind an den Wellenbergen emporreibt und als Sprühregen in der Luft herumsprühen läßt. In jedem Bläschen des Schaumes ist das Wasser zu einem sehr feinen Häutchen ausgebreitet und bietet somit der Luft eine verhältnismäßig große Fläche dar, wodurch das Verschlucken der Kohlenäure wesentlich begünstigt wird. Diese aus der Luft aufgenommene Kohlenäure verbindet sich mit manchen Salzen, welche in fein zertheilter Gestalt dem Meerwasser beigemengt sind, und macht sie löslich. Wie das Luftmeer alle von der Erde aufsteigenden Gase in sich aufnimmt, so ist der Ocean das große Magazin, in welchem die von den Flüssen mitgeführten Substanzen abgelagert und

aufgepeichert werden. Unter diesen Stoffen befindet sich ebenfalls kohlenäurer Kalk, den der Fluß von den Uferländern lospült und in die See hinausschwemmt. Das Meerwasser vermag nun wegen seines Gehaltes an Kohlenäure diesen Stoff aufzulösen, indem es denselben in doppeltkohlenäuren Kalk verwandelt. Schörling fand, daß das Wasser des Canals in jedem Liter 98 Milligramm Kohlenäure enthält, die an Kalk und Magnesia gebunden ist, und nach Regnault's Untersuchungen enthält das Meerwasser bei zehntausend Theilen durchschnittlich drei Gewichtstheile kohlenäuren Kalk gelöst. Allerdings ist diese Menge nur gering, wenn aber das Wasser aller Oceane den kohlenäuren Kalk in demselben Maße enthält wie der Canal, so ergiebt sich, daß eine ungeheure Menge dieses Stoffes in dem Meerwasser gelöst ist. Nimmt man die mittlere Tiefe der Oceane nur zu tausend Meter an — was gewiß nicht zu hoch ist —, so enthält eine Säule von Meerwasser, welche eine Grundfläche von einem Quadratmeter hat und von dem Grunde bis zur Oberfläche des Wassers reicht, 98 Kilogramm Kohlenäure. Da nun die Erdoberfläche in runder Zahl 500 Billionen Quadratmeter mißt und die Oceane mehr als zwei Dritttheile dieser Fläche, also etwa 340 Billionen Quadratmeter, einnehmen, so ergiebt sich als Gesamtgewicht der im Meerwasser enthaltenen Kohlenäure 30000 Billionen Kilogramm, so daß der Ocean weit mehr in sich birgt als die Atmosphäre; indessen ist zu beachten, daß der größere Theil dieses Gases in Salzen gebunden ist, während das Luftmeer nur freie Kohlenäure enthält.

Der Kohlenäuregehalt des Meerwassers ist von der allergrößten Bedeutung für die auf dem Grunde der See wachsenden Pflanzen, welche sich gar nicht entwickeln könnten, wenn dem Meerwasser die Kohlenäure fehlte. Wie die Fische mittelst ihrer Kiemen die in dem Wasser enthaltene Luft aufnehmen und aus ihr den für ihr Gedeihen unentbehrlichen Sauerstoff gewinnen, so athmen auch die unterseeischen Pflanzen diese Luft und nehmen aus der ihr beigemengten Kohlenäure den zum Aufbau ihres Leibes nothwendigen Kohlenstoff. Durch diesen Proceß werden un-

geheure Mengen von Kohlenäure unterhalb des Meerespiegels zerlegt, und auf dem Grunde der See ernährt sich eine reiche Vegetation von diesem Gase, welches die oberen Wasserschichten der Atmosphäre entnommen haben. Wenn auch die unterseeischen Pflanzen fast ausschließlich der großen Classe der Tangen angehören, so entfaltet doch die Pflanzenwelt des Meeres einen großen Reichthum von Formen und bringt so zahlreiche und zum Theil so große Gewächse hervor, daß sie vielleicht einen Vergleich mit der Vegetation der Oberwelt aushalten dürfte; einzelne Tangarten entwickeln sich zu ungeheurer Größe und erreichen eine Länge von mehr als tausend Fuß, so daß sie die größten aller Gewächse sind. Von der Ueppigkeit der Vegetation des Meeres legt die ungeheure Anhäufung von schwimmenden Tangen Zeugniß ab, welche in der sogenannten Sargassosee viele Quadratmeilen der Wasseroberfläche mit ihren grüngelben Zweigen und Blättern bedecken. Columbus gerieth bei seiner ersten Reise mitten in diese ausgedehnten Anhäufungen von Seepflanzen, welche das Schiffsvolk als Krautwiesen bezeichnete. Sie lagen so dicht, daß die Schiffe sich nur mit Mühe einen Weg zu bahnen verwochten und daß die Mannschaft durch diese außergewöhnliche Erscheinung in die größte Besorgniß versetzt wurde; jezt bilden die Tangen der Sargassosee nicht eine zusammenhängende Decke, sondern große schwimmende Inseln, welche auf einen Raum von mehreren hundert Quadratmeilen vertheilt sind.

Nicht minder wichtig als für die unterseeischen Pflanzen ist der Kohlenäuregehalt des Meerwassers für einen großen Theil der reichen Thierwelt, welche abgeschlossen von der Luft unter dem Spiegel der See lebt. Die große Classe der Weichthiere verarbeitet eine sehr beträchtliche Menge von kohlenäurem Kalk, um die Gehäuse aufzubauen, welche den weichen, gallertartigen Leib umschließen, und zwar entnimmt sie diesen Stoff dem Wasser. Allerdings kommt der Kalk in dem Meerwasser reichlicher mit Schwefelsäure als mit Kohlenäure verbunden vor, und wir können nicht nachweisen, aus welchem dieser Salze die Thiere das Material zu ihren Schalen nehmen; da aber diese leg-

teren aus kohlenäurem und nicht aus schwefelsäurem Kalk bestehen, so ist es wahrscheinlich, daß derselbe unmittelbar von jenen verarbeitet wird. Der zarte Leib des jungen aus dem Ei geschlüpften Weichthieres ist noch nicht mit einer kalkigen Schale bedekt, sondern wird von einem dünnen, lederartigen Mantel umkleidet; die Zellen, aus denen derselbe besteht, füllen sich allmählich mit kohlenäurem Kalk, welcher aus dem Leibe des Thieres schwillt und sich nach und nach zu festen Massen vereinigt.

Von Jahr zu Jahr vergrößert sich die Schale, und die einzelnen Ablagerungen lassen sich bisweilen fast wie die Jahresringe eines Baumes deutlich unterscheiden und verrathen das Alter des Thieres. So entstehen die gewundenen Gehäuse der Schnecken, die sich oft durch ihre zierliche Gestalt und lebhafteste Färbung auszeichnen; ebenso die beiden Schalen, welche die Muschelthiere einschließen und nicht selten an ihrer inneren Fläche in den buntesten Farben schillern, bisweilen auch den kohlenäuren Kalk als kostbare Perlen abgelagert enthalten. Aehnlich scheiden die Krebse, Seeigel, Seeferne und viele andere Meeresbewohner den Kalk aus dem Wasser ab und bilden aus ihm die harten Gehäuse, welche ihren Leib einschließen. Allein die Thätigkeit aller dieser Geschöpfe steht weit zurück hinter der ungeheuren Arbeit, welche einzelne Polypenarten verrichten, indem sie den im Meerwasser gelösten kohlenäuren Kalk abscheiden und aus ihm die verästelten, oft pflanzenartigen Korallen auführen. Tausende von Thierchen, welche zu einem Ganzen verbunden sind, schaffen unausgesetzt an einem solchen Korallenstod, und jedes neue Geschlecht baut auf den Werken seiner Vorgänger weiter, so daß der am Grunde des Meeres wurzelnde steinerne Baum seine Krone bis an die Oberfläche des Wassers emporhebt. Die Küsten mancher Inseln sind von mauerartigen Korallenriffen umzogen, welche die kleinen unscheinbaren Baumeister im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende aufgeführt haben. So erscheint die Kohlenäure, welche das Meerwasser verschluckt, als ein unentbehrlicher Stoff sowohl für die Pflanzen als auch für die Thiere, welche die weiten Räume des Oceans bevölkern.

Wie die Bewohner der See ihre Panzer und Gehäuse aus dem kohlensauren Kalk herstellen, welcher in dem Meer-Phosphorsäure gebunden, das Knochengerüst der Menschen und Thiere aufbaut, stammt wahrscheinlich aus dem Trink-



Der Vorhang in der Adelsberger Höhle.

wasser gelöst ist, so entnehmen die Landthiere denselben Stoff aus dem süßen Wasser der Quellen und Flüsse. Denn der Kalk, welcher, an Kohlensäure und wasser, welches vermöge seines Gehaltes an Kohlensäure diesen Stoff aufgelöst enthält. Wir sehen somit, daß die vom Wasser verschluckte Kohlensäure den mei-

sten Thieren das Material liefert, aus welchem die harten Theile des Körpers gebildet werden, es mögen nun diese Thiere das Meer oder das Land bewohnen.

Wir nannten oben die Atmosphäre das große Reservoir, in welchem alle von der Erde aufsteigende Kohlensäure sich ansammelt und aus welchem sie wieder entnommen wird, theils um von dem Wasser verschluckt zu werden, theils um den Pflanzen als Nahrung zu dienen. Es fragt sich nun, ob dieses Magazin nur durch die Aushauchungen gespeist wird, welche in vulcanischen Gegenden aus Höhlen und Klüften emporsteigen, oder ob es noch andere Quellen giebt, welche dies Gas in die Atmosphäre emporjenden und den Vorrath erneuern helfen. In der That giebt es mehrere große Prozesse, bei denen Kohlensäure erzeugt wird, und zwar sind bei ihnen ausschließlich die lebenden Wesen und die organischen Stoffe thätig. Die chemischen Vorgänge, welche sich bei diesen Processen vollziehen, sind zweierlei Art: entweder verbindet sich die in einer organischen Substanz enthaltene Kohle mit dem Sauerstoff der Luft, oder eine aus Kohlenstoff, Sauerstoff und Wasserstoff zusammengesetzte organische Verbindung zerfällt, und zwar so, daß die Kohle sich mit dem Sauerstoff vereinigt, ohne daß dieses letztere Gas aus der Luft aufgenommen wird. Dieser letztere Vorgang vollzieht sich bei dem Gährungsproceß, welchen wir zunächst ins Auge fassen wollen.

Der Leib der Pflanzen birgt eine beträchtliche Anzahl von organischen Verbindungen in sich, welche aus den drei Elementen Sauerstoff, Wasserstoff und Kohlenstoff zusammengesetzt sind, und enthält daneben eine geringe Menge von Substanzen, welche außer jenen drei Elementen noch Stickstoff einschließen. Zu der ersten Abtheilung gehört der Zucker, welcher in den Säften sehr vieler Pflanzen vorkommt und zwar in einzelnen, wie im Zuckerrohr und der Zuckerrübe, so reichlich, daß wir ihn aus demselben abscheiden und in fester Gestalt gewinnen können. Alle süßen Pflanzensäfte nun sind gährungsfähig, das heißt der in ihnen

enthaltene Zucker kann eine eigenthümliche Zersetzung erleiden, wenn gewisse andere Substanzen, die sogenannten Fermente, zugegen sind und wenn die Flüssigkeit einer genügend hohen Temperatur ausgesetzt ist. Die Fähigkeit, die Gährung einzuleiten, erlangen einige stickstoffhaltige Verbindungen, welche in den Pflanzen vorkommen, sobald diese Verbindungen (die Proteinstoffe) zu faulen beginnen, noch kräftiger aber wirkt in dieser Hinsicht die Hefe, welche sich während des Gährungsprocesses bildet. Dieser letztere besteht darin, daß der Zucker sich in zwei neue Verbindungen, Alkohol und Kohlensäure, spaltet, wovon der Alkohol den gesammten Wasserstoff, zwei Dritttheile des Kohlenstoffes und ein Drittel des Sauerstoffes enthält, während das letzte Drittel des Kohlenstoffes mit dem Reste des Sauerstoffes zu Kohlensäure zusammengetreten ist. Die Rolle, welche das Ferment bei diesem Vorgange spielt, ist höchst eigenthümlicher Art und bis jetzt wenig aufgeklärt. Wenn eine chemische Verbindung die Zersetzung einer anderen veranlaßt, so tritt sie gewöhnlich an die Stelle eines Stoffes, der aus der zweiten ausscheidet, oder es findet ein Austausch von Stoffen zwischen den beiden Verbindungen statt. Hier tritt nichts dergleichen ein: das Ferment verdrängt keinen Stoff aus dem Zucker, um an seine Stelle zu treten, und ebenso wenig giebt es irgend einen seiner Bestandtheile an jenen ab — seine bloße Gegenwart genügt, um den Zucker in Alkohol und Kohlensäure zerfallen zu lassen. Allerdings hat Pasteur geglaubt, den Gährungsproceß auf eine Thätigkeit der Hefepilze zurückführen zu können, welche sich in der gährenden Flüssigkeit bilden und fortwährend an Zahl zunehmen, allein die neueren Untersuchungen von Brefeld und Traube scheinen diese Ansicht zu widerlegen.

Alle gegohrenen Flüssigkeiten, wie Bier, Meth, Branntwein, Wein, verdanken ihre berauschende Eigenschaft dem Gehalt an Alkohol oder Spiritus, welcher sich während der Gährung aus dem Zucker gebildet hat. Wenn man einen süßen Pflanzensaft, z. B. den Saft der gekelterten Weintrauben, längere Zeit ruhig stehen läßt, so macht sich bald eine starke Veränderung bemerkbar. Das in der Flüssigkeit gelöste stickstoffhaltige Pflanzeneiweiß

geht in Berührung mit der Luft in Fäulniß über und wird somit zu einem Ferment, das heißt es erlangt die Fähigkeit, die Gährung einzuleiten. Aus dem Traubenjaft, welcher durch beigemengte faserige Pflanzentheile getrübt ist, entweichen kleine Bläschen, anfangs langsam, bald aber in reichem Maße, während sich auf der Oberfläche eine schaumige Decke ansammelt. Fängt man die entweichende Luftart mittelst einer passenden Vorrichtung in einer Flasche auf und senkt eine brennende Kerze in das Gefäß, so erlischt die Flamme augenblicklich; leitet man das Gas in klares Kalkwasser, so trübt es dasselbe und verräth sich durch diese beiden Wirkungen als Kohlensäure. Der gährende Traubenjaft, der Most, schmeckt anfangs noch süß, verliert aber diesen Geschmack allmählich, je weiter die Gährung fortschreitet und je mehr Zucker in Alkohol und Kohlensäure zerfällt. Die Hefe, welche sich als eine schaumige Masse an der Oberfläche ablagert, ist nicht eine aus der gährenden Flüssigkeit ausgeschiedene schmutzige Substanz, als welche sie bisweilen bezeichnet wird, sondern ist eine Ansammlung von vielen kleinen Pflänzchen, welche auf der niedrigsten Stufe der Organisation stehen, indem jede nur aus einer einzigen Zelle besteht. Woher aber stammen die Samen, welche zu der Entstehung dieser Pflanzen wie aller Gewächse nothwendig sind? Die atmosphärische Luft schließt stets eine große Menge von Keimen der verschiedenartigsten Pflanzen und Thiere in sich, die eine so geringe Größe besitzen, daß sie auch selbst im ausgewachsenen Zustande nur mit Hilfe des Mikroskops gesehen werden. Sobald diese Keime auf einen Boden gerathen, welcher für ihre Entwicklung günstig ist, fassen sie festen Fuß und entsalten sich zu den niedrigsten Pflanzen und Thieren, den Pilzen und Infusorien. So sind auch die Keime des Hefenpilzes in der Luft zerstreut, und für sie sind die zuckerhaltigen Säfte, die mit einem Ferment in Berührung stehen, der zur Entwicklung günstige Boden. Indem sie sich hier festsetzen, entstehen die kleinen ovalen Zellen der Hefenpilze, von denen hundert, neben einander gelegt, etwa die Länge eines Millimeters besitzen; sie treiben Knospen, welche zu selbständigen Pflanzen werden,

und vermehren sich auf diese Weise so schnell, daß sie in wenigen Tagen die Oberfläche der gährenden Flüssigkeit mit einer ziemlich dicken Schicht bedecken, welche durch die unaufhörlich entweichenden Blasen der Kohlensäure ein lockeres und schaumartiges Gefüge erhält.

Die Entwicklung der Kohlensäure geht allmählich langsamer vor sich und hört zuletzt fast ganz auf, so daß die Gährung nach fünf bis sechs Tagen vollendet ist, worauf die klare Flüssigkeit von der Hefe und von den zu Boden gesunkenen Pflanzentheilen getrennt und in Fässer gefüllt wird. Allein der Zucker ist doch noch nicht vollständig zerlegt, und es tritt nun die langsame Nachgährung ein, bei welcher der Rest des Zuckers zerfällt und sich ein wenig Hefe am Boden ablagert. Noch nach Jahren entweichen bisweilen Bläschen von Kohlensäure aus dem Wein, namentlich im Sommer, wo die höhere Temperatur die Nachgährung befördert.

Wenn die Reben wieder blühen,
Rüret sich der Wein im Jaß.

Läßt man die Nachgährung in luftdicht verschlossenen Flaschen vor sich gehen, so kann die Kohlensäure nicht entweichen, sondern bleibt in der Flüssigkeit zurück; der erhöhte Druck, welchen die in Hälse der Flasche angesammelte Kohlensäure ausübt, begünstigt die Absorption und hält das Gas in der Flüssigkeit zurück, welche hierdurch in Schaumwein verwandelt wird. Bei dem Oeffnen der Flasche entweicht die Kohlensäure stürmisch und reißt einen Theil des Weines mit sich empor. Der laute Knall, mit welchem der Kork nach dem Entfernen der Drähte aus einer Champagnerflasche herausgeschleudert wird, legt Zeugniß von der großen Kraft ab, mit welcher die in dem Schaumwein enthaltene Kohlensäure sich auszu dehnen strebt; dieselbe entspricht gewöhnlich einem Druck von sechs bis sieben Atmosphären. Auch manche Biere enthalten das Gas in reichem Maße und schäumen stark, wenn man sie aus der Flasche in das Glas gießt; der leichte Nebel, welchen man nach dem Abziehen des Korkes nicht selten in dem Halse der Flasche gewahrt, besteht aus Wasserdampf, welcher Kohlensäure in sich aufgenommen hat. Wenn ein Glas voll Schaumwein oder Bier nach längerem Stehen seine Schaumdecke verloren hat,

so entweichen nur noch vereinzelt Perlen aus der Flüssigkeit; doch kann man dieselbe wieder zum Aufschäumen bringen, indem man das Glas schüttelt oder den Wein heftig unrührt und hierdurch größere Mengen der Flüssigkeit mit festen Körpern, den Wänden des Glases oder dem Löffel, in Berührung bringt, wodurch das Entweichen des Gases begünstigt wird.

Es giebt noch eine Anzahl ähnlicher Prozesse, in denen ein Ferment durch seine bloße Anwesenheit das Zerfallen einer organischen Verbindung bewirkt, wie z. B. der Pflanzensäurestoff den in der Milch enthaltenen Zuder in Milchsäure umsetzt und diese letztere wieder zu Buttersäure, Wasserstoff und Kohlenäure zerfallen läßt. Allein es genügt, hier die sogenannte geistige oder Alkoholgährung zu besprechen, da bei dieser sehr reichliche Mengen von Kohlenäure erzeugt werden. Der Sprachgebrauch bezeichnet freilich mit dem Namen der Gährung auch andere Vorgänge, bei denen eine Zersetzung unter Gasentwicklung stattfindet, z. B. die Fäulniß. Allein wenn auch bei diesem Zersetzungsproceß der organischen Stoffe Kohlenäure entweicht, so findet hier doch keine Gährung statt, deren eigentliches Wesen darauf beruht, daß eine Verbindung sich spaltet, ohne daß ein anderer Stoff auf sie übergeht. Bei der Fäulniß nun und ebenso bei der Essigsäurebildung, die fälschlich gewöhnlich als saure Gährung bezeichnet wird, spielt der Sauerstoff der Luft eine Hauptrolle, indem er sich mit den Elementen des faulenden Körpers verbindet. Damit Fäulniß eintreten kann, muß daher die Luft Zutritt haben, und außerdem ist die Gegenwart von Wasser sowie eine genügend hohe Temperatur erforderlich. Aus den feuchten Stoffen, welche sich unter Aufnahme von Sauerstoff zersetzen, entweichen neben Kohlenäure mehrere meistens übelriechende Luftarten, und dies Aufsteigen von Gasen verleiht dem Vorgange einige Aehnlichkeit mit der Gährung. Man unterscheidet von der Fäulniß die Verwesung, welche ohne Gegenwart von Wasser in feuchter Luft vor sich geht und bei welcher die übelriechenden Gase entweder gar nicht oder doch in geringerer Menge entweichen. Ist eine der oben genannten Bedingungen nicht oder doch nur unvollkommen erfüllt, so wird

die Zersetzung verzögert und kann sehr lange aufgehalten werden. Wie starken Einfluß in dieser Beziehung die Erniedrigung der Temperatur ausübt, zeigt die Conservirung des Fleisches, welches sich sehr lange frisch erhält, wenn man es auf Eis legt; hat man doch in neuester Zeit mit gutem Erfolge versucht, das Fleisch frisch geschlachteter Thiere selbst von Australien nach Europa zu schaffen. Noch auffallender zeigt sich die Wirkung der Kälte und des Luftabzuges an den Leichen antediluvianischer Thiere, welche man schon wiederholt an den von Eis starrenden Küsten Sibiriens gefunden hat. Diese Cadaver lagen Tausende von Jahren im Eise eingebettet, und als der Zufall die harte Hülle sprengte, war ihr Fleisch infolge des Luftabzuges vollkommen wohl erhalten und zeigte nicht die geringste Spur von Fäulniß. Ein im Jahre 1807 an der Mündung der Vena aufgefundenes Mammoth war so gut conservirt, daß die Jakuten ihre Hunde mit dem Fleische des Thieres fütterten. Auch ein im Jahre 1877 an der Zanamündung aufgefundenener vollständiger Leichnam des kleinen sibirischen Nashorns war wohl erhalten; leider wurden nur ein Fuß und der Kopf nach Jakutsk geschafft, wo der erstere bei einer großen Feuerbrunst verbraunt, während der Kopf gerettet und dem Petersburger zoologischen Museum überantwortet wurde.

Auch das Entfernen der Feuchtigkeit verhindert die Verwesung oder hält sie wenigstens auf, wie die Pflanzen eines Herbariums beweisen, welche durch starkes Pressen ihres Wassergehaltes beraubt worden sind und nun der Verwesung lange widerstehen, bis sie endlich doch in Staub zerfallen. Aehnlich werden die Leichen, welche man in den von den Sonnenstrahlen bis auf fünfzig Grad erhitzten Sand Aethiopiens legt, in wenigen Tagen so vollständig ausgehöhrt und des Wassers beraubt, daß sie nicht in Verwesung übergehen; auch die Mumien, als welche die alten Aegyptier die Leiber ihrer Verstorbenen aufbewahrten, wurden in ähnlicher Weise zubereitet und durch Entziehung des Wassers gegen die Verwesung geschützt, so daß sie sich mehrere tausend Jahre lang haben erhalten können.

Derselbe Vorgang, welcher bei der Fäulniß und der Verwesung unter Auf-

nahme von Sauerstoff langsam die Kohlen- | Verbrennung, bei welcher eine Flamme
säure entwickelt, vollzieht sich rasch und | erscheint, beruht darauf, daß ein gasför-



Submarine Vegetation.

energisch bei der Verbrennung unserer | niger Körper sich mit dem Sauerstoff der
Leucht- und Heizmaterialien. Eine jede | Luft verbindet, wobei die entwickelte
Monatshefte, LII. 312. — September 1882. — Fünfte Folge, Bd. II. 12. 50

Wärme das Gas bis zum Glühen erhitzt und leuchtend macht. Die Stoffe, welche wir verbrennen, um entweder Licht oder Wärme zu erzeugen, bestehen zum Theil nur aus Kohlenstoff und Wasserstoff, wie das Petroleum und das Leuchtgas, oder enthalten neben diesen beiden Elementen noch Sauerstoff. In allen Fällen aber, es mögen Stoffe der ersten oder der zweiten Art bei der Verbrennung verwendet werden, sind die in der Flamme glühenden Gase aus Wasserstoff und Kohlenstoff zusammengesetzt. Dieselben entweichen bei der Erhitzung des Holzes oder der in dem Dichte aufgeflogenen Flüssigkeit und schweben als glänzendes Lichtgebilde über dem verbrennenden Körper. Da ein näheres Eingehen auf die Verbrennung zu weit führen würde, so sei nur erwähnt, daß die beiden Bestandtheile des verbrennenden Gases sich mit dem Sauerstoff der umgebenden Luft zu Wasserdampf und Kohlenensäure verbinden, welche beide von der Flamme in die Luft emporsteigen.

Wir wollen nun versuchen, die Menge der Kohlenensäure zu ermitteln, welche durch das Verbrennen eines bestimmten Materials, z. B. des Holzes, erzeugt wird. Hat Holz längere Zeit an trockener Luft gelegen, so daß es von der ihm anhaftenden Feuchtigkeit befreit worden ist, so enthält es in 100 Gewichtstheilen neben Sauerstoff und Wasserstoff etwa 40 Theile Kohle, welche sich bei dem Verbrennen mit 106 Theilen Sauerstoff verbinden und daher 146 Gewichtstheile Kohlenensäure liefern. Mit hin erzeugt ein jedes Kilogramm Holz, welches wir verbrennen, ungefähr $1\frac{1}{2}$ kg Kohlenensäure, welche, da ein Liter dieses Gases etwa zwei Gramme wiegt, einen Raum von 750 l oder $\frac{3}{4}$ cbm einnimmt. Da ferner ein Kubikmeter lufttrockenen Buchenholzes ungefähr 900 kg wiegt, so liefert das Verbrennen eines solchen 1350 kg oder 625 cbm Kohlenensäure. Wir verbrennen nun, um einen Ofen zu heizen, im Laufe eines Winters etwa 3 cbm Buchenholz und bereichern hierdurch die Atmosphäre um 4000 kg oder 2000 cbm Kohlenensäure. Bei dem ausgedehnten Gebrauch, den wir von dem Feuer machen, wird der Verbrennungsproceß eine ungemeyn ergiebige Quelle für die Kohlenensäure des Luftkreises, indem er täglich ungeheure Mengen dieses Gases in das

große Magazin abliefern. Nach einer ungefähren Berechnung werden in Paris durch die Verbrennung täglich etwa 3 500 000 cbm Kohlenensäure erzeugt, was einem Verbrauch von 2600 cbm Holz entsprechen würde. Erzeugt schon das Herdfener auch der ärmsten Hütte täglich eine nicht unbeträchtliche Menge, so senden die großen Feuer, welche in vielen Fabriken unangeseht lodern, gewaltige Ströme von Kohlenensäure in die Luft. Im Jahre 1875 erreichte der Verbrauch von Steinkohlen allein in Europa die Höhe von 207 Millionen Tonnen; bedenkt man nun, daß daneben noch reichliche Mengen von Braunkohlen, Torf und Holz als Brennmaterial benutzt worden sind, so ergibt sich, daß ungeheure Mengen von Kohlenensäure im Laufe eines Jahres durch die Verbrennung erzeugt werden.

Es giebt nun noch einen Proceß, welcher gleich der Verbrennung in großartigstem Maße Kohlenensäure erzeugt und die Atmosphäre mit diesem Gase speist, nämlich das Athmen der Thiere und Menschen. Der thierische Leib ist in einer fortwährenden Veränderung begriffen, indem einerseits neue Stoffe aufgenommen und verarbeitet werden und andererseits ältere, gewissermaßen verbrauchte Materie abgeschieden wird. Diese Umwandlung wird durch das Blut vermittelt, diesen „ganz besonderen Saft“, welches getrieben von dem Herzschlage unausgesetzt in den Adern durch den ganzen Körper kreist, an die einzelnen Organe neue Stoffe, die verarbeitet werden sollen, abgiebt und dafür verbrauchte, zur Ausscheidung bestimmte Substanzen aufnimmt. Diese Ausscheidung erfolgt zum Theil bei dem Athmen. In der Lunge tritt das Blut in die innigste Berührung mit der eingeathmeten Luft, absorbiert ans ihr Sauerstoff und kehrt mit diesem Gase beladen in das Herz zurück, um nun den sogenannten großen Kreislauf durch den Körper zu beginnen. Auf diesem Wege, welcher durch die Arterien, die Paargefäße und die Venen in das Herz zurückführt, übt der Sauerstoff seine Wirkung auf die Gewebe des Körpers aus und verbindet sich mit dem Kohlenstoff, so daß das Blut bei seiner Rückkehr in das Herz mit Kohlenensäure beladen ist. Statt der schön rothen Farbe, welche das vom Herzen fortströ-

mende Blut besaß, hat es jetzt eine tief dunkle, fast schwarze Färbung angenommen und ist in diesem Zustande nicht weiter fähig, die Gewebe des Körpers zu nähren. Es beginnt nun den kleinen Kreislauf und tritt in die Lunge, wo es die Kohlenäure anschnaubt und an ihrer Stelle Sauerstoff aufnimmt, so daß es durch diesen Tausch seine neubildende und ernährende Thätigkeit wieder aufnehmen kann.

Der chemische Vorgang, welcher sich während des Athmens vollzieht, hat eine große Aehnlichkeit mit der Verbrennung, indem die Substanzen, welche hier zerseht werden, aus denselben Elementen zusammengesetzt sind wie die Stoffe, welche wir als Leuchtmaterialien benutzen, und überdies dieselben Sauerstoffverbindungen entstehen, welche sich bei der Verbrennung bilden, nämlich Wasserdampf und Kohlenäure. Die Gegenwart dieses Gases in der ausgeathmeten Luft läßt sich leicht nachweisen, indem man die letztere in klares Kaltwasser bläst; die Flüssigkeit wird sofort durch den entstandenen kohlen-sauren Kalk getrübt, welcher sich ausscheidet. Setzt man aber das Blasen fort, so klärt sich das Wasser wieder, indem die reichlicher einströmende Kohlenäure ihm die Fähigkeit verleiht, den kohlen-sauren Kalk aufzulösen. Der Gehalt an Kohlenäure in der ausgeathmeten Luft kann vier Procent, also etwa hundertmal mehr betragen als derjenige der atmosphärischen Luft. Die Menge der Kohlenäure, welche durch diesen Vorgang gebildet wird, ist sehr beträchtlich. In Laufe einer Stunde athmet ein erwachsener Mensch mehr als 20 l, in einem Tage also ungefähr 500 l dieser Luftart an, welche Gasmenge etwa ein Kilogramm wiegt. Nehmen wir an, daß 1200 Millionen Menschen den Erdbreis bewohnen, so finden wir, daß die von ihnen täglich erzeugte Kohlenäure sich auf 600 Millionen Kubikmeter beläuft, welche ein Gewicht von 1200 Millionen Kilogramm besitzen. Nun beschränkt sich der Athmungsproceß nicht auf die Lunge, sondern geht an der ganzen Oberfläche des Körpers vor sich, indem zahllose kleine Oeffnungen, welche die Haut durchbohren und zu feinen Canälen führen, in den aus ihnen entweichenden Ausdünstungen ebenfalls reichlich

Kohlenäure absondern, so daß wir die vorhin berechnete Menge etwa um den dritten Theil vermehren und somit auf 1600 Millionen Kilogramm setzen müssen. Wenn wir nun beachten, daß die Thiere mindestens ebenso viel Kohlenäure erzeugen als die Menschen, so erkennen wir, daß der Athmungsproceß eine ausgiebige Quelle für die Kohlenäure des Luftkreises ist.

Wir haben in dem Vorstehenden die Wege kennen gelernt, auf denen der Vorrath an Kohlenäure in der Atmosphäre gespeist wird; es sind dies die Ausdünstungen des Gases, welche aus dem Boden emporsteigen, die Proceße der Gährung, Verwesung und Verbrennung und das Athmen der Thiere und Menschen. Es fragt sich nun, ob es auch Abzugscanäle giebt, welche das Gas aus der Atmosphäre zurückführen und eine übergroße Anhäufung desselben verhindern. Als einen solchen kennen wir bereits das Wasser, welches bald mehr, bald weniger Kohlenäure aufnimmt und wegen der großen Ausdehnung der Meerres-oberfläche eine ungeheure Menge des Gases verschluckt. Daneben entführen die Pflanzen daselbe aus der Atmosphäre. Bei dem Athmen der Gewächse vollzieht sich der entgegengesetzte Vorgang wie bei dem Athmen der Thiere; während diese Sauerstoff aufnehmen und Kohlenäure abgeben, hauchen die Pflanzen Sauerstoff an, welcher aus der aufgenommenen und zersehten Kohlenäure stammt. Die Athmungsorgane der Pflanzen, die sogenannten Spaltmündungen, bestehen aus einer großen Menge kleiner Luftzellen, welche unter der Oberhaut der Blätter liegen. Dieselben sind so klein, daß ihr Durchmesser höchstens den dreißigsten Theil eines Millimeters beträgt, wie man denn beispielsweise auf jedem Quadratmillimeter eines Eichenblattes etwa zweihundertfünfzig solcher Spaltmündungen zählt. Von diesen kleinen Luftkammern aus tritt die Luft durch die Zellwände hindurch mit dem Saft in Verührung, welcher sich in den Zellen befindet, und hier wird nun die Kohlenäure zerseht, indem der Kohlenstoff zurückgehalten und zu Holzfasern verarbeitet, der Sauerstoff aber an die Luft zurückgegeben wird. Indessen ist wohl zu beachten, daß die Gewächse nur unter

dem Einflusse des Lichtes und der Wärme, d. h. während des Tages und im Sommer in der angegebenen Weise, athmen, dagegen im Laufe der Nacht und im Winter gerade so wie die Thiere Sauerstoff aufnehmen und dafür Kohlenäure ausathmen. Da nun aber die Lebenthätigkeit der Pflanzen in den langen Sommertagen ihren höchsten Grad erreicht, im Winter dagegen fast ganz ruht, so folgt, daß die Gewächse unvergleichlich mehr Kohlenstoff fixiren, als sie Kohlenäure aushauchen. Im hohen Norden, wo die Nächte während des Sommers überaus kurz sind und noch durch die Dämmerung erhellt werden, fehlt in dieser Jahreszeit das Athmen nach Art der Thiere ganz, so daß die Zerlegung der Kohlenäure und die Aufnahme von Kohlenstoff unausgesetzt vor sich geht; infolge dieser für die Entwicklung der Pflanzen günstigen Bedingungen kann selbst jenseits des Polarkreises noch Gerste gebaut werden, welche sich so rasch entwickelt und so zeitig zur Reife kommt, daß zwischen Ansaat und Ernte nur sechs bis acht Wochen verfließen. Die zu Nothensted angestellten Versuche scheinen zu beweisen, daß die Pflanzen fast sämmtlichen Kohlenstoff, den sie verbrauchen, der Luft entnehmen und aus dem Boden wenig oder gar keine Kohle beziehen. Es erhielt ein Feld siebenunddreißig Jahre lang nur mineralischen Dünger ohne Beimischung einer organischen Substanz. Dasselbe wurde mit Weizen bestellt und lieferte bei der Ernte etwa tausend Pfund Kohlenstoff für den Morgen. Ähnliche Resultate wurden auf einem anderen Felde mit Gerste, Runkelrüben und Gras erzielt. Uebrigens wird die Aufnahme von Kohlenstoff wesentlich durch die Temperatur beeinflusst und ist in der Tropenzone mehrere Male größer als bei uns, weshalb auch dieser Erdgürtel in einer Vegetation prangt, deren Leppigkeit jeder Beschreibung spottet. So wirken Licht und Wärme gemeinsam, um die Zerlegung der Kohlenäure zu begünstigen; allein nicht bloß das Licht der Sonne übt diese Wirkung, vielmehr zeigen die neueren Untersuchungen von Jamihin und Deherain, daß die Pflanzen auch bei der Beleuchtung mit einer künstlichen Lichtquelle, wie einer Leuchtgas- oder Petro-

leumflamme, und vor Allem mit elektrischem Lichte die Kohlenäure zerlegen und Sauerstoff in Freiheit setzen.

Nach den Untersuchungen von Boussingault entnimmt ein Hectar Wald jährlich etwa 4000 kg Kohlenstoff aus der Luft, ein Hectar Wiesen 3500 kg, während eine gleiche Fläche mit Kartoffeln bestandenen Landes 3000 kg fixirt. Nimmt man nun an, daß jeder Hectar Land 3000 kg Kohle der Luft entführt, und rechnet man die pflanzentragende Fläche Europas zu 1000 Millionen Hectaren, so ergiebt sich die Menge des Kohlenstoffes, welcher alljährlich hier fixirt wird, zu drei Billionen Kilogramm. Die ganze Erdoberfläche endlich, soweit sie Pflanzen trägt, mißt etwa 13000 Millionen Hectar, und die auf dieser Fläche lebenden Gewächse fixiren mithin jährlich die ungeheure Zahl von 40 Billionen Kilogramm reinen Kohlenstoffes. Allerdings ist eine solche Rechnung nur sehr annähernd richtig, da die Zerlegung der Kohlenäure in den einzelnen Zonen mit sehr ungleicher Energie erfolgt. Ueberdies besitzen die Pflanzenarten, wie aus den angeführten Zahlen hervorgeht, diese Fähigkeit in sehr verschiedenem Grade. Am kräftigsten wirkt in dieser Hinsicht der Bissang oder die Paradieskeige, dessen unter dem Namen Bananen bekannte Früchte ein Hauptnahrungsmittel für die Bewohner der indischen Inseln sind. Die aus dem unterirdischen knolligen Wurzelstode treibenden Schößlinge, welche nur aus den fest um einander gerollten Scheiden der langen und breiten Mätter bestehen, tragen an ihrer einen Meter langen Achse so reichliche Früchte, daß dieselben ein Gesamtgewicht von vierzig bis fünfzig Pfund erreichen. Da der Wurzelstod nach Abhauen des alten Schaftes noch dreimal in demselben Jahre fruchttragende Schößlinge treibt, so kann man von einer Pflanze vier Ernten und mit ihnen etwa anderthalb Centner Früchte sammeln. Wegen dieser großen Fruchtbarkeit des Bissang kann eine mit dieser Pflanze bestandene Bodenfläche fünf und zwanzig Personen den Unterhalt liefern, während eine gleich große Fläche, mit Weizen bestellt, nur einen Menschen zu ernähren vermag. Durch diese Thätigkeit der Pflanzen wird ein Kreislauf eingeleitet, welchen

der Kohlenstoff vollführt, indem er aus der Atmosphäre in die Organismen übergeht und von diesen wieder zu jener zurückkehrt. Die Gewächse athmen die Kohlenäure der Luft, zerlegen sie und verarbeiten den gewonnenen Kohlenstoff; die fallenden Blätter und die übrigen absterbenden Pflanzentheile verwesen, indem sie sich mit dem Sauerstoff der Luft verbinden und den Kohlenstoff an die Atmosphäre als Kohlenäure zurückgeben. Ein anderer Theil der Pflanzen dient dem Menschen und den Thieren zur Nahrung, welche den Kohlenstoff ihrem Körper einverleiben und ihn beim Athmen als Kohlenäure wieder aushauchen oder bei der Verwesung in die Luft zurücksenden.

Es fragt sich nun, ob bei diesem Auf- und Abtheigen des Kohlenstoffes die Menge der in der Luft enthaltenen Kohlenäure sich stets gleich bleibt oder ob ein Schwanken, vielleicht sogar eine stetige Vermehrung oder Verminderung stattfindet? Wir sind bis jetzt völlig außer Stande, diese Frage zu beantworten, da noch nicht hundert Jahre verstrichen sind, seitdem wir gelernt haben, die Zusammensetzung der Luft zu ermitteln — eine viel zu kurze Zeit, um langsame Veränderungen in dieser Zusammensetzung festzustellen. Wir können nicht einmal die Arbeiten der Thiere und Pflanzen, welche in entgegengesetztem Sinne wirken, genau mit einander vergleichen, da alle oben angeführten Berechnungen doch nur annähernd richtig sind und keinen Anspruch auf Genauigkeit haben können. Man möchte leicht glauben, daß die Thätigkeit der Organismen einen Ausgleich herbeiführe, da ja alle Kohle, die aus der Kohlenäure der Luft entnommen wird, in Folge der Verwesung schließlich doch wieder in die Atmosphäre zurückkehrt; allein hier treten viele Unregelmäßigkeiten ein, welche diese Rückkehr bald beschleunigen, bald verzögern. Die vorweltlichen Pflanzen, deren Reste wir als Stein- und Braunkohlen zu ungeheuren Lagern gesammelt finden, zogen ihren Kohlengehalt ebenfalls aus der Atmosphäre und haben ihn bis jetzt nicht zurückgegeben, sondern seit vielen Jahrtausenden zurückgehalten. Ebenso hält in einem Walde die schwarze Schicht des Humus, die sich aus den verwesenden Blättern bildet und sich langsam im Laufe der Jahre verstärkt, eine gewisse

Menge Kohlenstoff zurück. Umgekehrt strömen bei großen Bränden gewaltige Mengen von Kohlenäure plötzlich in die Luft, welche ohne einen solchen Unglücksfall der Atmosphäre noch lange vorenthalten worden wären. Zu beachten ist ferner, daß in früheren Zeiten die Wälder eine weit größere Ausdehnung besaßen, als ihnen jetzt zukommt. Wenn auch der größere Theil der entwaldeten Flächen in Ackerland verwandelt ist, dessen Pflanzen in jedem Jahre ebenso viel Kohlenstoff fixiren als früher der Wald, so giebt es doch namentlich in Gebirgen viele Stellen, wo jetzt der kahle Fels zu Tage tritt, nachdem der Wald thörichter Weise niedergeschlagen worden ist. Während also die Bäume hier reichlich Kohlenäure aus der Luft zogen und den Kohlenstoff in ihren Stämmen aufspeicherten, hat diese Thätigkeit jetzt aufgehört, und viele Strecken felsigen Grundes tragen nichts zu der Abscheidung der Kohlenäure bei. Dagegen lagern sich an anderen aus unzugänglichen Stellen ungeheure Mengen von Kohlenstoff ab. Die in der Sargassosee schwimmenden Tangmassen müssen sich allmählich zerlegen, und wenn auch ein Theil ihres Kohlengehaltes im Verwesungsproceß sich mit Sauerstoff verbindet und als Kohlenäure in die Luft entweicht, so bleibt doch eine beträchtliche Menge zurück und sinkt zu Boden. So muß sich auf dem Grunde des Meeres allmählich eine Schicht von Kohle anhäufen, welche im Laufe der Jahrtausende eine erhebliche Dike erreicht und vielleicht die Steinkohlenlager der Zukunft bilden wird. Sind doch manche Geologen zu der Annahme geneigt, daß unsere jetzigen Steinkohlen ähnlichen Tanganhäufungen ihren Ursprung verdanken und daß die Reste anderer Pflanzen, wie Palmen, Farrenkräuter u. s. w., welche wir in der gleichförmigen Masse der Steinkohlen eingeschlossen finden, nur zufällig durch Meeresströmungen den schwimmenden Tangmassen beigegeben worden seien. Wenn wir nun aber auch annehmen wollen, daß die Thätigkeit der Organismen den Kohlenäuregehalt der Luft weder vermehrt noch vermindert, so müßte doch — so scheint es wenigstens — die aus den Dinsthöfen und Kratern der Vulcane aufsteigende Kohlenäure eine fortwährende

Vermehrung des Gases in der Luft veranlassen. Woher stammt denn aber dies Gas, welches in so gewaltigen Mengen an jenen Orten ausgehaucht wird? Wirgt die Erde in ihrem Inneren uner schöpliche Vorräthe deselben oder findet ein Ersatz statt, indem auf irgend einem Wege neue Kohlensäure zugeführt wird? Die ungeheuren Mengen, welche, wie wir wenigstens bei der Hundsgrötte nachweisen können, schon seit vielen Jahrhunderten unausgesetzt emporbringen, machen es wahrscheinlich, daß ein Ersatz stattfindet. Woher aber kann ein solcher stammen, welcher Proceß kann das Gas tief im Schoße der Erde erzeugen?

Man giebt bisweilen an, daß diese Kohlensäure aus den Lagern des kohlen-sauren Kalkes stammen, welche sich in ungeheurer Mächtigkeit in dem Inneren der Erde finden. Wenn man Kalkstein oder Marmor längere Zeit hindurch erhitzt, so entlassen diese Gesteine die Kohlensäure vollständig und verwandeln sich in den sogenannten gebrannten Kalk; da nun im Inneren der Erde eine bedeutend höhere Temperatur herrscht als an der Oberfläche, so ist eine solche Zersetzung in der That möglich. In diesem Falle müßten die Ausströmungen mit der Zeit aufhören, sobald das Kalklager des betreffenden Ortes seine Kohlensäure vollständig verloren hat.

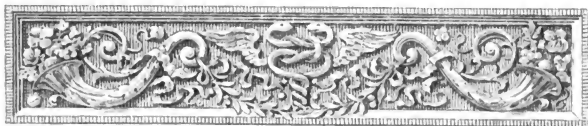
Wir sind mit den Zuständen des Erdinneren und den Vorgängen, welche sich daselbst vollziehen, immer nur noch wenig befaunt und müssen die Möglichkeit zugeben, daß die dem Boden entströmende Kohlensäure auf dem angegebenen Wege erzeugt wird. Indessen liegt es nahe, ihr einen anderen Ursprung zuzuschreiben und anzunehmen, daß auch hier das Wasser thätig ist, indem es die Kohlensäure aus der Luft herabfährt und die unterirdischen Höhlen gerade so speist wie die Mineralquellen. Die gewaltigen Mengen von Wasserdampf, welche den Kratern der Vulcane entströmen und sich oberhalb derselben zu dichten Wolken sammeln,

beweisen, daß das flüssige Element durch die Spalten und Klüfte der Gesteine in das Innere der Erde bis zu Canälen dringt, welche von unten her in den Schlund des Kraters emporführen, ja die Geologen sind geneigt, die Ausbrüche der Vulcane hauptsächlich diesem Wasser zuzuschreiben, welches in der heißen Tiefe sich in Dampf verwandelt und nun durch den Druck die flüssigen, lavaartigen Massen in jenen Canälen emporreibt. Hat sich nun das Wasser an der Luft mit Kohlensäure beladen, so führt es dieselbe in die Erde hinab, wo sie zum Theil wieder entweicht, wenn das Wasser auf heiße Gesteinschichten trifft. Ist diese Ansicht richtig, so können jene Aushauchungen den Kohlensäuregehalt der Atmosphäre nicht vergrößern, da sie selber aus der Luft gespeist werden.

Ueberhaupt haben wir wohl in dem Wasser, namentlich in dem Meere, den Regulator zu erblicken, welcher bewirkt, daß der Kohlensäuregehalt der Atmosphäre entweder unverändert derselbe bleibt oder doch nur geringen Schwankungen unterliegt. Wenn die Menge des Gases in Luftkreise zunimmt, so verschluckt das Meerwasser dasselbe in reichlicherem Maße und vermag nun einen Theil des kohlen-sauren Kalkes aufzulösen, welcher am Grunde lagert oder in sein zertheilter Gestalt durch die Flüsse herbeigeipült wird; sobald aber der Kohlensäuregehalt der Luft sich vermindert, scheidet sich dieser aufgelöste kohlen-saure Kalk wieder in fester Gestalt aus und die entweichende Kohlensäure strömt in die Atmosphäre zurück und stellt das alte Verhältniß wieder her. So findet ein unaufhörliches Auf- und Absteigen dieses Gases zwischen Himmel und Erde statt, und der Dichter hätte in dem bekannten Vergleich statt des Wassers auch die Kohlensäure wählen können:

Vom Himmel kommt sie,
Zum Himmel steigt sie,
Und wieder nieder zur Erde muß sie,
Ewig wechselnd.





Die Blattern und die Impfung.

Von

Gustav Weissbrodt.

Die Frage, von woher und zu welcher Zeit die Blattern nach Europa gekommen, ist noch nicht entscheidend beantwortet.

Wahrscheinlich sind sie schon seit mehr als tausend Jahren bei uns heimisch und vermuthlich sind sie aus dem Orient, aus Asien, zu uns gekommen. Aber seit der ersten Zeit ihres Auftretens hat die Menschheit sich mit dem Problem ihres Entstehens und ihrer Heilung, mit der Aetiologie und der Therapie der Krankheit beschäftigt.

Es hat lange gedauert, bis man zum Begriff des Contagiums gelangte. Man führte jede Epidemie anfangs auf die Rache und den Zorn der Götter zurück, und demgemäß waren Opfer und Gebete die ältesten Mittel, sie zu bekämpfen. Erst später reihete sich ihnen noch ein drittes an: die Flucht. Aber die Flucht vor einem Kranken setzt schon die Besorgniß voraus, daß von ihm die Krankheit übertragen werden könne, und die Flucht stellt also den ersten Effect der Supposition eines Contagiums dar, dessen Begriff allerdings anfangs noch kein klarer war und erst nach und nach als ein Keim erkannt wurde, der, von Individuum auf Individuum übertragen, an dem zweiten dieselben Erscheinungen zu Tage fördern mußte, die bei dem ersten sich bemerkbar gemacht.

Von den Blattern speciell weiß man mit voller Bestimmtheit, daß sie nur durch Ansteckung sich verbreiten. Der Körper des Blatternkranken ist es, der das cupjan-

gene Blatterncontagium in sich selbst wieder vermehrt und auf Andere überträgt; wer sich der Ansteckung nicht aussetzt, wird niemals blatternkrank. Dagegen sind fast alle Menschen gleichmäßig ansteckungsfähig und nur ein ganz verschwindend kleiner Bruchtheil derselben nimmt das Gift nicht auf. Schon Rhazes, der im neunten Jahrhundert eine Monographie über die „Variola“ schrieb, konnte constatiren — aber freilich nicht erklären —, daß nur der Eine oder der Andere den Blattern entrinne.

Das Gift selbst darzustellen, ist der Wissenschaft bis heute noch nicht gelungen, aber sein Vorhandensein wird durch seine Wirkungen außer Zweifel gesetzt, und mit Recht ist gesagt worden, daß die entwickelten Blattern nicht nur eine mörderische, sondern daß sie die schrecklichste Krankheit von allen sind, die bei uns epidemisch auftreten; Masern, Typhus, Ruhr, Scharlach, Diphtherie und Cholera reichen nicht entfernt an sie heran. Der ganze fiebernde und schmerzgequälte Körper zur Unkenntlichkeit angeschwollen und durch Geschwulst und Entzündung vom Kopf bis zum Fuß mit Eiter und Borsten bedeckt, eine unförmliche und die Luft verpestende Masse! Wohl giebt es auch andere Seuchen der schmerzvollsten und peinlichsten Art, aber keine tritt so abschreckend entsetzlich auf, daß sie auch die aufopferndste Liebe jern hält und daß die zärtlichste Mutter sich weigert, in dieser beulenbedeckten Larve

die Hülle des theuren Kindes zu erkennen, das noch vor wenig Tagen ihres Herzens Freude und Stolz gewesen. Es ist ein feiner Zug von Emile Zola, daß er seine Rana, die schöne Sünderin, an den Blattern zu Grunde gehen läßt.

Die Verwüstungen, welche die Blattern angerichtet haben und noch anrichten, sind fast unglaublich. Schon — wir haben dafür das Zeugniß des oben genannten Rhazes — vor tausend Jahren in den Ländern des Khalifen. Damals wurde die Seuche nicht durch den Verkehr, denn dieser war gleich Null, sondern durch den Krieg in ferne Gegenden eingeschleppt; war sie aber einmal vorhanden, so forderte sie ihre gräßlichen Opfer bei allen Racen, in allen Lebensaltern, bei beiden Geschlechtern und in allen Classen der menschlichen Gesellschaft. In Europa trat in Zwischenräumen von fünf bis zehn Jahren die Blatternepidemie auf und die Todten zählten nach Hunderttausenden; Süßmilch, der durch sein ausgezeichnetes Wert: „Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts“, der Schöpfer der Bevölkerungsstatistik geworden ist, sagt, gestützt auf die Sterbelisten seiner Zeit, das heißt der Mitte des vorigen Jahrhunderts: „Der zwölfte Theil des menschlichen Geschlechts geht an den Pocken zu Grunde.“ Das englische Blaubuch vom Jahre 1857 verzeichnet die Sterbefälle unter den Mitgliedern königlicher Familien im vorigen Jahrhundert. Der Vater, die Mutter, die Gattin, der Oheim, der Vetter und die Base Wilhelm's III. von England starben an den Blattern, und er selbst mit seinem Freund Lord Bentinck erkrankte so schwer daran, daß seine Gesundheit für immer zerrüttet war; am österreichischen Hofe starben Josef I. und nach ihm zwei Kaiserinnen und sechs Erzherzöge und Erzherzoginnen, während die Kaiserin Maria Theresia, damals schon bejahrte, aber noch immer eine schöne Frau, arg entfiel; wurde; in Deutschland starben ein Kurfürst von Sachsen und der letzte Kurfürst von Bayern; in Frankreich (1711) der Dauphin, Sohn Ludwigs XIV., und (1774) Ludwig XV.; weiter (1741) eine Königin von Schweden und (1727) ein Kaiser von Rußland. So war es im vorigen Jahrhundert, während es heute wohl nur

wenige Familien giebt, die durch die Blattern einen Angehörigen verloren.

Erwachsene übrigens, die, wenn sie an den Blattern erkrankt gewesen, mit dem Leben davon gekommen waren, hatten eine zweite Blatternerkrankung nicht zu fürchten, aber bei Kindern war es nicht so, und seit der mehrgenannte Rhazes den Auspruch gethan, daß höchst selten ein Kind den Blattern entgehe, wurden — bis zum Anfang des laufenden Jahrhunderts — die Blattern vorwiegend als Kinderkrankheit betrachtet. Die statistischen Daten rechtfertigten das bis zu einem gewissen Grade. In den sechs Jahren von 1769 bis 1774 starben in der Collegiat-Kirchengemeinde von Manchester 589 Personen an den Blattern, und davon waren 559 Kinder unter fünf Jahren, neunundzwanzig zwischen fünf und zehn Jahren und nur ein einziger Todter war älter als zehn Jahre; unter 211 Personen, die im Jahre 1773 in Warrington an den Blattern starben, besaßen sich 199 Kinder unter fünf und zwölf zwischen fünf und zehn Jahren; in Triest zählte man im Jahre 1796 unter 695 Blatterntodten nur fünf Erwachsene, alle anderen waren Kinder unter zwölf Jahren; in Kärnten starben in demselben Jahre 728 Menschen an den Blattern, darunter 706 unter sieben Jahren, zwanzig zwischen dem siebenten und siebzehnten Jahre und zwei über siebzehn Jahre. Daß sich dieses Verhältniß seitdem gründlich geändert hat, ist sicher; daß aber eine so schwere Krankheit, wie die Blattern sie darstellen, dem zarten Organismus des Kindes besonders gefährlich sein muß, versteht sich wohl von selbst.

Aber nicht bloß in Europa, sondern in allen Welttheilen forderten die Blattern massenhafte Opfer. In den neu entdeckten Ländern Amerika's, welche die Krankheit früher nicht gekannt, wütheten sie fürchtbar. Im Jahre 1518 wurden sie zum ersten Mal nach Westindien gebracht und ließen von der damals mehr als eine Million zählenden Bevölkerung nur geringe Reste übrig. Im Jahre 1520 importirte sie ein junger Negler in Narvang-Hew nach Cuba, und nach übereinstimmenden Angaben verschiedener Geschichtschreiber rafften sie $3\frac{1}{2}$ Millionen

Menschen fort. In Mexico wütheten sie im Jahre 1533 so furchtbar, daß die Hälfte der indianischen Bevölkerung ihnen zum Opfer fiel und daß die Ueberlebenden von dieser Seuche eine neue Zeitrechnung begannen. In der Provinz Quito erlagen einer einzigen Epidemie mehr als 100000 Menschen. Das sind nur einzelne Beispiele; aber wer auch heute noch Gelegenheit hat, in Ländern, wo das Impfen nicht allgemein, die Blattern zu beobachten, der kann bestätigen, daß ihre Verheerungen an Umfang nichts verloren haben. Ein Prinz von Neuwied berechnete in seiner ergreifenden Schilderung des Elends, welches im Jahre 1837 eine Blatternseuche unter den Indianern an der Westgrenze der Vereinigten Staaten zu Tage förderte, die Zahl der Gestorbenen auf 60000; der langjährige Leibarzt (Dr. Pollak) des Schah von Persien hat constatirt, daß von hundert Neger-, Abessinier- und Beludschien-Sclaven mindestens die Hälfte den Blattern erlag, und es ließ sich deshalb auch der Schah mit allen jungen Prinzen und mit 8000 Personen der königlichen Familie impfen; in Afrika starben während mancher Epidemien die verseuchten Ortschaften fast ganz aus.

Welche Mittel stehen uns nun zu Gebote, die furchtbare Krankheit mit Erfolg zu bekämpfen? Ein spezifisches Heilmittel gegen die Krankheit selbst ist noch nicht gefunden, die Behandlung ist eine rein symptomatische und richtet sich gegen das Fieber, die Hitze, die Salivation, die Spannung der Haut und die secundären Erscheinungen, die durch das Bereitern der Bläschen entstehen. Eine absolute Isolirung der Blatternkranken wäre das Wirksamste, und seit Jahrtausenden ist man schon in dieser Richtung vorgegangen. Moses wies die Ausführenden aus dem Lager, ließ ihre Kleider verbrennen, ihr Geschirr zerbrechen, ihre Häuser von innen und außen abkratzen und frisch beweißen; der Ausgewiesene mußte auf seinem Wege mit zwei Hölzern klappern und „Unrein! unrein!“ rufen, damit Jeder vor der ansteckenden Nähe gewarnt sei; und wenn er endlich nach einer bestimmten Frist wieder in die Gemeinde aufgenommen wurde, so mußte er alles Haar an seinem Leibe scheeren und sich waschen und baden. Eine

solche Isolirung der Kranken ist aber bei den gegenwärtigen socialen Verhältnissen unmöglich, und sie würde sogar deshalb theilweise illusorisch, weil die Krankheit sich erst zu einer Zeit erkennen läßt, wo sie schon einige Tage alt geworden ist und wo sie während dieser Tage sich schon auf Andere übertragen haben kann.

Das Contagium ist ein volatiles, es kann also durch dritte Personen von einem Hause ins andere verschleppt werden, es können Briefe, Kleidungsstücke und sonstige Gegenstände die Träger des Anstodungsstoffes sein. Vor Anstodungen mit sogenannten fixen Contagien können wir uns schützen: das Gift kann nur durch directen Contact übertragen werden. Aber gegen Krankheiten mit flüchtigen Anstodungsstoffen giebt es keinen Schutz, der unsichtbare Stoff dringt plötzlich und unerwartet ein, und auch die Mittel zur Zerstörung des Contagiums lassen uns so vollständig im Stich, daß auch heute noch wie vor Jahrtausenden die primitivste, freilich auch sicherste Maßregel: das Niederbrennen von Häusern und ganzen Ortschaften, zur Anwendung kommt.

Weitere Beobachtungen lehrten indeß, daß, wer die Blattern einmal überstanden habe, eine neuerliche Anstodung nicht zu besorgen brauche und daß sogar ein ganz leichter Ausbruch genüge, um gegen Variolen der schwersten Form geschützt zu sein; der Gedanke lag also nahe, daß man zu trachten habe, leichte Blattern zu bekommen. Man hatte nämlich geglaubt, daß leichte Formen auch wieder leichte Ausbrüche erzeugen würden, und das führte zur Inoculation oder Variolation, d. h. zu der Uebertragung der Podenmaterie auf ein noch nicht geblattertes Individuum. Die Falschheit dieser Voraussetzung stellte sich aber bald heraus, denn die Inoculation erzielte das gerade Gegentheil dessen, was man erzielen wollte, und es stellten sich nicht selten die schweren Formen der Blattern, die variola vera, ein, und während man die Seuche einzudämmen bestrebt war, hatte man ihrem Umsichgreifen Vorschub geleistet; sie wurde in Gegenden verschleppt, in welchen sie noch nie gehaust. Die Inoculation hat deshalb nirgends festen Fuß gefaßt und sie wurde sogar in einzelnen Ländern behördlich verboten.

Da fügte es, wie so oft bei Entdeckungen von größter Tragweite, der Zufall, daß es bekannt wurde, in einzelnen Gegenden Europas litten die Wellfische an einer den Blattern ähnlichen Krankheit und die Uebertragung des Inhaltes dieser Kuhblatternpusteln schütze vor der Blatternansteckung. Lange bevor irgend ein Arzt sich mit der Sache befaßte, betrieben Kuhmägde die Impfung, die anfangs eine rein zufällige war, indem sich an den wundten Stellen der Finger der Mägde und Knechte beim Melken der Impfstoff festsetzte und die Impfpusteln hervorrief. Erst im Jahre 1765 bemächtigten sich zwei englische Wundärzte, Sulton und Fewster, dieser Erfahrung; aber obgleich sie der Londoner medicinischen Gesellschaft schon mittheilen konnten, daß sie Controlversuche vorgenommen hätten und daß jede Inoculation bei denen, die sie bereits mit „kow-pox“ geimpft, von negativem Erfolg gewesen sei, d. h. daß das Blatterncontagium an den früher mit der Kuhpockenlymphe geimpften Individuen nicht mehr gehaftet habe, wies diese Gesellschaft sie ab und führte ihre Angaben auf bloßen Volksaberglauben zurück. Die Sache kam, obgleich noch immer veröfentlichlich wurden, wo die Kuhpockenimpfung gegen die Blattern geschützt, allmählich in Vergessenheit. Erst Jenner — wer kennt seinen Namen nicht? — nahm die Angelegenheit wieder auf.

Edward Jenner hatte als Landarzt häufige Gelegenheit, Kuhpockenimpfungen zu sehen und zu würdigen; um das Jahr 1775 nahm er selbst die ersten Impfungen vor, und seit 1778 beschäftigte er sich unangesezt mit der wissenschaftlichen Erforschung der Vaccination. Zwanzig Jahre verließen mit fortwährendem Sammeln des Beweismaterials, und im Jahre 1798 veröffentlichte er durch den Druck seiner Beobachtungen und deren Resultat, daß alle von ihm mit kow-pox geimpften Individuen gegen das Blatterncontagium gesichert gewesen. Einen wahren Sturm rief diese Veröffentlichung in der damaligen Literatur hervor. Die Gegner verließen sich zu der Behauptung, daß die Kuhpockenimpfung die Menschen nothwendig verthieren müsse, und auf einem großen Meeting warnte

ein alter Inoculator die Bauern vor der Vaccination, weil dieselbe bei den Impfungen nicht bloß thierische Verrothung erzeugen werde, sondern weil dieselbe sie möglicherweise auch — wie das Rindvieh — mit langen Schwänzen und zottigen Ohren ausstatten und sie zu vollständigen Wiederläuern machen könne. Auch die Freunde setzten aber ihrem Jubel kein Maß, und es war mehr als voreilig, wenn Prof. Heder in Erfurt im Jahre 1802 seinem Handbuch der Impfung den Titel gab: „Die Pocken sind ausgerottet!“ Heute wissen wir, daß die absolute Schutzkraft der Kuhpockenimpfung nur eine temporäre ist, aber für ihre wirkliche, wenn auch bloß temporäre Schutzkraft lieferten die wissenschaftlich ausgeführten Impfungen, mit denen sich Edward Jenner's Bruder beschäftigte, so klare Beweise, daß auch die entschiedensten Gegner allmählich verstummen mußten. Jenner hat mehr als 30000 Menschen ohne Zwischenfall geimpft, und alle, die er einer Gegenimpfung mit echtem Variolencontagium unterzog, zeigten sich unempfindlich für das Blatterngift. Am 2. Juni 1802 votirte das englische Parlament, nachdem es die Gutachten der hervorragendsten Gelehrten eingeholt, ein Nationalgeschenk für Jenner, „da seine Erfindung eine der größten und weittragendsten sei, die seit der Gründung der menschlichen Gesellschaft gemacht worden“, und die Stadt London verlieh ihm ein mit Brillanten gezieres Ehrenbürger-Diplom.

Mit unglaublicher Raschheit verbreitete sich die Kuhpockenimpfung über den ganzen Erdball. Schon wenige Jahre nach Jenner's Publication impfte man in Deutschland, in Frankreich und in Italien, und überall — keine einzige Regierung ließ die Vaccination zu, bevor nicht genügende Gegenproben ihre Wirksamkeit dargethan hatten — wurde von Neuem versucht und durchforscht. In Bologna, welches von einer schweren Blatternepidemie heimgesucht war, wurde diese durch die Impfung so rasch eingedämmt, daß die Stadt zu Ehren Jenner's eine goldene Medaille schlagen ließ. In Rußland breitete sich die Impfung, nachdem der Minister Kojtopschin sämtliche Bewohner seiner Besitzungen hatte vacciniren lassen, mit gleicher Schnelligkeit aus, und

auf Befehl der Kaiserin wurde das erste mit Erfolg geimpfte Kind zum ewigen Gedächtniß an diese Thatfache Vaccinoff genannt. In Amerika ließ, um für die Schutzpockenimpfung Propaganda zu machen, der Präsident der Vereinigten Staaten seine ganze Familie impfen, und das Office of health in Boston unterzog die Angelegenheit einer eingehenden Prüfung.

Im Vorstehenden, worin wir die Daten Hebra's, eines ausgezeichneten jungen Gelehrten berühmtesten Namens, zu Grunde legen, ist nur auf die Methode des Experimentes, als für die Schutzkraft der Impfung beweisend, Rücksicht genommen, und dieses Experiment, auf zahlreiche Versuche sich stützend, hat die Thatfache, daß alle Individuen, welche mit der Kuhpockensynphe erfolgreich geimpft worden, gegen das Fasten des Blatterncontagium's sich gesiezt zeigten, außer Zweifel gestellt. Es giebt aber noch einen zweiten Beweis, und das ist die auf statistischen Daten beruhende Thatfache, daß die Blatternkrankheit nach der Jenner'schen Publication dort, wo die Schutzpockenimpfung mit Energie durchgeführt wurde, wesentlich abgenommen hat und daß die Zahl der Pocken-Todesfälle eine ungleich geringere ist als vor Einführung der Vaccination. Mit voller Sicherheit läßt sich das allerdings nur in jenen Ländern constatiren, wo die Vaccination obligatorisch geworden ist und wo schon im vorigen Jahrhundert genaue Listen über die Pocken-Sterblichkeit geführt wurden; beides trifft in Schweden zu.

Wir können dort die Pocken-Todesfälle von 1774 bis 1877, also in hundertundvier Jahren, verfolgen. Die Zeit von 1774 bis 1801, die Zeit vor Einführung der Impfung, weist massenhaft Todesfälle auf: nur ein einziges Mal sinkt die Mortalität unter vierhundert — auf je eine Million Menschen —, nur zehmal während der ganzen achtundzwanzig Jahre ist sie unter 1000, dagegen bewegt sie sich achtmal zwischen 1000 und 2000, fünfmal zwischen 2000 und 3000, zweimal zwischen 3000 und 4000, zweimal zwischen 5000 und 6000 und erreicht im Jahre 1779 sogar die Ziffer 7196. Das Jahr 1801, in welchem mit der Impfung

begonnen wurde, ergiebt sofort ein bedeutendes und constantes Fallen der Sterblichkeit. Bis 1816, wo die Vaccination obligatorisch wurde, war die Zahl 1000 nur ein einziges Mal unbedeutend überschritten, und seit 1816 ist diese Höhe nie mehr erreicht. Dagegen sehen wir Minima, die bis zu zwei Todesfällen auf die gesammte Bevölkerung herabsinken und einem relativen Verhältniß von 0,6 entsprechen. Nicht weniger in die Augen fallend ist die Verminderung der Sterblichkeit bei Zugrundelegung der absoluten Zahlen: in den achtundzwanzig Jahren von 1774 bis 1801 (vor der Impfung) wurden von den Blattern 125 127 Menschen dahingerafft, von 1802 bis 1877 nur 59 119, und doch hatte sich die Bevölkerung (1774 nur 1 997 809, im Jahre 1877 dagegen 4 484 542 Seelen) fast um das Dreifache vermehrt!

Wir möchten indeß zur Ergänzung unserer Beweisführung noch die Todesfälle zweier Länder neben einander stellen, in deren einem (die Niederlande) die Impfung facultativ, in deren anderem (Schottland) sie obligatorisch ist. In den Niederlanden starben in den acht Jahren von 1866 bis 1873 auf je eine Million Einwohner 6281, in Schottland dagegen nur 1626 Personen.

Alle Spitalberichte ferner liefern den Beweis, daß die Sterblichkeit bei den Geimpften und den Nichtgeimpften wesentlich differirt. Veder constatirt in seinen Berichten, daß unter 31 688 Erkrankten (vaccinirt und nicht vaccinirt) 5664 Individuen, also 17,8 Procent starben. Vaccinirt waren 25 069 Personen mit 2319 Todten, also 9,2 Procent, nicht vaccinirt 6531 mit 3345 Todten, also 51,2 Procent, also mehr als die fünffache Mortalität. Kuhman hat eine noch weit größere Zahl von Fällen zusammengestellt, 160 000 Erkrankungen aus den verschiedensten Epidemien. Von den Vaccinirten starben 4,5, von den Nichtvaccinirten 29 Procent, was bei den letzteren eine fast siebenfach stärkere Mortalität ergiebt.

Diese Ziffern beweisen übrigens auch, daß Jenner und seine ersten Schüler im Irrthum waren, wenn sie behaupteten, die Vaccination gewähre dem Geimpften einen absoluten und unbeschränkten Schutz gegen die Blattern; die fortgesetzte Beob-

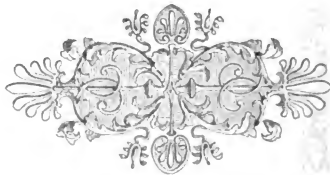
achtung hat vielmehr dargethan, daß der absolute Schutz nur ein zeitweiser und kurzer ist, daß später nur ein relativer Schutz existirt, insofern die Geimpften in weit geringerem Maße erkranken — und also auch sterben — als die Ungeimpften, und daß nach einer längeren Reihe von Jahren der Schutz ganz verloren geht. Von dieser Erkenntniß an datirt die Revaccination.

Die Dauer der Schutzkraft der Impfung glaubt man auf zehn bis fünfzehn Jahre veranschlagen zu dürfen. In der preussischen Armee wird jeder eintretende Recrut revaccinirt, und es sind die Blattern und Blattern-Todesfälle so selten, daß in der letzten Naturforscherversammlung in Salzburg constatirt werden konnte, es sei bei einer kleinen Variolenepidemie in Aachen nur ein einziger Soldat erkrankt. Sehr lehrreich ist auch ein Vergleich der Erkrankungen an Typhus, Ruhr und Blattern im letzten deutsch-französischen Kriege. Von der preussischen Armee in der Stärke von 540 000 Mann starben in zwölf Monaten an den Pocken 316, an der Ruhr 1741, am Typhus 6418, von der französischen Besatzung in Langres (15 000 Mann) starben in sieben Monaten an den Pocken 334, an der Ruhr 29, am Typhus 121 Personen. Berechnet man diese Todesfälle auf je 10 000 Mann, so starben von den Preußen an den Pocken 5,8, an der Ruhr 32,8, am Typhus 108 und von den Franzosen an den Pocken 226,6, an der Ruhr 19,3, am Typhus

80,6. Im Ganzen verlor die französische Armee durch die Blattern 23 469, die preussische nur 316 Mann.

Wir haben weiter die statistischen Sanitätsberichte über die Blattern-Todesfälle in der preussischen Armee seit dem Jahre 1825. In den Jahren 1825 bis 1834, das heißt vor Einführung der Revaccination, starben 496 Mann, in den Jahren 1835 bis 1874 nur 449 Mann, in den zehn Jahren also vor Einführung der Revaccination erlagen den Blattern mehr Soldaten als in den nächsten vierzig Jahren nach ihrer Einführung. Das ist gewiß schlagend.

In den folgenden Sätzen faßt sich das Resultat des Bisherigen zusammen. Die Blattern sind auch heutzutage keineswegs erloschen, sondern sie bestehen bis zur Stunde fort und treten von Zeit zu Zeit, bald da, bald dort, in seuchenhafter, oft mächtiger Verbreitung auf; sie ergreifen weit öfter die Ungeimpften als die Geimpften, öfter die vor längerer als vor kürzerer Zeit Geimpften, öfter die einmal als die mehrmals Geimpften, öfter die Schlecht- als die Gutgeimpften; sie tödten nur selten gut geimpfte Kinder und gut revaccinirte Personen, während sie in starken Procentzahlen die ungeimpfte Bevölkerung und in geringerer Zahl auch die vor längerer Zeit Geimpften hinwegraffen. Mit einem Wort: die Blattern sind noch nicht gebannt, aber sie sind gebändigt. Ein Mehreres zu bringen, ist vielleicht der Zukunft aufbehalten.





Auf der Soirée.

Novelle

von

Konrad Tilmann.

Es war das erste Fest der Saison, und es wurde in der gleichen glänzenden Weise gefeiert, durch die alle Gesellschaftsabende im Hause des Consuls ihre Berühmtheit in der großen Handelsstadt erlangt hatten. Die großen glänzenden Räumlichkeiten in der Beletage des vornehmen Eckhauses am Marktplatz waren von festlich wogenden und treibenden, lachenden und conversirenden Menschen gefüllt. Die reichen Kaufherren der Stadt, die höchsten Beamten, die Offiziere — alle waren vertreten; die Uniformen blühten zwischen den schwarzen Fracks und die langen Schlepptücher der Damen wetteiferten an Eleganz und Farbenpracht mit einander. Ein reicherer Flor schöner Frauengehalten ließ sich nicht leicht vorstellen. Ueberall herrschte die rosigste Stimmung; man hatte nicht zum Tanz eingeladen, aber nach dem Thee schollen die Klänge eines beliebten Walzers aus

dem Nebensaal, und man begann einen Ball zu improvisiren, den gerade der Mangel der Vorbereitung bei den Theilnehmern reizvoll machte. Auch tanzte man noch doppelt gern und mit frischen Kräften und neuen Toiletten; die Ueberfüllung, die mit der vorrückenden Gesellschaftssaison eintraf, war noch fern, es war noch etwas Neues, daß man wieder einmal walzen konnte. Die bunten Paare flogen und wirbelten durch einander, Stimmengeschwirr, abgerissene Geigenklänge und das Schlürfen der tanzenden Füße drangen in den Gesellschaftssaal hinüber. Dort war's einsamer geworden. Die älteren Herren hatten sich in ein Nebenzimmer zum Boston zurückgezogen, und nur in der Nähe der weitgeöffneten Flügelthüren saßen die älteren Damen in langer Reihe und verfolgten mit prüfendem Kennerblick den Fortgang der Ballschlacht, die immer toller und toller ihre Wirbel drehte. Eine Zeit lang lehnte auch

Ottomar Peters sich über den Sessel, auf dem die Frau des Hauses inmitten ihrer Gäste Platz genommen, und antwortete auf die schnell sich kreuzenden, lebhaft-munteren Fragen, die sie ihm vorlegte, in seiner ruhigen, leidenschaftslosen Art, mit jenem tiefen Herzklang der Stimme, der so wunderbar rührte und ergriff. Aber Frau Consul Wichardts hatte nicht Muße, ihm heute zuzuhören, sie mußte sich ihren Gästen insgesammt widmen, deren jeden sie mit einem liebenswürdigen Wort gewann, und sie rieth dem Doctor, einmal zu vergessen, daß er über die Jahre hinaus sei, und es unter den lustig sich drehenden Paaren zu versuchen, eigentlich sei er ja auch noch gar nicht darüber hinaus. Sie sagte das Letztere in einem halb fragenden Ton, als ob sie eine Bestätigung darauf erwarte, und drehte Ottomar ihr zwar von einzelnen Aunzeln gefurchtes, aber noch immer schönes Gesicht zu. Ottomar's Lippen überglitt ein flüchtiges, wehmüthiges Lächeln. „Es sind zwei Lustren, die ich in der Ferne verlebte, gnädige Frau,“ entgegnete er, „und das will wohl etwas heißen in einem sogenannten Menschenleben, zumal ich kein Jüngling mehr war, als — ich möchte Sie wirklich um keinen Preis hören, gnädige Frau, ich unterhalte mich gern auf eigene Hand, nehmen Sie keine Rücksicht auf mich, ich bitte darum.“ — Er trat etwas zur Seite, um die Dame des Hauses an sich vorüberzulassen, die eine Wirthinnepflicht in das Nebengemach abrief. Dann ließ er seine dunklen Augen secundentlang über das farbenschildernde Gewirb des Ballsaals gleiten und wandte kalt-gleichgültig die Blicke wieder zurück. Die alten Damen flüsteren und tuschelten unter einander, ihre Köpfe neigten sich zur Seite, die Finger und die Augen deuteten auf die einzelnen Vorgänge unter den Tanzenden im Saal. Es achtete Niemand darauf, daß Ottomar Peters seinen Platz verließ und, die Hände leicht auf dem Rücken kreuzend, das Gemach durchmaß, um in einen der Nebenäle einzubiegen. Offenbar auf Gerathewohl, ohne etwas Bestimmtes zu suchen, ohne sich von einem Ziel leiten zu lassen. Denn er durchschritt auch das betretene Gemach lautlos wie das verlassene und trat durch die offenstehende Thür in einen

kleinen, nur matt von einer Hängelampe durchleuchteten Raum. Dort ließ er sich in einer Laufeuse nieder und senkte das Haupt in die Hand. Er hatte gesucht, was er gefunden: Einsamkeit. War sie ihm ein so seltener Gast, daß er hier mitten im lärmenden Gewühl des Festes seine Arme begehrlieh nach ihr ausstreckte? Ein so vertrauter vielmehr, daß er ihrer nicht entbehren konnte, auch hier nicht, wo um ihn Alles von Lebenslust und Daseinsfreude mit leuchtenden Augen, mit glühenden Stirnen sprach. Hier am wenigsten —

Zwei Lustren! — Sprach es Ottomar noch einmal laut vor sich hinaus oder war's nur das Echo der Worte, die er vorhin gesprochen? Er beugte die Stirn tiefer hinab. Tanzen, dachte er, hier tanzen! Vielleicht wäre es das Gescheidteste, wenigstens wenn man die zehn verronnenen Jahre weglösen könnte — Er raffte sich gewaltiam empor und stand auf. Aber im gleichen Moment öffneten sich seine Augen geisterhaft weit, wie ein erstarrender Schreden slog es ihm durch alle Glieder und trieb sein Blut wie Eis bis in die Spitzen seiner Finger hinein. Unwillkürlich that er ein paar Schritte vor bis an die Wand des Zimmers, und seine Hand tastete fieberhaft über den breiten Goldrahmen eines Oelgemäldes, das, halb vom Lampenlicht überdämmert, von der lichtgrauen Tapete sich abhob. Es war das Brustbild eines anmuthigen kleinen Mädchens, das acht oder neun Jahre zählen mochte. Goldblonde Locken hingen ihm etwas wirr um die Stirn, und darunter hervor grüßten zwei Augen auf den einsamen Beschauer herab, zwei graue Augen von unbegreifbarem Liebreiz und einer Innigkeit, die das ganze süße Kinderantlitz verklärte. Die zitternde Hand bewies Ottomar, was sein unflät suchender Blick nicht wollte glauben machen: es war keine Ausgeburt seiner regen, von den alten Traumbildern an dieser Stelle wirr umspinnenen Phantasie, was er da vor sich sah, sondern Wahrheit, unabweißbare Wahrheit. Und was war Verwunderliches für ihn daran? Es waren die gleichen Augen dort auf dem Bilde wie jene, die er geliebt hatte und die ihm gelogen. Vielleicht ein Kinderbild, das er früher nicht gesehen oder

das man erst an diesen Platz gegangen, als dies Kind das Weib eines Anderen geworden und zum Vaterhause hinausgezogen war —

Ottomar Peters nickte leise vor sich hin, als er es dachte. Dann nahm er seinen Platz in dem weichen Lehnstuhl wieder ein, stützte die Stirn leicht in die Hand und überließ sich jetzt schrankenlos seinen Träumereien, die in dem still-heimlichen Dämmerlicht des Raumes seine Stirn umspannen.

Vor ihm breitete sich eine große, sonnen- goldüberflössene Wiese aus, in deren Grün die gelben Butterblumen leuchteten, an deren Rändern die kleinen Maßliebchen und Schlüsselblumen herauslugten. Die Wiese mußte weit draußen vor der Stadt sein, denn nur wenige zerstreute und nicht gerade einladende Häuser waren von ihr aus zu erblicken; die anderen waren verschwommen in dem grauen Dunst, der sich von früh bis spät über ihren Dächern hingalagerte; ob er von den vielen Stromwiesen rings umher anzog oder ob er als Rauch aus den zahllosen langen Fabrikshornsteinen der Stadt niederwirbelte, wußte Ottomar nicht. Er kannte das Bild seiner Vaterstadt nicht anders als in dem immer gleichen grauen Dunstmeer. Die Stadt selbst kümmerte ihn freilich auch wenig, nur das Gymnasium lag darin, zu dem er allmorgendlich hinüberwandern mußte, aber sein Vaterhaus gehörte zu den kleinen, unschönen Häusern, die man von der Wiese aus sehen konnte. Und deshalb war's gut, daß es dort lag, denn es verging kein Nachmittag, an dem Ottomar nicht gleich, nachdem die Schularbeiten beendet waren, auf die Wiese hinausstürmte. Sie war seine eigentliche Welt. Er jagte dort den bunten Faltern nach, wenn sie um die Primeln flogen, streckte sich mit einem Buch ins weiche Gras oder schaute beschäftigungslos den weißen Wolken nach, die über das Firmament hinfegelten. Das freilich nur, wenn er allein war, und meist war er's nicht. Seine Schwester war mit ihm, das kleine schwarz- lodige Ding, das den ganzen Tag aus dem Bachen nicht herauskam, zu allen lustigen Streichen aufgelegt war und an Allem so echte kindliche Freude hatte, wenn ihr auch wenig von dem geboten wurde, was anderen Kindern die jungen Jahre

so licht macht. Meistentheils waren aber auch die beiden Geschwister nicht allein, sondern Herbert Nordmann war bei ihnen, der Sohn des reichen Fabrikherrn, der hier in der Vorstadt seine mächtigen Schornsteine rauchen ließ. Die Drei bildeten ein beinahe unzertrennliches Kleeblatt. Nur daß Herbert nicht immer die Erlaubniß erhalten konnte, aus dem engen Vorgarten der eleganten elterlichen Villa — so fremd stand sie in der Umgebung der anderen nüchtern-einfachen Häuser da! — auf die grüne Stromwiese hinauszulaufen, und daß dann die kleine Elma manches Mal erklärte, sie habe auch keine Lust mehr, Kränze aus den langen Butterblumenstielen zu flechten, und es sei unerträglich warm und langweilig auf der Wiese heut. An solchen Tagen blieb dann Ottomar eben allein und konnte nicht begreifen, weshalb es heute dort weniger unterhalten sein sollte als sonst, wo sie gemeinsam alle Drei über das weiche Gras gejagt waren, um ein schillerndes Pfauenauge zu haschen. Es waren dann seine stillen, träumerischen Tage, die er auch gern hatte.

Weiter unten an der Wiese floß der Strom vorüber. Er war hier nicht breit, aber sehr reizend. Seine Wasser bildeten sonderbare Wirbel und Kreise, denen die Kinder oft von der grünen Wiesenfläche aus zusahen, wie sie so eigenthümlich die hinabgeworfenen Blumen und Gräser drehen und herumwerfen und blitzschnell plötzlich mit sich fortrissen. Unten trieben die Wasser die großen Räder einer Mühle, die zu der Nordmann'schen Fabrik gehörte und die Herbert „unsere Mühle“ nannte, wenn die Kinder sich einmal bis dahin wagten, um die sich langsam und mit eintönigem Geräusch drehenden Räder zu betrachten, von denen ein Funkenregen blinkend in die sonnengolbige Luft stänbte. Ein paarmal hatte es Herbert auch dahin gebracht, daß einer von den Mühlenknechten die Kinder in einem Boot gegen die Strömung hinaufgerudert hatte, um sie dann abwärts durch das Wasser selbst, mit geringer Gegenwehr des Ruders, treiben zu lassen. Aber das war eine gefährliche Spielerei, hatte Herbert's Vater gesagt und das Vergnügen, das überhaupt nur möglich gewesen, während das Mühlenwehr geschlossen war, schließlich ganz ver-

boten, zum größten Kummer Herbert's, der nie ausgelassener war, als wenn das Boot pfeilschnell stromabwärts schoß und Elma's helles, jubelndes Lachen dabei ertönte.

An einem zauberischen Spätfrühlings-tage war es dann, als die drei Kinder zusammen planlos über die Wiese strichen und in der Sonnenwärme des Mittags nicht wußten, womit sie sich vergnügen sollten. Es lag eine gewisse Schwere in der Luft, die auf sie drückte. So gingen sie dem Wiesenrand zu bis dahin, wo er an den blauen Fluß herabstieg. Da war's kühl, und ein frisch erquickender Hauch wehte aus dem Uferschilf herauf und über den Wassern her, die ihre wirbelschnellen Kreise drehten. Elma warf einen Blumenkranz, den sie im langsamen Wandern aus den abgerupften Frühlings-Wiesenblumen geflochten, in die klare Flut nieder und sah ihn lächelnd nach, wie er fortzuschwamm und die Wasser ihn überstrudelten. „Wollen wir ihn wiederholen?“ rief Herbert plötzlich. — „Wiederholen?“ fragte Elma, „kannst du denn schwimmen?“ — Herbert lachte übermüthig. „Schwimmen und tauchen wie eine Ente,“ sagte er stolz, „aber darum war mir's nicht zu thun, denn den Wirbeln hier möcht ich mich doch nicht anvertrauen. Wenn ihr jedoch wollt — drunten steht das Boot angepflotzt, und abwärts dürfen wir die Fahrt schon einmal allein machen und brauchen den Jakob nicht zum Rudern.“ — Elma schüttelte die Voden. „Wir sollen's ja nicht.“ — „Ah,“ machte Herbert und rechte seine Arme, „wenn ihr euch mir anvertraut, fahrt ihr schon sicher.“ — Elma sah schon nach ihrem Bruder hinüber, der eine weiße Wasserroffe aus dem schilfigen Gestrüpp herausgepflückt hatte und sie aufmerksam prüfend in der Hand hielt. „Was meinst du, Ottomar?“ fragte sie. — Er sah sie ernst an und schüttelte die Stirn. „Da es uns verboten worden ist, können wir's nicht thun, Elma, auch wenn keine Gefahr damit verbunden ist,“ sagte er ruhig, „aber wir dürfen uns in das Boot setzen, wenn es angepflotzt ist, wir werden da einen kühlen Sitz haben.“ Herbert warf die Lippen mit merklichem Hohn auf, erwiderte jedoch nichts mehr, und alle Drei gingen den Strom eine Strecke aufwärts bis an die

Stelle, wo das Boot, mit einer Eisenkette um einen im Uferand eingerammten Pfahl geschlungen, lag. Ottomar stieg zuerst hinein und half dann Elma über den Rand klettern. Die Wellen trieben den Kahn hin und wieder, er klirrte im Schaukeln mit der Kette und schien sich beinahe gewaltsam losreißen zu wollen, um sich dem Spiel der Wasser anzuvertrauen. Darans lockte es kühl und heimlich herauf, im Schilf flüsterte der Wind und die Späzen lärmten darin. Von der Wiese stieg eine Verke auf und trillerte. Die Luft war blau und still, in der Ferne ragten undentliche Unrisse von Dächern und Thürmen aus der grauen Dunst-atmosphäre, in den Häusern der Vorstadt und um sie herum regte sich kein menschliches Wesen. „Wie schön es hier ist!“ jagte Ottomar. — „Ja, aber den Kranz bekommen wir so doch nicht wieder,“ gab Elma zurück. Sie sah zu Herbert hinüber, der sich noch draußen am Ufer zu thun machte. — „Und du möchtest ihn gern wieder haben?“ fragte er hastig. — „Ja — ich wollt ihn dir ja schenken; — es kam mir nur so plötzlich, daß ich ihn fortwarf — er war sehr schön geworden.“ — „Nun, dann versuchen wir's!“ rief er mit einem Male laut, die Kette klirrte, während seine Finger sie von dem Pflok abstreiften, und ins Boot springend, sagte er, mit dem Ruder schon in der Hand: „Mach gute Miene zum bösen Spiel, Ottomar, es ist nun nicht mehr zu ändern, und den Kranz mußten wir doch wieder haben!“ Damit stieß er lachend das Ruder ein, und der Kahn glitt sanft auf den Wassern niederwärts, während Elma laut aufjubelnd in die Hände klatschte und Ottomar sich mit leichenblassem Gesicht erhob. „Du thust Unrecht, Herbert,“ sagte er ernst, „und auch von mir war es Unrecht, daß ich den Anlaß dazu gab — laß uns wieder zurüdrudern und zwar schnell, schnell!“ — Aber Herbert lachte: „Erst laß den Fluß seine Schuldigkeit thun, dann giebt's noch Arbeit genug für uns — juchhei, das ist eine Fahrt, Elma! Ob wir dem Kranz wohl begegnen? Such ihn nur, hier oder da — siehst du, wie die Kreise aufwirbeln und sich drehen? Hierher muß er getrieben sein!“ Lustig hantirte er mit dem Ruder in der Luft herum. Dann hielt er es plötzlich an und stemmte es fest ein.

Sein Ohr bog sich nach hinten zurück und ein jähes Erschrecken flog ihm über Stirn und Augen hin. „Ottomar!“ rief er. — „Was ist? Bist du schon matt vom Rudern? So gieb!“ — „Hörst du nichts?“ — „Nein — was?“ — „Ich glaube, das Wehr ist niedergelassen — ich höre die Räder gehen und das Wasser treibt ungewöhnlich schnell — ich kann nicht mehr — mein Gott, mein Gott, wir sind verloren! Hüffe! Hüffe!“ — Es ging Alles in Secundenschnelle vor sich; Herbert hatte nicht Muße, seinen Satz zu beenden, als sich die Wahrheit seiner Befürchtungen schon geltend zu machen anfang. Der Kahn jagte stromab, das Rauschen der fallenden Wasser scholl laut vernehmlich herauf und die großen Mühlenräder knarrten. Herbert vermochte das Rudern nicht mehr zu gebrauchen, seine Finger ließen es los, noch ehe Ottomar ihm beibringen konnte, und sein Hüffruf gestellte über das Wasser hin durch die stille Mittagsluft — aber es rührte sich nichts. Während der Dauer einer Minute waren die drei Kinder in wortlosem Entsetzen gebannt. Mit wirbelnder Hast trieb das Boot abwärts — zwei Minuten noch und es mußte zerschellen. „Hüffe, Hüffe!“ schrie jetzt auch Elma, während Ottomar kein Zeichen des Lebens von sich gab. Aber Herbert sprang plötzlich entschlossen auf. „Wir müssen uns durch Schwimmen retten,“ rief er, „oder wir sind verloren — das Ufer ist nah — vorwärts!“ Er faßte Elma um den Nacken und riß sie beinahe gewaltsam über den Rand des Rahnes. „Mir nach, Ottomar!“ schrie er, „ich rette euch!“ Im nächsten Moment waren die beiden Gestalten im Wasser verschwunden. Eine Secunde noch blickte Ottomar Peters ihnen nach, dann scholl das Säusen und Brausen der fallenden Wasser ihm betäubend um alle Sinne, und mit dem letzten Aufraffen seiner Kräfte sprang er über den jetzt pfeilschnell abwärts schießenden Kahn in die Stromwirbel. Was dann geschah, wußte er nicht. Er hatte noch einen kurzen Augenblick versucht, sich auf der Oberfläche zu halten, dann aber fühlte er, wie ihm alle Glieder den Dienst versagten, und widerstandslos sank er in die Tiefe.

Er erwachte wieder zum Bewußtsein, als er im weichen Graze der Wiese ge-

bettet lag und einen warmen Athemzug an seiner Wange vorbeistreichen fühlte. Dann sah er Elma, die sich ängstlich über ihn gebeugt hatte. „Wo ist Herbert?“ war das Erste, was er stammeln konnte. „Er hat uns Beide aus dem Wasser herausgeholt,“ sagte Elma kleinlaut, während ihr in den schwertriefenden Kleidern ein Frostschauder durch alle Glieder lief, „und nun ist er noch einmal hinunter, weil er seine Uhr verloren hat — er sagt, du hättest sie ihm, als du dich an seinem Arm gehalten, herausgerissen — wenn er nur wiederkommt! Ach, Ottomar, ich sterbe, wenn er unten bleibt, denn um unseretwillen hat er es nur gethan!“ — „Uns Beide herausgeholt?“ fragte Ottomar noch immer traumbevangen, während ihm die Zähne auf einander schlugen. — „Ja, freilich, es war ja sonst Niemand da, und wir können Beide nicht schwimmen. Als er mich ans Land gebracht hatte, sprang er noch einmal hinein und sagte, er käme mit dir wieder oder gar nicht mehr — und dann brachte er dich auch — aber er sagte, er müsse es zum dritten Mal versuchen, weil das Wasser seine Uhr behalten hätte, die ließe er ihm nicht, und der Vater dürfte es auch nicht merken, wenn sie fehle, inzwischen sollte ich dich nur ins Leben zurückrufen, dann sei er wieder da — aber er kommt nicht.“ Sie weinte leise vor sich hin und schlug sich das nasse Kleid vor das bleiche, blutlos gewordene Antlitz. „Dann hat er uns Weiden also das Leben gerettet?“ sagte Ottomar ernst; „dafür müssen wir ihm danken, so lange ein Athemzug in uns ist, Elma, mit Allem, was wir sind und haben — jetzt und für immer!“ — Elma nickte. „Wenn er wiederkommt,“ schluchzte sie. Und dann kam er wieder. Triumphierend hielt er die Uhr in der hoch erhobenen Hand. So sprang er ans Ufer und suchte die Weiden an, während das Wasser in Strömen von seinen Haaren und aus seinen Kleidern niederfloß. „Ein schlechter Spaß,“ sagte er, sich schüttelnd, „und den Kranz haben wir doch noch nicht einmal wiederbekommen!“ Dann ließen ihn seine übermäßig angespannten Kräfte plötzlich im Stich und lautlos sank er ohnmächtig zusammen.

Er lag dann lange krank, so krank, daß die berühmtesten Aerzte der Stadt an seinem Aufkommen verzweifelten. Fast

zwei Monate vergingen seit dem Tage, wo Ottomar leichenblaß in das Haus des reichen Fabrikherrn geführt war, um Hilfe herbeizurufen, weil der einzige Sohn draußen auf der Wiese leblos liege, und dem, an welchem er Herbert Nordmann zum ersten Male in seinem Krankenzimmer besuchen durfte. Er hätte seinen Spielkameraden fast nicht wiedererkannt, so blaß und abgemagert sah er aus, und nur als Herbert ihm ins Ohr flüsterte: „Ein toller Spaß war's doch,“ wußte er, daß es noch der Gleiche war, und lächelte. Es war auch sein erstes Lächeln seit den acht Wochen. Und als er nach Hause ging über die grüne Stromwiese, auf der die weißen Blüthenkränze des Wiesen-schaumkrautes in zahlloser Fülle leuchteten, sagte er vor sich hin: „Lieber Gott, gib mir Gelegenheit, es ihm oft zu danken, was er an uns gethan hat!“ und zu Elma sagte er: „Wenn Herbert jetzt verlangte, daß wir unser Leben für ihn wagen, so müssen wir's thun — hörst du?“ — Aber Herbert verlangte es nicht. Es dauerte noch mehrere Wochen, ehe er zum ersten Male auf die Wiese hinausdurfte, aber dann ging es auch rasch mit ihm vorwärts. Als der Spätherbst begann und die Falter nicht mehr um die Wiesenblumen flogen, war er schon wieder der Tollste und Lustigste von Allen. Nur dem Wasser blieb er fern.

Dann kamen und gingen die Jahre. Für die Jugend, die mit sehnsüchtigem Blick in die Weite schweifte, wo noch eine Welt von Hoffnungen und Träumen für sie lag, gingen sie langsam — zu langsam. Herbert und Ottomar waren gleichzeitig in die Prima aufgerückt; der letztere, obgleich jünger als sein Spielgefährte. Für ihn trat jetzt die Frage der Zukunft nahe heran. Für Herbert bedurfte es keiner Entscheidung. Der reiche Kaufherr wollte seinen einzigen Sohn das Gymnasium und die Universität erst absolviren lassen, ehe er ihn in die Reichthümer als Herrn einsetzte, die sein Fleiß und sein Glück ihm geschaffen. Ottomar war der Sohn eines mittellosen Subalternbeamten, der seinen ganzen Stolz darein gesetzt hatte, den Sohn zum Gelehrten zu machen, was ihm selbst in seinen jungen Jahren nicht vergönnt gewesen war. Vielleicht hätte Ottomar's Neigung ihn in eine andere Richtung ge-

führt, aber er dachte an keinen Widerspruch, den der Vater auch außer dem Bereich der Möglichkeit hielt, als er ihm ankündigte, er solle Philologie studiren. Die Landesuniversität war nur durch wenige Eisenbahnstunden von der Handelsstadt getrennt, und Ottomar schlug für Jahre seinen Wohnsitz dort auf. Der Fortgang zur Hochschule gab Veranlassung zu der ersten Trennung zwischen den beiden Spiel- und Schulkameraden, die, so verschieden ihre Neigungen und Gedanken sich im Laufe der Jahre herausgebildet hatten, immer eng und fest an einander gehalten. Herbert Nordmann sollte dem Wunsche seines Vaters gemäß ausländische Universitäten besuchen, „um sich zu bilden“. Er ging nach Paris, später nach Oxford, zuletzt nach Rom. Dazwischen machte er weite Reisen, die ihn über das Meer bis nach Aegypten führten. Zuletzt nahm er seinen Wohnsitz in Berlin, um seine Studien abzuschließen und dann zum Eintritt in das väterliche Geschäft endgültig in die Heimatstadt zurückzukehren. Ottomar sah ihn so im Wechsel langer Jahre nicht wieder, denn er selbst kam auch in den Universitätsferien nicht heim, sondern setzte seine Studien mit ununterbrochen rastlosem Eifer fort, weil er wußte, was darauf ankam, daß er je eher desto lieber sich sein Brot selbst verdiente. Nach rühmlich bestandnem Examen ging er an das Gymnasium seiner Vaterstadt über, wo er eine Hilfslehrerstelle mit bescheidenem Auskommen erhielt. Er hatte nun erreicht, was der Vater sich als Glück für ihn ausgemalt. Nur erlebte der den Augenblick nicht mehr, wo es endlich soweit gekommen war, und aus dem kleinen, unschönen Häuschen in der Vorstadt trug man ihn hinaus, als Ottomar seine Anstellung zugesichert erhielt. Er hatte nun die Pflicht übernommen, die Mutter und die Schwester zu erhalten. Dafür reichte sein Salair nicht aus, das etwa dem gleichkam, welches Herbert Nordmann seinem jüngsten Commis auf Probe anzahlen ließ. Ottomar mußte sich durch Privatunterricht weiterhelfen, und die Zeit, die er seinen Lieblingsstudien hatte widmen wollen, ging darüber hin. Aber er fand seinen Stolz darin, daß niemals wirklicher Mangel in der kleinen Häuslichkeit eintrat.

Zwischen wuchs auch Elma heran,

blühend und frisch wie eine von den wilden Rosen im Hag; es lag etwas von dem sonnengoldigen Duft über ihr, der die Wiese umsäumte, auf der sie in Kinder-
tagen mit Herbert und Ottomar gespielt. Und Herbert sagte, als er zum ersten Male unter das bescheidene Dach trat, das sie beherbergte: „Ich hätte Sie nicht wiedererkannt, Fräulein Elma. Wie ist es möglich, daß aus dem kleinen Maßlieb ein solches Tausendtschön geworden?“ Sie erröthete bis unter das dunkle Stirnhaar hinauf, aber sie erwiderte nichts. Sie hätte ihm zurückfragen können, daß auch er bis zur Unkenntlichkeit verändert sei; denn wie er im Rahmen der niedrigen Thür stand, erschien er so schlank und stattlich, so im Vollbesitz und Vollbewußtsein aller berückenden Eigenschaften der Jugend und Schönheit, daß nur sein dunkel sprühendes Auge sie an den ehemaligen tollen Spielkameraden gemahnte, der sie aus den reißenden Wirbeln des Stromes gerettet. Es war wenige Tage nach seiner definitiven Niederlassung in der Handelsstadt, daß Herbert Nordmann über die Schwelle Ottomar's trat. Er zeigte sich gleich bei diesem ersten Besuch als Einer, der in all seinen Anschauungen und Gefinnungen der Gleichgebliebenen war, der auch über die Klust, die den armen Gymnasiallehrer, der in der väterlichen Vorstadtwohnung hauste und den reichen Fabrikherrn drüben in seiner von allem modernen Luxus strohenden Villa trennte, hinwegzusehen geneigt war. Er war Ottomar selbst gegenüber noch der alte Freund, legte seinen Arm in den des jungen Gelehrten, wenn er mit ihm plaudernd durch die Vorstadtgasse schritt, nahm Theil an den Freuden und Leiden der stillen Welt, in der jener heimisch geworden, und drängte niemals seine eigene Person oder den sich immer mehr ausdehnenden Wirkungskreis, in dem er als Associé seines Vaters thätig war, in den Vordergrund des Gesprächs und der Interessen. Kam aber einmal die Rede auf seinen Beruf, seine Thätigkeit, seine Neigungen, so zeigte er sich als den ruhig berechnenden, kalten, leidenschaftslosen Geschäftsmann, der alle Vorgänge in der Welt nur vom Standpunkt seiner Geschäftsinteressen, nur in ihrer Beziehung zum Geldwerth, zum Verdienst betrach-

tete. Es war unschwer zu merken, daß er für Alles, was darüber hinausging, wohl ein reges Verständniß entgegenbringen konnte, das seine Fähigkeiten und Talente ins Licht hob, daß es aber nichts darunter gab, was die Empfindung seines Herzens oder den Gedanken seines Kopfes ernsthaft und für die Dauer in Anspruch nehmen konnte. Er nahm die Welt eben, wie sie war, und suchte fast prüfend, ruhig und consequent seinen Vortheil daraus zu ziehen. Einer warmen Aufwallung, eines über die Ziele kühler Besonnenheit ihn in plötzlichem Ansturm fortreizenden Gefühls schien er nicht mehr fähig. Alles in ihm war klar und durchdacht, er wußte genau nicht nur, was er wollte, sondern auch, wie er's wollte, und ging mit einem sorglosen Lächeln um die Lippen seinen fest vorgezeichneten Weg. Dabei war ein gewinnenderer Gesellschafter, ein liebenswürdigerer Plauderer wie er nicht ausgedenken. Die Zeit verfloß, ohne daß man es wußte, in seiner Nähe. Bis er dann plötzlich die schwere, goldene Reperitur aus der Tasche zog, sich lächelnd davon überzeugte, daß der Zeiger genau die Stunde und Minute anwies, die er sich im Stillen berechnet hatte, und, sich mit seinen Gesäften entschuldigend, ging. Er kam sehr oft aus der Villa in das kleine Haus hinüber, oft, um mit Ottomar eine halbe Stunde zu verplaudern, öfter noch, um sich von Elma's kleinen Händen den Thee bereiten zu lassen, für den er aus England eine große Vorliebe mitgebracht. Wenn er dann auf einem Stuhl an dem runden Familientisch dem Mädchen gegenüber saß, das eine feine Handarbeit hervorgezogen hatte, und mit befriedigtem Lächeln, den Rauch einer Cigarette vor sich hinblasend, ihr zuschaute, mit ihr plauderte und scherzte, ließ sich ein anmuthigeres Bild kaum ersinnen. Ottomar Peters war ein schlechter Beobachter für die Dinge, die in der wirklichen Welt rund um ihn vorgingen, er hatte das nach innen gerichtete Auge des Gelehrten. Aber was in seiner Schwester vorging, blieb auch ihm nicht verborgen. Ihre Aufregung während des ganzen Tages, bis Herbert Nordmann kam, ihre Unruhe, wenn er ausblieb, konnten ihm nicht verborgen gehalten werden, um so weniger,

als sich alle Gedanken des Mädchens auf das eine, die Einseitigkeit ihres Tages unterbrechende Ereigniß: Herbert's Kommen, richteten und sich darum drehten. Aber Ottomar deutete nie mit einem Worte an, was er wußte und welche Empfindungen sich ihm selbst dabei aufdrängten; er dachte, daß man still reifen lassen müsse, was vielleicht schöne Frucht zu tragen bestimmt sei.

Um so mehr, als seine eigenen Gedanken und Empfindungen in der letzten Zeit auf eine wunderbare Art gefangen genommen wurden, von der er sich selbst die gleiche klare Rechenhaftigkeit nicht zu geben vermochte, die er Andern gegenüber fand. Er unterrichtete in der Quinta des Gymnasiums einen kleinen, zartgebauten, verkrüppelten Knaben, den Sohn des reichen Kaufmanns und Generalconsuls Richards in der Stadt. Der Kleine hatte eine fast an Schwärmerei grenzende Liebe und Verehrung für seinen Lehrer gefaßt und auch Ottomar hatte den blassen, kränklichen, von allen Freunden seiner Jahre und seiner Genossen ausgeschlossenen Knaben herzlich lieb gewonnen; es war, als ob sich eine Art sonderbarer Sympathie zwischen ihnen schlang. Da Bruno Richards seiner Kränklichkeit halber häufig den Unterricht veräußern mußte und so hinter seinen Genossen zurückblieb, was seinen flammenden Ehrgeiz aufs tiefste verletzte, hatte der Consul Ottomar gebeten, ihm durch Privatunterricht in Hause weiterzuhelfen. Seitdem kam Ottomar Peters an jedem Nachmittag in die glänzenden ausgestatteten Räume des alten Patricierhauses an der Marktede, und wie sich von Tag zu Tag das Band der gegenseitigen Liebe zwischen Lehrer und Schüler enger knüpfte, lud man Ottomar auch in den Kreis der Familie, zu den kleineren wie zu den großen Gesellschaftssoiréen des Hauses. Vielleicht hätte er die Einladungen zu den letzteren ausgeschlagen, da er wußte, eine wie wenig hervorragende Rolle er im Ballsaal und unter den conversirenden Gruppen der Geladenen zu spielen im Stande sei, wenn es ihm nicht allmählich zum Bedürfniß geworden wäre, mit Mathilde Richards zusammen zu sein, so oft sich eine Gelegenheit dafür überhaupt bot. Die einzige Tochter des Consuls war eine siebzehnjährige Blondine

mit wunderbar lichtgrauen, großen, sinnenden Augen. Sie war nicht eigentlich schön, aber ihr edler, schlanker Wuchs, ihre von thausrischer Jugend glänzenden Züge, das goldig schimmernde Haar, das ihr in zwei langen Zöpfen in den Nacken herabhäng, und vor Allem ihre Augen machten sie zu einer der anmuthigsten Mädchenerscheinungen, die man sich vorstellen konnte, und rechtfertigten die Bewunderung, die man ihr von allen Seiten zollte, vollauf. Im Sinne Mancher mochte die letztere freilich auch der einzigen Tochter eines der reichsten Kaufherren in der Stadt gelten, und vielleicht combinirte diejer oder jener schon weiter, daß sie zugleich auch die einzige Erbin sei, da Bruno's Kränklichkeit ihm schwerlich eine lange Lebensdauer verhiß. Mathilde war somit der Gegenstand vieler Wünsche, Neigungen und Pläne; halb noch im Kindesalter stehend, war sie schon viel umworben, die gefeierte Königin der Bälle und Soiréen. Wenn sie sich dennoch eine fast kindliche Offenheit und Unbefangenheit bewahrt hatte, so durfte man an ihre gesunde innerliche Natur glauben, die über alle Ansehtungen von außen her den Sieg davontrug. Ottomar Peters blickte zu ihr auf wie zu dem Idealbilde seiner Träume und wußte sich doch nicht klar darüber zu werden, was ihm im Herzen mit tausend Stimmen sang und klang. Nur wenn er allein war, fühlte er jezt eine unaussprechliche Leere und Oede in seinem Dasein, die durch nichts mehr auszufüllen waren, und der mahende Herzschlag wies ihm immer wieder den gleichen Weg in das Eckhaus am Marktplatz. Er sah Mathilde selten allein, und wenn es geschah, sahen sie Beide stumm bei einander und wußten sich nichts zu sagen, während im Geheimen alle Wünsche sich darauf vereinigt hatten, man möge sie endlich einmal wieder allein lassen, da sie sich so unendlich viel zu erzählen hätten. Nur einmal — Mathilde hatte ein Anäuel fallen lassen, und Ottomar bückte sich hastig, um es aufzuheben — hatten ihre beiden Hände sich in Suchen berührt, und es war wie ein elektrischer Strom secundenslang von der ihren in die seine hinübergegangen, daß er sie einen Augenblick festhielt und drückte und leisen Gegendruck der ihrigen mit herzklopfender

Vaugigkeit empfand. Aber ein Wort war niemals zwischen ihnen gesprochen worden. Sie waren wie Geschwister mit einander, lachten zusammen und erzählten sich von ernstern Dingen, als gäbe es zwischen ihnen kein Geheimniß mehr. Dann nahm Ottomar, wenn er schied, das beseligende Bewußtsein mit sich hinaus in seine Einsamkeit, in seine Arbeit und Entfagung, daß er von einem Herzen verstanden sei, dem das seine mit allem Ungeßüm jugendheißer, verschwiegen flammender Leidenschaft entgegenstiehl.

So mit sich selbst beschäftigt und für sich selbst eine eigene Welt durchlebend, achtete Ottomar Peters wenig mehr auf das, was zwischen Elma und Herbert vorgehen mochte. Mehr denn je war er der Träumer, der die Welt nicht kennt. Nur einmal, als er in der Dämmerstunde aus der Stadt in seine Wohnung zurückkehrte und an dem kleinen Vorstadthäuschen vorüberging, sah er, gedankenlos mit seinen Augen das Wohnzimmer durchschweifend, Herbert und Elma dicht neben einander sitzen. Die Lampe brannte noch nicht, die Mutter war nicht zugegen und Herbert hatte seinen Stuhl heute dicht neben den des Mädchens gerückt. Ottomar sah dann deutlich, wie seine eine Hand auf ihrem Schoß lag, wie die andere sich auf Elma's Schulter legte und zwei heiße Lippen sich auf einander preßten. Er fühlte, daß es ihn wunderbar dabei durchschauerte, aber er ging hastig vorüber und suchte sein Zimmer auf. Auch nachher kam keine Frage gegen Elma über seine Lippen. Des Mädchens freudig erregtes Wesen konnte ihm sagen, daß Alles gekommen sei, wie er es ihretwegen gehofft und gewünscht hatte. Dann gingen Tage hin und Wochen, ohne daß sich in dem einförmigen Kreislauf der Dinge um Ottomar etwas gewandelt hätte. Nur kam es ihm vor, als ob Herbert seltener wie sonst in der Wohnstube zu finden sei und als ob Elma's Augen hin und wieder verweint ausähen. Einmal, er wußte selbst nicht, wer es gewesen war, hatte man ihm erzählt, daß das erste Kaufmannshaus der Stadt, Nordmann u. Co., dem Gerüchte nach falliren werde. Erst später, als ihm die Aeußerung wieder in die Erinnerung gekommen, hatte er sich gesagt, daß sie sich auf Herbert bezogen

haben müsse. Aber da er den Freund dann eine volle Woche hindurch nicht mehr gesehen, war ihm der Gedanke wieder aus dem Sinn gekommen und er war unbefangen wie immer, als an einem dunklen Winterabend Herbert's Schritt die Stufen hinaufkam und der Freund gleich darauf in sein Zimmer trat. Auch in Herbert schien keine Veränderung vorgegangen. Er trat ruhig, mit freundlichem Gruß ein, ließ sich in einem Rohrstuhl nieder und zündete sich eine Cigarette an. „Ich möchte mit dir etwas sprechen, Ottomar,“ sagte er dann, langsam ein Bein über das andere legend; „sind wir ungestört?“ — „Ja — aber warum fragst du das? Ist es etwas so Heimliches?“ — Herbert lachte kurz und heiser auf. „Heimliches?“ sagte er, „vielleicht — aber die Welt wird es bald wissen, das Eine wie das Andere. Also wir sind allein? Nun, dann höre. Vielleicht ist es auch zu deinen Ohren schon gebrungen, dies Geheimniß; es liegt ja für diese Welt ein Reiz darin, daß es wieder einmal etwas Neues giebt, wovon man sprechen kann.“ — „Welch Geheimniß?“ fragte Ottomar. — „Daß die Firma Nordmann u. Co., eine der ersten und ältesten unserer guten Vaterstadt, vor dem Bankrott steht — das Geheimniß meine ich. Hast du davon gehört?“ — Ottomar war erschrocken aufgesprungen. „Ja,“ stotterte er, „aber —“ — „Du hast es nicht geglaubt?“ fiel Herbert ein, „das war sehr thöricht von dir, lieber Freund, denn es giebt nichts in dieser Welt und wenn es noch so wunderbar wäre, was man nicht glauben müßte — es ist eben Alles möglich — auch, daß das Hans Nordmann u. Co. fallirt.“ Er lachte wieder kurz auf, blies eine mächtige Rauchwolke vor sich hin und sagte dann, während Ottomar vergeblich nach Worten für eine Erwiderung suchte: „Ich will kurz sein und mag mich mit langen Präliminarien nicht aufhalten. Das Schicksal ist ja auch kurz genug gewesen. Vor einigen Jahren war ich Millionär und jetzt stehe ich vor dem Bettelstab. Wie das gekommen, brauche ich dir nicht lange auseinanderzusetzen, du würdest es doch schwerlich verstehen. Genug: es ist so; ich wollte noch reicher werden, als ich's bin, speculirte und hatte Unglück. Ich habe ja auch lange genug vorher Glück

gehabt. Was für dich interessant ist und weshalb ich komme, ist Folgendes: es giebt in meiner Lage nur ein Mittel zur Rettung, und ich habe keinen Grund, es auszuschiagen. Ich muß eine reiche Frau nehmen, eine sehr reiche sogar, denn wir stehen sehr schlecht. Die That-sache meiner Verlobung mit einer Tochter aus den reichen Kaufmannshäusern unserer Stadt ist vollkommen genügend, unseren gekuntenen Credit wiederherzustellen, die über unser Fallissement circulirenden Gerüchte mit einem Schläge zum Schweigen zu bringen; Credit ist für den Kaufmann Alles, sein eigentliches Lebensfundament. Haben wir ihn wieder, so sind wir gerettet, wenn nicht, zu Grunde gerichtet. Siehst du das ein, Ottomar?" — „Vollkommen, es ist eins deiner einfachen Rechengemmel, Herbert, nur sehe ich nicht ein, weshalb ich —“ Ottomar stotterte das, fast noch betäubt von dem, was er hörte, heraus. Herbert sah ihn einen Augenblick scharf an. „Du begreiffst das nicht,“ sagte er dann mit einem Anflug von Ironie, „weshalb ich gerade dir diese Mittheilungen mache und meine schlagende Logik vor dir spielen lasse? Nun, das ist einfach: ich kann deine Schwester nicht heiraten, Ottomar.“ — Ottomar fuhr besinnungslos empor. „Nicht? — Aber ja: du hast Recht — du darfst nicht — dein Ruf, der Credit — o, ich sehe das ja Alles ein, ich begreife nun, weshalb du gekommen — meine arme Schwester, — aber sie weiß ja, was sie dir schuldet —“ Er stand verwirrt auf, der Schweiß stand ihm in hellen Tropfen auf der Stirn. Herbert beobachtete ihn ruhig. Als Ottomar ihm die Hand reichte, sagte er, ohne sie zu nehmen: „Es ist noch nicht Alles, ich habe dir noch mehr zu sagen.“ Er machte eine Pause, während deren sich Ottomar mehrmals zerstreut mit der Hand durch das Haar fuhr. Endlich setzte er hinzu: „Ich muß das reichste Mädchen der Stadt heiraten, wenn mein Plan gelingen soll, Ottomar; ich muß die einzige Tochter des Consuls Richards heiraten.“ Sekundenlang herrschte Todtenstille in dem Gemach, man hätte Ottomar's Herz klopfen hören können. Dann rang es sich langsam und tonlos über dessen Lippen: „Warum sagst du mir das? Ich habe keinen Theil an ihr —

an Niemanden.“ Er mußte mit der Hand nach einer Stütze um sich greifen, weil ihm ein betäubender Schwindel durch die Augen lief. Herbert nahm jede feiner Bewegungen mit ruhig prüfendem Ausdruck gewahr. Erst nach einer Weile sagte er: „Warum ich dir das sage? Spielen wir doch kein Gaukelspiel vor einander! Du siehst ja, wie offen ich zu Werke gehe, thu mir's nach! Du liebst dies Mädchen — Mathilde heißt sie ja wohl? Ich habe nie ein Interesse für diese schmachtende Schönheit gehabt. Du brauchst dich nicht zu verstellen, lieber Freund, wer Augen hat, zu sehen, der sieht, daß du nur von ihren Blicken lebst. Vielleicht hättet ihr auch für einander gepaßt, wenn der Alte sie dir gegeben hätte, was ich freilich beweiste. Jedenfalls habe ich es für meine Pflicht gehalten, dir meinen Entschluß mitzutheilen, ehe ich ihn ausführe; ich will nicht den Treulojen und Herzensdieb dir gegenüber spielen. Wenn ich gekonnt, hätte ich dies Dilemma vermieden, aber es ging nicht anders. Eine andere, gleich passende Partie findet sich nicht mehr. Wenn man aber die Namen Richards und Nordmann in einem Athem nennen kann, so bin ich gerettet — eine der ersten Handlungsfirmer unserer Stadt ist es mit mir. Uebrigens fühle ich mich von dem Vorwurf, treulos gegen dich zu handeln, nun ich mit dir offen geredet habe, um so eher frei, als ja noch nichts entschieden ist. Bist du dem Mädchen wirklich so viel werth wie sie dir, glaubt sie an dich und deine Liebe, so wird sie mich ausschlagen und dein Glück blüht. Mag mein Antrag zugleich ein Prüfstein ihrer Liebe für dich sein; besteht sie diese Feuerprobe, so ist sie dein. Und nun bin ich mit Allem, was ich dir sagen wollte, fertig, nun sprich du!“ — „Ich habe dir nichts zu sagen, Herbert. Ahue, was du mußt — mag sich dein Schicksal günstig entscheiden!“ Ottomar brachte es ruhig und kalt heraus, seine Stimme bebte nicht, die Hand, die er Herbert zum Abschiede hinstreckte, durchlief kein Zittern. Herbert schien etwas Anderes erwartet zu haben. „Du zürnst mir nicht?“ fragte er. — Ottomar schüttelte den Kopf. „Ich schulde dir mein Leben,“ sagte er, „du hättest ein Recht, es von mir zu fordern.

Du forderst nichts, als daß ich dir gestatte, ein Mädchen um ihr Jawort anzugehen, auf das ich kein Recht habe als das des Herzens, das vor der Welt nicht gilt; ich habe dir nichts abzukslagen. Lebe wohl!" — Als Herbert hinaus war, kam es doch wunderbar über Ottomar. Aber er sagte sich, daß er nicht schwach werden dürfe, daß es für ihn viel mehr gelten würde, die Schwester zu stützen, die so viel Schwereeres zu tragen gezwungen sei. Sie sollte einer eingestandenen und erwiderten Liebe entsagen und war ein Weib — er, was hatte er zu tragen, was er als Mann nicht tragen könnte? Und dann gab es für ihn einen Trost, einen, an dem das klopfende Herz mit aller Zuversicht und Wärme festhielt, den kein bangender Zweifel vernichten konnte: Mathilde konnte den Anderen nicht erhören, wenn sie ihn liebte. Herbert selbst hatte ihm den Trost gelassen und war im Recht wie immer, wenn er kalt seine Berechnungen aufstellte. Und wenn sie Herbert erhörte, hatte sie ihn selbst nie geliebt, er verlor sie nicht, weil er sie nie besaßen. In ihm war eine Stimme, die siegreich in allen Zweifeln und Qualen ihm zurief: sie ist dein — sie wird dich nicht verrathen! Wenn diese Stimme log, log Alles um ihn her, die ganze Welt war dann nichts als eine große, unermessliche Lüge. Festen Schrittes, mit entwölter Stirn ging er zu Elma hinüber. Lange war er mit ihr allein, tröstend, bittend, alle Hülfsmittel aus seiner eigenen Brust heraufbeschwörend. Als sie fassunglos dem Unerwarteten, Ungeheuren gegenüberstand, das sie zu Boden zu drücken drohte, sagte er ernst: „Denke des Versprechens, das ich dir abgenommen, als wir Kinder waren, Elma. Als er dich aus den Wirbeln des Stromes rettete, sagte ich dir: kein Opfer ist zu groß für ihn, mit dem du seine That lohnen kannst. Das Schicksal hat dir auferlegt, das größte zu bringen, und du wirst es bringen.“ Dann ging er und ließ sie allein mit ihren Thränen. —

Ottomar Peters fuhr aus dem Sessel empor, in dem er einsam geträumt. In langer Reihe waren die Bilder an ihm vorübergezogen, die für ihn das Leben bedeuteten, schweigende Schatten, weifenlose Schemen. Er stand auf, strich sich leicht

mit der Hand über die hohe Stirn hin und trat noch einmal vor das Kinderbild, das an der Wand des dämmerigen Gemaches hing. Weshalb träumte er die Vergangenheit noch einmal zurück? Es war ja Alles todt und begraben — Alles! — Zwei Tage nach jenem Besuch Herbert's in seiner Wohnung hatte Ottomar die Verlobung des Freundes mit Mathilde Richards gelesen. Die Welt hatte dazu Glück gewünscht, daß die beiden alten Kaufmannsfamilien sich verbänden; der Credit des Hauses Nordmann u. Co. war hergestellt, die Verbreiter des Gerüchtes von seinem Bankrott als Berleumder geächtet. Es gab Niemanden, der eine solche Wendung der Dinge nicht glücklich pries, Herbert's Reueexempel stimmte wiederum. Nur in ihrer stillen Kammer verzehrte sich ein junges, blühendes Mädchen vor Gram, auf deren Lippen die des Bräutigams begehrend geruht hatten, und nur das Herz eines Mannes blutete, der den Traum seiner ersten, einzigen Liebe zu Grabe trug.

Ottomar Peters hatte sich klar gemacht, daß er Alles ertragen könne, nur nicht den Anblick des Glücks, das ihm für ewig verloren war. Er wußte, daß er gehen müsse, und er ging. Die Regierung hatte ein Stipendium ausgesetzt, um einem jungen Gelehrten einen Aufenthalt in Griechenland zu ermöglichen. Es war wie ein Wink des Schicksals, daß Ottomar es erhielt. Herbert war sechs Wochen Bräutigam, als Ottomar ihn zum letzten Male vor seiner Abreise sah, ihm die Hand drückte und einen Gruß für seine Braut anstrug. Dann trennten ihn Länder und Berge von der Heimat und von Allem, was an Glück und Weh darin für ihn begraben lag. Er blieb lange fort. Ein epochemachendes Werk, das er über die neuesten griechischen Ausgrabungen geschrieben, verschaffte ihm eine neue Dotation, und zehn Jahre waren bereits veronnen, als er zum ersten Male die Gassen der alten Vaterstadt wieder betrat. Man hatte ihm eine Professur an dem Gynnasium derselben angeboten und er hatte zugesagt. Er betrat nun alle die Stätten wieder, die ihm vertraut gewesen waren und zu denen er, ein Anderer, heimgekommen war. Ueber der Wiese lag noch das Sonnengold des Frühlingstages, in dem

die bunten Falter sich tummelten, und mit seinen reißenden Wirbeln der Strom, der druhten die großen Räder im Mühlenwerk der Nordmann'schen Fabrik trieb. In dem kleinen Vorstadthäuschen lebte nun Niemand mehr, die Mutter war gestorben und die Schwester hatte in einer entfernten Stadt eine bescheidene Stellung gefunden. Ottomar mietete sich die Zimmer wieder, in denen er als Kind und als Mann gelebt. Für sein still umfriedetes Gelehrtdasein gab es keinen trauflicheren, anheimelnderen Winkel.

Und nun war er auch wieder in das Eckhaus am Marktplatz gekommen, freundlich empfangen und zur Soirée geladen worden. Der kleine Bruno, der ihn so geliebt hatte, lebte freilich nicht mehr, und Mathilde war mit ihrem Gatten seit Jahren fern; da Herbert's Gesundheit zu wanken begann, hatten sie einen Aufenthalt in Italien genommen. So war es doch wie ein anderes Hans, in das Ottomar gekommen, und nur die lichtgrauen Augen in dem Bilde da vor ihm an der Wand sprachen ihm laut von der Vergangenheit und ließen die alten wunderlichen Träume wieder aufleben.

Ottomar schrak zusammen, als plötzlich ein leichter Fuß über die Schwelle kam. Es war die Wirthin selbst, die ihm gegenüberstand und ihn lächelnd betrachtete. „Also hier muß man Sie suchen, lieber Professor!“ rief sie, „das hätte ich am wenigsten vermuthet. Ich glaubte, Sie hätten sich doch entschlossen zu tanzen. Sie haben sich das Bild betrachtet? Ja, man kann seine Freude an dem Entelchen haben, finde ich, und wir sind doppelt traurig, daß es nicht bei uns ist. Der gute Herbert hat uns zum letzten Weihnachten das Bild malen lassen, ein berühmter Künstler in Rom soll es angefertigt haben. Damit soll aber nicht etwa gesagt sein, unsere kleine Leonore sei nicht wirklich so bildhübsch wie da auf der Leinwand. Finden Sie die Ähnlichkeit mit ihrer Mutter nicht sprechend? Es

sind Mathildens Augen, nicht wahr? Sie müssen das ja beurtheilen können, lieber Professor, denn, gestehen Sie diese Jugendthorheit nur jetzt ruhig ein: Sie haben ja auch für sie geschwärmt!“ — Ottomar lächelte wehmüthig. „Diese Jugendthorheit; ja, gnädige Frau — Sie mahnen mich mit Recht, daß ich inzwischen alt geworden bin, es kommen Stunden, wo man es vergißt.“ — Frau Consul Richards lachte in ihrer übermüthigen Art. „Aber das müssen Sie mir wirklich noch einmal berichten, lieber Professor,“ sagte sie dann, „ob Sie unserm Herbert damals den Rath gegeben haben, sich um Tildchen zu bewerben. Denn, denken Sie, damit kam er heraus, als der Papa Tildchen drängte und sie sich nicht zum Jawort entschließen konnte. Einen ganzen Tag wollte sie Bedenkzeit und weinte vom Morgen bis zum Abend. Ich glaubte wirklich schon, Sie wären ihr gefährlich geworden und Herbert würde leer abziehen müssen; aber als er ihr das gesagt hatte, Sie hätten ihm zugeredet, er sei bei Ihnen gewesen, da war unser Tildchen plötzlich wie verwandelt und sagte rund heraus: Ja, und die Verlobungskarten wurden gestochen. Aber Sie sind ja ganz bleich geworden, Herr Professor? Die alten Geschichten können Sie doch nicht mehr aufregen?“ — „Nein — Sie haben Recht, gnädige Frau — es sind ja alte, ganz alte Geschichten und nichts mehr daran zu ändern — zumal unter dem Bilde dieses Kindes — ich glaube, die Lust ist etwas bekommen in dem Zimmer.“ — „So lassen Sie uns gehen,“ sagte die freundliche Frau, „geben Sie mir Ihren Arm, Sie haben mir ohnehin noch so viel zu erzählen von Athen und Olympia — kommen Sie!“

Ruhigen Schrittes führte Ottomar Peters sie hinaus bis in den Saal, aus dem das bunte Getriebe und das lärmende Stimmengeschwirr der Tanzenden auf der ersten Soirée im Eckhause am Marktplatz herübererscholl.





Percy Bissho Shelley.

Ein Dichterbild

von

Otto Baißh.



In einer Zeit, wo die Sola's mit ihrem „Naturalismus“ so viel von sich reden machen, könnte es fast gewagt erscheinen, die Aufmerksamkeit der Lesewelt zu beanspruchen für einen der glühendsten Idealisten aus der glänzenden Epoche, in welche die englische Literatur zu Anfang dieses Jahrhunderts getreten war. Es könnte gewagt erscheinen, wenn dieser Idealist nicht neben all seinem vergeistigenden Zartfönn eine concrete Gestaltungs-kraft besessen hätte, die, in seinen Werken zum vollendeten Ausdruck gelangt, denselben das Gepräge des zu ewiger Dauer Berechtigten verlieh.

Percy Bissho Shelley ist in Deutschland bis jetzt mehr nur dem Namen als dem Wesen nach bekannt und zwar hauptsächlich deshalb, weil er den der englischen Sprache nicht genügend Kundigen durch Uebersetzungen sehr schwer zugänglich gemacht werden kann. Seine Poesien sind ebenso tief gegründet und daher bestimmtes Eingehen erfordern als zart verkörpert und deshalb äußerste Subtilität beanspruchend. Die reiche Farbenpracht, in der sie schimmern, ist so düftig wie Blütenstaub und muß demjenigen, der sie nicht mit der verständnißvollsten Schonung berührt, sofort in der Hand zerfallen. Dießem Verhängniß erlag die große Mehrzahl der bekannt gewordenen Uebersetzungen Shelley'scher Poesien.

Aber nicht minderes Interesse als für seine Dichtungen darf dieser Liebling der Musen für seine Person in ihrem eigenartigen Entwicklungsgange und ihrem tragischen Ende beanspruchen. Manche bedeutsame Einzelheit seines Lebens wurde in England selbst erst durch die neuesten Forschungen enthüllt, Anderes, was blinder Fanatismus immer aufs Neue zu schwärzen bemüht gewesen war, in das richtige Licht gerückt, und so mag es gerade jetzt an der Zeit erscheinen, auch für deutsche Leser ein abgerundetes, wenn gleich in gedrängten Zügen gegebenes Bild des Dichters zu zeichnen, der bei all seiner Eigenthümlichkeit uns so viele verwandte Seiten bietet. Dabei wird es uns zu Statten kommen, daß wir bei jenen Parteispaltungen, die in England noch immer an seinem Gedächtniß herüber und hinüber zu zerren suchen, ungetheilt und somit um so eher berufen sind, über manchen in Frage gezogenen Punkt ein günstiges Wort zu sprechen.

Um das Jahr 1802 trat in die Schule zu Brentford ein zehnjähriger Knabe ein, der bis dahin in Gemeinschaft mit seinen Schwestern auf dem nahe gelegenen Landsitz seines Vaters, des Baronets Timothy Shelley, erzogen worden war. Der zarte, elegant gebaute

Percy mit dem reichen, dunkelbraunen Lockenhaar und den tiefblauen Augen, die unter der bedeutend entwickelten Stirn hervor so fragend in die Welt schauten, befandete gar bald ein Naturell ganz eigener Art, grundverschieden zum mindesten von dem feiner ländlichen Schulgenossen. Aufmerksam, so lange der Unterricht ihn interessirte, war er mit seiner leichten Fassungsgabe gar bald seinen Kameraden an Wissen überlegen, und wenn nun im Interesse der Trägen und Denksaulen das Alte wiederholt und abermals wiederholt wurde, war sein reger Geist längst vorausgeeilt und beschäftigte sich nunmehr mit seinen eigenen Gedanken. Er wußte sicher den Zusammenhang des bisher Gelehrten, aber wenn er, dessen Infrischversunkenheit den Lehrer argwöhnisch plötzlich aufgerufen ward, um an dem gerade im Gang befindlichen Thema fortzufahren, so zeigte seine Verwirrung deutlich, daß er „nicht bei der Sache gewesen war“. Ein Schulmeister gewöhnlichen Schlages, wie wohl der zu Brentford gewesen sein mag, ist sofort bei der Hand, solches „Nichtaufmerken“ als Böswilligkeit zu bezeichnen und mit unerbittlicher Strenge zu verfolgen. Percy wurde zuerst getadelt, dann härter gescholten, dann gezüchtigt. Aber was erlebte man da! Das stille Kind mit der sanften Stimme und den Gazellenaugen, es schäunte auf, wenn es geschlagen wurde, es setzte sich zur Wehr; die schönen, feinen Knabenzüge verzerrten sich, die Augen öffneten sich noch weiter als sonst und schienen Flammen zu sprühen. Solcher Widerpenstigkeit mußte man nach den Anschauungen des unter Bauernbrut altgewordenen Schultyrannen mit eiserner Strenge begegnen, und so wurden dann die Strafen verdoppelt, verdreifacht. Hätte doch der in seiner Prügelmethode erstarrte Mann bemerken wollen, wie viel bei dem von Natur so unendlich weicherzigen Knaben durch ein gutes, eindringliches Wort zu erreichen war! Ihm aber war es vor Allem um seine Autorität zu thun. Daß es unter seinen Jungen einen gab, der sich derselben nicht unterwarf, ohne zu nuckeln, machte ihn wild. Er wurde dem jungen Percy todschuldig. Der fein organisirte Knabe aber fühlte das nur allzuwohl, und wenn an-

fänglich nur sein angeborener, scharf ausgeprägter Sinn für persönliche Unantastbarkeit gegen die von ihm als tiefe Schmach empfundene Züchtigung revoltirt hatte, so empörte ihn jetzt die Ueberzeugung einer fortgesetzt gegen ihn gefehrten Ungerechtigkeit. Seine Kameraden, vor deren ausgelassenem Toben außerhalb der Schulstunden er, der bisher unter sehr sittsamen Mädchen Aufgewachsene, sich schon zurückgezogen, hatten ihn darüber schon verhöhnt und verhöhnten ihn nun doppelt. War es ihnen doch ein Hochgenuß, das Herrenhöhnchen gedemüthigt zu sehen.

Unter solchen trüben Verhältnissen verbrachte der arme kleine Percy zu Brentford drei schwere Jahre, nach deren Verlauf er für reif erklärt wurde, das berühmte Gynnasium zu Eton zu besuchen. Seine dortigen Erfahrungen waren eine regelrechte Fortsetzung derer von Brentford, nur daß die Dinge bereits in eine etwas reifere Phase getreten waren. Die Stockschläge mochten wohl ihr Ende erreicht haben — die Peinigungen dauerten fort. Es ereignete sich bald, daß die Gymnasiasten in Eton college nicht mehr von Percy Shelley, sondern von dem „Atheisten“ zu sprechen pflegten. Unter einem Atheisten verstanden sie nämlich sehr im Allgemeinen einen Abtrünnigen, einen Widersacher des Bestehenden. Das Bestehende, um das es sich in diesem Falle handelte, war aber nichts Anderes als der Schulzopf, dem der dreizehnjährige Knabe, verbittert durch die viele Unbill, die er bereits erfahren hatte, wohl recht mißtrauisch und zum Voraus zur Opposition entschlossen, entgegengetreten sein mochte.

Mit siebzehn Jahren bezog er die Universität Oxford. Hatte man ihn in Eton ohne Weiteres einen Atheisten genannt, so begann er jetzt, sich als solchen zu versuchen. Mit Schlägen hatte man ihm seiner Zeit die Bibelsprüche eingebracht, und so war ihm frühe ein schönbes Streiflicht auf das geworfen worden, was seine junge, nach dem Göttlichen durstige Seele bei einer ihr entsprechenden Behandlung schwärmerisch umfassen haben würde. Mit dictatorischer Strenge schrieben ihm die Religionsprediger vor: „Das und das sollst du glauben!“

Grund genug für ihn, der nur das ihm zur freien Uebergengung Gewordene anzuerkennen vermochte, jenes, was ihm gewaltiam aufgedrängt werden sollte, mit doppelt skeptischen Augen zu prüfen. So war er im zweiten Jahre seines Universitätsbesuches dahin gelangt, daß er eine kurze Streitschrift verfaßte über „die Nothwendigkeit des Atheismus“. Er ließ sie privatim drucken, ohne Namensunterschrift zwar, aber ohne seine Autorschaft zu verheimlichen, vertheilte sie an Solche, die er für reif hielt, die Frage zu discutiren, und sandte sie ebenso an die Professoren und Vorstände der Universität. Kühn trat er für seine Anschauungen ein, so weit sie sich eben bis dahin gestaltet hatten, aber selbst wohl sie noch keineswegs für ausgereift haltend. Er wollte widerlegt sein, wollte danu wohl auch seinerseits entgegenen, damit sich das Eine durch das Andere läutere, aus dem Mangelhaften das Bessere hervorgehe. Welche Antwort wurde ihm nun? — Die Herren Professoren der Universität Oxford verfahren in ihrer Weise genau nach denselben Principien, nach denen das Dorfschulmeisterlein zu Brentford gehandelt hatte. Am Tage von Maria Verkündigung des Jahres 1811 wurde Percy Biöthe Shelley ohne Weiteres von der Universität Oxford ausgestoßen, er und noch ein anderer Student, der zu seinen Gunsten zu interveniren versucht hatte, sein Freund Hogg. Wahrhaftig eine „schlagende“ Entgegnung, höchst würdig der Männer der Wissenschaft, der „Geistesgrößen“ des großbritannischen Reiches!

Sir Timothy Shelley, Baronet, mag ein Ehrenmann gewesen sein, aber die Seele seines Sohnes verstand er nicht. Er sah in ihm lediglich den von der Universität Ausgestoßenen, dem er, wüthend über solche Schmach, das Wiederbetreten der väterlichen Schwelle für immer untersagte, von dem er weiter nichts wissen, um den er sich ferner nicht kümmern wollte.

Da stand der arme Percy allein, aufgegeben, unter fremden Menschen, er, der zarte Jüngling mit dem weichen, empfindungsvollen Herzen und dem allzu offenen Geiste; da stand er ohne Subsistenzmittel, ohne Gelegenheit, sich solche zu schaffen. Hätten nicht seine Schwestern ihm mit-

leidig einen beträchtlichen Theil ihrer wohlbemessenen Taschengelder zugesteckt, er hätte verhungern können.

In London, wosin er sich von Oxford aus gewendet und wo er mit seinem Schicksalsgenossen Hogg zusammen ein kleines Zimmer bezogen hatte, suchte Percy den Trost für seine herbe Seelenpein zunächst in der Poesie. Frühe schon hatte er allerhand in Prosa und Versen geschrieben, zum Theil in Gemeinschaft mit seiner älteren Schwester Elisabeth, und diese Producte seiner Feder auch unter verschiedenen fingirten Namen im Druck veröffentlicht. In seine gesammelten Werke ist indessen nichts von diesen theils unbedeutenden, theils verworrenen Jugendarbeiten übergegangen, und auch wir haben uns weiter nicht mit denselben zu beschäftigen. Interessanter gestaltete sich die Dichtung, die er jetzt in raschem Zug erfann und ausführte: „Königin Mab“.

Den Namen dieser Herrscherin im Feenreiche entlehnte Shelley den altenglischen Volksmärchen, in denen sie bald die schelmische Traumentwinderin, als welche Shakespeare durch Mercurio's Mund sie schildert, bald eine hoheitvolle Segenspenderin ist. In letzterem Charakter hat Shelley sie aufgefaßt. Aber trotz alles phantastischen Glanzes, mit dem er sie umgiebt, bildet sie doch nicht den Kern seiner Schöpfung, der, wie wir sehen werden, ganz wo anders zu suchen ist.

Das Gedicht führt uns vor eine schöne, jugendliche Mädchengestalt, die regungslos auf weißen Kissen ruht. Schläft sie? Ist sie todt? — Kein Athemzug bewegt den jungfräulichen Busen mehr; aber dennoch wird das liebende Geschöpf nicht der Verwesung anheimfallen. Die Feenkönigin schwebt heran und winkt der schlummernden Seele zu erwachen. Zanthe erhebt sich von ihrem Lager. Verwundert und leise schauernd blickt sie zu ihrer herrlichen Beschwörerin empor. Diese aber geleitet die holde Jungfrau freundlich zu ihrem Feenwagen, der Beide durch die Lüfte dahinträgt. „Komm, Seele!“ sagt die Königin. „Ein hoher Lohn wird dir zu Theil. Das Vergangene soll vor dir auferstehen; du sollst die Gegenwart erschauen, und selbst der Zukunft Räthsel will ich dir enthüllen.“

Die Herrlichkeiten längst entschwundener Jahrhunderte steigen vor ihren Augen empor. Aber an diesen Prachtbauten haften die Flüche der armen Unterdrückten, die mit der Peitsche dazu angetrieben wurden, Stein auf Stein zu wälzen, um eines Thores Eitelkeit zu fröhnen.

Und diesen Eitlen selbst — was erblickt ihnen ans ihrem rücksichtslosen Egoismus? Der Tyrann wirft sich auf seinem schlummergeflohenen Lager hin und her. Vergebens sucht er nach einer Stunde der Ruhe, des Seelenfriedens. Er hat ihn dahingegen für immer mit der Reinheit seines Herzens.

Aber auch die Gegenwart hat ihre Tyrannei, nur daß dieselbe eine andere, eine allgemeinere Gestalt angenommen hat.

Der Handel bräute seiner Eibtsucht Warte,
Den Stempel seines Reichenbedenkens auf
Ein schimmerndes Metall und nennt es Geld.
Vor diesem Gözen kniet der große Schwarm.
Der reiche Krämer, der geprügte Geiz,
Die Schar der Bauern, Herren, Pfaffen, Fürsten,
Sie beten blindlings zu der stolzen Macht,
Die sie in haßenswerthe Fesseln schlug.
Im Tempel ihrer feilen Herzen thront
Das rothe Geld wie ein lebend'ger Gott,
Und Alles dient ihm — nur die Tugend nicht.

Der Zukunft bleibt es nach des Dichters Darstellung vorbehalten, alle die Schäden auszugleichen, die Vergangenheit und Gegenwart verschuldet haben. Aus den Kämpfen ringt sich ein goldenes Zeitalter empor, wo die ganze Menschheit in schöner Harmonie, in edler Eintracht lebt. Zu höherer Erkenntniß gelangt, sucht sie ihr Heil nur noch in der Tugend und ist auf diesem Wege zu dem Genuß einer durch nichts gestörten Freude gelangt. Mit dem Verschwinden des Lasters haben auch Krankheit und Elend ihr Ende erreicht; der Tod ist nur noch ein sanftes Entschlummern.

Beglückte Welt! Verwirklichung des Himmels,
Nach welchem alle Seelen rastlos ringen!

So ruft der Dichter ans und führt, erfüllt von diesem optimistischen Zukunftsbilde, seinen Gesang zu einem melodisch ans klingenden Schluß.

In seinem eigenen Leben indeß hänften sich die Dissonanzen. Zunächst sollte seine Relegirung noch weitere trübe Folgen nach sich ziehen.

Zwei holde Wesen, zu denen er in freundschaftlichen, seinem Herzen sehr werth

gewordenen Beziehungen gestanden hatte, zogen sich, theils auf elterliches Geheiß, theils selbst erjhrcht durch das ihnen so entsehrlich klingende Wort „Atheist“, für immer von ihm zurück: seine junge Cousine, die er schon als seine Braut betrachtet, und Miß Felicia Browne, mit der er in geistig anregender Correspondenz gestanden hatte. Dieses noch nicht achtzehnjährige Mädchen, das späterhin als Mrs. Hemans reiche dichterische Vorbeeren pflücken sollte, muß ihre außergewöhnliche Begabung schon damals lebhaft entfaltet haben; aber ein Briefwechsel mit einem „Gottesleugner“ überschritt doch allzu sehr die Grenzen des gesellschaftlich Erlaubten!

So war Percy mit seinem liebevollen und liebebedürftigen Herzen völlig vereinsamt. Was Wunder, daß ein freundlicher, verständnißvoller Mied, der ihn aus zwei schönen jungen Augen traf, sich tief in seine lebende Seele prägte? Harriet hieß die Kleine, Harriet wie seine Cousine, die sich von ihm gewendet, aber deren lieber Name in ihm noch fortklang. Wenn er diesen Namen jetzt an die kleine Miß Westbroof richtete, modte er anfangs dabei oft an die verlorene Braut denken. Aber das Bild jener schlant aufgeschossenen bleichen Harriet verblaßte in seiner Erinnerung bald mehr und mehr, während das rofige Köpschen, das ihn unter reichem lichtbrannem Haar so kindlich anlachte, ihm nicht mehr recht aus dem Sinn kommen wollte, auch wenn er längst wieder für sich allein saß. Zwar der Verkehr zwischen den Beiden behielt etwas durchaus Harmloses. Die kleine Harriet war ein naives Backfischchen, noch keine sechzehn Jahre alt, und Percy spielte neben ihr vollständig die Rolle eines älteren Bruders. So schien auch Papa Westbroof das Verhältniß zu betrachten; denn als die Ferien zu Ende gingen und „Natty“ wieder in ihre Schule nach Clapham sollte, erjhrchte er den jungen Shelley, das Töchterchen bis dorthin zu begleiten, da er selbst, der ehemalige Gastwirth, der jetzt von seinem Gelde lebte, sich nun auch aus seiner behaglichen Ruhe so wenig als möglich gestört sehn wollte. Die Schule zu Clapham besuchten auch Percy's Schwestern, und so boten sich diesem die Veranlassungen zum fortgesetzten Zusammentreffen mit seiner klei-

nen Schatzbefohlenen hundertfältig; denn mit seinen Schwestern verkehrte er sehr eifrig — waren sie doch die Einzigen, die ihm aus besseren Tagen treu geblieben. Ihren unablässigen Bemühungen gelang es auch, den Vater endlich dahin zu bringen, daß er seinem Sohne wenigstens die bescheidene Jahresrente von zweihundert Pfund bewilligte. Nachdem letzterer dieselbe zum ersten Mal erhoben, begab er sich nach Nordwales zum Besuch eines Verwandten, der ihn freundlich eingeladen hatte und in dessen Haus er etliche Zeit zu verbringen dachte. Die kleine Harriet aber empfand bitteres Heimweh nach dem genialen Freunde, der sie so oft aufgesucht, dem sie so gern ihre kindlichen Freuden und Leiden vertraut, dessen zartfühlige Aufmerksamkeit sie mit so frohem Stolz erfüllt hatten. Dazu gesellte sich bald noch ein zweiter Umstand, der ihre junge Seele alarmirte und gelegentlich dessen all die Erregung, die sie inzwischen heimlich in sich verschlossen, zu heftigem Ausbruch kam. Das Schuljahr war zu Ende, und mit ihm hatte auch ihre Schulzeit überhaupt ihr Ende erreichen sollen. Sie mochte sich recht danach gesehnt haben, still zu Hause zu sitzen und über eine leichte Handarbeit hinaus ihre Gedanken zu dem lieben Percy schweifen zu lassen. Blötzlich überlegte sich ihr Vater die Sache anders. Er fand, daß seine Hatty durchaus noch nicht genug gelernt habe — das Lernen war in der That nie ihre starke Seite gewesen — und daß sie nothwendiger Weise die Schule noch ein Jahr länger besuchen müsse. Nun gab es lebhaftige Opposition und hitzige Ausfälle — Thränen von Seiten der Tochter, Scheltworte von Seiten des Vaters, der einem Widerspruch gegenüber noch heute mit derselben Derbheit verfuhr, wie er sie ehemals beim Dressiren seiner Kellner und Hansknechte zu entfallen gewohnt gewesen war, und wie er es damals zu thun gepflegt, so bestand er auch diesmal mit Strenge auf seinem einmal gesprochenen Wort, von dem er sich kein Jota abhandeln ließ.

Unser Percy saß inzwischen im Hause seines Vaters Grove und hatte sich in die weitere Ansbereitung seiner Dichtung vertieft. Da erhielt er an einem schönen Hochsommertage einen Brief aus London

von seiner kleinen Harriet, mit zitternder Hand geschrieben, von fiebriger Aufregung erfüllt, in welchem sie ihn, ihren bisherigen treuen Beschützer, beschwor, sich ihrer anzunehmen gegen die „Tyrannei“ ihres Vaters. Shelley, der privatim sich so tief in seine Studien zu versenken liebte, hatte dagegen den Schulzwang, der ihm selbst, wie wir wissen, hundertfältige Bitterkeiten bereitet hatte, gründlich hassen gelernt. Und nun sollte auch das liebe kleine Mädchen unter diesem Druck Herbes zu leiden haben, wurde von ihrem derb auftretenden Vater hart angefaßt, vielleicht gar mißhandelt. Was hätte er, der nicht dulden mochte, daß einem Würmchen Leids geschehe, wie hätte er nur einen Augenblick überlegen können, was hier zu thun sei? Sofort traf er die Anstalten zur Abreise nach London, fest entschlossen, die holde Unschuld, die sich seinem Schutze anvertraute, den Händen ihres „gewaltthätigen“ Vaters zu entreißen. Zitternd vor Besorgniß, es könne dem zarten Wesen, das ihm jetzt liebenswerther erschien als je, ein Haar gekrümmt werden, glühend vor Verlangen, für sie einzutreten mit all der geistigen Kraft, die in seinem zarten Körper wohnte, kam er an Ort und Stelle, und unter Thränen aufschauzend flog das liebliche Mädchen ihm in die Arme.

Harriet's Schwester Elise unterstützte und förderte die Angelegenheiten des jungen Liebespaares auf das eifrigste. Sie, die älteste von den Dreien, stimmte vollständig bei, daß es keinen anderen Ausweg gebe als — eine Entführung. Diese wurde denn auch sofort in Scene gesetzt, und in der ersten Woche des Septembers 1811 fand in Edinburgh die nach schottischem Rechte leicht zu bewerkstelligende Eheschließung statt. Es muß ein eigenthümliches Bild gewesen sein, das diese beiden blutjungen Wesen vor dem zum gesetzlichen Ehespruch autorisirten Friedensrichter lieferten. Der neunzehnjährige Dichter der in erster Fassung wohl nahezu vollendeten „Königin Mab“ war in seiner äußeren Erscheinung so knabenhaft als nur denkbar, und Harriet hatte die Sechzehn nur eben erreicht. Zwei Kinder, buchstäblich den Schulbänken entflohen, um sich zu verheiraten, oder, wenn man so will: verheiratet, um den

Schulbänken zu entgehen — es könnte uns lächeln machen wie ein Lustpietätscherz, wenn es nicht den Keim zu einer erschütternden Tragödie in sich bergen würde.

Für jetzt freilich war Percy ganz der glückliche jugendliche Liebhaber. Sein ästhetisch fein gebildetes Dichterauge verweilte mit Entzücken auf dem in der That reizenden Wesen, das er jetzt ganz sein eigen nannte, und sie sah zu ihm empor mit der ganzen Befriedigung derjenigen, die ihr Ideal erreicht hat. So verlebten sie echte Flitterwochen in Edinburgh und Honigmonate in York, wohin sie sich zunächst wendeten. Während ihres dortigen Aufenthaltes stellte es sich heraus, daß Harriet's Schwester wohl nicht in ganz uneigennütziger Weise den Bund der Beiden gesördert hatte. Sie selbst verlangte fort aus dem Vaterhaus, wo es ihr längst langweilig und unbehaglich geworden war. Obgleich in ihrer äußeren Erscheinung ein schroffer Gegensatz zu ihrer Schwester, hätte sie mit ihren schwarzen Augen und schwarzen Haaren doch vielleicht einen Verehrer fesseln können, wenn ihr ohnehin nicht sehr regelmäßig gebildetes Gesicht nicht oben drein durch Pockennarben entstellt gewesen wäre. Sie war aufrichtig genug, um sich zu sagen, daß sich für sie kaum ein Mann finden werde, und so hatte sie darauf gerechnet, eine Freistatt in dem Haushalt ihrer Schwester zu finden, wo sie auf mehr Selbstständigkeit, mehr Abwechslung, mehr Vergnügen rechnen durfte als im Hause ihres Vaters, der nur an seine Ruhe und Bequemlichkeit, aber durchaus nicht an die etwaigen Lebensansprüche der Seinen dachte, die er in einer gewissen Clausur hielt.

Nunmehr dauerte es denn auch nicht lange, so traf Miß Elise Westbroof in York ein, um bei dem jungen Ehepaar Shelley abzustiegen. Sie kam als „Friedensbote“, die Verzeihung des Vaters bringend, der gute Miene zum bösen Spiel zu machen sich bequem hatte, was ihm um so leichter wurde, als die Verbindung seiner Tochter mit dem Sprossen eines alten Adelsgeschlechtes seiner Eitelkeit immerhin schmeichelte. Da Sir Timothy Shelley seinem Sohne Percy zweihundert Pfund Jahresgehalt gewährte, setzte Mr. Westbroof seiner Tochter Harriet ebenso viel aus, und so hielt sich das junge Paar

für mehr als geborgen und nahm mit Freuden die Schwester bei sich auf. Sie blieb bei den Schellens in York wohnen und begleitete dieselben auf ihren ferneren Wanderungen, deren eine sie zu Anfang Februar des folgenden Jahres (1812) nach Dublin führte.

Percy nämlich, in dessen feuriger, edler Seele die Begeisterung für Freiheit und Wahrung der individuellen wie der nationalen Rechte mächtig gährte, fühlte sich zunächst berufen, für die bedrückten Irländer einzutreten und einer Besserung ihrer Lage vorzuarbeiten, indem er durch Wort und Schrift die Hebung ihres nationalen Bewußtseins anstrebte. Während Thomas Moore, der Ire, sich damit begnügte, die verlorene Freiheit seines Vaterlandes in schmeltzenden Liedern zu beweinen, ging Shelley, der Engländer, nach der Hauptstadt des grünen Erin selbst hinüber, um dort die Saat der Freiheit unerschrocken auszustreuen. Auf eigene Kosten ließ er einen begeisterten „Ausruf an das irische Volk“ und andere zum Theil ziemlich umfangreiche Flugschriften drucken, um sie zu vertheilen. Das Haus Nr. 7 Lower Sackvillestreet in Dublin, dessen ersten Stock er bewohnte und von dessen Balcon herab er in Gemeinschaft mit seinem jungen Weibe die ersten Exemplare seines „Ausrufes“ den Vorübergehenden zuwarf, hat dadurch eine besondere Denkwürdigkeit erworben. In großen Versammlungen trat er als feuriger Redner auf, und die Zuhörerschaft jauchzte ihm entgegen. Rasch war die zarte Jünglingserscheinung mit dem männlichen Ernst zum Helben des Tages geworden. Das wurde der Obrigkeit bald zu viel, und nach knapp zwei Monaten mußte der jugendliche Freiheitschwärmer auf höheren Befehl Dublin und Irland verlassen. Ruhig kam er dieser Weisung nach; hatte er doch gethan, was in seinen Kräften stand, um für die Verwirklichung seiner Ideale den Grund zu legen.

Die Grundlagen seines eigenen häuslichen Glückes aber sollten früh erschüttert werden. Seine Schwägerin Elise, ein in hohem Grade eigemwilliges, herrschsüchtiges Wesen, wurde der böse Dämon seines Hauses. Es ist eine schwere Aufgabe für ein Mädchen, das, obgleich noch jung, für sich selbst auf eheliches Glück verzichtet

hat, verzichtet in Folge äußerer Mängel, die der Spiegel Tag für Tag der Armen unbarmherzig ins Gedächtniß ruft, eine glückliche Ehe beständig vor Augen zu haben. Es gehört ein Engel dazu, um unter solchen Umständen neidlos zu bleiben, und Elise Westbrook war kein Engel. Sie fand es unerträglich, daß an einem Manne, den sie der oberflächlichen Liebelei mit einer schönen Außenseite zieh, ihre Schwester als an ihrem Abgott emporjah. Da Harriet in der That nicht bedeutend genug war, um ihren Gatten ganz zu verstehen, hieß es nicht schwer, ihre Vorstellungen unvermerkt so zu verschieben, daß sie ihn in vielen Dingen mißdeutete. Shelley mit seiner arglosen, ehrlichen Idealistenseele wußte geraume Zeit nicht, wie er so manche, seine außerordentliche Feinsüßigkeit empfindlich verletzende Veränderung im Wesen seines jungen Weibchens deuten solle. Und es war mehr instinctive Empfindungssache als die Folge logischen Durchschauens des wahren Sachbestandes, daß der durch jene Veränderungen in ihm nothwendiger Weise hervorgerufene Unmuth, den sein Bartsinn vor der unmittelbaren Urheberin desselben, der geliebten Gattin, thunlichst verbarg, seiner sonstigen Umgebung, also in erster Linie seiner Schwägerin gegenüber, um so schroffer hervortrat, wenn auch mehr nur in seinem allgemeinen Wesen als in directen Ausbrüchen sich befindend. Immerhin nährte er dadurch die feindseligen Gesinnungen Elises und spielte derselben unbekusst so manche gegen ihn selbst verwendbare Waffe in die Hand. Lange konnte der solchergestalt angehäuften Zündstoff nicht im Stillen fortglühnen, dafür waren die drei von ihm berührten Naturen sämmtlich von zu jugendlicher Leidenschaftlichkeit. So kam es zu heftigen Ausbrüchen, gelegentlich deren dem jungen Manne die Augen darüber aufgehen mußten, wer die eigentliche Urheberin des allgemeinen Unbehagens sei. Offen, wie er jederzeit war, trat er seiner Schwägerin gegenüber mit einem: „Du oder ich — eines von uns Beiden muß dieses Haus verlassen!“

Was that Elise? — Sie blieb! Sie wußte ihr Bleiben zu ertragen, indem sie sich den Anschein der gekränkten Unschuld gab. Hatten die Beiden es nicht ihr zu

verdanken, daß sie sich zusammengefunden? Hatte nicht sie ihnen zur Flucht verholfen, während sie selbst zurückblieb, wohl wissend, daß der ganze väterliche Zorn sich nun über sie entladen werde? Hatte sie demselben nicht Stand gehalten, bis sie für die Schwester die äußerliche Vergebung, die Gewährung pecuniärer Mittel ausgemirkt? Und jetzt wollte man sie hinausstößen aus dem Hause, das sie gründlich geholfen, sie zurückschicken zu dem Vater, in dessen zum Schelten geneigtem Wesen ihre Gegenwart alle die alten Vorwürfe, die sie um jener willen schon zu erdulden gehabt, mit erneuter Heftigkeit heraufbeschwören würde? Mit solchen Vorstellungen wendete sich Elise Westbrook zunächst an ihre Schwester, über die sie sich ihres starken Einflusses wohl bewußt war. Hatte sie bei derselben doch gewissermaßen die Stelle der frühverstorbenen Mutter vertreten, denn in jungen Tagen und unter solchen Umständen fallen einige Jahre Altersunterschied ja schwer in die Waagschale. Harriet, obwohl in ihrer jetzigen Lage der Schwester gegenüber mehr Unbehagen, mehr eine gewisse geistige Abhängigkeit als Liebe empfindend, war doch viel zu gutmüthig schwach, um auf solche Vorstellungen hin nicht ganz die Partei der Schwester zu ergreifen, die sich überdies als ihren natürlichen weiblichen Weistand hinzustellen wußte und ganz leise und vorsichtig zwar, aber dadurch in nur um so gefährlicherer Weise einen Argwohn zu wecken suchte, als wolle der Mann die Schwägerin nur darum entfernen, damit die Frau ihm willenlos unterthan werde, damit sie auch da, wo er im Unrechte sei, Niemanden habe, der ihre Frauenrechte ihm gegenüber vertreten helfe. Es giebt keine Logik, die in der Frauenseele geneigteren Boden fände als diese; denn die volle und andauernde Hingebung des liebenden Frauenherzens ist ein zu hohes Ideal, als daß es so leicht seine Verwirklichung finden könnte. So kam es, daß Harriet durch zärtliche Bitten, für die ihr junger Gemahl nur allzu empfänglich war, im äußersten Falle durch Thränen, das stärkste Ueberzeugungsmittel des Weibes dem liebenden Manne gegenüber, die Stellung der Schwester in ihrem Hause, anstatt sie zu brechen, mehr und mehr befestigte und dadurch ihr eigenes Glück untergraben

half. Die gegenseitigen Mißverständnisse der beiden Gatten, beständig geschürt, häuften sich und wurden immer schärfer, immer bedenklicher. Percy's ernstes Wesen, das Harriet früher still verehrt hatte, erschien ihr nach und nach düster, ungemüthlich und endlich — schlimmer als alles Andere — langweilig. Sie war es müde geworden, in dem, was sie nicht verstand, etwas über ihr Stehendes zu sehen. — Elise war ja darauf bedacht, jenen sinnenden Ernst so oft als möglich böshast zu belächeln und als ungeschickte, unpassende Marotte hinzustellen. So ging es vom Kleineren zum Größeren über; auch kaum bemerkbar gewordenen Rissen wurde nach und nach eine unausfüllbare Kluft.

Zwei Jahre waren vergangen, innerhalb deren Harriet ihrem Gatten zwei Kinder geboren hatte. Die gemeinsame Liebe zu den reisenden Kleinen schien auch die einander fast entfremdeten Herzen der Eltern wieder vereinigen zu wollen. Shelley vergab ja so gern, und auch Harriet hatte durchaus keinen unverföhlichen Sinn. Schon war das dritte Jahr ihrer Ehe zur Hälfte verflossen, als Shelley den dringenden Bitten seiner von Anderen bestürmten Gattin nachgab und für ihren beiderseitigen Gebund, damit in den Augen der sie umgebenden Welt nichts demselben fehle, noch nachträglich auch die Weihe der anglicanischen Kirche in Anspruch nahm. Am 24. März 1814 wurde das Paar in der Sanct Georgskirche zu London von Priesterhand eingesegnet. Hätte Shelley eine Zauberformel gekannt, welche die Herzen unlöslich verbinden könnte, er hätte sich ohne Zweifel ihr unterworfen; das Bedürfniß, Herz um Herz ganz auszutauschen, war ja fortgesetzt so lebendig in ihm. Er glaubte, das Opfer, das er ihr brachte, indem er ihrem unablässigen Wunsch zu Liebe sich äußerlich den Satzungen einer Kirche fügte, mit der er die innere Gemeinschaft längst offenkundig gelöst hatte, werde von ihr mit erneuter Liebe anerkannt werden.

Wäre er damals schon psychologisch so tief gedrungen, wie es seine späteren Werke bekunden, er hätte sich jener verhängnißvollen Täuschung nie hingeben können. Das Weib, das mit dem Aufgebot seines ganzen Raffinements einen Wunsch durchgesetzt hat, den es selbst ins-

geheim als Eigensinn empfinden muß — und das war hier der Fall, denn Harriet Shelley hatte die freien religiösen Ansichten ihres Gatten, für die sie durchaus nicht reif war, gleichwohl ganz auf sich einwirken lassen — sieht, nachdem es sein Ziel erreicht hat, nur noch die Schwäche des Mannes, die sich darin befandete, daß er seiner Ueberzeugung einen, wenngleich nur formellen Zwang anthat. Jetzt glaubte Harriet Shelley ihrer Schwester, was diese ihr so lange, so unablässig in tausend Varianten vorgepredigt: daß sie Abgötterei getrieben, indem sie ihrem Gatten zu ihrem Idol erhob; daß er um keines Haars Breite größer oder besser sei als die anderen. Hatte sie bis dahin wenigstens ruhig angehört, was er ihr von seinen hochfliegenden Ideen und Plänen mittheilte, wenngleich sie denselben längst nicht mehr die frühere Aufmerksamkeit oder die noch frühere Verwunderung schenkte, so wagte sie jetzt offen darüber zu lächeln. Nicht nur ihn selbst, auch die erhabenen Ziele seiner Begeisterung glaubte sie zur Zielscheibe tränkender Stichelein machen zu dürfen, so oft ihre Laune es ihr eingab. So veranlaßt, verhöhnt von derjenigen, die ihm am nächsten stand, die ihn, den tausendfach Verkannten, die Kleinlichkeit der Welt hätte durch ihre Liebe vergessen machen sollen, süßte Shelley sich grenzenlos unglücklich.

Um jene Zeit geschah es, daß er auf dem Kirchhofe von Sanct Pancraz das Grab eines ehemaligen Kameraden besuchte. Nicht weit von diesem ruhte auch die Gattin seines älteren, um nicht zu sagen: väterlichen Freundes, des Philosophen William Godwin. Als er auf dem Wege, den Friedhof wieder zu verlassen, sich dieser Ruhestätte näherte, erblickte er die schöne sechzehnjährige Tochter seines Freundes, die das Grab ihrer Mutter mit frischen Blumen schmückte. Er begrüßte sie und bat, sie bei ihrem Werke der kindlichen Pietät unterstützen zu dürfen, was sie gern annahm. Schüchtern frug sie ihn über dieses und jenes tiefgeistige Thema, über das sie ihn sonst mit ihrem Vater sprechen gehört, und gern darauf eingehend, fand der Dichter Gelegenheit, mit wachsendem Erstaunen ihr früh entwickeltes Verhältniß für das Große, für das ästhetisch Schöne zu be-

wundern. Ihm, der zu Hause in seinen heiligsten Gefühlen verletzt worden, ging in der Gesellschaft dieses geistig ihm verwandten Wesens die ganze Seele auf. Lange saßen die Beiden auf der Holzbank neben dem Grabe und sprachen eifrig mit gedämpften Stimmen. Ohne daß sie selbst noch es sich bekannten, hatten sich hier zwei Herzen gefunden, welche Zeit ihres Lebens nicht mehr von einander lassen sollten.

erklärt hatte, daß es ihm unmöglich sei, an ihrer Seite weiterzuleben, begab sich mit ihren beiden kleinen Kindern in das Haus ihres Vaters, das düstere Haus in der Londoner Chapelstreet.

* * *

Die an inneren Kämpfen so reiche Zeit war an poetischer Production um so



Percy Bysshe Shelley.

Im Hause Godwin's, des Philosophen, herrschten sehr freie Welt- und Lebensanschauungen, und Shelley, der Poet, wollte nur ein Tribunal als das höchstentscheidende anerkannt wissen: das des Herzens. So war es nicht allzu sehr zu verwundern, daß man im Hochsommer des Jahres 1814 in der Schweiz einer kleinen Reisegesellschaft begegnete, die aus Mr. Percy B. Shelley, Miß Mary Godwin und deren älterer Stiefschwester Miß Clairmont zusammengesetzt war.

Frau Harriet Shelley, der ihr Gatte

ärmer gewesen; erst das Jahr 1815 reiste wieder ein bedeutendes Gedicht unter dem Titel: „Mastor“ oder „Der Geist der Einsamkeit“. Es schildert einen poesiebegabten Jüngling, der hinauszieht, um in unentdeckten Ländern wunderbaren Wahrheiten nachzuforschen. Er besucht die ehrwürdigen Ruinen aus den Tagen der Alten, wandert zunächst durch Griechenland, Kleinasien, Syrien, Palästina, Arabien und verfenkt sich mit sinnendem Geist in die Denkmäler aus der Jugendzeit der Welt.

Indessen bracht ihm ein Arabermädchen
Ihr täglich Mahl aus ihres Vaters Zelt,
Legt' ihm zum Lager ihren Teppich breit.
Ruhl' sich von Pflicht und Ruh, um sein zu warten.
Sie liebte ihn, doch ehfurchtsvolle Scheu
hielt ihre Liebe in der Brust verschlossen.
Es sah sie schlaflos ganze Nächte lang,
Um seinen Schlummer sorglich zu bewachen,
Die Lippen zu betrachten, die so ruhig
In unschuldvollen Träumen athmeten.
Doch wenn das Morgenroth den bleichen Mond
Roch bleicher machte, schlich sie sterbensmüd,
Verführt und schauernd in ihr kaltes Zelt.

Der Jüngling aber wandert weiter
durch Persien, durch die Quellgebiete des
Indus und Gugs, bis in das Thal von
Kajschmir mit seinen sprudelnden Bächen
und würzig duftenden Kräutern. Hier,
während er tief im einsamsten Grunde
unter schattigem Laubdach seine ermatteten
Glieder zur Ruhe gestreckt hat, kommt
seinem Schlummer eine Vision, ein Traum
von Hoffnungen, die seine Wange nie zu-
vor geröthet. Er träumt, ein verschlei-
ertes Mädchen sitze neben ihm und rede zu
ihm in leisem, feierlichem Tone. Sie
spricht von allem Höhen und Schönen,
von Allem, was ihm besonders theuer ist,
spricht von Poesie, als Dichterin selbst.
Und als sie nun, in die Saiten einer
wunderbaren Harfe greifend, sich langsam
erhebt, die Schleier zurückwehen, ihre
glänzenden Augen, ihre bebenden Lippen,
ihre weißen Arme ihm entgegenhimmern,
da erliegt sein starkes Herz der über-
großen Liebe. Er breitet seine Arme
aus, sie zu umfassen; — einen Augen-
blick scheint sie zurückweichen zu wollen,
dann aber sinkt sie selig an seine Brust,
um im nächsten Moment in leichten Dunst
zu zerfließen.

Die Nacht verjählang sie, und der Schlaf, wie eine
Im Lauf gekemmt gedenele dinstle Klut,
Kollte zurück auf sein erschöpftes Hirn.

Erstreckt von diesem Stoffe, fuhr er auf.
Das kalte weiße Morgenlicht umgab ihn;
Am tiefen Westen hing der blaue Mond:
Die Hügelketten, das erghlöfene Thal,
Die stillen Wälder starrten leer ihn an.

Die Welt um ihn her scheint eine an-
dere geworden zu sein, er erkennt sie,
erkennt sich selbst nicht wieder. Die wun-
derbare Erscheinung, die seinem Traume
gelächelt, beherrscht sein ganzes Denken
und Empfinden. Mit glühender Leiden-
schaft lebt in ihm nur noch das eine
Verlangen: das Wesen zu erreichen, das

so ganz seinem innersten Fühlen entspricht.
„Es kann kein leeres Traumgebild ge-
wesen sein,“ sagt er zu sich selbst, „es
muß leben, irgendwo muß es harrten,
um dich unansprechlich zu beglücken.
Suche, suche, daß du es findest!“

Blendende und schaurige Bilder ent-
rollen sich auf seiner rastlosen Jagd nach
dem erträumten Ideal; aber in dem wil-
den Dahinstürmen reibt er sich selbst
haftig auf.

Sein Leib ward schlaff, sein dünn gewordnes Haar
Sang Lobtentlieder in den Wind hinaus;
Nur wie im Herb verborgne Funken glüht,
Es glommen in den dunklen Augen noch
Das Leben und das Feuer, das dran zehrte.

Am öden Strande von Chorassan
findet er eine morsche Barke und fñhrt
sich unwiderstehlich getrieben, sich diesem
leichten, schwanken Fahrzeug anzuvertrauen.
Er springt in das Boot, breitet an Stelle
eines Segels seinen Mantel am leeren
Mastbaum aus und läßt sich vom Winde
dahintreiben, das Steuer fest in der wel-
ken Hand. Großartig ist diese wechsel-
volle Wasserfahrt geschildert, wie er im
freundlichen Sonnenschein auf die See
hinaustreibt; wie der Sturm sich erhebt
und, von ihm gepeitscht, das kleine Boot
peilschnell dahinsliegt, bald auf dem
Raude der breiten Wogen tanzend, bald
weit hinter sich die berstende Wassermasse
lassend, deren Sturz den Ocean erschüttert.

Um Mitternacht geht der Mond auf
und beleuchtet die hoch emporragenden
eisbedeckten Klippen des Kaukasus. Zwi-
schen diese starrenden Faden mitten hin-
ein wird das Boot getrieben; es scheint
dem schleunigen Untergang rettungslos
verfallen. Aber als wäre dieser kranke,
bleiche Mann ein Gott der Elemente, so
sicher windet sich sein Kahn durch schmale
Höhlengassen weiter und weiter in furcht-
barer Hast, bis endlich mit dem erwachen-
den Tageslichte der Aufrubr sich legt
und das Boot wieder langsamer in einen
Golf treibt, wo wirbelnde Strudel und
unheimlich stille dunkle Wasserpiegel neben
einander bestehen. Aus allen Gefahren
glücklich hervorgegangen, wird die Barke
im Morgenjonnenschein von freundlichem
Westwind zu grünen Ufern getrieben.
Der kühne Segler steigt ans Land, um
vorzudringen in die Geheimnisse des Ur-
waldes, wo wie bunte Schlangen die mit

Blüthen überfüeten Rankengewächse von den dunklen Ebern herniederhängen, in der bewegten Luft langsam hin und her sich wiegend. Er verfolgt landaufwärts die Ufer eines schäumenden Flusses, dessen mannigfaltiger Lauf ihn fesselt. „O Fluß,“ ruft er aus, „du bist ein Bild meines Lebens! Und ebenso leicht mögen der weite Himmel, das unermessliche Weltmeer künden, welche fenchte Höhle oder welche wandernde Wolke deine Wassertropfen enthält, als das Universum mir sagen mag, wo diese lebendigen Gedanken wohnen werden, wenn, auf deine blühenden Ufer hingestreckt, mein todter Leib vermodert.“

Weiter und weiter wandert er, bis seine letzten Kräfte aufgezehrt sind und er sich niederlegt an einen sanften Abhang, um nicht mehr aufzustehen. Vor seinen brechenden Widen schweben noch immer die beiden Augensterne, die sich seit jener visionären Nacht seiner Vorstellung unauslöschlich eingepägt. So lange ein schwacher Tagesstrahl noch am Himmel verweilt, zittern auch seine matten Pulse fort. Aber als die Nacht herabsinkt, umhüllen ihre düsteren Schatten ein Bild so still und kalt und regungslos wie dieser Ort, an dem kein Laut erschallt, wie diese Luft, voll keinem Hauch bewegt. —

„Alastor“ war die erste Dichtung, die Shelley unter seinem Namen veröffentlichte. „Königin Mab“ hatte er nur in einer kleinen Anzahl von Exemplaren drucken lassen, die in befreundeten Kreisen zur Vertheilung gelangten.

Während Shelley in dem geschilderten neuen Gedichte seiner Leidenschaft für Mary Godwin ein Denkmal setzte, verfiel Harriet in dem unfreudlichen Hause ihres Vaters mehr und mehr einem tiefen Trübsinn. Dritthalb Jahre waren vergangen, seit ihr Gatte sich von ihr losgesagt. Was das unglückliche junge Weib in dieser Zeit erduldet, hat keine Feder aufgezeichnet; nur ihr jäher Tod wirkt ein grelles Streiflicht darauf zurück.

Der „Examiner“ vom 1. December 1816 veröffentlichte einen Aufsatz Leigh Hunt's, betitelt: „Junge Poeten“. Darin war unter den neuesten Erscheinungen auch Shelley's „Alastor“ beurtheilt. Der nanhafte Kritiker spendete diesem Werke

volles Lob und sprach von hohen Erwartungen, zu denen der begabte Dichter und überraschend originelle Denker berechtigte.

Hat Harriet diesen Aufsatz gelesen? Hat der erwachende Ruhm des einsig und vielleicht trotz Allem noch immer geliebten Mannes, an dessen bedeutende Sendung sie den Glauben so früh verloren hatte, einen neuen Stachel zu ihren Selbstqualen gefügt? Wir können es nicht verbürgen. Aber wenige Tage nach dem Erscheinen jenes Artikels zog man ihre Leiche aus dem Serpentine-River, jenem langgestreckten Parkteich, auf welchem sich während der schönen Jahreszeit die Vergnügungsboote zu tummeln pflegen. In seinen winterlich kalten Fluten hatte das arme junge Weib — sie zählte trotz aller ihrer Erfahrungen erst einundzwanzig Jahre — den Tod gesucht.

Wie tief und nachhaltig Shelley sich von diesem traurigen Ende Harriet's ergriffen fühlte, darauf deutet so mancher elegische Senfzer, den er einem erstorbenen Glücke weicht. Dahin gehört in erster Linie das folgende kleine Gedicht vom November 1817:

Die schöne Zeit ist todt, mein Kind,
 Ertränkt, erstarrt für immer!
 Wir schau'n zurück
 Auf zerstücktes Glück;
 Geipenstlich grinsen die bleichen Leichen
 Der Hoffnungen, die wir mit Todesstreichem
 Betrogen um ihren Schimmer.

Die Wellen rauschen dahin, dahin;
 Wir hauchen danach vergebens.
 Wir bleiben gebannt
 An dem Strand

Wie Leichensteine, — Gedächtnißzeichen
 Der holden Träume, die rauch entweichen
 Im Nebelgauen des Lebens.

Bei einem anderen, dem vorstehenden sehr ähnlich gestalteten Liebe, dessen Entstehungszeit in den November 1815 verlegt wird, ist man in hohem Grade versucht, diese Angabe für irrtümlich zu halten und den Ursprung des Gedichtes in der Zeit nach Harriet's Tode anzunehmen. Man urtheile!

Am Himmel glänzte Sternenspracht,
 Die kalte Erde schlief;
 Der Wind pfliff leis
 Durch Höhleneis;
 Durch Schneegebirge wehte leicht
 Wie Todeshauch der Fauch der Nacht;
 Der bleiche Mond stand tief.

Die Winterdecke ragte stumm
Ins Leere, schwarz und bar;
Es bot ein Ast
Dem Vogel Raht;
Die Wurzeln sproßten jäb und krumm
Sich eng um das Gestein herum,
Das halb zerbröckelt war.

Trüb sah des Mondes später Strahl
Auf deine Augen, Kind;
So geisterbleich
So irrlichgleich

Beschien er rings das öde Thal;
Dein feuchtes Haar erglänzte sahl
Und wogte leicht im Wind.

Verblühen war dein süßer Mund,
Dein holder Pufen kalt;
Die Nacht verfloß,
Der Keil umgog
Dein liebes Haupt; du lagst im Grund.
Wo scharfer Lustzug allestund
So frei vorüberwallt.

Wenn dieses eigenartige Stimmungsbild mit seinem fröstelnden Todesschauer in der That vor jener Zeit gedichtet wurde, da man Harriet's Leiche im Morgenrauen ans Ufer des Serpentine-River geschwemmt fand, so erscheint es wunderbar ahnungsvoll.

Es war eine selbstverständliche Sache, daß Shelley derjenigen, die seit dritthalb Jahren die aufopfernde, treue Gefährtin seines Lebens gewesen war, nunmehr auch die gesetzlichen Rechte seiner Gattin durch Legalisirung seines Bundes mit ihr sicherte. Seine Ehe mit Mary Godwin war und blieb eine unsterbliche, durch kein Wölkchen getrübt bis an den letzten seiner Tage. Mary war ein sinniges, tiefempfindendes Weib, das seine höchste Aufgabe darin erblickte, an jedem geistigen Pulsschlag des geliebten Mannes theilzunehmen. Sie „sprach von Poesie, als Dichterin selbst“. Ihr Roman: „Frankenstein“ fand Anerkennung, und wenn man in demselben die leitende Hand ihres Gatten verfolgen kann, so sind andererseits nicht hoch genug die Verdienste zu schätzen, die sie sich durch ihren sanften Einfluß auf das Schaffen des letzteren erwarb, dessen Geistesflug sie durch inniges Eingehen auf seine leisesten dichterischen Intentionen in seiner glücklichsten Höhe zu erhalten wußte

Sie theilte freudig den Wunsch ihres

Mannes, seine Kinder erster Ehe nach dem Tode ihrer Mutter zu sich zu nehmen, ein Wunsch, der indessen unerfüllt blieb, da Mr. Westbroof es durchzusetzen wußte, daß die Erziehung der Kinder gerichtlich ihrem Vater, dem „Attheisten“, abgesprochen und ihrem Großvater zugewiesen wurde. Der Vater der Kleinen hatte nur die reichlich bemessenen Kosten ihrer Erziehung zu tragen. Er konnte das allerdings, denn Sir Timothy Shelley hatte die jährlichen Revenuen seines Sohnes inzwischen auf tausend Pfund erhöht. So konnte letzterer wenigstens von äußeren Sorgen frei seinem inneren Berufe leben, an dessen begeisterter Ausübung er sich durch das Kränkeln seines zarten Körpers nicht Abbruch thun ließ.

Insüßlich dichtete er die „Empörung des Islan“, sein umfangreichstes, aber nicht sein größtes Werk. Obwohl eine Fülle von Einzelschönheiten aufweisend, erscheint es als Ganzes über die Maßen gedehnt. Das Erreulichste sind auch hier die zart sinnigen Schilderungen edler Weiblichkeit. So jagt der Held dieses Epos von seiner Geliebten:

Sie ging — ein Lichtgebild — auf dieser Erde,
Von der sie kaum ein Wertmal an sich trug.
So anmuthreich in jeglicher Geberde,
So strahlend, wie im leichtschwingigen Flug
Am Himmel prangt der Morgenwolken Zug.
Der Labung bringt dem fernem Büstenlaune.
Als thäte nie das Schöne sich genug,
Erstiehn sie holder stets, gleich einem Traume.
Der dieses Lebens Hnt umglänzt mit Silberlaune.

Mein eigner Schatten schien die liebe Kleine,
Mein zweites, theureres und schöneres Ich;
Sie übergieß mit sanftem Sonnenlichte
Den rauben Fled, an dem ich langsam ichlich,
Da vor Verzweiflung fast die Kraft mir wich.
Allein war ich getommen Stund um Stunde;
Kein freundlich Auge sorgte sich um mich,
Nis sie mich süßten ließ im Herzensgrunde,
Wie kühl ein Balsam thaut auf eine heiße Wunde.

Die innige Befriedigung, die der Dichter in der Liebe seiner Mary gefunden, hat ihm auch hier wie beim „Alastor“ unverkennbar die Feder geführt.

Sein nächstes größeres Werk entstand in Italien, wohin sich Shelley seiner leidenden Gesundheit wegen im Frühjahr 1818, begleitet von seiner Gattin, begeben hatte. Hier schuf er den „Entsefelten Prometheus“, eine Dichtung von unübertroffener Kühnheit und Kraft. Diese Eigenschaften charakterisiren sich gleich in

den ersten Worten, die der Titan dem ergrimmtten Jupiter entgegenruft:

O du, der Götter und Dämonen Herr,
Du König aller Geister bis auf Einen,
Die jene lüchten, rollenden Welten drängen,
Auf deren Treiben du und ich allein
Schlaflosen Auges schaun, — sieh an die Erde,
Belebt von deinen Sklaven, denen du
Für all ihr Knieen, Beten, Preisen, Mühen,
Für Hefatomben von gebrochenen Herzen
Fürcht, Selbstverachtung, bürre Hoffnung giebst!
Nicht, deinen Feind — von Haß Verblendeter! —
Nicht machst du triumphiren, dir zum Trost,
Ueber mein Weh und deine leere Raacht.

Aethulische Energie bekundet das in Rom 1819 vollendete Trauerspiel: „Die Cenci“. Leider ist der böse Dämon dieser Tragödie ein solch entkehlter Frevler gegen seine eigene Familie, gegen Alles, was menschlich ist, daß der grasse Stoff jeden Gedanken an eine Bühnenaufführung des blendend durchgeführten Stückes ausschließt.

Nebenbei entstanden mehrere lyrisch-epische Dichtungen voll tiefen Empfindens und berebter Schilderung, und endlich erwuchs aus der mit Byron getheilten Begeisterung für das junge Griechenland, dem ja damals deutsche Dichter ebenfalls zuzuschützen, das lyrische Drama „Hellas“, glühend von Freiheitsjubel und phantastischer Wiederbelebung der antiken Geistesgröße. Anstatt eines Auszuges aus demselben gebe ich hier lieber eine zu der gleichen Zeit entstandene und von dem gleichen Sinn getragene Dithyrambe:

Von einem Vulkan zum anderen wandern
Die Donner, daß Jone um Jone ertönt;
Ein stürmischer Weltmeer begegnet dem andern,
Es zittern die Felsen, von Wipe befrönt,
Wenn die stürzende Trombe erdröhnt.

Ein Völkchen genügte, den Blitz zu entzünden,
Und Länder nun liegen dem flammenden bloß;
Ein Wohnsitz verlant in den kassenden Schlünden
Der Erde, doch tausende zuden vom Stoh,
Der sich fortplanzt im grossen Schoß.

Gewaltiger aber als Donner und Wipe,
O Freiheit, kümmt du in das Leben herein;
Die Meere verstummen; du bistest die Spitze
Den Kratern; es dächet uns der sonnigste Schein
Neben dir nur ein Irthüm zu sein.

Von Wogen und Bergen und bunziger Wolke
Erhebt sich das Dunkel, das lang darauf lag;
Von Seele zu Seele, von Wolke zu Wolke,
Von Städten zu Dörfern ergießt sich dein Tag; —
Tyrannen und Sklaven sind Schotten der Nacht
Vor deiner erwachenden Pracht.

Die Zeit vom Herbst des Jahres 1820 bis in die erste Hälfte des Jahres 1822 war reich an herrlicher Lyrik. Zahlreiche weitere Proben derselben habe ich durch charaktertreue Nachbildung der deutschen Sprache eigen zu machen gesucht. Leider verbieten mir die unumgänglichen Raumrücksichten, mehr davon hier mitzutheilen.

* * *

Shelley's liebste Erholung — nein, eine Leidenschaft, der er nicht widerstehen konnte — war das Gondelfahren. Ueber den Wellen strömten ihm die Gedanken zu. Im leichten Kahn auf stillen Fluten sich wiegend, hatte er einen großen Theil seiner Verse geschrieben, und nicht umsonst spielen Wasser und Nachenfahrten so häufig eine Rolle in seinen Gedichten, nicht aus Zufall zählen derartige Schilderungen zu den frappantesten, die er geschrieben. Auch in seinen Gleichnissen und Metaphern überraschen uns häufig schlagende Bilder, die dem feuchten Element ihr Dasein verdanken.

Als ein edler Bootsmann konnte Shelley — nicht schwimmen. Soll ich einmal mit meinem kleinen Fahrzeug untergehen — meinte er — so will ich dem Tod seine Arbeit und mir selbst das Sterben nicht erschweren.

Zu der Handhabung seiner Segel, seiner Ruder, seines Steuer's wich er dem geschicktesten Seemann nicht und bewahrte in einer Stunde der Gefahr die überlegenste Kaltblütigkeit. Auf seiner früher berührten Heimfahrt von Irland nach England, also in den ihm stets theuer gebliebenen Zeiten seines ersten Glückes, begleitet von seiner Harriet, welche ihm damals noch das liebe Kind war, hatte auf der Höhe der irischen See ein heftiger Sturm die Schaluppe überfallen, der das junge Ehepaar sich anvertraut. Shelley assistirte bei dieser Gelegenheit den Schiffer auf das umsichtigste und energischste, und glücklich, ohne irgendwelchen Schaden genommen zu haben, erreichte die Schaluppe ihren Bestimmungsort. Als Shelley nun für sich und seine beiden Begleiterinnen — bekanntlich war ja auch die unvermeidliche Schwägerin von der Gesellschaft — das Ueberfahrtsgehd entrichten wollte, weigerte sich

der Schiffer, dasselbe anzunehmen, indem er jagte: Ohne Sie, Herr, wären wir sammt und sonders rettungslos verloren gewesen!

Der Gang zu einer bestimmten Thätigkeit und die Fertigkeit in ihrer Ausübung pflegen in stetig gesteigerter Wechselbeziehung zu stehen. Kein Wunder also, daß Shelley seine alte Liebhaberei immer leidenschaftlicher betrieb. Den Sommer des Jahres 1822 gedachte er am Meerbusen von Spezia zu verbringen und hatte zu diesem Zweck in Gemeinschaft mit seinem Freunde Williams, der eine Zeit lang bei der Marine gedient hatte, die unweit Lerici hart am Strande gelegene einsame Villa Ragni gemiethet. Dorthin hatte er sich auch ein neugebautes Segelboot bestellt, dessen Ankunft die beiden Freunde mit lautem freudigem Halloß begrüßten und auf welchem sie sich nach Herzenlust im sonnigen Golse herumtummelten. In den ersten Tagen des Juli wurde Leigh Hunt in Italien erwartet, der sich, wie wir wissen, um Shelley's Eintritt in die literarische Welt verdient gemacht hatte und ihm inzwischen zu einem lieben Freunde geworden war. Shelley und Williams beschlossen, dem Erwarteten nach Livorno entgegenzugelohnen, wo derselbe zu landen gedachte. Am 1. Juli verabshiedeten sie sich für acht Tage von ihren in Villa Magni zurückbleibenden Gattinnen und bestiegen fröhlich ihr Boot, das sie bei günstigem Wind in sieben und einer halben Stunde nach Livorno trug, wo sie Lord Byron trafen und mit ihm gemeinsam dem bald darauf ankommenden Leigh Hunt ihr „Willkommen in Italien!“ entgegenriefen. Am 8. Juli früh Morgens rüsteten sie zur Heimfahrt. Die Freunde baten sie, noch zu verweilen, aber Shelley mochte seine Mary keine Stunde über die angelegte Zeit warten lassen, damit sie nicht unnothigerweise um ihn besorgt sei. Auch durch aufsteigendes Gewölk, das den Anderen nicht unbedenklich schien, ließ er sich nicht zurückhalten. Wohlgemuth bestieg er mit Williams und seinem kleinen englischen Schiffsjungen das Boot, dessen lustig geblähtes Segel sie hinausführte auf das leichtbewegte ligurische Meer. Rasch aber versunkerte sich der Himmel, der freundliche Südwestwind schlug fast plötzlich in einen Mistral um.

Capitän Roberts, welcher zu der am Strande zurückgebliebenen Gesellschaft zählte, bestieg den Leuchtturm, um von dessen Warte herab durch das Fernglas den Lauf des kleinen besreudeten Fahrzeuges zu verfolgen. Dort, umgeben von größeren Schiffen, tanzte es lebhaft mit ausgebreitetem Segel dahin. Da erfolgte ein neuer Windstoß, ungleich heftiger als alle früheren, und peitschte den Schaum des Meeres zu einem sprühenden Nebel auf, der momentan alles an dem Wasser Befindliche einhüllte. Ebenso rasch ward es wieder stiller, der Sprühnebel verzog sich, die Segel tauchten aus dem Dunstschleier auf, alle, alle — bis auf eines. Shelley's Bark war spurlos verschwunden.

Erst nach Verfluß von vierzehn Tagen wurden kurz nach einander, aber in beträchtlichen räumlichen Entfernungen, drei Leichen ans Land gespült. Williams hatte sich, wahrscheinlich erst im Wasser, halb entkleidet, um leichter schwimmen zu können. Shelley dagegen wurde gefunden: die Rechte in der Tasche seines leichten Sommerrocks, ein Buch umfassend, den Zeigefinger noch zwischen den Seiten, in denen er zuletzt gelesen. Es waren die Gedichte seines unlängst an seiner Seite in dem jugendlichen Alter von vierundzwanzig Jahren verstorbenen Freundes, des talentvollen John Keats. Er hatte demselben einen wundervollen poetischen Nachruf gewidmet, in welchem er ihn, den Verkärten, unter dem Namen Adonais anredete und feierte. Jetzt konnte der Name Adonais auch mit Percy B. Shelley überseht werden, denn wunderbar stimmen fast alle Beziehungen jener Elegie auf die Persönlichkeit ihres Dichters.

Aber freilich hatte dem darin Gesagten, sofern es auf Shelley selbst angewendet werden kann, die Nachwelt noch Vieles beizufügen, und sie hat es gethan. „Ein Eßgenstein in einem Menscheiteib,“ sagte von ihm Georg Herwegh in jenem schönen Sonett und hat damit die eine Seite seines Wesens in hochpoetischer Weise charakterisirt. Doch kann eine bildliche Bezeichnung nie ganz umfassend sein. Betrachten wir, wie Shelley, der körperlich ähnerst zart organisirte, von früher Jugend auf für seine Ueberzeugungen, für seine Ideale mit einer durch nichts zu ershüt-

ternden Unerfrohenheit eintrat, so dürfen wir auch wieder sagen: Ein Heldengeist in einem Esensleibe.

Shelley's Dichtungen athmen überall die wärmste, edelste Menschenliebe und sind daher dem inneren Wesen der Religion, des lanteren Christenthums vollkommen congenial, wengleich seine Ueberzeugung den äußeren Sätzen des letzteren nicht in allen Stücken beizupflichten vermochte. „Lieben, bewundern, vertrauen, hoffen und dulden,“ sagt er, „das sind die Seelenthätigkeiten, die den Menschen zu dem machen, was er sein soll.“

Shelley hatte oft den Wunsch ausgesprochen, seine letzte Ruhestätte auf dem protestantischen Friedhofe in Rom zu finden, wo er sein Söhnchen Willy und seinen Freund Keats begraben hatte. Nach den Quarantainegesetzen durfte der von den Wellen ans Land Gespülte nur als Asche dorthin gebracht werden, und so wurde die Verbrennung seines Leichnams angeordnet.

An sandiger Küste, südlich von Livorno, war der Holzstoß errichtet, auf welchem die Gebeine des Dichters langsam verlohsten. In blauen Flämmchen verdunstete das Meeressalz, mit welchem der Körper reichlich gesättigt war; schwärzlicher Qualm stieg in schmaler Säule langsam zum Himmel empor, und der Weihrauch, der zugleich in beträchtlicher Menge verbrannt wurde, erfüllte mit seinen Düsten die Luft auf weiten Umkreis.

Nähe bei dem Scheiterhaufen ragte eine einsame Pinie empor, daneben stand Lord Byron; etwas weiter hatte die kleine hierher commandirte Abtheilung von Soldaten der Küstenwache sich aufgestellt, und

in seinen Wagen zurückgelehnt saß der kranke Leigh Hunt, der nach Italien gekommen war, um neue Gesundheit zu erlangen, und nun kurz nach seiner Ankunft dem Freunde die letzte Ehre zu erweisen hatte.

Unmittelbar am Strande glänzte im Sonnenschein das gelbliche Strohdach einer vereinzelteten Fischerhütte; dahinter ausgebreitet war das tiefblaue Meer, glatt wie ein Spiegel, und unbeweglich vor Anker lag auf seinen Fluten in einiger Entfernung von dem sanft abfallenden Ufer der „Bolivar“, Lord Byron's Yacht. Darüber hinaus gewahrte man die Insel Gorgona, und am äußersten Horizont schimmerten, in bläulichen Düst gehüllt, die Felsengestebe von Elba. Der landeinwärts gerichtete Blick aber sah hinter der weiten Sandfläche, die nur da und dort von einem halbverkommenen Gebüsch niederen Zwergholzes unterbrochen war, die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel der Alpen emporsteigen.

Langsam verglühete der Leib und zerfiel nach und nach, während ein einsamer Brachvogel die Flammen und ihre Rauchsäule in engen Kreisen umzog.

Die gesammelte Asche wurde zu Rom bestattet, unmittelbar neben dem Grabe von John Keats, zur Seite der Pyramide des Cajus Cestius, umgeben von halbverwitterten Urnen, abgebrochenen Säulen und anderen Grabmonumenten, umbüht von Moschusrosen und düstigen Grasblumen. „Wahrhaftig,“ hatte Shelley jüngst gesagt, „man könnte den Tod siebengewinnen in dem Gedanken, von ihm an so traulichem Ort gebettet zu werden!“





Tjost und Turnier in Deutschland.

Von

A. Freiherrn v. Ardenne.



dem zornigen Funkeln einer schwirrenden Klinge, so war es die deutsche. Als in der „Gudrun“ Wate, der bärtige Rette, gefragt wird, was ihm wohl süßer dünke, bei schönen Frauen sitzen oder in hartem Streit zu sechten, da entscheidet er sich mit behaglichem Lachen sogleich für das Letztere, so sehr die Frauen in der Burg des Frenkönigs Hagen ihm auch eine andere Antwort nahe legen. Diese Freude an heldenhaften Schlägen hat unser Volk behalten bis in den dreißigjährigen Krieg, der freilich mit so vielem Anderen auch seinen trohigen Waffenubermuth auf Jahrhunderte in bleiernem Schlaf wiegte. Wenn unsere heidnischen Vorfahren sich ihre Seligkeit nicht anders denken konnten und mochten als unstarret von Schwert und Lanze, erheitert durch ledes Kampfspiel und ungestimmen Rosseslauf, so konnte das Christenthum ihnen wohl

als Eijen zieht den Mann an — *εἰς ἄλκται ἄνδρα σίδηρος* — sang seinen Griechen aus der Seele einst der Dichtervater Homer. Wenn aber nach jenen kampfesfrohen Achäern je eine Nation Lust hatte an

den alten heldenhaften Himmel, den Glauben an die waffenklingende Odinituna rauben, nicht aber den Willen, während des Lebens auf dieser Welt sich dafür nach Kräften schadlos zu halten. Das ganze Mittelalter hindurch werden daher neben Krieg und Fehde Kampfspiele jeder Art eine nationale Leidenschaft; an ihnen nahm Hoch und Niedrig — sei es als Kämpfer, sei es als freudige Zuschauer — gleich eifrigen Antheil. Feindesnoth und alle Sorgen wurden oft bei Tjost und Turnier vergessen, zuweilen aus den Schranken geraden Wegs auf das Schlachtfeld geritten. Wenn wir bedenken, daß sieben Jahrhunderte vergingen, ehe dem deutschen Volke die Lust an diesen Waffenspielen abhanden zu kommen begaun, daß ferner die Kampfweise der Deutschen bis auf Maximilian I. sich naturgemäß nach ihnen regelte, ihnen somit ein ganz directer Einfluß auf das politische Schicksal des Vaterlandes gar nicht abzusprechen ist, wenn wir endlich die lange Reihe culturgeschichtlicher Entwicklungsmomente übersehen, die in ihnen ihre Wurzel hatten, so kann es beinahe scheinen, als hätten die Historiker diese Spiele eben zu sehr nur als solche angesehen und sie ihrer Bedeutung nach nicht genügend gewürdigt. Und doch beanspruchen sie mit Recht das gleiche, ja ein höheres Interesse, als wir den olympischen Spielen der Griechen, der römischen Gladiatorenwelt oder

gar den Rennen im byzantinischen Circus zuzuwenden geneigt sind. Der Geist der Stechbahn komme daher über uns und lasse uns für sie eine rechtshaffene Lanze brechen!

Wenn zu den Zeiten unserer großen Kaisergeschlechter der Winter den deutschen Adel in seine Burgen gebannt hatte und die Aube trotz Becherlust, Bret- und Schachspiels und trotz der Weisen des lange festgehaltenen Spielmanns eintönig und langweilig zu werden begannen, dann keimte das Sehnen und Verlangen nach dem Mai, seinem grünen Laub, seinem Vogelsang und seinen ritterlichen Kämpfen. Denn der Mai war nicht allein der Vollmond, sondern von Alters her der rechte, eigentliche Kampfesmonat gewesen; sonst hätten sich in den heidnischen Volksspielen Sommer und Winter scherzhaft mit einander gerauft und der finstere scheidende Gast hatte um schallende Schläge nicht zu bangen brauchen — jezt aber erwarteten Hunderte von unruhigen, thatenlustigen Herzen den Mai, um in scharfer Tjost* ehrenvolle Ritterschaft zu üben. Unter der Tjost verstand man einen Speerkampf zweier Reiter, wobei es darauf ankam, in nach und nach gesteigertem Rosselauf die Lanze entweder auf dem Schild oder auf der Brust (zwischen den vier Gliedern) oder endlich auf dem Helm des Gegners zu zersplittern. Wurde dieser von dem harten Stoß aus dem Sattel gehoben, so lohnte Schimpf und Lachen seinen Fall. Wenn der Speer wirkungslos abglitt, ohne zu brechen, so galt die Tjost für

versehrt und nicht ritterlich geritten. — Um sich ein annäherndes Bild machen zu können, wie ein solcher Kampf verlief und welchen Anblick er bot, müssen wir uns die Ausrüstung von Mann und Ross vergegenwärtigen. Die Mode war von jeher eine Tyrannin, und der Ritterzeit war es am allerwenigsten vergönnt, sich ihrem Despotismus zu entziehen. So ist denn auch der Waffenschmuck eines Ritters in den verschiedenen Jahrhunderten ein so ungleichartiger, Schienen-, Ring-, Platten-, Ring- und Plattenpanzer streiten sich so vielfach um die Herrschaft, daß wir uns gern begnügen, nur aus dem zwölften bis dreizehnten Jahrhundert das Aeußere eines solch geharnischten Mannes zu schildern.

Ueber die sinnlichen Unterkleider zog der Kämpfer zunächst die Gamsbeisse — das gepolsterte Lederkoller, das den Druck des Ringpanzers erträglich machte. Dieser glich einem hemdartigen Ueberwurf, war überaus fein und kunstvoll gearbeitet und wurde durch einen meist mit Steinen verzierten Gürtel um



Kleidung eines Ritters zum Turnier.

die Hüften zusammengehalten. Die Füße und Schenkel deckten die Eisenhosen — ein feines, leichtes* Stahlgewebe —, die Hände die Eisenhandschuhe mit beweglichen Gliedern, den Hals und oberen Theil der Brust der Halsberg — ein leichtes Panzerstück —; erst gegen

* Auf Leichtigkeit wurde großes Gewicht gelegt, s. B.:

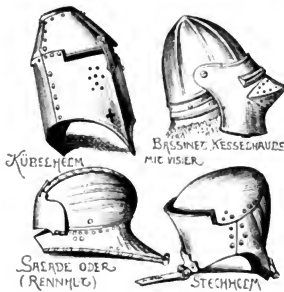
mîn lip sich wâpen ouch began
ich legt an mich ein spaldenir (Panzer)
und ouch zwô isenhosen schir
die kunden lichter nicht gesin.

Erst mit dem fünfzehnten Jahrhundert werden die Rüstungen schwer. Ende des sechzehnten Jahrhunderts wogen sie gegen zweihundert Pfund.

* Der Name wird von pugna justa wahrscheinlich fälschlich abgeleitet.

Ende des dreizehnten Jahrhunderts fing man an, die „Brünne“, eine feste Eisenplatte, sich vor den Leib zu schnallen. Ueber die stählerne Hülle wurde der Waffenrock gezogen, der mit der Decke des Pferdes und dem Speer die gleichen Farben zu haben pflegte und bis auf die Kniee herabreichte. Ein Hauptstück der ganzen Ausrüstung war der Helm. Seine Form, fortwährenden Wandlungen unterworfen, hatte im dreizehnten Jahrhundert eine etwas plumpe, runde Gestalt angenommen — ein starkes aufgeschmiedetes Metallstück hielt ihn in der Mitte zusammen — breite Platten bildeten seinen

war eine Holz- oder Eisenplatte angebracht, der Schaft selbst trug bunte Cannelirungen, die stumpfe Spitze zierte ein leuchtendes Fähnlein.* Der Schild war von Holz, indeß mit eisernem Beschlag versehen; vier Nägel und ein kunstvoll gearbeiteter Buckel festigten in der Mitte die seidenen Armbänder. Mit Pelzwerk oder mit Schellen verziert trug der Schild das Wappen seines Inhabers in bunten Farben — je einfacher, desto besser. Die Form war eine länglich ovale, nach dem Reiter zu concav ausgehöhlt, damit sie auf den Leib passe; der obere Rand schnitt mit dem Hals, der untere mit dem Sattel



Helmformen.



Schildformen.

Fuß (das collir) und mußten diese eng an den Halsberg anschließen. Auf der Spitze des Helms waren Kleinodien angebracht, eine Krone, ein Eberkopf und dergleichen, die sogenannte Zimir, und über dieser rauschte ein mächtiger Busch von Pfauen- oder anderen glänzenden Federn. Seidene Bänder festigten den Helm über der den Kopf schützenden Ledertappe (die houbet) — am Nackenstück stahl sich die Helmbede hervor, die dem Ritter bis auf die Schultern herabhing. Zum Speerkampf konnte ein Gittervisir nicht genügen; deshalb war der Helm ganz geschlossen — nur kleine Löcher (die fensterlein) gestatteten dem Auge einen beschränkten Gesichtskreis. Die Speere hatten noch kein vorgeschriebenes Maß. Kämpfer mit einer „ellenhaftig Hand“ führten ungefüge, schwere Stangen. Zum Schutz der Hand

ab. — Die Turnierschwerter waren nach gleicher Form geschnitten, etwa drei Zoll breit, Schneide und Spitze stumpf. Die Streitkolben waren plumpe Holzkeulen ohne Beschlag, ein Fichten und Pariren war mit ihnen nicht möglich; man verlangte von ihnen auch nur schallende Schläge. Die Sporen der Ritter waren noch nicht von Gold, dem späteren feststehenden Zeichen edler Abkunft. Die Pferde gehörten einem sehr kräftigen, aber behenden Schlage an — sie waren bei Weitem nicht so schwer, als sie uns die Holzschnitte des fünfzehnten Jahrhunderts schildern, mußten aber stark genug sein, um ihre schwere Last vom Walop zur Kabbine (d. h. aus dem Galopp in die Carrière) tragen zu können, bei dem

* Die Speere hießen auch Gveo, Gveveling.

gewaltigen Ruck, den der Speerstoß brachte, nicht in den Sprunggelenken zu knicken und dieses Spiel viele Stunden lang zu wiederholen. Die Dressur verlangte von diesen Thieren sehr viel — sie mußten im Lauf schnurgerade Linie halten und nicht dem Gegner zur Seite weichen, so oft auch Speerspitze ihren Kopf getroffen hatten. Der Galopp mußte räumig und nicht zu hoch sein, dabei das Pferd so leicht am Zügel stehen, daß es unmittelbar nach dem Krachen der Speere eine enge Volte beschreiben konnte.* Seinen Rücken zierte der deutsche Sattel ohne Kauschen,

berthe die Schnelligkeit seines Laufes, denn es war streng verpönt, das Kopf des Gegners zu treffen — erst im vierzehnten Jahrhundert kam die leidige Gewohnheit auf, auch die Pferde zu panzern. Von da ab war es mit dem lustigen Jagen vorbei — im kurzen Anlauf und „Stapfes“ (im Trab) gingen die schweren Kämpfer gegen einander Als Janm endlich diente die einfache Trense mit breiten gestückten Zügeln; auch hier war es das vierzehnte Jahrhundert, das die scharfen, ungeheuerlichen Cantaren ausbrachte, wahre Leidensinstrumente für die bedauernswerthen



Ritter in voller Ausrüstung zum Turnier; im Hintergrunde Bote mit Briefen.

aber mit breiter Rückenschne — auf der rechten Seite war eine Gabel angebracht, um den Speer zu stützen; in späteren Zeiten wurde das Einlager am Panzer befestigt. Den Hauptschmuck des Kopfes bildete die lange Decke, die Kopf und Leib ganz verhüllte und bis beinahe auf die Fesseln herabreichte. Sie war kostbar gewirkt, oft mit den Wappen der Herren gestickt und sonst reich verziert — ein Federbusch rauschte auch über dem Kopf des Pferdes. Keine Panzerung vermin-

Gänge. Frächtig genug sah ein Rittersmann in vollem Waffenschmuck aus. Mit naiver Freude schildern uns denn auch die Quellen aus jener Zeit den funkelnden Glanz.

Besonders abenteuerliche Gesellen suchten zur Pracht ihrer Kleidung auch noch das Bizarre zu fügen. So trug ein Ritter mehrere Hundert kleiner Schellen an sich und seinen Waffen. Wenn der Sinn nach einer Jostfahrt stand, der sandte zunächst Briefe durch Boten in die Landtschaften, die er durchziehen wollte, um seinen kampfeslustigen Standesgenossen die Begegnung zu erleichtern. Das Befolge eines Jostirenden Herrn bestand oft aus fünfzig oder noch mehr „Helmen“ und der

* Die Turniergeige besagten: „Er (der Kämpfer) soll sich auch bewahren, daß er kein einfallend, beißend oder schlagend Pferd habe, oder er stehet in Strafe und soll darum geschlagen werden.“ (Spangenberg.)

doppelten Anzahl von Pferden.* — Der schwärmerische Zug der Zeit ließ sich aber nicht an dem kriegerischen Glanz allein genügen — er wollte bei seinen Trossfahrten auch noch an einer poetischen Idee sich erfreuen. So zieht Ulrich von Liechtenstein mit seinen Getreuen als König Artus durch das Land. Getreulich wurden auch die Rollen des Zwein und Lancelot, Gawein und Kalogreant durchgeführt, vielleicht desto besser, je naiver und enthusiastischer die Darsteller sich hineinversenkten. Die ganze Umgebung, jeder Begegnende trat sofort in den Zauberkreis des poetischen Schauspiels ein. Ein König Artus, ein Siegfried, Dieterich oder Roland konnten sicher sein, überall die wohlgelegte Anrede, den gut gemeinten Empfang zu finden, den die angenehmere Rolle ihnen selbst als wünschenswerth erscheinen lassen mochte. Zu welcher fast barocker Laune sich dieser Mummenschanz verzeigen konnte, lehrt eine andere Trossfahrt, die Liechtenstein als Frau Beuns, als Göttin der Minne gedacht, unternahm. Der ungeklärte Ritter legte weiße Weiberkleider an, das lange, enganliegende Gewand, das die damaligen Frauen so wohl zu tragen verstanden. Ein kostbarer goldener Gürtel umschloß seine Hüften. Mantel, Haube, Speer, Schild, Waffendecke sind gleichfalls weiß; unter dem Helm aber stekten sich zwei dicke Zöpfe hervor, die dem Kopf bis auf den Rücken reichen. Zu diesem Unschuldsgewand er-

regt er begreifliches, aber nur wohlwollendes, ja bewunderndes Aufsehen. Bornehme Herren werden sein Kämmerer und Marschall,* die Frauen von Stadt und Land ehren ihn mit sinnigem Gruß und heimlichen Geschenken, auch wohl mit einem Brieflein, das der Schreiber seinem erröthenden Herrn vorlesen muß. Ueberall wird ihm die Anrede „edeliu königin“, und wenn er als heidnische Göttin andächtig die christliche Messe hört, neigen sich die schönsten Frauen vor ihm und gewähren ihm den Schwesterkuß. Der Zufall will es, daß er einem anderen fahrenden Herrn begegnet, der daselbe phantastische Spiel treibt und auch als Weib verkleidet Speere bricht. Da will Liechtenstein ohne Harnisch gegen ihn reiten, weil er den Wegner in der That für ein Weib hält. Der Bescheid, der den Ritterschaft begehrenden Voten wird, entbehrt nicht eines humoristischen Beigeschmacks:

ich smielt (lächelt) und hiez dem hoten sagen
swâ (wo) ich noch je bi minen tagen
gestoirt hete wider diu wip
da war gar harnaschblöz min lip
gegen ir aller tjos gewosen
und bin doch vor in (bei ihnen) wol genesen
ir tjos tuot herzenlichen wol
gein (gegen) in sich niemen (Niemand) wäpen sol.

Die Weiberkleider auf dem Ritterschwamm lenken unsere Aufmerksamkeit auf eine Pflicht des ritterlichen Lebens, die neben der stürmischen Kampfeslust am meisten die Entwicklung der Waffenspiele gefördert hat — den Frauendienst. Zu keiner Zeit und bei keinem Volke ist das Weib an sich so sehr Gegenstand einer herzinnigen Verehrung gewesen als bei uns Deutschen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Um das Weib zog sich ein geweihter Zauberkreis, der selbst den rohesten Gefellen in einen gewissen Bann zu halten wußte. In allen Burghallen klangen die Lauten von ihrem Preise wieder. Ihr „kleinvelroter, rosenvarber munt“, ihr „guot gebaerde und guetlich muot“, ihr lachellicher guoz, ihr weißer Leib werden in nie rastender Begeisterung besungen — das höchste Lob und gewissermaßen der Refrain einer solchen Minnehyäne bestand in den Worten:

* Im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts spielten die „Ritter“ in der Gefolgschaft der Fürsten, Grafen und eblen Herren bereits eine bedeutende Rolle. Ritter aber hieß zu jener Zeit ein jeder Freigeborene, der aus eigenen Mitteln zu Pferde Kriegsdienste leistete konnte oder aber von einem Herrn ein Lehngut erhalten hatte, das ihm diesen Luxus gestattete; dazu traten dann noch die Dienstmänner und Ministerialen der hohen Herren, welche in deren Umgebung die vielfachen Aemter wie Kämmerer, Truchsez, Marschall bekleideten, wie sie eben die an höfischem Ceremoniell sich erfreuende Zeit geschossen hatte. Kein Wunder, daß die Anzahl dieser Ritter bald eine außerordentlich große wurde, um so mehr, als ihre Söhne durch ihre Geburt die Vorrechte des Standes für sich in Anspruch zu nehmen wußten, ohne die früher daran geknüpften Bedingungen zu erfüllen. Bereits im vierzehnten Jahrhundert machen daher die Ritter einen Theil des Adels aus, dem sie ursprünglich durchaus nicht angehörten. Ihre Vermischung mit den ebel geborenen Familien des Landes ging dann schnellen Lauf.

* Herr Wolter v. Gots und der Demvogt zu Regensburg, Herr v. Lengensbad.

sie ist ein wplich wip. In dem echt Weiblichen mag denn auch die geheimnißvolle Herrschaft der Frauen über die wilden und trohigen Gemüther der damaligen Männerwelt zum guten Theil beruht haben. Das Beredelnde, Feine der damaligen Frauenwelt geht am besten aus dem Charakter der Lieder hervor, die man ihr darzubringen wagte. Bei keinem einzigen findet man eine frivole Anspielung oder beleidigende Derbheit.*

Das Traumhafte, schwärmerisch Tiefe, sittlich Reine der guten Zeiten der Minnepoesie theilt sich in ganz überraschender Weise dem weitaus überwiegenden Theil

spätere Mittelalter so reich war. Abgesehen davon, ob diese düstere Vorstellung nicht selbst dem Raubritterthum ein wenig Unrecht thut, dürfen wir sie keinesfalls auf die sonnigen Jahrhunderte übertragen, denen die Kaiser aus dem Sachsen- und Hohenstaufengeschlecht ihr edles Gepräge aufdrückten. Diese köstliche Jugendzeit unseres Volkes hatte der Ideale eher zu viele als zu wenig, so daß sie dem banaufrischen Zeitalter, das ihr folgte, ganz unverständlich wurde, unserer realen Richtung aber an krankhafter Sentimentalität zu leiden scheint. Dieser Vorwurf trifft aber nur die Ausgeburten



Der reizige Zug zum Turnier.

der deutschen Ritterwelt mit. Wir sind gewohnt, aus den wüsten Tagen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts uns die Inassen der Burgen, die damals die Berghäupter Deutschlands krönten, als grausame Wegelagerer vorzustellen, ohne jede Spur gewinnender Herzens Eigenschaften und geistiger Feinheit — wir glauben in ihnen die Laster und Verbrechen vereinigt, an denen das

der den Frauen dienenden Ritterwelt, wie den schon genannten Liechtenstein, der das Baschwasser der Geliebten austrinkt und sich ihr zu Ehren gar einen Finger abschlägt. Gerade dieser absonderliche Geselle meinte es aber mit der Minne nicht rein. In seiner Selbstbiographie ist der Niedergang sowohl des Minneliedes als des makellosen Ritterthums in seinen Anfängen bereits bemerkbar. Mag sein, daß Gottfried's von Straßburg „Tristan und Tjoft“ mit der hinreißenden Leidenschaft, schwärmerischen Innigkeit und tief ausgesprochenen Verachtung jedes moralischen Hindernisses die Köpfe unserer guten deutschen Ritter so sehr verrückt hat wie etwa Goethe's „Werther“ die unserer Großväter — jedenfalls ist es zu beklagen, daß das klare und frische Bild des ritterlichen

* Ganz im Gegensatz zu den französischen troubadours, in deren Liedern Leichtsin, Eifersucht, Schmollen, Rache, Trennung, Verhöhnung, kurz die launische, fast krankhaft zu nennende Leidenschaft sich widerspiegelt. Dieses romanische Liebesleben hat mit unserer deutschen „Minne“ so wenig gemein wie die unistate „wabernde“ Liebe mit dem Rebelganz des Romdes. Am allerwenigsten aber ist die Behauptung gerechtfertigt, wir Deutschen hätten unser Minnelied von den Romanen entlehnt.

Minne dienstes schon gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts sich bedenklich trübt, daß im vierzehnten „Minne“ vorzugsweise ein nichts weniger als schwärmerisches Verhältniß bedeutet und im fünfzehnten gar nur im allerübelsten Sinne verstanden wurde. Erst die neue Zeit hat dem holden Wort „Minne“, das in keiner Sprache eine Uebersetzung finden kann, wieder zu seinem wohlverdienten Recht verholfen. Nach dieser Abschweifung, die zum Verständniß unserer Ritterwelt unerlässlich erschien, wollen wir eine Tjostfahrt in ihrem gewöhnlichen Verlauf begleiten.

In hehaglicher Mäße reitet der reißige Zug durch den Naimorgen — voran auf der Landstraße zwei redendmüde Knappen, in höfischer Sitte erfahren. Ihnen folgen die Trompeter (busunaer — Posanner), diesen der tjosirende Herr selbst mit seinen vertrauten Dienstmännern im leichtesten Reiterkleid, hinter ihnen die Waffen- und Schildträger — die begleitenden Ritter und Knappen machen den Beschluß — Handpferde und Gepäc ziehen hinterher in angemessener Entfernung. Da erklingt der langgezogene Ton eines Horns — er übt auf den Zug etwa dieselbe Wirkung wie noch heute in den stillen Thälern der bayerischen Alpen der trohige, gelbe Fodelruf eines rauschlustigen Burtschen auf seine Nebenbuhler. Sogleich antworten denn auch die busunaer mit einer freudigen Fanfare — artig wird ein angaloppirender Herold begrüßt, der mit höfischem Gruß die Frage stellt, ob sein Herr Ritterchaft begehren dürfe. Ihm wird der Bescheid, daß er sie haben solle, wie er nur immer es wünsche. Damit sprengt der Bote von dannen zu seinen im Waldesgrün versteckten Gefährten, die sich nun zu wappnen beginnen. Das Gleiche thut auch eiligst unser Zug. Helm, Halsberg und Schild werden sorgsam festgebunden, Zäumung und Sattelung wohl geprüft — wenn Alles in Ordnung gefunden, ergreift der Führer den Speer, die Spitze noch nach oben zeigend; dann rauscht der blitzende Haufe aus dem schützenden Dickicht dem Gegener entgegen, der sich bisher auch versteckt gehalten. Auf kurze Entfernung von einander halten die Herren — wie bei den homerischen Helden geht ein kurzes Zwiegespräch dem Kampfe vorher, nur werden

die Prahlereien sowie die Fragen nach Name und Herkunft vermieden, denn die Furcht, mit einem nicht Ebenbürtigen zu fechten, kommt bei der Tjostfahrt nicht zum Ausdruck. So neigen sich denn die Lanzen zum Gruß — mit niedergelassenem Bistir und eingelegtem Speer, dessen Spitze dicht am rechten* Pferdeohr vorbeigeht, den Leib fest in den hauchigen Schild hineingedrückt, die Zügel um die den Schild haltende linke Faust gefühlungen, nehmen die beiden Herren als Vorkämpfer den punzei — den Anlauf — je länger er ist, desto ehrenvoller, denn desto gewaltiger ist der Anprall. In gerader Linie sanzen die Kämpfer auf einander los mit dem lauten Ruf heräher, dem uralten Kampfesgeschrei der Germanen.** Da krachen denn die Speere auf den Schilden und Lanzen, daß die Funken stieben und die Splitter weit umherfliegen:

die schilde von der tjost sich kluben
die spritzel von den schekten stuben
daz sur da uz den helmen spranc.

Unmittelbar nach dem Zusammentreffen reiten beide Gegner eine Volte und stellen sich von Neuem gegenüber, die Knappen reichen andere Speere und das Spiel wird nach Gefallen fortgesetzt. Nicht immer ging die Tjost ohne kleinen Unfall ab, oft wurde der Helm abgestoßen, Arm oder Kinn arg getroffen:

er stach mir mit der tjoste sin
den helm dā an daz kinne min
daz mir daz kinn wart blautes naz
ez wart nie tjost geriten baz (besjet).

Oft auch ward der Schild durchrannt oder die Bänder barsten von dem Anprall:

er stach mir abe dem arme min
den schilt, daz al di riemen sin
brāsten. als ein donnerslac
diu tjost erhal (hastte), der schilt gelac (lag
am Boden).

* Wenn einige Culturhistoriker wie Najer, Löffow u. A. annehmen, man habe beim Stechen den Gegener links gelassen und daher nach links gestoßen, so ist das wohl irrthümlich. Die linke Seite ist cavalleristisch stets die schwächere, man wird sie sich zum Kampf nicht besonders ausüben. Ueberdem ist der Stich nach links bei Weitem unsicherer, da der nicht genügend festgestemmte Lanzenstiel die Spitze hätte vibriren lassen. Der Stich selbst hätte dem Arm auch jedesmal eine schmerzhaftige Zerrung veranlaßt.

** Die Russen haben das Hurrah daraus gemacht, was wir von ihnen wieder überkommen haben.

Das oft erwähnte Hasten der Speere in den Schilden macht es zur Gewißheit, daß die Spitzen vorn scharf waren, in dessen hinderte eine Querstange das tiefe Eindringen; später wurden die Spitzen auch durch ausgezogene Krönlein ungefährlich gemacht. Als Courtoisie galt es bei der Tjost, den Speer aus dem Lager zu nehmen und nur mit dem Arme festzuklemmen; die Artigkeit hieß dann den Gegner das Gleiche thun. Als besonders

selten. Auf seiner Venusfahrt versticht Liechtenstein gegen vierhundert Speere und nur vier seiner Begner räumen den Sattel. Noch vereinzelter sind ernstere Unglücksfälle — treten sie jedoch ein, so ist das Bedauern nicht übermäßig groß. In athemloser Spannung sahen die Gefolgshaften dem Vorkampf ihrer Führer zu — mit lautem Zuruf wurde das Krachen und Bersten der Speere begrüßt, tiefes Schweigen bei verfehltem



Anlauf der Kämpfer beim Turnier.

feine höfische Sitte galt es, die Speerspitze ganz zu heben und den feindlichen Schaft ohne Gegenstoß auf der Brust zerschellen zu lassen. Das dreizehnte Jahrhundert gelangte aber nicht zu der Servilität späterer Zeiten, in denen der geringere Kämpfer, wenn er den vornehmen in den Sand gestochen hatte, sich selbst vom Pferde warf, um mit diesem wenigstens die Niederlage zu theilen. Der Fall in den Sand fand freilich herben Spott; mit ihm war aber nicht wie beim Turnier Verlust des Pferdes verbunden, auch war er im Allgemeinen sehr

Stoß übte mitleidslose Kritik. Weniger höflich noch war das rasch zusammenströmende Volk, das mit leidenschaftlicher Theilnahme die Kämpfer oft so zahlreich umdrängte, daß kaum der Raum zum Anlauf zu gewinnen war.

In schneller Folge verstacken die Edlen ihre Speere, oft vierzig bis fünfzig hinter einander, und diese zähe Ausdauer und Körperkraft muß billig Erstaunen erregen. Denn wenn auch der leichte Ringpanzer, Schild und Helm den Körper deckten, so war doch der Stoß der Lanzen unter allen Umständen hart und schmerzhaft.

Am meisten litten Arme und Schädel — letztere müssen eine beneidenswerthe Härte befehlen haben. Am Abend, wenn der Kämpfer in sein Bad stieg, war ihm oft der Körper über und über wund, so daß der Schlaf seine Augen flog. Waren die Tjoste der Vorkämpfer beendet, so gerieten die Ritter an einander. Ein verworrener Massenkampf entspann sich, Staub wirbelte empor, leidenschaftliche Rufe erschollen — kaum fanden die Knapen Zeit, die verstockenen Speere durch neue zu ersetzen.

Stundenlang schauten die Führer diesem aufregenden Treiben mit innigstem Vergnügen zu, bis Roß und Reiter schäumend und kochend mit ihren Kräften zu Ende waren. Dann ordneten sich die Jüge in bntem Durcheinander von Freund und Feind, den Ernst des Kampfes mit vertraulichem Gruß und Wechselgespräch vertauschend — der gemeinschaftliche Weg führte zur nächsten Herberge. Welch Leben in den Flecken und Städtchen, wenn plötzlich das Stampfen von Hunderten von Pferdehufen die Ruhe der engen Straßen verscheuchte; Welch reiche prächtige Scenerie, besonders wenn vor dem Quartier der Vornehmten noch der buhurt* geritten wurde. Dieser sollte mehr die Gewandtheit im Reiten als in der Führung der Waffen an den Tag legen. Er läßt sich am besten mit einer fantasia der Araber oder Tscherkesen vergleichen. Die Reiter jagten regellos durch einander, wandten und tummelten in möglichst scharfen Wiegungen die Rosse, schlangen die Waffen oder verstachen scherzhaft leichte Stäbe; man suchte auch den behend ausweichenden Gegner von hinten mit dem Knie anzureiten und so seinen Sitz zu lockern. Zum Schutz der Kniee wurden deshalb zuweilen hörnerne hurt-enire angeknallt. Auch diesen tollen Reigen endet der langgehaltene Ton der Trompete, und die müden Rosse werden endlich in den Stall gezogen. Von Fackelglanz glühen dann die einsamen, schwünigen Straßen — die Ritter und Herren besuchen einander und erzählen bei Becherklang** ihre Abenteuer — der

Spielmann und das Minnel arfen nicht fehlen.

Die Tjostfahrten dauerten of hrene Wochen — jeder Tag brachte eben aufregenden, glänzenden Bilder, die noch mehr an glühender Farbe gewannen, wenn edle Frauen durch ihre Gegenwart Kampf und Fest verherrlichten. Bekleidung, Verschwiegenheit des Namens, stets herabgelassenes Bistir oder ähnliche Geheimnißkrämerei erhöhten noch den Reiz der friedlichen Kreuzfahrten. Alle aber geschehen sie zur Ehr minniglicher Frauen, und so hat denn ein Minnelied Recht, wenn es singt:

Ir sult höchgemuot sin und schilde
wol gezogen, küene, blide (bescheiden), milde
tuot ritterschaft mit sinnen
und sit vro
minnet hö
sö mügt ir lop gewinnen.

Es versteht sich wohl von selbst, daß es zum Tjostiren nicht immer einer förmlichen Fahrt bedurfte, wie wir sie eben geschildert. Wo zwei Reiter an einander trafen: auf der Landstraße, vor dem Wirthshaus, im Burghof wurden Speere gebrochen, wie eben die Gelegenheit es mit sich brachte, etwa wie eine wandernde Turnerschar unserer Tage ihren Drang nach Muskelthätigkeit an jedem wagredten Baumaß, an jedem sprunggerechten Graben austoben läßt.

Hoch über der Tjost stand aber auf der Stufenleiter ritterlicher Werthschätzung das Turnier.*

Die folgenden Zeiten haben aber das Veräünte reichlich nachgeholt.

* Das Wort mag vom französischen *tourner* herkommen, weil ganz besonders viele und schnelle Wendungen des Pferdes bei diesem Kampfspiel nöthig wurden. Der Name wurde erst im dreizehnten Jahrhundert in Deutschland gebräuchlich (*torneamenta*) — bis dahin hatte man das bessere deutsche Wort „Geſted“ und die lateinischen *armilustria*, *hastiludia* und dergl. gehabt. Wenn man nun auch die französische Bezeichnung annahm, so war doch keineswegs das Turnier eine gallische Erfindung. Wenn man dem Ritter v. Freulig dieselbe zuschreibt, so thut man das mit demselben Recht, als wenn man dem Aristoteles die Erfindung des Schauspiels anbidsten wollte, weil er darüber Regeln geschrieben hat. Freulig hat im ersten Jahrhundert bei in Frankreich übliche Ceremonien der Turniere beschrieben und als Regel festgesetzt. Jedenfalls sind unsere Turniere durchaus deutschen Ursprungs und von den Franzosen so wenig entlehnt wie die Kunst des Rinnegefangs.

* Wörtlich übersezt „Bauernrennen“.

** Am zwölften und dreizehnten Jahrhundert war das Koster der Trunkheit bei der deutschen Ritterschaft nicht gemein. Die Rinne veredelte auch da.

W. rstand darunter die gemein-
schaft großartig angelegte Waffeu-
übun er Landschaft, ja des ganzen
deut n Reiches. Der Chronist Nithar-
dus* erzählt von dem ersten bekannt ge-
wordenen Turnier in deutschen Landen.
Als nach der Schlacht von Fontenay
Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle
bei Straßburg (842) zusammen kamen,
um gegen ihren Bruder Lothar ein Heer
zu sammeln, wurde eine fingirte Reiter-

einstimmung Heinrich dem Finkler zu,
daß es immerhin werth ist, den etwas
sagenhaften Erzählungen zu folgen.*
Als der große Sachseukaiser durch das
Reitervolk der Ungarn in schwere Be-
drängniß gerathen war, sann er bekannt-
lich darauf, seine ungesügten Degen im
hurtigen Reiterkampf zu üben, und soll zu
diesem Zweck, wenn wir den Annalen
Liutprand's und Willehalm's trauen dür-
fen, die Turniere mit ihrem geschlossenen



Ritterstraße beim Turnier.

schlacht mit Angriff, Flucht, Verfolgung,
Gegenstoß in Scene gesetzt. Auch die
Könige ritten lansenschwingend mit großem
Geschrei gegen einander; nach Nithard's
Angabe sah man aber keinen bösgemeinten
Stoß, hörte kein zorniges Wort. Keh-
licher Brauch mag seit den ältesten Zeiten
bei allen kriegerischen Völkern geherrscht
haben.

Die weitere Entwicklung der Tur-
niere in Deutschland schreiben die mittel-
alterlichen Chronisten mit solcher Ueber-

Angriff, schnellen Schwentungen, Flucht
und Verfolgung als Mittel benutzt haben.
Bei seinem ersten großen Turnier (Magde-
burg 906) sollen 4000, nach Anderen
6000 Kämpfer in die Schranken geritten
sein. Dieselben waren monatelang vorher
in weite Cantonirungen verlegt und
übten sich zunächst in kleinen Abtheilungen
gegen einander; sie wurden dann nach
und nach ganz analog unserem jetzigen
cavalleristischen Ausbildungsmodus in
immer größere Verbände zusammenge-

* De dissentionibus florum Ludovici Pil
lib. III, pag. 27.

* Vergl. auch Kürner's sehr selten gewor-
denes Turnierbuch.

zogen, bis die Darstellung einer großen Reiterjagd möglich wurde.* Charakteristisch für die glaubensinnige Zeit war die Bestimmung, daß jeder Streiter vor dem Spiel die Weichte ablegen sollte — das spätere Mittelalter respectirte sie nur in einzelnen Fällen. — Um die erlangte Waffentüchtigkeit seines Adels nicht wieder untergehen zu lassen, soll dann der Kaiser den Besuch der Turniere zu einer fortdauernden Verpflichtung gemacht haben. Weil dem Kaiser aber auf seinen Kriegszügen die Herzöge von Bayern, Schwaben, Franken und bei Rhein die getreueste Heeresfolge geleistet hatten, so verlieh er ihnen, als den Herren der „vier Lande“, besondere Prerogative bei den Turnieren, die sie und ihre Nachkommen das ganze Mittelalter hindurch zähe festgehalten haben. Daß die Sachsen, der streitlustigste Stamm der Deutschen, in diese Gemeinschaft nicht aufgenommen wurden und auch stets ausgeschlossen blieben, erscheint als ein Beweis der Einsetzung der Turniere seitens eines Sachsenkaisers, der es eben an sich nahm, seine eigene Ritterschaft selbständig auszubilden.** Mag nun der Stifter gewesen sein, wer er wolle, so hatte er jedenfalls die Absicht, neben der Uebung in den Waffen eine heilsame moralische Gerichtsbarkeit einzuführen.

Die zwölf ältesten Turnierartikel, welche mit der unständlichen Breite verfaßt sind, die das Mittelalter bei der Festsetzung löblichen Brauches zu entwickeln liebte, bildeten in jenen gesetzlosen Zeiten ein heilsames Abschreckungsmittel. Unser Allerselbstdichter Hans Sachs hat es verstanden, sie in kurze Verse zu zwingen. Es wurden mit der Turnierstrafe belegt:

Wer keckerischen Glauben hat
 Wer veracht Kayertlich Mauthat
 Wer Frauen ehend, schwecht reine maid
 Wer Siegel selicht und schwört mainaid
 Wer Geld fleucht, läßt sein Herrn in nöth
 Wer seinen Pettigenossen ertödt

* In armis assidui varia pugnarum genera a minori ad majus exercebant, ut ad diem ludorum paratiores invenirentur.

** So wissen auch Wendken (Historia rer. Germ. II, 194) und andere Chronisten viel von specifisch sächsischen Turnieren zu erzählen. Die Leidenschaft zu diesen Spielen war nach ihnen bei den Sachsen besonders groß: Pestifer idem ludus ita inoleverat, ut infra unum annum XVI milites in eo referantur periisse.

Wer beraubt Kirchen, widmen, waiien
 Wer unabglatz thut kriegen und raiien,
 Wer new zol, maat und beschwert auitricht
 Wer nicht in Eh (d. h. unehelich geboren) oder die
 Eh bricht
 Wer fürtauf, Wucher, Wechsel treibt
 Wer nicht in edlem Stamme bleibt.

Wer sich eines der genannten Vergehen hatte zu Schulden kommen lassen, wurde von dem Turnier ausgeschlossen; wer trotzdem es wagte, in die Schranken einzureiten — und deren waren nicht Wenige, denn der Ausschluß vom Turnier bedeutete die denkbar herbste moralische Verdammung —, versiel der Turnierstrafe. Dieselbe war überaus hart, hat aber für unsere Anschauung etwas Komisches. Der Eindringling wurde nämlich mit den hölzernen Kolben so lange zerbläut, bis er um Gnade bat — er ging dann seines Pferdes verlustig und wurde zum Hohn sammt seinem Sattel auf die Schranken gesetzt, wo er, allen Augen sichtbar, bis zum Ende des Turniers sitzen bleiben mußte, wenn nicht etwa den Damen das Mitleid ankam, ihn zu begnadigen. Bis zum Beginn des dreizehnten Jahrhunderts hatte jeder Freigeborne das Recht, am Turnier Theil zu nehmen. Von edlem Stamme nannte man auch den, der nachweisen konnte, daß seine Familie bis in die dritte Generation nicht hörig gewesen sei. Deshalb waren auch die jungen Bürgersöhne der Städte gleich eifrige Lanzenbrecher wie die Herren vom Lande. Im dreizehnten Jahrhundert schieden sich aber die Stände schärfer von einander. Der Adel und das neben ihm entstandene Ritterthum begannen auf Bürger und Bauer stolz herabzusehen und sie aus den Turnieren zu verdrängen. Es wurde zu diesem Zweck die Bedingung an die Zulassung zu den Kampfspielen geknüpft, daß jeder Einreitende vier edle oder ritterbürtige Ahnen nachweisen müsse; die Prüfung der Genealogie hieß die Adelsprobe und ward einem besonders gewählten Turniergericht übertragen. Daselbe bestand zunächst aus den Turniervögten, das heißt aus einigen besonders geachteten Mitgliedern der Ritterschaft — ihnen lag die eigentliche Leitung des ganzen Turnieres ob. Bei der Genossenschaft der vier Lande wurden sie am Schluß jedes Turniers für das nächstfolgende gewählt. Man nannte diese Wahl „zu Blatt tra-

gen“, weil Name und Wappen der Erwählten auf eine besondere Ehrentafel gezeichnet wurden. Dazu traten als Unterstützung einige erfahrene Herolde* und drei Damen (bei den vier Landen aus jeder Landschaft je drei): eine Ehefrau, eine Wittib und eine Jungfrau. Für diese war die Wahl eine absonderliche und neidenswerthe Ehre. Dieses wunderbarlich zusammengesetzte Gericht entschied über die Turnierfähigkeit der Familien durch die Wappenschau. In einem weiten geräumigen Saal wurden die Wappen und Waffen der Turnierenden aufgestellt —

legenheit — der Entscheid wurde nach kurzer Berathung gegeben, selten auf den kommenden Tag verspart. Falsche Angaben, das Führen nicht rechtmäßiger Wappen wurde auf das strengste geahndet. Mit der Zeit wurden die Anschauungen über unversälfchten Adel immer strenger und absonderlicher — charakteristisch ist ihnen aber, daß, je mehr sie die freie und ungezwungene Beurtheilung der ersten Zeiten verlieren, desto mehr der Geldbesitz ihnen ein Schnippchen schlägt. So finden wir in der Heilbronner Turnierordnung die Bestimmung, daß der, wel-



Turniergericht.

das Gericht durchschritt die glänzenden Reihen und bezeichnete diejenigen Inhaber, die aus irgendwelchem Grund zurückzuweisen seien. Wer Jemand anzuklagen hatte, der that es bei dieser Ge-

her ein bürgerliches Mädchen geheirathet habe, das ihm mindestens viertausend Gulden zugebracht, nur eine Weile zur Buße in der Ede stehen, dann aber zum Turnier zugelassen werden solle — beim Einreiten hatte er freilich einige leichte Kolbenschläge zu gewärtigen. Zur Erleichterung der Adelsprobe dienten die Turnierbücher, das heißt Listen derjenigen, die bereits bei einem anderen Turnier mit Ehren eingeritten waren — ihr Zeugniß machte jede weitere Untersuchung überflüssig, ebenso die Betheuerung von vier unbescholtenen Herren, daß sie den oder jenen ungeschlagen hätten in die Schranken einreiten sehen. Nur der Kaiser konnte einen Ritter von zweifelhaftem Adel durch

* Die Herolde oder Ehrenholde waren nicht die glatten knobenhaften Erscheinungen, die mit wirbeltem Haar und zielichen Schritten auf unseren Bühnen erscheinen, vielmehr ehrwürdige bärtige Herren von großer Gelehrsamkeit und Autorität. Sie begannen ihren Beruf als Lehrlinge und hielten fünf Jahre lang Heraldik, Genealogie, Geographie und Heroldrecht zu studiren, ehe sie Gezellen oder Perleuanten wurden. Nach weiterer siebenjähriger Dienstzeit und abgelegter Prüfung wurde ihnen das Meisterrecht und die Insignienwappen und Etab verliehen. Ihre Dienste wurden nach zunftmäßigen Sätzen bezahlt.

eine Verührung mit Schwert oder Kolben für immer turnierfähig machen.

Ein origineller Brauch ließ bei der Wappenschau mit unter. Hatte ein Ritter von den Damen übel gesprochen, so berührten diese seinen Helm; man nannte das die „Empfehlung“ (bei den Franzosen *recommande pour le lendemain*). Dies bedeutete aber nichts Anderes, als daß der Betreffende beim Einreiten von seinen Kampfgenossen so lange mit Kolben geschlagen wurde, bis er demüthig versprach, nie wieder eine Dame zu beleidigen. Wunderlich bleibt, daß die stolze, so leicht in ihrer Ehre gekränkte Männerwelt in diesem Prügeln gar nichts Ehrenrühriges erblickte, den Schlag überhaupt nicht als arge Beleidigung auffaßte — sonst würde sie auch wohl schwerlich die Ausnahme in den Ritterstand durch einen solchen symbolisirt haben.* Geschlagen wurde denn auch jeder Ritter, dessen Geschlecht während fünfzig Jahren bei keinem Turnier vertreten gewesen. Andererseits hatte das Gericht dafür zu sorgen, daß nicht zu Viele aus einer Sippe den Raum beschränkten. Im Allgemeinen wurde die Ehre nur einem einzigen Repräsentanten jeder Familie zuerkannt.

Sinnverwirrend in ihren Ergänzungen und Beschränkungen, ihrem Drohen und Verheißern sind die unzähligen Vorschriften und Befehle, die die Turnierordnungen nach und nach zu Tage förderten; bezeichnend aber auch, daß, so klar und verständlich die ersten Turnierartikel gewesen, so schnörkelhaft und verschwommen ihre Nachfolger sich gestalteten. Ihr krauses Wirrsal rannt sich indeß in der Hauptsache doch nur um die ursprünglichen einfachen Satzungen.

Nach der Wappenschau traf das Turniergericht die Helmscheidung, d. h. bestimmte und theilte die Parteien. Da bei den großen Turnieren oft mehrere tausend Helme zugegen waren, so wurde der Kampf auf mehrere Tage vertheilt — eine größere Anzahl als fünfhundert bis sechshundert Kämpfer ließ man ungern auf einmal in die Schranken reiten. Die Einquartierung und Erhaltung eines so großen Schwarms machte es nothwendig, die

Turniere nur in den großen Städten abzuhalten — auch aus dem ferneren Grunde, um noch rechtzeitig Kleider, Waffen, Federn, Schmuck, Kleinodien beschaffen zu können. Besonders verordnete „Gesellschaftsvögte“ leiteten die Unterbringung der Turniergäste. In den engen ungepflasterten Straßen begann dann ein buntes, vielgestaltiges Treiben. Herein wogten zu den Thoren die phantastisch geschmückten ritterlichen Gefolgsschaften — die Pöngste wieherten und schnaubten in der fremden Umgebung und gewannen mühsam Platz im engen Stalle — froh war der Junker vom Lande, wenn er ein „gefondert Gemach“ fand — grob war die Bescheidenheit seiner Ansprüche im Vergleich zur Zeitzeit. Gesinde und Knappen fanden gemeinsame Lagerstätten. In allen Schmieden und Handwerkstätten war aber reges fröhliches Leben. Glücklich der Meister, der den längst erwarteten, hochbepackten Wagen mit Waarenballen vor seiner Thür sah — er war sicher, seinen Werth zu verdoppeln; denn prächtig und stattlich wollte ein Jeder zum Turnier einziehen — reicher vielleicht, als die Einkünfte des heimatlichen Grund und Bodens es gestatten wollten. In besonders strahlendem Glanz erschienen aber die vornehmen und reich angelegenen Familien. Ihre Ritter und Wämterialen trugen die gleiche Farbe an Schild, Speer, Waffenrock und Schabrade — in der phantastischen Biellsöfigkeit des Mittelalters das erste schüchterne Auftreten der Uniform. Von einem Hofe der edlen Geschlechter zum anderen zog auch der rechnende Jude, schon damals im Besitz des baren Geldes, verspottet, geschmeidig, lästern und seinen Vortheil wohl erspähend. Auf den Straßen und Plätzen hielten aber die hochaufgehürnten Wagen mit Getreide und Futter, blökten die stadtwärts getriebenen Heerden. Dazwischen trieb sich fahrendes Volk herum: Quacksalber, Spielleute, das rechtslose unstäte Volk der Zigeuner, Zanberkünstler, Gaukler, Thierbändiger. Aus den Fenstern hingen die Banner der edlen Geschlechter, an den Thürpfosten prangten die Wappen der Lehensträger; nur wer deren mindestens vier zur Schau stellen konnte, durfte sie zeigen. Den Tag des Einzugs schloß ein glänzendes Tanzfest. Hier war nun den

* „Nach diesem keinen mehr!“ hieß es bei der Ceremonie.

Huldigungen der verzückten Männerwelt und der bewußten oder unbewußten Kletterie der Frauen freier Spielraum gelassen. Selten hatte in jenen Zeiten der Ritter Gelegenheit, den Gegenstand seiner Verehrung von Angesicht zu Angesicht zu schauen — die fargen Augenblide wurden zu Marktsteinen seines Lebens. Ein Tanzabend auf einem Turnier wollte ganz etwas Anderes bedeuten wie ein modernes Ballfest. Hier reichten die

Die Pfänder der Gunst band der Bevorzugte an den Kampfestagen an seinen Helm, wohl nicht allein, um frohen Muthes darzulegen, daß er eine „Frowe“, d. i. „Herrin“, seines Herzens gewonnen, sondern um dieser auch im Getümmel, wenn die Ritter die Visire geschlossen hatten und im wilden Durcheinander sonst unkenntlich waren, die Möglichkeit zu geben, ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Wem dies nicht genug schien, der verab-



Das Einreiten in den Turnierplatz.

Schönen ihren Verehrern oft ein kleines Nichts ihrer Toilette — einen Handschuh, Schleier (ris), Ring (vingerlin), Spange (hestolia), das diese an den folgenden Tagen des Kampfes stets bei sich tragen sollten, um durch diesen Talisman der Liebe Heldenkraft und Ausdauer zu gewinnen. Welch ein Reichthum höfischen Wises mag bei Uebergabe und Empfang dieser Kleinodien verschwendet worden, wie manchem Junker aber auch dabei ergangen sein wie dem Vichtensteiner, der kein Wort hervorbrammeln konnte und wehmüthig seine Schüchternheit eingesteh.

redete noch besondere Zeichen — besondere Farbenzusammenstellung von Waffenrock, Helmdecke u. dergl. Zugleich mußten nach dem Brauch der Zeit, die Allem und Jedem eine sinnige Bedeutung unterzulegen wußte, die Farben die Gemüthsstimmung des Trägers verdolmetschen. Unzählig sind die feinen Rüancirungen auf der langen Stufenleiter der Gefühle — begnügen wir uns, die Extreme zu nennen. Braun und schwarz, vereint getragen, bedeuteten schmerzliche Resignation ohne jeden Hoffnungsschimmer, hellblau und rosa dagegen die frohe, selige Sicher-

heit des Besitzes. — So brach denn endlich der Morgen des Turniers an. Was in der Stadt nicht durchaus bleiben mußte, war in den frühesten Stunden schon auf den Ager geströmt, wo die Schranken abgesteckt worden waren. Diese selbst bestanden aus weiter nichts als schmucklosen aber festen Holzbarrieren — an drei Seiten des geschlossenen Biereds waren Thore zum Einreiten ausgepart, auf der vierten war eine Art bedeckter* Tribüne errichtet, reich mit Teppichen und Bannern geschmückt. Hier saßen die vornehmen Zuschauer** und der Damenflor, den man „reich“ auch der Pracht nach nennen mußte, die er entwickelte. Die male-ri sche, herrliche Tracht des Minnezeit- alters, die geschmackvolle Zusammenstellung leuchtender Farben, die überaus kostbaren Stoffe und Kleinodien mögen einen beraus- chenden Gesamteindruck gemacht haben. Schon damals aber versuchten die Schönen sich einander den Rang abzulaufen:

si kleideten sich en widerstrit (um die Bette)
ir leslehu het des nit (Reib)
ob sich diu ander kleidet baz (besser)
der truoc si sâ darumb haz (Haß).

Die Befehle, welche den Lurus einschränken sollten, blieben gänzlich ohne Wirkung. — Einen besonderen Ehrenplatz auf der Tri- büne hatten diejenigen Damen, welche die Preise oder, wie man sagte, „die Dänke“ austheilen sollten. Diese Ehre schloß zugleich die willige Anerkennung der Schön- heit in sich. Um die Schranken stutete das schaulustige Volk zu Tausenden, so ungestüm oft dagegen drängend, daß die Kolbenknechte Mühe hatten, es mit derben Schlägen abzuhalten. Hier blühte auch der Mutterwitz unseres Volkes — er war damals neidlos und heiter. In den Stra- ßen der Stadt wurde nun Waffengeklirr und Hufgestampf hörbar. Die „Groier“ (Schreier) liefen umher und riefen:

wâ nu wâ nu wâ (wo immer)
ein ritter der tjosirens ger (begehrt)
der sol komen herâ her!

Darauf öffneten sich die Thore, die Ritter sammelten sich um ihre Bannerherren.* In geschlossenen Zügen, die busunaer (Bosauener) voran, ging es zum Turnier- platz. Vor dem Einreiten verlasen die Herolde die Turnierbestimmungen und die Namen derer, die ausgeschlossen sein sol- len. Die beiden verschiedenen Parteien ritten dann zu den gegenüberliegenden Thoren ein und formirten sich zu fester Gliederung. Vor einer jeden war ein starkes Tau gespannt. Zwischen den Sei- len hielten die Turniervögte und eine An- zahl sogenannter Grieswartel (Gries — der Sand), mit langen Stäben bewaffnet. Sie hatten die Verpflichtung, schwer Ge- stürzten beizuhelfen und allzu heftig auf einander Eindringende zu trennen. Ein lauger Trompetenstoß gebot Stille. Die Führer gaben noch eine kurze Ermah- nung wie

nu drucket juch zesammen gar
(haltet euch geschlossen)

seht daz wir si vaot an komen

(in vollem Lauf müssen wir an sie kommen).

Der Augenblick äußerster Spannung war gekommen. Dann ließen die Turniervögte die trennende Seile abhauen** und mit lautem Geschrei: wicha wich, hurtâ hurt, jarâ, herâ her trafen die gepanzerten Geschwader donnernd auf einander.

Um die Scenen, welche nun folgten, sich annähernd klar machen zu können, muß man sich vergegenwärtigen, daß der Turnei das Bild einer Reiterschlacht mit all ihren Wechselfällen zur Darstellung bringen sollte. Deshalb stürzten nicht sämtliche Streiter von vornherein in das Handgemenge, sondern der jeweilige Parteiführer theilte sie in Treffen, die nach einander in das Gewühl geworfen wurden, je nachdem es sich um die Rei-

* Eine Thüringer Chronik schreibt vom Turnire zu Erfurt 1396: Der Rath ließ auch ein Haus bauen hart an den Planen, in welchem vier Böden überein- ander, nicht eben breit, doch zwölf Klafter lang. Auf dem ersten sollten stehen die ältesten vom Rath, auf dem mittleren etliche vom Adel, das Frauenzimmer ic.

** Könige und hohe Fürsten kämpften selten mit der Masse. Eine Ausnahme machte Kaiser Mari- milian, der mit jedem bergelaufenen Ritter Speere verlor. Einmal turnierte er mit einem Franzosen um neun Tage ritterlich Gefängniß; zum Glück blieb er Sieger.

* An Knappen durfte ein Fürst vier, Graf drei, Edler Herr zwei, Ritter einen mit sich nehmen. Diese begleiteten ihre Herren in den Kampf, rich- ten ihnen neue Speere, suchten sie wieder in den Sattel zu bringen, wenn sie gestürzt waren, u. dergl. Keiner aber durfte sich erdreisten, die Gegner seines Herrn auch nur zu berühren.

** In Frankreich lautete die Formel: copper- cordes et hartoz batailles quand vous voudrez. Vergl. Schritt des Königs Renato von Anjou — veröffentlicht 1806 von Creuser.

tung eines bedrängten eigenen Haufens oder um die Ausbeutung eines gelungenen Einbruchs oder endlich darum handelte, neu aufstretenden feindlichen Abtheilungen entgegenzugehen. Hält man diesen Gesichtspunkt fest, so werden die sonst verworrenen Berichte der Augenzeugen dem Princip nach klar, zugleich erhellt aber aus der Natur des Kampfspiels, daß es einen sehr ausgedehnten Raum beanspruchte. Der generelle Verlauf war un-

lag der Hauptfactor des Sieges. Wenn der Speer zerplittert und der vereinzelte Reiter in die Mitte seiner Gegner gerieth, so faßten ihn von allen Seiten kräftige Arme und suchten ihn vom Pferde zu ringen. Andere griffen ihn in den Zaum und zogen ihn aus dem Getümmel heraus, um ihn desto sicherer gefangen zu nehmen (man nannte das einen Ritter „zäumen“). Wenn Zügel und Waffen aus der Hand gewunden waren, der war gefangen, wenn



Der Schwertkampf.

etwa folgender. Mit eingelegten Speeren,* knie an Knie festgeschlossen, jagte die erste Abtheilung im vollsten Laufe in den Feind. Je schneidiger und geschlossener sie angriff, desto mehr Aussicht hatte sie, den Feind überzureiten und seine Reihen zu trennen. In der Trennung der feindlichen Glieder

nicht schleunigt ein neuer Anlauf der Seinigen ihn befreite. Die Gefangennahme aber war nicht allein an sich peinlich, sondern sie brachte auch den Verlust des Pferdes mit sich — in späteren Zeiten mußte sogar je nach dem Vermögen Lösegeld bezahlt werden.* Wer beim ersten Anlauf ungeritten oder aus dem Sattel gestochen war, war gleichfalls der Ge-

* Der Speertampf galt für vornehmer als der mit Schwert und Kolben. Bei Turnieren des höchsten Adels (z. B. bei dem von Friedrich Rothbart zu Mainz 1184 angestellten) wurde überhaupt nur mit Lanzen gefochten. Im vierzehnten Jahrhundert kam Schwert und Kolbe mehr zu Ehren; später blieb die Lanze nur bei der Tjost üblich.

* Es gab dabei auch Klopffechter, die nur des Gewinnes halber turnierten und es hauptsächlich auf die Reichen abgesehen hatten. Sie ähneln einem Theil unserer Sportskellen, welcher die Rennbahn als ritterliche Börse betrachtet.

fangenschaft verfallen, wenn es den begleitenden Knappen nicht gelang, ihn schnell wieder in den Sattel zu heben, ehe einer der Gegner Hand an sein Roß legte. Wie bei jedem ernsthaften Reitergefecht durchbrachen und durchritten sich oft die Reihen gegenseitig und lösten sich in einzelne Kampfgruppen auf — dann erhielt die Scene neuen Reiz, wenn eine intacte Abtheilung in sie einbrach. Man darf dabei die Kunst der Führung nicht zu sehr unterschätzen. Flinker Flankenangriffe (so trieviers), verstellte Flucht, das Einsetzen einer klüglich aufgesparten Reserve geben den Parteihäuptern Gelegenheit, ihr Talent zur Gefechtsführung im Kleinen zu zeigen, wie denn überhaupt nicht außer Acht gelassen werden darf, daß die Turniere zum ersten Gefecht des Mittelalters sich etwa verhalten wie unsere heutigen Manöver zur modernen Schlacht. Je mehr nun eine Partei durch Verwundete, Ueberrittene, Gefangene* an Streitern einbüßte, desto mehr gewann natürlich die gegnerische an Uebergewicht. Mühselig sammelten oft die Führer aus dem Gewimmel eine kleine Schar, ordneten sie in einem abgelegenen Winkel der Schranken und suchten dann durch erneuten geschlossenen Angriff das Schicksal des Tages zu ihren Gunsten zu wenden. Oft auch waren einzelne Kämpfer, durch die gewaltige Anstrengung erschöpft, gezwungen, abseits sich auszuruhen und neue Kräfte zu sammeln. Das Zeichen momentaner Neutralität war der abgenommene Helm — Niemand durfte wagen, einen sich verschaukelnden Helden anzugreifen. Viele Stunden dauerte der verworrene Reiterkampf bis zur völligen Auflösung beider Parteien. Die dabei entwickelte Kusbauer von Mann und Roß verdient rückhaltlose Bewunderung. Welche rasch sich folgende Reihe aufregender Scenen mag sich dabei vor den Augen der Zuschauer abgespielt haben. Das immer wilder werdende Geschrei, der Ruf nach Speeren und nach Hülfe in der wachsenden Bedrängniß, das Schnauben, Wiehern** und Stampfen der Hösse, das Gefrach der Lanzen auf Harnischen und Helmen, der brausende

Jubel der dichten Zuschauerreihen erregten einen betäubenden Lärm. In dem verschlungenen Durcheinander, in dem farbenreichen Knäuel von Roß und Mann, von Waffen, wehenden Helmbüscheln und Wappenbeden, in dem Staub und Dampf, der sich wolkenartig von den erhitzten Leibern der Kämpfenden erhob, war Freund von Feind kaum mehr zu unterscheiden. Stolzen Blickes, aber beklommenen Herzens verfolgten die Damen ihre Liebigen — sahen sie das an den Helm gebundene Kleinod verloren gehen, so sandten sie ihnen durch einen gewandten und verschwiegenen Edelknaben mitten in den Kampf hinein ein neues Zeichen ihrer Theilnahme. Einzelne Damen standen, wenn der Tag sich neigte, ihres halben Fußes ledig.

Ein Trompetensignal, vom obersten Turniervogt befohlen, machte dem Lanzen- oder Kolbenkampf ein Ende. Darauf zogen die Kämpfer ihre Schwerter und wieder begann das Durcheinander — es handelte sich dann darum, jedem Begegnenden die den Helm krönenden Wappenkleinodien abzuhaufen — die Knappen sammelten emsig für ihre Herren die fallenden Trophäen.

Auch diesen Schlußact endigte die Trompete — tiefe Stille folgte dem Toben. Ein Herold dankte den Ritters für die bewiesene Tapferkeit — die Schranken leerten sich allmählich, nach Ruhe sich sehnd zogen die meisten der Kämpfer nach ihrem „Gemach“. Aber nicht allen pflegte schon des Kampfes genug zu sein. Die Auserwählten begannen jetzt erst das Stechen „im hohen Zeug“. So nannte man eine Tzoft, bei der der Anlauf durch hohe Hürden begrenzt war — dieselben sollten das Anrennen mit den Knien vermeiden lassen und dem Lauf des Rosses die größtmögliche Stetigkeit geben. In Deutschland wurde dieses Gefecht im hohen Zeug vielfach zu dem leidigen Gebrauch scharfer Waffen benutzt — aus dem Spiel wurde dann blutiger Ernst. Erbitterte Gegner nahmen es auch wohl zur Wäste des Duells, um straflos den Feind niederstrecken zu können. Daher kam der Brauch auf, Niemand solle stechen, ohne den Eid

* Liechtenstein giebt an, daß in dem kleinen Turnier von Friefach 1224 anderthalbhundert Ritter gefangen genommen wurden.

** Wilibald v. Schauenburg erzählt von einem

Turnier zu Mainz, die Hösse hätten dabei vor Ufer wie die Schweine gegurt.

zu leisten, er sei nicht bellandi causa hergelommen.*

Berwundete kostete auch das gewöhnliche Turnier die Menge:

man pant den dort, man salbt den hie
dem dort die arm, dem hier diu knie
vor släfe (Rübigkeit) was da maneger töt.

Trauernd schlichen aber die zu den Juden, die ihre Pferde durch Gefangenschaft verloren. (Wenn Fürsten und reiche Herren Turniere veranstalteten, so lösten

nen Kränzen und dergl.* — sie wurden von den Damen, unter dem jogenannten „Gnadentuche“ verdeckt, in feierlichem Aufzuge dreimal um den Saal getragen. Turniervögte, Herolde gaben ihnen dabei unter Trompetenschall das Geleite. Vor den glücklichen Auserkorenen blieben die Damen stehen, neigten sich, zogen das Tuch von dem Preise und überreichten ihn dem freudig Erröthenden. Dieser hatte das Recht damit erworben, die Damen



Dank der Damen nach dem Turnier.

sie zuweisen mit eigenen Mitteln die Gefangenen aus. Diese Großmuth wurde hoch angerechnet und weidlich gepriesen.) Die Fröhlichen und Heilgeliebten zogen aber wiederum am Abend zu Tanze. In Saale wartete der Sieger der „Dank“ der Damen. Die Preise bestanden aus kostbaren Waffen, Helmen, Halsketten, golde-

auf den Mund zu küssen und mit einer derselben den nächsten Tanz zu eröffnen. Zu den Fenstern hinaus schrien aber die Herolde seinen Namen dem harrenden Volke zu, wo er hundertfältiges jubelndes

austheillen, daß die *πρωτη Αλευαννη* (pouese allemande) ein scherzhaftes Reckwort wurde.

* Unsere Vorfahren verlegneten eben nie den furor teutonius. Als Konrad III. 1146 nach dem heiligen Lande zog, veranstaltete die griechische Kaiserin Anna Komnena ein Turnier zwischen französischen und deutschen Rittersn, bei welchem die letzteren mit so bärenhafter Kraft wuchtige Stöße

als der Markgraf von Meissen und Landgraf von Thüringen 1263 zu Nordhausen turnieren ließen, stellte der Turnierplatz einen Garten vor, in dessen Mitte ein Baum stand, der goldene und silberne Plätter trug. Wer in guter Ijost seine Lanze zerplittert, erhielt ein silbernes, wer aber seinen Gegner in den Sand gerannt hatte, ein goldenes Blatt. (Chronik von Petrus Lotichius.)

Echo sand. Als Preise zweiten Ranges galten der „Hierdank“, der dem am schönsten geschmückten, und der „Reisebant“, der dem von weitester Ferne zugereisten Ritter gespendet wurde. Ebenso erhielten die Turnierbögte und der Älteste der anwesenden Ritterschaft Ehrengeschenke. So viele Tage wurde nun turniert, bis alle Kämpfer ihre Kraft hatten erproben können. Den Schluß des ganzen Turniers machte wiederum ein Tanzfest, in denen die Damen ihren Verehrern, die keine Preise erhalten hatten, scherzhafte Nachahmungen derselben schenkten, die indeß wie Heiligthümer geehrt wurden. Dann wurden für das nächste Turnier die Bögte gewählt, die Turnierbriefe ausgestellt und aus einander zog der bunte glänzende Schwarm auf die einsamen Burgen, um dort eine Weile von der Erinnerung des eben Erlebten zu zehren.

* * *

Die Kirche war den Ritterspielen von jeher abhold. Schon die Synode von Rheims 1148 eiferte gegen den abscheulichen Mißbrauch, wobei Leib und Seele den Tod erlitten.* Die deutsche Geistlichkeit verfiel nach ihrer Angewohnheit, Alles am Ernstesten aufzufassen, den im Turnier Gefallenen sogar ein christliches Begräbniß. Als in Sachsen 1176 einmal sechzehn Ritter umkamen, ließ der Klerus als abschreckendes Beispiel die Leiche des Markgrafen Konrad von Meißn vier Wochen unbeerdigt stehen — es bedurfte einer Wallfahrt zum Papste, um ihr die Beisehung zu erwirken. Innocenz II. und Gregor VIII. bedrohten das Turnieren sogar mit dem Bannfluche, besonders seit der deutsche Adel die härtere Fahrt nach dem gelobten Lande über dem kurzweiligen Speerbrechen vergaß. Das Turnier lockte indeß stärker, als der Bann-

fluch schreckte; bezeichnend für römische Taktik ist es, daß sie zuletzt ganz die Augen dem als verbrecherisch gekennzeichneten Treiben gegenüber schloß. In im fünfzehnten Jahrhundert finden wir streitlustige Aebte, die die Brünne über den fetten Leib schnallen und auf den Klosterhöfen sich mit Tostiren unterhalten.

In dieser Zeit des allgemeinen Verfalls haben aber die Turniere so ziemlich Alles von ihrer naiven, ursprünglichen Lust, von der Würde ihres moralischen Gerichts, von dem Zauber ihres Wimmelns eingebüßt; Schlemmerei und Laster, tückischer Haberd, Gewinnsucht, beipiellose Verschwendung machen sich breit. Das Stechen mit der Lanze weicht mehr und mehr dem Dreschen mit dem plumpen Kolben. Nach den Schlachten von Sem-pach und Morgarten macht sich zeitweilig gar zu Fuß (Stechen über die Schranken); dazu treten turnerische Spiele wie Steinstoßen, Springen, Lanfen, der Kampf um hölzerne Festungen, Brücken. Eigenthümlich bleibt die Erscheinung, daß die Turniere desto zahlreicher werden, je mehr sie ihrem Ende sich nähern. Es ist, als wollte der mittelalterliche Geist mit aller Macht sich gegen die neue Zeit stemmen, die mit jeder bahnbrechenden Erfindung, mit jedem geistigen Erfolge eine Bresche reißt in das einst so feste Gefüge ritterlichen Wesens, ritterlicher Sonderstellung. Wie eine dahinstrebende Sprache zweifeln noch wunderbare Blüten in ihrer Literatur zeitigt (ich denke z. B. an die plötzlich hervorgetretene Dichterreife in unserer verschwindenden niederdeutschen Mundart), so zeigen die letzten Decennien vor der Reformation ein gewaltthames, fast krampfhaftes Festhalten an altbergebrachter ritterlicher Gewohnheit. Sagt man doch selbst den Juden in Mecklenburg nach, daß sie ein Turnier veranstaltet hätten, das ihnen freilich theuer zu stehen kam. Im eigentlichen Reiche aber wurde das Turnieren zuletzt zur Manie. Unzählige Turniergeellschaften bildeten sich, wie die vom Bracken, dem Hiel, dem Wolf, dem Fisch, dem Einhorn,

* Guilielmi Neubrigtensis historia: Detestabile nundina, unde mortes corporum et animarum saepius provenerunt. Eine lange Verlustliste giebt Vistorius: Historien des deutschen Reichs I, 123. Das Chronicon Belgicum erzählt gar, daß im Turnier von Neuß 1240 sechzig milites et armigeri ihr Leben eingebüßt und meistens vom Staube erstickt seien. Nach ihrem Tode habe man ein Heerhei von bösen Geistern gehört, welche dabei in Raben- und Geiergestalt erschienen und sich auf die Leichname gejeßt hätten.

* Beim Turnier von Darmstadt 1403 kühten Hesse und Franken ihren gegeneiligen Haß. Zwanzig Ritter blieben todt auf dem Plage. Kürner sagt: Männiglich war froh, der ohne Schaden heil zu Hause kam.

dem gekrönten Steinbock zc. Kaum ein der Heraldik bekanntes Wappenthier gab es, unter dessen Zeichen nicht eine Genossenschaft sich vereinigt hätte. Neben ihnen allen blieb bestehen die Gesellschaft der „vier Lande“. Ihr letztes großes Turnier (zu Worms 1487) strahlte noch einmal im vollen Glanze der alten Zeit.*

Nicht vergessen dürfen wir, daß die Umwälzungen in der Taktik auf dem Schlachtfelde mindestens in gleicher Weise das Ende der ritterlichen Kampfspiele herbeigeführt haben als die staatliche und sociale Entwicklung der Nation. Das Turnier sollte ja seinem innersten Wesen nach Vorbereitung zur Schlacht sein. Seitdem aber Schweizer, Diethmarschen und Hussiten mit ihren plumpen Waffen den Herrn zu Pferde trotz des geschicktesten Tjostes, des verwegentsten Puncizes hatten vernichten lernen, verloren die Turniere die Wurzel ihrer Berechtigung. Es kann füglich wohl die Behauptung gewagt werden, daß der Adel auf dem Turnierhof

durch seine eleganten Volten, sein immerhin wenig gefahrbringendes Lanzenplittern, sein schershaftes Hauen nach Helmschmud und bergendem Schild die erste Praxis für das Schlachtfeld verlor. Wo blieb in der Schlacht von Pavia 1525 die glänzende, übermüthige französische Ritterschaft mit ihren Bayard, Tremouille, la Palice, als der blasse Schlachtendecker Pescara ihr zweihundert elende Hafenschüßen in den Rücken warf!

Zumerhin hat das unrühmliche Verschwinden, das im Sand Verlaufen der ritterlichen Spiele einen Anflug jener Tragik, den das Verlöschen einer jeden glänzenden Erscheinung in der culturgeschichtlichen Entwicklung hervorruft. Wir können unseren Nürnberger Volksdichter begreifen, der noch 1541 singen konnte:

Gedacht mir, Gott geb thu und fried,
Im Römischen Reich einigteil,
Das widerumb auch mit der zeit
Durch Kaiserliche Majestat
Und Fürsten mit zeitigem Rath
Werd auffgerichtet der Tournier,
Das bei Fürsten und Adelzier
Frömbkeit und Tugend bliß und wachß
Das wünschet zu Nürnberg Hans Sachs.

* Kleinere Ritterspiele kamen noch im siebzehnten Jahrhundert vor. Montecuculi erstach auf einem solchen zu Modena 1629 seinen besten Freund.





Correspondenzen.

Skizzen aus St. Petersburg.

Wissen Sie, was eine Datsche ist? Schwerlich, wenn nicht etwa einmal zufällig zur Sommerzeit das Dampfrohr Sie nach „Piter“ — so nennt der Russe kurzweg, wenn er gemüthlich wird, seine europäische Hauptstadt mit dem unrußsichen Namen — entführt hat, und das geschieht seltener, als die Stadt es verdiente. Denn gerade zur Sommerzeit, vornehmlich Juni und Juli, zeigt die Residenz, daß sie neben dem Impofanten und Ueberraschenden, was sie im Winter bietet, auch reiche landschaftliche Schönheit zu entwickeln vermag; denn neben dem frischen Grün des Waldes, das hier nach langer Entbehrung doppelt das Auge sättigt, sind es die zahlreichen Fluß- und Meeresarme, die das landschaftliche Bild beleben, und zumal in den hellen Juninächten ist die Wirkung eine wahrhaft zauberhafte. Bekannt, die Sie etwa suchen möchten, würden Sie freilich nicht viel in der Stadt finden, denn sie sind alle ausgestogen; sie sind eben auf — der Datsche. Nun, Sie ahnen schon, daß dieser Collectivausdruck der Inbegriff aller sommerlichen Wünsche, zumal der St. Petersburgers Jugend, ist, zu welcher sich denn auch die Damenwelt, ich meine natürlich die gesamte, ohne Murren wird läßeln lassen. Es ist das „Beatus ille, qui procul negotiis“ ins Rußische übersezt; und ist die „Datsche“ auch keine Tiburtinische Villa, so ist sie doch ein lustiges Landhaus, welches Sonne und Wind, zuweilen auch dem Regen freiesten Zugang gewährt, und folglich der passendste Sommerstiz für diejenigen, welche mit den paar Sommermonaten im hohen Norden und allen seinen Sonnenblicken schon genizen müssen. Haben sich daher mit den ersten Schwaben die ersten sommerlichen Tage des

Mai eingestellt — und gerade dieses Jahr geschah es ziemlich früh —, so ist denn auch kein Halten mehr; und vor Allem die Schulen leeren sich so plötzlich und unaufhaltfam, trotz Ordnung und Geheiß, daß man schon vierzehn Tage vor dem Schluß schließen muß; denn Alles zieht auf die Datsche und quetscht seine Citrone — gestatten Sie nun schon einmal dies säuerliche Bild für die freie Sommerzeit — bis auf den letzten Tropfen aus. In Deutschland ist das eigentlich nur echte Studentenart, die langen Ferien früher zu beginnen und so spät als möglich zu enden; hier ist es allgemeiner usus, ja eine Art kanonischer Bestimmung; und wenn dann zuweilen gegen Ende August auch schon die bitterste Herbstkälte in die unheizbare Datsche dringt, der richtige „Datschmit“ hält freierend aus, er muß ja den letzten Tropfen seines thatenlosen Sommertraumes genießen. Nirgends ist das System der Villeggiatur ein so ausgebreitetes als hier, und wenn man mit einem Fremden zu dieser Zeit die Staatskuppel bestiege, so wäre wohl kaum irgendwo am fernen Horizont ein kleinster Ort zu bezeichnen, hinter dem man nicht wiederum andere Datschenörter nachweisen könnte. Und wenn es auch vielleicht doch nur der achte, zehnte Theil von St. Petersburgs Bevölkerung ist, welcher die „Datsche“ bezieht, so ist doch der Flächeninhalt, den dieselben allsommerlich heuschredenartig bedecken, reichlich der hundertfache der gesamten Hauptstadt selbst; und die Luftsäule, deren Sauerstoff sie dann für ihre benachtheiligten Lungen auspumpen, ist eine anständige Kubikgröße, deren Ausrechnung wir einem leidenschaftlichen Statistiker gern überlassen wollen. Ja, da sehe aber auch nur einmal Einer von einem Landhause am Meeresjaum nördlich oder südlich

des finnischen Golfes zur Hauptstadt bei klarstem Wetter über die blühende blaue Meeresfläche hin; ein entzündender Anblick! Eine langgestreckte Reihe von stattlichen Häusern, die vielfach von waldigen Inseln unterbrochen wird; darüber sich erhebend eine bedeutende Anzahl kleinerer und größerer Kirchen mit goldbedeckten, zwiebelartigen Kuppeln; alle überragend die gewaltige Knaakuppel, die im Sonnensichte wahrhaft majestätisch erstrahlt. Aber über Allem lagert unheimlich, wiewohl im Sonnenschein auch hellgoldig erglänzend, eine so dicke, deutlich erkennbare Luftschicht, daß man nur mit Bedauern an jene denkt, die darin atmen, und an diejenigen, die über ein Kleines dahin zurückkehren sollen; die Naturnotwendigkeit der Datsche, für welche der Petersburger das Letzte hergiebt, etwa wie der Wiener für den Carneval, begeistert sich dann um ein Bedeutendes leichter. Unter diesen Datschen, diesem allgemeinen Bedürfnis, muß man freilich nun nicht stets Willen verlangen im vornehmen Stil, wie bei Hamburg, Berlin, Wien, vor allen Dingen keine steinerner; principiell schon muß die Datsche von Holz sein, selbst die allervornehmste „Ministerdatsche“. Diefelbe muß auch reichste im russischen Stil, mit geschweiftem und buntem Holzwerk verziert sein oder irgend einen abendländischen Charakter an sich tragen; Schweizer, schottischen, italienischen Stil, Alles können Sie hier finden, und die Gartenkunst hat oft Fäulderinge gethan, um in diesem nordischen Klima den Lusthäufern einen überraschenden Rahmen zu gewähren. Aber so vornehm braucht das Ding nicht zu sein; für ein echtes, durch abendländische Kultur unbedecktes russisches Herz erscheint ein einfaches nacktes Holzhaus weit wonniger und lodender, mit möglichst viel Sonnenhitze, denn der echte Russe kann eine ungläubliche Menge von Hitze vertragen; glaubt derselbe doch sogar in der That die Hitze zu lindern, wenn er noch einen Belz anzieht und dazu glühend heißen Thee trinkt; ein anderer Sterblicher würde umkommen unter dieser Wärmecombination, welche die Phantasie eines Aristokraten neidisch machen könnte. Da liegt denn so Einer im Grase, auf dem Teppich oder ohne Teppich, trinkt Dschischischenni — bitte nicht zu niesen, wenn Sie dieses Wort buchstabiren —, das heißt angeblüht „gereinigten“ Branntwein, aus einer Wasseraraffine und süßt sich so künstlerisch beseligt als nur je ein faulenzender Lazaroni am blauen Gestade des arizonischen Meeres; denn in der Kunst des dolce far niente, in der Virtuosität der Trägheit, ohne sich zu langweilen, ist der Russe der italienischen Race sicherlich noch „über“. Ist ein solcher Mann oder seine Familie noch von etwas Bildung angehaucht, so liegt wohl seine halberwachsende

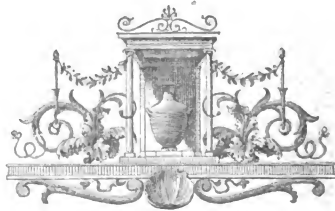
Tochter in der Hängematte, bei dem Dampf ihrer „Baviros“, das heißt der Cigarette, das edle Parfum eines Jola'schen modernen Musterromans einzuathmen, inder der hoffnungsvolle Sohn irgend eine der neuesten socialpolitischen oder naturwissenschaftlichen Novitäten — je toller das Theorem, desto imposanter — mit wenig Verstand und viel Selbstbewußtsein verschlingt. Nun dergleichen bildet ja freilich auch nur einen Theil der Gesellschaft, aus dem allerdings der Nihilismus reichlichste Nahrung zieht, und es giebt auch der Familien genug, welche, wenn schon die Zeit todgeschlagen werden soll, dieselbe auf nützlichere Weise todzuschlagen wissen und harmloseren Vergnügen nicht abhold sind.

Einen hervorragenden Moment in dem Leben aller Russen bildet aber hier wie auch sonst das Essen; dieses Geschäft wird mit Andacht und Kunst betrieben und ist ein wahrer Opferdienst auf dem Altar des häuslichen Herdes. Das Hauptopfer findet statt zur richtigen Zeit gegen fünf bis sechs Uhr, wenn die Hitze nachläßt, denn bei der Hitze vermag auch der Russe nur zu trinken, doch nicht zu essen; es ist das die Zeit, wo die Männer aus der Stadt kommen, ihrer Geschäfte entladen, oder wenigstens Gäste erwarten können. Ein solches vielseitiges Mahl will ja aber auch bewundert werden, und schon die Kunst der „Schlachtordnung“ verdient das volle Lob des Kenners. Zu einem solchen richtigen Mahl gehört vor Allem auch die „Salusta“, der „Imbiß“, zu welchem eine ganze Reihe von allen erdenklichen Sorten saurer und salziger Fische, Krebse, Pilze, Würstchen, Schinken, Käse und weiß der Himmel noch was für appetitreizenden Gegenständen nebst den nöthigen Liqueuren „vorgetragen“ und wo in ungläublich kurzer Zeit „stehenden Fußes“ ganz Bedeutendes geleistet wird, so daß ein Anderer glauben möchte, damit müßten die Betreffenden schon gesättigt sein. Aber nein, sie haben nur den Appetit gereizt; allerdings scheinen sie ihn dann auch so grimmig „gereizt“ zu haben, daß derselbe nun um so wüthender drauf und drein geht. Diese Tafelstille des Imbißes, die übrigens aus Schweden zu stammen scheint, wo sie noch kunstvoller incenirer wird, ist nun übrigens auch durchgängig von den hiesigen Deutschen und Engländern acceptirt, nur daß sie natürlich um ein Bedeutendes weniger in den Vordergrund tritt und jedenfalls nicht ganz die Hauptrolle des täglichen Daseins bildet. Für die Abendunterhaltung sorgt alsdann eine Anzahl von musikalischen Etablissements, — wenn ich nicht irre, sind es diesen Sommer vier bis fünf Operettenbühnen allein, welche französisch oder russisch allabendlich ein zahlreiches Publikum anlocken, ungerechnet die geringeren „Sommergärten“ und die unzählbaren

Sommerclubs, die bis zum geringsten Regel- oder Whistclub eine bedeutende Anziehungskraft auf Liebhaber ausüben. Doch überlassen wir uns nicht diesen zweifelhaften Anziehungspunkten, sondern machen wir noch eine kleine Abendfahrt auf den Seitenarmen der Neva selbst, die bei so schönem Abendsonnenschein wie heute zu den wunderbarsten Genüssen gehört. Die vielarmige Nymphe der Neva zeigt sich an solchen lauen Juliabenden in verlockendster, reizendster Gestalt; auf der leisebewegten Oberfläche des Stromes schimmert es wie von zahlreichen kostbaren Gescheiden, mit denen sie spielt, und die abendliche Lust ist so lind und mit so unvergleichlicher Anmuth durchzogen, daß Jeder sich gern gleich den Armen der Nymphe anvertrauen wollte; und wenn Sie dann einen der vielen kleinen, sinken Dampfer bestiegen haben, welche nach allen Seiten hin jeden Augenblick Sie nach den „Inseln“ führen, dann ist Ihnen alsbald das Steingewirre der gewaltigen Stadt völlig entschwunden. Zwischen dem buschigen, dichten Grün der Inseln, aus denen die lustigen Datschen, eine dicht bei der anderen, eine wahre Laubhüttenstadt, grünen und winkeln, die eine einladender als die andre, würde Ihnen auch die Lust kommen, hier Hütten zu bauen, wenigstens für einige Zeit; aber lautlos und flink geht es weiter durch ein wahres Labyrinth von Wasserarmen, die, alle gleich sanft vom Abendhauch bewegt, dem abendlich beruhigten Bilde einen milden Untergrund verleihen. Sie aber landen an irgend einem der vielen Landungspunkte, wo liebe Freunde Ihrer warten und Sie im laubigen Schatten eines kleinen Gärtchens auf Petersburger und doch wieder auf deutsche

Weise zu fesseln wissen, um so mehr, da Sie ja nicht merken, wann und wie spät es wird.

Wenn Sie dann aber, natürlich erst — denn früher kommen Sie nicht los — lange nach Einbruch der Nacht, die doch keine ist und kein Dunkel duldet, wieder eines der nun schon einamen Schiffelein besteigen, dann werden Sie selbst in der liebenswürdigsten Begleitung stumm vor dem Zauber der nordischen Sommernacht. Am Himmel eine wunderbare Durchsichtigkeit der Färbung, die nicht Nacht und nicht Tag ist, sondern eine dem Auge höchst wohlthuende klarlichte Dämmerung, bei der auch die zarteste Schrift zu lesen ist; die Bläue des Himmels selbst zum Horizonte hin in ein zart abgetöntes Grün hinüberfließend, so daß man die Grenze beider so verschiedenen Farben nicht unterscheiden kann; Wolkenstreifen, die etwa am Himmel schweben, so sanft lichtroth angehaucht, daß es eben nur ein Hauch erscheint, der sie färbt; und nun gar der Widerschein in den Gewässern, der uns glauben macht, auf flüssigem Gold und lichthem Purpur dahinzuschwimmen, die malerischen buschigen Ufer dazu in dämmerndem Halblicht verborgen; wahrlich, an einem solchen Abend ist es begreiflich, wenn sich Jemand selbst an den göttlichen Gestaden von Neapel oder Syrakus nach seinem Petersburg zurücksehnt und alle Schönheit des Südens nicht für eine solche nordische Nacht hingiebt; im Uebrigen freilich, wenn ich in der Schweiz und am Rhein Petersburger sich nach ihrem Datschenleben zurücksehnen hörte, dachte ich wenigstens im Stillen: um alle Geheimnisse dieses unfassbaren Zaubers zu begreifen, muß man freilich ein „geborener Petersburger“ sein.





Literarische Mittheilungen.

Neue Romane.

Die belletristische Production hat in letzter Zeit einen erfreulichen Aufschwung genommen, und wenn es auch selbstverständlich niemals ausbleibt, daß zwischen den talentvollen und hervorragenden Erscheinungen manche unbedeutende oder auch tadelnswerthe Erzeugnisse auftauchen, so kann doch im Allgemeinen immerhin eine Verbesserung des Geschmacks, eine größere Einfachheit und Natürlichkeit in der Wahl der Stoffe sowohl wie in der Behandlung constatirt werden. Noch immer ist die culturhistorische Erzählung auch unter den neueren Erscheinungen vertreten, und wir erwähnen in dieser Beziehung den Roman aus der Zeit des Kaisers Tiberius: *Der Fusher*. Von Erich Vilfen. (Leipzig, W. Friedrich.) Rudolf Kleinpaul, der genaue Kenner der lokalen und überhaupt stofflichen Grundlage dieser Erzählung, hat derselben ein wohlwollendes Vorwort gewidmet, und in der That spricht sich eine genaue Kenntniß der betreffenden Verhältnisse, großer Fleiß und eine nicht unwesentliche Darstellungsgabe in dem Werke aus, welches das Verhältniß des allmächtigen Günstlings Aelius Sejanus zu dem Kaiser Tiberius in anschaulicher Weise durchführt. Das Ganze ist leider ohne eigentliche Vertiefung, es schildert mehr eine Palastintrigue als einen großen historischen Vorgang und wirkt daher auch mehr theatralisch als tragisch. Das archäologische Element tritt stärker hervor als das eigentlich historische, aber nichtsdestoweniger fesselt das Buch bis zum Schluß. — Weniger ist dies bei der Erzählung *Witukind* von Georg Kay (Leipzig, J. Lehmann) der Fall, welche nach dem Tode des Verfassers in zweiter Auflage, bearbeitet und mit einem Vorwort von Armin Stein begleitet, erschienen ist. Auch hier ist großer Fleiß auf die Bewältigung des Stoffes verwendet wor-

den, aber die Gestaltungskraft des Dichters hat nicht völlig ausgereicht, und was das Schlimmste ist: er steht überall hinter seinen Gestalten und stört ihre Unbefangtheit, indem er sie vorher davon unterrichtet, wie der Ausgang ihrer Kämpfe sein wird. Auch ist es gewiß keine glückliche Idee, daß die weltbesiegende Macht des Christenthums hauptsächlich durch eine Mädchengestalt vertreten ist, welche während der Erzählung in geschickter Weise eine Verkleidungstrolche spielt und doch im Grunde uns nicht überzeugen kann, daß ihr Gefühl für Witukind etwas Anderes ist als die Liebe des Weibes zum Manne, die im Christenthum zwar auch ihre Bekräftigung findet, aber doch nicht der Kern seiner Offenbarung ist. — Unter der beträchtlichen Zahl derjenigen Romane, welche ihren Stoff dem gesellschaftlichen Leben unserer Zeit entziehen, ist Herr und Frau *Bewer* von Paul Lindau (Breslau, S. Schottländer) eine echte Paul Lindau'sche Arbeit. Ein ungemein leichter und an sich herzlich unbedeutender Stoff, aber mit bewundernswerther psychologischer Schärfe ausgearbeitet und nicht nur mit großer Routine bis zum Schluß spannend durchgeführt, sondern auch überaus flott geschrieben. Das Ganze dreht sich um die kurze Geschichte einer Liebe, die in dem Herzen eines biederen, seelenguten, eornu reichen, aber herzlich beschränkten Deutsch-Amerikaners für ein leichtsinniges, zwar nicht bösesartiges, aber seelenloses Geschöpf, eine Lieberfängerin vom Ballhallatheater in Berlin, entsteht und vergeht. — Viel reichhaltiger in Bezug auf den Stoff, mit großem Geschick und oft hinreichendem Schwunge gearbeitet, aber etwas einseitig in der Charakteristik, erscheint *Conkrite* von El. Schack v. Jaar, zwei Bände (Stuttgart, Nepler'sche Buchhandlung), worin das Elend einer modernen Ehe ergreifend und mit vielen lebenswahren Zügen geschildert ist. Die

Heldin heißt Corinna, sie ist an einen rohen Patron verheiratet, nach der Ansicht der Verfasserin — denn nur eine solche kann es sein — das Ideal eines Weibes, das den besonnenen Lesern vielleicht etwas überspannt erscheinen wird, eine edle, unglückliche Frau, die von einem etwa dreißigjährigen Manne, dessen Lippen nie vorher ein Weib geküßt, der nie Liebe gefühlt, bevor er sie sah, mit schwärmerischer Anbetung verehrt wird. Die Dichter sind ja am Ende in ihrem Rechte, wenn sie ihre Geschöpfe nach Gutdünken zu bestimmten Zwecken gruppieren, aber daß die Ehemänner alle Schuld tragen und die armen unglücklichen Frauen als edle Opfer erscheinen, ist doch etwas einseitig, und der Hieb, welchen Richard Wagner, der Dichter und Componist des „Lohengrin“, gelegentlich in dem Buche erhält, steht damit nicht außer Zusammenhang. — Ein lebenswürdiges Buch ist der Familienroman *Die Königswalder* von Angelika v. Marquardt (Breslau, S. Schottländer), eine ruhig gehaltene Erzählung, bei welcher es sich um ein Majorat handelt, ein Fall mehr, wobei Menschenschicksal durch vorgehende Bestimmungen bedroht wird. Einzelne seltsame stilistische Wendungen sind uns aufgefallen. Man sagt wohl: „Jemand gut sein“, aber „dem Einen besser sein als dem Anderen“, war uns neu. Uebrigens sind in dem Buche sowohl die leidenschaftlich heftigen Aufwallungen des Gemüthes wie die Aufopferungsfähigkeit oder der stille Kampf gegen widrige Verhältnisse mit großer Feinheit geschildert. — Ein kürzlich erst in die Öffentlichkeit getretene und bereits sehr viel besprochenes Talent ist der Verfasser des Romanes aus dem Arbeiterleben: *Die Betröggen*, Max Krepser (Berlin, Rogge & Friße), der mit einem zweibändigen socialen Roman, „Sonderbare Schwärmer“, debütierte und dann eine Erzählung: „Die beiden Genossen“, veröffentlicht hat. Die neueste Arbeit ist bedeutend besonnener und abgeklärter als die früheren, in denen noch Vieles durch einander gährte. Was allen Arbeiten Krepser's zum Vortheil gereicht, ist der unerhöroene Griff in das Wogen der großen socialen Fragen unserer Zeit und die ergreifende Herzgenußwärme, womit er die Probleme derselben behandelt. Man hat ihn vielfach mit Zola verglichen, und er tritt allerdings als Naturalist und unerbittlicher Herzgiederer großstädtischen Elendes in dessen Spuren. — Als ein Dichter von poetischer Empfindung zeigt sich Hermann Heiberg in seinen *Acht Novellen*, die in einem geschmackvollen Bande bei W. Friedrich in Leipzig erschienen sind. Der Verfasser hat durch sein Buch: „Pleadeereien mit der Herzogin von Seland“, günstig von sich reden gemacht; die vorliegenden „Acht Novellen“ sind in der Wahl der Stoffe unter einander grundverschieden, von erschütternd

tragischer bis zur humoristischen Wirkung, so daß man fast auf den Gedanken kommen könnte, er habe aus einer großen Sammlung hier nur zur Auswahl Proben geben und beweisen wollen, daß ihm die mannigfaltigsten Töne zu Gebote stehen. Die einzelnen Novellen sind sämtlich originell; am besten gefiel uns das einfache Lebensbild „Unj' Kort“, am wenigsten das gar zu düstere pessimistische Bild „Hinter der Düne“. — *Die Hofdame der Erzhertogin* von F. v. Wilsleben-Wendelstein (Breslau, Schottländer) ist eine gut erzählte, spannende Geschichte, die mit großer Sicherheit die Lebensformen der bevorzugten Gesellschaft vorführt. Die Heldin, eine Gräfin Josephine Sidine, wird an ihrem eigenen Herzen irre, als der Erbprinz eines kleinen Fürstenthums ihr seine Liebe weicht; aber sie heiratet zuletzt doch ihren Geliebten, einen adeligen Schriftsteller. — *Mag der Jesuitenorden* auch viel Unheil in der Welt gestiftet haben, für eine große Anzahl von Romanschriftstellern behält er immer seinen Werth. Dies zeigt sich auch in *Esiride* von D. Bach (Berlin, E. Le Coutre), worin die Hauptfragen der Gegenwart, der Culturkampf und der Socialismus, den Hintergrund zu einer lebhaft geschriebenen, für ein größeres Publikum berechneten Erzählung bilden, bei welcher allerdings manches Unvermittelte und Willkürliche in den Kauf genommen werden muß. — In dem Roman *Der Sohn des Flüchtlings* von Moriz v. Reichenbach (Breslau, S. Schottländer) ist zu bedauern, daß die fremde Scenerie und die ausländischen Menschen die Wirkung nicht so tief gehen lassen, als es der Fall sein könnte, wenn der Verfasser — oder die Verfasserin — im Vaterlande geblieben wäre. Ein junger talentvoller und schöner Künstler, der die Tochter aus einem vornehmen Hause liebt, wird zuletzt als Verwandter seiner angebeteten Ellinor erkannt und erbt sämtliche Familiengüter. Das ist nicht neu, aber es ist hübsch und ohne Uebertreibung erzählt. — Eine recht achtungswerthe, aber etwas farblose Erzählung ist *Buchenheim* von Theod. v. Barnhäuser (Stuttgart, C. Krabbe), in welcher leider die Figuren gar zu wenig individuelles Leben besitzen und mehr wie Schemen erscheinen, die uns nicht recht interessieren können. Ein nicht gegebener Kuß spielt eine verhängnisvolle Rolle; die schwankende Haltung der Heldin, die vielen Reflexionen über Vorurtheile, Standesunterschiede, Vaterlandsliebe und dergleichen ermunen zuletzt. Die beste Figur ist ein Franzose mit deutschen Sympathien, den seine Landsleute als Spion erschließen. — Eine ungewöhnlich effectvolle und spannende Geschichte ist *Der Erbe von Morella* von A. Dom. (Breslau, S. Schottländer.) Hier treten die Schattenseiten der weiblichen Natur: Hochmuth, ausgebildete Verschleungs-

kunst, Herzlosigkeit, wenn es gilt, egoistische Absichten zu verfolgen, sehr in den Vordergrund; die ganze Erzählung hat etwas Aufregendes und fesselt die Aufmerksamkeit bis zum Schluß, wenngleich der Stil zuweilen der Feile bedürft hätte. — **Herrscher oder Diener?** Roman in zwei Bänden von W. Kautsky. (Leipzig, Carl Reißner.) Ein seltsames Buch, das von den psychologischen Erregenschaften unserer Zeit nichts weiß und in welchem Reich und Arm noch mit Schlecht und Gut identisch ist. Auch verräth sich viel zu oft die weibliche Feder, nicht nur in den naiven Begriffen über öffentliche Fragen, sondern auch in der Ueberschätzung des Einflusses, den die Frau auf deren Beantwortung hat. — **Geschichten zur Geschichte der Juden.** Von Karl Schram. (Wien, E. Uzaki.) Daß der Verfasser dieser Erzählungen selbst Jude ist, würde dem Eindruck nichts schaden, aber daß er in-

consequent ist, beeinträchtigt die Wirkung. In „Eine Mißhehe“ will sich der Held nicht taufen lassen und motivirt dies so: „Erfährt mein Sohn, daß sein Vater ein Jude war, so muß er ja unglücklich werden.“ Er bleibt also Jude und bringt großes Gtend über Weib und Sohn, bis sie endlich auswandern. Das ist jene Heuchelei, welcher die Juden unserer Zeit sich häufig schuldig machen. Widersteht der Jude der Taufe aus innerer Ueberzeugung, gut — jedes andere Motiv ist erheuchelt, denn der christliche Sohn würde gewiß nicht unglücklich, wenn der Vater sich taufen ließe, als er es wird, wenn derselbe Jude bleibt. — Zum Schluß erwähnen wir noch eine kleine Sammlung **Hochlandsgeschichten** von August Silberstein, die in der „Collection Spemann“ ein Bändchen bilden und mit ihrer frischen ungekünstelten Natürlichkeit den reinen Hauch der Alpenluft dem Leser in die Seele zaubern.

Lebensbilder.

Das Interesse an Bildern von Menschen ist im beständigen Steigen begriffen; aus dem reichen Material heben wir einige Schriften der letzten Jahre heraus: **August Hermann Francke.** Ein Lebensbild von Gust. Kramer. Erster Theil. (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses.) Eine Lebensbeschreibung Francke's war längst ein Bedürfniß. Auch lag das Material in den Handschriften des Waisenhauses seit der letzten Katalogisirung derselben in geordneter Fülle vor. Der Verfasser muß als besonders geeignet bezeichnet werden, die Lösung dieser Aufgabe in Angriff zu nehmen. Viele Jahre hindurch ist er der Leiter derjenigen Anstalt gewesen, welche als die bedeutendste Schöpfung Francke's angesehen werden muß: des Waisenhauses in Halle. Er ist zugleich in der pädagogischen Welt auf das vortheilhafteste bekannt. Den Erwartungen, die man solchergestalt hegen durfte, entspricht durchaus der nunmehr veröffentlichte erste Band, welcher bis zum Jahre 1702 führt und somit insbesondere die stürmische Zeit seiner Entwicklung, die Zeit der Kämpfe für die von ihm ins Leben gerufenen Anstalten, umfaßt.

Lorenz Oken. Eine biographische Skizze von Alexander Ecker. (Stuttgart, E. Schweizerbart.) Die Schrift ist aus einer Rede entstanden, welche in einer Versammlung von Naturforschern gehalten wurde und die insbesondere die berühmte Frage nach dem Verhältniß Goethe's zu Oken erörterte. Nunmehr sind höchst interessante Zusätze hinzuge treten, welche das Bild dieses gewaltig oder auch gewalthätig auf seine Zeit wirkenden Mannes lebhaft vergegenwärtigen. Insbesondere sind es Briefe an hervorragende Naturforscher, welche einen Ein-

blick in die regellose, von einem inneren Feuer geleitete naturwissenschaftliche Arbeit Oken's gewähren. Es ist bekannt, daß das einseitige Urtheil des Verfassers in Bezug auf das Verhältniß Oken's zu Goethe lebhaften Angriffen ausgesetzt gewesen ist.

Das Leben des Staatsrath Knut. Von Friedrich u. Paul Goldschmidt. (Berlin, J. Springer.) Von dem Naturforscher der gährenden naturphilosophischen Epoche gelangt man hier zu einem Zeitgenossen desselben, welcher in ruhiger Abfolge von Thätigkeit in einer aufsteigenden Reihe wichtiger Beamtenstellen, niemals jedoch an der Spitze, an der Entwicklung des preussischen Staates Antheil genommen hat. Dem größeren Publikum ist dieser Mann als Erzieher der Brüder Humboldt und als Freund und Genosse v. Stein's aus den biographischen Mittheilungen über diese Männer bekannt. Nun tritt er aus den Acten als Mitbegründer der Gewerbe- und Handelsfreiheit in Preußen als einer der eifrigsten Förderer des gewerblichen Bildungswesens hervor. Es ist ein reizendes Buch, in welchem dies besonnene und geordnete Leben uns vorgeführt wird; ein reiches Material von Briefen und Acten ist musterhaft verwertht.

Ein in anderer Art höchst erfreuliches Buch ist: **Briefe und Gedankenblätter.** Von Charles Kingsley. Herausgegeben von seiner Gattin. Uebersetzung von Sell. (Gotha, J. A. Perthes.) Wir berühren heute dies Buch nur kurz, da wir ein Bild des Lebens dieses Mannes und seiner Bedeutung in diesen Blättern zu entwerfen die Absicht haben; aber wir weisen so nachdrücklich als möglich auf diese Biographie

hin. In Deutschland ist Kingsley am meisten bekannt geworden durch seinen historischen Roman „Omphalia“. Bulwer's „Letzte Tage von Pompeji“ und Kingsley's „Omphalia“ sind das Vorbild der culturhistorischen Romane gewesen, von denen heute der deutsche Büchermarkt übersätet ist. Doch muß man sagen: ein unerreichtes Vorbild. Der Roman Bulwer's, so bekannt er ist, wird doch nicht mehr so geschätzt, wie er es verdient; seine Darstellung der Christen ist höchst bedeutend. Doch überträgt denselben durchaus an Tiefe des Verständnisses jener großen Zeiten, in denen die alte und die neue Welt sich begegneten, der Roman Kingsley's. Er ist aus dem Innersten einer mächtigen Natur geschrieben, in welcher jener Kampf zwischen Christenthum und Philosophie, der den Roman erfüllt, Leben war.

Auch seine anderen Romane sind durchaus bedeutend. Ist nun Kingsley in Deutschland in erster Linie als Romanchristlicher bekannt, so ist er dem Engländer noch von einer ganz anderen Seite sehr bedeutend und interessant, und das vorliegende Buch lehrt ihn auch uns in Deutschland von dieser Seite kennen: er erscheint als in die Kämpfe dieses Jahrhunderts um sociale Reformen leidenschaftlich verwickelt, als einer der Führer der Reformpartei, welche die Interessen der Arbeiter vertrat, zugleich als eines der Häupter einer freien kirchlichen Richtung. Es giebt etwas, was uns dies Buch noch werther macht als Alles, was wir bisher angeführt. Dies ist, daß der Mensch, der in ihm hervortritt, mächtige Agilität, Lebenskraft ist. Wir wüßten ihn hierin nur mit Carlyle zu vergleichen.

Geschichte Englands.

Schon einmal haben wir unsere Leser auf ein Werk hingewiesen, welches die Entwicklung der gegenwärtigen englischen Verfassung zu seinem Gegenstande hat: *Vorlesungen über englische Verfassungsgeschichte*. Von Max Müllinger. (Wien, Carl Konegen.) Es giebt wenige Gegenstände historischer Natur, welche ein gleiches Interesse in Anspruch nehmen dürfen; an diesem politischen Kunstwerk haben viele Jahrhunderte geschaffen, und die Art und Weise, wie sich Stein an Stein gefügt hat, verdient eine gründliche Betrachtung. Der Sinn für das historische Recht hat hier ein Ganzes eigener Art hervorgebracht. Das vorliegende Werk nimmt einen eigenthümlichen Gang, welcher aber der Natur des Gegenstandes sehr wohl entspricht. Es entwickelt zuerst die gegenwärtige Verfassung, alsdann giebt es die Geschichte der königlichen Gewalt, wie ihre unbedingte Macht legalen Beschränkungen unterworfen wurde, wie andererseits die kirchliche Gewalt der Krone zufiel und aus welchen Kämpfen die gegenwärtige parlamentarische Partiregierung sich gebildet hat. Hieran schließt sich die Geschichte der Volksvertretung und der Pflichten und Rechte des Volkes.

Auch eines anderen Werkes haben wir schon früher gedacht bei dem Erscheinen des ersten Bandes. Nunmehr liegt der zweite vor uns: *Geschichte Englands im achtzehnten Jahrhundert*. Von William Edward Hartpole Lecky. Uebersetzt von Ferd. Löwe. Zweiter Band. (Leipzig u. Heidelberg, Winter'sche Verlagsbuchhandlung.) Dieser Band umfaßt zunächst die Geschichte der Colonien, die von Schottland und besonders ausführlich die von Irland in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Alsdann erweitert sich der

Schanplatz, und die große europäische Politik wird in höchst dramatischer Erzählung in jener ruhmvollen Zeit sichtbar, in welcher der große Staatsmann Pitt sein Vaterland leitete. Endlich entwickelt der Verfasser in einem vorzüglich culturhistorischen Capitel, welches er „Die religiöse Neubelebung“ überschrieben hat, die Ursachen des undogmatischen Charakters der englischen Theologie im achtzehnten Jahrhundert und den Ursprung, die Geschichte und den außerordentlichen Einfluß des Methodismus. Hier ist der Verfasser auf seinem eigenen Boden. Aber Alles in Allem macht Lecky vor unserem Auge eine eigenthümliche Wandlung durch. Er hatte mit Darstellungen aus der Geschichte der intellectuellen und religiösen Bewegung begonnen, und es schien eine Zeit lang, als sollte er der Nachfolger Buckle's in Bezug auf die ihm eigenthümlichen Aufgaben werden. Freilich war schon damals die Divergenz ihrer Richtungen eine sehr in die Augen fallende, und der jüngere Historiker zeigte eine geringere Ausbreitung der wissenschaftlichen Kenntniß, aber einen viel höheren Grad gesunder Würdigung geschichtlicher Thatfachen. Nunmehr sehen wir ihn gänzlich zur politischen Geschichte übergegangen und dieser sehr umfassenden Aufgabe durchaus gewachsen.

Ein Buch behandelt die Geschichte Englands im neunzehnten Jahrhundert, welches in diesem Lande selber ein Aufsehen macht und einen Erfolg gehabt hat, wie er kaum seit dem Hervortreten des berühmten Werkes von Macanlay erlebt worden ist. Binnen sieben Monaten ist es in dreizehn starken Auflagen verbreitet worden: *Geschichte Englands von der Chronbefleigung Victoria's bis zum Berliner Congreß*. 1837 bis 1878. Von Justin McCartyh.

Erster Band. Autorisirte deutsche Ausgabe von Leopold Katscher. (Leipzig, V. Schöfde.) Freilich ist seiner Erfolg nicht in demselben Maße verdient, wie es der des großen englischen Historikers gewesen. Der Verfasser ist ein geborener Journalist; er hat die gewöhnliche Laufbahn der Journalisten in diesem Lande durchgemacht, begann in der Provinz, wurde dann Parlamentsberichtersteller, stieg und wuchs solchergestalt, bis er im vorigen Jahre ins Parlament trat. Er ist einer der besttigten irischen Radicalen, und wenn seine Objectivität in dem

vorliegenden Bande Erstarken erregte, so ist es doch mehr die Kunst der Form als die Unbefangtheit des Inhalts, was diesen Eindruck hervorbringt. Zu dem radicalen Journalisten tritt der Romanschriftsteller, und seinen Kunstgriffen nicht am wenigsten verdankt das vorliegende Buch seinen außerordentlichen Erfolg. Liebt man seine Charakteristik Israels oder eines anderen seiner berühmten Zeitgenossen, so scheinen sich Figuren aus Romanen vor uns zu bewegen; denn eben die kleinen und aneddotenhaften Züge geben seinen Gemälden das Leben.

Aus der alten Geschichte.

In dritter Auflage erscheint ein Buch, dessen erster Wurf durch die Frische der Form daselbst sofort zu einem dauernden Bestandtheil unserer historischen Nationalliteratur gemacht hat: *Geschichte Alexander's des Großen*. Von Joh. Gust. Droysen. Dritte Auflage. Mit fünf Karten von Rich. Kiepert. (Gotha, F. A. Perthes.) Es ist nun manches Jahrzehnt her, daß der Verfasser die alte Geschichte, die Liebe seiner Jugend, aufgegeben und sich der Untersuchung der modernen Zeit angewendet hat; trotzdem hat er dem Werk eine sorgsame und eindringende Nacharbeit gewidmet; es vertritt immer noch unsere Kenntniß dieser außerordentlichen Erscheinung in musterzünftiger Weise. Eine lebendige anschauliche Erzählung, welche überall auch die Fassungskraft des jungen Studenten nicht übersteigt, eine edle Begeisterung für diesen Triumphzug der griechischen Stämme: dies Alles macht das Buch heute noch so anziehend, als es zur Zeit seines ersten Erscheinens war.

Eine Specialuntersuchung ganz anderen Charakters liegt vor in: *Der italische Bund unter Roms Hegemonie*. Staatsergliche und statistische Forschungen von Julius Beloch. Mit zwei Karten. (Leipzig, V. G. Teubner.) Es ist kein Zufall, wenn die Untersuchung von Bundesverhältnissen und Staatenbünden in der neueren Zeit mit Vorliebe gepflegt worden ist. So ist das Bundesverhältniß innerhalb der beiden berühmten griechischen Staatenbünde eindringenden Untersuchungen unterzogen worden. Der italische Bund wird hier in einer vorzüglichen Arbeit auf der Grundlage einer umsichtigen Erwägung der gesellschaftlichen und rechtlichen Verhältnisse Italiens entwickelt.

Überall ist der Grundcharakter solcher Bundesverhältnisse derselbe, welcher auch in unserem Bundesstaat hervorgetreten ist. Wehrgenossenschaften sind sie alle urprünglich, und so zeigt der Verfasser der vorliegenden Untersuchung, wie die Schöpfer des italischen Bundesrechtes die Aufgabe gelöst haben, die innere Autonomie der Eidgenossenschaft zu wahren und dabei doch die volle Wehrkraft dieser Staaten zur Vertheidigung des gemeinsamen Vaterlandes verfügbar zu machen.

Ein Meisterwerk der Geschichtschreibung erscheint spät genug für seine Bedeutung namentlich in zweiter Auflage: *Die Zeit Constantins des Großen*. Von Jakob Burckhardt. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. (Leipzig, E. A. Seemann.) Ein Vierteljahrhundert ist vorüber seit dem Erscheinen dieses genialen Werkes, welches damals zum ersten Male die souveräne Herrschaft Jakob Burckhardt's über die Culturgeschichte sichtbar machte. Seine „*Renaisance in Italien*“ und sein „*Cicerone*“ haben vermöge der stärkeren Anziehungskraft des Stoffes in viel weiteren Kreisen gewirkt; dennoch steht in der genialen Macht des Wiederverständnisses des Vergangenen dies Buch jenen anderen gänzlich gleich, ja in dem mehr erzählenden, behaglicheren Flusse der Darstellung, in dem freieren Gang des Ueberblicks über die Cultur besitzt es unverkennbare Vorzüge. Es giebt kein Werk, in welchem der Utergang des Heidenthums mit so tiefem Auge gesehen worden wäre. Ueberhaupt: wir Deutschen haben wenige Werke geschichtlicher Art, die als vollkommen classisch anerkannt werden dürfen — dieses ist eins von ihnen.

Ueber das Christenthum und die Cultur.

Es giebt kein schwierigeres Gebiet als die Behandlung der Stellung, welche das Christenthum in unserer heutigen Cultur einnimmt.

Der Gegenstand ist neuerdings sehr geistvoll von einem Italiener behandelt worden, dessen Schrift auch in Deutschland mit Recht beachtet

worden ist: **Christenthum, Catholicismus und Cultur.** Von Raffaele Mariano. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) Die katholische Frage ist für Italien von ganz besonderem Gewicht. Einige bedeutende Schriftsteller dieses Volkes haben sie neuerdings in sehr entgegengesetztem Sinne behandelt. Der Verfasser der vorliegenden Schrift wendet sich vor Allem gegen die völlige Trennung des Staates von der Kirche, wie sie das junge Italien erstrebt. Er bemerkt, daß die jedes Inhalts bare, jedes Streben nach sittlicher und religiöser Reform ausschließende rein politische Richtung gerade das ist, was bisher die geistige Erneuerung der Nation gehindert hat. Uns scheint, daß er sich im Ganzen in derjenigen Richtung bewegt, aus welcher in Deutschland der Ultracatholicismus entsprungen ist.

Eine durchaus entgegengesetzte negative Richtung verfolgt die Schrift: **Christenthum ist Heidenthum, nicht Jesu Lehre.** Von E. Radenhäuser. (Hamburg, D. Meißner.) Die Arbeiten von Radenhäuser, besonders sein umfangreiches Werk „*His*“, sind hinreichend bekannt und in der Presse nicht selten charakterisirt. Sie gehören zu der Propaganda einer Weltansicht, die angeblich aus naturwissenschaftlichen Thatsachen gefolgert ist. Man kann nun nicht sagen, daß diese Richtung besonders glücklich gewesen wäre, wenn sie auf das geschichtliche Gebiet übergegangen ist; und wenn Radenhäuser in der vorliegenden Schrift eine Erweiterung der Religion zur Lehre von allen Verhältnissen des Menschen zur übrigen Welt, eine Erhebung der Priester zu freien Lehrern dieser Wissenschaft in Aussicht nimmt, so wird dies auch nicht dazu beitragen, das Zutrauen

zu dem geschichtlichen Blick dieser Richtung zu erhöhen.

Eine gelinde Modification dieses Standpunktes ist: **Stimme der Menschheit.** Von Albert Duff. (Leipzig, J. G. Fintel.) Der Verfasser ist so gütig, dem Christenthum seine Stelle unter den Uebergangsreligionen anzuweisen, und er ist so bescheiden, demselben gegenüber seine eigene idelle Religion in ihren Hauptzügen an das Licht zu setzen.

Zwei Versuche, die allgemeinsten Probleme der Menschheit zu behandeln, mögen sich hier anschließen: **Entwicklungsgeschichte des Geistes der Menschheit.** Von Gustav Dierks. Erster Band: „Das Alterthum.“ (Berlin, Hofmann.) Eine vieljährige Beschäftigung mit der Literatur aller Völker hat dem Verfasser ein System der vergleichenden Geistesgeschichte ermöglicht, aus welchem wir aufs Gerathewohl Sätze herausgreifen wie die folgenden: „Der chinesische Staatsorganismus wuchs langsam aus der Grundform der Familie hervor, den Charakter derselben stets bewahrend. Das Culturleben hat daher auch viele interessante Erscheinungen aufzuweisen, die von denen anderer Länder wesentlich abweichen.“ — „Die Lyrik diente dem Indier hauptsächlich zum Auspug, und er verwandte sie daher viel für das Drama.“ **Die Vorurtheile der Menschheit.** Von Hellbach. Dritter Band. (Wien, L. Rosner.) Um das Maß voll zu machen, eine Vertheidigung des Spiritismus! Der Verfasser erwartet, daß wir mit der neuen Welt, die der Spiritismus aufgethan, im Laufe der Zeit in immer lebhafterer Wechselwirkung treten werden. „Wenn eine Maske einmal erkannt ist, pflegt sie das Incognito aufzugeben.“



Das Versand-Geschäft MEY & EDLICH, PLAGWITZ-LEIPZIG

Hoflieferanten
des Königs



Seiner Majestät
von Sachsen

versendet nachstehende Waarengattungen **direct** nur an Consumenten **selbst** vom kleinsten Quantum an in bester Qualität zu den billigsten Preisen nach allen Ländern Europas.

Es liegt im Interesse eines Jeden, welcher Bedarf in einem oder dem anderen angebotenen Artikel hat, sich den illustrierten Preis-Courant von dem Versand-Geschäft Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig, kommen zu lassen, welcher auf frankirtes Verlangen gratis und franco an Jedermann gesandt wird.

SPECIALITÄTEN

des

Versand-Geschäfts MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig:

Mey's Stoffkragen, Manschetten und Vorhemdchen für Herren, Damen und Kinder;	Frauenhemden;
Stoffrüschen;	Leinene Kragen und Manschetten für Damen, Herren und Kinder.
Rüschen in Batist, Tüll, Mull, Gaze etc. für Damen.	Shirtings, Chiffons und Hemdentuch.
Schwarzeidene Cravatten für Herren und Knaben;	Baumwollene Strumpfwaaaren f. Frauen, Herren und Kinder;
Weiße Batist- und Atlas-Cravatten für Herren;	Wollene Strumpfwaaaren, Gamaschen, Hosen und Jacken;
Bunte Satin-Cravatten;	Gesundheitsjacken f. Damen u. Herren.
Schwarzeidene Bindeshlipse.	Gestickte Streifen und Einsätze;
Manschettenknöpfe mit Eindrehfuss u. Feder;	Stickereien in Batist und Leinen;
Kragen- und Vorhemdchenknöpfe.	Handstickereien;
Leinene Handtücher, lein. Wischtücher, Hausleinen und Prima geklärt C. eas-Leinen im Stück und per Meter.	Piqués, Körper (Croisés) und gerauhete baumwollene Stoffe (Barchent).
Rein leinene Taschentücher für Damen, Herren und Kinder;	Monogram-Briefpapiere u. Couverts.
Leinene Oberhemden-Einsätze;	Parfums, Toilette - Sulfen, Pomaden, Haaröle und Zahnpasta.
Herren- und Knaben-Oberhemden;	Stearinkerzen.
Nachthemden für Herren;	Japanischer und Chinesischer Thee;
	Chocoladen, Mey's Cacao pulverisirt;
	Kaffee-Ersatz;
	Biscuits und Waffeln.
	Cigarren.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei geliefert und zwar innerhalb Deutschland, Oesterr.-Ungarn, Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Briefmarken aller europäischen Länder werden in Zahlung genommen.

Illustrierte Preis-Courante werden auf Verlangen an Jedermann gratis und franco versandt.

Das Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Plagwitz-Leipzig, garantirt und versendet nur beste Waare zu den billigsten Preisen. Nicht gefallende Waaren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Briefe, Anfragen und Aufträge sind zu richten an das

Versand-Geschäft MEY & EDLICH,
Plagwitz-Leipzig und 9 Neumarkt, Leipzig.

Berliner

mit seinen
illustriertes Witzblatt:

„**ULK**“



Tageblatt

3 Beiblättern

illust. belletr. Wochenschrift:

„**Deutsche Lesehalle**“

und

„Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“

ist in Anerkennung der Reichhaltigkeit, Vielseitigkeit und Gediegenheit seines Inhalts

die gelesenste und verbreitetste Zeitung Deutschlands

geworden, indem es sich seit mehreren Jahren einen festen Stamm von circa 70 Tausend Abonnenten dauernd erhalten hat. Die Vorzüge des „Berliner Tageblatt“ bestehen vornehmlich in Folgendem:

- „Täglich zweimaliges Erscheinen als Abend- und Morgenblatt.
- „Gänzlich unabhängige, freisinnige politische Haltung.
- „Zahlreiche Spezial-Telegramme von eigenen Korrespondenten an den Haupt-Weltplätzen.
- „Ausführliche Kammerberichte des Abgeordneten- und Herrenhauses, sowie des Reichstags.
- „Umfassende Handelszeitung und Courszettel der Berliner Börse.
- „Vollständige Ziehungslisten der Preussischen und Sächsischen Lotterie, sowie Auslosungen der wichtigsten Loospapiere.
- „Graphische Wetterkarte nach telegraphischen Mittheilungen der Deutschen Seewarte.
- „Reichhaltige und wohlgesichtete Tages-Neuigkeiten aus der Reichshauptstadt und den Provinzen.
- „Theater, Literatur, Kunst und Wissenschaft werden im Feuilleton des B. T. in ausgedehntem Maasse gepflegt, ausserdem erscheinen in demselben Romane und Novellen unserer ersten Autoren.

Gegenwärtig veröffentlicht das „Berliner Tageblatt“

die neueste Novelle von

Paul Heyse

„David und Jonathan“

den neuesten Roman von

Balduin Möllhausen

„Der Haushofmeister“

Für den Monat **September** abonniert man zum Preise von **1 Mark 75 Pf.**
bei allen Reichs-Postanstalten für alle 4 Blätter zusammen.

Für das Ausland beträgt das Abonnement incl. Porto für postfreie Zusendung
unter Kreuzband 13 Mk. pro Quartal. Probe-Nummern auf Wunsch gratis und franco.

!!! Interessanteste Wochenschrift!!!

Deutsches Montags-Blatt.

Diese beliebte und zu allgemeiner Anerkennung gelangte literarisch-politische Wochenschrift zählt die ersten Autoren Deutschlands zu ihren ständigen Mitarbeitern, sie interessirt ihre Leser durch eine Fülle von Mittheilungen und Anregungen aus allen Regionen des geistigen Lebens der Nation. Die Zuverlässigkeit der politischen Informationen des „Deutschen Montags-Blattes“, die Frische seiner literarischen und künstlerischen Mittheilungen und Kritiken, sowie überhaupt die Mannigfaltigkeit seines Inhalts machten es bald zur gelesensten

literarisch-politischen Wochenschrift Deutschlands.

Der Abonnementspreis beträgt pro Vierteljahr zur Mk. 2,50. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen entgegen.

Probenummern versendet auf gefl. Verlangen die Expedition des „Deutschen Montags-Blattes“, Berlin SW, Jerusalemstrasse 48



JAN 23 1880
MAR 1 1884
R 1 1880
MAY 1 1881

1880



Widener Library



044 098 611 718